AUTHOR: RIEHL, WILHELM HEINRICH

TITLE: DIE NATURGESCHICHTE

PLACE: STUTTGART

DATE: 1885-94

Master Negative #

91-80089-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Riehl, Wilhelm Heinrich, 1823-1897.
Die naturgeschichte des volkes als grundlage einer deutschen sozial-politik, von W. H. Riehl ... Stuttgart, Cotta, 1885-94, ₍v. 1, 1894₎
4 v. in 2. 22cm.

Contents.--1. bd. Land und leute. 9. aufl. 1894.--2. bd. Die bürgerliche gesellschaft. 8. aufl. 1885.--3. bd. Die familie. 10., mit vielen zusätzen vermehrte aufl. 1889.--4. bd. Wanderbuch, als zweiter teil zu "Land und leute." 3. vermehrte aufl. 1892.

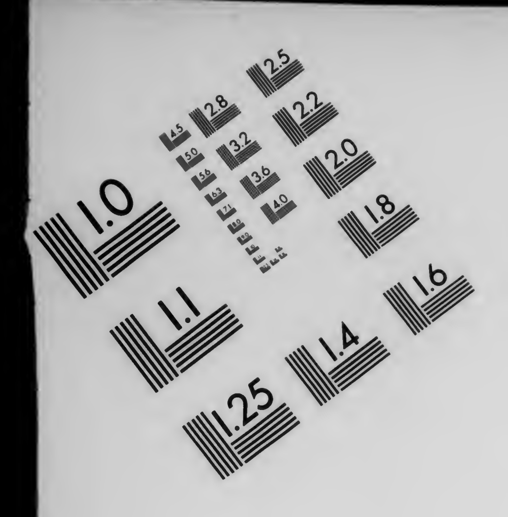
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6/12/91 INITIALS F.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1

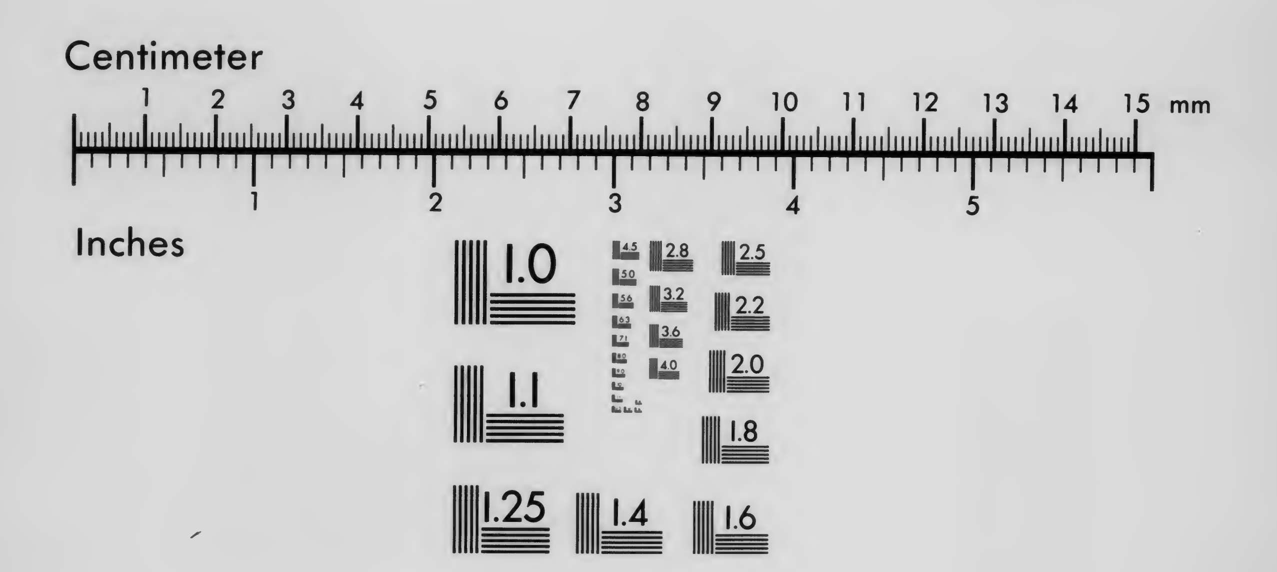


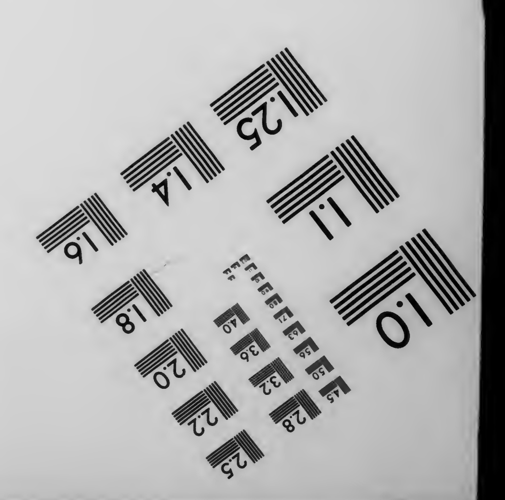


AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.







Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozial-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Erster Band.

Land und Leute.

Neunte Auflage.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Land und Leute.

Von

W. H. Riehl.

Neunte Auflage.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die früheren Auflagen dieses Buches waren dem Grafen Karl von Giech († 1863) zugeeignet und begannen mit folgendem Widmungsbriefe:

„Wir lesen in den Geschichtsbüchern, daß die Fürsten und ihre Räte in alter Zeit ihre Residenzen und Kanzleien wechselnd bald in diesem, bald in jenem Teile des Landes aufgeschlagen haben. Sie absolvierten bei diesem Wanderleben ihre politischen Studien; denn sie lernten Land und Leute kennen. Auch auf ihren Jagdzügen fanden sie manchmal die Staatskunst und Weidmannskunst nebeneinander.

„Heutzutage ziehen die Fürsten nicht mehr von Burg zu Burg, und die Minister reiten auch nicht mehr regierenshalber durch das Land. Da nun die Staatsmänner nicht mehr auf die Wanderschaft gehen können, so sollten es wenigstens die politischen Schriftsteller für sie thun.

„Diese Erwägung trieb mich seit Jahren hinaus, die schönen deutschen Gaue zu durchstreifen, um im unmittelbaren Verkehr mit dem Volke diejenige Ergänzung meiner historischen, staatswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Studien zu suchen, die ich in den Büchern nicht finden konnte.

„Ich ging bei dieser gleichsam naturgeschichtlich analytischen Untersuchung unsrer öffentlichen Zustände nicht von einem vorgefaßten politischen Parteistandpunkte aus. Erst aus der Summe der eigenen Anschauungen entwickelte sich mir ein sozialpolitischer Konservatismus, der mir nun aber auch um so sicherer bestimmend wurde für meine ganze Lebenspraxis. Zuerst ward ich Fuß-

wanderer und nachher politischer Schriftsteller. Wenn ja etwas Eigenes und Neues in meiner Art der Behandlung von Gesellschafts- und Staatswissenschaft steckt, dann habe ich es diesem Umstande zu danken.

„Als ich mein Buch über die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ schrieb, ging ich nicht entfernt von der Absicht aus, eine neue Schutzrede für die ständische Gliederung im Volke zu liefern. Ich wollte lediglich aus einem künstlerischen Trieb das deutsche Volksleben nach seinen allgemeinsten Gruppen zeichnen und fand die natürliche ständische Gliederung am Wege, ohne daß ich sie suchte. Ja zuerst galt es mir nur, eine einzelne Volksgruppe zu skizzieren, die Bauern, und der Plan, ein Gesamtbild der Gesellschaft zu entwerfen, rührte ursprünglich gar nicht von mir her. Er ward in mir erst angeregt durch den Freiherrn Georg von Cotta, als ich demselben meine Arbeit über ‚die Bauern‘ für die Deutsche Vierteljahrsschrift vorlegte. Die Idee des ganzen Buches wurde zwischen uns in mündlichem und brieflichem Verkehr mannigfach erörtert, und viele Winke des mit unsern gesellschaftlichen Zuständen gründlich vertrauten Mannes, dessen Förderung meines ganzen litterarischen Strebens ich mit Freuden öffentlich anerkenne, sind beim Ausarbeiten jener Schrift nicht unbenutzt geblieben.

„Wie ich nun aber bei der Skizze des einzelnen Standes der Bauern nicht hatte stehen bleiben können, sondern allmählich zu einem Gesamtbilde der bürgerlichen Gesellschaft gekommen war, so konnte ich auch bei diesem wiederum nicht stehen bleiben. Das eben ist die wunderbare Wirkung eines ins einzelne sich versenkenden Studiums, daß uns die Erforschung der Einzelthatsachen immer weiter treibt zum Nachweis ihres Zusammenhanges mit einem immer größeren, reicheren Ganzen.

„In der bürgerlichen Gesellschaft ist das Volk in seinen allgemeinsten Beziehungen durch sich selbst, in seiner von den örtlichen Besonderungen losgelösten Gliederung, in seinen Ständen geschildert. Will man die naturgeschichtliche Methode der Wissenschaft vom Volke in ihrer ganzen Breite und Tiefe nachweisen, dann muß man auch in das Wesen dieser örtlichen Besonderungen des Volkstumes eindringen. In der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist das Verhältnis der großen natürlichen Volksgruppen zu einander nachgewiesen: hier sollen diese Gruppen nach den örtlichen Bedingungen des Landes, in welchem das Volksleben wurzelt, dargestellt werden. Erst aus den individuellen Bezügen von Land und Leuten entwickelt sich die kulturgeschichtliche Abstraktion der bürgerlichen Gesellschaft. So steht das vorliegende Buch meinem Buche von der bürgerlichen Gesellschaft, welches sich als zweiter Band in zweiter neu überarbeiteter Auflage anschließen wird, gegenüber als der Entwurf zu einer sozialen Volkskunde Deutschlands, einer allgemeinen Systematik der Gesellschaft dieses Landes. Das Ganze aber wird zusammengehalten und getragen von dem Gedanken, daß die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkslebens zur Gesellschaftswissenschaft, zur sozialen Politik führe, und daß es noch früher oder später möglich werden müsse, auf der Grundlage solcher naturgeschichtlichen Untersuchungen ebensowohl einen Kosmos des Volkslebens, einen Kosmos der Politik zu schreiben, wie die naturgeschichtliche Untersuchung des Erd- und Weltorganismus einen ihrer höchsten Triumphe in dem Werke eines deutschen Gelehrten feiert, welches wir jetzt mit einem stolzen Worte den ‚Kosmos‘ schlechthin nennen.

„Bei meinem Buche über die bürgerliche Gesellschaft erlebte ich die Freude, daß es mir zwar nicht die lärmschlagende Gunst der politischen und litterarischen Parteien gewann, wohl aber eine große Zahl persönlicher Freunde und eifriger Anhänger in den verschiedensten Gauen Deutschlands. Ich schloß aus dieser Erfahrung, daß man wohl aus dem Buche herausgefühlt haben müsse, es sei kein gemachtes, es sei ein erwandertes und erlebtes Buch, welches nicht bloß zufällige Ansichten, sondern die Persönlichkeit, den Charakter seines Verfassers spiegele.

„Der hochverehrte Mann, dessen Namen ich an die Spitze dieser Widmung gestellt, ist ein solcher Freund, dessen befruchten-

der persönlicher Umgang, dessen unermüdliche Förderung meines bescheidenen Strebens mir lediglich durch jenen ersten größeren litterarischen Versuch gewonnen worden ist.

„Ich hielt es darum für meine Pflicht, Ihnen, hochverehrter Herr Graf, ein kleines Wahrzeichen meines Dankes auch öffentlich aufzustellen. Und wenn je eine Gelegenheit mir passend hierzu erschien, dann deuchte sie mir bei diesem Buche gegeben zu sein, zu dessen Ausarbeitung Sie mir in den vergangenen Frühlingstagen einen so köstlichen Mußesitz eingeräumt hatten, in Ihrem Thurnau, dessen freundliche Natur einst Wilhelm von Humboldt fesselte und dessen unvergleichliche Lindenallee Jean Paul für würdig erklärte, daß Fichte in ihr als dem stolzesten Laubdome seine Reden an die deutsche Nation gehalten hätte."

Augsburg, am 18. September 1853.

W. H. Riehl.

Vorwort zur achten Auflage.

Ich pflege meine eigenen Bücher nicht zu lesen, außer ich müßte durch eine neue Auflage dazu gezwungen sein. Auch pflege ich über meine Bücher nicht zu reden — weder mündlich im persönlichen Verkehr noch schriftlich und öffentlich — außer ich müßte zu letzterem durch die Vorrede zu einer neuen Auflage genötigt werden. Noch viel weniger ist es mir aber jemals eingefallen, für eines meiner Bücher Freunde zu werben oder für dessen Würdigung und Verbreitung irgend welchen Schritt zu thun. Ein Buch muß auf seinen eigenen Beinen stehen und von selber gehen, oder es geht überhaupt nicht — wenigstens nicht lange.

Das vorliegende Buch von „Land und Leuten" habe ich nun bereits zum achtenmal lesen müssen, und gerade weil es mir immer wieder fremd geworden war, fühlte ich mich auch wiederholt gedrungen, diese Lektüre mit dem kritischen Stift zu begleiten und den Text zu bereichern und zu verbessern. Ich glaubte dadurch eine Pflicht des Dankes gegen meine Leser zu erfüllen und eine Pflicht der Selbstzucht gegen mich.

So habe ich denn im Lauf der Jahre dreimal fortbildend Hand an dieses Buch gelegt.

Zuerst in der zweiten Auflage (1855), wo ich den Text sachlich bedeutend erweiterte und vertiefte und zwei neue Abschnitte einfügte, um das Ganze aus seiner ursprünglich mehr skizzenhaften Anlage zu planvollerem Zusammenhange durchzubilden. Ich hatte die erste Auflage als Wanderer und

Journalist geschrieben und war inzwischen Professor geworden; folglich wurde die zweite Auflage etwas gelehrter. Aber auch als Professor habe ich den Wanderer und Journalisten niemals verleugnet und werde ihn niemals verleugnen.

Eine neue Gestalt gewann dann wieder die fünfte Auflage von 1861. Hier gab ich Stil und Ausdruck sorgsam die letzte Feile, prüfte Satz für Satz auf Rundung und Wohlklang und schrieb einen großen Teil des Textes völlig um, bloß damit er sprachlich fester und doch zugleich leichter gefügt werde und dem Ideal eines Kunstwerkes näher komme, welches mir bei jedem Buche vorschwebt. Der Professor war inzwischen nebenbei zu seiner frühesten litterarischen Liebe wieder zurückgekehrt — zur Novelle — und hofft ihr niemals untreu zu werden.

Diese achte Auflage ist vermehrt durch viele überallhin eingestreute Zusätze von zwiefacher Art. Ich fügte da und dort neue aus dem Leben gegriffene Züge und Thatsachen ein, die der alten Schilderung erhöhtes Kolorit, stärkere Drucker, klarere Umrisse geben sollten; dann entwickelte ich aber auch ab und zu neue Gedanken und suchte die alten zu läutern und zu vertiefen. Nicht weil ich selbst inzwischen wieder in eine andre Stellung gekommen wäre, sondern weil die Zeit, die Welt, weil insbesondere Deutschland inzwischen so gründlich anders geworden war.

Das Wesen des Buches blieb trotz alledem durch sämtliche Auflagen unangetastet, der Grundplan unverändert. Ich hatte mir von Anbeginn das Ziel gesteckt, den Zusammenhang von Land und Volk als Fundament aller sozialen und politischen Entwickelung, als Ausgangspunkt aller sozialen Forschung nachzuweisen, und dieses Hauptziel, die eigentliche Tendenz des Buches, hat heute noch denselben Wert, dieselbe fördernde Kraft wie vor einem Menschenalter.

Die zahlreichen kleinen Thatsachen des Volkslebens, durch welche ich meine Ideen zu veranschaulichen und zu stützen und

dem Ganzen Leben und Farbe, mitunter auch etwas Humor, zu geben suchte, sind inzwischen vielfach auch in andern Werken benützt worden. Wo es mit Angabe der Quelle geschah, da hat es mich gefreut und zu Dank verpflichtet, wo ohne Angabe der Quelle, da freute es mich gleichfalls, ohne daß ich dafür zu danken brauche.

Die Spezialstudien einzelner Zustände des Landes und Volkes, die hier nur skizzenhaft sein konnten, habe ich ausgeführter fortgesetzt im „Wanderbuch", in den „Pfälzern" und in einzelnen Essays meiner „Kulturstudien" und „Freien Vorträge". Diese Arbeiten bilden eigentlich mit vorliegendem Buche ein Ganzes, wie überhaupt meine sämtlichen Bücher, auch die musikalischen und novellistischen, ein sich gegenseitig stützendes Ganzes bilden, welches freilich keinen andern Gesamttitel hat als den Namen des Autors.

Der Wert der vorgedachten kleinen Züge aus dem Volksleben beruht vorab darin, daß sie nicht aus Büchern geschöpft, sondern erlebt und erwandert sind. Hatten sie früher den Reiz des Gegenwärtigen, so gewinnen sie jetzt vielleicht schon historischen Wert. Ich ließ sie darum unverändert. Die Landschaftsmaler wissen, wie gefährlich es ist, an einer Skizze, die im Freien gemalt wurde, hinterdrein, und gar nach Jahr und Tag in der Stube nachzubessern: man tilgt da wohl einzelne Mängel, verdirbt aber das Ganze, man zerstört das beste Teil — die Frische, die sprechende Wahrheit des unmittelbaren Eindrucks.

So möge der Leser denn bei keiner Seite dieses Buches vergessen, daß das ursprüngliche Material zu meinen Landes- und Volksbildern in den Jahren 1847—53 skizziert ward, und zwar „im Freien", daß überhaupt das ganze Buch unter den Einflüssen jener gärenden, ringenden, aber auch für hohe Ideale jugendfrisch begeisterten Zeit entstanden ist.

Das Land ändert sich langsam, das Volk etwas geschwinder, der Staat am geschwindesten. Im Hinblick auf dieses dreifache Tempo bitte ich bei den letzten Abschnitten dieser Schrift,

wo von politischen Dingen gehandelt wird, das Datum der ersten Auflage auch bei der achten im Gedächtnis zu behalten. Politisch sind wir Deutsche inzwischen in eine neue und größere Epoche unsers nationalen Daseins getreten, und mit den politischen Thatsachen ist auch das politische Urteil, sind auch die leitenden politischen Ideen einer gründlichen Wandlung verfallen. Mit leiser Hand habe ich dies an vielen Stellen der neuen Auflage angedeutet, im wesentlichen ließ ich jedoch auch hier den alten Text stehen. Was wir geworden sind, das wissen alle; was wir vor kurzem noch gewesen, das wissen viele bereits nicht mehr. Vielleicht bietet ihnen gerade darum der alte Text der Schlußabschnitte den Reiz des Neuen.

Nicht wenige Sätze, welche ich dort aufgestellt, hat die Zeit widerlegt, andre bestätigt, und einiges dürfte jetzt auch als erfüllte Prophezeiung erscheinen, was vor dreißig Jahren als ein gewagter subjektiver Ausspruch Kopfschütteln erregte.

Mancher Bau stürzte zusammen, der damals für die Dauer gegründet schien, manch starker Glaube ward erschüttert. Indem wir vieles und großes gewannen, konnte man andrerseits auch an vielem irre werden, nur nicht an einem Glauben, der mich begeisterte, als ich dieses Buch schrieb, und heute noch gleich warm begeistert: — das ist *der Glaube an das deutsche Volk und seine Zukunft*.

Hochbuch bei Lindau am Bodensee am 1. September 1883.

W. H. R.

Inhalt

Seite

Zur Einleitung 1
Erstes Kapitel. Das Volk in Bild und Schrift . . . 3
Zweites Kapitel. Die vier Fakultäten 28
I. *Feld und Wald* 43
II. *Wege und Stege* 63
III. *Stadt und Land* 87
Erstes Kapitel. Oertliche Gruppen der Gemeindebildung in Deutschland. Natürliche und künstliche Städte. Die großen Städte 89
Zweites Kapitel. Die politische und soziale Gemeinde 111
IV. *Die Dreiteilung in der Volkskunde Deutschlands* 133
Erstes Kapitel. Thesen zur deutschen Landes- und Volkskunde 135
1. Das deutsche Tiefland; hochgebirgiges und mittelgebirgiges Deutschland 135
2. Dreiteilung der deutschen Wasserlinien 136
3. Dreiteilung des Klimas 138
4. Drei Gruppen der deutschen Pflanzengeographie . 140
5. Geschichtliche Entwickelung der drei Volksgruppen . 143
6. Die Verteilung der Volksmassen 147
Zweites Kapitel. Randzeichnungen des Sozialpolitikers 151
V. *Individualisiertes Land* 175
VI. *Zentralisiertes Land* 205
VII. *Das Land der armen Leute* 245
VIII. *Volksgruppen und Staatengebilde* 291
Erstes Kapitel. Zufallsstaaten 293
Zweites Kapitel. Der Partikularismus und die Großstaaten 303

Seite

Drittes Kapitel. Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volkstumes 312
Viertes Kapitel. Die staatlichen Uebergangsgebilde und die politische Moral 331
IX. Die kirchlichen Gegensätze 341
Erstes Kapitel. Volkstümliche Mystik der Revolution . 343
Zweites Kapitel. Die neue Macht der Kirche . . . 353
Drittes Kapitel. Das katholische und das protestantische Deutschland 370

Zur Einleitung.

Erstes Kapitel.

Das Volk in Bild und Schrift.

Durch Poesie und bildende Kunst geht seit Jahrhunderten der rastlose Drang nach Erweiterung des Kreises der darzustellenden Stoffe. Es will uns nicht mehr genügen an Einzelfiguren und Gruppen. War früher das Volk als Gesamtperson höchstens nur leicht angedeutete Staffage oder ein Schmuck des Hintergrundes, dann wird es jetzt mehr und mehr eine selbständige, ja eine Hauptfigur, die sich flott durchgearbeitet in den Vordergrund von Bildern und Dichtwerken stellt. Die Gegenwart sucht entschiedener als irgend eine frühere Zeit das Volk als Kunstobjekt zu fassen.

Mit dem Ausgange des Mittelalters, da die großen sozialen Neugestaltungen begannen, in denen wir noch fortweben, gewinnt das Volk den Reiz eines neuen Stoffes für die Künstler und Poeten. Die weitschichtigen, gleichsam episch ins Breite gehenden Geschichtsbilder der deutschen Malerschulen aus dem 15. und 16. Jahrhundert wurden damals äußerst figurenreich. Mit einzelnen bildsäulengleichen Heiligen hatte man begonnen, war fortgeschritten zur Gruppe, dann zum Gruppengewimmel und durch dieses zum Charakterbilde der Massen. Das deutsche Volk wird nun derb leibhaftig mitten in die Szenen aus der biblischen Geschichte, aus dem Leben der Heiligen und Märtyrer gestellt. Dürer, Holbein, Kranach waren nicht bloß insofern volkstümliche Maler, als sie

in ihrem Stil den deutschen Volksgeist in einer bis dahin nicht gekannten Freiheit und Naturfrische versinnbildeten; sie waren auch mit ihren unmittelbaren Vorgängern, Genossen und Nachfolgern die ersten, welche das deutsche Volk als Volk malten. Sie machten freilich trotzdem das Volk noch nicht zum Mittelpunkte ihrer historischen Bilder; sie stellten es nur in die Peripherie derselben, erläuternd, füllend, schmückend, daß es manchmal fast auftritt wie der Chor in der griechischen Tragödie. So getreu auch die Einzelfiguren und Köpfe in den Volksgruppen der altdeutschen Maler aus dem Leben gegriffen, ja oft in ihrer naturwüchsigen Gemeinheit geradezu von der Straße aufgelesen sind, so hat doch die Gesamtfigur des Volkes vorwiegend nur einen typischen Sinn. Im einzelnen wechselt die reichste Charakteristik der Köpfe; im ganzen sind es immer dieselben niederrheinischen, fränkischen, schwäbischen Bürger und Bauern, die auf den Bildern der niederrheinischen, fränkischen, schwäbischen Schule gegensatzlos, in stehenden, überlieferten Formen wiederkehren. Allein der Anstoß war gegeben, die Selbsterkenntnis des Volkes im Bilde geweissagt.

Aehnliches zeigt die damalige Poesie. In der Volksdichtung, die sich am Ende des Mittelalters und zur Reformationszeit ausbildet, greifen die Dichter ihre Stoffe unmittelbar aus dem Volksleben. Die niederen Stände erschauen sich im Gesamtorganismus des Volkes ebenso klar wie weiland die höheren: das ist in den Volksbüchern und den satirischen Lehrgedichten des 15. und 16. Jahrhunderts mit wahrhaft epochemachender Neuheit, Kraft und Tiefe ausgesprochen. Hier an den Pforten der neuen Zeit ahnten die Leute mit einemmal, welch ein wunderbares Kunstobjekt das Volk sei. Die Reformationszeit ist auch in diesem Stücke Spiegel und Seitenbild der Gegenwart. Sebastian Brandt geißelt in seinem Narrenschiff die Schwächen und Gebrechen der ganzen bürgerlichen Gesellschaft. Er macht bereits die moralische Gesamtperson des Volkes zum Stoffe seines Lehrgedichts. Die Satiriker jener Zeit beginnen überhaupt, das Volk naturgeschichtlich

zu zerlegen; freilich nicht zu politischem Zweck, sondern der Moralpredigt halber: aber die Thatsache dieser Untersuchungen bleibt darum nicht minder bedeutsam. Es ist nur erst der Theologe Gailer von Kaisersberg, der sich den Text zu seinen Predigten aus Brandts satirischer Naturgeschichte des Volkes nimmt; im 19. Jahrhundert werden die Staatsmänner ihre Texte in den naturgeschichtlichen Analysen des Volkes suchen müssen.

So wie die soziale Romantik des Mittelalters verblaßt, wird der Gegensatz des gemeinen Mannes zum vornehmen mit einemmal lebendig in der Litteratur. Volkslieder und Volksbücher verdrängen die Königslieder und Heldenbücher. Narren predigen die neue Weisheit; in dem Humor seiner Schwänke und Spottlieder erkennt das Volk als Gesamtcharakter sich selbst in seiner Eigenart und Naturkraft, und Eulenspiegel wird ein Prophet der sozialen Revolution. Die „grobianische Litteratur", in welcher das geringe, das arme, gedrückte Volk als das „eigentliche" Volk gedacht ist, fordert die ausgesungene höfische und ritterliche Poesie zum Knüttelkampfe heraus und fährt siegreich mit ihrem Prügel darein. Ein Stück des Volkes wenigstens wird solchergestalt Kunstobjekt, ein wunderliches Stück; die göttliche Grobheit der Sprache und Sitte des gemeinen Mannes soll ihre poetische Naturkraft bekunden; bei Spott und Hohn auf den modischen Anstand und das eigensinnige Herkommen der höhern Stände fühlen sich die Volksschriftsteller kannibalisch wohl. Dieselben von der Straße aufgelesenen Gestalten mit den gemeinen Gesichtern, welche teilweise auf den Historien- und Kirchenbildern den typischen Chor des Volkes bilden, pflanzen sich in dem Vordergrund der Spott- und Lehrgedichte auf. Sie drohen hier als eine Schar der Rache, welche den Mut und die Faust hat, das Unrecht der Zurücksetzung hinter Fürsten, Rittern und Pfaffen — nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Politik — wieder wett zu machen.

Wie in der Dichtkunst die Sehnsucht nach der Natur erst dann bei allen Sängern widerklingt, wann die Menschen sich der Natur entfremdet haben, so kann auch die künstlerische Selbstschau

des Volkes, der poetische Genuß an dem rohen Volksleben, erst da eintreten, wo der soziale Stand der Unschuld bereits gebrochen ist, wo die Entfremdung einer verfeinerten Welt von volkstümlicher Sitte und Art bereits soziale Nervenleiden, Blutarmut und Muskelschwäche erzeugt hat, gegen die man in dem Schlammbad einer naturwüchsigen Roheit und Flegelei Hilfe sucht.

Die „grobianische Litteratur“ vom Ausgange des Mittelalters ist in unsrer Zeit in den Dorfgeschichten, mehr noch in den Mysterien des großstädtischen Proletariats wieder aufgelebt. Solche Erscheinungen, die das Volk in seiner ungebrochenen, unverhüllten Natürlichkeit als Kunstobjekt nehmen, sind entscheidend für den Fortschritt der Naturgeschichte des Volkes. Was der Poet ahnt und schildert, das soll der Sozialpolitiker durchforschen und anwenden.

Wie im einzelnen Menschen, so zeigt auch im Volke dieses ruckweise Vorschreiten der Selbsterkenntnis jedesmal einen bevorstehenden Umschlag im Organismus an. Der Bauernkrieg machte der Lust an den Dorfgeschichten des 16. Jahrhunderts ein Ende. Da waren mit einemmal die „Grobiane“ aus dem litterarischen Rahmen herausgetreten und hatten wirkliche Arme und Fäuste bekommen. Der Dämon, welcher im Bild, im Lied und in der Satire längst gegeistet und in abenteuerlichen Gesichten sich vorverkündigt hatte, stieg endlich auch leibhaftig ans Tageslicht.

Das 16. Jahrhundert malte nicht bloß das Volk und sang von dem Volke, es beschrieb auch dasselbe mit ganz besonderem Behagen. In „Weltbüchern“ und „Kosmographien“ schilderte der populäre Gelehrte das Volk nach Stand und Beruf, nach seinem Zusammenhang mit dem Lande und ergötzte die Leser mit der Kunde von allerlei wunderlichen Sitten, die er in der eigenen Heimat versteckt gefunden. Neben den Holzschnitten von Meerfräulein, Menschenfressern und fabelhaften Völkern mit Hundeköpfen sehen wir in Sebastian Münsters „Kosmographey“ den Algäuer Bauer am Spinnrocken, den Landsknecht, den Ritter, den Zigeuner, den Juden. Wie diese derben Holzschnitte ist auch

das Konterfei der mittelaltrigen vier Stände fest und treuherzig in Worten gezeichnet. Wer vermag heute soziale Charaktergruppen zu malen, die sich an Dürerscher Kraft der Umrisse mit Sebastian Franks Prachtstücken der Schilderung messen könnten? Und an diesen Spiegelbildern ihrer selbst konnten sich die Leute des 16. Jahrhunderts nicht satt sehen. Die Selbsterkenntnis des Volkes war mit nie gekannter Macht erwacht: dies ist eine der wichtigsten Thatsachen der Reformationszeit. Mit gutem Griff hat darum Kaulbach in seinem großen Reformationsbild zu den Humanisten, zu den Entdeckern und Naturforschern auch einen Forscher von Land und Leuten, den alten, ehrlichen Münster mit seiner langen Forschernase, in den Vordergrund gestellt. Wie arm und karg waren dagegen die Notizen über Volksleben und Volkssitte gewesen, welche wir aus den Chroniken und Annalen des Mittelalters heute mühselig zusammensuchen!

In der Kunstthätigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts tritt das Volk als Kunstobjekt wieder in den Hintergrund. Die Zopfzeit hatte keine soziale Politik. Wo es nur Unterthanen, keine Bürger gibt, da wird freilich das Studium des Volkes überflüssig. Während selbst der typische Chor der Volksgruppen von den Historienbildern verschwindet, sind es nur noch die republikanischen Holländer, welche Art und Sitte des gemeinen Volkes behaglich vor unsre Sinne bringen. Sie führen die erloschene grobianische Litteratur der früheren Zeit mit dem Pinsel fort; Teniers, Ostade, Jan Steen boten dem verschnörkelten Wesen der vornehmen Welt Trumpf, indem sie in unvergleichlicher Naivetät Studien zur Naturgeschichte des Volkes malten.

Allein so groß auch die Rückschritte waren, die man seit dem Dreißigjährigen Krieg in der Erkenntnis und Würdigung des Volkslebens machte, so ist doch die Brücke zwischen den Volksstudien des 16. Jahrhunderts und der Gegenwart niemals ganz abgebrochen gewesen. Im Simplicissimus und den Gesichten des Philander von Sittewald wird noch einmal, wenn auch mit roher Hand, der Versuch gewagt, ein unverhülltes Naturbild des

Volkes poetisch zu gestalten. In diese traurige Zeit, wo die Politik vorzugsweise zu scholastischen staatsrechtlichen Formen zusammenschrumpfte, wo von wirklichen Originalzöpfen die Grundsteine zu der modernen, alle Naturkräfte im Volksleben übersehenden politischen Schulmeisterei gelegt wurden, fallen trotzdem höchst wichtige Anfänge einer sozialpolitischen Tageslitteratur. Als man auf Bildern, in Lehrgedichten, Satiren, Romanen und Weltbüchern keinen Raum mehr hatte für die Zeichnung des Volkes, warf man wenigstens noch auf fliegende Blätter Skizzen zur Naturgeschichte des Volkslebens hin. Die Gelehrten hatten sich einseitig des Staatsrechtes bemächtigt; populär aber blieben die wenn auch noch so dürftigen Fragmente zur Gesellschaftswissenschaft. In der Wissenschaft des Staates und des Rechtes ging Griechenland und Rom voran; aber die Wissenschaft vom Volke in ihrer ausgeprägtesten, naturgeschichtlich zerlegenden Form ist ein Eigentum der modernen und vorab der germanischen Welt. Es lag unserm Volksgeist seit Urwalds Zeiten näher, die individuelle Sitte auszubilden als das völkerverschmelzende Recht, das Sonderleben der Gesellschaft aufrecht zu halten neben und über der ausgleichenden Gewalt des Staates. Die Deutschen sind geborene Sozialpolitiker, und von diesem Standpunkte aus sind sie stets ein politisch wunderbar strebsames und rühriges Volk gewesen. Die Glanzperiode unsrer weltbeherrschenden volkstümlichen Herrlichkeit, das Mittelalter, war die Zeit des einseitig sozialen Staates; allein man lebte damals so naiv und ausschließend in Stand und Gesellschaft, nicht in Nation und Staat, daß man an die soziale Schilderung gar nicht dachte. Diese Naivetät wurde durch die Renaissance zerstört. So beleuchten jene fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts, die Vorläufer der modernen Tagespresse, die gesellschaftlichen Zustände ihrer Zeit von allen Seiten; von der politischen im engeren Sinne sprechen sie nur da, wo der religiöse Zwiespalt mittelbar auch so etwas wie politische Parteigruppen beim Volke eingeschwärzt hatte.

Es fallen ganz neue Schlaglichter auf die Geschichte unsers öffentlichen Lebens, wenn wir die Entwickelung der deutschen Journalistik rückwärts bis zu ihren Ursprüngen verfolgen, und dabei untersuchen, inwiefern dieselbe vorzugsweise die Interessen der Gesellschaft oder des Staates durchgesprochen hat. Wir kommen dann zu dem kulturgeschichtlich bedeutsamen Ereignis, daß unsre soziale und kulturpolitische Journalistik reich war seit alten Tagen, unsre rein politische fast immer bettelarm. Für die Geschichte und Politik der Gewerbe, des Handels und Ackerbaues, für die Zustände der Aristokratie und des Bürgertums, ja des Proletariats bieten jene fliegenden Blätter immer noch eine reichlich strömende Quelle; für die Kunde des staatlichen Lebens eine ganz dürftige. In einer Flugschrift des 15. Jahrhunderts, dem liber vagatorum (1494), sind die Proletariergruppen jener Zeit bereits gezeichnet und in Reih und Glied gestellt, daß es sich schier wie ein erster kindischer Versuch zu einer Naturgeschichte der Gesellschaft ausnimmt. Man besaß damals schon ein Lexikon der Gaunersprache, aber noch lange kein Staatslexikon. Als sittengeschichtliche Merkwürdigkeit finde ich, daß in jenem Wörterbuch kaum je Synonyma des wortkargen Kauderwelsch vorkommen. Nur bei einem Wort überrascht der Ueberfluß von vier Synonymen; es ist das Wort Bordell; man sieht, die Zeit begünstigte in allen Stücken das korporative Genossenleben, und das Laster war in selbigen Tagen noch ebenso grob wie die Tugend.

In der ungeheuren Masse des Stoffes zur Gesellschaftskunde, welcher in der Litteratur der beiden größten germanischen Kulturvölker, der Deutschen und Engländer, aufgehäuft ist, liegen reiche nationale Schätze geborgen, die nur der hebenden und ordnenden Hand bedürfen. Eine Geschichte dieser Vorstudien zur Gesellschaftskunde zu schreiben, wäre eine geistige That, die ganz neue Schlaglichter auf die Geschichte unsrer politischen Entwickelung werfen würde. Welch reicher und stetiger Fortschritt in der eingehendsten Untersuchung des Volkes von jenem mageren

liber vagatorum bis zu dem Riesenwerke „London labour and the London poor“, in dessen drittem Teil eben Henry Mayhew die nämliche Gesellschaftsgruppe der vagatores für die einzelne Stadt Londen systematisch und mit schwindelerregender Ausführlichkeit zu behandeln begonnen hat, und nicht minder bis zu Avé-Lallements meisterhaftem Buche über das deutsche Gaunerwesen: von jenem Gaunerlexikon auf wenigen Duodezblättern bis zu Dr. Potts neuesten grammatischen und lexikalischen Untersuchungen über die Gauner- und Zigeunersprachen. Wie arm ist die Litteratur der Franzosen, Italiener und Spanier an solchen sozialen Vorstudien gegenüber der deutschen und englischen!

In Frankreich tritt der epochemachende Meister einer Konstruktion der Gesellschaft auf: Rousseau. Nicht die Untersuchung des Volksorganismus als einer historischen Thatsache, sondern das Phantasiebild eines „Gesellschaftsvertrages“ stellt er an die Spitze seiner neuen Gesellschaftswissenschaft. Die soziale Politik wird zur sozialistischen. So ist es bis auf unsre Tage in Frankreich überwiegend geblieben; die Franzosen haben bis jetzt stets nur eine verneinende, ausebnende, nicht aber eine positive, aufbauende soziale Politik gewinnen können. Montesquieu hatte das Zeug zu einem echten Sozialpolitiker; gerade darum ist er dem deutschen Geiste verwandter, als irgend ein damaliger Staatsschriftsteller unter den Franzosen. Seine Landsleute haben seine Weisheit mehr bewundert als aufgenommen und weitergebildet. Gerade so erging es durch viele Jahrhunderte mit Aristoteles, neben Plato, dem großen Erzvater der sozialen Politik.

Man hält nach einer landläufigen Auffassung die Deutschen für besonders idealistische Politiker, für geborene Doktrinäre vom reinsten Wasser. Allein gerade in der sozialen Politik, wo sich die Franzosen fortwährend in ihrem Phantasiebau einer aus der Luft gegriffenen neuen Gesellschaft verrennen, sind sie ohne Vergleich unpraktischer und idealistischer als der Deutsche, dem es wenigstens noch möglich ist, die thatsächlichen Volkszustände zu begreifen und zu schätzen.

Als französische Sitte, französische Sprache und Kunst Deutschland beherrschte, da war es, wo der geniale Meister der politischen Schule, Montesquieu, und der Ahnherr der sozialen Schulmeister, Rousseau, die deutschen Anschauungen vom Volke auch in dem französisierten Deutschland in das Joch französischer Abstraktion schlugen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Erkenntnis und Erforschung des Volkslebens in Deutschland am armseligsten und verachtetsten gewesen. Es war aber auch diese Zeit politisch weit trostloser, als selbst jene des Dreißigjährigen Krieges.

Voltaire sagt: „Es gibt Hunde, die man kämmt, die man liebkost, die man mit Biskuit füttert, denen man schöne Hündinnen zum Privatvergnügen hält; es gibt andre Hunde, die man verhungern läßt, die man tritt und schlägt, die zuletzt ein Anatom an den Pfoten auf den Tisch nagelt, um sie bei lebendigem Leibe langsam zu sezieren. War es das Verdienst oder die Schuld dieser Hunde, daß sie glücklich oder unglücklich gewesen sind?“ Solch wohlfeile Epigramme über das Naturrecht der Gesellschaft schlugen ihrer Zeit tiefer ein als die gründlichsten Untersuchungen über die Naturgeschichte derselben. Die gewaltige Frage von der natürlichen Ungleichheit der Gesellschaftsgruppen, die nicht trotz der ewigen Menschenrechte, sondern mit und in denselben besteht, läßt sich nicht mit allgemeinen moralischen Schlagsätzen abfertigen. Ja, es liegt sogar ein frevelnder Leichtsinn in jenem scheinbar von der gerechtesten sittlichen Entrüstung eingegebenen Voltaireschen Spruch; in den mit Roheiten und Gemeinheiten gespickten Werken dagegen, in welchen die deutschen Satiriker des 15. und 16. Jahrhunderts das Naturrecht des niedergehaltenen Volkes naturgeschichtlich feststellen wollten, liegt gar oft ein tiefer sittlicher Ernst.

Die ersten deutschen Wochen- und Monatschriften im 18. Jahrhundert waren den englischen nachgebildet. Ihr politischer Inhalt war verzweifelt gering, und dieses kleine Prozent politischen Stoffes, welches sie brachten, ging wiederum vollständig auf in

den Berichten über Land und Leute, nicht über den Staatsorganismus. Je selbständiger sich jene deutschen Zeitschriften entwickelten, desto einseitiger wandten sie sich dem reinen Litteraturleben der Nation zu. Die historisch merkwürdigste deutsche Zeitschrift, die Horen, war ein Litteraturblatt, aber nicht ohne mittelbare politische Tendenz. Man wollte den Staatsbürger ästhetisch wieder zum politischen Menschen erziehen und kam auf dem Umweg der Litteraturgeschichte wieder zur Naturgeschichte des Volkes. In Goethes Götz und Egmont war das Volk wieder Kunstobjekt geworden; durch die Begeisterung für Shakespeare ward man wider Wissen und Willen zu sozialen Studien geführt. Den Franzosen erschien Corneille als der Poet der Staatsmänner, den Deutschen Shakespeare. Corneille hat aber, gegen Shakespeare gehalten, das Volk gar dürftig als Kunstobjekt ausgebeutet, und die Franzosen haben keine soziale Politik.

Der größte deutsche sozialpolitische Journalist des 18. Jahrhunderts war Justus Möser. Es ist ganz unmöglich, sich einen französischen Justus Möser zu denken. Er steht im Gegenteil häufig den englischen Schriftstellern näher, als den schreibenden Zeitgenossen Deutschlands. Die französischen Encyklopädisten wollten nichts für wahr nehmen, als was sie mit ihren fünf Sinnen angeschaut; Mösers größte Vorzüge wurzeln gleichfalls darin, daß er stets seine fünf Sinne offen hielt; der Unterschied ist nur, daß die Encyklopädisten mit ihren fünf Sinnen das vorgefaßte naturrechtliche System in die Volkszustände hineinschauten, während Möser die naturgeschichtliche Eigenart des Volkes klar und rein herauszuschauen wußte. Darum ist er auch unser einziger politischer Zeitungsschreiber, dessen Artikel teilweise wirklich volkstümlich geworden sind, ein Eigentum der ganzen Nation, aufgestellt nicht nur in dem litterarischen Pantheon unsers klassischen Volksschriftentums, sondern auch in dem buchhändlerischen der Groschen- und Volksbibliotheken. Möser ist der ärgste Widersacher einer abstrakt naturrechtlichen Politik, durchweg Historiker und Staatsmann, ein Mann, der, wie seine Tochter sagt, nichts

gründlicher haßte, als die Spieler und Schreiber, obgleich er selbst nichts leidenschaftlicher that, als — spielen und schreiben. Er schrieb zu einer Zeit, wo die Politik im engern Sinne für unsre Tagespresse noch gar nicht existierte, er schrieb seine „Patriotischen Phantasien“ für das Lokalblatt eines abgelegenen Winkels von Deutschland, und als er diese kleinen, meist an ganz beschränkt örtliche Fragen anknüpfenden Artikel zu einem Buche sammelte, befürchtete er, sie möchten dem großen deutschen Publikum wenig munden wegen des „erdigen Beigeschmacks“, den sie aus dem Stift Osnabrück mitbrächten, und ließ sich's gewiß nicht träumen, daß sie nach hundert Jahren noch in den „Groschenbibliotheken der deutschen Klassiker“ umgehen würden. Worin liegt nun der Zauber der Möserschen Phantasien? Vor allen Dingen darin, daß Möser unser Volk aus dessen eigenster Natur heraus erschaut, daß er der große Ahnherr unsrer sozialpolitischen Litteratur gewesen. Er hat nur Fragmente hingeworfen, aber in allen diesen Fragmenten ist der Gedanke von dem Recht der Gesellschaft neben dem Rechte des Staates, von der tiefen Bedeutung der geschichtlich überlieferten Sitte neben dem allgemeinen Vernunftrecht der leitende. Als eine naturgeschichtliche Schilderung von Land und Leuten schrieb er seine „Osnabrückische Landesgeschichte“ und wies dadurch der Ortsgeschichtschreibung und Topographie, die jetzt schon für die Begründung einer deutschen Sozialpolitik so unermeßlich wichtig geworden ist, einen neuen Weg. Die „Patriotischen Phantasien“ sind die vom politischen Standpunkt genialsten naturgeschichtlichen Studien aus dem deutschen Volksleben, welche wir besitzen; sie sind die Weissagung des 18. Jahrhunderts auf die soziale Wissenschaft des 19. Möser war nichts weniger denn ein Künstler, aber das Volk behandelt seine plastische Hand recht als ein Kunstobjekt. Der moderne, historisch forschende und aufbauende Sozialpolitiker wird immer wieder auf Möser zurückgreifen müssen, wie der Aesthetiker auf Shakespeare, wie der Theolog auf die Bibel. Und es sprüht in der That ein Shakespearescher Geist aus der

Gedankenschärfe, dem gesunden Mutterwitz dieses Mannes, aus dem wunderbaren Blick für die Beobachtung und Erfassung jeder lebendigen Thatsache, für die Enthüllung der natürlichen und freiwüchsigen Grundstoffe im Volksleben, wie aus dem vernichtenden Spott, mit welchem er die Verkehrtheiten alter und neuer Gesellschaftszustände geißelt.

Möser konnte von seiner eigenen Litteraturepoche nur halb verstanden werden, denn sie war die Epoche der poetischen und künstlerischen Befreiungskämpfe; diesem derben, urrealistischen Niedersachsen aber fehlte der Sinn für das tiefere Erkennen des Kunstlebens. (Und doch hat keiner unsern Möser wahrer und wärmer charakterisiert als — Goethe, der ihm freilich auch in seiner wunderbaren Intuition für alles lebendige Leben so nahe stand!) Noch ferner lag Möser der nächstfolgenden Periode, denn sie war eine wesentlich philosophische. Hätte Deutschland jemals Beruf zur naturrechtlich konstruierenden Politik gehabt, so müßte es in dieser Periode gewesen sein, die einen Möser notwendig vergessen mußte. Die geistige Grundrichtung unsrer Tage ist, im Gegensatze zu jener philosophischen Epoche von Kant bis Hegel, eine historische. Für uns ist der prophetische Patriot von Osnabrück wieder von den Toten erstanden. Er steht mitten in den sozialpolitischen Kämpfen der Gegenwart. Striche man das äußere, rein seiner Zeit angehörende Beiwerk in seinen patriotischen Phantasien weg, man könnte sie heute wieder als schlaghaft wirkende Leitartikel neuesten Datums in unsre Zeitblätter einführen.

Die Blütezeit unsrer modernen philosophischen Litteratur, die Zeit von Kant bis Hegel, war, wie gesagt, im allgemeinen keine günstige für die Pflege der Wissenschaft vom Volke. Die welterschütternden Ereignisse der Revolutionszeit und der napoleonischen lenkten den Blick vom inneren Weben der einzelnen Völker auf die große Politik Europas. Wenn die Soldaten Politik machen, verstummt der Sozialpolitiker. Deutschland war damals eben erst herausgetreten aus dem greulichen Wirrsal lebensunfähiger politischer und sozialer Besonderungen, die das Deutsche Reich in seiner letzten Periode zu einem so mißgestalteten Körper gemacht hatten. Der äußere Neubau der Staaten war viel wichtiger geworden als die Vertiefung in das Kleinleben des Volkstums. Es geht durch diese Zeit ein mächtiger Zug zum Aufbau des Allgemeinen, Einheitlichen, zur ausebnenden, uniformierenden Politik, zur theoretischen Konstruktion in der Wissenschaft. Es war weit mehr eine Zeit der Systeme, als der stofflichen Forschung. Selbst in der Kunst, namentlich der bildenden, war die Läuterung der äußeren Formen und ein verständiges Wort der allgemeinen ästhetischen Grundsätze weit dringender geboten, als ein Hinabsteigen in die unendliche Fülle neuer Stoffe.

Aber trotzdem machen sich in dieser Zeit der Vorarbeit zum Aufbau neuer Staatskörper und neuer Staatsideale bei vielen bedeutenden Männern die Zeichen bemerklich, daß sie die Wichtigkeit einer naturgeschichtlichen Analyse des Volkstums wohl begriffen oder geahnt haben. Als einen merkwürdigen Arbeiter in dieser Richtung will ich beispielsweise nur einen Mann hervorheben, den Philosophen Johann Jakob Wagner. Er wird uns vielfach in einem ganz andern Lichte erscheinen, als seinen Zeitgenossen, denn wie mir dünkt, beruht das Auszeichnende dieses Mannes weniger in dem geschlossenen Bau seines Systems, als in den allseitigen Anregungen, mit welchen er die wissenschaftlichen Ziele einer Zukunft, die uns nunmehr zur Gegenwart geworden ist, vorgedeutet hat. Er ist ein Prophet unter den Philosophen seiner Zeit gewesen, wie Möser unter den Publizisten. So hat er die wissenschaftlichen Grundzüge der Nationalökonomie bereits zu einer Zeit systematisch geordnet, wo für das Stoffliche dieses Faches, wenigstens in Deutschland, noch wenig oder nichts gethan war, wo man sich namentlich den selbständigen Aufschwung der Volkswirtschaftslehre, wie sie jetzt Schule und Leben beherrscht, noch nicht entfernt träumen ließ. Er ging sogar noch weiter, als wir gegenwärtig gehen, indem er den ori-

ginellen Gedanken durchführte, als Seitenstück zur Nationalökonomie ein System der Privatökonomie zu schreiben, in welchem die Wirtschaft der Familie in ähnlicher Weise auf ihre allgemeinen wissenschaftlichen Grundsätze zurückgeführt ist, wie in der Nationalökonomie die Wirtschaft des Volkes. Der Versuch mag auf den ersten Anblick seltsam erscheinen, allein für die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft hätte namentlich eine historisch begründete Kenntnis der Privatwirtschaft unsrer einzelnen Volksstämme einen unberechenbaren Wert. Hunderte der praktischen Versuche, die jetzt zur Lösung der sozialen Wirren gemacht werden, schlagen in das Gebiet der Privatökonomie ein, ohne daß wir uns immer wissenschaftlich dessen bewußt sind. Es wird diese Disziplin nicht allezeit so brach liegen bleiben, wie gegenwärtig; sie hat ihre Zukunft, und wäre es auch nur, weil sie sich ergänzend in die allgemeine Sittenkunde einreihen muß.

Noch überraschender tritt uns der prophetische Standpunkt J. J. Wagners entgegen, wenn wir sein Buch vom Staate zur Hand nehmen. Hier sind namentlich über den materiellen Inhalt des Staatslebens, über die Unterscheidung der Familie, der Gesellschaft und des Staates, über die Gruppen und Glieder des Volkes, über das Verhältnis der Volkswirtschaft zur Staatsverwaltung und vieles Aehnliche so neue Gedanken gegeben, daß wir oft keineswegs glauben, das Buch eines Philosophen vor uns zu haben, dessen Blütezeit bereits um mehr als ein Menschenalter hinter uns liegt, sondern die Winke eines Praktikers aus der Gegenwart, dessen Geist von den modernen Thatsachen der sozialen Politik erfüllt ist.

(Wenn aber J. J. Wagner weder bei seinen Lebzeiten noch nach seinem Tode trotzdem doch nicht tiefer greifenden Einfluß übte, so liegt der Grund darin, daß er, als ein echtes Kind seiner Zeit, bei den „Winken" stehen blieb, bei dem bloßen Ahnen und Andeuten der realen Mächte des Volkslebens, statt diese selbst zu ergründen und darzustellen. Die Philosophen waren überhaupt zu vornehm für dergleichen Arbeit. Sie zeigten

wohl gern von oben herab den Weg, nahmen den Weg aber nicht gern unter die Füße, wobei für das „System" freilich nicht viel herausgekommen wäre, um so mehr aber für die Erkenntnis der Thatsachen. Aehnlich sind in unsrer heutigen unphilosophischen Zeit manche Politiker zu vornehm, um zum voraussetzungslosen Studium des Volkes herabzusteigen. Die Resultate würden ihnen nur das korrekte Parteiprogramm verwirren, und mit dem Volk im ganzen wird man immer leichter fertig als mit dem Volk im einzelnen — wenigstens auf dem Papier.)

In den Urstaaten des Orients fiel die Staatswissenschaft mit aller übrigen Weisheit zusammen in der Theologie. „Theologie war die eine Wissenschaft, Kultus die eine Kunst." Hiervon befreiten sich die Griechen, indem sie die politische Philosophie schufen. Aehnlich erscheint in der auf das Mittelalter unmittelbar folgenden Periode die Staatswissenschaft als aufgegangen in der Rechtswissenschaft. Sie aus dieser verwandten Disziplin selbständig herauszuarbeiten, ist die noch keineswegs vollendete That der neuesten Zeit. In einzelnen Zweigen wird freilich die Staatswissenschaft immer mit der Jurisprudenz verwachsen bleiben, wie nicht minder mit der Theologie und Philosophie. Es kommt nur darauf an, denjenigen Teil, der ihr echtestes Eigentum ist, auch für sich festzuhalten und durchzubilden, und dieser ist, im Gegensatze zu dem formellen Teile, dem Staatsrecht, der materielle, die Wissenschaft vom Volke.

Gegenüber jener Periode der wissenschaftlichen Systeme, der staatsrechtlichen Konstruktionen, der ästhetischen Theorien, der theologischen Streitfragen, ist nachgerade ein ungeheurer Realismus in unser litterarisches Schaffen eingezogen, ein Vorherrschen der Beobachtung des thatsächlichen Lebens, daß man uns zu Kants und Fichtes Zeit darob Barbaren gescholten haben würde. Der philosophischen Epoche ist eine wesentlich historische gefolgt. Die unerhörten Triumphe, welche die Naturkunde auf dem Wege der Analyse gewann, haben alle andern Wissenschaften auf denselben Weg fortgerissen. Da mußte die Zeit auch wieder günstig werden

für die naturgeschichtliche Untersuchung des Volkes. Ein unübersehbarer Stoff ist in dieser Richtung seit Jahrzehnten von tausend Händen mit wahrem Ameisenfleiße aufgehäuft worden. Leichtfertige Touristen und ernste Forscher wetteiferten, des deutschen Volkes Art bis ins kleinste zu erkunden und zu schildern. Es erstand eine Wissenschaft der deutschen Sage, der deutschen Sitte, eine neue Wissenschaft der Statistik. Was dem modernen Geschichtschreiber die unmittelbare Quellenforschung, nicht in Büchern, sondern in Archiven, das ist dem Manne der Volkskunde das Anschauen des Volkes, wie es lebt und webt, mit eigenen Augen.

Aber die unendlichen Massen des rohen Stoffes liegen großenteils noch formlos und ungeordnet durcheinander. Es gilt, die gesammelten Einzelkenntnisse aus der Naturgeschichte des Volkes nutzbar zu machen in der Lehre für die Idee des Staates, nutzbar in der Praxis für die Weiterbildung unsers Verfassungs- und Verwaltungswesens, für den Wiederaufbau der gärenden, ringenden bürgerlichen Gesellschaft, es gilt, diese naturgeschichtlichen Thatsachen zu benutzen als Schild und Schwert wider einseitig politische Parteilehren, die unser politisches Leben nach einmal vorgezeichneter Schablone zurechtschneiden wollen. Dies nenne ich soziale Politik. Es gilt, auf den Grund dieser naturgeschichtlichen Thatsachen, die Staatswissenschaft zu erweitern und einen selbständigen Teil derselben als Gesellschaftswissenschaft neben das Staatsrecht und die Verwaltungskunde zu stellen. Denn es ist staatsrechtlich ganz gleichgültig und teilweise auch gleichgültig für die Verwaltungslehre, ob der Bauer einen Kittel trägt oder einen städtischen Rock, ob er seine Volksmundart spricht oder nicht, ob er in seinem Familienleben die alten Sitten bewahrt oder mit neuen vertauscht hat, ob der Verkehr eines Landes sich auf Eisenbahnen bewegt oder auf Kunststraßen oder auf Knüppeldämmen und Feldwegen, ob die Stammes- und Charakterzüge des Volkes sich nach großen Massen sondern oder nach kleinen Gruppen, ob das Land, in dessen Grenzen die Staatseinrichtungen zur Geltung gebracht werden sollen, Bergland oder Flachland, Feldland oder Waldland, Küsten- oder Binnenland ist. Das öffentliche Recht sucht die allgemeinen Grundsätze auf, welche über diesen natürlichen Besonderungen von Land und Leuten stehen. Es wird aber doch eine tote, unpraktische Abstraktion bleiben, wenn es nicht zugleich auf das berechtigte Wesen dieser Besonderungen selbst gegründet ist.

Die soziale Politik, indem sie von dem gesamten Kulturbild einer Volkspersönlichkeit ausgeht, ruht darum auch auf weit breiterer Basis als die bloße Volkswirtschaftspolitik. Die Nationalökonomie ist nur ein Hilfsfach zur Wissenschaft der Gesellschaft, denn sie untersucht wohl die Arbeit des Volkes, allein das ideale Moment der volkstümlichen Sitte, welches in und mit der Arbeit erwächst, liegt außerhalb des Kreises ihrer Studien. Die unwägbare, unmeßbare, trotzdem aber doch als eine gewaltige politische Macht vorhandene Sitte des Volkes bildet den eigensten Stoff der Untersuchung für die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer sozialen Politik. Im Gegensatz zu einer früheren Zeit, welche die feste Basis des Zählens, Messens und Wägens im Staatshaushalt über Gebühr vernachlässigte, scheint aber der an sich so löbliche Eifer, mit welchem man jetzt die Dinge betreibt, bald wieder ins Extrem überschlagen zu wollen, indem die ganze Kunst der Staatsverwaltung in die einseitige Funktion einer kaufmännischen Buchführung verkehrt zu werden droht. Und vor den ungeheuren Zahlenreihen, welche gegenwärtig unsre Zeitungen wie unsre publizistischen Schriften erfüllen, darf man wohl zuzeiten erschrecken: denn hinter ihnen lauert oft der trügerische Gedanke, daß mit diesen Ziffern zugleich die Kenntnis der öffentlichen Zustände gegeben sei; hinter ihnen verbirgt sich bereits nicht selten die politische und sittliche Ketzerei, welche die Mehrung des materiellen Nationalwohlstandes als einziges Ziel des Volks- und Staatslebens setzt. Man verwechselt eben hier die Wirtschaftspolitik mit der sozialen. Dem entspricht auch die einseitige Richtung, welche die Statistik

genommen hat. Denn der große und ruhmwürdige Eifer, mit welchem in den letzten Jahren diese Wissenschaft in Deutschland selbständiger herausgearbeitet worden ist, hat zumeist entweder der Ergründung der Staatshaushalte oder der Kunde vom Handels- und Gewerbewesen, der Volkswirtschaft im allgemeinen Sinne gegolten. Dagegen ist für die in beglaubigten Zahlen und zeitgeschichtlichen Schilderungen festgestellte Kunde des Volkslebens nach seinen örtlichen Gruppen, des Gemeindewesens, der Gestaltungen der Stände und Berufe im kleinen und einzelnen noch weit weniger geschehen. Das heißt: wir besitzen wohl gute Anfänge zur Statistik des Staates, aber noch keineswegs zur Statistik der bürgerlichen Gesellschaft, Anfänge zur Statistik der Volkswirtschaft, aber nicht der Naturgeschichte des Volkes. Denn die Wirtschafts- und Finanzstatistik ist für die Wissenschaft vom Volke zwar eine unentbehrliche, aber keineswegs die einzige Quelle. Soll diese erst in ihrer Frühblüte entwickelte Wissenschaft einen urkundlich beglaubigten Boden der Thatsachen erhalten, dann muß sich zu der wirtschaftlichen Zahlenstatistik eine geistige Statistik der Sitten gesellen.

Wie die Landesgeschichte in der Ortsgeschichte gründet und sich ergänzt, so muß auch die soziale Statistik bis zum Dorf und Gehöft sich verzweigen. Wir verlangen von ihr beispielsweise: Tabellen über Ab- und Zunahme der Bevölkerung der einzelnen Völker, Gaue und Gemeinden, nicht bloß aus der Gegenwart, sondern womöglich auch aus der alten Zeit; Aufzeichnung über Stand, Beruf, Charakter, Sitten und Gebräuche der Bewohner der Gemeinden oder Gemeindegruppen; das Wesentliche vom Gemeindevermögen, Güterreichtum und Gütereinteilung, Nutzungen, Gerechtsamen und Lasten; eine Skizze der Flurmarkungen; Proben merkwürdiger Flurnamen; Angaben über die kirchlichen Zustände 2c. Unsre geschichtlichen Topographien gehen selten bis auf die neueste Zeit, geben meist nur die politische, nicht die Kulturgeschichte der einzelnen Städte und Dörfer, und wenn sie auch alles dies vereinigten, so ist doch bis jetzt in den meisten deutschen Ländern

die Statistik des Besitzstandes der einzelnen Gemeinden und seiner Formen, der Gerechtsame, Lasten u. dergl. nur in den Akten, nicht in Büchern zu finden gewesen. Und endlich von einem bis auf einzelne Gemeinden heruntergehenden gesellschaftlichen Charakterbild ist überall noch kaum eine Spur vorhanden. Auf solcher Ortsstatistik aber beruht hauptsächlich die „Landeskunde" in der vollwichtigsten Bedeutung des Wortes, und eine solche urkundliche und ins einzelnste gehende Landeskunde ist wiederum die reichste und reinste Quelle für die Wissenschaft der Gesellschaft.

Trotz aller Lücken sind in den letzten Jahrzehnten die Vorarbeiten zur Naturgeschichte des Volkes und zur Gesellschaftskunde wie ein mächtiger Strom über uns hereingebrochen. Fast jeder Litteraturzweig hat in allerlei Form sein Teil dazu gespendet. Als die belletristische Presse des jungen Deutschlands die ästhetischen Schulfragen sattsam durchgearbeitet hatte, stahl sich mit der sozialen Frage die Politik in die Schöngeisterei hinein. Als die junghegelschen Philosophen mit ihren religionsphilosophischen Folgerungen zum äußersten Rande gekommen waren, wandten sie sich zu den sozialen und kulturpolitischen. Die Armut und das Elend des Volkes hat die Männer der Kirche zu reichen naturgeschichtlichen Studien des Volkslebens geführt, und die „innere Mission" ist nicht bloß eine Mission der Kirche, sondern auch der aufbauenden Sozialpolitik. Deutschland war der theoretischen Konstruktionen müde; da fing man an, sich wieder für die großen materiellen Interessen zu begeistern, für Zoll- und Handelsfragen, Industrie, Volkswirtschaft, Regelung der Auswanderung, Abhilfe der Armennot. Aber überall lauerte die soziale Frage im Hintergrunde; man förderte die naturgeschichtliche Analyse des Volkstumes, oft ohne daß man es merkte. Die soziale Frage war das eigentliche Salz auf diesem trockenen Brote der materiellen Interessen. Darin bekundete sich recht der mächtige Zug der Zeit, daß selbst ganz fernstehendes, wissenschaftliches und litterarisches Wirken doch wieder zuletzt der Gesellschaftskunde dienstbar werden mußte. Mit dem Studium der deutschen Gram-

matik brach für die Erforschung unsrer Sitten, Sagen und Rechtsaltertümer ein neuer Morgen an. Die Finanzwissenschaft führte zur Nationalökonomie, die Nationalökonomie zur Wissenschaft vom Volke. Die Sozialisten wollten die historische Gesellschaft theoretisch vernichten und bewirkten dadurch, daß die Untersuchung dieser selben historischen Gesellschaft erst recht im Geiste der empirischen Analyse aufgenommen wurde.

Der moderne Roman mußte sich mehr und mehr zur Charakterzeichnung und den Geschicken des Volkes und der Volksgruppen wenden, wo früher nur von den einzelnen Helden die Rede war. Das Volk spielt wieder eine entschieden größere Rolle als Kunstobjekt denn je zuvor. Kaulbach malt Völkergeschichte, wie man vordem einzelne historische Personen und Gruppen gemalt hat. So verstand auch Rottmann, der größte Landschaftsmaler unsrer Zeit, den Charakter eines ganzen Landstrichs auf seinen großartigen Landschaftsfresken darzustellen, wo man sich vordem mit einem kleinen Bruchstück aus einer solchen Charakteristik begnügt haben würde. In der Oper ist der Chor, das Volk, musikalisch gleichberechtigt worden mit dem einzelnen Helden, und die Ensemblenummern wetteifern in ebenbürtiger Dramatik mit dem Sologesang. Das Volk in seinen Gruppen und Gliedern wird zum ästhetisch bedeutsamsten Helden in der ganzen modernen Kunst.

Die gefeiertsten Männer der Wissenschaft haben es nicht verschmäht, in der Journalistik unsrer Tage die großen sozialen Kulturfragen fleißig zu erörtern. Die soziale Politik beginnt allmählich der ganzen deutschen Zeitungspresse einen eigentümlichen Charakter zu geben. Bis etwa gegen das Jahr 1844 handelte man hier die Vorstudien zur Gesellschaftskunde noch ziemlich kühl und sparsam ab; die litterarischen und religiösen Zeitfragen standen obenan; aber mit jenem Zeitpunkt bricht das bestimmte sozialpolitische Interesse entschieden durch, bis es im Jahre 1848 plötzlich wieder wie weggefegt erscheint. Es war aber auch nur ein Schein, denn gleichviel welche Partei in jenen Revolutions-

tagen gesiegt haben würde, wir wären doch durch den innern Lebenstrieb unsres Nationalcharakters zuletzt wieder auf dem Wege angekommen, wo wir durch die Reform der Gesellschaft den Staat zu reformieren und neuzubauen gesucht hätten, aber nie und nimmer umgekehrt nach französischer Art die Gesellschaft durch den Staat.

In den Jahren 1848 und 49, wo das Staatsrecht von allen Dächern gepredigt wurde, war die deutsche Journalistik verhältnismäßig minder einflußreich als vorher, obgleich sie zum Erschrecken in die Länge und Breite gewachsen war. Die Macht der Presse war an die Parlamente und Volksversammlungen übergegangen. In England oder Frankreich würde ohne Zweifel das Umgekehrte eingetreten, die Macht der Presse würde gewachsen sein mit der Macht der Parlamente. Die „Deutsche Zeitung“ von Gervinus ging zu Grunde, weil sie sich drei Jahre lang ausschließlich mit der reinen Politik beschäftigen wollte. Nicht das angewandte Staatsrecht, sondern die angewandte Sittengeschichte gibt der deutschen Journalistik ihren eigentümlichen Reiz, ihren wahrhaft nationalen Farbenton. In den wildbewegten Tagen einer gewaltigen großherzigen Aufwallung des ganzen deutschen Volkes konnte der „Rheinische Merkur“ als ein rein politisches Organ eine nationale Macht sein. Hätte man ihm aber Lebensfrist für ruhigere Zeiten gegönnt, er wäre gewiß an demselben organischen Herzfehler gestorben wie später die „Deutsche Zeitung“ — er wäre langweilig geworden. In Frankreich wird man es nicht begreifen können, warum ein politisches Blatt zu Grunde gehen müsse, lediglich, weil es ein rein politisches Blatt sei. Aber in dem zentralisierten Frankreich ist der Staat der hundertarmige Riese, die Gesellschaft der Zwerg; in Deutschland ist es umgekehrt.

Die Deutschen sind kein unpolitisches Volk; sie sind ein entschieden sozial-politisches. Der alten Schule, die bloß von den Verfassungsfragen einerseits, andrerseits vom dunklen Rätselspiel der hohen Politik zehrt, will das freilich nicht in den Kopf. Die alte Schule erkennt nur eine Politik des Rechts oder der Diplomatie (wie man in den kleinen Staaten noch häufig glaubt, nur

ein Jurist oder Diplomat könne Minister werden), keine Politik der Sitte. Belauschet aber das deutsche Volk bis zum bildungslosesten gemeinen Manne abwärts, und ihr werdet finden, daß Kleinbürger, Bauern und Tagelöhner in den Fragen der Wirtschaftsinteressen, des Gewerbelebens, der Gesellschaftsgliederung durchschnittlich ein gesundes Urteil, ja sogar einen vorweg festgeprägten Parteistandpunkt haben. Die Naturgeschichte des Volkes fassen sie mit ahnendem Verständnis trefflich auf. Sozialpolitische Parteien gibt es im deutschen Volke, sehr entschiedene nach rechts und links, nicht künstlich eingeimpfte, sondern naturwüchsige. Das rein politische Parteiwesen ist dagegen noch niemals bei unsrem gemeinen Mann angeschlagen, und wer sich nicht durch die deutlichen Winke in der neuesten Entwickelung unsrer gesamten Wissenschaft, Kunst und Litteratur von der Wahrheit des Satzes überzeugen lassen mag: daß der Deutsche ein geborener Sozialpolitiker sei, der kann sich in jeder Stadtschenke und Dorfkneipe darüber belehren lassen. Dort kannegießern die Leute bloß, sofern es sich um eine Frage des Staatsrechtes oder der äußeren Staatsmacht handelt, dagegen über die sozialen Gebrechen, Bedürfnisse und Forderungen ihres Standes und Gewerbes, über die großen Tagesfragen der Arbeit, der Genossenschaften und Vereine, der Gemeindeverfassung, der Familienzucht, der Sitte im öffentlichen Leben, über die naturgeschichtliche Eigenart der sie umgebenden Volksgruppen sprechen solche deutsche Naturalisten der Sozialpolitik nicht selten wie ein Buch und oft auch gescheiter wie ein Buch.

Man wähne nicht, es mangle unsrem Volke am Sinn für die großen Probleme des Staats- und Völkerrechtes, weil es zur Zeit noch viel tieferes Verständnis für Arbeit und Sitte als für Rechtszustände zeigt, und es sei wohl gar dieser Mangel ein künstliches Produkt unsrer inneren Unfreiheit und äußeren Ohnmacht! Der Weg zum Recht führt durch die Sitte, der Weg zur Freiheit durch die Selbsterkenntnis, der Weg zur Macht durch das liebevolle Umfassen unsrer nationalen Eigenart. Solch ein Weg ist langsam, aber sicher, und eine gute Krümm' „führt nit üm".

Die Erfassung des Volkes als Kunstobjekt soll in dieser gegenwärtigen Zeit nicht bloß dem Schriftsteller, Lehrer und Künstler gewonnen sein, sondern in noch weit reicherem Maße dem Staatsmann. Hat sich der Politiker in des Volkes Wesen nicht eingelebt, wie der Künstler in seinen Stoff, weiß er sich die Charaktere des Volkstumes nicht als echte Kunstobjekte plastisch abzurunden, dann wird er in aller seiner Staatsweisheit doch immer nur mit der Stange im Nebel herumschlagen. Die naturgeschichtliche Analyse des Volkslebens aber führt dazu, daß uns das Volk zuletzt in seiner plastischen Persönlichkeit recht wie ein harmonisches Kunstwerk erscheinen muß. Wie aller naturwissenschaftlichen Untersuchungen höchste Aufgabe dahin geht, das Weltall als einen in sich vollendeten harmonischen Gesamtbau zu erkennen, als einen Kosmos, so müßte es auch zuletzt mit allen naturgeschichtlichen Untersuchungen des Volkes geschehen. Es ist eines der stolzesten Ziele der Gegenwart, die Welt als ein in sich selbst befriedigtes, freies, harmonisches Kunstwerk zu begreifen; so wird es auch eines der stolzesten Ziele der Gegenwart werden, denselben gewaltigen Gedanken in unsrem engeren Kreise zu wiederholen und auch das Volk allmählich naturgeschichtlich zu begreifen und darzustellen als ein geschlossenes Kunstwerk, als den Kosmos der Politik.

* * *

Beim ersten Erscheinen dieses Buches (zu Weihnachten 1853) dünkte wohl manchem das Gewicht etwas übertrieben, welches ich in diesem Kapitel auf das soziale Studium des Volkes legte, die Hoffnung etwas sanguinisch, welche ich von dem raschen und allgemeinen Aufblühen desselben hegte.

Wir urteilen heute anders. Auch der geschworene Gegner der „Gesellschaftslehre" wird wenigstens zugestehen, daß die „soziale Frage" jetzt an alle Thüren klopft, und daß mancher Satz, den ich hier vor dreißig Jahren aussprach und der damals sehr subjektiv und gewagt erschien, gegenwärtig fast wie eine erfüllte Prophezeiung zu lesen sein dürfte.

In den fünfziger Jahren waren Volksstudien sehr beliebt und begünstigt, weil das staatliche Leben so matt und müde und die politische Erörterung so aussichtslos war. Man tröstete sich mit dem Volke, um für den Staat die Hoffnung nicht zu verlieren.

Da kamen die großen politischen und kriegerischen Stufenjahre 1859, 1866, 1870. In gewaltigen Katastrophen ward das europäische Staatensystem verändert, die innere Verfassung Deutschlands von Grund aus umgestaltet. Die völkerrechtliche und staatsrechtliche Politik, die nationale und die Parteipolitik gewannen mit einem Schlage die Oberhand. Wir wurden staatlicher, wir rangen nach neuer Macht des Staates, nach einem neuen Rechte der Freiheit und nach dem uralten, niemals erfüllten Rechte der Nation. Was bedeuteten daneben die Interessen der Sitte, der Bildung, der Arbeit, des Eigentums, mit einem Worte, der Gesellschaft? Das soziale Studium zeigt uns das Volk in seinem unendlich mannigfaltigen Sonderleben: man wollte das Volk nur in seiner staatlichen und nationalen Einheit erkannt wissen. Vor 1848 galt die Beachtung des individuellen Volkstumes für demagogisch, nach 1859 galt sie für reaktionär, jedenfalls für störend, zerstreuend, den Blick ablenkend von staatlicher Freiheit und nationaler Einheit.

Während aber damals die beobachtende und reformatorisch aufbauende Gesellschaftslehre und Sozialpolitik unterschätzt und verabsäumt wurde, entwickelte sich im stillen eine radikal soziale Lehre um so üppiger, die unsern Staat zerstören will, um auf seinen Trümmern eine ganz neue Gesellschaft zu erbauen, die Sozialdemokratie.

Die Geschichte bewegt sich immer in Einseitigkeiten und Extremen, so wie sie sich überhaupt energisch bewegt, und so führte uns die einseitige und extreme politische und nationale Bewegung zu großen Resultaten, die wir dankbar anerkennen und festhalten wollen. Aber alles Einseitige bricht zuletzt in sich selbst zusammen.

Heute, im Jahre 1883, ist die Situation ganz anders als vor fünfzehn Jahren. Derselbe leitende Staatsmann des Deutschen Reiches, welcher uns zu einer neuen Macht des Staates und der Nation führte, hat zuletzt gar wohl erkannt, daß die nämlichen „sozialen Fragen“, mit welchen man den historisch erwachsenen Staat zersprengen wollte, ebensogut benützt werden können, diesen Staat zu festigen. Der staatsfeindliche Sozialismus soll durch den Staatssozialismus aus dem Felde geschlagen werden. Die politischen Parteien, mögen sie so prinzipiell sich zuspitzen wie sie wollen, wurzeln doch zuletzt in den Interessen der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Wer diese Interessen fördert, der macht sich die Parteien dienstbar. Der Staatsmann, welcher sich wechselnd bald die Arbeiter, bald die Fabrikanten, bald die Bauern, bald die Kaufleute, vielleicht sogar die Künstler und Gelehrten zu Dank verpflichtet, kann die politischen Parteien zerbröckeln oder stärken, er kann das Staatsbewußtsein des Volkes steigern, indem er zeigt, daß der Staat doch der stärkste Helfer in sozialen Nöten ist. Der Gedanke, das Volk durch die Gesellschaft zu verstaatlichen, den politischen Sondergeist durch die sozialen Sonderinteressen zu beugen, ist neu, genial und zukunftreich. Seine Ausführung ist ein kühnes, vielleicht ein gefährliches Wagestück, und man kann manchen Versuch, der bei uns neuerdings in diesem Sinne geplant oder auch begonnen wurde, sehr bedenklich finden.

Die große Thatsache bleibt aber doch bestehen, daß wir von der doktrinären Politik in raschem Umschwung zu einer Staatskunst vorgeschritten sind, die in der Erkenntnis, Förderung und Benutzung der sozialen Zustände des Volkes den Anfang aller Staatsweisheit sieht. Die Wissenschaft vom Volke kommt allmählich wieder zu ihrem verkannten Rechte. Man zählt statistisch, was zählbar ist, man untersucht die wirtschaftliche und moralische Lage einzelner sozialer Gruppen, man studiert soziale Pathologie und versucht sich in sozialer Therapeutik. Mag der nächste Erfolg sein, welcher er wolle, mag er ein Mißerfolg sein: wir kommen dadurch doch zuletzt zu dem großen und dauernden Gewinn der Selbsterkenntnis des Volkes, eines reicheren und immer planvolleren Aufbaues der Gesellschaftskunde, und die Darstellung des Naturzusammenhanges von Land und Leuten wird bei allen diesen Forscherarbeiten wachsend ihren fundamentalen Wert behaupten.

Zweites Kapitel.

Die vier Fakultäten.

Alle Dinge wechseln; nur die vier Fakultäten scheinen für die Ewigkeit gebaut. Kaiser und Reich ist vergangen, Deutschland ward zweigeteilt in seinem christlichen Bekenntnis, große wissenschaftliche Revolutionen loderten auf und verglommen wieder in ihrer eigenen Asche, die Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, die Epoche der Renaissance und des Zopfes, die Epoche der dicken, holländischen Gelehrsamkeit, des leichtsinnigen französischen Encyklopädismus und der tiefsinnigen deutschen Philosophie — alles ging vorüber; nur die grauen vier Fakultäten sind geblieben.

Die letzten zwei Jahrhunderte haben nur eine Kunst wahrhaft neu geschaffen: die Musik; dagegen aber ganze Kreise neuer Wissenschaften. Diese neuen Wissenschaften mußten hineinwachsen in die unsterblichen vier Fakultäten der Theologie, der Jurisprudenz, der Medizin und der Philosophie, statt daß sie mit ihrem selbständigen Wachstum ein neues System der Fakultäten hätten heraustreiben müssen. Sie wurden zerstückelt oder verkrüppelten in ihren schwächeren Zweigen durch den Bann jenes alten Gemäuers, oder wo sie ihre Schößlinge mit unbesiegbarer Lebenskraft trieben, da wuchsen sie in wilden Ranken hinaus über dasselbe.

Aber was kümmern uns hier die vier Fakultäten?

Sie kümmern uns nicht wenig; denn sie tragen eine Hauptschuld, daß die Wissenschaft vom Staate so lange verkrüppelt blieb, daß die Wissenschaft vom Volke noch so gar jung und unentwickelt ist.

Wer eine Naturgeschichte des Volkes schreiben will, der muß dieselbe Stellung einnehmen, wie der Mann der eigentlichen

modernen Naturwissenschaft: er muß Kampf bieten den vier Fakultäten und trachten, daß die vier Fakultäten zersprengt werden, oder die mittelalterliche Maschine der vier Fakultäten wird seine Wissenschaft in Stücke reißen. An den vier Fakultäten möchte ich zeigen, was die Volks- und Staatskunde werden kann und was sie nicht geworden ist.

Also zurück zu den vier Fakultäten.

Als in den letzten traurigen Zeiten des römischen Reiches die antike Wissenschaft erstarrte, ward der Grundstein zu den vier Fakultäten gelegt. Man begann die Teile der Wissenschaft zu zergliedern, wie man eine Leiche zergliedert, und als anatomische Präparate gingen daraus hervor die „sieben freien Künste“, die wir samt ihrer Scheidung in das Trivium und Quadrivium bereits bei dem Grammatiker Macrobius finden. Die sieben freien Künste aber sind der Grundbau zur späteren philosophischen Fakultät.

Die Wissenschaften erschienen nunmehr als fertige, abgeschlossene Dinge, vergleichbar den sogenannten „toten Sprachen“. Alle Weisheit wird eingefügt in das Fachwerk der Schulwissenschaften. Was zu lang ist, wird abgeschnitten, was zu kurz, ausgereckt, bis es in das System paßt.

Die neu erstehenden germanischen und romanischen Völker des Mittelalters bringen keine neue Wissenschaft mit. Sie borgen vorerst nur die Wissenschaft der erstarrten antiken Welt, und das Schulsystem der sieben freien Künste nehmen sie natürlich auch mit in den Kauf.

So bleibt die Wissenschaft wesentlich etwas Geschlossenes, Gemachtes durch das ganze frühere Mittelalter. Auch die Kunst befand sich anfänglich in dem gleichen Bann. Aber der künstlerische Schaffenstrieb dieser Zeit ist ungleich mächtiger als der wissenschaftliche, und aus der verdorbenen Antike und dem Byzantinismus wächst rasch ein im innersten Wesen neuer romanischer und germanischer Kunststil auf.

Mit den sieben freien Künsten plagen sich die Gelehrten jahrhundertelang. Da wird gegrübelt, wie man die eigentüm-

lichste Wissenschaft der Zeit, die Theologie, zusammenkuppeln könne mit diesen Künsten. Sie gehört zur Geometrie, weil die Arche Noä und der Tempel Salomonis nach geometrischen Grundsätzen aufgebaut waren; zur Arithmetik, weil Gott alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet; zur Rhetorik, weil die Priester auch predigen sollen; zur Dialektik, weil mit ihren Waffen die Ketzer im geistlichen Turnier zu Boden geschlagen werden müssen.

So sucht das Mittelalter die einzelnen Wissenschaften aneinander zu fesseln; die neuere Zeit hingegen sucht sie frei zu machen.

In tote Formen eingehegt, waren die Wissenschaften nicht nur vergleichbar den toten Sprachen, sie redeten auch durch das ganze Mittelalter in der toten Sprache der alten Welt. Eine wahrhaft lebendige Wissenschaft aber kann niemals in einer toten Sprache ihre Vollendung finden. Sie schafft sich selber ebensowohl ihre neue Sprache, wie neue Gesamtgruppen, darin sich das Verwandte wiederfindet, das heißt eben neue „Fakultäten".

Mit dem Aufblühen der hohen Schulen wird jene tote mittelaltrige Wissenschaft über sich selbst hinausgeführt, sie wird zum Leben erweckt. Eine erste Vorbedingung dazu war es aber, daß die Schranken der „sieben freien Künste" fallen mußten. Jetzt erheben sich die vier Fakultäten als ein Wahrzeichen der lebendig gewordenen mittelaltrigen Gelehrsamkeit. In der Mitte des 13. Jahrhunderts ersteht auf der Pariser Hochschule die theologische Fakultät, welcher sich rasch die drei andern gegenüberstellten — nicht um die Wissenschaft einzuzwängen, sondern um sie frei zu machen. Das Eindringen der Ordensgeistlichen in die Hochschulen führt zur theologischen Fakultät; deren Uebermacht aber wollen die andern brechen durch die neue Macht, die facultas ihrer eigenen Wissenschaftsgruppen. Es war ja überhaupt die Zeit, wo Wissenschaft und Kunst überging aus der ausschließlichen Pflege der Geistlichen in die Pflege alles Volkes. Die Mediziner und Juristen, die schon in Salerno und Bologna die Selbständigkeit ihrer Wissenschaft erkannt hatten, trotzten dem Klerus mit der Gründung eigener Fakultäten, und indem man zuletzt die Summe

der bisherigen sieben freien Künste in der philosophischen Fakultät zusammenfaßte, schloß sich das vierblättrige Kleeblatt ab.

So wurden die vier Fakultäten für das spätere Mittelalter Werkzeuge der heilsamen geistigen Reibung, Grundpfeiler des Fortschrittes und der wissenschaftlichen Befreiung.

Allein mit dem Anbruch der neuen Zeit wurde auch den Wissenschaften eine neue Welt entdeckt. Neue Stoffe wurden gefunden, die bisher weitab gelegen hatten dem gelehrten Forschen. Die vier Fakultäten blieben. Schon im 16. Jahrhundert begannen die Wissenschaften mächtig aus diesem alten Fachwerk herauszuwachsen. Namentlich erheben sich zwei große Wissenschaftsgruppen immer selbständiger, für welche die vier Fakultäten nicht Raum noch Namen hatten: die Naturwissenschaften und die Staatswissenschaften. Die wissenschaftliche Naturforschung war ja vom Mittelalter nur geahnt, nicht begriffen worden, und aus den für die eigene Zeit verhüllten mittelaltrigen Staatsideen konnte noch keine Staatswissenschaft hervorwachsen. Seit der Wiedergeburt des klassischen Altertums wurde es anders. Die Naturforschung begann sich auf die eigenen Füße zu stellen; aber sie blieb die Magd der Medizin; denn wo wäre sonst Raum für sie gewesen in den vier Fakultäten? Das wunderliche und wunderbare Charakterbild des Paracelsus zeigt uns, wie die Naturwissenschaft ringt, sich frei zu machen, und immer wieder zurückfällt in die Knechtschaft des Schulsystems. Die Staatswissenschaft blieb die Magd der Jurisprudenz.

So haben also die vier Fakultäten seit dem Ausgange des Mittelalters ganz dieselbe traurige Rolle übernommen, welche beim Beginn dieser Epoche den sieben freien Künsten zugefallen war. Sie trugen die erstarrten Formen einer abgelebten Zeit in die neue herüber und hemmten die natürlichen neuen Gliederungen der Wissenschaft.

Man darf die kulturgeschichtliche Wucht dieser Thatsache wahrlich nicht gering anschlagen.

Beispiele mögen reden.

Mit den großen Länderentdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts erschließt sich eine ganz neue Weltkunde. Die Geographie wird zu einer selbständigen Wissenschaft, gerüstet mit einer Fülle und Tiefe des Inhalts, wovon das Altertum, geschweige das Mittelalter, sich nichts träumen ließ. Aber diese neue Geographie, in welcher der erwachende Geist der modernen Zeit mit seine ersten und größten Triumphe feiert, kann nirgends recht zünftig werden. Sie paßt nicht in das Fachwerk der alten Fakultäten. Sie bildet sich vereinsamt aus, lange Zeit fast zusammenhanglos mit der eigentlichen Schulgelehrsamkeit. Sie stiehlt sich wohl ein in die philosophische Fakultät, allein sie muß sich seitab in den Winkel kauern; aus Gnaden decken ihr die Philosophen ein Katzentischchen, sie darf nicht mitsitzen an der großen Tafel der alten Schulwissenschaften. Noch im 18. Jahrhundert ist man in Verlegenheit, unter welche gangbare Rubrik man die Geographie reihen soll, und stellt sie daher unter die Geschichte! Die Folge dieser Heimatlosigkeit eines so wichtigen Wissenschaftszweiges war dann, daß er weder überall in den befruchtenden Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften gebracht wurde, noch den vollen Einfluß auf die allgemeine Bildung üben konnte. Gibt es doch heute noch Gelehrte genug, denen die Geographie nur eine „sogenannte" Wissenschaft ist. Und an mancher großen deutschen Universität sucht man vergebens nach einem Professor der Geographie.

Noch schlimmer erging es bei den Staatswissenschaften. Zuerst kam die Praxis, dann die Theorie: aus der Medizin lösen sich allmählich die Naturwissenschaften selbständig ab, aus der Jurisprudenz die Staatswissenschaften. Die praktische und historische Untersuchung der Rechtssätze führte zuletzt zu einer Theorie des Staates als der allgemeinsten Rechtsanstalt. So ward die juristische Fakultät das Geburtshaus der Wissenschaft vom Staate. Mancherlei Vorzüge, aber auch mancherlei Einseitigkeit, die wir noch lange nicht alle abgeschüttelt, verknüpften sich mit diesem Ursprung. Das Staatsrecht verschlang jeden andern Zweig der politischen Fächer. Die Kunst der Staatsverwaltung konnte bis

tief ins 18. Jahrhundert nur handwerksmäßig, nicht wissenschaftlich erlernt werden, weil die juristische Fakultät keinen Raum bot zur selbständigen Durchbildung der Verwaltungswissenschaften. Der künftige Staatsbeamte mußte von Kanzlei zu Kanzlei in die Lehre gehen, wie der angehende Schneider von einer Schneiderwerkstatt zur andern. So erstarrten denn auch die Verwaltungswissenschaften in der rohesten Praxis: ausgeschlossen aus den vier Fakultäten fehlte jene befruchtende Wechselwirkung des allgemeinen Wissenschaftsverbandes. Kein Zweig der Gelehrsamkeit war im 17. Jahrhundert und im Anfange des 18. so strohdürr wie sämtliche Fächer der Politik mit Ausschluß des Staatsrechts. Die Staatswirtschaft galt noch als die Lehre „von dem Erwerb und den Einkünften der Fürsten." Die Summe der Kameralwissenschaften ward für gleichbedeutend genommen mit der Kenntnis des Steuerwesens, und man bestimmte wohl gar die Kameralwissenschaft als die Unterweisung, welche lehre, „wie dem Bürger am schicklichsten Geld abgenommen werden könne, ohne daß er es allzusehr spüre." Wer als ein aufgeklärter Kopf Front machte gegen die juristischen Fakultätszöpfe, der schob allenfalls die Politik als „Klugheitslehre" in den weiten Sack der Philosophie. Die Polizei ging dann auch mit darein bei der Philosophie, und die gesamte unermeßliche Wissenschaft der Nationalökonomie galt wohl gar als ein kleiner Sprößling der Polizei, den man verstohlenerweise eben auch noch den Philosophen in die Tasche stecken konnte. Ein großer Fortschritt war es schon, daß die allgemeine Staatslehre als „Naturrecht" — also immer noch die Eierschale ihres Ursprungs aus der juristischen Fakultät hintennach ziehend — in der philosophischen Fakultät ein anständiges Unterkommen fand.

Man muß nicht meinen, daß solch ungeheures Wirrsal etwa in dem Wesen der politischen Wissenschaften begründet sei, oder daß diese Fächer damals an sich noch zur Ausbildung unfähig gewesen. Ihre schiefe Stellung, ihre Heimatlosigkeit in dem weiten Reiche der gelehrten Welt war schuld daran, die vier Fakultäten waren schuld daran.

Haben nicht die Italiener schon am Ende des 16. Jahrhunderts, mehr noch im 17. eine höchst wichtige nationalökonomische und finanzwissenschaftliche Litteratur sich geschaffen? eine Litteratur, in der sie den andern Völkern um mehrere Menschenalter vorangingen und oft wahrhaft prophetisch verkündet und in seinen Bahnen vorgezeichnet haben den späteren mächtigen Aufschwung der Volkswirtschaftslehre? Warum blieben diese alten Italiener denn so vereinsamt stehen, wenig gekannt, bald vergessen? Kam es nicht nachgehends häufig, daß Deutsche, Engländer und Franzosen dieselben Wahrheiten noch einmal für sich entdecken mußten, welche die Italiener bereits entdeckt hatten, und wußten nichts mehr von dieser Arbeit ihrer Vorläufer? Dies alles würde nicht wohl möglich gewesen sein, wenn die Verwaltungswissenschaften zünftig anerkannt gewesen wären in den Fakultäten, eingereihet in den Grundplan der gelehrten Reichsordnung. So aber hatten wir durch Jahrhunderte ein planloses, zusammenhangloses Arbeiten. Nicht also im Wesen der politischen Wissenschaften war die andauernde Dürftigkeit ihres Daseins bedingt, sondern zumeist in ihrer äußeren verlassenen Stellung.

Im 17. Jahrhundert hatten Männer wie Hugo Grotius, Bodin, Hobbes u. a. wenigstens den Grund zu einer allgemeinen Staatslehre gelegt. Aber diese neue Staatswissenschaft fiel nun halb in die philosophische, halb in die juristische Fakultät. Und am Ende wußten die Philosophen so wenig mit der neuen Lehre fertig zu werden wie die Juristen. Durch ihre Zwitterstellung ward die Staatswissenschaft mitten entzwei geschnitten und wird es noch heutzutage. Ist es nicht ein Wunder, daß nach langem, fruchtlosem Ringen endlich doch ein leidlich ganzer und heiler Organismus wieder zusammenzuwachsen beginnt?

Welche ungeheuren Folgen für die staatsmännische Praxis hatten ihrer Zeit die wirtschaftlichen Grundsätze der Merkantilisten und Physiokraten! Sie bereiteten Revolutionen in den Staaten vor: aber die Fakultätsgelahrtheit schwieg damals nach Kräften die neuen zündenden Ideen tot, die man nicht einregistrieren konnte

in das herkömmliche Fakultätsfachwerk. Adam Smith, dessen epochemachendes Werk über Natur und Ursachen des Reichtums der Nationen bedeutsam in dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten erschien und selber eine Freiheitsproklamation der ökonomischen Wissenschaft war — Adam Smith zog zwar genug Gelehrte aller Zungen in den Zauberkreis seiner Gedanken, aber die Fakultäten begriffen seine kulturgeschichtliche That nicht, und die Staatswissenschaften blieben zerstückt und vereinsamt.

Bis auf den heutigen Tag ist die allgemeine Grundwissenschaft der Staatslehre, die Statistik, ein Wissenszweig, der sich selber sucht, der sich selbst nicht klar werden kann über seinen eigenen Begriff und Inhalt. Die ganze Geschichte der Statistik von Achenwall bis auf unsre Zeit ist eine Kriegsgeschichte; indem man sich fortwährend stritt, was Statistik sei, wo sie anfange und aufhöre und wie sie sich abscheide von andern staatswissenschaftlichen Zweigen, wuchs die Statistik groß. Man wird dabei erinnert an die ältesten, ungeordneten Staatszustände, wo das politische Leben sich gleichfalls erschöpft in Grenzstreitigkeiten, in Eroberungs- und Verteidigungskriegen. Die Fakultäten sollten für unsre Wissenschaftsgruppe die Grenzordnung setzen; sie können es aber nicht, weil sie selbst eine ganz veraltete Form für einen neuen Inhalt, weil ihre eigenen Grenzmarken total verschoben sind.

Mit der Statistik hängt unsre „Naturgeschichte des Volkes“ sehr nahe zusammen. Wenn aber die Statistik noch nicht einmal ganz sich selber gefunden hat, wie kann man von unsrer ideelleren Volkskunde mehr erwarten, als daß sie eben erst anfängt, sich selbst zu suchen?

Indem ich die Lebensläufe der vielen Männer musterte, welche seit anderthalbhundert Jahren den Staatswissenschaften einen neuen positiven Inhalt in der allgemeinen Volkskunde und in der Volkswirtschaftslehre gewonnen haben, fand ich die auffallende Thatsache, daß die meisten dieser Männer sich ursprünglich den Staatswissenschaften gar nicht gewidmet haben. Im Gegenteil: dadurch, daß sie nicht ausgingen von dem Fachstudium des Staats-

rechtes, war es ihnen erst möglich gemacht, die Schranken des Fakultätswesens zu umgehen, die politische Formenlehre in zweite Linie zu stellen und die Erkenntnis der materiellen Grundlage des Staates, des Volkslebens, zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchung zu machen. Die großen Begründer der nationalökonomischen und statistischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert sind für den zünftigen Fakultätsmann fast allesamt bloße Dilettanten in der Staatswissenschaft gewesen. Aber diese Dilettanten nennt die Geschichte heute noch; die meisten zünftigen Fakultätsleute dagegen sind längst vergessen.

Colbert, der dem merkantilistischen System durch die Praxis erst zur vollen theoretischen Pflege verhalf, so daß man ja das System selber auch den Colbertismus genannt, war von Hause aus gar kein Gelehrter, sondern praktischer Finanzmann. Franz Quesnoy, der Vater der physiokratischen Lehre, war Arzt. Adam Smith, der Begründer der wissenschaftlichen Nationalökonomie, war zuerst Theolog, dann Philosoph, Lehrer der Rhetorik und schönen Wissenschaften; er schrieb ein System der Moralphilosophie, bevor er zu seinem System der Volkswirtschaft kam. Achenwall, den man in Deutschland den Schöpfer der Statistik nennt, war zuerst Historiker, dann Lehrer des Natur- und Völkerrechts, dann schuf er sich seine „Statistik“. Süßmilch, der den Anstoß zur selbständigen Bearbeitung der politischen Arithmetik gegeben, war Oberkonsistorialrat; Büsching, der Begründer der vergleichenden Statistik, war Theolog und Geograph und hat es gleichfalls bis zum Oberkonsistorialrat gebracht. Schlözer, der bedeutendste Schüler und Fortbildner Achenwalls, war zuerst Theolog, dann Mediziner, dann Orientalist, dann Historiker und dann endlich erst Statistiker und staatswissenschaftlicher Schriftsteller. Sonnenfels, der sich um die Pflege der Finanz- und Polizeiwissenschaft seiner Zeit so mancherlei Verdienst erwarb, war Soldat, Jurist, ein Stück von einem Orientalisten, Litterat und stieg zuletzt vom „Rechnungsführer der Arcierengarde“ in Wien zum Professor der Staatswissenschaften auf. Adam Müller, obgleich er nicht bloß äußer-

lich, sondern auch inwendig ein Dilettant war und blieb, wirkte in seinen Irrgängen dennoch befruchtend auf die allmähliche Entwickelung der historischen Schule der Staats- und Wirtschaftslehre. Rousseau, der eine Revolution in der Staats- und Gesellschaftslehre hervorrief, war nach heutigen Begriffen ein fahrender Litterat. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, jeder in seiner Weise bahnbrechend in der Litteratur der Staatswissenschaften, waren Philosophen; und in der „Sittenlehre“ des Theologen Schleiermacher ist die historische Schule der Staatslehre kaum minder genial geweissagt als in dem Buch des großen Rechtsgelehrten Savigny „Ueber den Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung“. Johann Jakob von Moser und Justus Möser waren zwar von Haus aus Juristen und wußten trefflich Nutzen zu ziehen von ihren staatsrechtlichen Studien, aber ihr eigenstes, ihr epochemachendes Wirken ging nicht aus der Fakultätsweisheit hervor, es ward vielmehr angeregt durch praktische Amtsthätigkeit und scharfsinnige Beobachtung der gegebenen Zustände. Moser ward groß durch seine unbeugsam strenge Kritik der politischen Verderbnis seiner Zeit und Möser durch seine naturgeschichtlichen und ortsgeschichtlichen Volksstudien, und wenn Montesquieu seine Laufbahn auch im Dienste des Rechtes begann, so waren es doch erst seine Reisebeobachtungen und seine kulturgeschichtlichen Studien, die seinen „Geist der Gesetze“ erst mit dem wahrhaft zündenden Geiste erfüllten.

Alle diese Thatsachen sind nicht zufällig. Bei der Stellung der Staatswissenschaften zu den Fakultäten *mußte* es so kommen, daß schöpferische Geister auf neuen Wegen und Umwegen ein neues Leben dieser Wissenschaftsgruppe erkämpften, und da ihre Wissenschaft von der Fakultät beiseite geschoben worden war, nunmehr ihrerseits wiederum die Fakultät beiseite schoben.

Das Mittelalter hatte nur insofern ein wissenschaftliches Interesse am Staatsleben genommen, als es sich um Rechtsfragen der Kirche und des Staates handelte. Daher verschlang damals Theologie und Rechtsgelehrsamkeit alle andre politische Wissenschaft. Die moderne Staatsidee schließt natürlich auch vorwiegend

die Rechtssphäre in sich: denn nur im Staat und mit dem Staat entwickelt sich das Rechtsleben der Völker, und ohne die Voraussetzung eines öffentlichen Rechtsbewußtseins ist gar kein vollgültiger Staat denkbar. Allein andrerseits hat auch die Staatsidee einen viel tieferen Inhalt gewonnen; der Staat ist uns mehr denn eine bloße Rechtsanstalt. Ein Gemälde ist nicht denkbar ohne Zeichnung: dennoch ist ein Gemälde mehr als eine bloße Zeichnung, und die Lehre von der Zeichnung wird niemals die ganze Lehre von der Malerei vollständig in sich schließen können. Aehnlich steht die Rechtswissenschaft zur Staatswissenschaft.

Man erkannte allmählich diese Wahrheit und sprach von „Rechts- und Staatswissenschaft“ als einem zusammengekuppelten Lehrzweig. Es war aber damit die Staatswissenschaft gleichsam als ein Anhängsel der Rechtswissenschaft hingestellt. Das ist abermals falsch. Die Staatswissenschaft ist die allgemeine, umfassendere, die Rechtswissenschaft nur ein Teil derselben. Solange diese Wahrheit nicht Kraft gewinnt, werden die staatswissenschaftlichen Lehrfächer vereinzelt und zerstückt bleiben und wird uns nimmer ein Gesamtbau der Staatswissenschaften, der organisch und logisch-folgerecht aufwächst, zu gewinnen sein. Denn die materielle Grundlage der Staatswissenschaft ist die „Lehre vom Volk“ — für diese aber gibt es keinen Raum in der Rechtswissenschaft. Der Eifer, mit dem man seit mehr als hundert Jahren gearbeitet hat, die Statistik zu einer selbständigen Wissenschaft zu erheben, zielte bewußt oder unbewußt auf die Gründung dieser Lehre vom Volk; die Fülle der Geistesarbeit, welche man seit derselben Zeit aufgeboten, um der Verwaltungskunde eine selbständige wissenschaftliche Basis in der Nationalökonomie zu schaffen, um die Nationalökonomie selbst wieder nach historischen und ethnographischen Gesichtspunkten zu behandeln, steuerte auf die Befreiung der Staatswissenschaft von den Fesseln der juristischen Fakultät.

Dieser Kampf ist noch nicht ausgefochten; hie und da schloß man höchstens einen Waffenstillstand, begründet auf das Zugeständnis einer fünften Fakultät, einer staatswirtschaftlichen

neben der juristischen. Damit war aber nur ein neuer Lappen an den alten Rock geflickt. Die bloße Staatswirtschaft ist eine viel zu kleine Wissenschaftsgruppe, als daß sie ebenbürtig stehen könnte neben den vier großen alten Fakultäten. Eine staatswissenschaftliche Fakultät dagegen würde diese Ebenbürtigkeit sieghaft behaupten können. So erscheint dann auch die staatswirtschaftliche Fakultät, die an einigen deutschen Hochschulen in neuer Zeit aufgetaucht ist, in der Regel als ein bloßer Anhang zur juristischen, und in Bayern tragen die staatswirtschaftlichen Professoren bedeutsam genug einen Talar von derselben roten Grundfarbe wie die Rechtsgelehrten, nur mit dem Unterschiede, daß das staatswirtschaftliche Amarantrot, eine moderne Phantasiefarbe, etwas matter im Ton ist als der historisch begründete Juristentalar in der Scharlachfarbe des Rittermantels. Außerdem ist durch diesen Nachtrag einer fünften Fakultät (verhängnisvoll genug an das fünfte Rad am Wagen erinnernd) die Staatswissenschaft nicht nur nicht geeint, sondern statt in zwei Stücke vollends in drei zerrissen worden, sie hat ihre Bruchteile jetzt aus dreien Fakultäten zusammenzusuchen: aus der staatswirtschaftlichen, juristischen und philosophischen. Das sage ich, nicht um die Bedeutung des Versuchs eines Mündigkeitsspruches der staatswirtschaftlichen Fächer (wie sie bekanntlich auch einer der großen Dilettanten, Friedrich List, hat anregen helfen) zu verringern, sondern im Gegenteil, weil ich die Geltung dieser Wissenschaftszweige erweitert und vertieft wissen möchte.

Die Naturwissenschaften teilen das Schicksal der Staatswissenschaften. Von der Praxis ausgehend, begann man dort mit der medizinischen Fakultät, wie hier mit der juristischen. Das mochte dem Mittelalter genügen. Aber die Erforschung der Natur wurde immer selbständiger und unabhängiger von der Heilkunde. Es bildeten sich Zweige der Naturlehre aus, die nur an ganz dünnen Fäden, ja fast gar nicht mit der Medizin zusammenhängen. Man warf sie in die philosophische Fakultät und zerriß also auch hier die Gesamtwissenschaft. Die Naturlehre war anfangs die Magd der

Arzneikunde, wie die Staatslehre die Magd der Jurisprudenz. Jetzt erscheint uns umgekehrt die Medizin nur als die angewandte Naturforschung; diese ist das Mächtigere, Allgemeinere, Umfassendere geworden; es gibt keine Arzneikunde, die der Naturwissenschaft entbehren könnte, wohl aber zahlreiche Fächer der Naturwissenschaft, welche ganz unabhängig von der Medizin bestehen.

Diese Thatsachen müßte man zum Frommen der modernen Wissenschaft auch praktisch in Kraft zu setzen wagen. Allein damit hat es bei der Starrheit des gelehrten Zunftwesens in Deutschland noch gute Weile.

Einstweilen möge man mir nur vergönnen, den Bau der vier neuen Fakultäten, wie sie geboten sind durch die Mündigkeitserklärung der Staats- und Naturwissenschaften, hier auf das Papier zu zimmern. Das geschieht aber nicht aus eitler Lust am bloßen Phantasiegebilde des Baues, sondern weil ich dabei zeigen will, wie eigentlich die Sozialpolitik sich verhält zur Staatswissenschaft überhaupt, wie in der Naturgeschichte des Volkes ein neuer Grundbau dieser Wissenschaft gelegt werden muß neben den staatsrechtlichen Tragpfeilern. Der Gesamtplan der drei Bände dieses Werkes, der sich verhüllt unter so vielen bunten Einzelschilderungen und der dennoch vorhanden ist, soll dem, welcher nicht bloß in, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß, klarer gemacht werden durch meine nachstehenden Sätze über die vier Fakultäten.

Unser Wissen mag zum ersten erforschen den menschlichen Geist in seiner Allgemeinheit, losgelöst von den Besonderungen der Völker und Individuen, und den göttlichen Geist, wie er sich widerspiegelt im gemeinsam Menschlichen. Dadurch entsteht der doppelte Wissenschaftskreis der Theologie und Philosophie.

Wir können aber auch die Menschen betrachten in ihrer natürlichen Besonderung als Nationen und Familien, in ihrem Zusammenhang mit dem Boden, den sie bewohnen, in ihrem je nach der Nationalität verschiedenen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und Rechtsleben. Die höchste Entfaltung dieses Zusammenlebens

der Völkerindividuen erblüht im Staate. So stellt sich der Lehre von dem allgemein Menschlichen (Theologie und Philosophie) gegenüber die Lehre von den unterschiedenen Volkspersönlichkeiten, von ihrem Nationalitäts-, Familien-, Gesellschafts- und Rechtsbewußtsein in der Staatswissenschaft, worin die Rechtswissenschaft eingeschlossen ist.

Bis dahin blieben wir bei dem Menschen stehen und zwar den geistig-sittlichen Lebenskreisen des Menschen. Dem Geiste steht aber zur Seite die Natur. So wird sich auch diesen drei Fakultäten der Theologie, Philosophie und Staatswissenschaft zur Seite stellen die vierte Fakultät, der Naturwissenschaft. In ihr ist die alte medizinische Fakultät einbegriffen.

Durch eine solche neue Gliederung der Wissenschaften würde dem wunderbar reichen Forschen der neueren Zeit in der Naturlehre wie in der Staatslehre erst die rechte Sammlung und zugleich die rechte Ehre gegeben sein.

Die Staatslehre würde dann nicht mehr ausgehen vom Staatsrecht, sondern sie würde schließen mit demselben. Sie würde vielmehr ausgehen von einer Wissenschaft vom Volke, die noch ganz vom öffentlichen Rechtsleben, vom Staate absieht, d. h. von der Naturgeschichte des Volkes.

Die organische Gesamtpersönlichkeit des Volkes wäre zuerst zu bestimmen nach ihren natürlichen ethnographischen Grundzügen — „Land und Leute", wie sie sich gegenseitig bedingen. Voran stünde also die allgemeine Landes- und Volkskunde. Dann käme die Lehre von jenen durch die Bande der Natur und des häuslichen Lebens zusammengehaltenen kleinen Gruppen im Volke, welche den Staat noch nicht notwendig voraussetzen — die Lehre von der Familie. Dann die Kunde von jenen umfassenderen organischen Gliedern der Volkspersönlichkeit, von jenen Gruppen, welche durch die aus der Arbeit, dem Lebensberuf emporwachsenden Unterschiede in Sitte, Siedelung und Lebensart sich voneinander abheben, von den natürlichen Ständen — die Lehre von der

Gesellschaft. Diese drei Fächer zusammen aber bilden im staatswissenschaftlichen Gebiete die „Naturgeschichte des Volkes", und in ihr erkenne ich den Grundbau der „sozialen Politik" — gegenüber der staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Politik.

Erst nachdem man solchergestalt den leiblichen Stoff des Staates, das Volk, erkannt, mag man den Staat bestimmen und dann auch den Begriff des Staatsvolkes gründlich erörtern. Erst wenn ein Volk sich selber als die (in der Naturgeschichte des Volkes analysierte) organische Gesamtpersönlichkeit erfaßt, dann seine inneren und äußeren Verhältnisse auf den Grund eines gemeinsamen Rechtswillens ordnet und solchergestalt die Wohlfahrt des einzelnen mit dem Gesamtwohl in Einklang bringt, bildet es einen Staat.

Hat man auf diesem Wege die Staatswissenschaften als ein Ganzes erfaßt und jenen Ausgangspunkt der Lehre vom Volk gefunden, dann gliedern und ordnen sich die Einzelfächer klar und leicht. Allein diese Logik ist schlechterdings nicht in die Staatswissenschaft zu bringen, wenn man nicht das Fachwerk der alten vier Fakultäten zerbricht. Ein streng wissenschaftliches System der Staatslehre nach den angedeuteten Grundsätzen darzustellen und die befruchtende Wirkung der an die Spitze gestellten Lehre vom Volk auf alle Einzelfächer der Staatswissenschaft nachzuweisen, soll eine der nächsten litterarischen Aufgaben des Verfassers sein. Das vorliegende Buch hat sich das bescheidenere Ziel gesteckt, zusammenhängende Skizzen zu liefern zur Naturgeschichte des Volkes in seinem Zusammenhang mit dem Lande. In den alten vier Fakultäten wäre kaum Raum für ein solches Beginnen. In jener staatswissenschaftlichen Fakultät aber, wie sie meinem Geiste vorschwebt, würde die Kunde von Land und Leuten als eine Fundamentallehre voranstehen, und was im folgenden oft nur flüchtig umrissen oder mehr mit dem Griffel des Künstlers als mit der Feder des strengen Fachgelehrten gezeichnet ist, das müßte dort auch in durchgebildet wissenschaftlicher Form Geltung und Ausbeutung finden.

I.

Feld und Wald.

Will sich der Politiker den innigen Zusammenhang zwischen Land und Leuten verdeutschen, so kann er gleich von der äußerlichsten Ueberschau des Landes ausgehen. Er sieht da Berg und Thal, Feld und Wald, so bekannte Gegensätze, daß man sie fast überhaupt nicht mehr sieht; und doch bedingen dieselben manch feinen, geheimen Zug des Volkslebens. An dem Faden von Berg und Thal und Feld und Wald könnte ein geschickter Schulmeister ein ganzes System der Volkskunde aufreihen. Ich begnüge mich, zu weiterem Nachsinnen anzuregen durch einige Gedanken über Feld und Wald, die zahme und die wilde Kultur unsers Bodens.

In Deutschland besteht dieser Gegensatz noch in seiner ganzen Breite, wir haben noch einen wirklichen Wald; England dagegen hat so gut wie keinen wirklichen freien Wald mehr, keinen Wald, der soziale Bedeutung hätte; dadurch sind eine Menge der schärfsten Unterschiede deutschen und englischen Volkstumes von vornherein mit Notwendigkeit vorgezeichnet.

Bei jeder entscheidenden Volksbewegung in Deutschland wird sogleich dem Walde der Prozeß gemacht. Ein großer Teil der Bauern lebt in steter geheimer Fehde mit den Herren des Waldes und ihren Gerechtsamen: zündet ein Revolutionsfunke, dann entbrennt bei diesen Leuten vor allem „der Krieg um den Wald". Das aufständische ländliche Proletariat kann keine Barrikaden bauen, keine Königsschlösser niederreißen; aber es verwüstet statt dessen den herrschaftlichen Wald, denn dieser Wald ist in seinen Augen das Zwing-Uri der großen Herren neben dem schutzlosen

Aeckerchen des kleinen Landmannes. Siegt dann die Staatsgewalt wieder über die empörten Massen, so hat sie allemal nichts Eiligeres zu thun, als den Prozeß, welchen man dem Wald gemacht, wieder aufzuheben, die Schutzbriefe des Waldes, welche man zerrissen, wieder in Kraft zu setzen. Dieses Schauspiel wiederholt sich, je nach dem Geiste der Zeit abgestuft, in allen Jahrhunderten unsrer Geschichte, und es wird auch wohl noch jahrhundertelang in immer neuen Formen wiederkehren.

Die Erhaltung, der erneut verbriefte Schutz des Waldes ist gegenwärtig (1853) wieder eine Tagesfrage, und in den deutschen Kammern sind in den letzten Jahren gewichtige Worte zu Gunsten des Waldes vom Standpunkte des Volkswirtes gesprochen worden. Es wird jetzt wieder populär, dem armen geschundenen Walde das Wort zu reden. Der Wald hat aber nicht bloß einen wirtschaftlichen, sondern auch einen sozialpolitischen Wert. Wer aus politischem Freisinn den Unterschied zwischen Stadt und Land leugnet, der sollte auch, nach englischem Muster, den Unterschied zwischen Feld und Wald wegzubringen suchen. Wo ein Gemeinbesitz des Waldes neben einem Privatbesitz des Feldes fortbesteht, da wird es in alle Ewigkeit keine rechte soziale Gleichheit im Volke geben. Der Wald zeichnet die Aristokratie in dem Bilde der Bodenkultur; das Feld das Bürgertum.

Die Zugeständnisse, welche von den Regierungen in Sachen der Waldrodung, der Wildhegung, der freigegebenen Waldnutzungen 2c. gemacht werden, bilden einen ziemlich genauen Gradmesser für das siegreiche Vordringen aristokratischen oder demokratischen Geistes. Im Jahre 1848 ward gar manches mächtige Stück Wald geopfert, um ein kleines Stückchen Popularität damit einzukaufen. Jede Revolution thut dem Wald weh; sie wird dagegen das Feld unberührt lassen, wofern sie sich nicht selber erwürgen will.

Nach dem 2. Dezember 1851 begünstigte man im Elsaß wieder das Streulaubsammeln in den Wäldern, um den Napoleonischen Staatsstreich populär zu machen. Das war klug ausgedacht; denn der nimmer ruhende Krieg um den Wald kann der Regierung ein mächtiger Hebel des Einflusses auf eine Volksschicht werden, die im allgemeinen gar schwer herumzukriegen ist. Das Zugeständnis des Streulaubes und des allgemeinen Stimmrechts ist ein und derselbe Akt bonapartistischer Staatsklugheit, nur auf verschiedene Volksklassen zielend. Es ist die soziale Politik, die selbst hinter den Waldbäumen und unter dem roten raschelnden Laub des letzten Herbstes lauert. Seltsamer Ring von Ursachen und Wirkungen! Der unmäßige Anbau der Kartoffel hilft nicht wenig dazu, dem modernen Staate das Proletariat auf den Hals zu schaffen; aber dieser selbe Kartoffelbau, der dem kleinen Bauern das Stroh entzieht, treibt ihn in den Wald, damit er dort die verwelkten Blätter als Streu für sein Vieh suche, und gibt so wieder der Staatsgewalt ein Mittel an die Hand, auf Grund der wunderlichen historischen Ruine unsrer Waldeigentumsgerechtsame, einen mächtigen Teil des Proletariats zu zügeln!

Der Wald gilt in der deutschen Volksmeinung für das einzige große Besitztum, welches noch nicht vollkommen ausgeteilt ist. Im Gegensatz zu Acker, Wiese und Garten hat jeder ein gewisses Recht auf den Wald, und bestünde es auch nur darin, daß er nach Belieben in demselben herumlaufen kann. In dem Rechte oder der Vergunst des Holzlesens und Laubsammelns, der Viehhut, in der Verteilung des sogenannten Losholzes aus Gemeindewäldern u. dgl. liegt ein nahezu kommunistisches Herkommen geschichtlich begründet. Wo hat sich dergleichen sonst noch erhalten außer beim Wald? Das ist die Wurzel echt deutscher sozialer Zustände. In der That, der Wald ist bei uns noch nicht vollständig ausgeteilt. Darum greift jeder politische Wühler, der dem Volke vorerst ein kleines Stück „Wohlstand“ als das Handgeld auf den verheißenen Allerweltswohlstand auszahlen möchte, flugs zum Walde. Am Wald und an nichts anderm könnt ihr dem deutschen Bauern den Kommunismus handgreiflich predigen.

Es ist allbekannt, daß der Gedanke des Privatwaldbesitzes bei den deutschen Völkern erst spät und allmählich aufkam.

Wald, Weide, Wasser sind nach einem uralten deutschen Rechtsgrundsatze gemeine Nutzungen aller Markgenossen. Der Spruch von Wald, Weide und Wasser ist noch nicht ganz vergessen beim Volke. So bestätigt uns eine schwach dämmernde Erinnerung, eine halbverklungene Sage, welche das gemeinsame Anrecht auf allerlei Waldnutzen wie einen von Anfang der Tage her in Kraft stehenden naturrechtlichen Grundsatz betrachtet, die Ergebnisse des historischen Forschers, demzufolge die Idee der Gütergemeinschaft des Waldes eine echte altgermanische war. Auf diesem Wege könnten wir dann aber auch wieder zu dem weiteren Resultat kommen, daß die Gütergemeinschaft nur ein einziges Mal folgerecht verwirklicht worden sei, nämlich — am und im Urwalde.

In aufgeregten Tagen hat man wunderschöne Rechenexempel aufs Papier gebracht über das Zerschlagen des Waldbodens zu kleinen Ackerstücken für die Armut. Das Papier ist geduldig, und es liest sich so idyllisch, so behaglich, wenn uns vorgerechnet wird, wie man aus dem karg ertragenden Waldboden Hunderte von allerliebsten kleinen Landgütchen herausschneiden könne, auf welchen die Proletarier zu einem zufriedenen urväterlichen Farmerleben sich niederlassen würden. Es sind auch praktische Versuche in diesem Sinne nicht ausgeblieben. Aber statt das Proletariat zu vermindern, zog man es durch solche Vermehrung der bäuerlichen Kleinwirtschaft erst recht herbei. Probiert geht über studiert. Die Leute hätten Gott danken sollen, daß der Wald fast allein noch nicht klein geschlagen ist; nun zerschlugen sie gar den Wald, um dem kleinen Bauern unter die Arme zu greifen! Der arme Bauer müßte ja in vielen Gegenden Deutschlands verhungern, wenn die herkömmlichen Waldnutzungen nicht eine feste Leibrente für ihn wären. Durch den Wald wird die Kleingüterei in hundert Fällen erst gediegen; zerstört man dann den Wald, um die kleinen Güter zu vermehren, so unterwühlt man festgewurzelte Existenzen, um neue daneben in den Sand zu pflanzen.

Daß in Deutschland der Gegensatz von Wald und Feld noch so allgemein feststeht, daß wir noch eine ganze Gruppe förmlicher Waldländer haben, ist ein großer Trost für den Sozialpolitiker. Ein Volk, welches noch den offenen, gemeinheitlichen Wald neben dem im Privatbesitz abgeschlossenen Felde festhält, hat nicht bloß eine Gegenwart, sondern auch eine Zukunft. So ist in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimnis ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt, wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slavenreiches verbürgt, während uns aus den englischen und französischen Provinzen, die gar keinen echten Wald mehr haben, ein schon halbwegs ausgelebtes Volkstum entgegenschaut.

Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrem wunderlichen Gemisch eines jugendlichen und eines erstarrten Volkslebens würden rasch ihrem Untergange entgegeneilen, wenn sie im Hintergrunde nicht den Urwald hätten, der ein frischeres, kräftigeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland großzieht. Die Wildnis ist das große ruhende Barkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die keckſten sozialen und politischen Börsenspiele wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!

Der deutsche Wald mit seinen Gerechtsamen und Servituten ist ein letztes überlebendes Stück Mittelalter. Nirgends liegen die Trümmer des feudalen Elements noch offener zu Tage als in den Forstordnungen; der Wald allein sichert dem Landvolke — echt mittelalterlich — eine von der Hetzjagd der Konkurrenz und der Kleinwirtschaft unberührte Beisteuer zu seinem Bestand. Darum verkehren die Demagogen den Krieg „um" den Wald so gern in einen Krieg „gegen" den Wald; sie wissen, daß man zuerst den Wald niederhauen muß, wenn man mit dem Mittelalter in Deutschland aufräumen will. Und also kommt der Wald bei jeder Volksbewegung am schlimmsten weg. Denn wenn man

in unserm raschen Jahrhundert durchschnittlich einen fünfzehnjährigen Zwischenraum von einer Revolution zur andern gelten lassen will, so braucht ein ordentlicher Waldbaum viel längere Zeit, um auszuwachsen; wenigstens wird der unermeßliche Verlust, den das Jahr 1848 durch Verschleuderung, Plünderung und mutwilligen Ruin von Waldeigentum gebracht hat, bis zu dieser Frist auf natürlichem Wege gewiß noch nicht wieder ausgeglichen sein.

In Anhalt-Dessau wurde im Jahr 1852 durch eine Verordnung dahin entschieden, daß alle Eichen, die auf Privatgrund stehen, dem alten Herkommen gemäß landesherrliches Eigentum bleiben. Der Gegensatz von Feld und Wald ist dadurch als ein ganz ideeller gefaßt; auch der vereinzelte Waldbaum ist für sich noch Wald und hat Waldrecht, wie in entwaldeten Gegenden die Bauern einen vereinzelt stehen gebliebenen Waldbaum häufig noch mit dem Titel ihres „Gemeindewaldes" auszeichnen.

Die Männer der Staatswirtschaft führen den Beweis, daß unser gegenwärtiger Waldbestand zur Befriedigung des Holzbedarfs keineswegs zu groß, eher zu gering ist. Die grundsätzlichen, die politischen Feinde des Waldes aber zählen uns die alljährlich sich mehrenden Ersatzstoffe des Holzes vor und deuten siegesgewiß auf die nicht mehr ferne Zeit, wo man gar keine Wälder mehr brauchen wird, wo man alles Waldland in Ackerland verwandeln kann, damit jede Scholle in dem zivilisierten Europa auch einen Menschen ernähre. Dieser Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen, hat für die Phantasie jedes natürlichen Menschen etwas grauenhaft Unheimliches; ganz besonders ist er aber dem deutschen Geiste zuwider. Es wäre alsdann Zeit, daß der jüngste Tag anbräche. Emanuel Geibel hat dieses natürliche Grauen vor dem äußersten Maß der jegliche wilde Natur aufsaugenden Kultur in seinem Gedichte „Mythus" versinnbildet. Er schafft sich eine Sage von dem zum Knechtsdienst gefesselten Dämon des Dampfes. Erst dann wird dieser seine Bande sprengen und mit seiner im Kern der Erde

schlummernden titanischen Urkraft die Erde selber zertrümmern, wann einmal der ganze Ball überzogen sein wird mit dem Zaubernetze der Eisenbahnen. Bis dahin werden auch alle Wälder in Ackerland umgewandelt sein.

Es ist eine matte Schutzwehr, welche die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wofern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen mäßigen Waldumfanges fordern. Die sozialpolitischen Gründe wiegen mindestens ebenso schwer. Haut den Wald nieder und ihr zertrümmert die historische bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes von Feld und Wald nehmt ihr dem deutschen Volkstum ein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines bedarf, obgleich es zur Notdurft vollkommen genügen mag, wenn sich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legte. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unsern äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nötiger sein.

In unsern Walddörfern — und wer die deutschen Gebirge durchwandert hat, der weiß, daß es noch viele echte Walddörfer im deutschen Vaterlande gibt — sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivierten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland gibt. *Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse.* Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrigbleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie

Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind die Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja, in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die echten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperret die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in gleichgeschliffener, gleichgefärbter Stubenkultur ausebnen wollt! Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volkstumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Die Bewohner der deutschen Walddörfer haben fast durchweg ein ungleich eigeneres frischeres, geistiges Gepräge als in den reinen Felddörfern. Hier steht meist mehr feister Wohlstand

grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den reinen Felddörfern. Die letzteren sind volkswirtschaftlich, die ersteren sozialpolitisch von größerer Wichtigkeit. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird da oft ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhals geworden wäre. Die Erhaltung oder Vertilgung der alten Volkssitten und Trachten folgt nicht so sehr dem Gegensatze von Bergland und Flachland als von Waldland und Feldland, wofern man unter jenes auch die Heiden, Moore und andre wüste Gegenden einbegreift. Das Waldland ist der Herd der volkstümlichen Kunst; der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch durch lange Geschlechter seinen eigenen Sang, wann dem benachbarten Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik, kurz ohne gemütliche und künstlerische Anregung. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend, oft auch die Festhalle der Alten. Wiegt das nicht mindestens ebenso schwer als die ökonomische Holzfrage? In dem Gegensatze von Feldland und Waldland tritt die einfachste und natürlichste Vorstufe der deutschen sozialen Vielgestaltung und Vielfarbigkeit zu Tage, jener Fülle der eigensten Volkscharaktere, darin die zähe Verjüngungskraft unsrer Nation geborgen liegt.

Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald, sie hatte entsprechend auch kein Verständnis für das Naturleben im Volke. Sie versetzte die fürstlichen Lustschlösser überall in deutschen Gauen aus den waldigen Bergen hinaus in das entwaldete Flachland. Die Kunst der Zopfzeit war aber auch eine fast durchaus undeutsche. Den Künstlern des Zopfes war der Wald zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe. Als ein flaches Beiwerk der Landschaft wird er in den Hintergrund geschoben, während die Landschaftsmaler der vorher-

gegangenen großen Kunstperiode ihre Waldbilder so recht aus der Tiefe der Waldeinsamkeit heraus gemalt haben. Kein Künstler romanischen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruisdael und Everdingen; sie setzen sich in ihren besten Bildern geradezu mitten ins Dickicht hinein. Poussin und Claude Lorrain haben großartige Studien am Wald gemacht, Ruisdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig wie das Vaterunser.

Die französierte Hagedorn-Gleimsche Lyrik singt Waldlieder, als ob sie aufs Hörensagen hin sich nach dem Wald sehne. Da kommt mit dem wiedererstandenen Volkslied und dem wiedererweckten Shakespeare, der des Waldes Herrlichkeit tiefer als alle poetisch ausgekundet hat, die englische Gartenkunst, die Nachbildnerin der freieren Waldnatur, nach Deutschland; gleichzeitig schlägt Goethe den echten Waldton in deutscher Dichtung wieder an, den er dem Volksliede abgelernt, und von dem Augenblick, wo den Poeten der Wald nicht mehr zu unordentlich erschienen ist, erscheint ihnen auch das derbkräftige Volkstum nicht mehr zu unsauber und struppig zur künstlerischen Gestaltung. Der herrlichste neueste Wiederaufschwung der Landschaftsmalerei knüpft sich aufs engste an die erneute Vertiefung der Künstler in das Waldstudium. So musizierten auch zur Zeit, da Goethe seine besten Lieder dichtete, Mozart und Haydn, gleichfalls offenen Herzens für das Volkslied, als ob sie's „den Vögeln abgelauscht", nämlich den Vögeln im Walde, nicht wie eine neueste Zweigschule romantischer Miniaturpoeten den Vögeln, die in vergoldeten Käfigen im Salon ihr krankes Lied schlagen.

Der Wald allein läßt uns Kulturmenschen noch den Traum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Man kann da doch wenigstens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenem Gelüsten, ohne an die patentierte allgemeine Heerstraße gebunden zu sein. Ja ein gesetzter Mann kann da selbst noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne daß ihn die altkluge Tante Decenz für einen Narren hält. Diese Trümmer germanischer Waldfreiheit sind in Deutschland

fast überall glücklich gerettet worden. Politisch freiere Nachbarländer, wo die widerwärtigen Zäune der fessellosen Wanderlust gar bald ein Ende machen, kennen sie nicht mehr. Was hilft dem nordamerikanischen Großstädter seine Polizeilosigkeit in den Straßen, wenn er nicht einmal im Wald der nächsten Umgebung frei umherlaufen kann, da ihn dort die greulichen Fenze, despotischer als ein ganzes Regiment Polizeidiener, überall auf den geweisten Weg bannen? Was helfen den Engländern ihre freien Gesetze, da sie nur gefesselte Parke, da sie kaum noch einen freien Wald haben? Der Zwang der Sitte ist in England und Nordamerika einem deutschen Manne unerträglich. Da die Engländer nicht einmal mehr den freien Wald zu schätzen wissen, so ist es kein Wunder, daß sie fordern, man solle zu dem Eintrittsgeld, welches man für Theater- und Konzertbesuch bezahlt, auch noch einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde mitbringen. Deutschland hat eine größere Zukunft der sozialen Freiheit als England, denn es hat sich den freien Wald gerettet. Den Wald ausrotten könnte man vielleicht in Deutschland, aber ihn sperren, das würde eine Revolution hervorrufen. Aus dieser deutschen Waldfreiheit, die so fremdartig aus unsern übrigen modernen Zuständen hervorlugt, strömt tieferer Einfluß auf Sitte und Charakter aller Volksschichten, als mancher Stubensitzer sich träumen läßt. Unserm großstädtischen Leben merkt man es andrerseits freilich auch in tausend Zügen an, wie weit sich der echte Wald von diesen Städten zurückgezogen hat, wie entfremdet ihre Insassen dem Wald geworden sind. Es ist neuerdings beträchtlich grüner geworden in den größeren deutschen Städten, man legte Wallpromenaden an, Stadtparke, Volksgärten, man schmückt die freien Plätze mit Rasen, Büschen und Blumen. In keiner früheren Periode hat die Gartenkunst so sehr den malerischen Reiz unsrer Städte erhöht wie heutzutage. Ich unterschätze den hohen Wert solcher öffentlicher Anlagen gewiß nicht. Aber sie sind etwas ganz andres als der freie Wald, sie können keinen Ersatz für denselben bieten, und der Wald weicht leider immer

mehr von der Stadt zurück. Kunst und Natur haben gleicherweise ihr Recht, allein die Kunst kann uns niemals die freie Natur entbehrlich machen, auch wenn es eine Kunst wäre, welche die Natur selbst zum Stoffe ihres Schaffens nimmt, wie die Gartenkunst.

Den freien Wald und das freie Meer hat die Poesie mit tiefsinnigem Wort auch den heiligen Wald und das heilige Meer genannt, und nirgends wirkt darum diese Heiligkeit der unberührten Natur ergreifender, als wo der Wald unmittelbar dem Meere entsteigt. Wo der Wogenschlag des brandenden Meeres mit den rauschenden Wipfeln der Bäume zu einem Hymnus zusammenbraust; aber auch in dem lautlosen mittägigen Schweigen des deutschen Gebirgswaldes, wo der Wanderer, meilenweit von jeder menschlichen Niederlassung entfernt, nur den Schlag des eigenen Herzens in der Kirchenstille der Wildnis hört, da ist der rechte heilige Wald. Doch selbst für den freien, heiligen Wald gibt es in Deutschland Prachtstücke polizeilichen Humors. Wenn man auf der Insel Rügen in den von den Norddeutschen als eine Art Urwald gepriesenen uralten Buchenforst der Granitz tritt, so leuchtet dem Wanderer an einem mächtigen Baumstamm eine Tafel entgegen mit der Inschrift: daß man in diesem Wald nur umhergehen dürfe in Begleitung eines fürstlich Putbusschen Forstaufsehers zu 5 Sgr. die Stunde. Die Schauer eines Urwaldes in forstpolizeilicher Begleitung zu 5 Sgr. die Stunde genießen, das kann doch nur ein geborener Berliner.

Es ist eine seltsame Begriffsverwirrung, wenn viele die Waldrodungen in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts noch wie ein Urbarmachen des Bodens, wie einen Akt der inneren Kolonisation ansehen, durch den das gerodete Stück überhaupt erst der Kultur gewonnen würde! Der Wald ist für uns nicht mehr die Wildnis, aus der wir ins geklärte Land hinausstreben sollen, sondern eine wahrhaft großartige Schutzhege unsrer eigensten volkstümlichen Gesittung. Darum nannte ich ihn die wilde Kultur des Bodens im Gegensatz zu dem zahmen Feldbau. Den

Waldboden roden, heißt bei uns nicht mehr ihn urbar machen, sondern nur eine Form des Anbaues mit einer andern vertauschen. Wer den Wert einer Bodenkultur nur nach den Prozenten ihres Reinertrags schätzt, der wird freilich Waldflächen roden wollen, um sie „urbar" zu machen. Wir schätzen aber die verschiedenen Formen der Bodenkultur nicht bloß nach ihrem Geldwert, sondern auch nach ihrem ideellen Gehalte. Der vielgestaltige Landesanbau ist eine der tiefsten Wurzeln unsers Reichtums an individuellen sozialen Gebilden und damit der Lebensfülle unsrer Gesellschaft selber.

Der Wald stellt ein aristokratisches Element in der Bodenkultur dar. Er gilt mehr durch das, was er vorstellt, als durch das, was er schafft und einträgt. Nur der Reiche kann Waldwirtschaft treiben, ja oft ist nicht einmal der Reichste reich genug dazu, und der Staat als der Inbegriff des Landesreichtums ist darum mit Recht der erste und größte Waldbesitzer. Waldbau bloß für das lebende Geschlecht treiben, ist eine armselige Heckenwirtschaft; die großen Bäume erzieht man für kommende Geschlechter. Darum ist der Wald in erster Linie Gegenstand der Volkswirtschaft und erst dann der Privatwirtschaft. In dem Wald wird für das Ganze gesorgt; er soll über alles Land möglichst gleichmäßig verteilt sein, denn seine Schätze widerstreben der Beweglichkeit des Verkehrs. Das sind Gedanken, die einen echten Waldwirt stolz machen können auf seinen eigenartigen Wald.

Für die Gegner der Erhaltung eines großen geschlossenen Grundbesitzes wird der Wald allezeit der ärgste Stein des Anstoßes sein, denn mit dem Walde wird sich niemals eine auch nur scheinbar ausgiebige Kleinwirtschaft durchführen lassen. Beim Feldbau läßt sich über die Vorteile der Kleingüterei streiten, wer aber das armselige eines ins kleine getriebenen Waldbaues nicht sehen will, der muß sich die Hände vor beide Augen halten. In dem Maße, als der Waldbau ins kleine gearbeitet, d. h. als er ausschließlich daraufhin angelegt wird, aus möglichst geringem Kapital in möglichst kurzer Frist die größtmögliche Rente

herauszuschlagen, verliert der Wald sein geschichtliches Gepräge, seinen Kultureinfluß auf die soziale und ästhetische Erziehung des Volkes und die Charakterunterschiede der Gesellschaft.

Deutschland sondert sich nicht in der Weise in Feld- und Waldland, daß etwa ein Teil fast ausschließlich der Waldkultur, der andre dem Feldbau gewidmet wäre. Der Gegensatz von Feld und Wald besteht vielmehr überall, er durchkreuzt die natürlichen Scheidungen von Berg- und Flachland und besondert solchergestalt den Boden des gesamten Deutschen Reiches in einer Weise, wie sich dessen kein andres Land Europas rühmen kann. Dazu stellt sich Feldbau und Waldwirtschaft an sich wieder in allen möglichen berechtigten Formen dar. Die ganze Stufenleiter von der Spatenkultur bis zu den größten geschlossenen Gütern ist auf deutschem Boden in den buntesten Exempeln durchgeführt, und in den Formen der Waldwirtschaft sind wir noch weit zerspaltener als in unsrer politischen Wirtschaft. In dieser beispiellosen Vielgestalt des Bodenbaues ist nicht nur die wunderbar reiche Gliederung unsrer Gesellschaftszustände vorgebildet, sondern auch der eigentümlichen Biegsamkeit, Vielseitigkeit und Empfänglichkeit deutscher Geisteskultur und Gesittung die natürlichste Wurzel gegeben.

Deutschland hat durch die in neuerer Zeit aus Gründen der Not oder kurzblickender Finanzweisheit immer weiter getriebene künstliche Umwandlung des stolzen Laubholzhochwaldes in kurzlebige Nadelwälder mindestens ebensoviel von seinem eigentümlichen Waldcharakter verloren als durch die völlige Rodung ungeheurer Waldflächen. In den alten Forstordnungen wird auf den Schutz der Eichen mit Recht ein besonderes Gewicht gelegt. Selbst der deutsche Reichstag beschäftigte sich in diesem Sinn bereits im 16. Jahrhundert mit der „Holzsparkunst". Die wenigen Waldkulturarten, welche einigermaßen eine Zerstückelung zulassen, wie etwa die örtlich vorkommende Haubergswirtschaft, wo auf demselben Land im Wechsel Waldbau und Ackerbau getrieben wird, oder die im Geldpunkte so rasch ergiebige Eichenschälwirtschaft, diese wenigen, der Zerstückelung günstigen Wirtschaftsarten heben an sich schon den Begriff des Waldes in unserm Sinne auf. Ein Eichenschälwald, der, sowie er einigermaßen kräftig ins Holz treibt, auch dem Wanderer alsbald nur dünne abgeschälte Stämmchen mit verdorrten Laubresten entgegenstreckt, unterbrochen von dem dazwischen wuchernden kümmerlichen Raumholz von Haselhecken und Hainbuchen, ein Hauberg, in welchem Feld- und Waldkultur vollständig durcheinander geworfen wird, ist eigentlich gar kein rechter Wald mehr. Das wertvollste, anderswie durchaus noch nicht zu ersetzende Werkholz der wuchtigen Eichen- und Buchenstämme, dieser eigenste Schatz des Waldes, kann nur da erzielt werden, wo eine reiche Körperschaft, die hundert Jahre lang auf Zinsen warten kann, den Waldbau betreibt.

Die alte Zeit hatte einen richtigen Blick für diesen aristokratischen Charakter des Waldes, indem sie denselben zum bevorrechteten Tummelplatz fürstlicher Lust erkor und das Weidwerk adelte, obgleich es, beim Licht einer philosophischen Studierlampe besehen, doch eigentlich gar so etwas Nobles nicht ist, wenn sich ein im glättesten Schliff der Sitte glänzender Hof zeitweilig in die Barbarei des Urwalds zurückzieht und im getreuesten Nachbild des rohen Jägerlebens gleichsam die Uranfänge der Zivilisation von vorn wieder durchbuchstabiert. Um keinen Titel wurde von deutschen Reichsfürsten erbitterter gestritten als um den eines „Reichsoberjägermeisters". Die zentralisierende Gewalt des Königtums erprobte sich auf fränkisch-deutschem Boden am ersten und entschiedensten in der Errichtung von Bannforsten. Des Königs Wald stand von da an unter einem höheren und wirksameren Schutze als unter dem des gemeinen Rechts. Ein schlagenderes aristokratisches Vorrecht als das der Bannforsten ist gar nicht denkbar, und doch hat es Deutschland diesem Einzelvorrecht zu danken, daß es noch so grün bei uns aussieht, daß unsre Berge nicht entwaldet sind wie die italienischen, daß Land und Volk nicht ausgelebt und ausgetrocknet ist, daß noch so herr-

lich große Waldstrecken als geschlossenes Ganze später in die Hände des Staates übergehen konnten.

Aber an diese aristokratische Waldlust knüpfte sich auch die mittelalterliche Waldtyrannei. Die Waldbäume und das Wild wurden schonender behandelt als die Saatfelder und die Bauern. Wollte ein grausamer Herr den Bauer recht empfindlich züchtigen, dann schickte er ihm das Wild über den Hals, und die Jagd, welche das Wild erlegen sollte, zertrat noch, was dieses nicht gefressen hatte. Der Krieg um den Wald drängte dem Bauersmann recht heiß die Frage auf, ob sich denn die alten Vorrechte der Aristokratie auch wirklich vor Gott und Menschen rechtfertigen ließen. Von G. A. Bürger besitzen wir ein Gedicht, welches das nackte Recht der Arbeit dem historischen Standesrecht in so schneidender Weise entgegensetzt, daß man es, wenn es heute erschiene, ohne Zweifel als ein kommunistisches beschlagnahmen würde. Diese alte Probe moderner sozialdemokratischer Poesie greift aber für jene Zeit ganz charakteristisch ihr Thema aus dem „Krieg um den Wald"; sie führt den Titel: „Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen". Weil der fürstliche Jäger den Bauer unter dem Hurra der Jagd durch das zerstampfte Saatfeld getrieben, darum kommt der Bauer in dem Gedicht mit einemmal zu der gefährlichen Frage: „Wer bist du, Fürst?"

Die furchtbaren Strafen, mit welchen im Mittelalter Forstfrevler und Wilddiebe bedroht waren, erklären sich nur als der Ausfluß der Erbitterung zweier um den Wald kriegführenden Parteien. In diesem Kriege war das Standrecht erklärt. Der Wilddieb fühlte sich in seinem Rechte wie der Pirat, beide wollen keine gemeinen Diebe sein. Ich stellte oben den Wald mit dem Meere zusammen: die frühere barbarische Bestrafung der Piraten läuft gleichfalls parallel der grausamen Züchtigung der Waldfrevler. Der letztere glaubt noch immer häufig genug, daß er nur ein durch Gewalt ihm entrücktes Eigentumsrecht mit List und Gewalt sich wieder hole. Es gibt ganze Dörfer, ganze Landstriche in Deutschland, wo die Sitte heute noch Wilddieberei

und Holzfrevel scharf unterscheidet von gemeinen, beschimpfenden Verbrechen. Einen Hasen in der Schlinge zu fangen, ist für diese Bauern so wenig etwas Entehrendes als für einen Studenten, den Nachtwächter zu prügeln. Darin steckt der uralte Hintergedanke des „Krieges um den freien Wald". Im Walde weiß das aufgestachelte Landvolk in bewegter Zeit den Staat oder auch den einzelnen großen Grundbesitzer an seiner empfindlichen Seite zu packen. Wir sahen, wie im Jahre 1848 ausgedehnte Waldschläge planvoll verwüstet — nicht geplündert — wurden; man hieb den Wald nieder und ließ die Stämme absichtlich liegen und verderben, man brannte ihn ab, um mit jedem Tagwerk weiter verbrannten Waldes eine neue „Volksforderung" zu erzwingen. Die alte Sage des Krieges um den Wald war wieder einmal leibhafte Geschichte geworden.

Und dieser ewige Unruhestifter Wald, der aber, wie bemerkt, bei den Unruhen selber immer am schlimmsten wegkommt, ist doch zugleich ein so mächtiger Schutzwall historischen Herkommens. Nicht bloß ein altes Volkstum, auch die ältesten Reste geschichtlicher Denkmale hat er uns schirmend bewahrt. Viele der merkwürdigsten alten Namen sind in den Benennungen der Waldreviere uns erhalten geblieben, und wenn einmal die deutsche Sprachwissenschaft mit dem Durchforschen der Dörfer- und Städtenamen fertig geworden ist, dann wird sie sich den Namen der Waldreviere, die meist weit weniger gewechselt haben als die der Feldmarken, als einer neuen, reichen Quelle zuwenden. Fast nur unter dem Schutze des Waldesdickichts sind die Ringwälle jener Völker, welche in einer vorgeschichtlichen Zeit in unsern Gauen gesessen, dazu die Gräber und Opferstätten unsrer Vorfahren als älteste Denkmale für die Gegenwart erhalten worden. Und während man im Namen einer reinen Fabrikkultur die deutschen Wälder vertilgen möchte, haben sie allein in ihrem Schatten die frühesten redenden Zeugen vaterländischer Industrie uns bewahrt. In den mittelrheinischen Waldgebirgen findet man häufig auf abgelegenen Hügelköpfen, fern von Bächen

und Wasserlauf, große Schlackenhaufen. Es sind dies die Stätten der uralten, vielleicht als Hand- oder Trethütten betriebenen „Waldschmieden", von denen unsre Heldensage singt, die Stätten der ersten rohen Anfänge unsrer seitdem so mächtig entfalteten Eisenindustrie. So hebt die älteste Kunde des deutschen Fabrikwesens, wie unsrer ganzen Gesittung, bei dem Walde an.

Jahrhundertelang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten neben dem Rechte des Ackerlandes. Und wenn sich der Volkswirt noch so sehr sträubt und empört über diese Thatsache, so muß der volksforschende Sozialpolitiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildnis.

II.

Wege und Stege.

In der Urwildnis rodet der erste Siedler: er schafft den Gegensatz von Feld und Wald und hebt damit das Verhältnis von Land und Leuten über die Linie der uranfänglichen bestialischen Natürlichkeit. Nur wo Feld und Wald ist, hört das Nomadentum auf, da ist feste Siedelung, da bildet der Boden selbst den Grund organischer Gesellschaftszustände.

Später hebt sich aus der allgemeinen Form der Siedelung der Gegensatz von Stadt und Land heraus. Hiermit kommt eine soziale Revolution, ein neuer Umschlag im Naturleben des Volkes. Die größten Kulturfragen des germanischen Altertums laufen in der Thatsache von Rodung und Anbau des Landes, in dem Herausbilden des Gegensatzes von Feld und Wald als in ihrem Brennpunkte zusammen; die größten Kulturfragen des Mittelalters im Herausbilden des Gegensatzes von Stadt und Land. Hierdurch bestimmen sich die zwei entscheidenden Zeiträume in der ältesten Naturgeschichte des deutschen Volkes.

Es wird aber der Widerstreit dieser Gegensätze niemals ganz erledigt, sie bleiben flüssig, bis das Volk selber abstirbt; denn sie bedingen die zum Leben berechtigende innere Vielgestalt seiner Bildungen.

Das Verhältnis der Leute zum Lande ist übrigens seit dem Mittelalter schon um deswillen ein ganz andres geworden, weil das Land selbst nicht mehr das nämliche ist, weil die früheren Länder und Ländchen zu Ländermassen geworden sind, die einzelnen Städte zu Städtegruppen, weil sich in ausgedehntestem Maße Dörfer in Städte und dafür wieder Städte in Dörfer verwandelt haben, weil die Großstädte, als wesentlich moderne Gebilde, ein

Massenwesen im Städteleben hervorgerufen haben, welches der Umbildung der Länderindividuen zu Ländermassen entspricht. Wir messen das Land mit einem neuen Maßstabe. Die Länder wurden größer und die Erde kleiner. Die Leute sind näher zusammengerückt. Dadurch ist ein andres Land, sind andre Leute geworden. Die Rodung der Wildnis und die Scheidung von Stadt und Land vereinzelte ursprünglich Länder und Völker; das Erschließen der neuen großen Verkehrswege und Verkehrsmittel, diese moderne Kolonisierung im großen Stile nicht der Länder, sondern der Erde, faßt wieder mit eherner Hand zusammen, was durch jene Gegensätze auseinander getrieben war. Und doch bestehen jene Gegensätze fort, im Maßstab verändert, nicht aber in der Art. Zuerst kam die ozeanische Schiffahrt, dann kamen die Kunststraßen, dann Dampfschiffe und Eisenbahnen.

Bei den Bauern hat sich bereits ein Sagenkreis der Eisenbahnen gebildet. Sagenkreise entstehen bekanntlich kaum mehr im Tageslicht der modernen Prosa. Allein wo dem Volke eine neue Wunderkraft so dämonisch gegenübertritt wie in den Eisenbahnen, da schafft es sich auch noch neue Sagenkreise. Es ahnt die Umwälzung unsrer gesamten Gesittung, unsrer ganzen Gesellschaft, welche durch das neue Verkehrswesen früher oder später eintreten muß; der Bauer insbesondere ahnt, daß er neben der Eisenbahn nicht der alte Bauer bleiben kann. Vielverbreiteter Bauernglaube ist es, daß die Eisenbahnen nach einer bestimmten Frist wieder plötzlich verschwinden würden, wie sie plötzlich gekommen seien; ihre Frist ist gleich der, welche der Teufel den Leuten vergönnt, die sich ihm zum Gewinn irdischer Genüsse verschrieben haben. Im Badischen geht die Sage, daß beim Anhalten der Eisenbahnen an den größeren Stationen jedesmal einer fehle, den der Teufel für seinen Lohn genommen habe, und im Elsaß mußte im Jahr 1851 von den Kanzeln wider den Eisenbahnaberglauben gepredigt werden.

In dieser kindlichen Form spricht sich des Volkes Ahnung von der Thatsache aus, daß der moderne Verkehr nicht nur ein

neues Land schaffe, sondern auch neue Leute. Jeder aber fürchtet sich ein andrer zu werden, und wer uns unsre Eigenart rauben will, der erscheint uns weit eher wie ein Gespenst des Satans, denn wie ein guter Geist.

Man sagt verschiedenen Tiroler Gemeinden nach: sie hätten in alter Zeit ihre Straßen absichtlich nicht an den Bergen her, sondern über die Berge geführt, damit die Reisenden und ihr Geld recht lange im Lande bleiben und die Fuhrleute gehörig für Vorspannpferde bezahlen möchten. Das gemahnt an die Politik deutscher Postverwaltungen, welche unbedenklich auch die krumme Linie als die kürzeste zwischen zwei Punkten annahmen, wenn es galt, einem im geraden Weg liegenden auswärtigen Postbesitzer ein paar Kreuzer Transitporto abzuzwacken und die Briefe möglichst lang im eigenen Bezirk zu behalten. Auch die Schweizer sträubten sich eine Zeitlang gegen die Eisenbahnen und sagten, die Schweiz sei das Gasthaus der Nationen, und durchs Gasthaus solle man nicht möglichst geschwind hindurchfahren, sondern möglichst lange dort bleiben.

Es steckt aber auch ein tieferer Sinn hinter jener angeblichen Praxis der Tiroler.

Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisierte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Ansiedelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutage die echt modernen Straßen, nämlich Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so zentralisieren wir das Land; diese Straßen verderben die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Volkszahl.

Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsre neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt. Darum war es im Geiste des mittelaltrigen Wegbausystems durchaus nicht widersinnig, die Reisenden auf möglichst langer Linie im Lande herumzuführen. Wollten also die Tiroler nicht bloß die Reisenden, sondern auch das alte Her-

kommen und die alte bürgerliche Gesellschaft möglichst lange im Lande behalten, so mußten sie in der That die Straßen nicht zur Eilfahrt durchs Thal, sondern zur Schneckenfahrt über die Berge legen.

Ich greife ein schlagendes Beispiel des Gegenteils aus tausenden heraus: die große natürliche Verkehrslinie des Rheinstroms. Im Mittelalter rief diese Wasserstraße Dutzende von kleinen Städten zu selbständiger Blüte. Der Fluß war dermaßen mit Zöllen aller Art belastet, die Güterbewegung auf demselben vielfach so gefahrvoll, daß man neue mühselige Umwege zur Rechten und Linken, durch den Einrich, über den Hunsrück ꝛc. aufsuchte, und dennoch nährte der Verkehr die kleinen Städte an der Wasserstraße neben den großen. Jetzt sind fast alle Schranken gefallen, eine Dampfflottille fährt tagtäglich stromab, stromauf, die Zahl der Reisenden ist tausendfach gewachsen, und — der Verfall jener kleinen Städte frißt von Jahr zu Jahr um sich; nur einzelne große Mittelpunkte heben sich im gleichen reißenden Fortschritt, in welchem jene sinken. Häuser, die in einzelnen solcher kleineren Städte vor 40 Jahren mit einem Aufwand von 30000 Gulden erbaut wurden, sind seit der vollen Eröffnung der Dampfstraße für 3000 feil, und finden doch keinen Käufer. Tausend Reisende *sehen* sich jetzt im Vorüberfahren an den schönen armen Städten satt, in welchen sich früher hundert Reisende satt *zehrten*. (Seit ich dieses schrieb, sind Eisenbahnen zu beiden Seiten des Stromes entstanden, und die Lokomotive wetteifert mit dem Dampfer. Große und kleine Städte sind gewachsen, und die Häuser der Kleinstädte werden wohl nicht mehr so billig sein wie 1851. Am Ende wird das ganze Rheinthal zu einer großen, langen Stadt. Dann gilt aber doch wieder, was ich oben sagte, vom rheinischen Hinterland. Das Gesetz bleibt, nur die Größenmaße wechseln, in denen es sich erfüllt.)

So geht es mehr oder minder in ganz Deutschland.

Zu allen Zeiten sind alte große Handelsstraßen verödet, und neue Wege führten den befruchtenden Reichtum des Weltverkehrs andern Gegenden zu. Aber jedesmal war es auch nicht bloß ein wirtschaftliches, sondern zugleich ein politisches und soziales Erkranken, welches dadurch über die verlassenen Gegenden verhängt wurde. Die Zeit heilt; doch Jahrhunderte waren hier zur Heilung oft immer noch zu wenig Zeit. Eine so gründliche, so allgemeine und so reißend schnell durchgeführte Umlegung aller großen Verkehrsstraßen, wie sie mit dem Ausbau der europäischen Eisenbahnnetze vollendet sein wird, ist aber noch nicht erhört worden, so lange die Welt steht. Es werden freilich nicht, wie bei der Veränderung der Handelswege am Ausgange des Mittelalters, reiche Großstädte veröden, wohl aber sind zahllose kleine Städte, blühende Flecken und Dörfer dem Kränkeln, Abmagern und Absterben eben so sicher geweiht, als sich den großen Städten eine immer unförmlichere Korpulenz ansetzen wird.

Darin liegt eine europäische Krisis.

Die Herrschaft der großen Städte über das Land ist eine der sozialen Kernfragen unsrer Zeit. Sie erschüttert gegenwärtig den hundertjährigen Bestand von Englands gesellschaftlich-politischen Institutionen, sie schlägt die frischeste Kraft des französischen Volkstums in Banden, sie ist das dunkle Gespenst der deutschen sozialen Zukunft. Nur trösten wir uns mit dem Gedanken, daß wir allmählich zwar viele zentrale Großstädte bekommen werden, aber gerade deshalb keine Zentralstadt.

Die kleineren und mittleren Städte waren die Wiege des selbständigen Bürgertums, die Riesenstädte sind die Wiege des selbständigen Proletariats, aber auch neuer schaffender Mächte, die uns unheimlich dünken, weil wir sie nur erst zu ahnen, nicht zu erkennen und zu schätzen vermögen. Diese Riesenstädte zerstören die kleinen — buchstäblich sowohl als bildlich — mit des Dampfes Kraft und Eile. Und je breiter sich die Thore der Stadt dem Lande öffnen, um so unzugänglicher verschließt sich das Innere des Landes mit seiner verjüngenden Naturkraft der Stadtbevölkerung. Diese zentralisierende Kraft der neuen großen Straßenlinien offenbarte sich aber nicht erst bei den Eisenbahnen,

sie begann ihre Wirkung bereits bei dem Ausbau des großen modernen Landstraßennetzes zu zeigen, welches man seinerzeit nicht minder wie jetzt das Eisenbahnnetz als ein Wunderwerk angestaunt hat.

Die große Reform des Straßenbaues im 18. Jahrhundert fällt zeitlich ziemlich genau zusammen mit den durchgreifenden modernen Reformen der Staatsverwaltung. Die neu erstehende zentralisierte Bureaukratie konnte damals mit keinem segensreicheren Werke ihre weltgeschichtliche Sendung beginnen, als indem sie den maßlos zersplitterten Verkehr durch ein System des gleichsam neu wieder entdeckten Kunststraßenbaues einigte. Die großen Straßenanlagen aus dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten des laufenden Jahrhunderts sind das stolzeste Denkmal der berechtigten Bureaukratie.

In einem Katechismus der Volkswirtschaft für Schulkinder fand ich, daß unter anderm den nationalökonomischen ABC-Schützen zu beweisen gesucht wird, wozu überhaupt Beamte nutz seien. Die Schüler werden zu diesem Zweck von dem Katecheten vor allen Dingen auf die Landstraße geschickt. Das ist sehr treffend.

Napoleon, der kriegerische Heros der Völkerzentralisation, ahmte das alte Rom nach auch in der Anlage riesiger Straßenbauten. Und Rom hatte in der That bei seinen Straßenanlagen ganz dasselbe Prinzip verfolgt wie die neueste Zeit mit ihrem Eisenbahnnetz; es baute möglichst geradlinig von Stadt zu Stadt, quer durch über Bergrücken und Flußlinien; denn es baute Straßen, nicht um die eroberten Länder ins einzelne zu beleben, sondern um sie allesamt geradeswegs nach Rom zu führen. Darum konnte das individualisierende deutsche Mittelalter die Trümmer dieser Heerstraßen der römischen Zentralisation größtenteils nicht mehr brauchen, und wo auf unsern deutschen Karten ein Römerweg verzeichnet steht, da läuft seit vielen Jahrhunderten häufig nicht einmal ein Fußpfad mehr die gleiche Linie.

Napoleon liebte es, seine Chausseen mit Pappelreihen einzufassen. Die alten Bonapartisten am linken Ufer des deutschen

Oberrheins zeigen uns heute noch mit Stolz die langgestreckten Pappelzüge, welche die Eintönigkeit der Stromlandschaft bis unterhalb Mainz so auffallend erhöhen, mit der Bemerkung, daß der Kaiser viele derselben persönlich anzulegen befohlen habe. Die Pappel ist das echte Sinnbild der von außen her aufgedrungenen Zentralisation; sie ist der uniformmäßige Baum, den man in Reihen aufmarschieren lassen kann gleich einer Paradeordnung von Soldaten.

Im 18. Jahrhundert hatte man ausgezeichnete Straßen gern mit Linden bepflanzt, dem volkstümlichsten deutschen Waldbaume, dem Baume, in welchem unsre Vorfahren die Romantik des Waldes in den traulichen Frieden des Dorfes übersiedelten, wenn sie ihn auf den Marktplatz pflanzten, auf den Tanzrasen, neben das Bild des Schutzheiligen — und auf den Kirchhof, zugleich dem altherkömmlichen stolzen Schmuck der Auffahrten zu Burgen und Klöstern, wie der Burg- und Klosterhöfe.

Als die Burgen des deutschen Adels sich in Herrenhäuser verwandelten, ward es gleichsam standesmäßig, dieselben durch stolze Lindenalleen vor bürgerlichen Prunkgebäuden auszuzeichnen. Solche Alleen, die sich oft meilenweit ausdehnten, sind kulturgeschichtlich wichtig, denn sie weckten zuerst die Lust der großen und kleinen Herren am Kunststraßenbau. Indem der begüterte Adel seinen Rittersitzen einen neuen Schmuck, ein neues Sinnbild seiner herrschaftlichen Würde gründete, ebnete er damit ahnungslos die Wege für jene neue Zeit, die seine alte Stellung vernichten sollte. Die alten Fürsten und Edlen schützten ihre Alleen, eben weil diese ihnen vorzugsweise ein adliges Wahrzeichen waren, mit einem Nachdruck, der oft zum Druck umschlug. Der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt, dessen ausgedehnte und zahlreiche Alleen einen deutschen Ruf gewannen, soll jeden Schulzen, in dessen Bezirk ein Baum zerstört worden oder auch nur ausgegangen war, höchsteigenhändig mit dem Stocke gezüchtigt haben. Der Bauersmann aber begann in späterer Zeit einen Krieg gegen diese Alleen, wie er ihn gegen den herrschaftlichen Wald

begann. Hunderte von Dörfern prozessieren heute noch mit den Edelleuten wegen der Ausrottung der bereits so stark gelichteten Ueberreste der gutsherrlichen Alleen; und zwar nicht immer deshalb, weil Schatten und Wurzelwerk der alten Bäume den angrenzenden Aeckern schaden, sondern oft bloß darum, weil der Bauer sie nicht leiden mag, als ein Denkmal der alten Adelsherrschaft mit ihren Leistungen und Lasten. Mancher hundertjährige schattenreiche Baumgang dieser Art ist im Jahre 1848 dem „Volke" zum Opfer gefallen. Aber noch ehe die Bauern den Alleen zu Leibe gingen, hatte schon die Bureaukratie die Axt angelegt. Sie hatte keinen Sinn für die Schönheit dieser lebendigen Geschichtsdenkmale und faßte nur den in der Regel armseligen Ertrag der Fällung für das Budget ins Auge. So wurden z. B. schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts die großartigen Alleen bei dem bayreuthischen Schloß und Kloster Himmelkron, welche in Süddeutschland nicht minder berühmt waren wie die des Markgrafen von Schwedt im Norden, im eben erwachten modernen Kanzleieifer gegen einen Erlös von baren tausend Gulden niedergeschlagen! Statt der altfränkischen Linden und Kastanien nahm die Bureaukratie — bewußt oder unbewußt, aber jedenfalls ganz in ihrem eigensten Geiste — die napoleonische Vorliebe für die Pappel an und zerstörte mit den endlosen Pappelalleen den eigensten Reiz von hundert deutschen Landschaftsbildern. Es that mir von Herzen wohl, als ich vor einiger Zeit im preußischen Staatsanzeiger eine energische Verfügung an die Verwaltungsbeamten las, gerichtet gegen den zentralisierenden Unfug des maßlosen Anpflanzens von Pappeln an den Landstraßen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es zuerst einige kleinere Staaten, die sich mit der Einführung des neuen Kunststraßenbaues hervorthaten. Und zwar sagt man, daß die erste moderne Chaussee gerade von zwei sehr kleinen Kleinstaaten, Oettingen-Spielberg und der Reichsstadt Nördlingen, angelegt worden sei. Es liegt ein eigener Humor in diesem Umstand. Jene Staaten ahnten die gewaltige, staatlich zentralisierende Macht eines vollendeten Straßensystems nicht, sie ahnten

nicht, daß sie doch eigentlich nur die Wege ebneten, damit ihre eigene Souveränetät desto geschwinder auf denselben zum Land hinausfahre.

Selbst einige geistliche Fürsten zeichneten sich damals durch Straßenbauten aus; sie ahnten noch nicht die Politik Gregors XVI., der keine Eisenbahnen in seinem Kirchenstaate haben wollte. Priesterfürsten bewegten sich sehr sicher auf mittelaltrigen Saumpfaden, die moderne Eisenbahn dagegen fährt ihnen zu schnell.

Später mußten die kleinen Staaten von den großen im Straßenbau natürlich eingeholt und überholt werden. Allein wenn auch Preußen und Oesterreich in einzelnen Landstraßenzügen vorzugsweise Großartiges leisten konnten, so werden sie doch von verschiedenen Kleinstaaten wiederum weit übertroffen in der Vollendung des Lokalstraßenbaues, in der kunstmäßigen Behandlung der Gemeindewege. Es liegt in der Natur der Kleinstaaten, auch hier ins kleine zu arbeiten. Die Gemeindewege sind jetzt noch die individualisierenden Verkehrslinien neben den zentralisierenden Staatsstraßen. Durch recht vollständig ausgezweigte Gemeindewege, die das Innere und Einzelste des Landes aufschließen, wird ein kleines Gebiet größer gemacht, während es zusammenschrumpft durch Eisenbahnen und Heerstraßen.

Von dem in hundertfach gekreuzten Thal- und Höhenzügen, in wunderbar gemischter Bodenbildung und Volksart gegliederten, in seinen politischen Herrschaften zerstückten Mitteldeutschland, dem Herde des deutschen Kleinlebens, ging der Kunststraßenbau aus. In Mitteldeutschland wurden auch hundert Jahre später die ersten Eisenbahnen angelegt. Die großen Ländermassen des äußersten deutschen Nordens und Südens sind heute noch nicht zur Hälfte eines so ins einzelne gehenden tausendfältig verschlungenen Systems von Verbindungswegen teilhaftig, wie Mitteldeutschland. Wohl gehen die Eisenbahnen bis zur Meeresküste und bis in die Alpen, aber die örtlichen Straßenzüge sind im Vergleich mit dem übrigen Deutschland noch so lückenhaft wie vor hundert

Jahren. Das Flachland müßte hier nicht Sumpf und Moor haben, und Quadersteine statt Sand und Gerölle, die Alpen keine Felsen, keinen Schnee und keine Gießbäche, wenn es anders sein sollte. Diese dem großen Verkehr zugänglicheren, im kleinen Verkehr aber immer noch abgeschlossenen, ausgedehnten Ländermassen sind es dann, wo der Gegensatz von Feld und Wald noch ungebrochen besteht und seine volle soziale Bedeutung hat, wo Stadt und Land noch nicht ineinander übergeht, wo es noch natürliche Stände gibt, deren Unterschiede man nicht mit dem Vergrößerungsglase aufzusuchen braucht. Wenn an den pommerschen Küsten der Heringsfang über Erwarten gut gerät, dann wissen die Leute heute an vielen Orten noch nicht, was sie mit ihren Fischen anfangen sollen, und verschleudern sie zu unglaublichen Spottpreisen; ihren Viehstand könnten sie da und dort vermehren, wenn sie wüßten, was mit so viel Milch, Butter und Käse zu machen wäre. Das sind noch mittelalterliche Zustände. In Pommern wurden aber auch erst in unserm Jahrhundert die ersten Chausseen angelegt. Als man dort vor 60 bis 70 Jahren mit diesen Bauten begann, liefen die Leute von Stadt und Land herzu, um die feste Straße wie ein Meerwunder anzustaunen. Hätten aber an der Ostsee nicht so lange die alten halbversunkenen Knüppeldämme floriert, so würden gewiß auch schon längst nicht mehr die handfesten, zähen, treuen pommerschen Bauern florieren. Wo hier der Volkswirt nur Schatten sieht, da erblickt der Sozialpolitiker wenigstens auf einer Seite Licht.

Aber nicht bloß in diesem allgemeinen Sinne, auch wenn wir uns mitten in die innere Häuslichkeit unsrer politischen Zustände versetzen, spielt der Straßenbau seit 70 bis 80 Jahren bei uns eine unmittelbar politische Rolle.

In den Händen der Regierungen hat man die Erlaubnis oder Verweigerung von Straßenanlagen oft genug als Mittel der Aneiferung, des Lohnes und der Schmeichelei, wie andrerseits des Schreckens und der Zucht für einzelne Gemeinden und ganze Landstriche benutzt. Bei den Wahlen zu unsern kleinen

Landtagen haben die Kandidaten oft förmlich Stimmen für Landstraßen eingekauft — für versprochene nämlich. Es wird wenige noch so kleine Dörfer in unsern vormärzlich konstitutionellen Ländern geben, denen nicht von irgend einem Wahlkandidaten irgend einmal feierlichst vorgelogen worden ist, daß er eine unmittelbar an ihren Hausthüren vorüberführende Staatsstraße oder Eisenbahn unfehlbar auf dem Landtag durchsetzen werde. Dieser Schacherhandel mit Staatsstraßen erscheint als ein sehr wohlfeiler, da er einerseits nur ein Versprechen, andrerseits nur eine Stimme kostet. Und doch hat der Staat gar oft in den Säckel greifen und unnütze Wegstrecken bauen müssen, um einer politischen Partei die Zeche zu bezahlen, und höchst notwendige Straßen blieben wüst liegen, weil man verabsäumt hatte, sie als Mittel der Schmeichelei, der Bestechung oder der Drohung zu benutzen.

In dem heutigen Straßenwesen bekundet sich hundertfach das politische Leben des Volkes. Die Landstraße war der erste sichtbare, greifbare Gegenstand, an dem es dem gemeinen Manne deutlich gemacht wurde, daß im modernen Staate der einzelne seinen besonderen Vorteil opfern müsse, um ihn aus dem Ganzen nachher mit Zinsen wieder zu erhalten. Ueber diesem Satz steht heute noch unsern meisten Bauern der Verstand still, aber sie lernen doch daran glauben, weil sie Straßen bauen müssen. Sie wehren sich jahrelang mit Händen und Füßen gegen den kunstmäßigen Neubau eines Gemeindeweges, und flicken die Löcher so lange mit Fichtenzweigen und Kartoffelstroh, bis sie durch Pfändung und Exekution gezwungen werden, von diesem köstlichen System des „Naturbaues“ abzustehen, welches Frost und Hitze für den besten Straßenbaumeister erklärt. Hinterdrein ergeht es ihnen dann aber, wie den Seckenheimern bei Heidelberg, welche so lange gegen den Zug der Eisenbahn auf ihr Dorf protestierten, bis man dieselbe auf Friedrichsfeld richtete. Da erst gingen ihnen die Augen auf, und sie beschwerten sich nun, „warum man sie denn nicht wider ihren Willen zur Eisenbahn gezwungen habe?

Die Regierung zwinge sie ja doch sonst zu allem!" So liest das Volk die Erkenntnis, daß der persönliche Eigennutz im Staate gebrochen werden müsse, an der Landstraße und der Eisenbahn auf.

Auch in die innere Geschichte unsers Beamtentums greift der Straßenbau entscheidend ein.

Durch die Straßen seines Bezirks tritt der Verwaltungsbeamte am offensten und unmittelbarsten vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung. In dem Lokalstraßenbau ist ihm eine der seltensten Gelegenheiten zu unmittelbar praktischer, durch ebenso augenfälligen und raschen als dauernden Erfolg lohnender Wirksamkeit gegeben. Er kann sich hier einmal aus der unfruchtbaren Schreiberei herauswinden und schöpferisch werden im edelsten Sinne des Worts. Indem er für die Vizinalwege auch nach der Aufbringung der Geldmittel sich umschauen muß, ist er für diesmal zugleich der Finanzminister seines Bezirks. Er muß Selbstgefühl bei den Verwaltungsbeamten schaffen, wenn sie das mehreren Herrschern der alten Zeit in den Mund gelegte Wort, daß man einen Fürsten aus seinen Straßen erkennen möge, im modernen Staat auf den Beamten umzubilden berechtigt sind. Hieraus entwickelt sich aber bei den obersten Bezirksverwaltungsbehörden ein Geist der Selbständigkeit, den wir im rechten Maß für einen sehr guten Geist halten, der aber von den bureaukratischen Zentralbehörden allezeit als ein sehr schlechter angesehen worden ist. So knüpft sich gerade an das Straßenbauwesen ein fortlaufender Kompetenzstreit zwischen Zentral- und Lokalbehörden. Und während der Staatsstraßenbau, dem wir die zentralisierende Eigenschaft zugesprochen haben, naturgemäß der Zentralbehörde, dem Ministerium, anheimgegeben ist, wirkt der Gemeindestraßenbau als strittiger Besitz der nach höherer Selbständigkeit ringenden Lokalbehörden auch in der Art individualisierend, da er die geschlossene Phalanx der Bureaukratie zeitweilig auseinander treibt.

Für die Gemeinden selbst aber ist der Lokalstraßenbau einer der sichersten Probsteine, nicht bloß um zu erfahren, ob sie die

rechte politische Selbständigkeit besitzen, sondern auch, ob sie derselben würdig sind.

Ich komme immer wieder auf die zentralisierende Macht der Staatsstraßen zurück. Unser Steuersystem hätte nicht seine alle Vorrechte vernichtende, alle Standesunterschiede ausgleichende Ausdehnung gewonnen, wenn nicht der Straßenbau eine so ungeheure Schuldenlast auf die Staaten geworfen hätte. Keine andre Staatsausgabe wird so reißenden Schrittes gewachsen sein wie die Riesenziffer für den öffentlichen Verkehr. Eine Zusammenstellung dieses Postens seit den letzten 70 Jahren aus verschiedenen Staaten müßte einen überraschend lehrreichen Beitrag zur Kulturstatistik liefern. Als im vorigen Jahrhundert in Sachsen, Kur-Trier und etlichen andern Ländern nicht bloß gute Landstraßen angelegt, sondern auch Meilensteine an denselben aufgestellt wurden, rühmte man letzteres als eine wahre Wunderthat öffentlicher Freigebigkeit. Man machte Gedichte über diese Meilensteine, neben denen Bänke angebracht waren, damit, wie es im Stil jener Zeit heißt, nicht nur der „vernünftige", sondern auch der „empfindsame" Reisende sich an denselben erfreuen könne, und berechnete die Kosten eines solchen Steines durchschnittlich auf 10 Thaler. Heutzutage hat man auf einigen süddeutschen Eisenbahnstrecken Bahnwärterhäuschen hingestellt, davon wenigstens vier bis fünf auf einen Meilenstein kommen und Stück für Stück wenigstens 1000 fl. kostet, und die Vorüberfahrenden nehmen das ohne weiteres hin, als ob es eben nur so sein müsse. Vor 30 Jahren stellte man die Wegstunde der Staatsstraßen in Bayern noch durchschnittlich für 19- bis 20000 fl. her, während in letzter Zeit bei der württembergischen Staatseisenbahn die Erbauung einer Wegstunde durchschnittlich 373400 fl. kostete. Freilich werfen deutsche Eisenbahnen gegenwärtig schon über 5 Prozent reinen Gewinn ab. Allein dadurch wird von dem ungeheuren zentralisierenden Einfluß, welchen das der Erzielung dieser Rente vorhergegangene Aufbringen einer Kapitalmasse von 500 Millionen Thaler auf das Staatsleben der einzelnen Länder — leider

nicht des Gesamtvaterlands! — geübt hat, auch nicht das mindeste abgebrochen. Im Gegenteil. In der rentierenden Eisenbahn entwickelt sich eine Staatsindustrie; diese wird riesig wachsen, mancherlei kleinere Industrien, sehr viele kleine Gewerbe in sich aufsaugen, und so auch nach dieser Richtung eine industrielle Zentralisation herbeiführen, die in den Händen des Staats noch immer vom Uebel gewesen ist.

Da das deutsche Eisenbahnnetz in seinen Hauptlinien nunmehr ausgewoben erscheint, so ist es an der Zeit, jetzt auch wieder für die durch die Eisenbahn in die Ecke geschobenen Gegenden das Wort zu ergreifen. Ueber dem löblichen Eifer für den Weltverkehr haben wir den davon abgesonderten Teil des örtlichen Kleinverkehrs vielfach vergessen. Darin liegt eine große soziale Gefahr, sie ist nahe verwandt jener Gefahr, welche aus der einseitigen Blüte des Fabrikwesens neben dem Verfall des Kleingewerbes hervorwächst. Bei der in den letzten Jahren an einzelnen Punkten, namentlich in weniger zugänglichen Strichen der deutschen Mittelgebirge, epidemisch ausgebrochenen Verarmung hat man den Mangel genügender örtlicher Verkehrsbahnen fast überall mit Recht als eine der Hauptquellen des Uebels geltend gemacht. Es sind das aber nicht solche Gegenden, die von jeher unwegsam waren und von der Natur dazu bestimmt sind, bis zu einem gewissen Grade immer unwegsam zu bleiben. Es waren vielmehr fast alle jene Gegenden, für deren Errettung aus Hungersnot man mit der Armenbüchse durch ganz Deutschland nicht bloß, sondern selbst bis über den Ozean sammeln ging, seit alten Zeiten in den Verkehr hineingezogen. Jetzt erst hat man sie bei den Eisenbahnanlagen auf die Seite geschoben, während man früher daselbst Erwerbszweige hervorgelockt hatte, die nur an großen Straßen blühen können. Viele solcher gebirgigen Gegenden sind obendrein auch noch durch die neueren Fortschritte des Kunststraßenbaues ihrer alten Verkehrslinien verlustig gegangen. Die mangelhafte Technik des 18. Jahrhunderts suchte ihren Ruhm in Hochstraßen, sie führte die Wege geflissentlich übers Gebirg, um einen natürlichen festen Unterbau zu haben. Jetzt, wo wir dem Güterwagen viel schwerere Fracht, dem Postwagen viel rascheren Lauf zumuten, wo wir im künstlichen Unterbau, im Dämme- und Brückenbau so erstaunlich fortgeschritten sind, korrigieren wir die ganzen Linien und verwandeln die Hochstraßen in Thalstraßen. Dies ist ein großartiger Gewinn. Aber gerade die bedürftigsten Gebirgsstriche veröden darüber vollends.

In dem weit unwegsameren Hochgebirge, auf den weitgedehnten Hochflächen und an der Meeresküste mit dem schlechten Straßenbau herrscht dagegen nicht entfernt die Armut wie in den von Straßen durchfurchten und dennoch vom Verkehr ausgeschlossenen Mittelgebirgen. Denn dort war die Unwegsamkeit eine natürliche und notwendige, und die Leute haben sich danach eingerichtet. Keine Wege anlegen, ist nicht immer vom Uebel; aber Wege anlegen und sie nachher wieder veröden lassen: das ist immer vom Uebel.

Der blasierte Reisende, welcher von einer reichen Stadt zur andern fliegt und in dem Anblick der auf und an den neuen Eisenstraßen so wunderbar entwickelten Betriebsamkeit schwelgt, denkt freilich nicht daran, daß auf hundert früher belebten Seitenwegen jetzt Gras wachsen muß, damit die eine große Straße so märchenhaft von Leben und Thätigkeit wimmeln kann. Wer in jetzt beliebter Weise nach dem Eindruck von Eisenbahnreisen den Wohlstand eines Landes beurteilen will, dem mag es leicht ergehen, wie der Kaiserin Katharina von Rußland, als man ihr gemalte Dörfer an die Landstraße stellte. Die Armseligkeit, welche hinter den schönen Bahnhöfen anhebt, sehen sie nicht.

Es würde nur ein Akt politischer Gerechtigkeit sein, wenn man einen Teil des reinen Gewinnes aus unsern Eisenbahnen, der nach vollendeter Abrundung des ganzen Liniensystems sehr beträchtlich werden muß, als Zuschuß für den Lokalwegbau bestimmte.

Denn grundfalsch dünkt uns die gegenwärtig fast überall befolgte Regel, nach welcher man in demselben Grade Landstraße und Feldweg vernachlässigt, als die Eisenbahnen in einer Gegend sich mehren. Umgekehrt: ein von vielen Eisenbahnen durchschnittenes Land muß weit mehr auf den gemeinen Wegbau verwenden, als es ohne Eisenbahnen gebraucht hätte. Nur dann wird der zentralisierenden Uebermacht der Eisenstraßen die Spitze abgebrochen, wenn die andern Wege verbessert und gemehrt werden in gleichem Schritt, wie der Eisenbahnverkehr an Bedeutung gewinnt.

Es gibt deutsche Länder, die so schlechte Landstraßen und Feldwege besitzen, daß sie eigentlich noch gar nicht reif gewesen sind zum Eisenbahnbau. Doch mußten sie notgedrungen Schienenwege bauen. Aber wenn sie jetzt nicht schleunigst sich reif machen für den Besitz der Eisenbahnen, indem sie das Versäumte an Staats- und Gemeindestraßen gründlich nachholen, dann werden sie sich mit ihren eigenen Lokomotiven den Verkehr aus dem Lande führen, statt ins Land. Beim Vergleich der Ertragsprozente unsrer Bahnlinien fand ich, daß fast überall, wo man Eisenbahnen baute, ohne vorher rechte Heerstraßen und Gemeindewege gebaut zu haben, die Eisenbahnen auch am schlechtesten rentieren. Denn nicht der Weltverkehr füllt die Personenwagen der Eisenbahn, sondern der Lokalverkehr.

Während man den Eisenbahnanlagen nutzbares Land oft in sehr verschwenderischer Weise zumißt, soll all dieser Verlust für die Bodenkultur an den Feldwegen und Fußpfaden wieder herausgespart werden. Tausende von nützlichen Wegen derart sind in den letzten zehn Jahren umgeackert worden. Zum Aerger des Fußwanderers verschwinden die sogenannten „Streckwege" immer mehr. Für die Dorfgemeinden, welche ohnedies am liebsten gar keine Wege bauten, ist das von oben gegebene Beispiel der Vernachlässigung der kleinen Verkehrslinien nicht auf steinichten Boden gefallen. Früher galt es als ein Kuriosum, wenn ein Dorfweg

laut Plakat bloß für „Auswärtige" verboten wurde, jetzt wird diese eigennützige Klausel immer häufiger. Man findet sogar mitunter Tafeln, welche einen Weg „bei nassem Wetter für Auswärtige" verbieten, nicht etwa aus Besorgnis, daß fremde Wanderer in die Löcher solcher schlechter Straßen fallen und ertrinken möchten, sondern aus reinem Eigennutz von wegen des „Naturbaues". Denn bei Frost und Hitze stellt der Wanderer eine natürliche Stampfmaschine dar, und fördert durch sein Begehen diesen „Naturbau" der Straße, bei nassem Wetter aber wühlt sein Tritt den Boden auf, und könnte also die Gemeinde in Kosten stürzen.

Ich will gewiß die Selbständigkeit der Gemeinden und Bezirke auch im Gemeindewegbau möglichst gewahrt wissen. Von den Gemeinden aber wird diese Selbständigkeit fast nur benutzt, um Wege zu verbieten. Und die Oberbehörden, welche einschreiten sollten, haben über dem großen Verkehrswesen schier allen Sinn für den kleinen Verkehr verloren. Bei einer badischen Landstadt stieß ich vor etlichen Jahren auf einen breiten schönen Weg, den kein Mensch für einen verbotenen angesehen haben würde; an demselben aber stand eine Tafel mit der Aufschrift: „Dieser Weg ist erlaubt." Eine klarere Urkunde des modernen Polizeigeistes als diese Wegtafel ist mir noch nicht vor Augen gekommen. Sie setzt voraus, daß jeder Weg, der nicht ausdrücklich als erlaubt bezeichnet werde, für verboten gelte, während wir in unsrer Einfalt bis dahin umgekehrt der Meinung waren, daß jeder Weg, der nicht ausdrücklich verboten ist, ein erlaubter sei.

Auf dem linken Ufer des Niederrheins gibt es viele „Privatwege" und „Privatbrücken". Wir stehen vor einer breiten Fahrstraße, die uns geradeaus zum Ziele führen würde, aber eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg" weist uns zurück und zwingt uns, den öffentlichen Weg einzuschlagen, der ein gewaltiger Umweg ist. Feld und Wald wird da gleichsam wie ein großer Garten gedacht, durch welchen der Fremde auch auf dem gebahn-

testen Wege nicht gehen darf. Für den Deutschen liegt der Begriff der Oeffentlichkeit in den Worten Weg und Straße ganz selbstverständlich eingeschlossen. Allein Deutschland ist ein unendlich vielgestaltiges Wesen. Wenn es im auskultivierten Flachland Wege gibt, die keine Wege sind, so ist auf weite Strecken des Hochgebirges überall Weg, weil es dort über gewisse Höhen hinaus überhaupt noch keine Wege gibt; und bei dem herkömmlichen allgemeinen Wegerecht läßt sich's auch der Bauer im Thale gefallen, daß sich der Wanderer neben dem vorhandenen Wege seinen Privatweg macht. Das niedergetretene Gras steht in der feuchten Alpenluft ja doch über Nacht wieder auf, und Flurschützen kommen in dieser Landschaft noch nicht vor. Was sollen sie auch beschützen?

Während die Eisenbahnen die großen Städte verbinden und in ihnen, was man so sagt, „die Welt aufschließen", schließen die Landstädte und Dörfer ihre Gemarkungen zu. Auf den Hauptstraßen stürmen wir vorwärts in eine neue Zeit, und auf den Nebenstraßen gehen wir zurück in die alte. Das ist die Wahrheit von der Phrase des „allgemeinen" Aufschwunges des Verkehrs. Dort ein Uebermaß rastlos drängenden Lebens, hier Totenstille und Verödung.

Diese schroffen Gegensätze zu vermitteln, den Verkehr zu einem in der That allgemeinen zu machen, die jetzt ganz abgeschnittenen, verarmenden Gegenden wieder zu demselben heranzuziehen: dies wird jetzt eine ernste Aufgabe sein. Wenn die gegenwärtig verachteten Landstraßen, Feldwege, Fußpfade nicht in einem den Leistungen der Eisenbahnlinien ihrerseits entsprechenden Maßstabe verbessert und vervollständigt werden, dann ist aller wirtschaftliche und politische Gewinn unsrer Eisenbahnen nur hohler Schimmer und gefährlicher Trug. In ihrer sozialen Bedeutung reihen sich diese Mißstände des einseitig vorgeschrittenen Verkehrs unmittelbar an jene des einseitig aufblühenden Fabrikwesens.

Wenn aber der stockende Lokalverkehr das Land noch eine Zeitlang herab-, der blühende Weltverkehr aber die Städte in

die Höhe zieht, dann wird unsre ganze Kultur ein schiefes Gesicht bekommen.

Als im vorigen Jahrhundert die Kunststraßen aufkamen, schalten die Frachtfuhrleute vom alten Korn darüber, weil nunmehr die Feinheiten ihres Gewerbes, die echten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seien. Auf einer schlechten buckeligen Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, das sei noch eine Kunst gewesen, auf einer ebenen Chaussee dagegen könne jeder Schneider ein Fuhrwerk lenken. Es hat sich aber ergeben, daß das Fahren auf dem glatten Heerweg doch auch wieder seine Feinheiten, seine Lehr- und Meistergeheimnisse hat und nicht minder den Mann von Fach erheischt wie das Fahren auf den alten Knüppeldämmen. Der gewürfelte Fuhrmann spürt aus den feinen Stufen in der Bewegung des Wagens, aus dem Auftreten der Pferde die feinsten verborgenen Unterschiede im Bau der Landstraße heraus, und wo der Laie und Dilettant nur immer die gleiche ebene Fahrbahn sieht, da schaut er dem Wege gleichsam in den Leib und sagt dir, wo der Unterbau aus weichem oder hartem, grob oder fein geschlagenem Gestein wechselt, ohne jemals diesen Unterbau anders wahrgenommen zu haben als durch das Schüttern seines Wagens.

Also soll auch der Sozialpolitiker den Straßen in den Leib sehen. Er wird dann gleich dem gewürfelten Fuhrmanne in dem Unterbaue unsrer Verkehrslinien ganz andre Dinge wahrnehmen als der gewöhnliche Beobachter. Er wird in dem Zusammenhange unsrer neuen Straßennetze mit Land und Leuten, mit der gesamten Naturgeschichte des Volkes eine moderne Thatsache von unberechenbarer Wichtigkeit erkennen. Der gewürfelte Fuhrmann wird auf seinem Wagen ein Hellseher, indem er gleichsam mit allen Nerven seines Leibes unter die staubige Decke der Straße schaut, wohin sein Auge nicht mehr reicht. Ein solcher Hellseher soll auch der Sozialpolitiker sein, und er wird es, wenn er gleich dem Fuhrmann seine ganze Beobachtung unermüdlich auf die nämlichen Thatsachen bei Land und Leuten sam-

melt und hier auch das scheinbar einfältigste Ding nicht zu gering achtet, daß er fleißig darüber nachdenke.

Wenn wir heute (1883) vom „Verkehr" reden, dann denken wir zunächst gar nicht an Landstraßen, Feldwege und Fußsteige, sondern an Eisenbahnen und Dampferlinien. Der große Verkehr hat den kleinen verschlungen, aber dieser große Verkehr hat sich selber seit Jahrzehnten wieder wunderbar ins kleine verzweigt.

Früher war die Blüte der Städte vorbedingt durch natürliche Verkehrslinien. Die Gunst der Meeresküste, des schiffbaren Stromes, der wegsamen Ebene, des Alpenpasses bedingte die Handelsstadt, die Gunst der örtlichen Naturschätze von Wasserkraft, Kohlen, Erzen 2c. die Industriestadt. Auch heute noch wirken diese Faktoren mit, aber nicht ausschließend, nicht immer herrschend. An einem Knotenpunkt der Eisenbahnen vermißt man den Fluß nur wenig, und selbst die Alpen sind keine Verkehrssperren mehr. So hat sich die Sache umgekehrt: die Städte folgen nicht mehr den Verkehrslinien, sondern die Verkehrslinien folgen den Städten. Bei einer Uebersicht des deutschen Eisenbahnnetzes fällt darum die Gliederung nach Flüssen, Bergen und Ebenen wenig mehr in die Augen. Das Erzgebirg und die Bergzone des rheinisch-westfälischen Industrielandes ist weit eisenbahnreicher als das Stromgebiet der Elbe und Weser in der norddeutschen Tiefebene und als das Küstenland der Nord- und Ostsee; in der Schweiz sind die Maschen des Eisenbahnnetzes weit enger als in Hessen, Braunschweig, Hannover. Nur im Rheinthal von Basel bis Emmerich entspricht der moderne Dampfverkehr der Verkehrskraft der alten Naturlinie.

Wir haben großstädtische Verkehrsmittelpunkte, denen die Eisenbahnen radienförmig von allen Seiten zustreben, wie Berlin, Wien, Hamburg, München, Dresden; wir haben Zonen des engsten Lokalverkehrs, durch die individuellste wirtschaftliche Blüte bedingt, am Nieder- und Mittelrhein, in Sachsen und der Schweiz;

wir haben große Linien des Weltverkehrs, wie Paris-Wien, Paris-Berlin, Berlin-Verona 2c.; wir haben strategische Bahnen, wie die sogenannte „Kanonenbahn" von Berlin nach Koblenz, und endlich eine reiche Fülle großer und kleiner lokaler Linien. Orographie und Hydrographie sind für diese Anlagen nicht maßgebend gewesen, sondern Handel, Industrie und Kriegskunst, dazu auch politische Motive. Denn das moderne Streben der politischen Zentralisation und der Verstaatlichung findet auch im Eisenbahn-Kursbuch seinen beredten Ausdruck. Wer bei Berlin vorbeifahren will, der kommt rechts und links entsetzlich langsam vom Wege, wer hineinfahren will, der ist von allen Seiten rasch gefördert. Die Hauptlinien der Eisenbahnen sind durch die großen Städte bedingt, dafür fördern die Eisenbahnlinien wiederum das rasche Wachstum der großen Städte.

Politische Rücksichten zwingen aber auch zu immer neuen Anlagen kleiner Lokalbahnen. Die großen Linien rentieren meist reich, die kleinen und kleinsten öfters mäßig oder gar nicht. Der Ueberschuß, welchen der große Verkehr liefert, muß jetzt schon oft genug den Ausfall des örtlichen Kleinverkehrs decken. Das wird sich steigern. Wann einmal jede Stadt, jeder Marktflecken eine Eisenbahn haben wird, dann werden sämtliche Eisenbahnen als Ganzes genommen keine Ueberschüsse mehr abwerfen, vielleicht nicht mehr die Kosten decken. Die kleinen Bahnen werden die großen auffressen. Aber dann verdrängt vielleicht ein neuer, minder schwerfälliger, minder kostspieliger, minder gefährlicher Bewegungsapparat diese ganze Dampfmaschinerie, und unsern Nachkommen wird ein Eisenbahnzug, im Hofe eines Gewerbemuseums aufgestellt, ebenso unbequem und altmodisch plump erscheinen wie uns eine Postkutsche von Anno 1780.

Viele Leute glauben heutzutage an keinen Heiligen mehr, mit Ausnahme eines einzigen Heiligen, der aber nicht im Kalender steht, an den „heiligen Verkehr": er stellt für sie die Urkraft aller bewegenden Mächte der modernen Gesellschaft dar. Er treibt und hebt unsre Kultur in früher nie geahnter Weise

— wer wollte das bezweifeln? — er macht die Völker größer und die Länder kleiner, er förderte die durchgreifende Umwälzung unsres sozialen Lebens, er wird noch viel erschütterndere Katastrophen in Staat und Gesellschaft hervorrufen, wenn er selbst in neuen ungeahnten Katastrophen zusammenbrechen und sich wieder verjüngen wird.

III.

Stadt und Land.

Erstes Kapitel.

Oertliche Gruppen der Gemeindebildung in Deutschland. Natürliche und künstliche Städte. Die großen Städte.

Das Bestehen des Gegensatzes von Stadt und Land galt im Anfang unsers Jahrhunderts für eine so ausgemachte und gemeine Wahrheit, daß es ein politischer Kopf gar nicht der Mühe wert hielt, davon zu sprechen.

Jetzt ist die Behauptung, daß es in Deutschland noch Stadt und Land gebe, auf der einen Seite ein politischer Glaubenssatz geworden, auf der andern eine Ketzerei. Ich glaube noch an Stadt und Land, nicht darum, weil mir das in mein politisches System paßt, sondern weil ich doch wohl glauben muß, was sich als eine Thatsache täglich vor meine Sinne drängt.

Es gibt aber allerlei Stadt und Land in Deutschland, und die Stufen dieses natürlichen Gegensatzes sind so reich, so vielverschlungen, daß der einseitige Beobachter wohl glauben kann, Stadt und Land sei gar nicht mehr vorhanden.

Schon die geographische Vielgestalt der deutschen Landstriche wirkt bestimmend auf den Gegensatz von Stadt und Land. Städte und Dörfer gliedern sich hier nach großen Gruppen, die durch unverlöschliche Naturunterschiede, durch das Fundament der Bodenbildung auseinander gehalten sind. Der Wechselbezug von Land und Leuten ist auch hier als ein notwendiger gegeben, der durch historische Thatsachen, durch den politischen Gang der Nation in

seinen äußeren Formen wohl mannigfach verändert, nicht aber in seinen Grundfesten erschüttert werden kann.

Im Hochgebirge, wo die Wildnis Herr ist, wo für Wald und Feld ewige Marken durch die Natur gesetzt sind, herrscht das Land über die Stadt; auch die vereinzelten Städtchen sind meist nur große Dörfer. Wo Felsen und Abgründe Dorf von Dorf, Hof von Hof scheiden, da kann es in alle Ewigkeit nur Bauern geben, keine Bürger. Wo der Nachbar dem Nachbarn den nächsten Besuch vom Herbst aufs Frühjahr zusagt, „wann das Gebirg wieder offen ist", da wehrt die Natur die Städtebildung. Das Dorf selbst erscheint hier oft noch in seiner Urform als eine Gruppe vereinzelter Höfe. Ja der einzelne Hof, die „Einöde", wie man's im Süden nennt, muß nicht selten eine ganze Gemeinde darstellen. Diese „Vereinödung" der Wohnsitze aber prägt den Leuten einen ganz bestimmten sozialen Charakter auf. Der Einödenbauer ist der Urbauer: der Welt verschlossen, in seinen Sitten erstarrt, in Bildung und Bedürfnissen zurückgeblieben, von Herz und Faust ein ganzer Mann, politisch aber ein unmündiges Kind. Die Einöde hat auch so gut ihr besonderes moralisches Gesicht, ihre erbgesessenen Laster eigenster Art wie die große Stadt.

Es ist diese Zone der reinen Bauernlandschaften aber keineswegs klein in Deutschland. Sie erstreckt sich über einen großen Teil von Tirol, Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, das bayrische Hochland, über die höheren, minder kulturfähigen Gegenden fast aller deutschen Mittelgebirge, über die Marschländer an den Nord- und Ostseeküsten. In allen diesen Strichen erscheint das Volk in seinem reinsten, aber auch rohesten Naturwuchs; sie stechen gegen das übrige Deutschland ab wie Waldland gegen Feldland, wie unwegsames gegen verkehrsreiches; sie sind arm an historischen Denkmalen, das Volk selbst mit seinen Höfen, Dörfern und Gemeinden ist dort das einzige Denkmal dieser Art. Die Kunstgeschichte zog zu allen Zeiten, wie die Geschichte des Handels und der Industrie, den Flüssen und Ebenen nach, sie steigt nicht gern in das Innere der Gebirge. Das kunstreichste Gewerbe selber wird in jenen Gebirgsgegenden zu einer Bauernarbeit, wie auf dem Schwarzwald, im Erzgebirge, in den bayrischen Alpen, in Tirol. Denn die dortigen Uhrenmacher, Spitzenklöppler, Geigenmacher und Holzschnitzer sind im ganzen sozial vollgültige Bauern, und wenn ihre Hand auch niemals einen Pflug berührte.

Steigen wir tiefer hinab in das Hügel- und Hochflächenland des Südens und in die großen offenen norddeutschen Ebenen, so finden wir hier große, echte Dörfer neben ansehnlichen, zum Teil großen Städten von gleich bestimmtem städtischem Gepräge und zugleich die reichsten geschlossenen Rittergüter, den bedeutsamsten, am besten erhaltenen Ueberrest der Sitze des alten Landadels. Hier liegt Stadt und Land aufs bestimmteste gesondert nebeneinander. Diese Ländermassen bilden das Hauptgebiet der größeren deutschen Staaten, namentlich Oesterreichs, Preußens und Bayerns. Hier liegt eine große Zahl der wichtigsten alten Reichs- und Hansastädte, in denen das eigentümlichste Bürgerleben samt zahlreichen Trümmern, wenn auch nicht mehr uralten Sonderrechtes, so doch daraus erblühten Herkommens heute noch fortbesteht. Hier sind aber zugleich auch die großen Kornkammern Deutschlands, und in den großen und reichen Dörfern dieser weiten Fruchtländer hat sich die spätere Dorfgemeindeverfassung und Sitte und Lebensart des echten deutschen Dorfbauern am gründlichsten durchgebildet. Der gesellschaftlich originellste unter diesen Landstrichen, Westfalen, zeigt uns, wie die verschiedensten Formen der Siedelung in Bauernhöfen, Herrengütern, Dörfern und Städten nebeneinander bestehen und doch der Gegensatz von Stadt und Land aufs strengste gewahrt bleiben kann. Im Norden der Lippe sitzen hier noch die Hofbauern, im Süden die Dorfbauern; neben den Gemeinden der ehemals freien, echt aristokratischen Hofbauern gibt es Gemeinden, die ihr Verhältnis zu dem adligen Gutsherrn noch immer aus alter Gewohnheit und Anhänglichkeit aufrecht erhalten, wenn sie auch das Gesetz nicht mehr dazu zwingt; neben ehemaligen Reichsstädten liegen ehemals reichs-

fürstliche und moderne Fabrikstädte; bei allen hat sich der individuelle Charakter lebendig erhalten, aber der große Gegensatz zwischen Stadt und Land ist darum nirgends verwischt.

Wesentlich anders ist es in Mitteldeutschland und dem Südwesten, dem Paradies der deutschen Kleinstaaterei. Hier zeigt sich in der That eine mit Riesenschritten fortschreitende Ausgleichung der Unterschiede zwischen Stadt- und Landgemeinden. Nur die höheren Gebirgsstriche, deren ich schon oben gedacht, sind auch hier auszunehmen. Die sozialen Gleichmacher nehmen dann gern diesen kleinen Teil für das Ganze, und schreiben ganz Deutschland zu, was doch nur von diesem Kleindeutschland im engsten Sinne gilt.

In den großen Ländermassen Süd- und Norddeutschlands hat der Dreißigjährige Krieg die Städte nachhaltiger heruntergebracht als die Dörfer. Der mecklenburgische, pommersche, altbayrische Bauer ist heute noch eine gewichtigere soziale Macht als die Bürger dieser Landstriche, deren Kleinstädte oft soziale Ruinen geblieben sind. In dem zerstückelten Mitteldeutschland dagegen, wo obendrein der Bauernkrieg dem Dreißigjährigen vorgearbeitet hatte, wo beim Kampf der vielen kleinen Reichsstände um die Souveränetät die Kleinstädterei die beste Hege und Pflege fand, blühten die Städte zuerst wieder auf. Krüppelhaft genug war zwar diese Blüte in der armseligen Perücken- und Zopfzeit: allein die zahlreichen Fürsten- und Bischofsstädte bildeten doch immerhin den bestimmenden Mittelpunkt von hundert winzigen Gebieten. So beherrschten hier die kleinen Städte das 18. Jahrhundert; die großen werden das 19. beherrschen. Dieser Satz wird am einleuchtendsten bei einem Blick auf die Geschichte Mitteldeutschlands.

Eine der traurigsten Folgen des Dreißigjährigen Krieges besteht überhaupt meines Dafürhaltens darin, daß in so vielen deutschen Gauen das richtige Verhältnis zwischen Stadt und Land verschoben, ein einseitiges Vorwiegen zuerst der kleinstädtischen, dann der großstädtischen Interessen über die Interessen des Landvolkes möglich gemacht, und so eine in sich hohle, aller Naturkraft bare Blüte des städtischen Lebens geschaffen worden ist neben einer im Kern zwar gesunden, aber in ihrem materiellen Bestand zurückgeschobenen, sozial und politisch vereinsamten Landbevölkerung.

Nach dem westfälischen Frieden traten in Mitteldeutschland all die traurigen Anzeichen ein, welche die vollendete Parzellierung der meisten Bauerngüter und damit die Zerstörung der bäuerlichen Macht verkündigen. Es verschwindet zuerst die starke Pferdezucht, die große geschlossene Güter voraussetzt. Dann nehmen die Zugochsen ab, dann die Kühe, und zuletzt bleiben nur noch die Ziegen übrig als das eigentliche Haustier des vierten Standes, welches man, ohne eigenen Besitz, auf den Oedungen, an den Grasrändern der Wege und, wenn die Armseligkeit vollendet ist, in den grasbewachsenen Gassen der Dörfer und Städtchen vagabundierend weiden lassen kann.

Noch bedenklicher aber erscheint es, daß hier seit dem Dreißigjährigen Kriege die Zahl der Familien in den Dörfern häufig gewachsen, die Häuserzahl aber vermindert ist. Vor jener Zeit wohnte fast jede Familie im eigenen Haus, jetzt wohnt bereits eine bedeutende Zahl zur Miete. Zur Miete wohnen ist aber durchaus nicht bäuerlich; in einem rechtschaffenen Dorfe muß jede Familie ihr eigenes Haus allein bewohnen und wäre es auch nur eine Hütte. So wie Mietsleute in die Häuser ziehen, zieht auch die Stadt aufs Land.

Wenn man z. B. am Mittelrhein eine ganze Reihe von Ortschaften findet, bei denen sich's gar nicht mehr genau unterscheiden läßt, ob sie eigentlich Städte oder Dörfer sind, so sind das Zwittergestalten, die der Teufel gesegnet hat, Denkmale politischer Ohnmacht und sozialer Erschlaffung, Urkunden für die Ausgelebtheit des Landes und die Widernatürlichkeit seiner Zustände. Solche Dorfstädte sind dann in der Regel nicht der Sitz von Bürgern und Bauern nebeneinander, sondern vielmehr von bürgerlichen und bäuerlichen Proletariern. „Wenn alle Bauern der Stadt in den Acker gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause."

Mit den ruinierten Dörfern stehen in den süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten zusammen die künstlichen Städte. Nirgends gibt es so viele „künstliche Städte“, die man, der Natur und Geschichte trotzend, dem Lande zu Stapelplätzen des geistigen und materiellen Verkehrs aufgezwungen hat, als in Deutschland, nirgends so viele Städte, welche eine Bedeutung ertrotzen und erheucheln, zu der sie nicht berechtigt sind, welche durch die Launen einzelner oder auch auf Grund verkehrter Staatskunst zu reinen Treibhausblüten entwickelt wurden und werden. Diese künstlichen Städte haben überall die natürlichen Bahnen des Handels und der Industrie verrückt, sie haben den wirtschaftlichen Schwerpunkt mit dem politischen in Widerstreit gebracht und dadurch nicht wenig die Grundfesten des materiellen Flores der Nation erschüttern helfen. Wohin sich unser Blick auf der Karte Deutschlands wendet, da sehen wir uralte Knotenpunkte des Handels und Gewerbes in die Ecke geschoben, während man daneben Städte zu Landesmittelpunkten gemacht und mit dem Aufgebot aller künstlichen Hilfsquellen in die Höhe getrieben hat, welche ihrer ganzen Lage gemäß höchstens ein Recht hätten, als Dörfer oder Landstädte zu figurieren. Das Kapitel von den künstlichen Städten ist wichtiger, als man glauben mag, denn es rührt an den wundesten Fleck unsrer verschrobenen Staatenbildung, es hängt ganz eng zusammen mit dem großen Kapitel von unsrer materiellen Ohnmacht und Zersplitterung und weiß beiläufig von einer furchtbaren Summe tiefbegründeten Grollens und Schmollens zu erzählen.

In den Jahren 1848 und 49 war Rheinhessen vorzugsweise demokratisch gestimmt. Diese Provinz aber würde wohl ganz andern Geist behauptet haben, wenn man Mainz nicht bei der Anlage der Taunus- und Main-Neckar-Eisenbahn zu Gunsten des künstlichen Landesmittelpunktes, nämlich Darmstadts, in die Ecke geschoben hätte. Aehnliche Thatsachen wird man bei fast allen natürlichen Stapelplätzen des Handels und Verkehrs behaupten können, und es knüpft sich daran eine Kette beachtenswerter Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren zu machen Gelegenheit hatten. Es ist ein tiefgehender Haß, eine fort und fort in aufreizendem Kleinkriege begriffene Eifersucht der natürlichen historischen Städte gegen die künstlichen, dem ganzen Zuge der Geschichte ins Gesicht schlagenden, in unsrer revolutionären Bewegung (1848) durchgebrochen. In manchen kleineren Ländern lief der Freiheitsdrang weit mehr hinaus auf eine Erlösung des Landes von der Last seiner künstlichen Hauptstadt, als von allen den Lasten zusammengenommen, die man von dieser Hauptstadt aus seit Menschenaltern dem Lande aufgebürdet hatte. Hiermit hängt die auffallende Wahrnehmung zusammen, daß an so vielen alten Sitzen der Industrie und des Handels nicht etwa bloß unter dem Proletariat, sondern gerade unter den begüterten Geschäftsleuten der Radikalismus herrschte, daß namentlich in vielen ehemaligen Reichsstädten, die vor allem die Wiege des echtkonservativen deutschen Bürgerstandes gewesen, jetzt die auflösenden modernen Gesellschaftslehren am leichtesten Eingang fanden. Der alte Groll über die Stiefmutterliebe, welche der moderne Staat dem materiellen Flor dieser Städte erwiesen, hatte in der politischen Bewegung einen neuen Zündstoff gefunden und so jene wunderliche Verkehrtheit der Parteibildung erzeugt, derzufolge der besitzende, gediegenste Bürger mit den heimat- und besitzlosen Aposteln des Umsturzes Hand in Hand ging.

Wenn ich von künstlichen Städten und künstlichen Landesmittelpunkten rede, dann denke ich etwa an Karlsruhe im Gegensatz zu Mannheim, Konstanz ꝛc., an Stuttgart im Gegensatz zu Eßlingen, Reutlingen, Heilbronn ꝛc., an Darmstadt im Gegensatz zu Mainz und Frankfurt, an Wiesbaden im Gegensatz zu Limburg, an die Hauptstädte der deutschen Nordweststaaten im Gegensatz zu Hamburg, Lübeck und Bremen — und so fort durch fast aller Herren Länder. Es beruht aber die in Rede stehende Naturwidrigkeit und Verschrobenheit bei den künstlichen Städten nicht etwa darin, daß sie überhaupt als Städte existieren — denn viele derselben sind uralt — auch nicht darin, daß sie zufällig Residenzen

sind, was sich meinetwegen auch auf lange Jahrhunderte zurückdatieren mag, sondern einzig und allein darin, daß man diese Städte künstlich zu Verkehrsmittelpunkten, zu Industriesitzen, zu großen Städten hat hinaufschrauben wollen. Wir finden bei den künstlichen Städten ganz dasselbe Verhältnis wie bei den Kleinstaaten, die wohl das Recht hätten zu leben, wenn sie nur nicht als Großstaaten leben wollten. Und in der That sind die künstlichen Städte die rechten Stützpunkte und Strebepfeiler der Kleinstaaterei, denn beide haben gleiche Ursache, sich vor jeder naturgemäßen Reform unsrer nationalen Zustände zu fürchten.

Vor anderthalbhundert Jahren wollte jeder Fürst sich ein Versailles bauen; das war ganz löblich, sofern er Geld dazu besaß. Seit der napoleonischen Zeit ging man noch weiter: aus jeder kleinen Residenzstadt sollte ein Klein-Paris werden, und das war verkehrt. Man bot Millionen auf, um Städte in die Höhe zu bringen, die, wie alle die ebengenannten, von Anbeginn zwischen zwei Stühlen saßen. Hätte man auch nur so viele Hunderttausende an die rechten Orte fließen lassen, so würde man die materielle Macht des Landes verzehnfacht haben, wo man sie jetzt zersplitterte und abschwächte. Indem man den natürlichen Strom des Verkehrs zur Hälfte abgrub und in die neuen Kanäle leitete, ließ man den alten Städten zum Leben zu wenig und gab den neuen, künstlichen doch nur zum Sterben zu viel. Die Regierungen lockten in manchen Staaten besitzlose Massen durch allerlei Vergunst in die künstlichen Hauptstädte, um die kleinliche Eitelkeit einer möglichst hohen Einwohnerziffer zu befriedigen. Daß dadurch nebenbei die Vollkraft der Bürgerschaft gebrochen und die Blüte der Arbeit geknickt wurde, schien man zu übersehen. In den letzten Jahren aber ließ sich's nicht mehr übersehen, daß gerade dieses von Regierungswegen künstlich erzeugte Proletariat der künstlichen Städte das gesunkenste und zügelloseste von allen sei. Es fehlte ihm nur die Macht. Diese Macht wird es gewinnen, wenn einmal über kurz oder lang Gras auf den Märkten

und Straßen unsrer künstlichen Städte wächst, und dann wird es auch die gefährlichste Art des Proletariats sein.

Als Peter der Große Petersburg gründete — eine Stadt, die beiläufig nicht zwischen zwei Stühlen sitzt, sondern von vornherein in ihrer Lage als ein natürlicher und notwendiger Pfeiler zu Peters welthistorischen Planen aufgefaßt war — mußte der Selbstherrscher trotzdem alle Zwangsmittel des Despoten zu Hilfe nehmen, um seine Schöpfung zur rechten Lebenskraft zu fördern. Nur in einem absoluten Staate ist es überhaupt denkbar, daß sich das Scheinleben künstlicher Städte festige. In Verfassungsstaaten dagegen wird ihr Bestand in eben dem Grade schattenhafter, als Handel, Industrie und Gemeindewesen größere Selbständigkeit und Freiheit gewinnen. Wir hinterlassen unsern Enkeln in den künstlichen Städten nichts weiter als sogenanntes fressendes Kapital — einen Reichtum, der den Besitzer zuletzt bankerott macht.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts war es einmal Modesache bei manchen deutschen Fürsten geworden, künstliche Städte zu gründen. Dies war eine unschuldige Spielerei, welche man nicht verwechseln darf mit der späteren gefährlichen Passion, solche künstliche Städte zu Mittelpunkten jeglichen Verkehrs zu stempeln. Wenn man den fürstlichen Städtebauern jener Tage ein Kompliment machen wollte, dann hat man sie wohl mit Heinrich dem Finkler verglichen. Allein die Geschichte lehrt gerade von diesem deutschen König, daß er Städte hervorgerufen habe, ohne selber eigentlich an deren Gründung zu denken. Das Gelüsten einzelner Machthaber, zu ihrem Privatvergnügen auch einmal eine Stadt zu gründen, gehört durch und durch der Zopfzeit an, wo man mit der Schere in der Hand die Natur korrigierte, weil sie das Laubwerk der Bäume krumm und nicht geradlinig hatte wachsen lassen. Die Spielerei mit dem Städtebauen hatte meist ihren guten Humor. So geriet der Fürst Georg Samuel von Nassau-Idstein im Jahr 1694 auf den Einfall, wenigstens ein Dorf zu gründen, das seinen Namen fortpflanze, da er vermutlich einsah, daß ihm

zur Gründung einer Stadt die Mittel fehlten. Er legte demgemäß „Georgenborn“ auf einer waldigen, steinigen und rauhen Bergkuppe an, die der liebe Gott gewiß nicht zu dem Zwecke geschaffen, daß sie jemals ein Dorf tragen solle. Die Anlage entsprach denn auch den Erwartungen so wenig, daß sein Nachfolger im Jahr 1723 beschloß, das Dorf wieder eingehen zu lassen; allein als dieser Beschluß gefaßt war, fing dasselbe nun gerade wie zum Trotz an recht fröhlich in die Höhe zu kommen, und steht bis zu dieser Stunde als der thatsächlichste Beweis, daß man durch Dekrete Dörfer nicht nur nicht in Blüte bringen, sondern nicht einmal eingehen lassen kann.

Mit dem Auflösungsprozeß des alten Deutschen Reiches begann man in steigender Starrköpfigkeit den Grundsatz überall auf den Kopf zu stellen, daß an den Punkten, wo Industrie und Handel, wo der materielle und geistige Verkehr graviert, auch das politische Leben seinen Schwerpunkt finden sollte. Das auf diesem Wege endlich erzielte Institut der deutschen Residenzstädtelei ist darum ein ganz modernes, welches jedenfalls die Originalität voraus hat, da man es in andern Ländern vergebens suchen wird. Als ein seltsames Spiel der Geschichte haben sich die Fehden der großen selbständigen Stände des Mittelalters gegen die Fürsten und ihre Städte und Burgen zu einem Guerillakriege rastloser Eifersucht und Widerborstigkeit gegen die künstlichen Mittelpunkte der Höfe und des Beamtentums fortgesetzt. Denn dies gerade ist ein weiterer bedenklicher Punkt: daß die künstlichen Städte nebenbei als die rechten Burgen der Bureaukratie erschienen sind, und die kastenhafte Absperrung des Beamtenstandes und der Höfe recht augenfällig mauerfest gemacht haben.

Lange Zeit fiel es den Leuten nicht auf, welches klassische Meisterstück staatswirtschaftlicher Unnatur durch die steigende Pflege der künstlichen Städte in unserm Vaterlande dargestellt sei. Die Geschäftsleute auf den großen Handels- und Industrieplätzen sahen in dem zunehmenden Rückgange ihrer Städte mehr die Einwirkung persönlicher Mißgunst, als daß sie die Sachlage

im Zusammenhang mit unserm ganzen naturwidrigen Staatensystem erfaßt hätten. Erst als in den letzten Jahrzehnten umfassendere ökonomisch-politische Gesichtspunkte allen Bildungskreisen eröffnet wurden, erst als man zurückblicken lernte auf die Naturkraft in dem großartigen Städtewesen des Mittelalters, gingen vielen die Augen auf, und nun endlich, wo in den verwichenen Jahren (1848—53) ein nationaler Aufschwung wenigstens auf karge Augenblicke durchbrach, fand auch das Bewußtsein überall Eingang, daß es sich hier um verschrobene Entwickelungen einer ganzen Kulturepoche handle. Wenn einige vormärzliche Minister noch kurz vor Thorschluß in dem Aufschwung des nationalökonomischen Studiums etwas Demagogisches erblickten, dann wurden sie dabei von einem ganz richtigen Instinkte geleitet, von dem Instinkte nämlich, daß das Studium der politischen Oekonomie vom nationalen Standpunkte — den eingerosteten bureaukratischen Verkehrtheiten zuallererst den Hals brechen würde. Und doch wäre wiederum hier allein auch nur Heilung und Versöhnung zu finden gewesen. Es sei nur ein Beispiel erwähnt. Die fürstlichen Zivillisten würden dem Volk nicht so übermäßig, nicht so gehässig erschienen sein, man würde in den bewegten Tagen nicht halb so leicht durch die Predigt von dem übermäßigen Privatvermögen der Fürsten, von der Verschwendung der Höfe haben wühlen können, wenn die fürstlichen Kassen auch nur die Hälfte des Geldes zu Schmuck und Pflege der natürlichen Verkehrsmittelpunkte unter die Leute gebracht hätten, welches behufs der Treibhausblüte künstlicher Städte ohne eine Rente für den allgemeineren Landeswohlstand verausgabt worden ist. Bei den geschäftlichen Krisen und Nöten der letzten Jahre zeigte sich's, wie schwankend die künstlichen Existenzen sind, welche sich jetzt zu Tausenden an die künstlichen Städte knüpfen. Dadurch ist der Zukunft eine trostlose Doppelwahl gestellt. Mit dem unvermeidlichen Verfall der künstlichen Städte werden auch die meisten dieser Existenzen fallen; versuchte man aber sie künstlich zu halten, so könnte das nur auf Kosten der naturgemäßen Ent-

wickelung des gesamten Städtewesens geschehen, beiläufig auch auf Kosten der politischen Moral.

Wie im 18. Jahrhundert die Laune der Fürsten, oft aber auch ihre Eifersucht und ihr Mißtrauen gegen die natürlichen Städte, gegen die alten festen Burgen des selbständigen Bürgertumes die künstlichen Städte schuf, so sind im 19. Jahrhundert zahlreiche künstliche Städte durch die Laune und Mode unsers bedürfnisreichen überfeinerten Lebens geschaffen und mit ihrer Existenz in die Luft gestellt worden. Hieher gehören namentlich die wie Pilze auftreibenden Badestädte, viele kleine Fabrikstädte und jene seltsamen Touristenstädte in unsern schönen Gebirgs- und Flußthälern, wo sich rasch eine neue „Stadt“ um ein paar große Gasthöfe anlagert, wie früher um eine Burg, ein Schloß oder ein Kloster. Unsre Bade-Industrie ist so breit über ihre natürliche Grundfläche hinausgewuchert, daß sie so liederlich und unsicher wie nur möglich werden mußte. Die Bewohner der glänzenden Badestädte sind häufig im Sommer Bürger, im Frühling und Herbste Bauern und im Winter Proletarier. Da hört dann freilich der Unterschied zwischen Stadt und Land auf. Stattliche Neubauten drängen sich in solchen Städten binnen wenigen Jahren zu großen neuen Straßen und Vierteln zusammen — allein sie sind mit dem Gelde auswärtiger Kapitalisten erbaut, und der Bürger, welcher darinnen haust, bleibt jenen fremden Geldmännern sein Lebtag leibeigen. Bei französischen Spielpächtern müssen solche Städte betteln gehn, um ihre dringendsten Gemeindebedürfnisse befriedigen und ihre auf die äußerste Spitze gestellte Existenz behaupten zu können. Hier wird man freilich den stolzen freien deutschen Bürger vergeblich suchen und manches kleinstädtische, aber doch wenigstens von Natur lebensfähige Krähwinkel steht wie ein Augsburg oder Venedig der alten Zeit neben solchen im Kerne hohlen Prunk- und Schaustädten.

Es ist der größte Segen der europäischen sozialen Bewegung, in deren Auswallungen wir jetzt (1853) so steuerlos umhertreiben, daß sie alle Unnatur unsrer Gesittung vorerst wenigstens zur nacktesten Blöße enthüllt. Nur auf die Diagnose kann die Heilung

folgen. In diesem Betracht möge man es nicht als etwas Kleines ansehen, daß sich in den künstlichen Städten eine so wurmstichige, weil auf den baren Eigennutz basierte Loyalität breit gemacht hat, in den natürlichen Mittelpunkten des Verkehrs ein so rostiger Radikalismus, daß eine so durchgreifende Eifersüchtelei plötzlich lebendig geworden ist gegen die neuen Hauptstädte, und wenn der Neid dabei auch nur dem Besitz eines Zuchthauses oder eines Konsistoriums, eines Irrenhauses oder einer Eisenbahn gegolten hätte. Beim nächsten Anlaß wird sich der Kampf gegen die künstlichen Städte organisieren. Am schwersten straft sich allezeit die Unnatur in sozialen und volkswirtschaftlichen Dingen, denn sie tastet hier an das Empfindlichste, an die Sitte und den Geldbeutel. Man muß nüchtern genug sein, um einzugestehen, daß alle Revolutionen zu drei Vierteilen durch den leeren Geldbeutel eingebrockt wurden, „nicht aus Durst nach Rache“, — wie der Plebejer in Shakespeares Koriolan sagt — „sondern aus Hunger nach Brot“.[1])

---

[1]) Anmerkung zur 8. Auflage. Man kann ohne Zweifel zwischen Städten unterscheiden, die aus innerer Notwendigkeit stetig anwachsen und zwischen solchen, die durch Fürstenlaune gemacht oder wenigstens zu einer unnatürlichen und unberechtigten Höhe willkürlich hinaufgeschraubt worden sind. Die letzteren, die künstlichen Städte, sind ein kulturgeschichtlich äußerst lehrreiches Produkt des absoluten Fürstentums seit dem Beginn der Renaissance bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Wenn der absolute Fürst sagte, ich bin der Staat, so konnte er auch sagen, meine Residenz ist die Stadt und wenn sie zunächst nur — wie Karlsruhe — ein Schloß im Walde gewesen wäre. Und insofern die letzten Reste bürgerlicher Freiheit und bürgerlichen Trotzes in den alten Städten einen solchen Fürsten ärgerten, konnte er auch letzteren die besten Lebensquellen abschneiden und in seine selbstgeschaffene Residenzstadt hinüberleiten. Dadurch ist in vergangenen Jahrhunderten viel Unheil geschehen, und wie man in alten Zeiten gesagt hatte, daß die Stadtluft frei mache, so machte nun die Luft der Residenzstadt den Bürger unterthänig, klein und träge. Und die Nachwirkung dieser Zustände griff stärker und schwächer bis zur Gegenwart herüber. Das habe ich oben in scharfen Zügen und ungebrochenen Farben dargestellt.

Aber nicht bloß in der Bildung neuer Städte, auch in dem riesigen Anwachsen vieler alten zeigen sich in unsrer Zeit bedenkliche Symptome der Widernatur. Europa wird krank an der Größe seiner Großstädte. Die gesunde Eigenart Altenglands wird in London begraben, Paris ist das ewig eiternde Geschwür Frankreichs. Man fürchtet, Rußland werde schon wegen der bloßen Riesengestalt seiner Ländermassen die aus dem Individuellen hervorgewachsene abendländische Zivilisation verschlingen; warum bejubelt man denn die Riesengestalt unsrer sogenannten Weltstädte, die doch als Städtebildungen ganz dieselbe Gefahr

---

Es trat aber auch hier eine Verjährung ein, für welche das Menschenalter, das seit dem ersten Erscheinen dieses Buches verfloß, ganz besonders entscheidend geworden ist. Gar manche künstlich hinaufgeschraubte ehemals kleinfürstliche Residenzstadt sank wieder zum unscheinbaren Landstädtchen herab, welches uns nur noch durch ein verwaistes Schloß und heruntergekommene Adelssitze an seinen früheren Glanz erinnert. Andre künstliche Städte sind aber auch weit über ihren Ursprung hinausgewachsen und behaupten jetzt eine steigende innere Notwendigkeit. Entscheidend wirkte hier der moderne Staat und der moderne Verkehr, welche mancher Residenzstadt, die früher nur vom Hofe lebte, jetzt ganz neue Grundlagen des Wohlstandes und selbständig bürgerlicher Tüchtigkeit bereitet haben. Die künstliche Stadt, die früher nur von der starken Hand des Fürsten gehalten wurde, steht dann jetzt auf starken eigenen Füßen. Als Beispiel nenne ich Karlsruhe. Wenn diese Stadt auch heute aufhören sollte, die badische Residenzstadt zu sein, so würde sie zwar zunächst große Einbuße erleiden, aber doch keineswegs in ihr früheres Nichts zurücksinken. Die Karlsruher brauchten sich auch nicht zu fürchten, daß das älter berechtigte Durlach, welches vordem durch ihre werdende Stadt beiseite gedrängt wurde, nun seinerseits wieder Karlsruhe in die Ecke schieben werde. Karlsruhe ist ein neuer Verkehrsmittelpunkt geworden, eine industrielle Stadt, ein Sammelplatz eigenartigen gewerblichen, geistigen und geselligen Lebens. Es würde die Kraft besitzen, sich neue Hilfsquellen statt der verlorenen zu erschließen, es würde sich behaupten, wie Wiesbaden, Kassel und Hannover sich behauptet haben, obgleich sie keine Residenz- und Landeshauptstädte mehr sind. Vor 100 Jahren dagegen hätte Karlsruhe gewiß noch nicht die Kraft besessen, einen neuen natürlichen Schwerpunkt nach Verlust des künstlichen in sich selber zu finden.

drohen, wie Rußland als Ländergebilde? Die Urheimat der einförmig zentralisierten unermeßlichen Großstädte in China, überhaupt der Orient, das Land der politischen und sozialen Erstarrung. Im 18. Jahrhundert sollte jede deutsche Residenzstadt ein Versailles sein, jetzt soll jede Paris und London werden. Auch die kleinste Stadt will nunmehr eine Großstadt wenigstens *vorstellen*, wie jeder Bürger einen vornehmen Herrn. Diese großen und kleinen Großstädte, in denen jede Eigenart des deutschen Städtewesens abstirbt, sind die Wasserköpfe der modernen Zivilisation. Wasserköpfe bekunden bekanntlich nicht selten ein frühreifes und äußerst erregtes Seelenleben. Man wird aber doch daraus nicht folgern wollen, daß die dicksten Köpfe allemal die gescheitesten und lebensfähigsten seien.

Das fabelhaft rasche Anwachsen unsrer größeren Städte geschieht nicht durch einen Ueberschuß an Geburten, sondern durch einen Ueberschuß der Einwanderung. Das Land und die kleine Stadt wandert aus nach der Großstadt. Die überwiegende Masse dieser Einwanderer besteht aber aus einzelnen Leuten, die noch keinen festen Beruf, kein eigenes Hauswesen haben, die in der großen Stadt erst ihr Glück machen wollen. Es ist ihnen daheim zu langsam vorwärts gegangen, in der großen Stadt aber hoffen sie ernten zu können, ohne gesät zu haben. Sicher finden nur wenige dieses geträumte Glück, die Mehrzahl dagegen strömt nach einiger Zeit wieder ab; dafür treten aber wieder ebensoviele und noch mehr Nachströmende ein, die ebenso rasch wieder verschwinden. Nicht durch die seßhafte, sondern durch die flutende und schwebende Bevölkerung werden unsre Großstädte so ungeheuerlich. Schon diese einzige Thatsache sollte den Sozialpolitiker stutzig machen. Luxusarbeiter, Spekulanten, Lehrlinge, Gehilfen, Dienstleute, Taglöhner rc. sind es, die den Bevölkerungsziffern jener Städte so viele Nullen ansetzen. Das Proletariat ist es, das von den kleinen Städten in die großen flutet, um von dort aus Stadt und Land zu beherrschen. Nicht die notwendigen, den unabweislichen Lebensbedürfnissen dienen-

den Gewerbe vermehren sich auffallend rasch in den Großstädten, sondern die kurzlebigen Luxusgewerbe, denen das Proletariat im Schoße sitzt. In Berlin z. B. haben sich seit 1784 die Zimmerleute, Maurer, Gerber 2c. gar nicht vermehrt, sondern vermindert; dagegen sind die Buchbinder, Lackierer, Fabrikanten von musikalischen Instrumenten 2c. wunderbar zahlreich geworden. Am stärksten aber nehmen zu Taglöhner und Gesinde.

Die ländliche Bevölkerung lebt größtenteils familienweise zusammen, die städtische dagegen zu einem starken Teile vereinzelt. Diese Vereinzelung nimmt zu, je mehr die größeren Städte Großstädte werden. Schon hierdurch ist eine sehr bedeutende Kluft zwischen Stadt und Land gesetzt, die sich leider durchaus nicht verringert, sondern vielmehr zusehends erweitert. Das Wachsen der städtischen Bevölkerungsziffer gegenüber der ländlichen verliert durch diesen Umstand gar sehr an sozialem Gewicht. Unterläßt der Staatsmann aber die Erwägung des sozialen Momentes, dann wird die Zunahme der großstädtischen Volksmasse von einem wahrhaft vernichtenden Gewicht für unsre ganze Zivilisation. Das allgemeine Stimmrecht würde die bereits angebahnte Uebermacht der großen Städte über das Land vollenden, während ein auf Seßhaftigkeit, eigenen Hausstand und Besitz gegründetes Stimmrecht das moderne Ueberwiegen der Stadt über das Land so ziemlich wieder ausgleichen würde. Die Herrschaft der Großstädte wird zuletzt gleichbedeutend werden mit der Herrschaft des Proletariats. Schon im Jahre 1840 war der 45. Preuße ein Berliner, der 35. Franzose ein Pariser und von je 15 Engländern wohnte je einer in London. In diesen Ziffern der Einwanderer vom Lande zur Großstadt liegt eine weit größere Summe von Gefahren für die individuelle Entwickelung unsers gesamten Volkslebens versteckt, als in den Ziffern der Auswanderer nach fernen Weltteilen, die freilich dem Volkswirt unheimlicher ins Ohr tönen mögen.

Am auffallendsten gestaltet sich das Verhältnis von Stadt und Land in Belgien. Dieses kleine Königreich wird mehr und mehr ein rein städtisches Land. Schon bei der mit Ende 1850 abschließenden Volkszählung war beiläufig jeder dritte Belgier ein Stadtkind! Die Städte beherrschen hier das Land, die städtische Industrie den bäuerlichen Beruf wie in keinem andern Strich des europäischen Festlandes von gleicher Größe. Das Anwachsen der Städte geht hier mit Sturmeseile. Die Einwohnerzahl von Brüssel hat sich binnen 45 Jahren nahezu verdoppelt, von Gent mehr als verdoppelt, von Antwerpen wenigstens um mehr als ein Drittel gemehrt. Und zwar ist dieses Ueberwiegen des städtischen Lebens in Belgien nicht willkürlich und gemacht, es ist historisch und in der Natur und Lage des Landes tief begründet. Die Verfassung des modernen Königreichs, welche „Bürgertum“ und „Gesellschaft“ als wesentlich gleiche Begriffe voraussetzt, entspricht daher dem Zustande des Landes als eines überwiegend städtischen, industriellen und wird — für Belgien — mit Recht als die trefflichste gepriesen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß eine Verfassung, welche für Belgien die beste ist, eben darum auch die beste sein müsse für Deutschland. Denn in Deutschland bestehen ganz andre Verhältnisse von Stadt und Land. Die abstrakte Politik der Schule kümmert sich freilich nicht um solche Unterschiede bei Land und Leuten. Das Wesen und der Vorzug einer sozialen Politik aber ist es, daß sie die Lehre aus dem Leben entwickelt und nicht umgekehrt das Leben aus der Lehre.

Bei den ins ungeheuerliche und formlose ausgereckten Großstädten hört der besondere Charakter der Stadt als eines originellen, gleichsam persönlichen Einzelwesens von selber auf. Jede Großstadt will eine Weltstadt werden, d. h. uniform allen andern Großstädten, selbst das unterscheidende Gepräge der Nationalität abstreifend. In den Großstädten wohnt das ausgleichende Weltbürgertum. Hier verschwinden die natürlichen Unterschiede der Gesellschaftsgruppen; und die moderne Ansicht, welche neben reich und arm, gebildet und ungebildet keine „Stände“ mehr kennt, ist hier mehr als Einbildung, sie ist eine von dem großstädtischen

Pflaster aufgelesene nackte Wahrheit. Die Weltstädte sind riesige Encyklopädien der Sitte wie der Kunst und des Gewerbfleißes des ganzen zivilisierten Europas. Ich verkenne das Stolze dieses Gedankens nicht, ich verkenne nicht, welch reiche Ernte namentlich das schaffende und erfindende industrielle Talent, der Handel, überhaupt alle materielle Betriebsamkeit aus diesen Encyklopädien ziehen wird. Wo sich die Menschen zu ungeheueren Massen ansammeln, da blüht Arbeit und reift Gewinn und der Nationalökonom freut sich darüber. Das gesunde Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft aber ist nicht immer da, wo die größten Massen sind, so wenig als es andrerseits im Einödhof der Gebirgsbauern zu suchen ist. Es begehrt das mittlere harmonische Maß selbst im Wachstum der menschlichen Siedelungen. Mit den großen Encyklopädien unsrer Litteratur zog bekanntlich auch der Geist des Encyklopädismus ein. Und dieser ist kein guter Geist gewesen. So wird es auch gehen mit diesen Riesenencyklopädien der Großstädte und ihren weiteren Auflagen. Man schickt junge Leute in die Großstädte, damit sie die Welt kennen lernen. Allein den Rausch, die Verwirrung und — das Mißbehagen des Encyklopädismus werden die meisten zurückbringen, nicht reife Studien. Wer alles auf einmal sieht, der sieht nichts. Der Großstädter braucht nicht mehr zu wandern, er kann sich die Welt behaglichst innerhalb seiner Stadtmauern beschauen, er läßt die Welt zu sich kommen, statt zu der Welt zu gehen. Und doch zeitigt nur das Wandern den Geist, wo die Anschauungen der Natur, des Volkslebens, der menschlichen Betriebsamkeit schrittweise errungen werden. Wer in der Welt wie in einer Encyklopädie herumstöbert, der gewinnt, was er nicht errungen hat, darum wird er von dem Gewonnenen wenig behalten.

Die weit überwiegende Mehrzahl der großen Männer Deutschlands, namentlich in Kunst und Wissenschaft, sind aus den kleineren Städten hervorgegangen und vom Lande gekommen. Die Sammlung des Geistes auf einen Punkt macht den großen Mann, und diese wird sich in dem Encyklopädismus der Großstadt schwer

finden lassen. Wenn die hervorragenden Talente auf dem Lande zeitig und fertig geworden sind, dann zieht man sie wohl in die Großstadt, und doch erlebten wir auch dann noch häufig, daß solche Talente dort sofort in eine Art geistigen Pensionsstandes versetzt erschienen.

Die mittelalterliche Kunstthätigkeit entwickelte sich weit eigenartiger als die unsrige in mittleren Städten. Jene Künstler sahen, hörten und lasen eben nicht zu viel, darum konnten sie recht aus ihrer Seele Tiefen heraus schaffen. Auf gar viel moderner Kunst und Art dagegen liegt der Meltau der Großstädterei. Das Theater von ganz Europa ist für Generationen ruiniert worden durch die unersättlichen Ansprüche des höchst großstädtischen Pariser Publikums auf Prunk und Spektakel. In Deutschland ist bereits keine wirklich gute kleine Bühne mehr möglich, denn der deutsche Philister ist auch in Paris und Wien und Berlin gewesen und wird die kleine Bühne in seinem Krähwinkel fortan nur noch mit großstädtischem Auge messen. Und doch sind solche kleine Bühnen einst die Zufluchtsstätten einer weit reineren und nationaleren dramatischen Kunst gewesen.

In der Architektur hat das Kasernensystem des modernen großstädtischen Häuserbaues den entschiedensten Schaden gestiftet. Und doch wird man es um so weniger aufgeben können, je mehr von Tag zu Tag die „vereinzelten Leute" den großen Städten zuströmen, während kaum noch auf dem Lande die Familie das Haus bewohnt. Schon kann für die Ueberzahl der einzelnen Arbeiter und Tagelöhner in den Großstädten nicht mehr Raum geschafft werden, weil sie als Mieter den Häuserspekulanten nicht genügenden Profit bieten. In Berlin droht diese Mietfrage bereits zur „sozialen Frage" zu werden, und in kurzem wird man in solchen Städten von Gemeinde wegen Proletarierkasernen bauen müssen, man mag wollen oder nicht. Die „Gesellenhäuser" in England sind schon Kasernen der Art, und man geht eben damit um, sie auch nach Deutschland zu verpflanzen. Man wird sie trefflich einrichten, man wird sogar das mögliche aufbieten, um den Ge-

sellen in diesen Häusern Ersatz für das verlorene Familienleben zu schaffen, aber Kasernen bleiben sie trotzdem.

Wir könnten diese Ausführung weiter verfolgen und würden dann sehen, daß auch in der Musik und Malerei von den Großstädten der gleiche zersetzende Einfluß geübt wird. Die Kunstausstellungen mit ihren Paradestücken legen Zeugnis genug ab von dem auf die Blasiertheit und Frivolität des großstädtischen Publikums berechneten Geschmack, der vor allen Künsten die Kunst der Prahlerei verlangt. Die sozial so bedeutsame Hausmusik und Kammermusik ist lange Zeit fast ganz unterdrückt worden durch die Wucht der prunkhaften großstädtischen Musikaufführungen und durch das Virtuosentum, welches in diesen Städten seine eigentliche Herberge gefunden hat.

Wir müssen aber auch die entgegengesetzte Seite hervorheben. In den Großstädten als den Stammsitzen der Luxusindustrie beginnt das Handwerk wieder von künstlerischen Elementen durchdrungen zu werden, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall war. Dies ist eine Lichtseite des großstädtischen Wesens, welches überhaupt aus dem Gesichtspunkte der materiellen Betriebsamkeit stets in glänzender Beleuchtung erscheinen wird. Bei Zeiten, die vorwiegend künstlerisch und erst in zweiter Linie industriell waren, lag in dieser Verschmelzung der Kunst mit dem Handwerke keine Gefahr für die höheren, idealen Interessen des Künstlertums. Bei der Gegenwart aber ist es umgekehrt; wir sind in erster Linie industriell und erst in zweiter künstlerisch. Daher liegt jetzt der großen Menge der Wahn so nahe, daß der Glanz handwerklicher Technik am Kunstwerke das Kunstwerk selber sei. Dieser Wahn, der den idealen Gehalt des Künstlertums zur Magd der Technik erniedrigt, findet in dem ganzen Kunsttreiben der Großstädte unglaublich Nahrung.

Der vollendete Sieg der Technik in der Kunst und die Erniedrigung der Kunst zur Magd der Luxusindustrie stellte sich dar auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851. Sie war der Jubeltag des großstädtischen Geistes, in der ersten Großstadt Europas gefeiert. Ihre Nachwirkungen sind schon um deswillen unberechenbar, weil sie die Siegestrunkenheit des großstädtischen Industrialismus auf lange Jahre permanent gemacht hat. In den Sälen des Krystallpalastes hatte man griechische Götterbilder zur Dekoration moderner Fabrikwaren aufgepflanzt. Selbst Jules Janin, das echte Pariser Kind, meinte, der Apoll von Belvedere spiele da eine Rolle, als ob man ihn vor einen Warenballen gespannt, der olympische Jupiter, als ob man ihn als Bierzeichen an einem Wirtshaus ausgehängt habe. Wachen wir, daß über dem Siegesrausche der materiellen Arbeit die höhere Würde des geistigen Schaffens nicht ganz vergessen werde! Ich bekenne wenigstens, daß bei all den schimmernden Einzelheiten des Eröffnungstages, wie sie uns in tausend jubelnden Berichten zugeflutet wurden, nur die Kunde von einer einzigen einen wahrhaft herzerwärmenden Eindruck auf mich gemacht hat. Als der Erzbischof von Canterbury sein Gebet gesprochen, stimmten die Scharen der Sänger Händels Halleluja an, und vor der zermalmenden Majestät dieses idealen Meisterwerkes des tiefsinnigen deutschen Künstlers beugten sich erschüttert die stolzen Söhne des materiellen Jahrhunderts.

Damals war es, wo man mit schneidender Frivolität den „kerkerhaft festen und schweren“ Kölner Dom, den sechs Jahrhunderte nicht vollenden konnten, wegwerfend mit dem Prunkstück des Glashauses an der Themse verglich, mit dem „leichten, luftigen Haus“, welches ein Winter hervorgezaubert. Hier hatten wir schwarz auf weiß jene in den Großstädten ausgeborene Ueberhebung der rein technischen Meisterschaft über die Schöpfungen des vollen, aus der Tiefe des Geisteslebens geborenen Künstlertums. Wir werden nicht vermögen, dem anerkannten Ruhm eines so außerordentlichen Technikers wie Paxton ein Stücklein auch nur um Haaresbreite ab- oder zuzuschreiben. Aber protestieren müssen wir, wenn man ein aus dem ganzen Ideenreichtum der religiösen und künstlerischen Begeisterung der Jahrhunderte geborenes Kunstwerk ersten Ranges mit der Londoner

sellen in diesen Häusern Ersatz für das verlorene Familienleben zu schaffen, aber Kasernen bleiben sie trotzdem.

Wir könnten diese Ausführung weiter verfolgen und würden dann sehen, daß auch in der Musik und Malerei von den Großstädten der gleiche zersetzende Einfluß geübt wird. Die Kunstausstellungen mit ihren Paradestücken legen Zeugnis genug ab von dem auf die Blasiertheit und Frivolität des großstädtischen Publikums berechneten Geschmack, der vor allen Künsten die Kunst der Prahlerei verlangt. Die sozial so bedeutsame Hausmusik und Kammermusik ist lange Zeit fast ganz unterdrückt worden durch die Wucht der prunkhaften großstädtischen Musikaufführungen und durch das Virtuosentum, welches in diesen Städten seine eigentliche Herberge gefunden hat.

Wir müssen aber auch die entgegengesetzte Seite hervorheben. In den Großstädten als den Stammsitzen der Luxusindustrie beginnt das Handwerk wieder von künstlerischen Elementen durchdrungen zu werden, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr der Fall war. Dies ist eine Lichtseite des großstädtischen Wesens, welches überhaupt aus dem Gesichtspunkte der materiellen Betriebsamkeit stets in glänzender Beleuchtung erscheinen wird. Bei Zeiten, die vorwiegend künstlerisch und erst in zweiter Linie industriell waren, lag in dieser Verschmelzung der Kunst mit dem Handwerke keine Gefahr für die höheren, idealen Interessen des Künstlertums. Bei der Gegenwart aber ist es umgekehrt; wir sind in erster Linie industriell und erst in zweiter künstlerisch. Daher liegt jetzt der großen Menge der Wahn so nahe, daß der Glanz handwerklicher Technik am Kunstwerke das Kunstwerk selber sei. Dieser Wahn, der den idealen Gehalt des Künstlertums zur Magd der Technik erniedrigt, findet in dem ganzen Kunsttreiben der Großstädte unglaublich Nahrung.

Der vollendete Sieg der Technik in der Kunst und die Erniedrigung der Kunst zur Magd der Luxusindustrie stellte sich dar auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851. Sie war der Jubeltag des großstädtischen Geistes, in der ersten Großstadt Europas gefeiert. Ihre Nachwirkungen sind schon um deswillen unberechenbar, weil sie die Siegestrunkenheit des großstädtischen Industrialismus auf lange Jahre permanent gemacht hat. In den Sälen des Krystallpalastes hatte man griechische Götterbilder zur Dekoration moderner Fabrikwaren aufgepflanzt. Selbst Jules Janin, das echte Pariser Kind, meinte, der Apoll von Belvedere spiele da eine Rolle, als ob man ihn vor einen Warenballen gespannt, der olympische Jupiter, als ob man ihn als Bierzeichen an einem Wirtshaus ausgehängt habe. Wachen wir, daß über dem Siegesrausche der materiellen Arbeit die höhere Würde des geistigen Schaffens nicht ganz vergessen werde! Ich bekenne wenigstens, daß bei all den schimmernden Einzelheiten des Eröffnungstages, wie sie uns in tausend jubelnden Berichten zugeflutet wurden, nur die Kunde von einer einzigen einen wahrhaft herzerwärmenden Eindruck auf mich gemacht hat. Als der Erzbischof von Canterbury sein Gebet gesprochen, stimmten die Scharen der Sänger Händels Halleluja an, und vor der zermalmenden Majestät dieses idealen Meisterwerkes des tiefsinnigen deutschen Künstlers beugten sich erschüttert die stolzen Söhne des materiellen Jahrhunderts.

Damals war es, wo man mit schneidender Frivolität den „kerkerhaft festen und schweren" Kölner Dom, den sechs Jahrhunderte nicht vollenden konnten, wegwerfend mit dem Prunkstück des Glashauses an der Themse verglich, mit dem „leichten, luftigen Haus", welches ein Winter hervorgezaubert. Hier hatten wir schwarz auf weiß jene in den Großstädten ausgeborene Ueberhebung der rein technischen Meisterschaft über die Schöpfungen des vollen, aus der Tiefe des Geisteslebens geborenen Künstlertums. Wir werden nicht vermögen, dem anerkannten Ruhm eines so außerordentlichen Technikers wie Paxton ein Stücklein auch nur um Haaresbreite ab- oder zuzuschreiben. Aber protestieren müssen wir, wenn man ein aus dem ganzen Ideenreichtum der religiösen und künstlerischen Begeisterung der Jahrhunderte geborenes Kunstwerk ersten Ranges mit der Londoner

Industie-Elle messen will, und den Standpunkt der Geschwindigkeit des Hervorbringens von einer rein technischen Konstruktion wie der Glaspalast auf eine architektonische Kunstschöpfung überträgt. Dann wäre Luca fa Presto der größte Maler gewesen, weil er am geschwindesten gemalt hat. Die Kunst hat Segen dem Handwerk gestiftet, das Handwerk soll es nicht mit Undank zurückzahlen, wie wenn es heischte, daß die Kunst sich demütige vor der bloßen Technik.

Der einfache künstlerische Schönheitssinn war das Charakterzeichen des hellenischen Altertums. Aber als derselbe einseitig in seiner höchsten Blüte stand, brach Hellas sittlich, politisch und sozial zusammen. Die Mystik des religiösen Lebens im Verein mit einem wunderbar individuellen Bau der Gesellschaft erzeugte im Mittelalter jenen spiritualistischen Schaffenstrieb, der unsre Dome türmte. Aber als abermals der Bau dieser Riesentempel in seiner Blüte stand, brach das Mittelalter zusammen. Der forschende, rechnende, der bienenfleißig industrielle Geist des 19. Jahrhunderts hat die wunderbaren Kolosse der modernen Großstädte vollendet und in der größten derselben jene stolze Ruhmeshalle der Industrie aufgestellt. Jene Städte und jene Halle entsprechen einander, beide ein „freies, luftiges Haus“. Aber es wird eine höhere und höchste Blütezeit des Industrialismus kommen und mit ihr und durch dieselbe wird die moderne Welt, die Welt der Großstädte zusammenbrechen und diese Städte zusamt viel fabelhafteren Industriehallen als diejenige war, welche wir geschaut, werden als Torsos stehen bleiben, „auf dem Kopfe den Krahn“, wie der Kölner Dom. Wo die Weltgeschichte über vergangene Zeiten tragisch gerichtet hat, da sollten wir nicht in frivolem Uebermut mit dem kleinen Maße des Tages messen und ausrufen: „Sehet, wie groß wir sind!“

Zweites Kapitel.

Die politische und soziale Gemeinde.

Mit dem verkrüppelten und verkünstelten Wuchs der Städte im 17. und 18. Jahrhundert war der Grund zu einer auch noch in unsre Zeit tief hineingreifenden Gleichgültigkeit des Bürgers gegen das Gemeindeleben gelegt. Allein auch hier scheidet sich Stadt und Land, Großstadt und Kleinstadt.

Es ist noch nicht lange her, daß es in deutschen Landen für eines fein gebildeten und frei denkenden großstädtischen Mannes unwürdig und geradezu für philisterhaft galt, sich um das Gemeindeleben zu bekümmern. Die Zeit der rationalistischen Aufklärung im vorigen und im laufenden Jahrhundert schwärmte für die Menschheit und hatte kein Herz für das eigene Volk; sie philosophierte über den Staat und vergaß die Gemeinde darüber. Keine Periode ist armseliger in der Entwickelung des gemeindebürgerlichen Geistes als das 18. Jahrhundert; die mittelalterliche Gemeinde löste sich auf und die moderne war noch nicht fertig. Die Bärenhäuter in den germanischen Urwäldern haben glücklichere Ahnungen über die Gemeinde gehabt, als die große Mehrzahl der Staatsmänner in den Tagen unsrer Großväter. Wer in der damaligen satirischen Litteratur einen polternden Schafskopf zeichnen wollte, der zeichnete einen Bürgermeister, und wer ein Kollegium von Eseln zu schildern vorhatte, der schilderte ein Kollegium von Ratsherren. Dieser Spott auf alle Gemeinde-

würden ging in stehenden Formen herab bis zur untersten, bis zum Nachtwächter. Was einfältiger als einfältig ist, das nennen wir heute noch „unter dem Nachtwächter“, gleich als ob dieser von Amts wegen der einfältigste Mann im Orte sei.

Ein Zeitalter, in welchem der Spott auf das Gemeindewesen und seine Würde so wohlfeil und gangbar geworden ist, kann aber kein politisches sein.

Die Staatsdienerschaft sah es in den meisten Ländern als ein Vorrecht an, daß ihre Glieder nicht Gemeindebürger zu werden brauchten, statt daß sie darin eine empfindliche Verkürzung hätte erblicken sollen. Schutzbürger zu sein („Permissionist“ sagt man gar zierlich in modernem Wort) galt noch in unsern Tagen vielen für nobler als der Vollbürger. Das sind noch Nachwehen jener hundert Jahre alten Verachtung des Gemeindelebens, die mit dem Kapitel von den künstlichen Städten und von der eifersüchtigen Fehde wider die alten mächtigen natürlichen Städtebildungen seitens der damals neugebackenen winzigen Sonderherrschaften in sehr inniger Verbindung steht. Es ist eines der merkwürdigsten sozialen Krankheitszeichen der Gegenwart, daß so viele Leute das Ideal der häuslichen Behäbigkeit darin erblicken — im Wirtshause sich einzumieten, am Wirtstische zu speisen und täglich wie auf der Reise zu leben. So erschien es auch als eines vorurteilsfreien Geistes besonders würdig, die Gemeinde wie ein großes Wirtshaus aufzufassen, in welchem man, von allen Banden örtlicher Seßhaftigkeit frei, ein soziales Junggesellenleben führen könne.

In Preußen, wo die politischen Reformen des vom Rande des Abgrundes sich aufraffenden Staats durch eine neue Städteordnung begonnen worden waren, ist auch infolge dieser bedeutsamen Thatsache der Kredit der Ehrenämter der Gemeinde wieder weit höher gestiegen, als er annoch in den meisten kleineren deutschen Staaten steht. Darin hat sich Stein als ein wahrhaft politischer Mann bewährt, daß er die Hebung des Gemeindelebens an die Spitze der neuen Erhebung des ganzen Staates gestellt hatte.

Ganz anders, als die aufgeklärten gebildeten Leute im 18. Jahrhundert, faßten zu selber Zeit noch die Handwerker, die Kleinbürger, die Bauern, der gemeine Mann, den Gedanken des Gemeindelebens auf.

Als man die Macht der Städte und des darinnen verschanzten Bürgertums aus Staatsraison brach, wie man früher aus denselben Gründen die Burgen des Adels gebrochen hatte, hielt man es nicht der Mühe wert, auch den Dorfgemeinden und unselbständigen Kleinstädten auf den Leib zu rücken. So ist die historische Gemeinde überwiegend nur auf dem Lande in den zerstörungssüchtigen Zeiten der Hofdespoten, später der Bureaudespoten, gerettet worden. Die Bauern und Kleinbürger hatten darum fast allein einen tief angeerbten Respekt vor der Würde der Gemeinde behalten. Das ist die Gloria des gemeinen Mannes, daß er dazumal von Herzen gesund geblieben war, während die feinere Gesellschaft entartete. Also blieb ihm auch die Gemeinde ans Herz gewachsen. Der Bauer war und ist so stolz auf den Titel eines Feldgerichtsschöffen, eines Gemeinderats oder Rechners, wie der Beamte auf einen Geheimehofratstitel. Die Dorfschulzen waren nicht umsonst so grob. Die Fülle ihres Standesbewußtseins war es, die als Grobheit über den Rand des Bechers schäumte. Die Dorfgemeinde war und ist des Bauern politische Welt. Der gebildete Städter aber trieb viele Menschenalter Staatspolitik ohne Gemeindepolitik. „Wir die Gemeinde N. N.“ — mit diesem stolzen Pluralis majestaticus huben vordem Dorfgemeinden selbst Fürsten gegenüber ihre Sendschreiben an. Wo der Städter ein allgemeines Urteil etwa einen Spruch der „öffentlichen Meinung“ nennen würde, da spricht der Bauer: „die ganze Gemeinde sagt es“. Auch der Kleinbürger der alten Reichsstädte fand im 18. Jahrhundert in seiner Gemeinde noch ganz seine Welt. Nicht sein Haus, wohl aber seine Stadt war seine Burg. Es zeugt von der politischen Oberflächlichkeit jener Zeit, daß die freien Geister dieses tiefe soziale und politische Heimatbewußtsein fast nur von seiner lächerlichen, fast nie von

seiner ernsten Seite faßten. Und je kleiner das reichsfreie Nest war, desto gesteigerter war in der Regel dieses Bewußtsein.

Es ist heutigestags noch immer eine wichtige politische Thatsache, daß in dem Dorfe zumeist ein strengerer Gemeindegeist herrscht als in der Stadt, in der kleineren Stadt ein strengerer als in der großen. Das klettenhafte gemeindebürgerliche Zusammenhalten in den ehemaligen Reichsstädten ist auch keineswegs schon ganz zerstört. Merkwürdige Vergleichungspunkte bieten z. B. in dieser Hinsicht die als Sitte überlieferten Mietgesetze in den verschiedenen deutschen Städten. In den modernen Städten sind sie auf die ab- und zuströmende Einwohnerflut berechnet; die Stadt ist eine große Kaserne. Die soziale Junggesellenwirtschaft gilt bereits als die Regel. Man hat also kurze Kündefristen, man kann mieten oder ausziehen an jedem Tage des Jahres, und der Mieter findet die Wohnung bereits mit allem Behagen der häuslichen Einrichtung ausgestattet. In den alten Städten dagegen bietet man ihm häufig nur die kahlen Wände, man erwartet wohl gar, daß er sich seinen Küchenherd und seinen Ofen selber mitbringe; man rechnet nach halbjähriger Kündefrist; der Mieter kann nur zu bestimmten „Zielen“, etwa zwei- oder dreimal im Jahr, ab- und zuziehen. Der Hausbesitzer ist in solchen Mietstatuten angesehen, wie der wahre Herr, alles ist zu seinen Gunsten gesetzt und zu Ungunsten des Mieters, der gedacht ist als der Vagabund, als der fremde Eindringling, dem man aus Gnaden gestattet, für teures Geld eine Wohnung zu mieten. Dahinter lugt noch das alte Bewußtsein der Eigenherrlichkeit der Gemeinde, zur Hälfte in modernen Eigennutz umgesetzt.

Städte wie Hamburg, Frankfurt, Bremen, Lübeck, sind doch gewiß in hohem Grade bereits durchdrungen von modernem Einfluß. Sie sind bereits hinlänglich großstädtisch geworden, aber sie sind doch immer „natürliche“ Städte geblieben. In den erstgenannten ist die Masse der „Permissionisten“, der neuen Schutzbürger, die den alten Gedanken gemeindebürgerlichen Zusammenhalts allmählich ganz wegtilgen müssen, bereits ungeheuer angewachsen. Dennoch unterscheidet man dort immer noch den eingeborenen Bürger und den fremden ansässigen mit einer Strenge, von der man in jüngeren großen Städten keine Ahnung hat. Es ist dort, als laste ein geheimer Fluch auf dem Worte „fremd“.

Indem der deutsche Kleinbürger und der Bauer im 18. Jahrhundert und im Anfange des 19. den hohen Gehalt des Gemeindewesens praktisch würdigte, zeigte er darin weit mehr politische Spürkraft als der Gebildete, der zur Unterhaltung Zeitungen las und in der europäischen Politik kannegießerte, die Gemeindewirtschaft aber als eine kleinliche Philisterei übersehen zu müssen glaubte. Dieses Vergessen der nächsten und eigensten bürgerlichen Interessen über den entfernten, schulmäßig allgemeinen politischen sitzt manchen deutschen Zeitungen noch heute im Fleische. Daher kommt es, daß gerade unsre publizistisch bestgeschriebenen Zeitungen oft am wenigsten praktisch auf die Gesellschaft einwirken, während unbedeutende Lokalblätter mit einem Häuflein Abonnenten zuzeiten wirkliche Volksführer oder auch Verführer geworden sind.

Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift das Volk erst den Staat. Der alte Römer kam von der Stadtgemeinde zur Staatsgemeinde, von der Stadt Rom zum römischen Weltreich. Wir Deutschen gingen von der Landgemeinde aus, die uns geraume Zeit nicht sowohl zum Staate führte als den Staat ersetzte. Die altgermanische Gemeinde war viel tiefer und reicher, viel nationaler entwickelt als das altgermanische Königtum. Die mittelaltrige Stadtgemeinde setzte dem Ueberwuchern der feudalen Adelsherrschaft den stärksten Damm entgegen; ohne die wachsende Städtemacht des 13. bis 16. Jahrhunderts hätten wir den Uebergang vom Feudalstaate zum modernen Staate gar nicht gefunden, ohne den in der Gemeinde großgezogenen Bürgergeist der Reformationszeit besäßen wir die moderne Gesellschaft nicht.

Im Bilde der Gemeinde ahnt und begreift auch heutzutage das Volk erst den Staat. Der politische Sinn ganzer Bauerschaften ist nur erst Gemeindesinn. Gar mancher weltentrückte Bauer nimmt das Wort „Staat" noch nicht in den Mund, er spricht aber von der Gemeinde. Von den Staatsgesetzen kennt und versteht er blutwenig, aber von der Gemeindeordnung, so weit sie sein Dorf und die Nachbarschaft berührt, besitzt er eine erlebte Kenntnis.

Aber nicht die politische Form, sondern der soziale Inhalt des Gemeindelebens war es, an welchem das Volk hing und noch hängt. Darum führte man in Deutschland den tödlichsten Streich gegen den politischen Geist im Volke, als man in und nach der napoleonischen Zeit die französische zentralisierte Gemeindeverfassung einzubürgern suchte, denn nach ihr ist die Gemeinde bloß noch eine politische Form. Die Staatsmänner zeigten damit, daß sie den Gedanken einer sozialen Politik vollständig verloren hatten. In dieser Ertötung des sozialen Inhalts im Gemeindeleben war der rechte Grundstein des modern bureaukratischen Staates gelegt. Durch die teilweise wiederhergestellte Selbständigkeit der Gemeindeverwaltung ist jener Staatsdienerstaat bereits stark aus den Fugen geschoben worden: durch die Vollendung einer organischen Gemeindeverfassung wird er zuletzt ganz aufgelöst werden. Nicht bloß in der Lehre, sondern auch in der Geschichte geht der Weg von Familie und Stamm zum Staat und der Gesellschaft durch die Gemeinde.

Ein ganz richtiger Trieb vereinigte in der unmittelbar vormärzlichen Zeit fast alle politischen Parteien in dem Andringen auf Reform des Gemeindewesens. Es war, vielen wohl unbewußt, der wiedererwachte Geist einer sozialen Politik, der zu dieser Forderung trieb. Die Gemeinde ist nicht bloß eine politische, sie ist vielmehr in erster Linie eine soziale Körperschaft: die Gemeinsamkeit der Arbeit, des Berufes und der Siedelung begründet das Gemeindeleben, welches erst durch den Staat hinterdrein eine sekundäre politische Form gewinnt. Darum schlug die aus-

ebnende Demokratie sich selber mit der versuchten Durchführung einer politisch möglichst freien Gemeindeverfassung; denn die politische Selbständigkeit führt hier zugleich zum festen Abschluß jener individuellen Orts- und Berufsinteressen, die der ausebnenden Demokratie der größte Greuel sind. Freie Landgemeinden werden aristokratisch, sozial ausschließlich, nicht demokratisch. Die uralt germanische Idee des Gemeindeeigentums, der Markgenossenschaften, der Gesamtbürgerschaft der Gemeinden 2c., anscheinend eine Vorstufe zur allgemeinen Gütergemeinschaft, hat noch nirgends den modernen Kommunismus geweckt, wohl aber im Gegenteil ein allzu schroffes gesellschaftliches Abschließen der mitbesitzenden Gemeindegenossen.

Man wird darum stets zu falschen Resultaten kommen, wenn man bei der Herausbildung unsrer Gemeindeverfassungen bloß von dem Gedanken ausgeht, daß die Gemeinde eine politische und nicht weit mehr eine soziale Körperschaft sei. Ueber diese Doppelseitigkeit im Begriff der Gemeinde gilt es noch gar sehr Klarheit zu verbreiten. So reich unsre staatswissenschaftliche Litteratur ist an trefflichen Untersuchungen über die Gemeinde als politische Korporation und über ihre sozialen Altertümer, so wenig ist noch die soziale Bedeutung der Gemeinde in der Gegenwart erörtert worden. Und doch ist eine Festigung und Veredlung der modernen Gesellschaft undenkbar ohne eine soziale Reform des Gemeindelebens.

Dieser Gedanke eines Unterschieds des sozialen und politischen Wesens der Gemeinde ist aber keine bloße Einbildung der Schule mehr, er lebt und lebte allezeit in der That.

Treten wir mit einem Exempel in die Mitte der Sache.

Es ist eine der obersten Voraussetzungen unsrer gesamten bürgerlichen Ordnung, daß jeder selbständige Staatsbürger, jeder Begründer eines eigenen Haushaltes einer bestimmten Gemeinde angehören müsse. Man sollte nun meinen, durch diese an sich unantastbare Forderung müsse der Sinn für das Gemeindeleben gefestigt, ja der echte Gemeindegeist erst geschaffen werden. Dem

ist nicht immer so. In der alten Zeit blieben die meisten Leute in ihrer Heimat, in ihrer Stadt, und nährten sich redlich. Jetzt können aber viele Tausende gerade nur dann sich redlich nähren, wenn sie ihren Wohnort zeitweise wechseln. Besonders für die mächtigsten, echt modernen Berufsgruppen der Industrie, der Geistesarbeit des Staatsdienstes ist die Gemeinde, der Gau, ja das einzelne Land zu klein und eng geworden. Gut die Hälfte unsers heutigen Bürgerstandes wechselt, nicht von Jahr zu Jahr, aber doch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihren Wohnort. Dieser Zustand wird steigen, je mehr die Teilung der Arbeit wächst. Ich spreche hier nicht von unselbständigen Gehilfen und Lohnarbeitern, sondern von selbständigen, besitzenden, betriebsamen Leuten, großenteils mit eigenem Hausstand, von Präsidenten und Geheimräten, Kapitalisten, Technikern, Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern ꝛc. Sie würden in ihrem Berufe „sitzen bleiben", wenn sie immer örtlich sitzen blieben. Gerade um der Mehrung des nationalen wie des eigenen Wohlstandes willen müssen sie es anders machen als der Schuster, der auf seines Großvaters Stuhl, in seines Großvaters Fensterecke fortschustert bis an sein seliges Ende, als der Bauer, der den Pflug auf demselben Acker regiert, wo ihn sein Urahn regiert hat.

Wir kommen hier zu einem Punkte, wo der oben geschilderte moderne Gegensatz zwischen Stadt und Land als den Herden der vorwiegend festsitzenden und der vorwiegend flutenden Bevölkerung für den Staatsmann praktisch wird. Man muß die neuen Städtegebilde in ihrer neu herauswachsenden Eigenart nehmen und danach behandeln. Wir haben es hier mit einer eben im Entstehen begriffenen sozialen Macht zu thun. Denn jene flutende, nicht zerflossene, fluktuierende, nicht vagabundierende Bevölkerung wird in den Städten in kurzem ebenso die Mehrheit bilden, wie auf dem Lande die stehende Bevölkerung.

Nun kann aber doch einer, der um seines Berufes willen etwa alle fünf bis zehn Jahre seinen Wohnort wechselt, nicht an jedem dieser Orte Bürger werden. Er hilft sich also in der

Regel dadurch, daß er an keinem derselben Bürger wird, sondern seinen Bürgerbrief da zu gewinnen sucht, wo er ihn am leichtesten und billigsten erhalten kann, d. h. entweder in seinem Geburtsorte oder in irgend einem andern Ort seiner engern Heimat, in welchem man gerade am wenigsten spröde ist mit Bürgeraufnahmen. So kommt es jetzt bei Tausenden achtbarer und bürgerlich gediegener Leute vor, daß sie den Ort niemals gesehen haben, in welchem sie samt ihrer Familie heimatberechtigt sind! Sie stehen nirgends in einem Gemeindeleben. Mit ihrer Heimatgemeinde hängen sie nur insofern zusammen, als sie ihren Bürgerbrief bezahlt haben und alljährlich ihre „Bürgerrechtsrekognitionsgebühr" hinübersenden, mit der Gemeinde, wo sie wohnen und wirtschaften, nur durch ihre Aufenthaltskarte. Der Verfasser dieses Buches war selber geraume Zeit Bürger in einer Gemeinde, mit welcher er nur durch die Verpflichtung in Verbindung stand, daselbst einen ledernen Feuereimer unterhalten zu lassen. Man schlage die Bevölkerungslisten derjenigen unsrer größten Städte nach, in welchen vorwiegend eine moderne Betriebsamkeit herrscht, und man wird finden, daß die Zahl der dauernd dort wohnenden, aber nicht eingebürgerten Familien in erschreckender Weise anwächst. Es steht zu erwarten, daß in nicht ferner Zeit die Mehrzahl des großstädtischen Volkes faktisch gemeindelos sein werde. Die Fiktion, im Besitz eines anderwärts ruhenden Bürgerrechts zu sein, vermag aber die heilsamen sittlichen, sozialen und politischen Einflüsse des wirklichen Gemeindebürgertums ebensowenig zu ersetzen, als ein Hungriger durch den Gedanken gesättigt wird, daß er jetzt an einem andern Ort allerdings würde essen können.

Aus dieser Klemme ist nur herauszukommen, indem man die Doppelnatur des sozialen und politischen Wesens der Gemeinde praktisch schärfer hervortreten läßt. Sozial gehört der selbständige Mann, welcher in einer Gemeinde dauernd auf Aufenthaltskarte wohnt und wirtschaftet, unstreitig dieser Gemeinde an. Seine Existenz, sein Privatwohlstand verwächst mit dem

Wohlstand dieser Gemeinde. Politisch gehört er der Gemeinde an, welche ihm den Bürgerbrief gegeben. Darum müßte überall unterschieden werden zwischen Ansässigen und Heimatberechtigten. Die Ansässigen bilden die soziale, die Heimatberechtigten die politische Gemeinde. Ansässig könnte und müßte werden, wer in einer zu bestimmenden Reihe von Jahren in einer Gemeinde seinen Wohnsitz und sein Berufsgeschäft gehabt hat. Alle Fragen des inneren Gemeindehaushaltes sind dann auch Existenzfragen für ihn geworden, und er hat das Recht und die Pflicht, in diesen Fragen als ein Bürger seine Stimme abzugeben. Er wäre Schutzbürger, nicht Vollbürger; Schutzbürger in einem höheren modernen Sinn.

Der schöne, aber so vielfach mißverstandene und unpraktisch ausgedeutete Gedanke eines allgemeinen deutschen Heimatrechtes könnte durch das „soziale Gemeindebürgertum" am ersten seiner Verwirklichung genähert werden. Denn jeder könnte in einem deutschen Lande sozialer Gemeindebürger sein, in welchem er nicht Staatsbürger wäre. Es dämmert dieser Zustand bereits am Horizonte auf; er muß nur noch klares Licht und festen Umriß gewinnen. Unser ganzes sogenanntes „Permissionistenwesen" ist nichts als ein vorweggenommenes deutsches Heimatrecht. Nur daß jetzt solchergestalt die Gesellschaft entfesselt, der Permissionist gemeindelos gemacht wird, während ich die vorhandene Thatsache der immer massenhafter fluktierenden städtischen Bevölkerung zur sozialen Reform der Gemeinde ausgebeutet wissen möchte.

Bei der Volkszählung, welche im Zollverein behufs der Verteilung der Vereinseinnahmen vorgenommen wird, hält man bereits die Regel fest, die Köpfe der sozialen Gemeinden und nicht der politischen zu zählen. Der Anteil für den preußischen Gemeindebürger, welcher in Bayern wohnt und wirtschaftet, fällt Bayern zu, nicht Preußen. Und zwar von Rechts wegen. Denn in der Summe der sozialen Bürger stellt sich die ernährende und verzehrende Einwohnerschaft dar, nicht in der Summe der formell politischen Staatsbürger. Dagegen zählt bei allen politischen Fragen, bei allen Staatswahlhandlungen und dergleichen mit

Fug und Recht nicht der soziale, sondern lediglich der politische Gemeindebürger.

Recht grell zeigt sich die jetzige ungenügende Bestimmung des Gemeindebürgertums auch in einem andern Falle. Es gibt viele Fabrikherren, viele Großgrundbesitzer, die in verschiedenen Gemeinden zugleich bedeutende Güter haben, ein einflußreiches Geschäft betreiben. Ja es kommt namentlich in kleinen Städten und auf dem Lande häufig vor, daß ihre Landwirtschaft, ihr industrieller Betrieb den Wohlstand und die soziale Gesundheit der ganzen Gemeinde bedingt. Nicht minder berührt dann aber auch umgekehrt die Führung des Gemeindehaushalts den geschäftlichen Erfolg solcher großen Besitzer aufs unmittelbarste. Sie können aber nur an einem Orte politische Gemeindebürger sein. Das Gegenteil wäre in sich widersinnig. Allein jedenfalls nicht minder widersinnig ist es, daß sie in all den andern Orten, in welchen sie vielleicht thatsächlich die einflußreichste soziale Person sind, in welchen das Gesamtgedeihen der Gemeinde mit ihrem Privatgedeihen aufs engste verknüpft ist, auch nicht ein Wort mitzureden haben in den Angelegenheiten des innern Gemeindehaushalts! Kann jemand nur an einem Ort politischer Gemeindebürger sein, so ist damit doch gar nicht ausgeschlossen, daß er nicht an verschiedenen Orten zugleich sozialer Gemeindebürger sein könne. Das politische Gemeindebürgertum muß ein einziges, ein ausschließliches bleiben, weil hier die Gemeinde als eine Stufe der örtlichen Gliederung des Staatsganzen erscheint, in welchem der einzelne nirgends für zwei zählen kann. Das soziale Gemeindebürgertum dagegen gründet sich nur auf die soziale Geltung, welche der einzelne durch seinen Beruf an einem bestimmten Orte gewinnt, die er aber ebensogut an mehreren Orten zugleich wie an einem einzigen gewinnen kann, es verleiht nur die Pflicht und das Recht, zur Regelung der materiellen Wohlfahrt einer Gemeinde mitzuwirken, deren Glied man durch die Verflechtung der eigenen Privatwohlfahrt in ihren bürgerlichen Gesamtbestand geworden ist.

Die Anwendung auf den gedachten Fall mag sehr unpopulär erscheinen, da sie zumeist dazu führen würde, den öffentlichen Einfluß der großen Besitzer gegenüber den kleinen Leuten zu erhöhen. Sie schließt aber eine Forderung der Gerechtigkeit in sich, und was gerecht ist, kann des Schmuckes der Popularität entbehren.

Die doppelseitige, politische und soziale Natur der Gemeinde ist in mancherlei Punkten unsrer Gemeindeordnungen thatsächlich bereits auseinander gehalten.

In Preußen, Bayern und anderwärts hat man zweierlei Magistratspersonen aufgestellt: bürgerliche und rechtskundige. Darin zeigt sich schon die Ahnung des Unterschiedes zwischen sozialen und politischen Ortsbürgern. In manchen Städten sind die Permissionisten mit Familie, welche einen dauernden Aufenthalt in Berufsgeschäften genommen haben, von der Lösung einer Aufenthaltskarte entbunden. Hier hat also auch einmal die Polizei einen ganz guten politischen Gedanken gehabt, denn sie unterstellt offenbar, daß solche Permissionisten Ansässige, soziale Bürger seien.

Die Unschlüssigkeit früherer Theoretiker, ob sie die Lehre von der Gemeinde im Privatrecht oder im Staatsrecht abhandeln sollten, zeigt an, daß sie über das Doppelwesen der Gemeinde stolperten, ohne den eigentlichen Stein des Anstoßes zu merken, denn dieser war für sie die Lehre von der Gesellschaft, die sie nicht sahen, ob sie ihnen gleich vor den Füßen lag.

Stellt man die neueren deutschen Gemeindeordnungen nebeneinander, so gibt das eine merkwürdige Musterkarte von Definitionen der „Gemeinde", des „Bürgerrechts" ꝛc. Die einen heben mehr den sozialen, die andern mehr den politischen Inhalt der Gemeinde hervor. In der preußischen Städteordnung von 1808 ist das Bürgerrecht noch als die Befugnis erklärt, städtische Gewerbe zu treiben und bewohnte Grundstücke im städtischen Polizeibezirk der Stadt zu besitzen. Dahinter steckt eine veräußerlichte rein soziale Auffassung der Gemeinde. Im Gefühle dieser Einseitigkeit schlug man in der revidierten Städteordnung von 1831 zum schroffen Widerspiel um. Dort wird derjenige für einen Bürger erklärt, welcher das Recht gewonnen hat, an den öffentlichen Geschäften der Stadtgemeinde durch Abstimmung bei der Wahl teilzunehmen. Hier ist also die Gemeinde wieder als ein rein politisches Institut gefaßt. Im Geiste jener Zeit war dies ein wahrer Fortschritt. Uns ist nun noch übrig, fortzuschreiten zur Anerkennung beider Gegensätze nebeneinander und ineinander.

Die meisten Gesetzgeber haben den Stadtgemeinden eine andre Verfassung zugesprochen, als den Landgemeinden. Diese Thatsache ist für den Sozialpolitiker wichtig genug. Denn nicht nur die einzelnen Gemeinden sind halbwegs sozialer Natur, sondern die von der Natur gegebenen zwei Hauptgruppen der Gemeinden scheiden sich gerade nach ihrem sozialen, nicht nach ihrem politischen Inhalt. Land- und Stadtgemeinden entsprechen dem Doppelzug in der bürgerlichen Gesellschaft, den Mächten „des sozialen Beharrens" und der „sozialen Bewegung".

In den Großstädten, den Sitzen eines flutenden Bürgertums und des vierten Standes, hat jener Geist der Ausebnung sein Hauptquartier aufgeschlagen, welcher den Unterschied zwischen Stadt und Land ebensogut für gefallen hält, wie den Unterschied der Stände. Den künstlichen, unechten Städten stellen sich in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft die unechten Stände zur Seite, und der Ursprung beider weist auf dieselben Zeitläufte zurück.

So zeigt es sich in dieser von der Natur gegebenen Unterscheidung der Stadt- und Landgemeinden recht deutlich, daß die Gemeinde ein Kleinbild nicht nur des Staates, sondern mehr noch der Gesellschaft ist, daß in ihr die Interessen beider am tiefsten ineinander verwachsen sind. In der That, es ist gefährlich, Stadt und Land zu unterscheiden, denn wo ihr es thut, seid ihr zur Hälfte schon den verfemten Ideen von der natürlichen Gliederung der Gesellschaft verfallen! Wo in den Gemeinde-

ordnungen Stadt- und Landgemeinden auseinander gehalten werden, da hat man auch schon einen Fuß auf den Pfad der sozialen Politik gesetzt. Sehet euch für, dieser Pfad ist sehr abschüssig!

Im Mittelalter zeigen die Dorfordnungen weit buntere Vielgestalt und Eigenart als die Gemeindeverfassungen der Städte. Das ist nichts Zufälliges. Auf dem Lande wuchert überhaupt die soziale Besonderheit am üppigsten, in der Stadt wird sie ausgeglichen. Auch in der Gemeinde ist hier der Gegensatz von Natur und Zivilisation angedeutet. Während die preußische Städteordnung von 1808 die Verfassungen der Stadtgemeinden zusammenschmolz, blieben die landschaftlichen Eigentümlichkeiten in den Dorfgemeinden großenteils fortbestehen. Die westfälischen Landgemeinden hatten bis in das helle 19. Jahrhundert hinein ihre mittelalterlichen erblichen Schultheißen, und hätte nicht Napoleon dieser seltsamen sozialen Würde, in welcher eine Bauernaristokratie ihre Eigenherrlichkeit versinnbildete, ein Ende gemacht, so würde sie vielleicht heute noch in Kraft sein. Gerade in unsern Tagen wird es wieder recht einleuchtend, wie schwer es ist, das Dorfgemeindewesen eines Staates wie Preußen unter einen Hut zu bringen. Jede Provinz, die ihre eigene soziale und politische Geschichte hat, besitzt auch ihre eigenen Voraussetzungen des Gemeindewesens.

Ich gedachte bereits im Eingange dieses Kapitels der zwiefachen ländlichen Siedelungen in Westfalen diesseit und jenseit der Lippe. In diesem Gegenbilde von Dorf- und Hofverfassung zeigt sich die Doppelart des sozialen und politischen Gemeindebürgertums bereits seit Jahrhunderten mit wunderbarer Klarheit vorgebildet. Nördlich der Lippe bildet der „Hof" für sich die soziale Gemeinde, eine Gruppe von benachbarten Höfen dagegen schließt sich zusammen zur politischen und kirchlichen Gemeinde. Diese Gemeinde ist nur ein geographischer Bezirk, der einen Verband zu polizeilichen, kirchlichen 2c. Zwecken in sich begreift; Gemeindeeigentum, Gemeindehaushalt gibt es aber in diesem

Bezirke nicht; was etwa dahin gehörte, fällt den einzelnen Gehöften, den sozialen Gemeinden, zu. Ganz anders ist es dagegen auf dem südlichen Lippeufer, im Lande der Dorfverfassung. Hier ist die soziale Grundlage der Gemeinde fast bis zum sozialistischen Extrem ausgebildet und in die politische Form verschmolzen. Es ist dies jener uralte Sozialismus der deutsch-suevischen Dorfverfassung, wie ihn Julius Cäsar geschildert und der sich durch fast zwei Jahrtausende lebendig erhalten hat. Sämtliche Aecker, Wiesen, Gärten, Weiden, Waldungen des Dorfes bilden ein geschlossenes Ganze, die Dorfmark. Die Einwohner besitzen dieses Ganze nur als eine soziale Körperschaft, ihre Anteile daran sind gleich Aktien nutznießlicher Art. Nur dieses soziale Verhältnis hat man dort ursprünglich die „Gemeinde" geheißen und dabei von dem politischen Verband der Eingesessenen zu polizeilichen, gerichtlichen, kirchlichen Zwecken ganz abgesehen, während man umgekehrt im Lande der Hofverfassung nur den politischen und kirchlichen Verband die Gemeinde schlechtweg nennt.

Aehnliche und noch viel weiter verzweigte Gliederungen des Gemeindelebens in der Gemeinde haben sich in alten Städten erhalten. So gab es in Erfurt bis zur neueren Zeit innerhalb des großen Ganzen der Stadtgemeinde eine Reihe kleinerer Kreise, sogenannte „Spezialgemeinden". Es waren ursprünglich kirchliche Gemeinden gewesen, später aber wurden es politische Gemeinden innerhalb der Gesamtgemeinde, welche ihre eigenen Hauptleute besaßen, von denen der eine jährlich gewählt wurde, der andre fest im Amte blieb, daher man ihn den „eisernen Hauptmann" nannte. Von diesem dem mittelaltrigen Drang des Sonderns und Gliederns entsprechenden Institut kleinerer Gemeinden in der Gemeinde finden sich auch in Köln, Augsburg, Frankfurt und andern Städten noch Trümmer, bei denen gleichfalls der Pfarrsprengel allmählich in einen politischen oder sozialen Kreis umgewandelt worden war. In Rostock hat man erst neuerdings die alte soziale Vertretung durch „Quartiere", in welchen die Zünfte und die Kaufmannschaft begriffen sind, wieder

aufgefrischt. Bei dieser Gelegenheit kam es aber zu mancherlei Streit und Widerspruch, die Polizei wollte das letzte Wort reden, und die Stadt, welche ohnedies dazumal als der Herd der mecklenburgischen Demokratie verschrieen war, zog sich die besondere Ungnade des Fürsten zu. Um nun diese Mißstimmung des Großherzogs gegen die Stadt zu beseitigen, faßten die Quartiere im Einverständnis mit dem Rate einen Beschluß auf „Wiederannäherung“ an den Landesherrn. Dieser wunderliche Ausdruck ist höchst bezeichnend für die ganze Stellung Rostocks, welches sich halb als mecklenburgische Stadt, halb als freie Hansestadt weiß, einer Stadt, deren Selbstverwaltung an kein Oberaufsichtsrecht des Staates gebunden ist, ja welche den Landesgesetzen erst durch eigene Publikation in Stadt und Gebiet Gültigkeit verschaffen muß. Da läßt sich ja wohl auch noch ein Beschluß der „Wiederannäherung“ an den Großherzog fassen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die Trümmer und Träume des alten Städtelebens in der Form, wie sie namentlich in den ehemaligen Reichsstädten jetzt noch leben und weben und von neuer Sitte durchwachsen sind, bei weitem nicht mit dem Fleiß aufgezeichnet und beglaubigt werden, wie wir es von den alten Sittentrümmern des bäuerlichen Volkslebens seit Jahren selbst in der Tagespresse gewohnt sind. Es fordert ersteres freilich ein mühseliges Forschen und Beobachtungen, welche nicht bei kurzem Aufenthalt, sondern nur bei längerem Einleben in einer einzelnen Stadt gewonnen werden können. Aber das Beginnen ist auch dankbar, es fördert überraschend neue zeitgeschichtliche Stoffe zu Tage und liefert neue Beweisstücke für das tiefangelegte Sondertum, welches immer noch durch das deutsche Städtewesen geht.

Bei der Erkenntnis dieser Mannigfaltigkeit eigenster Gebilde im Kreis der Städte selber wird dann der Gedanke gar nicht aufkommen können, als habe nun vollends der Unterschied von Stadt- und Landgemeinden in der Gegenwart sich bereits glatt und platt ausgeglichen.

Es werden allerdings in vielen, den großen Städten benachbarten Dörfern jetzt bürgerliche Gewerbe betrieben. Aber auch nur das echte Stadtkind, dessen Blick nicht über den Umkreis hinausreicht, den man von seinem städtischen Pfarrturm aus beherrschen kann, wird sich der Täuschung hingeben, als seien alle Landgemeinden gleich dieser Vorpostenkette von halbstädtischen Dörfern. Siedelt der großstädtische kleine Handwerksmann jetzt häufig in die naheliegenden Dörfer über, dann ziehen sich die Bauern auch ebenso stark aus Städten heraus, in denen sie vor fünfzig bis hundert Jahren noch einen starken Teil der Insassen bildeten. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts gab es in Deutschland eine Masse echter „Bauernstädte“. Es waren Städte mit Thoren und Wall und Graben und städtischen Vorrechten, wohl gar Residenzen und Hauptstädte. Und doch verspottete man sie mit Recht mit dem Spruch: „Wenn alle Bauern aus der Stadt ins Feld gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause.“ Diese Städte sind fast alle entweder zu wirklichen Sitzen des Bürgertums umgewandelt, oder sie sind thatsächlich, das heißt sozial, Dörfer geworden, die nur noch den nichtssagenden politischen Titel einer Stadt führen. Dieser Umwandlungsprozeß wird sich in wenigen Menschenaltern vollendet haben. Die deutschen Staatenkörper müssen über kurz oder lang aus vielen kleinen zu wenigen großen zusammenwachsen. Aber jeder Schritt dieser Zentralisation löst eine Reihe von kleinen zwitterhaften Landstädten auf und gibt ihnen den reinen Dorfcharakter wieder. Nur die Kleinstaaterei kann dauernd den Unterschied von Stadt- und Landgemeinden verwischen. Ihr aber steuert unsre Zukunft nicht entgegen.

Man hat für einzelne deutsche Länder durch Zahlen nachgewiesen, daß das Handwerk in seinen bedeutendsten Zweigen (Schmiede, Schneider, Schreiner, Zimmerleute, Maurer rc.) ebensostark oder nur um ein geringes schwächer auf dem Lande als in der Stadt vertreten sei. Dieser Nachweis hat aber für die soziale Scheidung von Stadt und Land nur halben Wert. Die

sozialen Gruppen gliedern sich nicht schlechtweg nach der Arbeit, sondern nach der aus der Arbeit aufkeimenden, in Sitte und Bildung geschiedenen Lebensart. Der Schmied und Schuster und Schneider auf dem echten Bauerndorf (und hierher zählt immer noch die ungeheure Mehrzahl unsrer Dörfer) ist und bleibt eben ein gewerbtreibender Bauer, dessen Hauptgeschäft in der Regel der Ackerbau, dessen Nebengeschäft das Handwerk ist und der sich in Sitte und Lebensart, ja sogar auch im Geschäftsbetrieb aufs entschiedenste vom städtischen Handwerker unterscheidet. Es ist sogar die Zahl der auf dem Lande wohnenden „Musikanten" vielfach größer als die der städtischen. Es sind dann nämlich alle Dorfmusikanten, die am Werktag pflügen und am Sonntag geigen, unter dieser Ziffer begriffen. Es wird aber niemand daraus folgern wollen, daß sich die Kunst jetzt vorwiegend auf das Land gezogen habe und die Musik zumeist in den Bauerndörfern blühe. Vielmehr ist der einzig richtige Schluß aus solchen Ziffern, daß eine lediglich aus den Gesichtspunkten der Gewerbesteuer aufgestellte Bevölkerungsstatistik für die soziale Statistik durchaus ungenügend ist. Der Geschäftsberuf und der gesellschaftliche Stand ist keineswegs ein und dasselbe.

Es ist auch eine ganz unbegründete Annahme, als sei der beiläufige Gewerbebetrieb beim Bauernvolke früher nicht vorhanden gewesen und ein ganz neues Wahrzeichen der angeblichen Verschmelzung von Stand und Land. Dörfer, wo der Pflug das einzige Werkzeug ist, welches die Insassen zu handhaben verstehen, waren vordem so selten als jetzt. Die Bauern vor hundert Jahren haben ihre Pferde ebensowenig von städtischen Schmieden beschlagen, ihre Wagen von städtischen Wagnern bauen, ihre Häuser von städtischen Meistern zimmern lassen, als die heutigen. Im Gegenteil haben sie damals eine Menge derartiger Geschäfte selber besorgt, die sie heute in der Stadt besorgen lassen, und man kann in diesem Sinne sagen: es gibt jetzt mehr reine Bauern als früher. Es fiel aber auch damals niemand ein, den Dorfschmied für einen Handwerker zu nehmen und den Dorfmusikanten

für einen Künstler, sondern man nahm beide für das, was sie sind in ihrer ganzen sozialen Natur, für Bauern. Hier zeigt es sich wiederum recht klar, daß wir bei der von allen Parteien gesuchten neuen Gruppierung der bürgerlichen Gesellschaft durchaus zu keinem folgerecht durchzuführenden Einteilungsgrunde kommen, wenn wir äußerlich bloß von den geschäftlichen Berufen ausgehen, statt von dem in Geschäft, Sitte und Lebensart gleichmäßig gewurzelten sozialen Beruf, der eben bei dem handwerkenden Bauern ein ganz andrer ist als bei den bürgerlichen Gewerbetreibenden.

Vordem hat der Kaiser durch seine Privilegien Städte gemacht, jetzt macht die Eisenbahn Städte. Mauern und Thore, auch wenn sie nur ein Dutzend Bauernhütten beschlossen, bildeten sonst das äußere Wahrzeichen der Stadt. In Zukunft wird man die Stadt an dem inneren Wahrzeichen von Beruf und Sitte ihrer Einwohner erkennen. An die Stelle der oft willkürlichen politischen Scheidung von Stadt- und Landgemeinden tritt mehr und mehr die notwendige soziale. Bei dieser Uebergangsbildung, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, mag es dann freilich für manches befangene Auge den Anschein gewinnen, als werde der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinde überhaupt verwischt. Nur die alte willkürliche äußerliche Grenzlinie ist es, die verwischt wird. In den Dörfern wird das soziale und politische Gemeindebürgerrecht ineinander aufgehen, sich decken, denn dort wohnt die beharrende Bevölkerung; in den Städten werden beide Arten des Bürgerrechts auseinandergehen, denn hier wird das bewegende und bewegte Element im Bürgerstande immer mehr Raum gewinnen.

Abseits der großen Verkehrswege werden die Dörfer und Landstädte immer dorfmäßiger werden, während die großen Städte, in riesigem Maßstabe anwachsend, immer großstädtischer sich gestalten. Dadurch muß sich ein so schroffer Gegensatz von Stadt- und Landgemeinden herausbilden, wie man ihn vordem gar nicht geahnt hat, wie man ihn jetzt noch nicht kennt.

Die zwei scheinbar geringfügigen Thatsachen, daß es bei jedem Schritt, den die moderne Gesittung vorwärts thut, auch immer tieferes Bedürfnis wird, der flutenden, zeitweilig seßhaften und doch gemeindelosen Stadtbevölkerung eine neue Möglichkeit des Gemeindelebens zu schaffen und aufzuräumen in dem babylonischen Wirrsal, das gegenwärtig in der Definition von Stadt- und Landgemeinden herrscht: diese einfachen Thatsachen sind an sich schon mächtig genug, die gründlichste Reform unsrer ganzen bürgerlichen Ordnung zu erzwingen. Durch die Gemeinde führt der Weg zur sozialen Politik.

Im kleinen ist durch jene zwei Thatsachen ganz dasselbe Streben vorgesteckt, von dessen Erfüllung im großen man die Reform der ganzen Gesellschaft weissagt: die sozial heimatlos gewordenen Glieder der Gemeinde wie der Gesellschaft sollen unter einer neuen beweglicheren Form wieder eingebürgert und seßhaft gemacht, die in der jetzigen Uebergangsphase äußerlich verwischten Gruppenbildungen der Gemeinde wie der Gesellschaft mit neuen festen Linien umrissen werden.

Die Dorfgemeinde entspricht dem Bauerntum, die Stadtgemeinde dem Bürgertum. Die Thatsache dieser beiden Stände wird darum auch am wenigsten angefochten, weil beide in der Gemeinde bereits eine örtliche Unterlage ihres sozialen Bestandes sich gegründet haben.

Ein der Gruppe der Aristokratie entsprechendes Gebilde der Gemeinde würde erst dadurch ermöglicht werden, daß dieser Stand sich der wirtschaftlichen Basis seines sozialen Berufes als Inhaber des geschlossenen großen Grundbesitzes wieder tiefer und allgemein bewußt würde. Das Sträuben des Landadels, sich dem politischen Organismus der Dorfgemeinden unterzuordnen und der Gewalt des Schulzen zu fügen, beruht vielfach auf einer gänzlichen Verkennung von Wesen und Würde der modernen Gemeinde. Bei vielen wird aber auch diesem Sträuben das ganz richtige Gefühl zu Grunde liegen, daß der große Grundbesitzer in der Dorfgemeinde, in deren Banne er zufällig wohnt,

seine soziale Heimat durchaus nicht finden kann. Früher dachte man wohl, daß das Rittergut an und für sich eine Gemeinde darstelle, und der Ritter war Schultheiß, Magistrat und Gemeinde in einer Person. Eine solche Fiktion würde jetzt vielen sehr barock erscheinen. Allein in einem nicht bloß politisch sondern auch sozial wohlausgebauten Staate wird es wenigstens nicht ungereimt sein, die Genossenschaft der großen Grundbesitzer eines ganzen Gaues als eine soziale Gesamtgemeinde zu fassen. Ob diese Rittergutsbesitzer dann auch allesamt Ritter seien, wäre hierbei völlig gleichgültig. Denn obgleich die Gemeindegruppen im allgemeinen den Gesellschaftsgruppen entsprechen, fallen sie doch keineswegs vollständig mit diesen zusammen, wie die Stadt immer der Sitz des Bürgertums bleiben wird, wenn auch neben der bürgerlichen Mehrheit noch Adelige, Bauern und Proletarier in Masse wohnen.

Das deutsche Gemeindewesen duldet durchaus keine Gleichmacherei, in sozialer Hinsicht so wenig als in politischer. So gewiß das Streben jedes deutschen Patrioten auf eine nach außen geschlossene staats- und völkerrechtliche Einigung des großen Vaterlandes gerichtet ist, so gewiß würde es eine Sünde gegen den Geist der deutschen Nation sein, wollte man das Gemeindewesen, wollte man die gesellschaftsbürgerliche Ordnung der einzelnen Länder und Landschaften über einen Kamm scheren. Die Uniformierung des Gemeindewesens läuft jenem germanischen Freiheitssinn geradezu wider die Natur, der da will, daß man ihn bei seinen persönlichen, häuslichen Angelegenheiten in persönlicher Eigenart ungestört sich entfalten lasse. Die deutschen Gemeinden bestehen aus einer bunten Reihe moralischer Personen, die aber wirklich ein persönliches Gepräge tragen, die Charaktere sind, häufig Karikaturen, aber doch immer persönlich charaktervolle Karikaturen, nicht tote politische Rubriken. Selbst der kirchlichen Gemeinde gibt der deutsche Protestantismus Raum zur absonderlichen Vielgestalt. Es ist nicht zufällig, sondern wesentlich deutsch, daß in Deutschland fast bei jeder protestantischen Kirchengemeinde ein

eigenes mündlich fortgepflanztes Gemeindeherkommen gilt. Der romanische Geist dagegen zentralisiert das Gemeindewesen. Er hat auch die Kirchengemeinden des katholischen Deutschlands gleichheitlich zusammengeschweißt und jene Fülle örtlich abgestufter kirchlicher Sitte, die im protestantischen Lande wuchert, nirgends so stark aufkommen lassen.

IV.

Die Dreiteilung

in der Volkskunde Deutschlands.

Erstes Kapitel.

Thesen zur deutschen Landes- und Volkskunde.

1. Das deutsche Tiefland; hochgebirgiges und mittelgebirgiges Deutschland.

Auf den ersten Blick erscheint alles deutsche Land in zwei große Massen der Bodenoberfläche geteilt: Tiefland und Hochland; Nieder- und Oberdeutschland.

Im Norden läuft die große uralische Niederung längs der Meeresküsten her und erstreckt sich in einer Breite von durchschnittlich vierzig Meilen in das Innere Deutschlands herein. Diese norddeutsche Tieflandszone nimmt etwa ein Drittel der Gesamtfläche Deutschlands hinweg.

Dann aber erhebt sich ein Bergwall, der bei den Oderquellen am Westende der Karpathen beginnend unter häufig wechselnden Formationen und Namen bis zu den Ardennen hinüberzieht, gegen Norden vielfach in das Tiefland eingreifend: die mächtige Schwelle Oberdeutschlands.

Dieser für die ganze Kulturentwickelung Deutschlands so entscheidende Bergwall hat merkwürdigerweise keinen gemeinsamen volkstümlichen Namen. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn eben dieses namenlose Gebirge sollte der eigentliche Grundbau der guten deutschen Mannigfaltigkeit und der schlimmen deutschen Zerstückelung werden. Die moderne Landeskunde hat die ganze Kette dagegen mit mancherlei volltönenden Namen getauft; ich nenne den gesamten über 130 Meilen langen Berggürtel kurzweg das *deutsche Mittelgebirge*.

Von da gen Süden steigt der Boden fortwährend. Massenhafte Hochflächen (wie in Bayern), massenhafte Gebirgsbecken (Böhmen) bilden den Uebergang zu den Alpen. Das eigentliche Oberdeutschland breitet sich vor uns aus, dessen Bodenfläche nur ausnahmsweise in tiefen Einschnitten unter 800 Fuß über den Meeresspiegel sinkt.

Dieses gebirgige Oberdeutschland könnte man — dem Boden nach — auch das alte Deutschland, Urdeutschland nennen; die erst viel später dem Meere entstiegene Tiefebene dagegen das neue Deutschland. Der Bevölkerung nach würde sich aber die Benennung umkehren müssen; denn im Norden strömen zuerst die Germanen ein, während in Oberdeutschland noch lange die Kelten sitzen bleiben.

Eine genauere Rundschau zeigt jedoch, daß Oberdeutschland wieder aus zwei grundverschiedenen Gebirgsgruppen besteht.

Der große nördliche Grenzwall, das namenlose deutsche Mittelgebirge, ist eine wahre Musterkarte der mannigfaltigsten Gestein- und Bodenarten; das südliche Hochgebirge dagegen mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken strebt nach einförmig massenhaften Gebilden. Dieser Unterschied ist im geologischen Bau wie in dem äußeren landschaftlichen Gepräge so groß, daß die massenhafte Hochgebirgszone oft weit mehr Aehnlichkeit zeigt mit der einförmig massenhaft angelegten Tiefebene des norddeutschen Küstenlands als mit den zerstückelten Formen des Mittelgebirges.

So kommen wir denn zu einer dreifachen Gliederung der deutschen Bodenoberfläche:

Das deutsche Tiefland.
Das mittelgebirgige und
das hochgebirgige Deutschland.

2. Dreiteilung der deutschen Wasserlinien.

Das deutsche Tiefland ist vorwiegend Küstenland und schon hierdurch ganz besonders berufen zu Schiffahrt und Handel. Aber auch die Flußzüge bilden hier große, schiffbare Wasserstraßen. Fast in Parallelzügen strömen Niederrhein, Ems, Weser, Oder und

Weichsel in ruhigem Strom und festen Bahnen dem Meere zu. Eine Flußschiffahrtslinie von mehr als 600 Meilen Länge erstreckt sich tief ins Land hinein, vielfach durch Kanäle ergänzt. Hier fand also ein Handelsvolk den bereiteten Boden. Dagegen haben die Gewässer dieser Tiefebene sehr wenig Gefälle. Dies hinderte in früherer Zeit ein massenhaftes und allgemeines Gedeihen der Industrie. Dafür spricht schon die Geschichte der ältesten industriellen Anlagen: der Mühlen. Jahrhundertelang hatte Mittel- und Oberdeutschland bereits Wassermühlen besessen, bevor man im norddeutschen Küstenlande den großen Fortschritt von der Handmühle zur Windmühle machte. Erst in der modernen Zeit beginnt die Kraft des Dampfes hier ausgleichend zu wirken.

Das mittelgebirgige Deutschland zeigt eine ganz andre Flußkarte. Hier ist ein nach allen Winden ausstrahlendes Netz von Flüssen und Bächen. Schiffahrt und Industrie teilen sich im Ausbeuten dieser Wassergefälle. Namentlich aber ließen die zahllosen, überallhin verbreiteten, kleinen und doch nutzbaren Wasserkräfte eine beispiellose Mannigfaltigkeit der industriellen Entwickelung zu. Am Rande des mitteldeutschen Bergwalles lagern die großen Steinkohlenschätze der Saar und Ruhr, der Eifel, des Thüringer Waldes, des Erzgebirges und Riesengebirges. Als Vorposten Mitteldeutschlands schiebt sich, auf diese Kohlenschätze gegründet, die Maschinenindustrie im Nordwesten weit ins Flachland vor, während die Parallellinien der großen Ströme das norddeutsche Tiefland zu großen Massen konzentrieren, wird das mittelgebirgige Deutschland durch die planlos gekreuzten Thal- und Flußlinien zerstückt. Elbe und Rhein durchbrechen den ganzen Gebirgswall, Donau-, Rhein- und Elbegebiet zieht gegeneinander und verschlingt sich ineinander. Darum sind hier jene berühmten Dachtraufen zu finden, von welchen das Regenwasser nach zwei Meeren abläuft, und die Bergköpfe, von welchen man in acht bis zehn deutsche Staaten hineinschauen kann.

Das hochgebirgige Deutschland läßt wiederum ein dem Norden verwandtes Gleichmaß im Zuge der Flußlinien erkennen. Hier gibt

es wieder eine einigende Hauptwasserstraße: die Donau. Fast in Parallelzügen fallen ihr die meisten größeren Alpenströme zu. Aber die meisten dieser wilden verheerenden Alpengewässer taugen weder zur Schiffahrt noch mögen sie sich dienstbar dem Gewerbe fügen. Sie verbinden die Gaue nicht, sondern schließen das Land in großen Massen ab. Der langsame Fortschritt, das Hirtenleben des Hochlandes, das abgeschlossene Bauerntum der Vorhügel und Hochflächen ist hier schon durch Berg und Fluß bedingt. Dagegen zieht im Süden die Industrie in breiter, reicher Entfaltung durch Böhmen aus Mitteldeutschland (Erzgebirge) herüber nach Oesterreich und bildet hier eine Enclave, die wie ein Gegenbild zu den westfälisch-niederrheinischen Industriestrichen am Saume der nordwestdeutschen Tiefebene erscheint.

Die Grenzlinien lassen sich überhaupt nicht überall mathematisch genau ziehen, und die Dreiteilung der Tiefebene, des mittelgebirgigen und hochgebirgigen Deutschlands läßt sich keineswegs durch drei Parallellinien auf der Karte darstellen. Wie das Mittelgebirge im Osten schmal anhebt, dann aber im westlichen Zug sich immer mehr gegen Norden und noch stärker gegen Süden verbreitert, so geht auch das mittelgebirgige Deutschland herauf bis zum Bodensee und in die nördliche Schweiz, herunter bis gegen Köln. Seine größte Ländermasse liegt in West- und Südwestdeutschland, während im Osten, in Obersachsen und Schlesien niederdeutsche und oberdeutsche Art ganz nahe zusammenrücken. Auf der Karte würde also das mittelgebirgige Deutschland fast wie ein Dreieck aussehen, dessen einer Winkel in Schlesien, der andre am Bodensee, der dritte an der preußisch-belgischen Grenze bei Aachen läge.

Man kann in diesem Sinne auch von einer Diagonale des Mittelgebirgs reden, die zu unsrem Heile den Parallelismus von Nord- und Süddeutschland durchschneidet.

3. Dreiteilung des Klimas.

Der Bodenbildung entsprechen klimatische Unterschiede.

Die norddeutsche Ebene hat schwere, feuchte Luft, massenhaft

gleichmäßigen Zug der Windströme, wie der Gewitter- und Nebelbildungen.

Im hochgebirgigen Deutschland dagegen herrscht dünne, trokkene Luft vor, schroffer Temperaturwechsel, die schärfsten Gegensätze der Jahreszeiten, verheerende Gewitter- und Hagelgüsse. In beiden Zonen aber stählt der Kampf mit den Unbilden des Klimas den Menschen.

Das mittelgebirgige Deutschland weiß wenig von diesem Kampf. Hier gleichen sich die klimatischen Gegensätze aus, die milde weiche Luft der Thäler half wohl auch die Menschen behäbig, üppig und weich machen. Nur in den höheren Gebirgslagen wird man an die rauhe, sprunghafte, einen verzärtelten Körper aufreibende, einen kräftigen stählende Witterung der süddeutschen Hochflächen erinnert.

Wie die Luft von den norddeutschen Küsten hinauf zum hochgebirgigen Deutschland stetig leichter und dünner wird, so nimmt auch die Durchschnittsziffer der Selbstmorde von Norden nach Süden stetig ab. Mecklenburg steht hier voran, dann folgt Preußen; dagegen kommen in Bayern und Oesterreich am wenigsten Selbstmorde vor.

Die klimatischen Unterschiede bedingen verschiedene Ernährungsweise, Lebensart und Sitte. Es ist ein Glück, kein Verdienst der Bewohner unsrer Alpenzone und ihres Vorlandes, daß sie dem gesunden Bier weitaus den Vorzug vor dem vergiftenden Branntwein gegeben haben. Andrerseits ist der häufige Theegenuß im Norden nicht sowohl ein Wahrzeichen höherer Bildung als tieferer Bodenlage. Wenn sich der Engländer oder Niedersachse auf einer Höhe von 2000 Fuß und darüber dauernd ansiedelt, dann mäßigt er allmählich von selber sein Theetrinken. Der moderne Verkehr wirkt allerdings ausgleichend auf die geographische Verbreitung der Nahrungs- und Genußmittel. Das bayrische Bier erobert den Norden, und die Seefische der Nord- und Ostsee kommen jetzt in früher ganz ungeahnten Massen nach dem Süden. Die rohen Schinken und ungekochten Mettwürste würden in ganz Süddeutsch-

land verbreitet sein, wenn ihrem rapiden Eroberungszug, der in den fünfziger Jahren begann, nicht durch die Trichinen Halt geboten worden wäre. Am meisten ausgleichend wirkt die „europäische“ Gasthofsküche. Allein im Bürgerhause und bei den Bauern bewahren sich doch die alten klimatisch wohlbegründeten Unterschiede. Der ausgleichende Einfluß des Austauschs der Nahrungs- und Genußmittel auf die gesamte Lebensweise und Sitte ist da noch überall sehr gering. Nur das Uebersiedeln ganzer Familien von einer Zone Deutschlands zur andern wirkt hier kräftiger; denn bis zur zweiten Generation behaupten die Eingewanderten oft ihre Lebensart, selbst dem Klima zum Trotz. Das hat gar mancher schon schwer gebüßt. Wenn der Pfälzer oder Franke aus seinem weichen, milden Klima in die harte, frische Münchener Hochluft kommt und hier sich kleidet und lebt wie zu Hause und schließlich krank wird, dann klagt er sehr mit Unrecht das gesunde, nervenstärkende Münchener Klima an, wo er doch nur sich selbst anklagen sollte. Der Süddeutsche fügt sich in der Fremde leichter in fremde Art und Sitte als der Mittel- und Norddeutsche, der, gleich dem Engländer, überall zu finden begehrt, was er zu Hause gewöhnt ist.

Die Isothermen neigen sich im Osten Deutschlands gegen Süden herab und steigen im Westen gegen Norden auf. So erscheint also der Westen, das rheinische Land, die breite Basis des mitteldeutschen Dreiecks als das mit dem gleichförmig mildesten Klima gesegnete. Am frühesten der Kultur erschlossen, ist es zum Teil ebenso gründlich kultiviert als anderenteils auskultiviert.

4. Drei Gruppen der deutschen Pflanzengeographie.

Die Tiefebene des Nordens ist noch reich an unbedingten Oedungen, als Dünen, Mooren, Sümpfen, Heiden; nicht minder der hochgebirgige Süden, wo sich zu den Heiden und Mooren Schneefelder und nackte Felsengebirge gesellen. Dagegen sind im mittelgebirgigen Deutschland fast alle größeren Oedungen längst der Kultur gewonnen und absolute Wüsten ähnlich den Dünen und Schneefeldern sind massenhaft gar nicht vorhanden.

Im Norden treten die Wälder nicht nur in großen Massen auf, sondern auch die Art des Waldbestandes ist einförmig, vorwiegend ins Große und Ganze angelegt: große Nadelholz- und Birkenwälder im Osten, reine Buchenwälder in Holstein und Mecklenburg, reine Eichenbestände in Westfalen. Man kann Eiche und Buche immer noch die charakteristischen Waldbäume Norddeutschlands nennen, während sich im Mittelgebirge Nadelholz und Laubholz um den Vorrang streiten. Hier sind überhaupt die Wälder kleiner, zerrissener, die verschiedensten Baumarten wechseln in denselben; gemischte Waldbestände sind häufig. Freilich ist dies eine neuere Thatsache; denn vor anderthalbhundert Jahren herrschte auch im Mittelgebirge noch das Laubholz massenhaft und einseitig. Aber wie viel schärfer hat sich seitdem überhaupt die Dreiteilung im Bodenbau wie im Volksleben Deutschlands ausgeprägt! Die Uebergangsformen von Wald- und Feldbau, in der Haubergswirtschaft, ferner von Forstwirtschaft und Forstgärtnerei, wie von Waldarbeit und gewerblicher Arbeit (im Eichenschälwald) finden im Mittelgebirge ihren Stammboden.

Dagegen sehen wir im hochgebirgigen Deutschland wieder massenhafte und einförmige Wälder. Entschieden überwiegt das Nadelholz, dazwischen prangt der mächtige Ahorn und an den Südhängen der tiroler Alpen wird die Tanne durch die Lärche verdrängt. In zahlreichen Winkeln des Hochgebirgs wuchern die Bäume noch wie im Urwald und Tausende von mächtigen Stämmen brechen vor Alter verwittert in sich zusammen, bevor die Art des Holzhauers sie erreicht.

Dieselben Gegensätze wiederholen sich auf andern Gebieten der Pflanzenwelt. Man hat den allgemeinen Satz aufgestellt, daß in Norddeutschland die Flora ärmer sei an Gattungen, die Gattungen aber reicher an Individuen als in Süddeutschland. Dabei ist jedoch Süddeutschland, wie so oft, mit dem mittelgebirgigen Deutschland verwechselt. Der eigentliche Süden, die Zone der Hochflächen und Hochgebirge, zeigt wieder massenhaft gesellige Heidepflanzen, Alpenpflanzen, Sumpf- und Moorpflanzen, Wiesenkräuter, wie die nach

großen Gruppen verteilten Gewächse der Wald- und Feldkultur; er ist also (mit Ausnahme der mildesten südlichen Hochgebirgsthäler) bei weitem nicht durch die auf kleinstem Raume mannigfaltigste Pflanzenfülle ausgezeichnet wie die Mittelgebirge. Unbedingt gilt dies namentlich von den Kulturpflanzen.

Im Norden sehen wir ungeheure gleichförmige Getreidefluren, weitgedehnte Kartoffelfelder, große zusammenhängende Wiesengründe, Heiden, die auf viele Stunden Wegs mit geselligen Heidekräutern derselben Gattung überdeckt sind. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich auf den südlichen Hochflächen und dem Weideland der Alpen. Im Mittelgebirgsland dagegen wechseln Brot- und Handelsgewächse und Obstbäume aller Art auf kleinstem Raume. In ganzen Gauen wird der Acker schier zum Garten. Nicht bloß die Bodenbildung, auch der damit zusammenhängende Gattungsreichtum der Flora lädt hier ein zur Kleingüterei, wie er andrerseits wieder durch letztere zum Aeußersten erhöht wird.

So konnte also in Mitteldeutschland der Ackerbau zu gartenmäßiger Vielgestalt gebracht werden, während er im Norden und Süden weit mehr durch die Massen seiner Produkte mächtig ist. Entsprechend haben die rohesten, ursprünglichsten Wirtschaftsweisen noch ihren Hauptsitz im Tiefland und im Hochgebirge: Weidewirtschaft oder Graswechselwirtschaft geht durch fast alle norddeutsche Küstenländer, wie durch die Alpenstriche, wo sich noch die urälteste Form, die nomadisierende Hirtenwirtschaft der Sennereien hinzugesellt; die alte Dreifelderwirtschaft herrscht noch immer in Bayern, Oesterreich, Böhmen, einem großen Teil von Preußen, Hannover und Braunschweig. Dagegen ist die vollendetste, geschulteste Bauart des Fruchtwechsels recht eigentlich in Mitteldeutschland zu Hause: Sachsen, das südliche Westfalen und Schlesien, die Pfalz, Württemberg und Baden gehen hier voran im durchgebildetsten landwirtschaftlichen Betrieb.

Als Parallele dazu kann man anführen, daß auch die älteste roheste Betriebsart des Waldbaues, die Fehmel- oder Plänterwirtschaft nur allein im Hochgebirge und einzelnen unbedingten Waldstrichen der Meeresküste ihr Recht nicht nur behauptet hat, sondern behaupten muß. Denn der Kampf mit der Natur zwingt hier, wie beim Ackerbau, zum einfachsten, aber auch unergiebigsten Wirtschaftsverfahren.

5. Geschichtliche Entwickelung der drei Volksgruppen.

Im Nordosten strömen die deutschen Stammvölker in die Tiefebene ein und bilden dort für viele Jahrhunderte ein Hinterland des rohen, ursprünglichen deutschen Volkstumes.

Im Südwesten dagegen stößt deutscher Naturwuchs zusammen mit römischer Kultur. Hier bildet sich der eigentliche Herd der mittelalterlichen Gesittung, in welcher germanische und romanische Eigenart verschmolzen erscheint. Das südwestliche Mitteldeutschland wird die bewegende deutsche Kulturmacht des früheren Mittelalters. Während die Bewohner des Rheingebiets, siegend oder besiegt, im Kampfe mit höher zivilisierten Völkern deren Gesittung aufnehmen und weiterbilden, erprobt sich die Naturmacht des deutschen Volkstumes im Norden und Südosten gegen barbarische Völker, von denen wenige oder gar keine Bildungselemente in jene Gaue einströmen konnten.

Das entscheidende deutsche Kulturvolk des früheren Mittelalters, die Franken, übernimmt die große Rolle der Verschmelzung deutschen und romanischen Wesens, je mehr es aus seinen ursprünglichen nordwestlichen Sitzen heraufsteigt zum Nieder- und Mittelrhein. Der Geist der Wildnis, zugleich aber auch der strengen, harten germanischen Eigenart, weicht von ihm, sowie es aus den Marschen des Küstenlandes dem Zauberbanne des mittelgebirgigen Westdeutschlands näher rückt. Wie ein Keil schieben sich die Franken zuletzt in das mittelgebirgige Deutschland selbst hinein und Clodwig legt schon am Mittel- und Oberrhein den Grund einer neuen fränkisch-deutschen Kultur.

Die mächtigen Nebenbuhler der Franken in unsrer älteren Kulturgeschichte, die Goten, kommen hier nicht in Betracht, weil ihre Sitze außerhalb der Grenzen des späteren Deutschlands fallen,

und weil sie ihr Volkstum auch nicht zum Teil wenigstens, gleich den Franken, selbständig zu bewahren wußten, sondern es ganz hingegeben haben in den großen Zersetzungsprozeß mit dem Wesen der besiegten Romanen.

Karl der Große gründete den Stuhl seiner Weltmacht im westlichen Mitteldeutschland. Durch ihn wird der Rhein erst recht der König der deutschen Flüsse. Die dichterische Feier rheinischer Natur, rheinischen Geistes, rheinischer Sage und Geschichte zieht sich von da an durch alle Zeitstufen unsers Volkslebens. Die Heimwehseligkeit nach dem Rhein, die den Deutschen auch dann so oft beschleicht, wenn er kein Rheinländer, ist zugleich das Heimweh nach der verklungenen Herrlichkeit der poetischen Jugendtage unsrer nationalen Macht. Und diese Jugendgeschichte ist überwiegend eine mitteldeutsche, eine rheinische Geschichte bis zu den Tagen der Hohenstaufen — oft auch nur ein rheinisches Märchen.

Dem vielfach gemischten deutschen Kulturvolk der Franken samt den Schwaben, Allemannen und Bayern steht im Norden das so spröde deutsch geartete Naturvolk der Sachsen gegenüber, während im Südosten noch der deutsche Boden den aus Ungarn andringenden Barbaren abgerungen werden muß. In den Glaubens- und Nationalitätskämpfen Karls des Großen im deutschen Norden und Südosten sind es bereits die Vorgebilde der später immer kräftiger entwickelten deutschen Volksdreiheit, welche aufeinander stoßen.

Mit dem Erlöschen der karolingischen mitteldeutschen Großmacht schiebt sich der Schwerpunkt des kaiserlichen Regiments wie der Kulturblüte auf längere Zeit von der westlichen Basis des mitteldeutschen Dreiecks gegen das Innere unsers Mittelgebirgslands vor. In dem Jahrhundert der Herrschaft der sächsischen Kaiser werden in Thüringen und Obersachsen neue Herde der Gesittung und Staatsmacht gegründet; dieses Land wird nun erst recht hineingezogen in die Individualisierung des mitteldeutschen Volkslebens. So geht es weiter bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Durch Thüringen und Sachsen zum Rheine geht die

Achse der großen Kulturentwickelungen und mit den Hohenstaufen wird im mittelgebirgigen Deutschland zum letztenmal das bewegende Zentrum unsrer nationalen Macht aufgestellt.

Greifbar hat sich die Geschichte der alten Kulturmacht Mitteldeutschlands verkörpert in den Baudenkmalen. Denn die Baukunst des Mittelalters war wie keine andre an den Zusammenhang von Land und Leuten gebunden.

Die älteste deutschromanische Architektur der karolingischen Zeit hat ihre Werke am Rhein gegründet. Dann aber verdeutscht sich der Basilikenbau des romanischen Stils immer mehr, je entschiedener die Architektur zur Zeit der sächsischen Kaiser nach Sachsen und Thüringen hinüberdringt. Die kunstgeschichtlich wichtigsten Denkmale reihen sich hier genau an die Mittelgebirgszone: der Harz und der Thüringerwald bilden auch in der Geschichte der Architektur die Brücke zum Norden für das am Rhein erweckte Kunstleben. Dann flutet zur Zeit der fränkischen Heinriche und der Hohenstaufen der Strom der künstlerischen Entwickelung wieder zurück zum Südwesten, um auch die Binnengaue am Obermain, in Hessen, in Schwaben befruchtend zu erfüllen. Die höchste Blüte des romanischen Stiles und die keusche Frühblüte der Gotik gehört nicht mehr bloß dem Rheinthal an, sondern dem ganzen weiten Rheinstromgebiet samt den ins Mittelgebirge verflochtenen Wassernetzen der Donau, Weser und Elbe — dem ganzen mittelgebirgigen Deutschland, aber die eigentliche Basis bleibt doch auch hier immer noch die Rheinlinie.

Mit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts hat das Mittelgebirgsland seine volle Individualisierung erreicht, seine Kulturmacht nach allen Seiten entfaltet und fortgepflanzt. Darum beginnen jetzt die zwei andern großen Gruppen deutscher Landes- und Volksart in den Vordergrund zu treten.

Schon lange hatte sich im stillen die kriegerische, gesammelte, unabhängige Macht der östlichen Markgrafen gefestet. Die Kreuzzüge machen das südöstliche Donau- und Alpenland zur großen Bühne des Zwischenhandels im orientalisch-nordischen Weltverkehr.

Mit Rudolf von Habsburg hört Mitteldeutschland auf, die Basis der kaiserlichen Hausmacht zu bilden und das Östreich im hochgebirgigen Süden tritt in diese Rolle ein. Böhmen greift mitentscheidend herüber in die deutschen Geschicke. In der norddeutschen Tiefebene wird die Hansa zu einer neuen Großmacht des deutschen Handels, der deutschen Kriegs- und Seetüchtigkeit und des Städtebürgertums. Die Hansa und die großen landesherrlichen Städte des Nordens konzentrieren das Land. Der zersplitternde innere Zwist der Geschlechter und Zünfte, dann der Städte und Fürsten berührt das mittelgebirgige Südwestdeutschland am tiefsten, den hochgebirgigen Süden und die nordische Tiefebene dagegen nur wenig. Im Nord- und Südosten dringt jetzt deutsches Volk, niederreißend und erbauend zugleich, in die Slavenländer; im Südwesten dagegen verhält sich alsbald das deutsche Volkstum nur noch verteidigend und abwehrend gegen das zentralisierte Frankreich, um zuletzt die wichtigsten Grenzstriche demselben preiszugeben.

Auch hier versinnbildet uns die Entwickelung der Architektur den Umschwung in der politischen und Kulturmacht. Im 14. Jahrhundert erst erhält das Ostseeland seine eigensten Baudenkmale in den strengen, schlichten, oft massenhaft gewaltigen und kühnen Kirchen- und Schlösserbauten dieses weiten Striches, die unter sich ebenso nahe verwandt sind als grundverschieden von der mitteldeutschen Gotik.

So war Mitteldeutschland am frühesten mächtig, am frühesten durchgearbeitet und gegliedert, aber auch am frühesten zerstückt und als selbständige Macht aufgelöst.

In tausend Einzelzügen aus der Geschichte der alten Zeit bis herab zu unsern Tagen ließe sich dies noch weiter ausführen.

Der Erfolg liegt jetzt vor aller Augen. Im nördlichen Tiefland und in der süddeutschen Hochgebirgs- und Hochflächenzone haben die großen und mittleren Staaten Deutschlands die Pfeiler ihrer Macht gefunden. Die städtischen Mittelpunkte des Großhandels, der Kunst und Wissenschaft, der modernen landesherrlichen Macht und teilweise auch der Industrie, sind immer umfangreicher und bedeutsamer im zentralisierten Süden und Norden erwachsen, während uns in Mitteldeutschland weit mehr die Vielgestaltigkeit, Geschmeidigkeit und Zerfahrenheit als die Machtfülle des deutschen Kulturlebens entgegentritt.

So charakterisiert es gegenwärtig schon den deutschen Norden und Süden, daß er im Eisenbahnnetz die größten und wichtigsten Linien des Weltverkehrs besitzt, während das mittelgebirgige Land ein weit reicher gekreuztes Eisenbahnsystem des Ortsverkehrs aufzeigt, die meisten Linien und die größten Strecken der Schienenwege auf kleinem Raum.

6. Die Verteilung der Volksmassen.

Wie man unbedingte und bedingte Oedungen unterscheidet, Landstrecken, die überhaupt nichts Nutzbares erzeugen können, und Striche, die einstweilen noch wenig oder nichts erzeugen, so gibt es auch Gegenden, die für immer nur eine ganz magere Bevölkerung besitzen werden und solche, die aus historischen Gründen einstweilen noch dünn bevölkert sind.

Unbedingt volksleere Gegenden fallen bei uns mit den unbedingten Oedungen zusammen: sie gehören dem Hochgebirge, den kulturunfähigen Geröll- und Sandwüsten des Südens und Nordens an. Im mittelgebirgigen Deutschland finden wir auf den wasserarmen Flächen der Jurakalkgebirge, auf den Heiden des westlichen Basaltgebirgsgürtels u. s. w. Landstriche, die zur Zeit nur eine dünne Volksmasse ernähren, früher dagegen teilweise schon weit dichter bevölkert waren und überhaupt zu einer dichteren Bevölkerung durchaus nicht schlechtweg ungeeignet sind. Mitteldeutschland ist überall fähig einer dichten und dichtesten Bevölkerung, Nord- und Süddeutschland nicht überall.

Mitteldeutschland besitzt aber auch jetzt schon im großen und ganzen weitaus die dichteste relative Bevölkerung. Abgesehen von den überall am stärksten bevölkerten Gebieten der großen Städte, zeigen die an der Schwelle des Mittelgebirges gelegenen Industriebezirke bei Düsseldorf, dann einige mittelrheinische und

oberſächſiſche Striche (namentlich Rheinheſſen und der Kreis von Zwickau) die ſtärkſte Bevölkerung. Hier wohnen (1853) zwiſchen 9—10000 Menſchen auf der Geviertmeile. Das Königreich Sachſen hat überhaupt die Durchſchnittszahl von mehr als 7000 Bewohnern auf die Quadratmeile. In Heſſen, der Rheinpfalz, Rheinpreußen, Baden, Württemberg und den thüringiſchen Landen geht dieſe mittlere Zahl durchaus über 5000. In Böhmen und Oeſterreichiſch-Schleſien ſinkt ſie ſchon auf 5000 herab, in Altbayern auf 2000—2500, in Salzburg, Tirol und Kärnten auf 1100—1700; desgleichen in Oldenburg, Hannover, Mecklenburg und den nördlichen und öſtlichen preußiſchen Regierungsbezirken auf 1800—2800. So erhalten die Hauptſtaaten der norddeutſchen Tiefebene und der ſüdlichen Hochgebirgszone, Preußen, Oeſterreich und Bayern, obgleich ſie teilweiſe bedeutend in reich bevölkertes Mittelgebirgsland hinübergreifen, doch nur eine Durchſchnittsziffer von 3—4000 Köpfen auf die Geviertmeile, während dieſe Zahl bei den mitteldeutſchen Staaten 5000 überſteigt. In der niedrigſten Ziffer trifft hier wieder der äußerſte Norden mit dem äußerſten Süden zuſammen, indem in einigen weſtpreußiſchen und pommerſchen Bezirken, wie in einigen Gegenden Tirols nur 800—1000 Menſchen auf der Quadratmeile wohnen.

Dagegen iſt Niederdeutſchland wie das hochgebirgige Oberdeutſchland gegenwärtig durch einen viel ſtärkeren Volkszuwachs ausgezeichnet vor der Mittelgebirgszone. Ja es erfolgt durch die maſſenhafte Auswanderung ſogar eine Abnahme der Volkszahl in einigen mitteldeutſchen Gegenden. Im Norden hat das Auswanderungsfieber nur in Holſtein und Mecklenburg feſten Fuß gefaßt. Im erſteren Lande wohl überwiegend aus äußeren, politiſchen Gründen; in Mecklenburg dagegen aus ſozialen. Denn kein andres Land der Tiefebene erinnert durch ſeine ſoziale Verwirrung in der Gegenwart ſo bedenklich an vergangene mitteldeutſche Zuſtände, wie Mecklenburg.

Bemerkenswert dürfte dem Sozialpolitiker wohl auch erſcheinen, daß im mittelgebirgigen Deutſchand die meiſten Juden

wohnen (trotz der ſehr kleinen Judenſchaft der ſächſiſchen Länder); das geringſte Prozent der Geſamtbevölkerung bilden dagegen die Juden in Nord- und Süddeutſchland (immer mit Abzug der Großſtädte), trotzdem, daß hier wiederum Poſen und die Provinz Preußen mit ihrer ſehr ſtarken Judenſchaft ausgleichend in die Wagſchale fallen. Die äußerſten Punkte ſind auch hier durch das nordiſche Küſtenland, das ſüdliche Hochgebirge und das rheiniſche Mitteldeutſchland bezeichnet. In Steiermark nämlich und in Oeſterreich ob der Enns gibt es gar keine Juden, in Tirol kommt auf nahezu 2000 Einwohner nur ein Jude, im Regierungsbezirk Stralſund einer auf 1180. Dagegen bilden die Juden in Heſſen ein Vierundvierzigſtel der Volkszahl, im mittleren Weſtdeutſchland überhaupt ein Sechsundvierzigſtel, im Südweſten ein Siebenundſiebzigſtel. Wo die Juden maſſenhaft ſitzen, da ſitzt faſt allemal das Geſamtvolk ſtaatlich und wirtſchaftlich zerſplittert. Das Kleinkapital des kleinen Schacherjuden läuft viel luſtiger um im buntſcheckigen Mittelland bei den Städtebauern und Dorfbürgern, als im Hochgebirge und der Ebene beim echten Bauersmann. Im ſüdlichen Oberbayern iſt nicht einmal der ländliche Viehhandel in den Händen der Juden, während in manchen fränkiſchen Gegenden kein Kalb ohne einen ſolchen Zwiſchenhändler verkauft werden kann. Der oberbayriſche Bauer verkauft ſeine Rinder und Pferde ſelber. Auf weiten Strecken des ſüdbayriſchen Hochlandes wird man vergebens einen Juden ſuchen, freilich ebenſo vergebens — einen Proteſtanten, der dort wohl kurzweg ein Heide genannt wird.

Dieſe Theſen von der Landes- und Volksdreiheit Deutſchlands laſſen ſich noch bedeutend vermehren. Ich begnüge mich hier nur mit den einfachſten Grundzügen. Die folgenden Abſchnitte bringen in einer freieren und mehr künſtleriſchen Form weitere Studien, namentlich in Betreff jenes dreifachen Gegenſatzes, der ſich durch die innere Welt des ſozialen und religiöſen Volkslebens zieht, wie in der äußeren Staatenbildung.

Nur gegen zwei Mißverständnisse möchte ich mich hier noch von vornherein verwahren. Erstlich nehme ich den Ausdruck „Mitteldeutschland“ stets als gleichbedeutend mit dem „mittelgebirgigen“ Lande, wie es sich in dem oben beschriebenen Dreieck von Schlesien und Sachsen herüberzieht bis an den Niederrhein und in die westliche Schweiz, so daß Thüringen und Obersachsen nicht sowohl als Zentrum, denn als Spitze und Uebergangsgebiet dieser Gruppe erscheint. Zweitens finde ich die „Zerrissenheit“ dieses Mittellandes nicht bloß darin, daß einzelne Striche wirklich in sozialer Auflösung und politischer Zerstückelung sich verfangen haben, sondern daß auch die besten Elemente echten deutschen Volkstums hier vielfach noch inselartig eingesprengt liegen zwischen Gegenden, die nur noch ein zersetztes, verwittertes Volksleben zeigen. Der Mangel an innerer Einheit, die Individualisierung im Guten und Schlimmen spricht sich also für Mitteldeutschland auch darin aus, daß auf kleinen Strecken (z. B. im Altenburgischen) noch ein festgeschlossenes, altertümliches Bauerntum in der Nachbarschaft von modernisierten Bauern sitzt, daß in einzelnen Strichen, ja in vereinzelten Dörfern, noch strenger Kirchenglaube herrscht neben kirchlicher Gleichgültigkeit. Ich verstehe unter Individualismus eben nicht eine besonders neumodische Sitte und Art, sondern jene bunte Musterkarte des Volkslebens auf engem Raum, in welcher — grundverschieden vom Norden und Süden — überall Neues und Altes, Fremdes und Eigenes, Gutes und Schlimmes sich kreuzt und entgegensteht. Darum findet man allerdings norddeutsche und süddeutsche Elemente ganz bestimmt, ja hie und da in örtliche Selbständigkeit abgeschlossen, auch im mittleren Lande; aber für das Ganze maßgebend bleibt dann um so mehr die Auflösung, Vielfarbigkeit und innere Zersplitterung dieser Gruppe, die freilich nicht klar wird, wenn man den Blick lediglich auf einzelne kleine Landstriche heftet, sondern wenn man die ganze Gruppe vergleicht mit den für den Sozialpolitiker ins massenhafte geeinigten Ländern der norddeutschen Tiefebene und der südlichen Hochgebirgszone.

Zweites Kapitel.

Randzeichnungen des Sozialpolitikers.

Auf der Schauseite norddeutscher Bauernhäuser steht der Spruch zu lesen:

„Wat frag' ick na de Lü! —
Gott helpet mi!“

Dieser auserlesen schöne Sinnspruch spiegelt das stolze Selbstbewußtsein des norddeutschen Volkes. Im individualisierten Mitteldeutschland, dessen Dome und Burgen, dessen in modernem Glanze gebauten Stadtdörfer die niedrigen namenlosen norddeutschen Bauernhäuser so hoch überragen, fällt doch schon längst keinem Bauern mehr so ein stolzer Kraftspruch ein, daß er ihn heute noch über seine Hausthüre schriebe. Das norddeutsche Volk ist stolz auf seine Eigenart, es „fühlt sich“ in derselben; das süddeutsche nicht minder, wenn es gleich sein fröhliches Heimatbewußtsein nicht in so ausschließender, vordringender Art auszusprechen pflegt, wie das norddeutsche. Das mitteldeutsche Volk dagegen hat seinen Stolz verloren, es schämt sich vielfach der eigenen Sitten und schwört dieselben ab.

Seit dem allmählichen Verfall des alten Deutschen Reiches hat sich diese natürliche Dreiteilung Deutschlands, die im Boden und Volksstamm wie im daraus erwachsenen sozialen Leben ihre Grundlagen hat, immer deutlicher herausgebildet. Die politische Trias kommt hinzu, diese Gruppen noch schärfer zu umreißen. Der alten Zeit war der Gesamtbegriff eines „Norddeutschland“, wie wir ihn fassen, fremd, am allerwenigsten war er ins Volks-

bewußtsein übergegangen. Letzteres geschieht jetzt mehr und mehr, fast jeder Tag bringt uns Belege dafür. In der Natur des Landes war diese Dreiteilung von Anbeginn vorgezeichnet, allein eine politische Möglichkeit ist sie erst geworden durch den Verfall des Deutschen Reichs und das Emporwachsen Oesterreichs und Preußens zu selbständigen Großmächten. Als Denkmal von dem Verfall des Deutschen Reiches ist Mitteldeutschland stehen geblieben mit seinem sich selbst zersetzenden, ins kleinste getriebenen Sonderleben, mit seiner politischen Zerrissenheit, mit seinem überkultivierten Volk, mit seiner Auflösung der natürlichen Gesellschaftsgruppen, aber auch mit seiner rastlosen Einzelbetriebsamkeit, mit seinen tausend Ruinen alter Pracht und alter Macht. Es zeigt uns, was ganz Deutschland geworden wäre, wenn nicht im Süden und Norden eine großartige politische und soziale Einung Raum gewonnen hätte.

Das Glück und das Genie, mit welchem preußische Fürsten in den letzten Jahrhunderten die Auflösung des Deutschen Reiches für ihre Hausmacht ausnützten, gewann ihnen nicht bloß diesen neuen norddeutschen Großstaat Preußen.[1]) Trotz der geographisch

[1]) Ich brauche wohl kaum ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Nachfolgende in den fünfziger Jahren niedergeschrieben wurde, und daß manches, was damals Thatsache war und als solche hier verwertet wurde, jetzt nicht mehr gegenwärtige Thatsache sondern nur noch historische Erinnerung ist. So wird z. B. niemand mehr die heutigen Grenzen Preußens ungünstige nennen, und die Verschmelzung der Rheinlande mit der preußischen Gesamtmonarchie hat sich rascher erfüllt, als ich oben prophezeite. Vor dreißig Jahren mußte ich ebenso selbstverständlich vom Deutschen Bunde ausgehen, wie ich heute vom Deutschen Reich ausgehen würde. Für meine Hauptaufgabe, den bewegenden Gesetzen des Volkslebens in dem Wechselbezuge von Land und Leuten nachzuspüren und dieselben durch Züge, die ich aus dem Leben griff, zu verdeutlichen, ist dies aber nicht entscheidend. Dieses ganze Buch ist ein historisches geworden, es will mit historischem Sinne gelesen sein; und so mögen denn auch die Belege, welche ich aus der Vergangenheit schöpfte, hier stehen bleiben, wie nicht minder so manches Urteil, welches ich im Geiste einer nun schon recht fern liegenden Zeit aussprach. Die Hauptsache bleibt davon doch unberührt: Land und Leute in ihrem ursächlichen Zusammenhang.

heute noch so ungünstigen Abgrenzung des preußischen Landes wuchs dazu auch ein preußischer Gemeingeist im Volke groß. Man spricht sogar von einem preußischen „Nationalstolz“, obgleich es eigentlich gar keine preußische „Nation“, sondern nur ein preußisches Volk gibt. Wohl aber gibt es einen deutschen Nationalgeist des Norddeutschen, der sich politisch vertreten weiß in Preußen, und mit dem fabelhaften Aufblühen des neuen Großstaates Preußen wuchs auch schrittweise dieser norddeutsche Nationalstolz wieder auf. Der bindende Kitt, welcher für das norddeutsche Volk des Mittelalters die Hansa gewesen, ist für das moderne Norddeutschland Preußen. Die preußische Rheinprovinz, die ihrem größten Teile nach geographisch, ethnographisch und sozial zu Mitteldeutschland gehört, wird durch das Massengewicht der preußischen Hauptlande schrittweise für Norddeutschland erobert. Trotz des Widerstrebens im Volke ist hier binnen wenigen Jahrzehnten ein ungeheurer Umschwung in den Sitten und im politischen Geiste angebahnt worden, ja selbst der Dialekt der Gebildeten verberlinert merklich. Geht es so fort, dann wird binnen hundert Jahren die Rheinprovinz einen wesentlich neuen, einen überwiegend preußisch norddeutschen Charakter haben. Andrerseits dringt aber auch in dem südlichsten Winkel des deutschen Westens, in Baden und Württemberg, das mitteldeutsche Wesen immer entschiedener vor; das alte Schwaben, vor Zeiten das Kernland des deutschen Südens, ist nicht bloß politisch, sondern auch sozial in Stücke gegangen. Es fehlt bei jenen beiden Staaten der Rückhalt einer großen, von Natur gefesteten Volksgruppe, wie sie für Preußen in der Mark, in Pommern u. s. w., für Bayern in Altbayern und bayrisch Schwaben, für Oesterreich in dem weitgedehnten Gebiet seiner Hochgebirgsländer gegeben ist. Und gleichwie sich die hannöverische, mecklenburgische, oldenburgische Bevölkerung in der neueren Zeit enger als je zuvor mit dem preußischen Volke verbunden weiß, so ist es auch trotz noch nicht verjährten politischen Grolles mit den Bayern und Oesterreichern geschehen. Beklagt man auch in Bayern die Irrgänge der österreichischen

Staatslenker, so vergißt doch das Volk seine Verwandschaft mit dem deutschen Oesterreich in Stamm und Sitte nicht. Politisch waren beide Völker häufig Gegner, sozial fühlten sie sich immer als Vettern, und wenn der Gegensatz zu nord- und mitteldeutscher Art daneben stand, sogar als leibliche Brüder. Dem individualisierten, konfessionell gemischten württembergischen und badischen Volke dagegen erscheinen die mitteldeutschen Nachbarn im allgemeinen weit verwandter als das große Zentralland des deutschen Südens, Oesterreich.

Die drei Gruppen also haben ihre Vermittelungen und Uebergänge; nicht ausschließende, sondern nur entschieden vorwiegende Eigentümlichkeiten bestimmen ihren sozialen Charakter. Aber dem Wesen nach besteht dennoch die dreifache Gliederung. Man kann jetzt nur erst ihre ungefähren Grenzen ziehen, allein diese Scheidelinien werden immer bestimmter werden, je thatkräftiger das soziale Leben überhaupt sich weiter entwickelt. Und dazu sind wir auf dem geradesten Wege.

Gegenwärtig sucht namentlich Mitteldeutschland noch sich selber. Es wird sich aber finden. Je tiefer der Gedanke einer sozialen Politik in das Volksbewußtsein dringt, je klarer die Thatsache wird, daß ein nach kleinen Häuflein abgesondertes Volk in ganz andrer Art sich hervorbildet, als ein nach großen Massen gegliedertes, um so deutlicher werden die Grenzen dieses gesuchten Mitteldeutschlands ans Licht treten. Wenn das zähe Festhalten an überlieferten Sitten und das bewegliche Wechseln derselben, das Vorwiegen des großen Grundbesitzes oder der Kleingüterei, die Scheidung von Stadt und Land oder die Verwischung dieses Gegensatzes, das Vorhandensein oder die Abwesenheit einer sozial eigengearteten grundbesitzenden Aristokratie, die Bewahrung oder die Ausebnung der uralten natürlichen Ständeunterschiede, der Gegensatz eines vielfältig noch neu zu bauenden und eines bereits ausgebauten Landes, — wenn diese und hundert ähnliche Gegensätze Land und Leute in sozialem Betracht sondern können, dann besteht auch jenes gesuchte Mitteldeutschland.

Die Geographen sind bekanntlich uneinig über die Grenzlinie zwischen Nord- und Süddeutschland. Der Stein des Anstoßes ist eben Mitteldeutschland; sie wissen nicht, ob sie es zum Norden oder zum Süden rechnen sollen. Das Volk aber ist hierüber gleichfalls noch uneinig und unklar. Denn Mitteldeutschland ist der Uebergangspunkt, wo die bestimmten leicht greifbaren Gegensätze des deutschen Wesens zusammenstoßen, sich kreuzen, verwischen und aufheben. Es läßt sich leichter bestimmen nach dem was es nicht ist, als nach dem was es ist. Es ist in dieser Beziehung vergleichbar dem „vierten Stande" in der bürgerlichen Gesellschaft, der thatsächlich vorhanden, aber noch nicht abgeschlossen ist, dessen flüssiges Wesen die scharfe Grenze des Begriffes flieht, der im einzelnen nur die Elemente der modernen Stände in sich enthält, als Ganzes aber doch neu und eigenartig erscheint.

Weil in Mitteldeutschland die widersprechendsten Charakterzüge des deutschen Volkslebens zusammengedrängt und untereinander gemengt sind, so liegt die Versuchung nahe, diese bunte Encyklopädie unsrer Gesellschaft für die bürgerliche Gesellschaft von ganz Deutschland zu nehmen. In diesem einseitigen Verfahren sind sehr viele ehrlich liberale Politiker befangen. Dasselbe gewinnt um so mehr den Schein für sich, als in der That eine große und reiche Periode unsres nationalen Lebens noch nicht weit hinter uns liegt, in welcher unsre ganze litterarische Bildung wesentlich von denselben Elementen durchdrungen und getragen war, welche auch das mitteldeutsche Volksleben tragen und durchdringen. Der Humanismus, der die religiösen Gegensätze verwischt oder übersieht, die Standesunterschiede ausgeglichen denkt und sich um die gewaltigen Trümmer der alten rohen, naturwüchsigen Volksgebilde nicht kümmert, fand sein leibhaftes Leben in den Gesellschaftszuständen der mitteldeutschen Kleinstaaten. Es ist darum auch mehr als eine abgedroschene Phrase, wenn man seiner Zeit das „im Herzen" Mitteldeutschlands gelegene Weimar das „deutsche Athen" und Leipzig klein Paris

genannt hat. Unsre klassische Litteraturepoche gehört vorwiegend Mitteldeutschland an. Wien zählte kaum; Berlin war beim Beginn des Jahrhunderts noch eine Art litterarischer Vorstadt von Weimar, Jena, Leipzig, Göttingen und all den andern kleinen Zentralpunkten mitteldeutschen Geisteslebens. Selbst in den geistlichen Staaten und den „finsteren Pfaffenstädten“ am Rhein und Main herrschte damals ein Geist der Aufklärung und des Weltbürgertums, von dem man in den uralt freien Marschen unsers Nordens und in mancher weiland republikanischen Hansestadt wenig oder nichts wußte, und welcher der weitaus größten Ländermasse des zentralisierten deutschen Südens bis auf diese Stunde fremd geblieben ist. Darum vergaß man aber auch bei der Schätzung der geistlichen und gesellschaftlichen Nationalzustände diese Barbaren am Meere und im Hochgebirge. Trotz seiner politischen Ohnmacht war Mitteldeutschland durch einen großen Teil des 18. Jahrhunderts tonangebend für das lediglich mit litterarischen und künstlerischem Maße messende Urteil über unser gesamtes Kulturleben. Die brennende Streitfrage unsrer Zeit, ob die deutsche Gesellschaft bereits ein gleichheitlicher Molluskenbrei oder noch immer ein gegliederter Körper sei, diese Streitfrage mit all ihren Konsequenzen ist ein Kampf des deutschen Nordens und Südens zur Freimachung von der sozialen Oberherrschaft Mitteldeutschlands. Vom Norden und Süden, wo noch die großen Wälder, Sümpfe und Berge sind, kam die deutsche Reaktion. Ist nicht in Norddeutschland dermalen das Hauptquartier der Junker und Aristokraten, der Männer der Stände und Körperschaften, der Frommen und Strenggläubigen, der protestantischen Missionsleute, der Treubündler, der Männer des christlichen Staates? Sitzen nicht im Süden die Ultramontanen, die mönchischen Maler, die Schutzzöllner, die Zunftleute, die schwarzgelben Monarchisten? In Norddeutschland ist heute noch ein Streit auch der politischen Parteien vorhanden, der sich um große Fragen dreht. In Mitteldeutschland hat man die großen Fragen schon längst mit den kleinen und kleinsten vertauscht. Das alles wäre

nicht so gekommen, wenn die „barbarischen“ Hinterländer des deutschen Nordens und Südens nicht gleichsam neu wieder entdeckt worden wären auf der sozialen Karte von Deutschland. Wäre die neueste Reaktion (1850) aus Süden und Norden bloß eine Reaktion der Regierungen, der Parteien, oder gar, wie man es gern darstellt, einer Gruppe von Schulpolitikern gewesen, sie würde ohnmächtig geblieben sein. Sie war aber zugleich eine Reaktion aus dem Volke, eine gesellschaftliche Reaktion, und soweit sie das letztere ist, hat sie nichts Verlebtes wieder aufgefrischt, sondern sie sucht Lebendes, aber Vergessenes und Zurückgeschobenes wieder zu seinem Rechte zu bringen und bekundet hiermit auch das Wesen eines wirklichen Fortschrittes.

Im Norden wie im Süden Deutschlands hat übrigens die soziale Zentralisierung keineswegs die berechtigten sozialen Besonderheiten vernichtet. Einigung und Uniformität ist zweierlei. Schon die Musterkarte der Volksdialekte, die an den Meeresküsten nicht minder bunt ist als in den Alpen oder den Mittelgebirgen, verkündet, daß unser Volkstum noch nirgend uniform geworden. Allein die niederdeutschen und oberdeutschen Mundarten haben noch eine Einheit, die mitteldeutschen kaum mehr. Schon in dem oberflächlichen Gesamtnamen des „Plattdeutschen“, so reich sich auch dasselbe im einzelnen wieder abstuft, ist der Gedanke eines herrschenden Grunddialekts für ganz Niederdeutschland ausgesprochen. Für die obersächsischen, thüringischen, hessischen, fränkischen, pfälzischen Mundarten Mitteldeutschlands ist eine solche Gesamtbezeichnung gar nicht denkbar, denn sie sind längst zu Mischdialekten des verschiedensten Ursprungs geworden. Es ist mir begegnet, daß man mich um der rheinfränkischen Farbe meines Dialektes willen in Norddeutschland für einen Oesterreicher hielt, im Süden dagegen für einen ausgemachten Norddeutschen. Dergleichen kann eben nur einem Mitteldeutschen begegnen. Die schwäbischen, bayrischen und österreichischen Mundarten, nicht minder das Plattdeutsche, sind für den Poeten noch äußerst bildsam und haben sogar in unsrer modernen Litteratur sich wieder

deutsche Geltung verschafft. Dies ist bei keiner einzigen mitteldeutschen Mundart der Fall gewesen. Ja es hat sich sogar durch die moderne künstlerische Nachahmung und Erweiterung des süddeutschen Volksliedes, durch die schwäbischen Dorfgeschichten und österreichischen Volkspossen eine allgemeine, gleichsam schriftmäßige Form des Schwäbischen, Bayrischen und Oesterreichischen festgestellt, die keiner der hundertfältigen Abstufungen der Dialekte, wie sie in jenen Ländern wirklich gesprochen werden, vollständig entspricht, sondern die höhere Dialekteinheit all dieser örtlichen Schattierungen geradezu litterarisch repräsentiert. Hebel, Auerbach, Kobell, Gotthelf, Raimund, Klaus Groth, Fritz Reuter haben nicht bloß für ihre Stammlandschaft, sondern für ganz Deutschland gedichtet.

Hebel und Reuter haben uns gezeigt, daß die Dialektpoesie in allemannischer und plattdeutscher Mundart nicht bloß den unnachahmlich eigenartigen Ausdruck des Naiven, Schalkhaften, Treuherzigen und Spaßhaften geben kann, sondern zuweilen auch rührend, wehmutvoll, ja ergreifend erhaben zu wirken vermag. Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit" mit seinem erschütternden Bilde des Weltuntergangs ist ein unvergleichliches Probestück des tiefernsten Ausdruckes, der auch der naiven Volkssprache eignet. Nun denke man sich aber diese Hebelschen Verse in die pfälzische oder obersächsische Mundart übertragen, so werden sie sofort zur Karikatur, sie werden beleidigend komisch wirken; denn die Fratze des Erhabenen beleidigt immer. Und doch ist auch die pfälzische und obersächsische Mundart reizend im rein komischen Effekt. Beide Mundarten sind aber viel zu sehr gemischt mit Elementen der hochdeutschen Bildungssprache, sie haben ihre volkstümliche Naturkraft verloren, sie erinnern an den Manschettenbauer, der vornehm sprechen will und dabei fortwährend in sein Bauerndeutsch zurückfällt, sie sind an sich schon eine Satire auf sich selbst. Das kann allerliebst komisch sein, aber für eine Aussprache des ernst Gemütvollen oder gar des Erhabenen taugt es ganz und gar nicht. Am komischsten wirkt darum mitteldeutsche Volksmundart, die städtischer Dialekt geworden ist, wie ihn etwa der Frankfurter Hampelmann spricht.

Diese kleinen Züge bergen einen bedeutsamen Fingerzeig zur Erkenntnis des ungebrochenen ober- und niederdeutschen und des von städtischer Bildung durchsetzten mitteldeutschen Volkstums.

Es ist ein wunderbares Ding um diese tiefe, oft den Leuten selber unbewußte Einheit in der bunten Vielgestalt des norddeutschen und süddeutschen Volkslebens. Der Bewohner der Hochalpenthäler lernt oft seine nächsten Nachbarn, die vielleicht nur zwei, drei Stunden Wegs von ihm entfernt sitzen, niemals kennen, weil sie in einem andern Thalgefälle wohnen. Er weiß von ihnen nur vom Hörensagen; sein eigenes enges Thal ist und bleibt seine ganze Welt. Dennoch würden sich diese Nachbarn, die sich nie gesehen, sofort als Brüder und nächste Landsleute erkennen und begrüßen, wenn sie je einmal zusammenkämen. In einer ihm selbst unbewußten Einheit, nicht der einzelnen Sitten, wohl aber der Gesamtgesittung, ist dieses Naturvolk verbunden. In dieser äußerlichen Vereinsamung bei innerem Zusammengehören trifft das Volk zahlreicher abgeschlossener Marschen und abgelegener Inseln der deutschen Nordküsten mit den Alpenbewohnern zusammen. So sind z. B. die Marschbewohner des Stadeschen Altlandes ein kleines Volk für sich. Ihre Häuser kehren eine andre Front der Straße zu, als die aller übrigen Bauern der Elb- und Wesermarschen. Die Altländer unterscheiden sich aufs schärfste in Sitte und Art von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kehdingern, die den Bewohnern des Landes Hadeln verwandt sind und doch auch von diesen wieder für den feineren Kenner in hundert Stücken verschieden. Von der Giebelfirst des Altländer Hauses schaut das uralte Schwanenzeichen herab, welches sich auch in Flandern findet, während in den angrenzenden elbaufwärts gelegenen Heidestrichen das alte Wahrzeichen des Sachsenstammes, die beiden Pferdeköpfe, an der Giebelspitze prangt. Allein auch in diesen Pferdeköpfen selbst sind wiederum feine Unterschiede des Volkstumes angedeutet. Denn

bei Lüneburg, Uelzen ꝛc. sind die beiden Köpfe nach außen gekehrt, während sie bei Bremen, Nienburg und stromaufwärts bis in Westfalen nach innen schauen. Im Altland waren die Rechtsgewohnheiten noch bis in die neueste Zeit altgermanischen Gepräges. Es gab Gräfen, Hauptleute, Vögte, Schöffen, Findungsmänner, es gab ein Gräfding, ein Botding, Jartentage u. s. w. Aehnliches finden wir bei vielen andern dieser kleinen abgeschlossenen Küstenbezirke, die trotz ihres eigensinnigen Sonderlebens dennoch in der Gesamtgesittung einiger zusammenstehen, als die zerrissenen Ländchen des zumeist in voller Auflösung der alten Sitte begriffenen Mitteldeutschlands.

In dem von der Natur wie von der Politik so viel vernachlässigten Pommern machen sich die verschiedenen Städtchen in Volkssprüchen und Spitznamen über ihre Armut gegenseitig lustig. Wenn sich vordem Boote aus Wollin, Cammin oder Gollnow auf der Oder begegneten, so eröffneten sie ein kleines Gefecht mit Wasserspritzen gegeneinander und die Wolliner wurden dabei als „Stintköppe" begrüßt, die Camminer als „Plunderköppe", die Gollnower als „Pomuffelsköppe", aber „Plump aus Pommerland" hält darum doch fester zusammen, als die mitteldeutschen Leute, die großenteils gar nicht den Humor mehr haben, sich gegenseitig zu bespotten. Den Kreisen Bütow und Rummelsburg sagt man in Pommern nach, sie hätten gemeinsam nur eine Lerche, die des Morgens in Bütow, des Nachmittags in Rummelsburg sänge. „In Penkun hängt de Hunger up'm Tuhn" (auf dem Zaun). „In Greifswald weht der Wind so kalt." „Masso — was so — is so — und blüwt so." „In Nörenberg haben die Krebse die Mauer abgefressen." „Jakobshagen, Schaokopshagen." „In Ball wohnen die Schelme all." „Wer sienen Buckel will behullen heel, de heed sich vor Laobs und Strameehl; wer sienen Buckel will hewwen vull, de goh noah Regenwull." Wer diese Auswahl von Spottsprüchen, mit denen sich die kleinen pommerschen Städte gegenseitig beehren, noch erweitern will, der findet in der trefflichen Schrift von

Th. Schmidt in Stettin über „die pommerschen Chausseen" weiteres Material dazu. Ein Volk, welches sich solchergestalt noch über sich selber lustig machen kann, muß noch ein kräftiges Volk sein, und solange sich kleinstädtisches Sondertum wesentlich in Versen Luft macht, hat es mit demselben auch keine Not.

Der Bewohner einer Marsch heiratet so selten in eine andre, als der Bewohner eines Hochalpen-Flußgebietes in das andre. In den abgelegensten Thalwinkeln des bayrisch-tirolischen Hochgebirgs gibt es noch einzelne Bauernhöfe, die nachweislich schon seit drei Jahrhunderten ununterbrochen im Besitze derselben Familie sind. Die Abschließung von der Welt hat vielleicht der sehr armen Bauernfamilie solchergestalt zwei der wichtigsten sozialen Attribute des alten grundbesitzenden Adels geschaffen: den Stammbaum und das geschlossene Familiengut. Das Leben in der gleichen wilden Natur und der Kampf mit derselben einigt die vereinsamten Siedler in den Bergen, und so steht der Vorarlberger dem fernab wohnenden Steiermärker weit näher als der Pfälzer dem schwäbischen Nachbar, oder der Rheinfranke dem Thüringer.

Ein merkwürdiges Exempel der von einer höheren Einheit zusammmengehaltenen Besonderung des norddeutschen Volkstumes im Gegensatze zu einheitslos zersplitterten mitteldeutschen Gauen bildet die Insel Rügen. Betrachtet man die Silhouette der Insel auf der Landkarte, dieses spinnenartig aufgespreizte Gebilde von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen, deren Kern selber wieder von Binnenseen durchlöchert ist, dann sollte man glauben, hier könne nur ein zerrissen gesondertes Volkstum seinen Sitz haben. Wirklich tritt auch die entschiedene Anlage dazu überall hervor. Und doch ist der Volkscharakter dieser Insulaner zugleich wieder in den Hauptzügen aufs straffste zusammengehalten und in sich abgeschlossen.

Dazu kommt, daß die Rügener während der größeren Hälfte des Jahres von der Welt abgeschlossen sind, in der kleineren

Jahreshälfte aber von Leuten aus aller Welt besucht. Im Winter ist manchmal jeder Verkehr mit dem Festlande tagelang unmöglich und im Sommer liegt Rügen vor den Thoren von Berlin; ganz ähnlich wie unsre Alpenthäler, im Winter so unzugänglich und weltvergessen, im Sommer von Fremden überflutet, vor den Thoren von München liegen. Daraus erwächst in beiden Fällen ein Gegenzug von Pfiffigkeit und Naivetät, den der Rügener mit dem Tiroler gemein hat.

Die doppelseitige Natur von Land und Volk macht Rügen zu einem Volksbeobachtungspunkte, der wohl ohne gleichen in Deutschland ist. Wie es besonders bevorzugte meteorologische Stationen gibt, so auch ethnologische Hauptstationen, auf denen sich je ein steter Beobachter der Entwickelungen im Volksleben festsetzen müßte. Dann könnten aus dem Austausch einer ganzen Kette von Beobachtungen unsre Staatsmänner erst ungefähr merken, wie sich in den unteren Regionen Wind und Wetter macht. Obgleich nun mein Wissen von dieser Insel bloß flüchtig erwandert, nicht gründlich erlebt ist, so möge doch der Leser um des lockenden Stoffes willen nachsehen, daß ich ein kleines Charakterbild zu Gunsten meiner Sätze zu zeichnen versuche.

Die Bewohner Rügens sind geographisch so streng gegliedert, daß sie in der gemeinen Redeweise ihre Insel gar nicht einmal als ein einheitliches Ganzes gelten lassen. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut, Zudar spricht man hier, als ob das lauter selbständige Länder seien. „Rügen" gilt nur für einen kleinen Teil, und wollte man den Namen für die ganze Insel gebrauchen, so würde der gemeine Mann aus dieser geographischen Abstraktion so wenig klug werden, wie andre Leute aus der Abstraktion eines Gesamtdeutschlands.

Der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln ist erstaunlich gering, und auf den beiden verbindenden großen Isthmen, der „Schabe" und der „ſmalen Heide", hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne

einer Sterbensseele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, ein Gletscher zwei nachbarliche Thäler gleich als zwei ferne Welten voneinander abscheidet, so halten hier die Landengen das Volksleben auseinander. Jede Halbinsel hat ihren besonderen Lokalton der Mundart, Mönchgut namentlich seine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine besondere Volkstracht, während sich sonst überall an der Ostsee bei dem außerdem so zäh beharrenden Volke nur kümmerliche Reste der alten Trachten erhalten haben. Die Leute in diesen Landen haben wenig Sinn für künstlerische Formen und Farben. Frisia non cantat, sagt man auch auf der andern Seite der schleswig-dänischen Landzunge. Charakteristisch für den farb- und klanglosen Norden ist bei der Fischertracht auf Mönchgut, daß das Auszeichnende beim Kleide der Männer nur im Schnitt, nicht in der Farbe liegt, die als ein wahres sans-couleur, als ein abscheuliches Gemisch von Schmutzbraun und Theerbraun sich darstellt. Nur die Frauen tragen noch derbe reine Farben an Rock und Mieder. Die Mönchguter haben andres Herkommen als die Leute von Jasmund, von Wittow. Man spricht auf Mönchgut noch von dem Bußplatz der gefallenen Mädchen, von dem Schemel der Witwen in den Kirchen. Davon weiß man auf andern Teilen der Insel nichts mehr. So herrscht hier überall das eigensinnigste Sondertum, aber das Volksleben fällt darum doch nicht auseinander, wie im Binnenland. Das würde nur dann möglich gewesen sein, wenn dieses so abenteuerlich gegliederte Land nicht eine Insel wäre, und zwar eine Insel im Meer.

Was dieser bunte unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Heideland, Dünenland, Sumpfland, Felsland, in der Natur der Eingebornen zersplittern mochte, das hielt das ringsum flutende Meer wieder mit starkem Arm zusammen. Das Meer ist die oberste sozial erhaltende Macht für Rügen. Im großen wiederholt sich die gleiche Erscheinung bei den britischen Inseln. Das Meer hält Norddeutschland zusammen, wie die Hochgebirge den deutschen Süden. Auf dem festen Boden sind

die Interessen der Küstenbewohner mannigfach gestuft und gekreuzt, auf der See sind sie gleichartig. Die See erzeugt hier jene Einseitigkeit, die eine wesentliche Vorbedingung alles Genies ist, beim Einzelnen wie bei einer Volkspersönlichkeit.

Man sieht das an dem kleinen Bilde Rügens gar deutlich.

Der Ausfall des Heringsfanges ist eine „brennende Frage“ für die ganze Insel. Kommen im Frühjahr die Heringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, dann sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Heringsfaß läßt sich ebensowenig mit Sicherheit prophezeien, wie das volle Weinfaß. Die Rügensche Chronologie zählt nach guten Heringsjahrgängen wie die Rheingauische nach guten Weinjahrgängen. Aber die Olympiaden der guten Heringsjahre sind glücklicherweise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre. Selbst der Bauer auf Rügen, der keinen Fischfang treibt, ist wenigstens stolz darauf, eine Tonne „selbst eingemachter“ Heringe, die er „grün“ aufgekauft, im Hause zu haben, und setzt sie dem Fremden mit den nämlichen selbstgefälligen Randglossen vor, wie der Weinbauer seinen Haustrunk als eigenes Wachstum.

Die ganze Art der Bildung, der Stoff des Wissens ist bei diesen Küstenbewohnern bedingt durch das Meer. Ein Rügenscher Bauer weiß sich in der Regel auf einer Landkarte ganz gut zu finden. Am Meer fehlt auch dem gemeinen Mann selten einige Anschauung von den gewöhnlichsten geographischen Hilfsmitteln. Ueberdies braucht der Rügener nur auf den Rugard, das Pehrd oder die Höhenpunkte der Granitz zu steigen, so hat er seine Insel gleich als Landkarte im Original vor sich liegen. Zieht dagegen bei abgelegenen süddeutschen Bauern der Wanderer eine Karte aus der Tasche, so kann er noch in den Verdacht kommen, ein Hexenmeister zu sein, oder ein Beamter, der die Grund- und Hypothekenbücher nachzusehen komme. Von der Bedeutung einer Karte als Reisehilfsmittel haben diese Leute noch keinen Begriff. Die Rügener erschrecken auch nicht, wenn man

ein Fernrohr ans Auge setzt, denn sie halten das Ding nicht, wie so oft unsre binnenländischen Bauernjungen, für eine Schießwaffe. Daraus aber zu schließen, daß dieses Inselvolk gebildeter sei, als das binnenländische, wäre sehr verkehrt. Es besitzt nur eine Bildung andrer Art.

Dem Küstenbewohner wird Mutterwitz und Wissen gleichsam vom Meere an den Strand geworfen; das Meer macht ihn zum Genie der Volkspersönlichkeit, aber nur — weil es ihn zur Einseitigkeit zwingt. Die Tierfabel der Rügener spielt unter den Wassertieren wie die Tierfabel der Binnenlandsbewohner unter den Tieren des Waldes. Die Flunder z. B., ein kleiner plattgedrückter, possierlicher Fisch mit zur Seite gezogenem aufgeworfenem Maul, ist den Rügener Fischern der hohle Renommist in der Fischgesellschaft. Als die Flunder den ersten Hering sah, zog sie ein schiefes Maul und sagte hochmütig spöttisch: „Ist der Hering auch ein Fisch?“ Da blieb ihr zum Wahrzeichen ihres Hochmuts für alle Zeiten das Maul schief stehen. Vielleicht schreibt einmal ein Volkspoet an der Ostsee einen Reineke Fuchs, der in der Meerestiefe seine Ränke und Schliche entfaltet, und Kaulbach zeichnet die Charakterbilder der menschlich-närrischen Fische dazu.

Selbst die Poesie des volkstümlichen Sagenschatzes hat hier ihre lautersten Heiligtümer in die Tiefe des Meeres versenkt. Der Nibelungenhort dieser Ostseeinsulaner ist Vineta, die versunkene Stadt an der Küste von Usedom, das Traumbild unter den goldglitzernden Wasserwogen. Wisby auf Gotland, die märchenhafte Trümmerstadt, das skandinavische Pompeji, ist gleichsam ein über den Wellen stehengebliebenes Vineta. Auf Arkona, der am weitesten in die offene See vorgeschobenen Rügenschen Inselspitze, stand der Tempel Swantowits, des großen Slavengottes.

Die heidnischen Slaven auf Rügen wählten sich die poesievollsten Kultusstätten, ähnlich wie unsre heidnischen Vorfahren: am stillen „schwarzen See“ im dunkeln, schweigenden Buchen-

haine der Stubnitz, und auf Arkona, auf hohem Felsenvorgebirg über dem unabsehbar sich ausbreitenden Meere. Dieser Punkt, wo das Meer, das „alte, ewige, heilige Meer", ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Flut hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint — dieser Punkt und kein andrer mußte das Mekka der Insel sein. Mir ist die tiefpoetische Erzählung des Evangeliums, wie Christus auf dem Meere wandelt, nie großartiger und so ganz in ihrer anschaulichen und plastischen Fülle erschienen, als hier auf der Tempelstätte des Swantowit. Wäre ich Pastor auf Rügen, ich würde dem Inselvolk fleißig über diesen Text predigen. Saxo Grammaticus beschreibt den vierköpfigen Götzen Swantowit. Die Gesichtszüge waren ernst und tiefsinnig, der Bart herabhängend, die Haare nach Art der Wenden gescheitelt. Das gestrählt herabhängende Haar zeichnet heute noch die Fischer auf Rügen aus. Statt die Haare aus der Stirn zu streichen, lassen sie dieselben niederfallen, wie man wohl bei Meergöttern die Blätter des Schilfkranzes über die Stirne niederhängend malt. Die Sitte ist wiederum, wie fast alles auf der Insel, vom Meere diktiert; Wasser und Wind sind die einzigen Haarkräusler dieser Leute.

Die alten Rügener hielten so treu an ihrem Götzen! Wird doch auch uns so mancher Götze heilig, wenn er nur vaterländisch ist. Als Mönche von Corvey hier zuerst das Christentum predigten, ließen sich die Insulaner eine Kapelle Sankt Veits, des Patrons von Corvey gefallen, weil sie „Santa Vit" und „Swantowit" für ein und dieselbe Person hielten. Sie scheinen aber doch des Irrtumes bald inne geworden zu sein und kehrten wieder zu ihrem echten Heidengott zurück. Als dann fast 300 Jahre später (1136) der König von Dänemark das Eiland für sich und für das Christentum eroberte, erklärten sich die Rügener bereit, Christen zu werden, wenn man ihnen nur auch den Swantowit lasse. Allein auch diese Bekehrung hielt nicht stand, und die Leute von Rügen wurden erst gute Christen, nachdem die Dänen (1168) den hölzernen Swantowit in Stücke geschlagen und mit den Holzstücken ihr Siegesmahl gekocht hatten. Der Gott hatte sich nicht dagegen gewehrt, und der Pommer will sehen um zu glauben.

Jedenfalls gehören die Rügener, und überhaupt die Pommern, zu den jüngsten Christen Deutschlands, da ihr Christentum nicht viel über 700 Jahre alt ist, während die Trierer das ihrige über 1700, ja 1800 Jahre hinauf rechnen und gar den „Jüngling von Nain" zu ihren ersten Bischöfen zählen. Doch soll das pommerische Christentum heute nicht schlechter sein als das trierische.

Der ganze Entwickelungsprozeß von Rügen ruht gleichsam auf einem fortwährend ausgebeuteten Strandrecht. Nicht bloß „Bildung" wirft den Küstenbewohnern die See aus, nicht bloß Muscheln und verwesenden Seetang, den die Bauern zu wirtschaftlichen Zwecken heimfahren, nicht bloß Quallen und vornehme Badegäste: auch die Granitblöcke, mit denen die Kirchen gefundamentet, die Landstraßen unterbaut sind, wurden in einem großen Weltschiffbruch auf dieses Land geschleudert. Die rätselhaften erratischen Blöcke aus den skandinavischen Gebirgen liegen auf Rügen noch in ungezählter Menge, obgleich doch schon Jahrhunderte an diesem gefundenen Kapital gezehrt haben. Sie sind vielfach so groß, daß man sie mit Pulver sprengen muß, um die Bruchstücke zur weiteren Benützung fortzuschaffen. Höchst charakteristisch nehmen sich diese Granitsteine an den Untermauern und Sockeln der zahlreichen gotischen Kirchen der Ostseeländer aus. In buntem Farbengemisch, Grün, Grau, Rot durcheinander, sind die verschiedenartigen formlosen Steintrümmer zu einem cyklopischen Bau zusammengesetzt, wie sie gerade eine Sündflut von den Wracks der verschiedensten Urgebirgsfelsen abgerissen hat. In scharfem Gegensatz erhebt sich dann darüber der Oberbau aus gleichgeformten, gleichfarbigen Backsteinen. So sind auch auf Rügen die mannigfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, zu buntscheckigen trockenen Gartenmauern aufgeschichtet, während überhängende Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen.

Man muß eine von den pommerischen, aus Granit gebauten Landstraßen, die gleich den norwegischen fest wie aus Eisen gegossen sind, einmal auf einem Tagemarsch unter den Füßen gehabt haben, um in dem brennenden Schmerz der Sohlen, für welche die granitene Solidität des Guten zu viel ist, eindringlich belehrt zu werden, welch königliches Geschenk die skandinavischen Gletscher dem steinlosen Flachland mit diesen gestrandeten Steinblöcken gemacht haben. So muß das Strandrecht den Ostseevölkern wohl als das erste Naturrecht erschienen sein, und es ist kein Wunder, daß sie sich angesichts ihrer Kirchen, ihrer Straßen, ihrer Gartenmauern, so schwer von seiner Unmenschlichkeit überzeugen konnten.

Häufig wird der Wanderer in den abgelegenen Dörfern und Gehöften Rügens mit der Frage empfangen: Wie sieht es in der Welt aus? Die Frage ist sehr ernstlich gemeint. Ein alter Heringsfischer auf Mönchgut, dem abgeschlossensten Winkel der ganzen Insel, der dieselbe Frage im Herbste 1851 an mich richtete, hatte natürlich von dem damaligen politischen „Aussehen der Welt" nicht die dunkelste Ahnung; nur eines interessierte ihn: ob die Franzosen wieder losgeschlagen hätten, oder ob es bald geschehen werde? Sein ganzes Wissen von der europäischen Politik beschränkte sich auf den einzigen Gedanken, daß, zeitungsmäßig gesprochen, Frankreich der europäische Revolutionsherd sei. Die „Revue des deux Mondes" hatte zur selben Zeit diese Auffassung als ein künstliches Werk der europäischen Reaktion bezeichnet. Aber sie ist in Deutschland eine tief im Volk gewurzelte, ein wirklicher Volksglaube, oder nach Umständen ein Volksaberglaube. Dieser Heringsfischer an den entlegensten Nordostmarken unsres Vaterlandes, der von der ganzen außerrügenschen Welt nichts weiß, der von dem Lande Frankreich gewiß höchst abenteuerliche Begriffe hat, ist von der europäischen Reaktion in Petersburg, Wien und Berlin vermutlich nicht bearbeitet worden, und doch wurzelt jener Gedanke als ein Glaubenssatz in seinem Kopfe. Und der gemeine Mann in ganz Deutschland schwört auf denselben Glauben. Solch ein allgemeiner Volksglaube steht aber nie ganz in der Luft.

Demselben Mann erzählte ich von Süddeutschland — es war ihm ein weit fremderes Land als das revolutionäre Frankreich seiner Phantasie. Ich schilderte ihm die Hochgebirge, die Gletscher und den ewigen Schnee — und nahm dabei wohl wahr, daß er mich im stillen für einen Aufschneider hielt. Ich sprach ihm von den reißenden Gießbächen, im Gegensatz zu den zahmen, schleichenden Sumpfgräben der Insel und des Küstenlandes, von den verheerenden Wassergüssen, die wir dort bei dem kleinsten Bache zu gewärtigen hätten, während die Leute hier, umringt von der unermeßlichen Flut des Meeres, sicher vor dem Wasser wohnten, von Hagelschlag und Gewittern, die im Binnenland so furchtbaren Schaden anrichteten, während es hier eine wahre Rarität ist, wenn es einmal donnert, und fügte hinzu, wie bei den vorsorglichen Schwaben schier auf jedem Gartenhäuschen ein Blitzableiter stecke, da doch an diesen flachen Meeresküsten die höchsten Türme, Fabrikschornsteine und Paläste meist schutzlos und ungefährdet zum Himmel ragten. Dem zweifelnden Alten gegenüber mochten sich diese meine höchst einfachen Schilderungen fast wie die Reiseberichte des Shakespeareschen Othello ausnehmen:

„Wo's von gewalt'gen Höhlen, toten Wüsten,
Von Brüchen, Felsen, himmelhohen Bergen
Zu reden im Verlauf der Dinge galt,
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, Leuten, deren Kopf
Hervorwächst unterm Arm" — —

Aber der Eindruck bei dem Alten schlug völlig um, als ich ihm die bäuerlichen Verhältnisse im Innern Deutschlands darstellte. Ich erzählte ihm von der unbegrenzten Teilbarkeit der Güter, die dort alljährlich Tausende von kerngesunden, arbeitsfähigen Bettlern ins Land setze, während man auf Rügen nur Krüppel und Lahme betteln sehe. Ich machte ihm anschaulich, wie dort die Morgenzahl der einzelnen Bauerngüter in gleichem

Maße abnehme, in welchem die Zahl dieser kleinen im Elende freien Gutsbesitzer wachse. Ich führte ihm als Exempel die mir genauer bekannte Lage von sechs zu einer gemeinsamen Herrschaft gehörigen Dörfern im Hohenzollernschen an. Dort hatten vor 40 Jahren noch 77 Hofbauern gesessen, deren Güter je über 100 Morgen umfaßten, während jetzt in allen sechs Ortschaften kein einziger Bauer mehr 100 Morgen besitzt. Das erklärt sich leicht, denn jetzt müssen sich 5000 Menschen in denselben Güterbering teilen, worein sich damals nur 3000 geteilt hatten. Vor 40 Jahren gab es in diesen sechs Dörfern 360 Pferde, jetzt gibt es noch 60, früher waren dort 830 Zugochsen vorhanden — jetzt besitzen die dortigen Bauern gar keine mehr und pflügen mit den Kühen. Wollte man vordem in Mitteldeutschland einem recht armseligen Bauern einen Schimpfnamen anheften, so nannte man ihn einen „Kuhbauern", d. h. einen Bauern, der so heruntergekommen ist, daß er mit den Milchkühen pflügt und diese im Zug abmelkt. Bald wird dieser Schimpfname ein prahlerischer Ehrentitel geworden sein, denn schon beginnt man da und dort auf den winzig zusammengeschrumpften Bauerngütern die ganze Ernte mit Menschenhänden nach Hause zu schaffen, und wer es noch mit einer Kuh kann, der gilt so viel als weiland ein zweispänniger Pferdebauer. Ich bat den Heringsfischer, nun einen Vergleich mit seiner heimatlichen Insel zu ziehen, wo der Ueberschuß der jungen Mannschaft, statt das väterliche Gut zu zerfetzen, hinaus aufs Meer geht und — oft genug auf englischen Schiffen unter der Firma eines „dänischen" Matrosen — den Engländern Respekt vor der Seetüchtigkeit des Volkes an der Ostsee beibringt, mit seiner Insel, wo die bäuerliche Abgeschlossenheit so schroff ist, daß die Mönchguter nicht einmal von einem andern Teil Rügens sich eine Frau holen und so „auswärtige" Familien in ihren väterlichen Gutsbesitz hineinziehen mögen. Als der Alte das gehört, da begann er meinen vorhergegangenen Schilderungen einer großartigen Berg- und Flußnatur, für die ihm seine Hügel und Bäche keinen Maßstab

abgegeben, Glauben beizumessen, und meinte: so etwas Schlimmes müsse freilich bei unserm Lande dahinter stecken; gleich als wäre der Gedanke des Dichters in ihm aufgestiegen, daß es auch Länder gebe, die zu schön sind, als daß dort die Menschen glücklich sein könnten!

Der unvertilgbare Heimatstolz des Nord- und Süddeutschen hängt sich bei dem naiven Mann aus dem Volke jetzt vielleicht an allerlei wunderliche Kleinigkeiten. Er hat aber seine tiefe historische Wurzel. Süddeutschland hatte seit uralten Tagen bis gegen die neue Zeit den stählenden Kampf mit Hunnen, Magyaren und Türken zu bestehen, Norddeutschland mit den Normannen und den slavischen und skandinavischen Grenznachbarn. Süddeutschland drang kolonisierend in den Donauländern vor, und es ist seine Ehre, wenn man in Ungarn heute noch jeden Deutschen einen Schwaben heißt; Norddeutschland kolonisierte die Ostseeländer. Mitteldeutschland hat nichts kolonisiert, es ist ihm vielmehr ein Teil seiner besten Gaue bald vorübergehend, bald für die Dauer von den Franzosen abgenommen worden. Das Ausland unterscheidet darum vorwiegend auch nur Nord- und Süddeutschland. Die Mitteldeutschen blieben seit Jahrhunderten in ihrem engsten politischen Kleinleben sitzen, entwickelten sich freilich im geistigen Leben zuzeiten desto reicher und freier, lebten sich aber auch rascher aus. Nur Norddeutschland und Süddeutschland hat in neuerer Zeit an der europäischen Politik teilgenommen, und gerade um die Kraft unsrer beiden mächtigsten Ländermassen zu brechen, war es, daß Napoleon I. einen politisch von beiden losgelösten mitteldeutschen Staatskörper nach eigener Phantasie schaffen wollte.

Es ist ein historischer Zug bei den kleinen Bauern Mitteldeutschlands, daß sie sich, namentlich in Gegenden, wo früher der schwerste feudale Druck auf ihnen gelastet, dem städtischen Fremden gegenüber fast immer für geplagter und gedrückter ausgeben, als sie wirklich sind, während umgekehrt die Bauern in den uralt freien Gegenden des Nordens, oder aus den Hochgebirgen des

Südens, wo die Wildnis den Mann frei macht, gern mit ihrem Wohlstand und Behagen oder mit der Pracht und Herrlichkeit ihres Landes prahlen. Der reiche Bauer aus den Marschen kommt freilich in verdächtig abgeschabten Manchesterhosen nach Hamburg, er läßt es aber mit um so größerem Stolze merken, wieviel schwere Thaler in den Taschen dieser Hosen zusammenklingen, und der arme Senner und Alpenhirte, dem ihr alle Vorzüge Mitteldeutschlands preist, glaubt euch doch zuletzt mit der einzigen Bemerkung aus dem Felde zu schlagen, daß es dort nicht einmal Gemsen gebe.

Nach tiefgewurzelten, weitverzweigten historischen Prämissen gibt es in Deutschland heute noch zwei grundverschiedene Arten von Bauern. Erstlich solche, die allezeit ihre Freiheit behauptet hatten, oder die wenigstens unter vernünftigen Herrschaftsverhältnissen standen, die sich sozial und wirtschaftlich gesund entwickelten und bis auf diesen Tag das derbe, tüchtige Volkstum stolz und selbstbewußt nach guter alter Art und Sitte bewahren. Dann aber auch Bauern und Bäuerlein, die seit alten Tagen von kleinen grundherrlichen Despoten und hinterdrein von allerlei sehr unaristokratischem Mäkler- und Schacherervolk bedrückt und ausgesogen worden sind. Diese wurden mißtrauisch, hinterhaltig, sie verloren alles Selbstvertrauen, alle Freude am eigenen Stande und mit derselben die überlieferten Sitten und Bräuche und jegliche Poesie des naiven frohen Volkstums. Beide Gruppen finden sich im Norden und Süden, im Osten und Westen der deutschen Lande. Die gutsherrlichen Verhältnisse Nieder- und Oberdeutschlands waren grundverschieden. Dennoch findet man den echten Bauern, der sich fühlt und behauptet, ganz besonders original am Meere und in den Alpen; seltener und minder scharfen Gepräges in der Mitte. War und blieb er hier frei, wie die Rheingauer, dann wurde er schon früh städtisch nach Sitte und Siedelung, während der freie Marschenbauer und der freie Alpenbauer sich bis auf diesen Tag als Bauer behauptet hat.

Die Erkenntnis des Unterschiedes unsrer großen sozial zentralisierten Ländermassen und der individualisierten mitteldeutschen Gaue ist für die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft von größter Tragkraft. Was hier bei den Skizzen des Verhältnisses von Land und Leuten in seine geographischen Besonderungen zerlegt erscheint, das soll in einem Grundriß der bürgerlichen Gesellschaft von Deutschland wieder zu seiner prinzipiellen Einheit zusammengefaßt werden. Es gilt dann, aus den hier geschilderten örtlichen Gliederungen und Bruchstücken des Volkslebens in Deutschland die idealen Gruppen des deutschen Bürgers, des deutschen Bauern 2c. in ihrer Allgemeinheit abzuziehen. Diese allgemeinen Züge der deutschen Gesellschaftsgruppen werden aber so selten richtig erfaßt, weil man die örtlichen Besonderungen und Zufälligkeiten vorher nicht bestimmt genug als solche erkannt hat, und darum sie selber wieder je nach persönlicher Neigung oder politischer Parteilaune für das Ganze nimmt. Ich wurde dessen recht deutlich inne, als ich die vielfältigen Urteile, welche mein Buch über die „bürgerliche Gesellschaft“ veranlaßte, im Geiste zusammenstellte. Was man vom nord- oder süddeutschen Lokalstandpunkte als allgemein treffend und wahr in den Schilderungen erkannte, glaubte man häufig in der Anschauung der Mitteldeutschen für einseitig und irrig erklären zu müssen und umgekehrt. Gerade durch diese sich kreuzenden Urteile aber kam ich zu der beruhigenden Ueberzeugung, daß ich im allgemeinen beiläufig das Richtige getroffen haben müsse. Ich sah aber auch ein, wie notwendig es sei, sich über das örtliche Sonderleben und sein Verhältnis zu dem daraus geschöpften Gesamtbild der bürgerlichen Gesellschaft klar zu werden, und so entstanden diese Untersuchungen über Land und Leute als die notwendigen Prolegomena zu dem Buche von der bürgerlichen Gesellschaft.

Bei den zentralisierten Volksmassen des deutschen Nordens und Südens, denen vorwiegend die Gegenwart und die nächste Zukunft gehört, brechen auch alle sozialen Bewegungen um so thatkräftiger und einseitiger hervor. Man muß sich aber dadurch

ebensowenig verführen lassen, diese kräftigen Einseitigkeiten dem Ganzen unterzuschieben, als man dies früher bei der bunten encyklopädischen Mannigfaltigkeit, den Mitteltönen und Uebergängen, bei der Auflösung und Vertuschung der schroffen Gegensätze deutscher Art und Sitte im mitteldeutschen Volkstum hätte thun dürfen.

In den folgenden drei Abschnitten suchte ich nun die Aufgabe durchzuführen, zuerst ein recht ins einzelne ausgemaltes Bild des Volkslebens eines echt mitteldeutschen Gaues aufzurollen, dann demselben ein stark abstechendes Gegenstück aus einer zentralisierten süddeutschen Landschaft zur Seite zu stellen, und dabei möglichst fleißig die Parallele mit dem zentralisierten Land im Norden zu ziehen. Zum dritten aber gebe ich die Skizze einer Gruppe von Gegenden, bei welchen der Kampf des norddeutschen Küstenbewohners und des süddeutschen Hochgebirgsvolkes mit dem unwirtlichen Boden, mit der Wildnis und den feindseligen Elementargewalten in die friedlich anmutigen Gebirge Mitteldeutschlands hineingeschoben erscheint und im Verein mit dem eigentümlichen Kulturzustande dieser Gaue die merkwürdigsten Uebergangsgebilde des Volkslebens erzeugt hat.

V.

Individualisiertes Land.

Zwei der derbsten Gegensätze deutscher Volkspersönlichkeit sollen hier als ein Exempel aller verwandten Volksgruppen nebeneinander gestellt werden: die Rheingauer als echte Vertreter des zersplitterten mitteldeutschen Volkslebens und die Südbayern als echte Stammhalter des nach breiten Massen entfalteten süddeutschen Volkstumes. Ein armes Volk und ein reiches. Aber in dem Bilde des armen Volkes wird ein heiterer, ein humoristischer Grundzug überall hervorlugen, wie in dem Konterfrei des reichen ein melancholischer. Und das arme Volk wohnt in dem reichen Winkel der alten goldenen Pfaffengasse am Rheinstrom, und das reiche auf den armen öden Hochflächen und Vorbergen Rätiens! Treten wir zuerst zu dem armen Volk im reichen Lande.

Es ist ein altes Lied, daß der Rheingau kranke an einseitiger Ueberkultur, denn es wird bereits seit dem 15. Jahrhundert gesungen. Schon damals standen Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht in keinem Verhältnis mehr zu dem Uebermaß der Weingärten, schon damals war der Weinbau eine Sucht geworden, und das Volk verarmte und verdarb, weil es von der fixen Idee nicht lassen konnte, daß aus jeder Scholle Landes ein Weinbrunnen rinnen müsse.

Wir haben hier eine ganze Bevölkerung vor uns, welche jenes soziale Elend, das uns ein modernes dünkt, bereits seit Jahrhunderten ausstudiert hat, ein Bauernland, welches schon seit vielen Menschenaltern gerade den Fluch am schwersten trägt, den man sonst von den bäuerlichen Gegenden am meisten weggenommen wähnt, den Fluch des Mißverhältnisses zwischen der

Rente des Kapitals und dem Lohne der Arbeit. Wie jetzt der rheingauische Winzer nach Nordamerika und Australien auswandert, um zu versuchen, ob er dort leichteren Herzens die Frucht seines Weinstockes brechen könne, so ist er schon im 12. und 13. Jahrhundert nach Sachsen und Hessen, ja nach Brandenburg und Pommern hinausgezogen, wo er Weinbaukolonien gründete, die freilich längst zu Grunde gegangen sind. Aber bestehen blieb der Weltruf, welchen diese Auswanderer den Produkten ihres heimatlichen Bodens gewannen, und die Absatzwege, welche durch sie denselben geöffnet wurden.

Die Ueberkultur bedrängt schon seit unvordenklichen Tagen diesen Landstrich. Doch erst in neuester Zeit ließen sich die Bewohner durch die bitterste Not zwingen, hie und da zu einfacheren, gröberen Formen des Anbaues zurückzukehren und zu dem Weine sich auch ein Stück Brot zu suchen. Im Namen der höheren Kultur rodet man Weinberge zu Kartoffeläckern und Kornfeldern um, und freut sich des Gewinnes, als ob man eine Wüstenei gerodet hätte. Wenn man sonst im Rheingau einen Mann als recht nachlässigen liederlichen Wirtschafter bezeichnen wollte, so sagte man von ihm: „Er pflügt seinen Weinberg." Jetzt hat das Pflügen des Weinbergs aufgehört Barbarei zu sein, denn aus den Furchen des Pfluges wächst doch vielfach da ein gewisses Stück Brot, wo vordem aus dem mühseligen Häufelwerk der Weinbergshaue nur der gewisse Bankerott aufgesproßt war. Der Viehstand der meisten Weinbauern war bisher viel zu klein — nicht erst seit gestern, sondern bereits seit Jahrhunderten — und doch beginnt man jetzt erst den Zauberkreis der Weinberge zu durchbrechen und prosaische Kleeäcker und Wiesengründe anzulegen.

Gleich hinter dem Johannisberg wurde im Spätsommer 1850 der Wanderer durch den Anblick eines weitgedehnten Berghanges überrascht, auf welchen sich Tausende von kleinen qualmenden Feuern aneinander reihten, zur Nachtzeit anzuschauen, als habe hier ein Kriegsheer sein Lager aufgeschlagen, während sie

bei Tag dem von der Höhe Herabsteigenden das ganze Rheinthal in die dichteste Rauchhülle versenkten. Es war dies ein großartiges Rodungsfeuer, welches die auf kleine Pyramiden gehäuften Rasenstücke samt dem endlosen Wurzelwerk eines buschigen Waldbodens verzehren und so die Fläche zum ersten Umbruch fruchtbar machen sollte, ein Rodungsfeuer, nicht, wie in Amerika, wider die uralte Wildnis gerichtet, sondern wider das Elend der Ueberkultur, wie es in den angrenzenden königlichen Rebenhügeln des Johannisberges unter goldgleißender Hülle sich verbirgt. Die alten Rheingauer würden sich allesamt im Grabe umdrehen, wenn sie erführen, daß man Anno 1850 an den Grenzfurchen des Johannisberges neue — Kartoffeläcker angelegt. Und doch ist es wirklich so geschehen!

Drei weiland geistliche Fürstentümer stießen am Mittelrheine zusammen: Würzburg, Kurmainz und Kurtrier. Im Rhein-, Main- und Moselthale fielen die köstlichsten Weinlagen in ihre Gebiete. Dieser von Südost nach Nordwest weithingestreckte Landstrich bildet den eigentlichen Kern des westlichen Mitteldeutschlands. Hier ist seit Jahrhunderten der Ackerbau selbst eine Luxusindustrie geworden; der Winzer spekulierte im Mittelalter schon auf die Schwelgerei der zahlreichen Fürsten und Edeln, die sich hier ringsum zu Dutzenden angesiedelt hatten, und auf die durstigen Kehlen in den reichen norddeutschen Handelsstädten. Kam die Zeit der Not, dann brauchte niemand mehr feinen Rheinwein zu trinken und der Weinbauer trank sich an seinem eigenen Gewächs zum Lumpen. Reiche und arme Leute gibt's in diesen gesegneten Gauen des Mittelrheins und seiner Seitenthäler seit uralten Tagen, aber keinen festen Mittelstand. Hier ist für Deutschland eine der Stammburgen des vierten Standes. Der Weinbau setzte bereits das ganze Elend des industriellen Proletariats in die Welt, als es noch gar keine moderne Industrie gab. Dem traubenreichen Maingrund zur Seite aber liegt auf würzburgischem und kurmainzischem Gebiete Rhön und Spessart mit ihrem verkümmernden Volke, dem üppigen Rheingau zur

Seite im Taunus der Hungerbezirk des ehemaligen kurmainzischen Amtes Königstein, und an die Weinthäler Kurtriers grenzt der arme Triersche Anteil des Westerwaldes und die noch viel ärmere Eifel und der Hunsrück. So haben wir hier in den Thälern den Humor und auf den Bergen die Tragik des Elendes beisammen. Der eigentliche Mittel- und Knotenpunkt dieser merkwürdigen Ländergruppe ist unser Rheingau.

Kein dem Luxus dienender Industriezweig erholte sich langsamer von den Erschütterungen des Jahres 1848 als die höhere Weinkultur. Bei der nassauischen Domanialweinversteigerung von 1850 fiel der höchste Preis einem Stück Hochheimer Domdechantei 1846er zu, welches nur mit 5000 fl. bezahlt wurde. Drei Jahre früher wären für ein Stück solchen Weines vielleicht 12 bis 14000 fl. gegeben worden! Seltene, ganz alte Kabinettsweine aus den besten Jahrgängen des 18. Jahrhunderts, die man vordem zu ungeheuren Preisen verkaufte, sinken immer tiefer im Wert. Wenn jetzt so viele Hunderte für derlei Seltenheiten gelöst werden, als wohl Tausende im Laufe der Zeit für sie aufgewandt wurden, dann ist der Handel am Ende noch nicht schlecht gewesen. Merkwürdig schnell ist die frühere Vorliebe für den alten Wein geschwunden und der junge gleich einseitig in Mode gekommen. Dieser Wandel im Weingeschmack ist dem des geistigen Geschmackes nicht unähnlich. Die alten Weine sind schwer, kräftig, aber auch herb, rauh und ohne den prickelnden Reiz des feinen, modernen Aromas; es steckt nicht so feine Kunst der Behandlung in ihnen, wie in den jungen. Nur in dem aristokratischen England erfreut sich der alte Rheinwein in Flaschen, die mit Kellersand bedeckt und mit Spinnweben verziert sind, noch des überlieferten Vorzugs. Der 42er Wein galt am Rheine Anno fünfzig schon für „alten Wein", dem echten Zecher war er bereits „eine Arznei", kein „süffiger Trunk" mehr, und nur in den wenigsten Privatkellern lagerten noch Vorräte desselben. Auch der 1846er würde wohl gar gleichfalls (1850) nicht mehr jung sein, wenn dazwischen ein andrer ausgezeichneter Jahrgang dagewesen wäre. Der Abt würde sich bei einer neuen Teilung der Erde nicht mehr wie zu Schillers Zeit den „edlen Firnewein" wählen, sondern einen recht jungen, der gerade bis dahin aufgetrunken sein müßte, wo er firn geworden wäre.

Wie aber der Weinpreis im Anfange der fünfziger Jahre gefallen war, so reißend stieg er auch wieder gegen die Mitte des Jahrzehntes. Nun ward Geld die Fülle geboten, allein die Bauern hatten keinen Wein. Es flutet der feine Weinbau wie ein Bergstrom, der heute überläuft und morgen vertrocknet.

Diese Abhängigkeit der Erwerbsverhältnisse eines ganzen Landstriches von der Mode, von der Laune einer guten oder schlechten Zeit unterwühlt alle Festen des sozialen Lebens. Der kleine Weinzapf wächst in dem Grade, als der größere Handel zusammenschrumpft; dann schossen in jener kurzen Frist der Fülle, da ich dies schrieb, die sogenannten Strauß- und Heckenwirtschaften im Rheingau überall wie Pilze empor. Schier jeder kleine Bauer wollte Wirtschaften halten. Der Wein ward solchergestalt im Trödelhandel verschleudert, im Ausverkauf unter dem Fabrikpreise, damit nur etwas bares Geld herbeikomme. Es lugte ein furchtbares Elend hinter jenen zahllosen Straußwirtschaften.

Auf dem jenseitigen Rheinufer kam es vor, daß der geringe Wein nicht mehr nach dem Maße, sondern nach der Trinkzeit ausgeschenkt wurde: „Eine Stunde zu trinken kostet sechs Kreuzer, die angefangene Stunde gilt für voll!" Die Mode wandte sich von den geringeren Weinen des eigentlichen Rheingaues immer mehr ab; die leichten Pfälzerweine, die minder herben, aber auch matteren Weine des unteren Rheinthales hatten die geringen Rheingauer Sorten vielfach aus den Schoppenwirtschaften der Nachbarländer verdrängt, und dies begann auf die Existenz der kleinen Weinbauern den traurigsten Einfluß zu üben. Zudem hatte Preußen seinen Weinbau durch einen förmlichen Schutzzoll vor der gefährlichen Nebenbuhlerschaft der Rheingauer Weine gesichert, indem es von diesen eine Weinübergangssteuer erhob,

welche bei den geringeren Sorten einem Einfuhrverbote gleichkam, und den diesseitigen Produzenten, die sich keines solchen Schutzes erfreuten, den empfindlichsten Nachteil brachte.

Der Häuserwert war selbiger Zeit in den meisten rheingauischen Ortschaften unglaublich tief gesunken. Häuser, deren bloße Baukosten sich wohl auf 12 bis 14000 Gulden belaufen haben mögen, sind, obgleich im besten Zustande, hie und da zu 3 bis 4000 Gulden wieder verkauft worden. Aus stattlichen alten Herrenhäusern, deren Portale mit Wappen und andern Bildwerken geschmückt sind, schauten proletarische Insassen hinter zerbrochenen oder mit Papier verklebten Fensterscheiben hervor.

Man hat nach einem zweihundertjährigen Durchschnitt ausgerechnet, daß im Rheingau auf 20 Jahre elf geringe Weinjahre kommen — für den größern Gutsbesitzer; für den kleinen Bauern sind das elf Not- und Hungerjahre! In den 9000 Morgen Weingelände des Rheingaues, die dem auf dem Dampfschiffe vorüberjagenden Touristen im Rebengrün so lustig entgegenschimmern, wird gar manche bange Hoffnung in jedem Frühling mühselig eingegraben, und im Herbst findet sich's doch, daß mehrenteils nur Hunger und Kummer darinnen aufgewachsen sei. Mehr als sieben und eine halbe Million Flaschen großenteils vortrefflichen Weines erzeugt ein guter Rheingauer Herbst, aber es sitzen viel bittere Thränen in dem süßen Wein. Das Würfelspiel der „Weinjahre" ist die Angstfrage des Rheingauers. Der fromme Glaube hat nicht umsonst so viele Herrgottsbilder in die Weinberge gestellt; er läßt sich den Johanniswein in der Kirche segnen, und schüttet ihn als den letzten Aufguß zu dem jungen Wein ins Faß, damit gleichsam ein Segen das Faß schließe und den edlen Stoff behüte[1]). Der Volksaberglaube ist in

[1]) Diese Segnung des Weines findet auf Winter-Johanni statt, d. h. am Tage Johannis des Evangelisten, am 27. Dezember. Johannes wird mit dem Kelche in der Hand abgebildet, und unsre Vorfahren tranken sich „Sankt Johannis Minne" zu. Als der Heilige über vergifteten Wein, den man ihm darbot, den Segen sprach, zeigte sich der Wein sofort als vergiftet und warnte gleichsam vor sich selber. Der Jünger, den der Herr lieb hatte, ist also zugleich der Entlarver der Weinfälscher, und folglich ein sehr zeitgemäßer Heiliger, den man im Rheingau, dessen edle Naturweine durch auswärtige Weinschmiererei so schändlich geschädigt werden, auch heute noch mit Recht in hohen Ehren hält.

tausend Formen geschäftig, er fragt die geheimnisvolle Blüte des Epheus um Rat über die nächste Weinernte, und sucht in den Blumenkelchen der Jerichorose die Zukunft des Herbstes zu lesen. Die Wissenschaft hat ausgerechnet, daß man die Zahl der Wärmegrade einer Sommerperiode in die Zahl der darin gefallenen Regenmenge nach Kubikzollen auf den Quadratfuß dividieren müsse, um die auf das Mostgewicht zurückgeführte Weingüte danach mit Sicherheit zu bestimmen, und jeder kann sich so von der Zeit des Verblühens des Weinstockes an alltäglich in seinem Kalender notieren, um wieviel Grade er zum reichen Besitz höher aufgestiegen, oder um wieviel Kubikzoll er tiefer in Not und Elend zurückgefallen ist.

Alle diese Vorausbestimmungen haben ihren unversiegbaren Reiz in einem gemeinsamen Punkt — in ihrer Unzuverlässigkeit. Selbst wenn der Most aus der Kelter rinnt, weiß der Winzer noch nicht ganz, was er an ihm hat. Mancher scheinbar geistlose Most ist schon mit der Zeit zu einem wahren Genie von einem firnen Wein herangewachsen — so ging es z. B. vielfach mit dem 1848er — und umgekehrt offenbart mancher vielversprechende „Federweiße" erst dann seine Flachheit und Mattheit, wann er ausgegoren. Das ist das Geheimnis des Geistigen im Wein, seines Duftes, seiner Würzen, die sich mit der Mostwage nicht wägen lassen, so wenig als eines Menschen Genius, seiner „Gäre", die sich nicht vorherbestimmen läßt, so wenig als eines Menschen innerer Entwickelungsgang. Ein Spielball aber für diese dunkle Mystik der Naturkräfte ist des armen Weinbauern ganze Existenz.

Die alten Rheingauer Klosterbrüder, welche die beiden neben-

buhlerischen Großmächte des Rheingaues schufen, den Steinberg und den Johannisberg, erzielten keine so feinen Weine als wir, aber ihre Weinbaupolitik war viel feiner als die unsre. Wo die Eberbacher Bernhardinermönche in ihrer bewunderungswerten Kolonisationsweisheit Weinberge anrodeten, da gründeten sie Höfe, keine Dörfer, da rundeten sie das Weingut zu großen geschlossenen Massen ab, ja sie kauften bestehende Dörfer an, um alle Bewohner auszutauschen und zum Frommen einer großartigen Weinkultur das Dorf in einen Hof zu verwandeln. So haben sie binnen 60 Jahren wohldurchdacht und allmählich das Dorf Reichhardshausen wieder zu einem Hofe zurückgeschnitten. Wenn man aber schon vor 700 Jahren nur durch abgerundete große Hofgüter den Weinbau fördern konnte, wie will dann vollends jetzt der kleine Weinbau gegenüber dem ungeheuer gesteigerten Wettjagen, gegenüber der zum äußersten getriebenen Verfeinerung der Weinkultur mit seinen paar Läppchen zerstückelten Landes zurechtkommen?

Der Rheingauer Herbst ist nicht mehr das farbenbunte Fest, wie es in Büchern beschrieben, in Liedern besungen ist, auch in den besten Jahren nicht, wo der plötzliche reiche Gewinn das Volk selber noch zu festlicher Stimmung berauschen mag. In kleineren Weingütern wird in schlechten Jahren wohl der ganze Traubenwuchs gegen ein Spottgeld an den Stöcken verkauft, weil der Besitzer sich nicht getraut, das Kapital der Erntekosten hineinzustecken. Wenn man dann mit den Weinbeeren der rauheren Lagen, wie der örtliche Kunstausdruck ist, „Spatzen schießen“ kann, mag man wohl das Pulver zu den sonstigen herbstlichen Freudenschüssen sparen. Das „Spätherbsten“ ist ein großer technischer Fortschritt, aber es hat den Novemberreif auf das Volksfest der Weinlese geworfen. In laublosen Weinbergen mit durchweichtem oder halbgefrorenem Boden, den aschgrauen Himmel des Vorwinters über sich, vor Kälte zitternd, kann man kein Volksfest im Freien begehen. Als eine halbverklungene Mär aus schönerer Zeit hat sich das Andenken an 1811 erhalten, wo,

wie die Ueberlieferung alter Winzer lautet, die Zehnterheber in Hemdärmeln unter freiem Himmel den ganzen Tag an den Zehntbütten standen, weil die Oktobersonne noch so glutheiß stach, daß man den Oberrock selbst ruhig stehend und im Freien nicht ertragen konnte.

Dieses durchtriebene Kunststück des Spätherbstens bezeichnet einen merkwürdigen Gegensatz zwischen den Weinbauern im Rheingau, wohl auch auf der Mosel und der Ahr und den Winzern von Württemberg und dem badischen Oberlande. Hier zieht man noch vorwiegend einen „Landwein“, einen „Haustrunk“, während der Rheingauer seinen Wein fast nur für den Handel baut [1]). Im badischen Oberland braucht der Winzer Geld zu den Kirmessen, die meist in den Oktober fallen. Also muß im September geherbstet werden. Bekommt er wenig für seinen schlechten Wein, aber das Wenige früh genug, dann ist ihm dies im Augenblick lieber, als ob er nach dem Feste das Doppelte löste. Zudem würde der Kirmes der schönste Schmuck fehlen, wenn man keinen „Neuen“ zu trinken hätte. Auf diese Art aber kann die Weinernte nur dann einmal recht gut ausfallen, wenn der liebe Gott und die Kirmes sich zufällig in gleicher Zeitrechnung begegnen. Da nun der Mensch eher über die Kirmes gebieten kann, als über Regen und Sonnenschein, so wäre es vielleicht

[1]) Die hochfeinen Moselweine sind inzwischen weit über den „Haustrunk“ hinausgewachsen und wetteifern mit mancher gepriesenen Rheingauer Lage. Nur muß man sie am rechten Orte aufsuchen, das heißt bei den Produzenten, oder auf dem klassischen Handelsplatz der Moselweine in Trier, oder in den Gesellschaftsräumen des Koblenzer Kasinos, die, so prächtig und traulich zugleich, „auf dem Schoppen erbaut“ wurden, oder in den Industriebezirken des Niederrheines, wo zwar kein Wein wächst, wo aber die reichen und gastfreien Fabrikanten den besten Moselwein zu kaufen, zu bewahren und zur rechten Stunde ihren Freunden zu kredenzen verstehen. Wer die deutschen Weine studieren will, der muß überhaupt nicht nur erforschen, wo sie wachsen, sondern auch wo man sie zu trinken kriegt, und diese letzte Wissenschaft ist oft schwieriger als die erste (1883).

gut, wenn man die erstere tiefer in den Spätherbst hineinrückte. Beim warmen Ofen tanzt sich's auch so übel nicht. Man sieht aber aus diesem einzigen Zug, wie die Oberländer noch den Weinbau als ein Nebengeschäft zu ihrer Lust und nach ihrem Behagen betreiben. Im Rheingau ist dieses Behagen und mit ihm die Poesie des Herbstes jener andern Poesie geopfert worden, welche sich im kommenden Jahre auf dem Goldgrund eines aufs höchste veredelten Weines wiederspiegelt und jener Prosa, welche bei dem Most, der aus der Kelter rauscht, nur noch die Musik der Thaler hört, die in den zusammengeschrumpften Beutel fallen werden.

Auch die alten sinnigen Herbstbräuche sind im Rheingau in gleichem Grade schlafen gegangen als das Spätherbsten überhand nahm. Fast am längsten noch hat sich das uralte Schlußstück dieser Volksfeste erhalten, die sogenannte „Herbstmucke", indem nach vollendeter Lese das schönste Mädchen und der schmuckste Bursche der Gemeinde in buntem Maskenputze zusammen auf das zum letztenmal gefüllte Ladefaß gesetzt und unter Gesang und Musik, von allen Winzern begleitet, ins Dorf gefahren werden.

Das alles findet rasch sein Ende. Ist man doch selbst jener ergötzlichen Satire auf die Weinbereitung, die unter der Firma des „Zinsweines" im ganzen Rheingau durchgeführt wurde und gleichsam den Humor in der Kelter darstellte, durch landständischen Beschluß zu Leibe gerückt. Der Zinswein ist eine altübliche Naturalabgabe des Weinbauern an den Klerus. Es ist aber nur das zu liefernde Maß vorgeschrieben, nicht die Güte. Und hierin steckt eben der Humor des Zinsweins. Wenn man mit dem Auskeltern des wirklichen Weins fertig ist, dann wird der Zinswein gemacht. Den bereits ausgepreßten Trestern sucht man durch einen Aufguß gefärbten Wassers, einer nicht bloß bildlichen, sondern natürlichen Lehmbrühe, oder wenn man recht anständig sein will, alten sauren Weines, und durch abermaliges Zerquetschen den letzten Rest weinartiger Substanz zu entlocken. Das gibt den „Zinswein". Kein Mensch hielt seit unvordenklicher

Zeit dieses Verfahren für eine Fälschung; die ehrbarsten Leute erzeugten den Zinswein auf die beschriebene Weise, und die Pfarrer erwarteten nichts Besseres. Jede stehende Naturalbesoldung erhöht sich von selber mit dem sinkenden Geldwert. Dies hat man ausgeglichen, indem man den Zinswein immer um so viel schlechter machte als das Geld wohlfeiler und also der wirkliche Wein teurer geworden war. Die Naturalbesoldung war daher auf ihrem stiftungsmäßigen mittelaltrigen Nominalwert stehen geblieben, denn der Preis des Zinsweines im 19. Jahrhundert stimmte aufs interessanteste mit den rheinischen Weinpreisen des 14. Jahrhunderts, wo zuzeiten das Fuder Wein zwei bis drei Gulden galt. Der Zinswein war eine zur Sitte gewordene Unsitte, eine Fälschung, die durch ihren historischen Boden ehrlich gemacht, ein Betrug, bei dem Betrüger und Betrogene einverstanden waren, so daß schließlich nur der Sprachgebrauch der Betrüger war, indem er diese Flüssigkeit „Wein" taufte.

Das Elend des Weinbaues hat aber doch die Fülle der Lebenslust nicht vertilgen können, die dem rheingauischen Volkscharakter innewohnt. Die Leute vertrinken ihre Not; denn je weniger Geld der Weinbauer hat, um so mehr hat er ja zu trinken. Den im Weine stets neu erblühenden Lebensmut des Rheingauers hat der Volksmund gar ergötzlich in einer kleinen launigen Historie gefeiert. Nirgends, so erzählt man, legt seltener ein Mann Hand an sich selbst als im Rheingau, besonders aber ist es in der ganzen Chronik des Gaues unerhört, daß ein Lebenssatter je die der düstersten Melancholie eigentümliche Todesart des Erhängens gewählt hätte. Nur einmal war ein Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte. All sein Hab und Gut war zerronnen; das letzte Hausgerät hatten sie ihm gepfändet. Bloß eine halbe Zulast Wein hatten die Gläubiger noch im Keller liegen lassen. Da ging der Mann auf den Speicher, nahm einen neuen Strick, strich ihn mit Oel, damit er besser rutsche, drehte eine kunstvolle Schlinge und stellte sich unter einen

Querbalken. Er wollte eben die verhängnisvolle Reise antreten, als ihm das halbe Zulästchen einfiel, das noch im Keller lag. Nur noch einen einzigen Schluck auf den Weg! Er besann sich lange; aber er schlich hinunter, nahm den Stechheber und steckte ihn zum Spundloch ein, wo man immer den besten Trunk, so recht das edelste Herzblut des Fasses, herauszieht, und füllte sich einen einzigen Schoppen. Und als er den geleert, fand er, daß der Wein gut sei, und setzte den zweiten darauf. Beim dritten kam ihm der Gedanke, wie es doch gar thöricht wäre, noch einen so großen Rest des guten Weins lachenden Erben zu lassen; darum holte er auch noch den vierten dazu. Als er aber beim siebenten Schoppen angekommen war, lupfte er ganz sacht den Spunden, nahm den neuen geölten Strick, warf ihn zum Spundloch hinein und rief: so ertränk dich selbst, verdammter Strick! Erst will ich das ganze Faß bis auf den Grund leeren, dann wollen wir sehen, ob du noch zu brauchen bist. Als der Mann aber nach einiger Zeit das ganze Faß wirklich ausgetrunken, fand er, daß der Strick nicht mehr zu brauchen sei. Das war der einzige Rheingauer Mann, der sich erhängen wollte.

Seit tausend Jahren ist das Rheingauer Leben gleichsam in Wein getränkt, es ist „weingrün" geworden wie die guten alten Fässer. Dies schafft ihm seine Eigenart. Denn es gibt vielerlei Weinland in Deutschland, aber keines, wo der Wein so eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt sich's, wie „Land und Leute" zusammenhängen. Der Wein ist allerwege das Glaubensbekenntnis des Rheingauers. Wie man zu Cromwells Zeit in England die Royalisten an der Fleischpastete, die Papisten an der Rosinensuppe, den Atheisten am Roastbeef erkannte, so erkennt man seit unvordenklicher Zeit den Rheingauer an der Weinflasche.

Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern als erste Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einschütteten, um ihr Blut gleich in der Wiege zum rechten Pulsschlag der Heimat zu befeuern. Ein tüchtiger

„Brenner", wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rote Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch gemeinhin mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht den roten Wein vom weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur andern bummeln, um sich an den Proben gratis satt zu trinken, finden sich wohl nirgends anders in so frischer Eigenart als im Rheingau. Alle diese Charakterköpfe in ihren unzähligen Spielarten zu Gruppen von „Weinproben" u. dgl. zusammengefaßt, scheinen, gleich den Matrosenkneipen bei den alten Holländern, ein stehendes Thema in unsrer modernen Genremalerei werden zu wollen.

Das Zeitbuch des Rheingauers teilt sich nicht ab nach gewöhnlichen Kalenderjahren, sondern nach Weinjahren. Leider fällt die übliche Zeitrechnung, welche von einem ausgezeichneten Jahrgang zum andern zählt, so ziemlich mit der griechischen nach Olympiaden zusammen.

Die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit ursprünglichen Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. Man könnte ein kleines Lexikon mit denselben füllen. Mehrere der landesüblichen schmückenden Beiwörter des Weines sind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zusammengedrängt. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firnen Trank: „es ist Musik in dem Wein"; ein guter alter Wein ist ein „Chrisam", ein geweihtes Salböl. Die „Blume", das „Bouquet" des Weines sind aus ursprünglichen örtlichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigem poetischem Wortschmuck für seinen Wein ist der Rheingauer so reich wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Roß.

Aber nicht minderen Ueberfluß hat des Rheingauers Wortschatz an spöttischen Geißelworten für den schlechten, aus der Art

geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische Humor gar lustig spiegelt. Im Mittelalter ist der schlechte, saure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt,“ am Rhein „Ratsmann“ geheißen worden, aber wohl schwerlich aus dem unschuldigen Grunde, den ein späterer Chronist angibt, wenn er meint: „denn wie viel man dessen trank, ließ er doch den Mann bei Verstand, gleichwie alle Ratsleut verständig sein sollen.“ Malerisch anschaulich ist die neuere rheingauische Bezeichnung als „Dreimännerwein“, welcher nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein dritter das edle Naß in die Kehle gießen könne. Musikalisch anschaulich klingt der dröhnende „Rambaß“ für den groben, rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweins leiblicher Bruder ist der „Strumpfwein“, ein Gesell von so sauren Mienen, daß bei seinem bloßen Anblick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterlose Wein, der Philister unter den Weinen, den man täglich wie Wasser trinkt, läuft als „Flöhpeter“ mit. Dem oberdeutschen „Batzenwein“ entspricht der rheingauische „Groschenburger“, als der Chorführer sämtlicher „Kutscherweine“.

Der Rheingau hat bekanntlich auch seine eigenen Weinheiligen. Vorab den heiligen Goar, dessen vom Kaiser Karl geschenktes Faß sich immer von selbst füllte und der besonders reich die Gäste beschenkte, welche, wofern sie vorher die Wassertaufe empfangen, bei ihm nun auch noch die Weintaufe begehrten. Die Sage vom heiligen Theonest, der sein Märtyrtum bestand, indem er in lecker Weinkufe längs dem ganzen Rheingau den Rhein hinabschwamm und dann bei Kaub landete, wo er die ersten Reben pflanzte, schließt eine sinnige Bilderreihe von all den Martern in sich, welche die Traube zu bestehen hat, bis sie, erstanden „aus den Todesbanden der Kufe“, zum goldenen Weine sich verklärt.

Wenn der norddeutsche Lastträger mit einer schweren Last nicht recht vorwärts kommt und in kleinen Pausen immer von

neuem wieder ansetzen muß, dann kräftigt er sich zu jedem neuen Ansatz durch einen herzhaften Fluch, und der hilft allemal. Wenn die Rheingauer Küfer ein recht schweres Faß aus dem Keller heraufschroten, daß sie in Pausen immer von neuem wieder ansetzen müssen, dann kräftigen sie sich zu jedem neuen Ansatze durch einen herzhaften Trunk Wein, und der hilft auch allemal.

Nicht minder unerschöpflich als die Poesie des Weinbergs, aber noch viel weniger ergründet, ist die Poesie des rheingauischen Kellers. Nicht Schloß Johannisberg und Kloster Eberbach allein haben ihren Wein in prachtvollen Kreuzgewölben lagern, wo der Doppelschein des gebrochenen Tageslichts und des Lampenschimmers so magisch an den Wölbungen wiederstrahlt, während schwer lastende Mauerpfeiler die riesig ausgereckten Schatten dazwischen werfen. Das wiederholt sich im kleinen in Hunderten von alten Privatkellern — stolze unterirdische Prachtbauten in ihrer Art, zweischiffig, dreischiffig, mit einem Querschiff, fast wie eine Kirche anzusehen, darin manches „ewige Licht“ brennt. Füllen sich im Vorwinter die Kellerräume mit den tödlich betäubenden Dünsten des gärenden jungen Weines, dann werden, wenn man hinuntergehen muß, Feuerbrände von einem Absatz der Kellertreppe zum andern vorgeschoben, und während die dunkle Tiefe von dem grellen Scheine durchzuckt wird, steigt man unter dem Schutz und der Vorhut der reinigenden Flamme mählich zu den Fässern hinab. Dringt im Frühjahr unversehens die Rheinflut in die weingefüllten Keller, dann fahren die Küfer nicht selten gleich dem heiligen Theonest in Weinkufen drunten herum, um die Fässer zu sprießen und solchergestalt am Boden zu befestigen. Wasser von außen schadet dem Wein nicht, sondern nur Wasser von innen. Aber nicht immer wissen sich die Küfer so geschickt über dem Wasser zu halten wie jener Heilige, was dann manches nasse Abenteuer herbeiführt.

So hat sich überall der Goldfaden der Poesie in das Elend der Rheingauer gewebt. Ueberall, wo eine Ueberkultur des Bodens stattfindet, wird der Volksschlag nüchtern, mehr noch,

wo der proletarische Geist im Gefolge dieser Ueberkultur einzieht. Beide Vorbedingungen sind im Rheingau in hohem Grade vorhanden, und doch ist die eigentümliche Poesie des Volkscharakters hier gerettet, lediglich durch den göttlichen Humor des Weines, der all die Prosa der mageren Jahre im Volksleben noch immer mit magischem Goldschein durchleuchtet hat.

Der Einfluß der Rebe auf den Mann, der Weincharakter des Einzelnen, wiederholt sich in den größeren Gruppen des Volkes. Es sitzt auch Politik im Wein. Die Rheingauer versichern wenigstens, daß 1848 ihre ganze Märzrevolution durch den Wein gemacht worden sei. Die essigsaure Gäre des Siebenundvierzigers begünstigte die politische Gärung außerordentlich. Nicht daß er die Leute durch Verzweiflung zur Revolution getrieben hätte. Aber weil er so schlecht war, daß man ihn nicht verkaufen konnte, schenkte man ihn weg, man ließ ihn laufen, und in der Richtung, in welcher man ihn laufen ließ, durchsäuerte er als ein rechter politischer Sauerteig auch das süßeste Gemüt. Der Siebenundvierziger führt bis auf diesen Tag den Namen „Revolutionswein“. Obgleich er so sehr sauer gewesen, obgleich er in Strömen des Ueberflusses ausgekeltert war und keine Käufer sich einfanden, war er doch alsbald fast ganz verschwunden aus den Rheingauer Kellern. Die Revolution hat ihn aufgetrunken — bezahlt hat sie ihn freilich nicht; er war aber auch nichts wert. Wenn der reiche Weinaristokrat dann und wann eine Viertelohm dem „Volk“ opferte, so war damit jedes kommunistische Gelüsten eingelullt. Daß der Spender dabei mit „bourgeoismäßigen“ Hintergedanken nur den proletarischen Siebenundvierziger dem gemeinen Besten weihte, den vornehmen Sechsundvierziger aber für sich behielt, sah ihm die rheinische Gutmütigkeit gern nach.

Der Revolutionswein erzeugte namentlich eine außerordentliche Vorliebe für alle Arten von Wahlhandlungen. Man ging hie und da so weit, die heute gewählten Bürgerwehrhauptleute und ähnliche volkstümliche Würdeträger nach 14 Tagen wieder

abzusetzen, und so immer weiter, lediglich auf daß es einen frischen Wahlakt gebe, da doch jeder Neugewählte seinen Wählern anstandshalber ein Fäßchen setzen mußte. Das gab dann immer wieder ein allgemeines Volksfest. Das Fäßchen wurde hinausgerollt auf die Uferwiesen unter die alten Linden- und Ulmengruppen, wie sie so häufig bei den Rheingauer Dörfern stehen, zu den Linden, in deren Schatten schon die Vorväter angesichts des großen Stromes volksfestlich versammelt gewesen waren, und deren flüsternde Blätter nun schon seit Jahrzehnten keinen Becherklang mehr belauscht hatten. Dort zechte dann alles zusammen und jubelte, vornehm und gering, Männer und Weiber und Kinder, und wann am Abend die ganze Gemeinde bis zu den Schulbuben abwärts angetrunken war, so stimmte das vollkommen zu dem Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war doch noch Humor in dieser Art Revolution zu machen, und ist wenigstens eine anmutige Erinnerung daran übriggeblieben. Wann wieder einmal die Kunde einer neuen Welterschütterung von der Seine herüberschallt, dann werden alle Weinfässer in den Rheingauer Kellern vor Schreck erzittern.

Als die nassauischen Soldaten im Sommer 1848 in den schleswig-holsteinischen Krieg zogen, und die Mannschaft auf Dampfern den Rheingau entlang schwamm, zogen von allen Ortschaften Nachen mit Wein beladen nach den Schiffen hinüber und brachte den Söhnen des Weinlandes — nicht in armseligen Gläsern, sondern in Achtelohmfässern und wuchtigen Krügen — den Valettrunk aufs Deck. Von dem Ufer zu den Nachen, von den Nachen zu den Dampfschiffen trank man sich herüber und hinüber zu, und das hielt an, bis die zögernden Dampfboote die Grenzlinie der echten Weinregion überschritten hatten. Es war dies ein rheingauisches Bild, das man hätte malen können.

Die Rheingauer sind ein Volksschlag, der zuerst in der Schule der Ueppigkeit und des Wohllebens, später aber in der allzu strengen Zucht des Unglücks verdorben worden ist, dem

man aber nur ein paar Festtage zu geben braucht, um den warmen Lichtglanz seines Charakters wieder hervorzulocken. Ein Volk bildet und veredelt sich überhaupt immer noch eher als der Einzelne im Jubel der Festesfreude; wer das erproben will, der studiere die Einzelzüge des Rheingauischen Volkscharakters. Man sagt, der südliche Thalhang des Rheingauer Gebirgs habe die höchste mittlere Jahreswärme in ganz Deutschland; man vergleicht den hier breit gestauten, inselgeschmückten Rheinstrom gern mit den italienischen Seen, und die alten Zopfdichter haben den Rheingau standhaft das „deutsche Italien“ genannt. Man muß hinzufügen, daß auch die Rheingauer Leute derjenige deutsche Volksschlag sind, dessen Charakter wohl am meisten Wahlverwandtschaft mit dem italienischen hat. Als vor einiger Zeit ein rheingauisches Dorf fast zur Hälfte niederbrannte, half die Mannschaft des nächstgelegenen Städtchens mit so mutigem Eifer löschen, daß die abgebrannten Bauern in der aufwallenden Rührung des Dankes den Nachbarn die Spritze zurückhielten und deren Wasserkasten mit Wein füllten. Und nun lagerten sich die beiden Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, sangen und zechten brüderlich, Arm in Arm, und mühten sich in die Wette, die Spritze auszutrinken. Da stimmten die Stadtleute in aller Unschuld das Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb,“ dessen Strophen bekanntlich mit dem Rundreim schließen: „ach, wenn es doch immer so blieb'!“ Dieser Rundreim wurmte den Bauern, sie schauten umher auf die Asche- und Trümmerhaufen, darunter ihre Habe begraben lag, und geboten ihren Gästen, einzuhalten mit dem Liede, da sie keineswegs wollten, daß es immer so bleiben solle. Diese aber meinten, es sei ein gutes Lied und sei nicht so gemeint, und sangen weiter. Als aber der Rundreim wieder kam, schlugen die Bauern mit Fäusten drein, die Städter gaben es zurück, und ehe noch die Spritze halb leer getrunken war, mußten die großmütigen Wirte und die aufopferungsvollen Gäste schon mit blutigen Köpfen auseinander gerissen werden.

Wäre diese Geschichte nicht wirklich gewesen, so bliebe sie doch wahr; sie hat so echt rheingauischen Lokalton, daß man sagen kann, sie müsse sich in Zukunft noch zutragen, wenn sie sich nicht bereits zugetragen hätte. Aber mit ihrer aus der edelmütigsten Rührung plötzlich um nichts und wieder nichts jäh zum wildesten Groll überspringenden Katastrophe könnte sie ebensogut unter Italienern geschehen sein wie unter Rheingauern. Nur müßte man dann den einzigen Zug herauswischen, daß die Leute eine ganze Feuerspritze voll Wein auf einen Sitz austrinken wollten, denn derselbe ist jedenfalls rein germanisch.

Der Rheingauer ist leicht empfänglich für jede Art von Anregung und Aufregung, namentlich für politische; allein bisher konnte man wahrnehmen, daß dieselbe immer ebenso rasch wieder verflog. Der gemeine Mann, der hier durchschnittlich eher einem verbauerten Städter als einem wirklichen Bauern ähnlich sieht, hat ein ungleich lebhafteres Temperament als die schwerfälligen Kornbauern in seiner Nachbarschaft, ein rascheres Urteil, ein höheres Selbstgefühl und einen gewissen Schliff allgemeiner Bildung. Der Wein schmeidigt den Volksgeist. Aber die Begeisterung dieses Volkes gleicht darum auch oft einem Weinrausche. Als die Leute merkten, daß sich's in der Revolution zwar recht lustig gratis zechen lasse, daß aber die zahlenden Zecher von außen ausblieben, wurden sie, die kleinen Weinbauern vorab, praktisch sehr reaktionär; theoretisch gehört dagegen die Oppositionslust zu den stehenden Zügen des rheingauischen Charakters. Aus fast allen politischen Bewegungen, von denen die Geschichte des Rheingaues berichtet, reckt leichtblütige, gutherzige Schalkheit das Gesicht hervor. In dem wilden Bauernkriege vergossen die rheingauischen Bauern nur Rebenblut und ließen sich gleichsam beim Fasse totschlagen. Als später einmal die streitbaren Bürger von Rauenthal ihrem Landesherrn, dem Kurfürsten von Mainz, grollten, weil er nicht erfüllte, was er ihnen verheißen, kamen sie viele Jahre lang allabendlich beim Glase zusammen, um ihrem Zorn in recht fürchterlichem

Trinken Luft zu machen, und die Sage bezeichnet heute noch die Stube, worin sie gesessen, als die „Krawallstube". Das war ihre ganze Empörung. In der ersten Verwirrung des Jahres 1848 fürchtete man für die großen Keller in Johannisberg und Eberbach, wo für Millionen flüssiges Gold lagert, und schickte Bürgerwehrleute hin, um diese Schätze vor räuberischen Händen zu bewahren. Der Schutz erwies sich als ganz überflüssig. Denn da, wo die Volkssage berichtet, wenigstens an einem dieser Plätze der Geist des Ortes dergestalt auf die Besatzung gewirkt haben soll, daß die Wachen, die mit dem Gewehr in dem einen und dem Weinkrug in dem andern Arm vor den Kellerthüren schilderten, mitunter nicht bloß abgelöst, sondern auch abgetragen werden mußten, so kann es mit den Angriffen teilungssüchtiger Umstürzler wohl nicht sehr ernsthaft gemeint gewesen sein.

Die Rheingauer sind nicht revolutionär, aber sie sind neuerungslustig, wie alles rheinische Volk; sie sind sehr fortschrittlich, und die besten Fortschritte haben sie gerade in Sachen des Weinbaues gemacht. Der beste Wein ist heute ohne Zweifel weit besser als vor hundert Jahren. (Der schlechteste freilich auch weit schlechter.) Der Wein wird auf dem Stocke wie im Keller weit rationeller „erzogen" als je zuvor. Der feinere Weinbauer ist nicht bloß Bauer, er treibt zugleich Technik, Kunst, Wissenschaft, Handel. Kein Wunder, daß er, so geschult, auch im sozialen und politischen Leben nach jedem Schatten eines Fortschrittes hascht. Zugleich weiß er aber auch, was für ihn Dauer in allem Wechsel behauptet, und das ist eben — der Wein. Darum faßt er bei allem Fortschritt dann doch wieder jede Weinfrage mit sehr vorsichtigen Händen an, bedachtsam, konservativen Geistes, die Tradition der Väter ehrend. Die uralten Bannrechte bei der Bewirtschaftung des Grundes und Bodens sind fast überall verschwunden: im rheingauischen Weinberg werden sie noch zähe behauptet. Beginnt die Traube zu reifen, dann werden alle Wingerte der Gemeinde geschlossen, selbst für den Besitzer, und

er darf nur mit der Erlaubnis des Schultheißen, wohl gar nur unter dem Geleit des Flurschützen in seinen eigenen Weinberg gehen. Er darf die Lese nicht beginnen, bevor der allgemeine, öffentlich verkündete Termin erschienen ist. Er darf während der Lese das Tagewerk nicht anfangen lassen, bevor Böllerschüsse oder Glockengeläute die Anfangsstunde für alle kundgeben; er darf nach dem Zeichen des Feierabends keine Viertelstunde mehr auf seinem eigenen Grund und Boden fortarbeiten. Wir stehen in einem durchaus modernen Lande, wir bewegen uns unter Leuten, die in Sitte, Tracht, Lebensweise eifrigst mit der Zeit fortgeschritten sind, Dampfschiffe und Lokomotiven jagen um die Wette an den Rebenhügeln vorüber, aber das alte Bannrecht ruht doch noch auf diesen Hügeln, wie es vor mehr als zweitausend Jahren aus der altgermanischen „Feldgemeinschaft" erwachsen ist.

Es gibt ganze Bibliotheken von Reisehandbüchern über den Rheingau, davon gemeiniglich eines dem andern dieselben breitgetretenen Historien nachschreibt. Man notiert jede steinerne und hölzerne Staffage der Landschaft, aber die herrlichste und eigenste Staffage, die scharf geprägte Charakterfigur dieses Volksschlages, stellt keines dieser Bücher in den Vordergrund. Hier zeigt sich recht die Neuheit des Studiums von „Land und Leuten": das „Land" ist topographisch so ausgebeutet, wie kaum ein andrer Strich in Europa, die „Leute" übersieht man. Es liegt aber eine gewisse Beruhigung für den gründlicheren Beobachter in dem Umstand, daß für die allergrößte Mehrzahl von frivolen Touristen, welche alljährlich kommen, um die Reize des Rheingaues abzugrasen, gerade der feinste Reiz des Genusses, der in dem Zauberbild eines originellen Volkslebens liegt, doch ewig verschlossen bleibt. So ist es überhaupt in Deutschland. Die so wunderbar mannigfaltig abgestufte Physiognomik unsers Volkslebens harrt in ihren Feinheiten und in ihren kleinen Einzelzügen fast überall noch des Ausdeuters und Zeichners. Wir treiben so eifrig die Zahlenstatistik des materiellen Volksbestandes;

die geistige Statistik der Nation liegt zum besten Teile noch brach. In den zahllosen Einzelgruppen, worin sich unsre Volksstämme wieder spalten, webt eine sprudelnde Fülle des frischesten Lebens, die sich als der dankbarste Stoff jedem Beobachter von selbst darbietet, der sich in liebevoller Hingabe dem Volksleben zu nähern weiß. Die meisten Reiseschriftsteller stolpern über diesen Stoff und merken doch noch nicht einmal, daß er ihnen im Wege gelegen habe.

Der heutige Rheingau hat keine echten Städte und keine echten Dörfer. Alle Ortschaften sind Mitteldinge zwischen beiden. So ist auch der rheingauische Winzer kein eigentlicher Bauer mehr, ob er gleich das Land baut. Andrerseits ist er aber zum ganzen Bürger auch noch nicht fertig. Diese Vermischung der natürlichen sozialen Gegensätze läßt allemal auf ein Volk schließen, das seine beste Kraft bereits in früheren Zeitläuften ausgelebt hat. Auch in dem geschäftlichen Beruf des Rheingauer Weinproduzenten kreuzen und verschmelzen sich, wie oben gesagt, drei Hauptgruppen der Arbeit: Landbau, Industrie und Handel. Man kann aber sagen, daß hier weder im Ackerbau, noch in der Industrie, noch im Handel ein rechter Segen wohne, obgleich fast alle Einwohner Ackerbau, Industrie und Handel zugleich betreiben. Es gibt fast nur ganz reiche und ganz arme Leute; sehr große Güter, die aber größtenteils auswärtigen Besitzern gehören, neben einem aufs äußerste zerstückten Boden.

Gleich allen ausgelebten Volksschlägen hat der rheingauische längst keine eigene Tracht mehr. Der Bauer kleidet sich wie ein zurückgebliebener Bürger. Auch die Volkssprache hat ihre schärfste Eigenart längst abgeschliffen. Schon im 16. Jahrhundert war sie durch die verschiedensten Sprachen- und Dialektelemente, welche sich in ihr vermengt hatten, ausgezeichnet. Aber es war nicht der seit uralter Zeit sehr starke Fremdenverkehr allein gewesen, welcher die Besonderheiten der Volkssprache verwischt hatte. In dem ganzen politisch und sozial individualisierten Mitteldeutschland sind die selbständigen Dialekte aufgelöst. Nur Nord- und Süddeutschland zeigen noch die strengen Gegensätze abgeschlossener und annähernd reiner Volksmundarten, in den mittleren Gauen herrschen auch sprachlich zersplitterte, buntscheckige Uebergangsbildungen. Hat der Rheingauer aber auch keine streng gesonderte Mundart, so besitzt er wenigstens noch eine Fülle derb kräftiger Bilder und sinnlich greifbarer Redeweisen und Sprüche, Zeugnisse der Poesie und Frische des Volksgeistes, und in ergötzlicher Genialität gangbarer Spott- und Schimpfreden thun es ihm nicht einmal die Pfälzer zuvor.

Die Geschichte des Rheingaues seit dem Ausgange des Mittelalters zeigt, wie trügerisch der allgemeine Satz ist, als müsse die Einwanderung reicher Leute in ein Land und das Einströmen eines großen Verkehrs notwendig auch Wachstum und Erstarken des Volkswohlstandes zur Folge haben. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich eine bedeutende Zahl von Mainzer Patriziern nach dem Rheingau gezogen, eine Schar reicher Forensen brachte Luxus und Wohlleben dorthin, die Mainzer Erzbischöfe betrachteten den Gau als ihr kostbarstes Besitztum, als die vergnüglichste Wohnstätte in guten und den sichersten Zufluchtsort in bösen Zeitläuften, sie statteten ihn deshalb mit allen möglichen Freiheiten und Vergünstigungen aus, — und doch erwuchs aus all diesen scheinbar so glücklichen Umständen gerade der soziale Ruin der Bewohner, welchem überall auch der materielle Ruin auf dem Fuße folgt. Die Bevölkerung war zu klein und zu unselbständig, um sich vor dem Eindringen dieser fremden Elemente zu schützen, das ganze Land, überdeckt mit Fürsten- und Adelsitzen, ward gleichsam ein großes Hoflager. Damit wurden allmählich alle natürlichen Grundlagen der Gesellschaft erschüttert; die Bauern wurden bürgerlich, die Bürger sahen aus wie vornehme Leute, die alten Sitten wurden zerbrochen, es kam namentlich damals eine förmliche Revolution über das vordem sehr strenge und einfache Hauswesen der Rheingauer. Diese Zustände, die sich zu jener Zeit in verschiedenen mitteldeutschen Landstrichen wiederholten, finden ihr schlagendes modernes Seiten-

stück in den Gegenden, wo jetzt die Bäderindustrie blüht. Wenn sich's ein ganzes Gebiet zum ausschließlichen Berufsgeschäfte macht, auf die Vergnügungssucht und die Verschwenderlaune reicher Leute zu spekulieren, dann wird zuletzt des Volkes ganze Sinnesart sich veräußerlichen, die Leute werden das Aufsteigen zu immer mehr verfeinerten Genüssen als letztes Ziel aller Arbeit ansehen, und tüchtige Bürger verwandeln sich in servile Bedientennaturen und vornehmthuerisches Gesindel. Zur Bewahrung gesunder Gesellschaftszustände ist es nicht genug, daß das Volk arbeite und den nationalen Wohlstand mehre: es kommt auch darauf an, was und warum es arbeitet. Gar mancher moderne Arbeitsverdienst, der dem reinen Finanzmann eine Mehrung des Volkswohles dünkt, ist ein Blutgeld, ein Beutel voll elender Silberlinge, um welche der freie und ehrenfeste Sinn der Bürger verkauft und verraten wird.

Abgeschlossenheit eines Landes schafft ein in seinen Sitten gefestetes, am überlieferten Staatsleben festhaltendes Volk. Dies gilt aber nur, wo die Beschlossenheit des Landes eine natürliche, wo das Volk groß genug ist, um in seinen gesellschaftlichen Gebilden sich selbst genügen zu können. Die willkürliche Abschließung eines Landes, das von Natur kein selbständiges Ganzes bildet, erzeugt den Partikularismus. Dieser löst die Sitte des Volkes und tilgt in ihm den Sinn für eine in stetiger Gemessenheit fortschreitende politische Entwickelung. Das Unruhige, Unfertige in dem Staatsleben eines allzukleinen Landes prägt sich auch dem Volkscharakter ein. Es geht hier mit den Gauen, wie mit den Ständen. Das feste körperschaftliche Zusammenhalten der echten Stände gibt der natürlichen sozialen Gliederung erst Kraft und Halt, während die Uebertragung der nämlichen korporativen Beschlossenheit auf die unechten Stände die ganze Gesellschaft auseinander sprengt.

Die mittelaltrige Landesverfassung des Rheingaues gibt das anschaulichste Bild solch eines falschen Abschlusses. Der Gau, obgleich viel zu klein, um sich selbst genügen zu können, war

geschlossen gleich einer Burg. Im Süden und Westen sperrte der breite Grenzgraben des Rheinstromes das Land ab; längs der Ostgrenze erhob sich vom Rheine bis zum Gebirg hinauf ein festes Bollwerk von Mauern und Türmen, und wo diese Landesmauer aufhörte, da zog sich nördlich über das ganze Waldgebirg bis wieder zur Westgrenze des Rheines hinüber eine Grenzwehr der eigensten Art, das sogenannte Rheingauer Landgebück. Hier war der Wald selbst zur Festung gemacht, indem Baumzweige und Buschwerk auf Meilen weit zu dem festesten Zaun ineinander geflochten und im Laufe der Jahrhunderte so dicht zusammen verwachsen waren, daß sie das Land besser als eine Mauer absperrten. Man konnte den ganzen Gau wie ein Haus zuschließen. Dieser territorialen Beschlossenheit entsprach die soziale und politische Abschließung des Volkes. Der Landesfürst schloß den Gau politisch durch seine Vogtei, und die Bewohner selbst schlossen sich sozial ab durch die äußersten Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines Fremden in ihre Genossenschaft. Allein auch positiv sprach sich das sozialpolitische Sondertum aus in dem höchst merkwürdigen uralten Markverein der „rheingauischen Heimgeraide". Im ursprünglichen Geiste dieses Markvereins sind alle Landesinsassen als eine große Familie gedacht. Die Heimgeraide bildete das gemeinsame Eigentum dieser Familie, die Almende des Landes. „Wald, Weide, Wasser, Weg und Steg" sind die Nutzungen, auf welche jeder Rheingauer ein angeborenes Recht hatte, aber nur im Sinne der Gütergemeinschaft, denn keiner durfte sich von diesen Stücken etwas zum Privatbesitz aneignen. Dieser urväterliche Kommunismus, der eine ganze Gaubevölkerung zur engverbundenen sozialen Familie zusammenrückte, war außer dem Rheingau gerade in solchen Gegenden ganz besonders ausgebildet, wo heute noch eine starke politische Zerstückelung und Kleinstaaterei herrscht, in der südwestdeutschen Staatengruppe. In der ältesten Zeit ein mächtiger Hebel zur Förderung der Kultur, politischen Gemeingeist weckend im Volke, wurden diese Markvereine und Waldgenossenschaften später die Stützen eines

falschen Sondergeistes. Selbst die immer kräftiger herausgebildete landesherrliche Gewalt vermochte lange nicht, den im Volksleben gewurzelten Partikularismus zu bemeistern. Die Grenzen der Markvereine durchkreuzten mitunter die Grenzen der fürstlichen Territorien und trugen so noch eine soziale geographische Zersplitterung in die politische hinein. Die wetterauische „hohe Mark von Oberursel" z. B. griff in Mainzer, Hanauer, Solmser, Frankfurter und anderherrisches Gebiet hinüber. Umgekehrt schloß dann die rheingauer Mark wieder einen Teil rein mainzischen Gebiets als selbständiges Ganze ab. Die deutsche Kleinstaaterei ist keine Schöpfung der Fürsten, sie gründet sich auf den Partikularismus des Volkslebens, der altersgrau ist neben dem noch sehr jungen Institute der fürstlichen Landeshoheit. Der Bürgerstolz, diesem hochbegünstigten Gau anzugehören und die Eifersucht, daß kein Unberufener eindringen möge, spricht sich in der alten rheingauischen Landesverfassung aufs kräftigste aus. Wer den Charakter eines Gaugenossen hatte, dem fielen die Ansprüche auf Teilnahme an den Freiheiten und Nutzungen zu, wenn er auch nur so viel Grundeigentum besaß, „daß man einen dreibeinigen Stuhl darauf stellen konnte", während ein andrer, der, ohne jenen Charakter, die größten Liegenschaften im Gau sein eigen genannt hätte, dennoch davon würde ausgeschlossen gewesen sein. Hier liegt der Vergleich mit den alten Reichsstädten nahe. Aus ihrer früher so heilsamen Abschließung entwickelte sich bei vielen dieser Städte später ein versteiftes und verknöchertes Gemeinwesen, derart, daß sie im Wettstreit mit dem entfesselten modernen Städteleben vollständig in die Ecke geschoben wurden; bei andern aber, namentlich den kleineren, trat das gegenteilige Uebel ein; sie verloren alle Eigenart und der ganze Charakter ihres Bürgertums löste sich gründlicher als irgendwo in der sozialen Ausgleichung der Gegenwart auf. Das letztere gilt auch vom Rheingau. Im Mittelalter hat er sein Volksleben aufs individuellste entfaltet und — ausgelebt. Das Uebermaß der Abschließung schlug in sein Gegenteil um, in die Verflüchtigung

alles Besonderen. Der Gau, welcher früher so spröde that bei der Aufnahme von Fremden, war in unserm Jahrhundert, wie zur Strafe, einmal geraume Zeit eine wahre Freistätte für fahrendes Gesindel geworden.

Allein obgleich fast alle die früheren sozialen Charakterzüge des rheingauischen Volkes erloschen sind, so war doch ein einziger nicht zu vertilgen: der Rheingauer ist der Mann des deutschen Weinlandes, des Weinbaues und des Weintrinkens als solcher. Das ist die wunderbare natürliche Wahlverwandtschaft zwischen „Land und Leuten", die durch keine politische Umwälzung zerstört werden kann.

Wir gehen einer neuen Weltteilung der Arbeit entgegen. Wie lange wird Europa in Getreidebau und Viehzucht noch erfolgreich wettarbeiten können mit Amerika und Australien? Begünstigt von einem jungfräulicheren Boden, von besserem Klima und billigeren Arbeitskräften werden fremde Zonen die heutige europäische Landwirtschaft erdrücken und uns zu ganz neuen Kulturformen des Bodens zwingen. Nur die edelsten deutschen Weine, die rheingauer voran, sind noch von keiner kalifornischen, australischen oder afrikanischen Konkurrenz besiegt worden, sie behaupten den ersten Rang in Europa und in der Welt. Freilich kann heute auch in den gesegnetsten Lagen des Rheingaus nur noch der größere Besitzer diese edelsten Handelsweine erzeugen. Aber gleichviel! Ein süßer Trost bleibt uns doch: wenn wir auch in künftigen Jahrhunderten Brot und Fleisch bei den Amerikanern und Australiern werden kaufen müssen, dann muß doch immer noch Australien und Amerika zu uns kommen, wenn es den besten Tropfen trinken will.

Der oberste Kanon der alten rheingauischen Landesrechte hieß: „Im Rheingau macht die Luft frei." Dieses große Privileg des salischen freien Landstrichs hat längst seinen politischen Sinn verloren. Aber ein tiefer poetischer Sinn ist dem wunderlich klingenden mittelaltrigen Rechtsgrundsatze geblieben. Die Luft ist es in der That, die das moderne, in den Banden

einer ebenso unreifen als überreifen Zivilisation gefangene rheingauische Volksleben einzig noch frei macht, die milde hesperische Luft, in ganz Deutschland sondergleichen, welche die Traube des Steinbergs und Johannisbergs reift, damit der Wein wenigstens das arme Volk im reichsten Gau mit einem Strahl der Poesie verkläre, und ihm das Köstlichste nicht ganz verloren sein lasse, was den einzelnen Menschen wie Volksgruppen und Nationen auszeichnet: eigenartige Persönlichkeit.

Der vorstehenden Skizze des rheingauer Lebens schließt sich der Aufsatz „Bauernland mit Bürgerrechten" in meinem „Wanderbuche" ergänzend und historisch fundamentierend an. Weitere Forschungen und Schilderungen aus dem „Individualisierten Lande" gab ich in dem Vortrage „Rheinlandschaft" im ersten Band der „Freien Vorträge", dann in den Abschnitten des „Wanderbuches": „Ein Gang durchs Tauberthal" und „Das Gerauer Land mit seinen Kaiserstätten". Endlich gehört auch mein Buch „Die Pfälzer" hierher. Wer diese sämtlichen Arbeiten zusammennimmt, der wird mir wohl zugestehen, daß ich die Grundideen des gegenwärtigen Kapitels nicht bloß andeutend hingeworfen, sondern auch in jahrelanger mühevoller Arbeit des Wanderns und Beobachtens, Studierens und Schreibens im einzelnen begründet und durchgebildet habe.

VI.

Zentralisiertes Land.

Wer aus dem westlichen Mitteldeutschland kommt, wo überall auf engstem Raum so große Mannigfaltigkeit des Volks und Bodens zusammengedrängt ist, wo man bei jeder Meile Wegs gleichsam um eine Ecke tritt, daß sich der Anblick eines neuen Landes, anders gearteter Menschen eröffnet, für den fällt auf den langgestreckten bayrischen Hochflächen zwischen der Donau und den Alpen vor allem das Weitschichtige, Auseinandergezogene der Landschaft wie der Volksgruppen auf, der Mangel der feineren Durchbildung auf kleinem Raum. In den erstgenannten Gauen liegt der Stoff zur Landes- und Volkskunde in zahlreichen Duodezbändchen angehäuft, hier in zwei bis drei großen Folianten. Wo dort manchmal ein Nachmittagsspaziergang genügt, um Gegensätze von Land und Leuten nebeneinander im Original zu vergleichen, da fordert dies hier Tagemärsche. Nicht als ob es dem Flach- und Hügellande zwischen Iller und Inn an scharf geprägtem Charakter fehle: derselbe ist nur in breiten Zügen angelegt, und eben darum wußte er sich so ungebrochen derb zu bewahren.

Den bis ins kleinste individualisierten Landstrichen gehört die Vergangenheit, namentlich die mittelaltrige. Gehört vielleicht den ins Breite und Massenhafte angelegten Ländergruppen die Zukunft? Der Hauptstock der am individuellsten durchgebildeten Gegenden Deutschlands: Thüringen, Hessen, die Uferlande des Ober- und Mittelrheins ꝛc. ist in der Kleinstaaterei stecken geblieben; die Ländergebiete der drei mächtigsten deutschen Staaten: Oesterreich, Preußen, Bayern gliederten sich seit alter Zeit nach massenhafteren Gruppen. Auf den weiten Hochflächen an der

Isar, in den weiten Sandniederungen an der Spree zogen sich in der neuesten Zeit die zwei bedeutendsten Mittelpunkte deutschen Kunstlebens zusammen; nie und nimmer hätte das Mittelalter an solchen Punkten Kunsthauptstädte zu gründen vermocht. Die große Fabrikindustrie und der Weltverkehr der Eisenbahnen sucht jetzt mit Vorliebe die weiten gleichförmigen Ebenen auf, und die endlosen Steppen des russischen Reiches sind es, aus welchen die beklommene Phantasie des vielgliedrigen Abendlandes die dunkeln Schattenbilder einer neuen Völkerwanderung von ferne heranziehen sieht.

Es gibt wohl einen Dualismus deutschen Volkstumes, aber er fällt durchaus nicht mit den Gegensätzen von Nord- und Süddeutschland zusammen. Er gründet sich auf die Doppelart *gleichheitlich geeinigten und vielgestaltig gesonderten Landes und Volkes*. Die beiden bewegenden Kräfte des Einigungstriebs und des Sondergeistes in der bürgerlichen Gesellschaft entwickeln sich hier auch geographisch und ethnographisch. Der Norden und Süden unsers Vaterlandes zeigt entschieden wahlverwandte Gruppen von Volkscharakteren: Mitteldeutschland ist es, was den Gegensatz hierzu bildet. Sieht man von den Zufälligkeiten, von der Dekoration, dem äußeren Gewand des Volkstumes ab, dann stehen die Ostfriesen, Schleswig-Holsteiner, Niedersachsen, Mecklenburger, Pommern den Altbayern, Tirolern, Steiermärkern unendlich näher als beide den Obersachsen, Thüringern, Rheinfranken ꝛc. Im Norden und Süden sitzen noch Volksstämme in großen und ganzen Gebilden, im Binnenland sind die Trümmer ursprünglicher Stämme aufgelöst und bunt durcheinander geworfen. Im Norden und Süden findet sich noch reines Bauernvolk, reine Dörfer, dazwischen aber auch reine Städte. In der Mitte ist bäuerliches und städtisches Wesen vielfach verwischt und ineinander getrieben, die Bauern sind städtisch, die Kleinstädter bäuerisch, bei Hunderten von kleinen Städten und großen Dörfern läßt es sich gar nicht genau bestimmen, ob sie mehr das eine oder das andre sind. Rein bäuerliche Bezirke sind da nur noch

im kleinen eingesprengt, Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Weltstädte wie Hamburg, Berlin, Wien, hat Mitteldeutschland nicht aufzuweisen, ebensowenig so reine Bauerndörfer gleich jenen am Fuß der Alpen und an der Meeresküste. Im Norden und Süden weiß man noch ungefähr, was Stände sind, in der Mitte ist das Verständnis für die organische Gliederung der Gesellschaft fast ganz erloschen. Die letzten bedeutsamen Reste des alten Innungswesens mußte man zuletzt an der Nord- und Ostsee und in den Vorländern der Alpen suchen; der Ruf nach zeitgemäß erneuten und umgestalteten Innungen ging vom Norden aus. In Ober- und Niederdeutschland herrschen noch reine Volksmundarten vor; die aufgelöste und verwitterte Volkssprache zeichnet Mitteldeutschland. Im Süden und Norden wurzelt vorzugsweise noch ein strenges Kirchentum im Volke, und der Pommer sieht noch ebensogut im Papste den wirklichen Antichrist, wie ihn der Tiroler im Doktor Luther sieht. Im Binnenland mischen sich die Bekenntnisse, und Duldung und Gleichgültigkeit hat selbst im niederen Volke fast nur noch gebrochene und gedämpfte Tinten des kirchlichen Lebens übrig gelassen.

Im Norden und Süden wohnen noch einsame Menschen, der Kultur entrückte Volksgruppen, in der Mitte sind alle Pfade aufgeschlossen und jedes einzelnen Haus steht an der großen Heerstraße. Dort kann man noch Entdeckungsreisen machen, hier stolpert je alle zehn Schritt ein Tourist über den andern. Wie die Bewohner des einsamen Oberlechthales und vieler andern Alpenthäler in jungen Jahren in die weite Welt ziehen, um draußen ihr Brot zu suchen und erst am späten Lebensabend als gemachte Männer in die stille Heimat zurückzukehren, so ziehen Tausende von Küstenbewohnern in gleicher Absicht nach allen Meeren. Von den alten Normannen geht die Sage, daß sie durch das Los ein Prozent des jüngern Volks zu ihren Seezügen ausgewählt hätten, und wunderbar genug wird ganz das Gleiche auch in den alten schweizerischen Wandersagen erzählt.

Norddeutsches und süddeutsches Volkstum unterscheidet sich in vielen Aeußerlichkeiten; im Kern und Wesen steht sich beides erstaunlich nahe. Schon in der Landesart ist diese Verwandtschaft im Gegensatze zu Mitteldeutschland aufs schärfste herausgekehrt. Im Norden und Süden herrschen die massenhaften geographischen Gebilde vor, große Ebenen, das Meer, große Ströme, große Gebirge; in Mitteldeutschland der bunteste Wechsel kleiner Hügel- und Flachlandpartien, Mittelgebirge der mannigfaltigsten geognostischen Zusammensetzung, eine Ueberfülle kleiner Gewässer. Dem entspricht massenhaft geeintes Volkstum auf der einen Seite, zersplittertes auf der andern. Wenn Prof. Bernhard Cotta auf den schlagenden Zusammenhang zwischen dem revolutionären Volksgeiste und den örtlichen geologischen Bodengebilden in Deutschland hingewiesen hat, so liegt in solcher Vergleichung in der That mehr als ein bloßes Spiel des Witzes. Wo die urweltlichen Revolutionen augenfällig am tollsten gewirtschaftet und die mannigfaltigsten Gesteinschichten neben- und untereinander geworfen haben, da konnte naturgemäß auf dem zerrissenen Boden auch das Volksleben am frühesten zerrissen und zersplittert werden, und in diese Risse setzte sich die moderne Bildung und mit ihr die Empfänglichkeit auch für die revolutionären Produkte derselben, während ein auf massenhaft gruppiertem Lande heimisches, massenhaft abgeschlossenes Volkstum ungleich spröder und zäher in seiner Eigenart verharren wird. Den mitteldeutschen Stämmen fehlt jene ausschließende Einseitigkeit, aus welcher sich große Volksgruppen als ein einheitliches, zäh beharrendes Originalgenie entwickelten, wie diese Einseitigkeit den geognostischen und geographischen Bildungen seines Bodens fehlt.

In der Absicht nun, ein nach breiten Massen angelegtes Land, ein in großen Zügen gestaltetes Volkstum dem aufs äußerste durchgearbeiteten kleinen Winkel des Rheingaues gegenüberzustellen, wenden wir uns zu den südbayrischen Hochflächen. Blicken wir zuerst auf die Eigentümlichkeiten des Landes.

Ein hohes, rauhes Tafelland, bildet es die Riesenbrücke zwischen den Alpen und unsern binnenländischen Mittelgebirgen. Nur Hügel, namenlose Hügel, keine Berge beleben die ungeheure Fläche. Jeder Fernblick gegen Süden wird begrenzt durch die am Himmel verschwimmenden Bergspitzen der Voralpen. Man kann auf zwanzig Meilen von Westen nach Osten wandern, und schaut immer dieselbe Bergkette im Hintergrunde. Die ewigen Alpen, das Sinnbild der Stetigkeit in der Natur gleich dem ewigen Meere, blicken als Herrscher und Hüter über das ganze weite Land. Zahlreiche kleinere Flüsse schießen vom fernen Bergwall in reißendem Laufe die steil geneigte Hochfläche hinab der Donau zu, aber kein größerer Strom gliedert das Land. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend bei fast allen diesen Gewässern; die meisten strömen in gleicher Linie von Südwest nach Nordost. Bei den Thälern des Lech, der Isar, Iller, Amper, Paar, Glon, Zusamm, Schmutter rc. ist allenthalben, sowie sie den äußersten Damm des Hochgebirges durchbrochen haben, die Thalweitung unverhältnismäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen: die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge. Man sieht fast überall zu viel Himmel und zu viel Erde.

Die größeren Flüsse dieser Hochfläche haben selten ein geregeltes Bett, sie laufen fast überall in zahlreiche Zweiggeflechte und Seitenarme auseinander, und nehmen mit nutzlosen Inselchen, Sand- und Geröllbänken, Altwassern, kleinen Sümpfen dreimal mehr Platz ein, als ihnen von Rechts wegen gebührte. In diesen schwer zugänglichen Flußauen herrscht oft noch Urwildnis.

Denn es sind diese Flüsse noch nicht Knechte der Gesittung, sondern wilde Feinde derselben. Sie hemmen den Verkehr, statt ihn zu beleben. Die menschliche Ansiedelung hat sich nicht an ihren Ufern gesammelt, sie ist ihnen vielmehr möglichst weit ausgewichen. Das Schwemmland, welches das Hochwasser heuer geschaffen, wird im nächsten Jahre wieder verschlungen von den tobenden Fluten. Vielleicht zeigen sie nur in einer einzigen regnerischen Sommerwoche ihre volle jähe Zerstörungswut, aber ein paar Stunden genügen dann, um den Acker, welchen man jahrelang dem Element mühselig abgetrotzt, in eine für immer zur Kultur unfähige Geröllbank zu verwandeln. In der Meringerau am Lech lag das uralte Schloß Gunzenlech, wie die Sage erzählt, ein Bau von fabelhafter Größe und Herrlichkeit, in welchem die alten bayrischen Herzoge ihre stolzesten Feste feierten — es ist im Lech versunken, und nicht bloß das Schloß, auch der Boden, auf dem es mit seinen weitberühmten Prunkgärten gestanden, und keiner weiß mehr seine Stätte.

(Nach einer beachtenswerten neueren Hypothese lag Gunzenlech oder „Gunzinleh" nicht unmittelbar am Lech, sondern seitab auf den Hügeln von Kissing, welche die Lechebene säumen. Wenn wir heute auf der Bahnlinie Augsburg-München die kahle Fläche von Mehring durchkreuzen, dann dünkt es uns unfaßbar, daß hier, sei es auf den Hügeln oder am Flusse, die glänzendste Kaiserhochzeit des ritterlichen Mittelalters, die Hochzeit Philipps von Schwaben mit der griechischen Prinzessin Irene (Pfingsten 1197) gefeiert worden sein soll. Und doch war es so. Statt alte Schlösser und Burgen sehen wir in diesen Gegenden jetzt nur Bauerndörfer und wenige neue, oft recht bäuerliche Edelsitze; nicht einmal eine Kirche erinnert uns an das Mittelalter. Vor unserm geistigen Auge steht die schlanke, schöne Gestalt des Staufers Philipp und der edelfeinen, vornehm fremden Irene, zu deren Preis Walther von der Vogelweide Worte gebraucht, die er sonst nur der heiligen Jungfrau gönnte, — und vor unserm leiblichen Auge wandeln untersetzte, grobknochige Bauern und

Bäuerinnen der derbsten, hier oft recht unschönen, altbayrischen Art! Diese Hochfläche ist reich an historischen Erinnerungen und ganz arm an historischen Denkmalen. Vergangenheit und Gegenwart scheinen sich zu widersprechen: das gegenwärtige Volk ist das älteste Altertum. Wie ganz anders am Rheine! Dort sehen wir im Volke und seinem Schaffen und Treiben das bewegteste Bild der Neuzeit, und die Landschaft wimmelt von Denkmalen und Trümmern vergangener Jahrhunderte.)

Doch zurück zur örtlichen Charakteristik der südbayrischen Hochflächen- und Hügelzone:

Uebermäßig breite Strombette, weitgedehnte unfruchtbare Alluvionen, große Moorflächen, in denen noch vereinzelte Siedler wohnen neben den kleinen Dörfern, ansehnliche Seen und Weiher, zahllose Hügelgruppen, die einander folgen und sich gleichen wie eine Wasserwoge der andern, darüber ein Himmelsgewölbe, welches südwärts von den Alpen aufsteigt, um im Norden weit über die Donau hinaus im Frankenlande sich wieder auf der Grundlinie des Erdkreises niederzulassen.

Diese breite Physiognomie sitzt dann auch den natürlichsten Kunstwerken des Landes wie angeboren: den Dörfern. Sie sind viel gedehnter angelegt, die Häuser geräumiger, als man's bei den Bauernwohnungen Mitteldeutschlands zu finden pflegt, die Fenster so breit, daß sie zum Entsetzen jedes künstlerischen Auges wohl gar quadratförmig werden. Selbst auf den Kirchhöfen liegen die Toten oft auffallend weit auseinander gebettet. Ueberall der Eindruck, daß in diesen Gegenden noch sehr viel Platz sei, Platz für eine verdoppelte Volkszahl. Es ist noch allerlei Rohstoff des Landes vorhanden, nicht jedes Zipfelchen der Oberfläche präsentiert sich sofort als verarbeitetes Produkt. Die Wahrnehmung, daß hier die Welt noch nicht ganz verteilt sei, hat für jemand, der aus einem übervölkerten Landstrich kommt, etwas Behagliches, Beruhigendes. Die Ackerstücke sind für ein mittelrheinisches Auge mehrenteils erstaunlich groß. Es wäre freilich sehr verkehrt, wenn man diese Raumgröße als Beweis eines

größeren Reichtums nehmen wollte, denn auch der Bau des Bodens zielt meist mehr auf das Massenhafte, als auf die Benützung im kleinen und einzelnen. Die Ackerfurchen sind auffallend breit und tief gezogen, die Pflanzen meist weitschichtig gesetzt. Wie folgerecht leuchtet dieser Grundcharakter eines ausgedehnten, geräumigen Landstrichs überall durch! Und diese hohen und breiten Beete des gepflügten Ackers, deren Urbild die bis zur Donau streifenden sogenannten Hochäcker oder Bifänge zeigen, sind zugleich historische Denkmale; denn so breit und tief, wie heute der oberbayrische Bauer seine Furchen zieht, zog sie hier auch vor langen Jahrhunderten der Kelte mit dem rätischen Pflug, den Plinius beschreibt. In den Wäldern sieht man mehrenteils die gefällten Bäume mehrere Fuß über der Wurzel abgesägt, während dieser lange Stumpf mit der Wurzel im Boden stecken bleibt und häufig genug unbenutzt verwittert. Das ist das letzte Zeichen der Erinnerung an die Zeiten, wo die ganze Bevölkerung an dem in den Wäldern von selbst verdorrenden Holz gerade genug hatte, um ihren gesamten Feuerbedarf damit zu bestreiten.

Dem regellosen Lauf der Flüsse auf diesen Hochflächen sind mehrenteils auch die Wege zu vergleichen. Die kleineren Gemeindewege zumal nehmen sich mit ihren Krümmen — die in uralter Zeit der Fuß des Wanderers vorgezeichnet haben mag, nicht die Meßschnur des Wegbauers — mit ihrem den Hauptweg bald nahe bald weitab zur Seite laufenden Hilfsfußpfaden genau wie das wilde Strombett eines vertrocknenden Flusses aus. Diese ungeregelten, überzähligen wilden Pfade fressen unglaubliche Strecken kulturfähigen Landes weg. Wenn Walther in seiner „Topischen Geographie von Bayern" versichert, daß Bayern durch die Kultur aller seiner Moore innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstentum erobern könne, so glauben wir, daß durch die Regelung der wilden Wege wenigstens auch noch eine stattliche Grafschaft dazu zu gewinnen wäre. Aber dann müßten die geregelten Wege freilich in einem ganz andern Stande gehalten werden als gegen-

wärtig; denn solange man bei nassem Wetter selbst im frisch gepflügten Acker reinlicher geht, als in dem Schlammstrom der Straße, wird die Notwehr von Roß und Mann doch immer die wilden Wege erzwingen. Nur wer die Armut an Bruchsteinen auf diesen Hochflächen mit eigenem Auge gesehen, begreift, wie die Straßen so schlecht sein können, während doch das Budget so beträchtliche Summen für deren Pflege aufweist. Elendes kleines Kalkgerölle, welches man in andern Gegenden zu schlecht erachten würde, um den letzten Feldweg zu stücken, wird hier wohl gar meilenweit verfahren zur Unterhaltung von Staatsstraßen ersten Ranges. Wenn man in dem weiten Hügel- und Flachlande zwischen Ulm und München gelegentlich einen durch den Zufall verschleuderten tüchtigen Bruchstein am Wege liegen sieht, so betrachtet man ihn mit kindischer Freude, mit jener Pietät, mit welcher man in holzarmen Gegenden zu einem vereinzelten Baume aufblickt. Hölzerne Grenzsteine sind in den Dorfmarken nichts Seltenes; dem Widerstreit mit der Logik, der in diesen hölzernen Steinen liegt, geht man in neuerer Zeit wohl auch durch Grenzsteine von gebranntem Thon aus dem Weg.

Wo der Backsteinbau ausschließend herrscht, werden Land und Leute fast immer nur nach breiten Massen gegliedert sein. Der Backstein und die ebenmäßigen breiten Wandflächen bedingen sich gegenseitig, und der Mensch ist enger mit seinem Haus verwachsen, als man gemeinhin glaubt. Ich habe oben auf die Parallele zwischen den Marschen und Niederungen des deutschen Nordens am Saume des Meeres und den Mooren und Hochflächen des deutschen Südens am Fuße der Hochalpen hingewiesen, da nicht bloß die Bodengestalt, sondern auch die darin gewurzelte Verwandtschaft des Kulturlebens des Volkes zum Vergleich herausfordern. Und gerade diese letztere Verwandtschaft läuft in hundert Zweigen auf den gemeinsamen Mangel des Bruchsteins und die Aushilfe durch den gebrannten Stein zurück. Ein Landmann vom Nordsaum der Algäuer Alpen erzählte mir als etwas Märchenhaftes, daß er in Mannheim Häuser gesehen habe,

deren Dächer „ganz mit Schreibtafeln benagelt" seien. Er war entzückt von diesem Eindruck; ganz dasselbe hätte bei einem norddeutschen Küstenbewohner der Fall sein können.

(Inzwischen beginnt die billige Eisenbahnfracht diese Unterschiede in den Städten stark zu verdrängen. München ist das alte München nicht mehr, seit man dort Marmorpaläste baut und die Häuser mit Schiefern deckt statt mit Ziegeln und Holzschindeln. 1883.)

Den Einfluß des Bruchsteins oder Backsteins auf den Volkscharakter in seiner ganzen Breite und Tiefe nachzuweisen, ist noch eine stattliche Aufgabe für einen Kulturhistoriker. Die Gegensätze, welche sich auf diese entscheidenden Rohstoffe der Zivilisation gründen, erweitern sich bei geschichtlichem Rückblick in riesigem Maßstabe; aus dem örtlichen Gegensatze wächst ein weltgeschichtlicher auf: der Orient des Altertums, der, wie Babylon durchaus, oder wie Indien zum großen Teil, auf den gebrannten Thon hingewiesen war, und das bruchsteinreiche Hellas und Rom; der backsteinbauende Nordosten Deutschlands im Mittelalter und die südwestdeutschen Bruchsteingegenden in demselben Zeitraum! Ueberall kommen wir auf gleiche Grundunterschiede zurück, die zuletzt in dem Bruchsteinhaus des Gebirgsbauern und in dem Lehm- oder Backsteinhaus des Flachland- oder Moorbauern zu dem kleinsten Maßstab zusammengeschrumpft, aber nicht erloschen sind.

Wie fein stuft sich wieder, um auf der südbayrischen Hochebene stehen zu bleiben, hier der ziegelgedeckte Backsteinbau in den Dörfern des hügeligen Teiles gegen die strohbedeckten Häuser der Moosdörfer, gegen die schweizerischen Holzschindelhäuser der höheren Lage ab! Die plumpen, massiven, breit und tief gebauten Häuser der Hügelregion mit ihren quadratförmigen Fenstern, ihren hohen, aber fast im stumpfen Winkel gespannten Giebeln, ihren weiten Hausfluren stellen uns den festen, wohlhäbigen, aber schwerfälligen Kornbauer dieser Gegend, der aussieht, als könne man Wände mit ihm einrennen, den Pommer Süddeutschlands, in klarster architektonischer Symbolik dar. Da

wo die Amper bei Wildenrott, die Würm bei Obermühlthal gegen die Ebene des Dachauer Mooses durchbricht, hat die Natur zum letztenmal, als auf dem letzten vorgeschobenen Posten, ein Stück wildromantischer Hochgebirgsscenerie inmitten des Flachlandes improvisiert, und genau in dieser Gegend tritt auch bei den Dörfern die Bauart des Gebirges ein, obgleich bei den Nachbarn rechts und links noch weit hinaus die Bauart der Hügel- und Moosstriche gilt, und eine zwingende klimatische Notwendigkeit zur Anlage dieser Hochgebirgshäuser gewiß noch nicht vorhanden war. Mit so wunderbar sicherem Instinkt hat der Volksgeist seine bescheidenen architektonischen Gebilde dem Charakter des Landes angepaßt. Eine vergleichende Ueberschau des überlieferten deutschen Dorfbaustils, nach Gauen und Stämmen geordnet, würde äußerst lehrreich sein, und es wäre hohe Zeit, dieselbe zusammenzustellen, bevor die immer weiter fressende Gleichmacherei auch hier die alten natürlichen Unterschiede verwischt hat. Die Bauart der Bauernhäuser, wo sie noch historisch und echt ist, gehört ebensogut der Kunstgeschichte, als das Volkslied der Geschichte der Musik. Nicht überall freilich gibt es Dörfer, deren Bau den ästhetischen Gehalt eines volkstümlichen Kunstwerkes beanspruchen darf, aber auch nicht überall sprudelt der Quell des Volksliedes. Die moderne Architektur, nachdem sie mit der Nachahmung der höheren Kunstformen vergangener Jahrhunderte so ziemlich fertig geworden ist, hat jener Baukunst des Volkes schon manche für neu geltende Formen abgelauscht, was uns lebhaft an die Ausbeutung des Volksliedes durch unsre gelehrten Komponisten erinnert; und wenn bei manchen neumodischen Fabrik- und Eisenbahnbauten das travestierte Bauernhaus des Hochgebirgs aus allen Ecken hervorlugt, so ist dies nichts andres, als wenn die große Oper durch den Schmuck alter Volkslieder wieder jugendlichen Reiz zu gewinnen sucht.

Wie im deutschen Mittelalter das Volksleben in allem Sondertum aufs einzelnste durchgebildet war, so zeigt auch die gotische Architektur das gleich Individuellste in ästhetischer Hinsicht. Der Backstein ist, trotz aller Hallenkirchen, der ärgste Feind der goti-

schen Architektur. Nicht leicht mag eine Stadt solch redendes Zeugnis dafür ablegen, als Augsburg, der uralte Zentralpunkt der südbayrischen Hochflächen. Die gotische Architektur ist hier verkümmert in dem widerstrebenden Material, die altromanische Weise und der Zopf, beide mit breiten Wandflächen, herrschen despotisch. Das geht dann weiter fort durchs ganze Land. Die Zentralisierung des Dorfkirchenbaues hat sich zwischen Iller und Isar in einer Weise vollendet, die vielleicht in ganz Deutschland ohnegleichen ist. Ueberall derselbe romanische Unterbau des Kirchenturmes, auf den der Zopf dann einen luftigen achteckigen Pavillon gesetzt und diesen mit einer zwiebelförmigen Kappe gekrönt hat, überall dieselben schlanken minaretartigen Türme, die, dem Charakter des Flachlandes entsprechend, wie riesige Spargeln aus der weiten Ebene aufschießen. Es geht eine scharfe Grenzlinie des bayrischen und schwäbischen Volksstammes mitten durch die Hochfläche, das Land in zwei große, nach Geschichte, Sitte, Mundart grundverschiedene Gruppen teilend, aber die Dorfkirchen sind in der gleichen Weise gebaut, hüben wie drüben. Wer da weiß, wie folgerecht sich im Mittelalter der Kirchenbau, und zumal dieser kleinere, handwerksmäßige, streng nach den Grenzen des Gaues sonderte, der wird das Gewicht dieses Umstandes ermessen. Ich wies oben auf die unterschiedliche Bauart der Hügelland-, Moor- und Gebirgsdörfer hin; für die alten Dorfkirchen allein gelten diese Unterschiede nicht: sie sehen sich in allen drei Strichen fast durchweg so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Diese Gleichförmigkeit mag das künstlerische Auge zur Verzweiflung bringen: der Kulturhistoriker sieht in den Hunderten gleich gebauter Türme, Schiffe und Chöre ein imponierendes Denkmal der zentralisierenden Gewalt der Kirche. So hat denn auch der alte augsburgische Bischofssprengel bei Murnau und Starnberg die schwäbische Stammesgrenze weit überschritten, während dieselbe politisch und volkstümlich so zähe festgehalten wurde.

Auch die alten Dorfkirchen sind wenigstens ein Bruchstück volkstümlicher Kunst. Wenn uns die charaktervollen Bauernhäuser

die schöpferische architektonische Kunstrichtung des Volkes darstellen, dann bezeichnen uns diese Kirchen die nachbildende. Denn in ihnen spiegelt sich die rohe, handwerksmäßige Auffassung, welche der gemeine Mann in alter Zeit von dem höheren Kunststil sich aneignete, gleichsam sein praktisch dargelegtes Verständnis des letzteren. Wer freilich an den modernen Dorfkirchenbau denkt, der lediglich durch die Willkür des Baumeisters, der Gemeindevorstände ꝛc. bestimmt wird, der mag schwer begreifen, welch ein ungehobener Schatz für die Kunstgeschichte noch in den alten Dorfkirchenbauten liegt, die sich nach ganz natürlichen örtlichen Gruppen ordnen und, wie die ganze mittelaltrige Baukunst, aufs festeste in dem engbegrenzten Boden gewurzelt sind, der sie trägt.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Wahlverwandtschaft der norddeutschen Küstenländer mit den süddeutschen Hochflächen ist die gotische Frauenkirche zu München. Sie zeigt in ihrer Bauart die auffallendste Aehnlichkeit mit den gotischen Kirchen der deutschen Ostseeländer, die eine so ganz eigentümliche, in der Natur von Land und Volk wie in der Art des Baumaterials (Backstein) begründete Einzelart des gotischen Stiles darstellen. Weite Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittelung, ein Uebergang: und doch baute man in München in derselben, weil dem Volksgeist, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der fernen Ostseeküste.

Barthold in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens zieht eine Parallele zwischen dem alten Lübeck und dem alten München, und weist auf den großen Abstand in den jüngsten Epochen beider Städte. Nur in zwei Bauwerken findet er, daß ein Denkmal der alten Verwandtschaft geblieben sei: in den düsteren, hünenhaft über das Maß ausgereckten Formen der Münchener Frauenkirche und der stilverwandten St. Marienpfarre zu Lübeck. Und wie der Dachgiebel und die wunderlich bekuppten Doppeltürme der Frauenkirche, alles moderne Werk nebenan an Masse überragend, dem von den Alpen niedersteigenden Wan-

derer als erstes Wahrzeichen aus der Ebene aufsteigen, so begrüßt auch der Schiffer im Golf von Wagrien das Gewölbe und Nadelpyramidenpaar der Marienpfarre als erste Landmarke.

Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte von Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seen zwischen dem Ammer- und Starnbergersee wandert, durch diese Buchenhaine von so tief gesättigtem, saftigem Grün, wie es nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unsers Vaterlandes eigen sind. Unter unsern älteren Landschaftsmalern haben die größten Meister jener duftigen Luftperspektiven, jener feuchtverklärten Fernen entweder an unsern nordischen Meeren oder auf unsern südlichen Hochflächen ihre besten Studien gemacht.

In der Mitte Deutschlands, im besonderten Land, spielt der vorzugsweise romantische Teil unsrer Geschichte und Sage. Dort ragen auch unsre schönsten Burgen, der reichste Kranz von dichterisch schönen Städtetrümmern und Kirchen- und Klosterruinen. Viel grimmigere Völkerschlachten wurden aber im Nordosten und im Süden geschlagen; an beiden Punkten Vertilgungskämpfe gegen einbrechende Barbarenhorden. Die südbayrische Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam ein großes Schlachtfeld gewesen. Hier prallten die Massen aufeinander, wenn im individualisierten Mitteldeutschland die Individuen zusammenstießen. Und doch sind unsre nordöstlichen Grenzmarken gleich den Hochflächen des Südens arm an augenfälligen historischen Trümmern. Die zahlreichen Burgen des linken Lechufers sind fast alle bis auf die Grundmauern hinweggetilgt. Es ist ein Charakterzeichen für diese Gegend, daß man fast immer entweder lediglich die Burgkapelle stehen ließ, oder aus dem letzten Trümmerrest eine Kirche auf die Burgstätte gebaut hat.

Mehr als bloßer Zufall aber ist es, daß in den Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen ist, während in den von monumentalen Trümmern so arg entblößten großen

Landstrichen des Südens und Nordens das lebende Denkmal alter Sitte, Sage, Sprache und Siedelung am festesten sich erhalten hat.

An den norddeutschen Meeresküsten zeigt man oft kleine Strecken des Küstensandes, die ganz rot gefärbt sind von zermalmten, aus der Tiefe des Meeres aufgespülten Ziegelsteinen. Es sind die Stätten, wo ganze Dörfer vor Jahrhunderten von den Fluten verschlungen wurden. So sieht man auf den südbayrischen Flächen mitunter Hügel, deren Köpfe ganz rot gefärbt sind von einer förmlichen Saat zerbröckelter Backsteine. Einen solchen Hügel nennt man am Lechrain einen Burgsel, weil er eine Burg getragen; das rote Gerölle aber ist jetzt das einzige Monument versunkener Macht und Herrlichkeit.

In ihrer Masse und Fülle sind diese Hochflächen schön, wie die flachen Meeresküsten in ihrer Masse. Der landschaftliche Reiz unsrer mitteldeutschen Gegenden liegt dagegen fast immer in gesonderter Plastik einzelner Formen. So geht auch die landschaftliche Schönheit Hand in Hand mit dem allgemeinen Landes- und Volkscharakter. Das Lechfeld, von der Sage wie von der Geschichte geweiht, ist eine Oede, baumlos, hügellos, eine unabsehbare, braungrüne Fläche. Man hat sie mit einem erstarrten See verglichen. Aber gerade über dieser endlosen Oede schwebt im verglimmenden Abendsonnenschein ein heimeliger herzbewegender Zauber. Es ist nur eine ungeheure Oede, aber doch wieder von tiefem, ureigenem Gepräge. Und in der Erhabenheit der endlosen Oede überwältigt uns der Gedanke, daß die Erde überall schön sei, denn sie ist überall Gottes.

Alles südlich der Donau gelegene bayrische Land gliedert sich für unsre Anschauungsweise nur in zwei große Hauptmassen. Seit uralten Tagen macht hier der Lech den Satz zu Schanden, daß die Flüsse nicht trennende Grenzlinien, sondern Verbindungslinien der Ufervölker seien. Und nicht bloß Südbayern teilt sein Lauf von der Quelle bis zur Mündung in zwei große Gruppen, sondern alle südlich der Donau gelegene deutsche Gaue in eine schwäbische und eine bayrisch-österreichische Hälfte. Der Charakter

des Bodens auf beiden Ufern bildet durchaus keinen entsprechenden Gegensatz, und doch hält der schmale Wasserstreif so scharfe Gegensätze im Volkscharakter mit der Genauigkeit einer mathematischen Linie auseinander. Es ist merkwürdigerweise eine Völkerscheide ohne zugleich eine Landesscheide zu sein. Lediglich im äußeren Grundriß des Bodens liegt die Grenznatur: der Lech ist die senkrechte Linie von den Alpen auf die Donau gefällt, also die natürlichste Verteidigungslinie gegen jedes durch die breite Heerstraße des Donauthales einflutende Heer. Und so ward der natürliche Landwehrgraben in so vielen Völkerkämpfen zum Grenzgraben, an welchem die zwei Hauptgegensätze süddeutschen Volkstumes auseinander gehen.

Aber auch die politische Zersplitterung der Ecke zwischen Iller und Lech war eine zufällige, nicht durch des Landes Art gebotene. Selbst das landschaftliche Gesicht der Gegend verkündet dieses Verhältnis. Die Hochfläche zerklüftet sich zwar in zahllose Hügel, diese aber sondern sich nirgends zu selbständig geschlossenen Einzelgruppen ab. Das Bewußtsein der alten zufälligen Gebietsunterschiede wird gar bald beim Volke vollends erloschen sein, aufgesogen durch den in unvordenklicher Verjährung eingewurzelten Hauptunterschied der schwäbischen und bayrischen Lechseite, den keine politische Verschmelzung so bald vertilgen wird. Nur ein Rückgedanke an die alten Herrschaftsverhältnisse ist — wie fast überall — auch bei den bayrischen Schwaben des linken Lechufers noch unverloren, daß nämlich alte Leute aus den ehemals geistlichen Gebietsteilen mit wehmütigem Behagen der goldenen Zeit erwähnen, wo sie noch unter dem Schatten des Krummstabs wohnten, und — die Maß Bier nur zwei Kreuzer kostete.

Wie scharf die Lechlinie sich auch als Grenze der beiden Mundarten bewährt, dafür genüge ein einziges Beispiel. Auf dem linken Lechufer gehen gut drei Viertel aller Ortsnamen auf die Schlußbildung „ingen" aus, diese charakteristische Form der schwäbischen Ortsnamen, die im Herzen Schwabens bis zum Komischen die Alleinherrschaft behauptet. Also: Göggingen, Bobingen, Inningen u. s. w. Sowie man aber den Fuß über den Fluß setzt, ist schlechterdings kein „ingen" mehr aufzuspüren; dieselbe Form hat sich in „ing" verwandelt, welches in Bayern ebenso bezeichnend vorherrscht wie „ingen" in Schwaben. Also: Meering, Statzling, Darching u. s. w. Diese Ortsnamen auf „ing" gehen aber, obwohl sparsamer, durch das ganze südlich der Donau gelegene Oesterreich fort bis zur ungarischen Grenze; auf der andern Seite läuft das schwäbische „ingen" durch Württemberg und Baden nach dem Elsaß, und erlischt erst in den Ostgrenzen Lothringens und der Freigrafschaft. Diese Strenge, mit welcher sich die am meisten charakteristische Formbildung der Ortsnamen für ganz Süddeutschland am Lech abschneidet, zeigt uns recht, welch eine scharf gezogene Grenze der Volksstämme in diesem Flusse gegeben ist. Im Norden der Donau wird man die Grenzlinie zwischen „ingen" und „ing" da finden, wo die Marken des alten schwäbischen und fränkischen Reichskreises im Flußgebiet der Altmühl und Wörnitz in einem Winkel mit dem bayrischen Kreise zusammenstoßen. In Franken kommen beide Endungen nebeneinander, doch nur vereinzelt, vor. Vorzugsweise in Süddeutschland zeigt sich die Kreiseinteilung des Reichs, wie sie Kaiser Maximilian I. geschaffen, als großenteils trefflich begründet auf die natürlichen Länder- und Völkergrenzen. So hatte sie sich auch bei Bayern und Schwaben streng an den großen Wehr- und Grenzgraben des Lechbettes gehalten.

Heute noch hat der Lech auffallend wenig Brücken, und der Ortsverkehr zwischen beiden Ufern ist erstaunlich gering. Der nächste Uebergangspunkt oberhalb Augsburg ist nicht weniger als sechs bayrische Stunden von dieser Stadt entfernt bei dem Dorfe Lechfeld. Hier ist eine Brücke, allein nur für Fußgänger praktikabel. Sie ist mit einem Thor abgeschlossen, und eine gute Strecke seitab in den Wiesen steht das Haus des Pförtners und Brückenzollerhebers. Will man diese Brücke passieren, so ruft man diesen Mann herbei, der uns mit dem Schlüssel zur Brücke begleitet, das Thor aufschließt und den Zoll erhebt, um dann wieder hinter

uns abzuschließen. Diese ebenso gemütliche als gründliche Art der Brückengelderhebung und Kontrolle gibt ein Bild von der hier herrschenden Lebhaftigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern.

In alten Tagen lag es im Interesse der Politik, möglichst wenige feste Brücken über den großen Grenz- und Verteidigungsgraben des Lech zu bauen; die moderne Zeit aber hat in Bayern überhaupt noch nicht allzuviel von dem nachgeholt, was frühere Jahrhunderte in Brücken- und Straßenbau versäumten. Der Abgeordnete v. Koch bemerkte in einem 1850 erstatteten Bericht über das Budget des Straßenbaues als etwas besonders Auffallendes, daß fast sämtliche Brücken des Königreichs Bayern als gleichzeitig reparaturbedürftig aufgeführt seien. Als Sankt Sebaldus im heutigen Bayern an die Donau kam, fand er weder eine Brücke noch ein Fahrzeug. Er besann sich aber nicht lange, breitete seinen Mantel aus und steuerte wie auf einem Schifflein wohlbehalten über das Wasser. Man sieht, die Brückennot ist historisch im Lande.

Aeußerst wenige Dörfer liegen unmittelbar am Uferrande des Lech, die meisten sind bis auf eine Stunde Wegs landeinwärts geschoben; dagegen sieht man vielfach die verwachsenen Reste alter Wälle, Schanzen und Gräben am Wassersaum.

Im allgemeinen ist auf der bayrischen Lechseite noch viel größere Abgeschlossenheit des Volkslebens, ältere Sitte, minder bewegliche Entwickelung wahrzunehmen als auf der schwäbischen. Schon die Bauerntracht, obgleich nicht mehr ganz streng nach der Flußgrenze geschieden, macht dies anschaulich. Auf beiden Ufern sind altertümliche Volkstrachten, aber das Datum der bayrischen ist das bei weitem ältere. Wenn unsre heutigen Volkstrachten nichts andres sind als aus der Mode gekommene städtische Trachten, dann sind die Altbayern bei einer wenigstens um hundert Jahre früher abgelegten Garderobe stehen geblieben als die schwäbischen Bayern. Das rechte Lechufer zieht den Rock des 17., das linke den des 18. Jahrhunderts vor. Dort hohe spitze Hüte, kurze Wämser und lange faltige Lederstiefel bei den Männern und

die über die Schultern emporgedrückten Schinkenärmel der Frauen; hier das kleine runde Hütchen oder der Dreimaster der Zopfzeit, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen, oder auch kurze Hosen mit Schnallenschuhen und — keine Strümpfe, wobei das possierlichste Widerspiel von Natur und Etikette auf Beineslänge zusammengerückt ist. In der Dachauer Gegend ist die altüberlieferte Tracht der Frauen häßlich, unbequem und ungesund zugleich. Aber je mehr man die Leute verspottet über ihr wunderliches Kleid, welches auch das schlankste Mädchen von hinten wie eine Buckelige, von vorn wie eine Schwangere erscheinen läßt, desto fester halten sie an demselben.

Warum sind aber diese Volkstrachten gerade bei den oben bezeichneten bestimmten Zeitpunkten stehen geblieben, warum nicht ebensogut bei einem späteren oder früheren? Und ist nicht beiläufig in demselben Zeitraum, wo der Dorfkirchenbau auf dem rechten Lechufer zu stehenden Formen erstarrte, auch die Volkstracht dieser Gegenden für die kommenden Geschlechter gefestet worden? Wäre ein solches Zusammentreffen so ganz zufällig? Wenn ein Volk die Tracht einer bestimmten Zeit auf Jahrhunderte beibehält, dann betrachtet es damit jene Tage als die für sein ganzes nachfolgendes Kulturleben entscheidenden, als die Periode, in welcher es, hegelisch zu reden, den letzten „Ruck in seiner Weltgeschichte“ gemacht hat.

Die Formen der altbayrischen Dorfkirchentürme und der altbayrischen Volkstrachten gehören wesentlich den nächsten Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege an. In diesem Vernichtungskampfe war in den bayrischen Landen von Freund und Feind furchtbar gründlich aufgeräumt worden. Es war Raum für Neubildungen da. Daß sie hervorbrachen, darf nicht wundernehmen. Weil aber gleichzeitig das vorwärts drängende politische Leben in Bayern erstarrte, blieben auch diese einzelnen äußerlichen Schöpfungen des Volksgeistes stehen. Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts mit ihren Gärungen, Zersetzungen, Auf-

lösungen, mit ihren Vorgebilden der Neuzeit sind für Altbayern im allgemeinen kaum, für das Bauernvolk gar nicht vorhanden gewesen. Das 19. Jahrhundert setzte hier gleichsam unvermittelt an das 17. an, das 18. war für diese Gegenden nur eine Wiederholung des 17. gewesen. Dieser Umstand, daß Altbayern an der Hand seiner geistlichen Führer um das 18. Jahrhundert herumgekommen ist, mag gar manche Eigenart des Volkslebens wie neuerer politischer Zustände erst in das klare Licht setzen.

Der gemeine Mann ist hier im Durchschnitt noch streng kirchengläubig, er weiß nichts von den religiösen Kämpfen und Zweifeln, die seit den letzten hundert Jahren wieder die gebildetere Welt aufgerüttelt haben. Er kennt nur seinen Katholizismus, und mancher sehr anständige Mann in Altbayern, der einen sehr feinen Rock trägt, würde baß erstaunen, wenn man ihm die Neuigkeit berichtete, daß die Protestanten auch an Christum glauben. Als Luther mit Langenmantel zur Nachtzeit Augsburg verlassen, ritten sie acht große Meilen in einem fort das Lechfeld hinauf dem blauen Hochgebirg zu, und die zur Verfolgung ausgesandten Leibwächter des päpstlichen Legaten kehrten erschreckt um, da sie Luther und den Langenmantel auf glutschnaubenden und die dunkle Oktobernacht erhellenden Rossen mit Windeseile vor sich herbrausen sahen. In einer in der Lechgegend merkwürdig allgemein verbreiteten Kunde fügt der plumpe Volkshumor hinzu, daß der Reformator bei seiner Flucht in Augsburg die Zeche für zwei Bratwürste schuldig geblieben sei. Diese Geschichte von den Bratwürsten und den feuerschnaubenden Rossen ist dem Landvolk jedenfalls geläufiger als irgend eine auch nur entfernte Anschauung von Luthers Lehre. Der Bauer vom alten Schrot und Korn treibt hier sein Roß an mit den stehenden Worten: „Vorwärts in Gottes Namen!" und wenn er's mutwillig unterließe, vor jedem Kruzifix und Heiligenbild am Wege den Hut zu lüften, so würde er schwerlich mit heiler Haut oder ganzem Geschirr heimzukommen glauben. In München hörte ich, wie zwei Bettelleute von Fach, die geschäftsmäßig für jede em-

pfangene Gabe ein Paternoster zu beten versprachen, sehr nachdenkliche Erwägung pflogen, inwiefern die Fürbitte eines Lebenden einem andern Sterblichen nützen könne, und ob sie den vornehmen Halunken, denen sie für ihre Pfennige ein Gebet zurückzahlten, noch zu einem Danke verpflichtet seien oder nicht vielmehr diese ihnen. Unter den bayrischen Volkssagen bilden die kirchlichen Legenden eine ungeheure Zahl. Der bestimmte kirchliche Geist sitzt so tief im Volksleben, daß selbst der Volksschwank noch arglos kirchliche Anschauungen in seinen Bereich zieht. Eine fromme Mutter aus Balderschwang hatte ihr Söhnlein vermahnt, vor jedem Kruzifix die Kappe zu ziehen und auch, womöglich, dasselbe andächtig zu küssen. Der Bube nahm sich's zu Herzen und als er auf dem Felde ein eisernes Ding wie ein Kruzifix liegen sah, warf er sich andächtig zum Kusse nieder. Es war aber kein Kruzifix, sondern eine Fuchsfalle; sie schlug zu und nahm dem Andächtigen die halbe Nase weg. Allein der Bube rief bloß voll Verwunderung über diesen Empfang: „O g'rechter Herrgott, wie g'schnell bist du!" Selbst in vielen Spruch- und Redeweisen spricht sich noch diese Sättigung des ganzen Volksgeistes mit kirchlichen Bildern aus. Ein Ding, das schnell läuft, läuft „wie ein Vaterunser", und ein bestialischer Trinker säuft nicht wie ein Bürstenbinder, sondern noch, nach dem mittelalterlichen Worte „wie ein Templer".

Hier hat die Macht des Klerus in der That ihre feste Stütze im Volke selbst. Eine höchst eigentümliche Erscheinung ist der altbayrische niedere Geistliche des vorigen Jahrhunderts gewesen, wie ihn Bucher so oft und mit so großer Meisterschaft seines humoristischen Griffels geschildert hat. Diesen Priestern aus der guten alten Zeit machte die Wissenschaft in der Regel nicht viel Beschwerde, sie waren kapuzinerhaft volkstümlich, Bauern, die geistlich studiert hatten, und deren höchst handfeste Auffassung des priesterlichen Berufes vortrefflich zu der handfesten Natur ihrer Beichtkinder paßte. Diese merkwürdigen Leute waren es, welche zumeist dafür sorgten, daß das bayrische Volk vom 17. Jahr-

hundert ins 19. herüberging, ohne etwas vom 18. gemerkt zu haben. Sie hielten zugleich das gemütliche Zusammenhalten des Bauernvolkes mit dem Klerus zu einer Zeit fest, wo sich's anderwärts der gebildetere Geistliche gerade umgekehrt zur Pflicht machte, jede unmittelbare Berührung mit der rohen Natürlichkeit des Volkslebens von sich zu weisen, ja von seinem einsamen Pastoralstandpunkte aus die überlieferten Volkssitten möglichst umzubilden und zu zerstören.

Das altbayrische Volk ist politisch konservativ, allein erst in zweiter Linie; in erster Linie ist es kirchlich konservativ. Das weiß der Klerus sehr wohl. In den sozial zersetzten Kleinstaaten Mitteldeutschlands respektiert das Volk vielfach nur noch deswegen die Macht der Kirche, weil es durch die Staatsgewalt gesetzlich dazu gezwungen ist. In den streng protestantischen Provinzen Preußens dagegen geht im Volksbewußtsein noch vorwiegend die Treue gegen die ideelle Herrscherwürde der Kirche in den allgemeinen Gedanken einer preußisch-protestantischen Loyalität auf. Wenn irgendwo, dann ist dort noch der protestantische Grundsatz, daß der Landesfürst summus episcopus sei, eine in der Volksauffassung gewurzelte Thatsache. Wir erhalten also auch hier wiederum drei Gruppen. Allein der Gegensatz des strengkatholischen Südens und des strengprotestantischen Nordens berührt sich auch wieder ungleich näher in sich, als mit der kirchlichen Indifferenz Mitteldeutschlands. Südbayern war zuerst durch die Kirche geeinigt, nachher durch den Staat. Im Norden und Osten Preußens dagegen trat die neue kirchliche Einung, wie in allen protestantischen Ländern, erst mit der politischen und durch dieselbe ein. Der Protestantismus kennt nicht nur Landeskirchen, sondern auch Provinzialkirchen, und wo der Partikularismus seiner Kirchenverfassung teilweise aufgehoben wurde, da ist dies immer auf den Anstoß oder wenigstens unter thätigster Mithilfe der Staatsgewalt geschehen. Im Süden sehen wir, daß die katholischen Bischöfe durch sehr entschiedene Forderungen zu Gunsten der politischen Unabhängigkeit ihrer Kirche die Ministerien in Verlegenheit setzen,

während im protestantischen Norden die Ministerien in dem kirchlichen Eifer ihrer Bischöfe eine Stütze für ihre eigenen, an das Volk gerichteten politischen Forderungen finden. (Seit dem Jahre 1852, wo ich diese Zeilen schrieb, sind freilich die preußischen Minister durch die katholischen Bischöfe Preußens noch etwas stärker in Verlegenheit gesetzt worden als vordem die bayrischen Minister durch die bayrischen Bischöfe.)

Wir kehren zu unsrer Charakterskizze des Volkes auf den südbayrischen Hochflächen zurück.

Auf dem rechten Lechufer sind bis zur Donau hinab buntbemalte „Totenbretter" an allen Straßen aufgestellt, und überall prangt noch in den Dörfern der altbayrische Maibaum, statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und übermalten kleinen Figuren geziert. Auf der linken Lechseite wird man so wenig ein einziges Totenbrett oder einen mit Holzfiguren prangenden Baum finden, als einen Ortsnamen, der auf „ing" statt auf „ingen" auslautete. Es bekunden aber die Totenbretter, welche schon in der lex bajuvariorum erwähnt werden, nicht minder wie die Maibäume einen eigentümlichen monumentalen Sinn bei den altbayrischen Bauern. Ist jemand gestorben, so wird ein Brett von Manneshöhe bunt bemalt mit den Sinnbildern des Todes; die Leiche wird eine Weile auf ein Brett gelegt und dasselbe nachher mit einer Inschrift versehen, die gewöhnlich anhebt: „Auf diesem Brett ist tot gelegen der ehrengeachtete N. N." ꝛc. Diese Bretter werden an Feldwegen, bei Kruzifixen und Heiligenhäuschen, an einem Acker des Verstorbenen, oder auch an seinem Lieblingsplatz, wo er sich in Wald oder Feld auszuruhen pflegte, aufgestellt. Mehrenteils findet man sie an Grundstücken der einzelnen Familien, und zwar familienweise zusammengeordnet. Der Bauer hat keine Familiengruft, aber die „Monumenta" seiner Familie, wie sie auch oft ausdrücklich genannt sind, stehen bei einander auf dem ererbten Grundstück. Der Kultus der Leiche, welcher darin liegt, daß der entseelte Körper durch unmittelbare Berührung das Brett, auf dem er

„tot gelegen“, sich zu eigen weihen muß, hat etwas Schaudererregendes, und wenn der einsame Wanderer des Nachts am Saume des Waldes oder der Feldflur sich plötzlich von einem solchen Brett mit dem hellgemalten Totenkopfe angegrinst sieht, so weckt das gerade nicht die behaglichste Stimmung. Und doch wohnt diesen bunten Brettern zugleich etwas Ehrwürdiges bei; auch wenn sie zerbröckelnd am Boden liegen, schont man sie noch, und wer über solch ein umgefallenes Brett geht, bekommt Zahnweh. Sie sind einer der Uranfänge aller monumentalen Kunst, die in der vollen Naivetät des grauen Altertums hier in unsre gesittete Welt hereinragt. Ein roh bemaltes Brett, das sich in seinen Umrissen sogar oft der menschlichen Gestalt nähert, zum Gedächtnis eines Verstorbenen an seinem Acker aufgestellt, könnte ebensowohl auf einer Südseeinsel landesüblich sein als in Altbayern.

Der Maibaum ist das Denkmal der Lebenden und zwar in ihrer Arbeit wie in ihrem Spiele. Statt der Zweige sind breite Brettchen sprossenartig übereinander in den Stamm gefügt, und auf demselben die Kirche des Orts und die vornehmsten Häuser in Schnitzwerk nachgebildet, dazu die Figuren der Bewohner in ihren verschiedenen Hantierungen begriffen. In den Rathäusern unsrer alten Reichsstädte haben unsre Vorfahren mitunter die Modelle ihrer Häuser, dazu Abbildungen der üblichen Trachten u. dgl. als ein ausdrückliches Vermächtnis für kommende Jahrhunderte niedergelegt. Ist ein solcher Baum, an dessen Stamm das Abbild des Dorfes mit seinen bedeutsamsten Häusern und Berufszeichen sich bis zum Gipfel rankt, nicht ganz dasselbe Vermächtnis, zwar nicht für kommende Jahrhunderte, aber doch vielleicht, wenn Sturm und Wetter gnädig sind, für die nächste Generation?

Das Bestreben, dem Einzelnen eine besondere Erinnerung zu stiften und zu bewahren, offenbart sich auch noch in vielen andern Eigenheiten des geschilderten Volksschlages. So gilt es z. B. als Ehrenpunkt der Familien, daß bei dem Begräbnis eines jeden ihrer Glieder vom Pfarrer ein Lebensbild des Verstorbenen in die Grabrede eingeflochten werde, ja bei Kindern,

die keine acht Tage alt geworden, werden die Geistlichen häufig um ein „Lebensläufle“ ersucht. Denn nach den Anschauungen dieser Bauern mangelt es auch bei einem Säugling von drei Tagen keineswegs an biographischem Stoff. Es gilt da zu erörtern, ob er leicht oder schwer zur Welt gekommen und gestorben sei, namentlich aber einen Exkurs über die Eigenschaften der Eltern und Taufpaten einzuflechten und ihre Stellung in der Familie und in der Gemeinde zu schildern, wobei der Würde, welche dieselben etwa im Gemeinderate, im Feldgericht 2c. bekleiden, um keinen Preis vergessen werden darf. In diesem Herkommen spricht sich ein merkwürdiges Werthalten des Individuums aus, welches sehr gut zu dem historischen Geiste stimmt, der überhaupt in dieser Bevölkerung webt. Während diese Bauern selbst dem Säugling seine persönliche Geschichte zuerkennen und dieselbe über dem offenen Grabe ausdrücklich beurkundet wissen wollen, ist es eine angeblich unendlich höhere Zivilisation, welche die Menschen nur noch nach Haufen und Massen mißt und es darum für ganz passend hält, daß der einzelne Verstorbene, der ja aufhört „Werte zu produzieren“, in der Stille wie ein Hund verscharrt und sein Gedächtnis der Vergessenheit überliefert werde!

Eine andre Bethätigung des monumentalen Sinnes im Volke zeigt sich in den gemalten Votivtafeln, die in ungezählter Menge in allen den südbayrischen Kirchen hängen, welche ein wunderwirkendes Kleinod besitzen. Auf diesen Tafeln sind die Gebrechen und Krankheiten, welche geheilt wurden, die Stücke Vieh, welche durch das Mirakel vor Seuchen, die Häuser, welche vor Feuer- und Wassersnot bewahrt werden sollen, in einem höchst populären Genrestil abkonterfeit. Mustert man eine solche oft Hunderte von Tafeln umfassende Bildergalerie, dann wird man eine Menge interessanter Züge aus dem Volksleben vieler Generationen in naivster Weise bildlich verewigt finden.

Dieses buntfarbige Bildwerk aller Art, wozu auch noch die zahllosen ausgemalten Gedenktafeln für Verunglückte zu rechnen sind, hebt in den Alpen an und hat in Tirol seinen klassischen

Boden. Im Alpenvorlande herrscht es auf der rechten Lechseite weit entschiedener vor als auf der linken und verschwindet größtenteils an der Donau. Auch der Schmuck der Bauernhäuser innen und außen mit allerlei bunten Schnörkeln des Tünchers (den man hier, und zwar oft mit vollem Recht, einen „Maler" nennt) pflanzt sich aus den Alpen über die südbayrischen Hochflächen fort, gegen das Donauthal hin mehr und mehr verblassend. Es ist der Zug der alten Handelsstraße aus Italien, auf welchem diese rohen Aeußerungen des Kunstsinnes beim Volke immer noch fortleben. In den Städten hat selbst der Mangel guter Pflastersteine den Vorwand zu künstlerischem Schmuck abgeben müssen, indem man die kleinen dunkeln und hellen Flußkiesel zu allerlei Rosetten, Sternen, Schachfeldern, mit Arabesken und Namenszügen durchwebt, mosaikartig zusammenpflastert. Solches Pflaster findet sich auch in italienischen Städten; es entstammt dem Mittelalter und ist sehr angenehm für das Auge und sehr unangenehm für die Füße.

Die Roheit der Sitten und die dürftige Schulbildung, in welcher vielfach noch das südbayrische Landvolk befangen ist, erhält ein merkwürdiges Gegengewicht durch die Pflege des künstlerischen Schaffenstriebes. Die Kunst hat hier wirklich einen volkstümlichen Boden, und wer die Malereien und Schnitzwerke in Hunderten von altbayrischen Dörfern gesehen, der wird nicht behaupten, daß die moderne Kunstpflege in München willkürlich in die Luft gestellt sei und außer allem Zusammenhange mit der Bildung und dem Geiste des Landes stehe. In Sachen der Volksbildung sind überhaupt unsre städtischen Litteraturmenschen gar flink mit einseitigen Urteilen zur Hand. Die oberdeutschen Gebirgsbauern, welche von den niederdeutschen Küstenbewohnern in allerlei Kenntnis und Wissen weit überflügelt werden, besitzen wiederum für sich einen Schatz des Kunstsinnes und technischer künstlerischer Fertigkeiten, von welchen jene keine Ahnung haben. Wenn in den bayrischen und tirolischen Dörfern hübsche Heiligenbilder gemalt, niedliche Holzschnitzereien gemacht werden, wenn

dort von allen Feldern sinnige Volkslieder in tausendfacher Auswahl erklingen, wenn auf dem Schwarzwald in Strohflechterei und Uhrmacherei treffliches geleistet wird, so ist das auch Volksbildung. Es gehört zu den größten modernen Verkehrtheiten, daß man die Volksbildung bloß danach mißt, wieviel Prozent von Artikeln des Konversationslexikons der gemeine Mann im Kopfe hat.

Zwischen Lech, Iller und Donau dehnt sich ein waldbewachsenes Hügelland, dessen Bewohner, die sogenannten „Staudenbauern", gewiß zu den abgeschlossensten und bildungsärmsten des ganzen südbayrischen Tafellandes gehören. Man wird hier wahrlich keinen sonderlichen Kunstsinn suchen. Und doch stieß ich auch hier auf die überraschendsten Spuren volkstümlicher Kunstübung. Einen verweltlichten Nachklang der Schauspiele von Oberammergau, vielleicht auch einen Ueberrest jener Bauernspiele, wie sie im 17. Jahrhundert durch die Jesuiten eingeführt wurden, fand ich in einem der abgelegensten Thäler dieser Waldhügel in dem Markte Welden. Auf einer Anhöhe über diesem Orte standen bis vor wenigen Jahren die Trümmer einer Burg mit dem Aufgang einer stolzen hundertjährigen Lindenallee. Diese malerischen Ruinen bildeten die Schaubühne, auf welcher früher in bestimmten Jahrescyklen zwischen Ostern und Pfingsten weltliche dramatische Bauernspiele von den Bauern aufgeführt wurden. Jetzt, wo man die Burg der Erde gleich gemacht und die herrlichen Propyläen des Theaters, die Lindenallee, niedergehauen hat, ist die kühle Bräuhalle des Marktes zum Musentempel erwählt worden. Im Frühling 1852 wurde die Geschichte des sächsischen Prinzenraubes vom Schulmeister eigens für die Bretter gerecht gemacht, an allen Sonntagen und einigen Mittwochen zwischen Ostern und Pfingsten dargestellt. Aus der Umgegend war fortdauernd großer Zustrom des Bauernvolkes. Der Bearbeiter hatte sein Buch ganz im Geiste der Darsteller und dieser Zuhörerschaft gehalten. Unstreitig hatte er ein Ritterschauspiel aus dem vorigen Jahrhundert zu Grunde gelegt, dieses aber in der Art umgebildet,

daß er alles eigentlich Buchmäßige daraus entfernte, namentlich die Phrasen und Gefühlsergüsse strich, die psychologischen Motivierungen auf das notdürftigste einschränkte, dagegen alle thatsächlichen, die Handlung vorwärts bewegenden Züge stehen ließ und in derben, unvermittelten Gegensätzen aneinander reihte. So war das litterarische Ritterstück in der That zu einem echten Bauernspiel geworden, und die Darsteller fanden sich vortrefflich zurecht in dieser ihrem Bildungsstandpunkte durchaus angepaßten Dichtung. Sie entwickelten die in rohen Umrissen gezeichneten Charaktere auf das bestimmteste und sprachen ihren Dialog in bayrisch-schwäbischer Mundart, öfters unverkennbar improvisierend, mit einer Naivetät, welche ein Ueberschlagen der ernsthaft pathetischen Geschichte ins Komische durchaus verhütete. Wir saßen im Dämmerlichte der kühlen Halle auf Brettern, die über Bierfäßchen gelegt waren, hinter uns eine atemlos lauschende, durchaus andächtige, von allem Splitterrichten weit entfernte Zuhörerschaft, vor uns die matt erleuchtete Bühne mit ihrer kindlichen, im Orte selbst gemalten Szenerie, mit den derben, überkräftigen Gestalten der bäuerlichen Spieler, die in seltsam travestiertem Gewand dröhnenden Schrittes auf dem Kothurn einhergingen, und unvermerkt wurden wir kritischen städtischen Zuschauer in dieselbe Andacht hineingezogen wie die Bauern und folgten der Handlung gleich Kindern, die zum erstenmal die Zauberei der Bühne schauen; wir waren vollkommen von dem Ernste der dargestellten Situationen erfüllt und verließen die Halle mit einem Eindruck, mit dem man bei Dramen verwandten Inhalts unsre besten Theater so selten verläßt, mit dem Eindrucke, das historische Ereignis mitgelebt zu haben. Dies kam aber lediglich daher, weil die Darsteller selbst noch so unbefangen waren, daß sie im vollen Ernste in ihren Rollen steckten, weil sie mit heiligem Eifer spielten, in dem naiven Bewußtsein, das einzig Richtige zu wollen und zu leisten, ohne alle Kritik sich dem geahnten Verständnis der ganz einfachen für ihre Bildung passenden Thatsachen, Charaktere und Ereignisse hingebend.

Das begeisterte Lob, welches einer der ausgezeichnetsten Kenner deutscher Bühnenkunst (Devrient) unlängst der freilich ohne Vergleich höher stehenden vollendeten Natürlichkeit der Kunstübung bei den Passionsspielen von Oberammergau spendete, hat die Zionswächter der nüchternen Aufklärerei im Volksleben sofort alarmiert. Denn daß ein Volksschlag dem Drange nach geistiger Bewegung in derlei idyllischer Kunstpflege Genüge thut, statt nützlichere Dinge zu lernen und seinen Geist zur selbständigen Kritik an Staat und Kirche zu schärfen, ist doch wohl schlimm genug, und dem in sich befriedigten Traumleben einer solchen Kunstspielerei das Wort zu reden, dahinter steckt doch wohl ein arger Obskurantismus!

(Das Passionsspiel von Oberammergau wurde 1850 erst entdeckt für das große gebildete Publikum. Damals war es noch ein wirkliches Bauernspiel. Die bäuerlichen Zuschauer zogen nach Ammergau, wie Wallfahrer, zum Zwecke der Andacht und der Leistung eines „guten Werkes", wobei dann andre minder geistliche Zwecke arglos nebenher liefen. In den Dörfern, die am Wege liegen, wurde der Reisende zum Passionsspiele als ein guter Christ geehrt und begrüßt, der da komme, um sich an den Leiden des Heilands recht nachdrücklich zu erbauen. Allein seit Oberammergau für das „große Publikum" entdeckt war, kam auch dieses große Publikum immer massenhafter und zwar ein Weltpublikum, welches die gläubig anbetenden Zuschauer mehr und mehr zur Seite schob. Zugleich wurden Dekorationen und Kostüme immer reicher, glänzender, stilvoller gemacht und Rede und Darstellung der Bauern, die aber häufig keine Bauern mehr sind, unter offenbarem Einfluß der hohen städtischen Theaterschule veredelt und verfeinert. Der Kern des Ganzen blieb nach der alten Tradition bestehen; die Außenseite modernisierte und zivilisierte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und so ist das Passionsspiel zwar immer noch eine wunderbar lebendige Illustration zur Geschichte des volkstümlichen Dramas, aber ein Bauernspiel ist es längst nicht mehr.)

Wie wir aber die persönliche Mannigfaltigkeit in den Gliederungen der Gesellschaft erhalten und weiterbilden möchten, so auch bei den örtlichen Volksgruppen. Das Volksleben eines jeden Gaues strebt seinem eigentümlichen Berufe zu, und statt darüber zu streiten, ob oberdeutsches Volkstum um seiner natürlichen Poesie und seiner naiven Sitten willen höher oder tiefer stehe als manche in Wissen und Urteil besser geschulmeisterte Volksgruppen der deutschen Mitte oder des Nordens, sollten wir froh sein, daß wir beide Bildungsformen nebeneinander besitzen; denn die vielgestaltige Durchbildung des Charakters der einzelnen Volkskreise ist eine Bürgschaft für die Lebensfähigkeit der gesamten Nation.

Der oben aufgestellte Satz, „daß in jenen deutschen Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen sei, während in andern von monumentalen Trümmern entblößten Landstrichen das lebende Denkmal der historischen Einrichtungen und Sitten am festesten sich erhalten habe," läßt sich auch auf die moderne Pflege des überlieferten volkstümlichen Kunstschaffens teilweise anwenden. In den Rheingegenden, wo im Mittelalter so reges Kunstleben waltete, ist jetzt der schöpferische Kunsttrieb im Volke entweder ganz erloschen oder außer allem Zusammenhang gekommen mit der früheren volkstümlich künstlerischen Thätigkeit. Ein neues Volk wandelt zwischen den alten Denkmalen. Ganz anders ist dies bei Südbayern. Hier hat das Volk die geschichtliche Spur seiner alten Künstlerthätigkeit bis auf diesen Tag nicht ganz verloren. Namentlich in der bildenden Kunst sind die verschiedensten populär gewordenen Spielarten des Stiles neben und durch einander stehen geblieben und weiter verarbeitet worden, ganz wie bei dem echten Volkslied, wo auch Jahrhunderte ihren Beitrag zu einzelnen Formen, Wendungen und Zügen liefern, so daß es vielen Geschlechtern zu eigen gehört, aber keinem von ihnen ganz. Dies zeigt sich schon in dem Häuserbau der Dörfer, in dessen mannigfaltigen Abstufungen von den Alpen bis zur Donau die verschiedensten Zeitalter nebeneinander vertreten sind.

Klarer noch tritt es in den Kultusbildern zu Tag. Die steifen, mittelalterlichen Formen der Muttergottes von Altötting, mit geradlinigem, durchaus vergoldetem Gewande, schwarzem Gesicht und einem Mohrenknaben als Christkind auf dem Arme, werden von dem ländlichen Bilderschnitzer Südbayerns immer noch in altertümelnder Weise nachgeahmt, während bei andern Bildern der Madonna das Ideal der Barock-Skulptur oder der Zopfzeit in einer modernen und volkstümlichen Auffassung festgehalten und weitergebildet worden ist. So sind die ältesten Anfänge der geistlichen Bauernspiele in dem „Pfingstritt" zu Kötzting im Bayerwalde, in dem „Drachenstich" zu Furth in der Oberpfalz rc. lebendig geblieben, während in den Oberammergauer Passionsspielen diese Volksdramen nach der Tradition ihrer reifsten Entwickelung fortgeführt wurden und in den oben geschilderten periodischen Schauspielen zu Welden im Zopfgewand des 18. Jahrhunderts erscheinen, wobei aber einzelne ältere historische Erinnerungen halb erloschen immer noch durchschimmern.

Zu solch unleugbarem künstlerischem Instinkt, der überall im südbayrischen Volksleben aufblitzt, stehen dann freilich so manche hervorstechende Züge massiven, rohen, ungeschlachten Wesens in grellem Gegensatz, Züge jenes derben Sinnenlebens, welches der deutsche Norden so gern in Verbindung bringt mit den vielberufenen $7^1/_2$ Millionen bayrischen Eimern Bier, die jährlich im Lande gebraut, aber durchaus nicht alle im Lande getrunken werden. Der Zug des Plumpen und Derben im Charakter des Volkes dieser rauhen Hochflächen spiegelt sich trefflich in einer bayrisch-schwäbischen Variante zu einer hessisch-thüringischen Legende von der heiligen Elisabeth. Der frommen Landgräfin von Hessen verwandelten sich bekanntlich die Speisen, welche sie verbotenerweise den Kranken zutrug, in Rosen, als sie, von ihrem Gemahl ertappt, behauptet hatte, der Korb enthalte Rosen. Die heilige Radegundis, welche von den Anwohnern des Lechs verehrt wird, trug gleichfalls Speisen verbotenerweise den Kranken zu; als sie ertappt wurde, behauptete sie, sie trage Lauge und Kämme im

Korbe, und Milch und Butter fand sich in Lauge und Kämme verwandelt. Das charakterisiert mitteldeutsches und oberdeutsches Volkstum: dort Rosen, hier Lauge und Kämme. Auch im volkstümlichen Kunstbetrieb Südbayerns wird man die Anmut, den rheinisch-französischen Chic für eine zierliche Gesamtwirkung vergeblich suchen.

Jeder, der auch nur ein winzig Bruchstück des deutschen Volkes kennt, glaubt sich berechtigt, dieses Stücklein für das deutsche Volk schlechtweg zu nehmen und demgemäß von den Ansichten, dem Bewußtsein, den Forderungen des Volkes zu sprechen.

Das Bewußtsein des deutschen Volkes unterscheidet sich aber dadurch von dem der meisten andern Völker Europas, daß es sich im reichsten Sonderleben durcharbeitet und abstuft und dennoch in den großen Grundzügen eins ist.

Die Bauern der südbayrischen Hochflächen, die so gut wie gar nicht politisch räsonnieren, die in der überfüllten Schenkstube, wann die Abendglocke das Ave Maria läutet, das Bierglas vom Munde setzen und in dem plötzlich kirchenstill gewordenen Raume, während vielleicht die Wirtin oder gar die Kellnerin den Abendsegen spricht, andächtig die Responsorien sagen, und wann der letzte Ton der Glocke verklungen, wieder zum Bierglas greifen und weiter zechen, wie die Bürstenbinder — diese Bauern sind ebensogut ein Stück deutschen Volkes, und zwar ein tüchtiges Stück, wie ihre viel aufgeklärteren Brüder in Baden, Rheinpreußen oder sonstwo.

Die groben Verbrechen gegen Person und Eigentum: Mord, Totschlag, Raub, Diebstahl, Wilddieberei sind hier verhältnismäßig noch häufig unter dem rohen Volk, anderwärts wiegen die feineren selbst bei dem gemeinen Manne schon vor: Meineid, Fälschung, Betrug rc. Wer will entscheiden, welches von beiden für die tiefere Unsittlichkeit zeuge? Man erzählt sich von altbayrischen Orten, wo eine Kirmes nicht für eine recht lustige gilt, wenn nicht einer wenigstens im Jubel totgeschlagen worden ist. Es wird den Leuten so kannibalisch wohl, daß sie ausrufen: „Heute ist's sakrisch lustig, heute muß noch einer hin werden!" Das ist etwas zu viel Natur, aber doch eben noch Natur. Es

gibt gar manche feine Schlechtigkeit, die viel schlechter ist als gar manche grobe, und die Kriminalstatistik läßt uns vielleicht auf die Bildung eines Volkes schließen, aber sie hat keine Prozentziffern für das Herz eines Volkes.

Das Landvolk steht im weitaus größeren Teil Süddeutschlands fast durchweg unter geistlichem Einfluß. Man muß daher in Sachsen oder am Rhein nicht glauben, daß dem „deutschen Volke" überhaupt der Weg zur Kirchenthüre bereits aus dem Gedächtnis gefallen sei. Bei Bergheim im Wertachthale sind zwei merkwürdige hölzerne Unglückstäfelchen aufgerichtet. Das eine besagt, daß hier ein Bauer des Ortes im Dreißigjährigen Krieg von einem Schweden erschlagen worden; das andre, daß der Dorfschmied dem Pferde eines schwedischen Reiters an den Schweif gebunden, bis dorthin geschleift worden sei und an der Stätte seinen Geist aufgegeben habe. Solche landesübliche hölzerne Tafeln dauern in der Regel nur zehn bis zwanzig Jahre, man läßt sie verwittern und mit der erlöschenden Schrift erlischt auch allmählich das Gedächtnis des Unglücksfalles. Aber während man Tausende solcher Tafeln zu Grunde gehen ließ, sorgte man, daß gerade diese Denksäulen von Greuelthaten der Schweden durch mehr als zwei Jahrhunderte immer wiederhergestellt wurden, damit dem Volke das Grauen vor den schwedischen Ketzern recht frisch und lebendig bleibe.

Das wunderliche Gemisch von natürlicher Roheit und naiv religiöser und volkskünstlerischer Bildung macht den südbayrischen Bauer zu einer höchst anziehenden Charakterfigur. Gesteigert finden sich dieselben Züge bei den Tirolern wieder, wo die blasierten vornehmen Leute ja längst das Anziehende solchen Wesens herausgefunden haben und dem pfiffigen Gebirgssohn einen Sechsbätzner geben, damit er sie duzt und ihnen ein paar Grobheiten sagt und hinterher die dummen Teufel auslacht, welche meinen, diese bezahlte Grobheit sei Natur gewesen. Viele bayrische Dörfer haben ihre förmlichen Heroen der Rauf- und Prügelkunst, Bursche von fabelhafter Kraft der Faust, deren Thaten oft noch nach hundert Jahren

im bewundernden Gedächtnis des Volkes fortleben. Wir wissen nicht einmal, ob der alte Heide Herkules, ob der starke Hermel aus Rheinland wirklich gelebt hat; aber daß der „Herkules von Bächingen“ wirklich gelebt hat, daß er den bayrischen Hiesel mit der Faust zu Boden geschlagen, daß er die Franzosen in den Revolutionskriegen gefoppt und durchgewalkt hat, wie Simson die Philister, das wissen wir bestimmt. Dieser Herkules aus dem achtzehnten Jahrhundert, von dessen Thaten noch immer die Spinnstuben in dem Winkel zwischen Donau, Iller und Lech widerhallen, ließ sich an den Webstuhl fesseln, wie der alte Herkules an den Rocken, und starb als ehrsamer Webermeister.

Wo die Roheit dieses Volk herabwürdigt, da adelt es auf der andern Seite die Kraft. Wenn man solchen Leuten mit einemmal raschen Geist und feinen Schliff aufdringen wollte, dann würde man sie in Grund und Boden verderben. An den bayrischen Seen teeren sie ihre Kähne nicht, so daß dieselben nach wenigen Jahren verfaulen. Ich möchte aber den Hexenmeister sehen, der es solchen Stockbauern in den Kopf brächte, daß ein geteertes Schiff, welches doppelt so lange hält, als ein ungeteertes, darum fast noch einmal so wohlfeil sei, als dieses.

Die Bauern der südbayrischen Hochflächen sind unzugänglich, schwer ins Gespräch zu bringen; sie verraten dem Fremden gegenüber durchaus nicht jene vordringliche Neugier, welche den mitteldeutschen Bauern auszeichnet. Wo die nächsten Hügel grenzen, da ist ihnen, wie man sagt, die Welt mit Brettern zugenagelt. Eben weil ihnen die Neugierde fehlt, kann eine fremde Bildung nicht bei ihnen eindringen. Einem ganz gescheiten und in seiner Art sehr gewürfelten Bauersmann am Ammersee suchte ich vergeblich die Thatsache begreiflich zu machen, daß seine Seegegend vor den benachbarten Hügelregionen durch große Regenmassen heimgesucht sei. Er meinte, wann es am Ammersee regne, werde es auch in der übrigen Welt regnen, übrigens bekümmere es ihn gar nicht zu wissen, ob es anderwärts regne, er habe an seinem eigenen Regen genug. Der rheingauische Bauer ist das gerade

Widerspiel zu dieser Art. Er ist das neugierigste Geschöpf, und seine Phantasie weilt oft lieber in Holland, dem gelobten Lande seiner Schiffer und Floßknechte, als in der eigenen Heimat.

Der gemeine Mann auf den südbayrischen Hochflächen trägt zu jeder Jahreszeit sonntags einen schweren Tuchmantel, der aufgeklärte Bauer der mitteldeutschen Gebirgsgegenden meist einen luftigen Kittel.

Der schwere Mantel bei 22 Grad Réaumur hat freilich seinen besondern Sinn. Er ist das überlieferte Staatskleid des Vollbauern, er ist ein standesmäßiger Mantel, der dem hergelaufenen Tagelöhner oder dem Knecht nicht zukommt. Darum tragen ihn auch kleine Buben als uraltes Wahrzeichen ihres höheren Geburtsstandes. Wenn vornehme Leute in goldbeladenen Uniformen mit Vergnügen schwitzen, warum soll es nicht auch der Bauer in seinem stolzen standesmäßigen Mantel?

In Südbayern ißt man im Dorfe noch Fleisch, und zwar großmächtige Stücke, dazu auch häufig Weizenbrot und Schmalzgebackenes, und trinkt ein kräftiges Bier. In den rauheren Gegenden Mitteldeutschlands ist Fleisch längst eine Rarität beim Bauersmann geworden; man hilft mit Kartoffeln und Käse aus, ißt schweres, nasses Hafer- oder Kartoffelbrot und trinkt Branntwein dazu.

Das materielle Wohlbehagen ist im äußersten Süden wie im äußersten Norden Deutschlands dem Landvolk auch in solchen Schichten noch zu teil geworden, wo in Mitteldeutschland die Armseligkeit vorwiegt. Bei den südbayrischen Bauern, die doch immer noch auf einem Wagen mit ein paar schweren Pferden wettfahrend in die Stadt zu Markte kommen, ist der letzte Rest des städtischen Wohlstandes, der weiland in Augsburg Geschäfte mit 175 Prozent Reingewinn machte, gleichsam aufs Land gezogen. Wenn ich in einem Dorfwirtshause nur die Hälfte der aufgetragenen mächtigen Fleischportionen zu bewältigen vermag, und der Wirt überrascht mich mit einem Bogen Papier, damit ich die andre Hälfte, weil sie ja bezahlt sei, zu mir stecken und mit mir nehmen möge, so zeugt das doch noch von Wohlstand und Ge-

diegenheit. Erkennt man nicht auch hierin, wie sich in Bayern die neue Zeit unvermittelt an die alte angesetzt hat?

Treten wir in unsre mitteldeutschen Dörfer, so fällt mehrenteils das Schulhaus, als der Palast im Dorfe, dem Wanderer zuerst ins Auge. In Südbayern ist dagegen mehrenteils das Wirtshaus der Palast im Dorfe, das Schulhaus findet man seltener heraus. Aber neben dem Wirtshaus steht gemeiniglich die Kirche, und wenn das Wirtshaus am Sonntagabend bis zum Erdrücken voll ist, so war doch auch die Kirche im Lauf des Tages nicht minder überfüllt. Es gibt mancherlei Volkserziehung, und aus sich selber bildet das Volk immer diejenige Pädagogik heraus, die seiner Natur am angemessensten ist. Diese so grundverschieden geartete Natur der deutschen Volksstämme läßt sich vielleicht ausgleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber gewiß nicht heute oder morgen. Wer so frischweg von dem Bewußtsein und den Bedürfnissen des deutschen Volkes im allgemeinen spricht, der bringe es einmal erst dem südbayrischen Bauern bei, daß er den Schulmeister über den Pfarrer setze, daß er links vom Lech einen spitzen und rechts vom Lech einen runden Hut trage, daß er Kartoffeln esse, statt Kalbsbraten; daß andrerseits der mitteldeutsche Bauer im Sommer einen schweren Tuchmantel überhänge, statt des Kittels, und daß die rheinischen Gastwirte aus freien Stücken dem Gast einen Bogen Papier bringen, damit er den bezahlten aber unverzehrten Rest seiner Mahlzeit mitnehmen könne. Wer das nicht fertig bringt, der muß auch das ihn zunächst umgebende Bruchstück des deutschen Volkes nicht flugs für das ganze Volk nehmen.

Es gibt zweierlei Kunst der inneren Verwaltung; für individualisiertes und zentralisiertes Land. Das ausgelebte, übervölkerte, individualisierte Land fordert, daß man neue Entwickelungsbahnen für die Thatkraft seiner Bewohner aufschließe, neue Gewerbe, neue Formen des Bodenbaues schaffe; das dünn bevölkerte, von der Natur ins Große angelegte Land mit seiner in der Kultur noch naiven Bevölkerung bleibt steif und störrig in

seinen alten Formen stehen. Dem alten Ackerbau, dem alten Gewerb muß man hier breiteren Raum gewinnen, das Volk aus seiner eigenen Art heraus zu größerer Rührigkeit wecken, nicht aber eine fremde Kultur ihm unvermittelt aufpfropfen wollen. Hier wäre Gift, was dort heilende Arznei.

Die nieder- und obersächsischen Bauern der norddeutschen Tiefebene und andrerseits die schwäbischen, bayrischen und österreichischen Bauern des Alpenvorlandes kommen wenig in die Welt hinaus und wissen wenig von der Welt. Aber die Welt kommt auch nicht zu ihnen und weiß wenig von ihnen. Hunderttausende von Wanderern und Sommerfrischlern durchkreuzen alljährlich das Rheinland, die Mittelgebirge und Alpen, nehmen dort wohl auch längeren Aufenthalt und lernen Land und Leute oft ganz gründlich kennen. Die weitgedehnten Vorlande dieser Berge und das Hinterland der Meeresküste durchfliegen sie höchstens mit der Eisenbahn und sehen nichts. So hat selbst der moderne, die ganze Landkarte durchkreuzende Verkehr diese Gegenden nicht aufgeschlossen. Auch die unmittelbare Nähe der Großstädte vermochte dies nicht. Wie viele Fremde kennen die so öde und doch so originelle Landschaft zwischen Hamburg und Bremen? Wie viele Fremde kennen die ethnographisch so interessante Hügelzone nördlich von München? Es ist Sache eines oft recht sinnlosen Sportes geworden, jede Spitze der Alpen zu erklettern und jede Schlucht zu durchkriechen, aber dem weit nützlicheren und geistvolleren Sport, jede deutsche Volksgruppe zu durchforschen und alles deutsche Land wandernd auszuspähen, huldigen nur gar wenige. Die erlebte Kenntnis deutscher Gaue ist neuerdings mächtig gewachsen, dieses Wachstum ist jedoch sehr einseitig und also schief. Das bayrische Hochgebirg ist freilich malerischer als die Hochfläche, der bayrische Alpenhirt edler von Gestalt und poetischer in seinen volkstümlichen Sitten als der Bauer des hügeligen Vorlandes, das Reiseleben im Gebirg bequemer als in der Ebene. So wurde denn dieses Gebirg allgemein bekannt, ja zu bekannt, um

noch den Reiz des Neuen zu bieten, die Ebene aber kennt fast niemand. Und doch lockt schon ein einziges Problem hier zu vergleichenden Studien. Wir haben hier bei Hochgebirg und Hochebene das gleiche Klima, den gleichen Volksstamm, der auch politisch seit unvordenklicher Zeit geeint ist, wir haben gemeinsame Straßenzüge, gemeinsame städtische Mittelpunkte, gemeinsames streng gefestetes Glaubensbekenntnis. Woher kommt es nun, daß der Alpenbauer hoch und schön gewachsen ist, der Nachbar im Vorlande aber untersetzt und minder schön, daß der eine stolz und offen auftritt, der andre geduckt und mißtrauisch, der eine gastfrei lebt, der andre ungastlich, daß Gesang und Zitherspiel des Hochgebirgs verstummt, je weiter man in die Fläche heraustritt?

Als ich vor dreißig Jahren das vorstehende Kapitel über das Volk der südbayrischen Hochfläche schrieb, da schilderte ich vielen ein neuentdecktes Land. Die Berge waren schon viel früher entdeckt, und Natur und Leben in diesen Bergen ist seitdem unzähligemal poetisch und prosaisch nach seinen kleinsten und geheimsten Zügen geschildert worden. Natur und Leben des Vorlandes dagegen ist heute noch fast ebenso neu und unbekannt, wie vor dreißig Jahren.

Ich habe seitdem die hier gegebene Skizze erweitert durch den Aufsatz „Die Holledau“ in meinem „Wanderbuche“ und durch eine Parallele erläutert in dem Vortrage „Alpenwanderung eines Historikers“ im ersten Bande meiner „Freien Vorträge“. Zu dem Bilde des Landes und des Landvolkes fügte ich außerdem zwei Städtebilder aus dieser Zone: die „Augsburger Studien“ in den „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“ und „Eine geistliche Stadt“ (Freising) im „Wanderbuche“. Alle diese Arbeiten bilden zusammen ein Ganzes und dürften eine wenigstens nicht ganz einseitige Anschauung des merkwürdigen Landstriches bieten, den man zu übersehen pflegt, weil das Auge des Wanderers sich nur auf die hohen Alpengipfel richtet, die vom Süden her überall so lockend in das vergessene Land hereinschauen.

VII.

Das Land der armen Leute.

Ich begegnete einmal im Walde zwei Holzhauern, welche mit der dem gemeinen Manne eigenen Liebhaberei für allgemeine moralische Betrachtungen über ihre eigene Armut philosophierten. Der eine meinte, Armut sei ein böser Stand, der andre aber, nein, Armut sei der beste Stand und die armen Leute die besten Leute; denn wäre Armut nicht der beste Stand, so würde ihn Christus nicht vor allen andern sich erwählt haben und aus freien Stücken ein armer Mann geworden sein. Darauf erwiderte, der zuerst gesprochen: eben darum, weil unser Herr Christus aus freien Stücken arm geworden, sei er gar kein rechter armer Mann gewesen, denn wer arm sein und bleiben wolle, der höre damit schon von selber auf „arm" zu sein; nur wer arm sei und reich werden wolle, ohne es zu können, der sei der rechte arme Mann.

Vervollständigt man die Theorie dieses Holzhauers, dann gibt es zweierlei Armut, die eigentlich nicht arm ist; die freiwillige und die naturnotwendige. Die letztere kann wiederum eine unbewußte sein wie bei ganz rohen Naturvölkern und Naturmenschen, oder eine bewußte, die sich aber in ihrer Naturnotwendigkeit erkennt oder ahnt.

Mit diesen beiden Arten der gezwungenen und doch nicht armen Armut haben wir es hier zu thun.

Es ist eine ganze Kette deutscher Landstriche, welche uns die natürliche, an dem Boden haftende Armut darstellt, mehr als geographische und ethnographische denn als soziale Thatsache. Diese Gegenden sind darum aber doch nicht bloß für das Studium der Wechselbeziehung von „Land und Leuten" besonders wichtig,

sondern auch ebensosehr für jenes der sozialen Gebilde. Wir können hier den Unterschied zwischen armen Leuten und Proletariern, zwischen der naiven und bewußten, der ruhigen und umsturzwütigen Armut im Spazierengehen kennen lernen. Diese Gegenden sind in sozialem Betracht eine großartige historische Ruine. Wir sehen in denselben die armen Leute des Mittelalters noch leibhaftig vor uns stehen, während eine Wanderung von wenigen Stunden seitab in üppigere Gründe und Ebenen uns zu den modernen armen Leuten führt, das heißt: von verarmten Bauern, die aber noch echte Bauern sind, zu echten Gliedern des vierten Standes. Hier also können wir höchst praktische Vorstudien für eine der entscheidendsten Fragen in der Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft sammeln.

Ich habe schon mehrfach im Vorbeigehen auf diese für den Kulturhistoriker wie für den Sozialpolitiker gleich wichtigen Landstriche hingewiesen. Zuerst in dem Kapitel von den „Wegen und Stegen". Dort zeigte ich, daß die Armut in den hier zu besprechenden Gegenden der deutschen Mittelgebirge nicht zu allen Zeiten eine naturnotwendige war, wie in den unzugänglichen Winkeln des Hochgebirgs, sondern daß sie zum Teil erst in neuerer Zeit eine naturnotwendige geworden ist, geworden durch die veränderten Bahnen des deutschen und europäischen Handels und Wandels. Allein nicht aus Zufall oder Willkür wurden diese Gegenden hierbei allmählich in die Ecke geschoben, sondern die zwingende Notwendigkeit der Bodenverhältnisse entzog sie dem großen Strome des Verkehrs. Gerade durch diese zusammengesetzte Einwirkung der Notwendigkeit flüssigen, freien Kulturlebens und der Notwendigkeit für alle Zeit feststehender Bodenverhältnisse bieten die Zustände dieser abgeschlossenen Mittelgebirgsgegenden ein ungleich tieferes soziales Interesse als jene bloß durch die Naturgewalt von jeher vereinsamten Winkel des Hochgebirgs und der Meeresküsten. Zum andernmal gedachte ich der naiven Armut dieser Mittelgebirge, als ich von dem mit Elend gesättigten Reichtum, dem proletarischen Reichtum jener

Rebengaue sprach, die, an ihrer Schwelle liegend, unmittelbar unter ihren Schutz gestellt sind.

Ich fasse hier vorzugsweise die, auch geologisch eng zusammenhängende, Basaltkette des Westerwaldes, des Vogelsbergs und der Rhön ins Auge. Denn in dieser Gebirgsgruppe finden sich die gedachten Verhältnisse am reinsten vor; wie eine Insel, voll eigenartiger, in sich abgeschlossener Natur ragt sie aus dem individualisierten Mitteldeutschland auf und bildet zugleich in ihrem nordwestlichen Teile eine Grenzscheide zwischen mitteldeutschem und norddeutschem Land.

Der hohe Westerwald ist ein ins Rheinfranken- und Hessenland vorgeschobenes Stück Westfalens; er bildet den vordersten Wall des westlichen Norddeutschlands, ja er zeigt in Volksart und Sitte bereits Züge norddeutschen Charakters, wie sie viel weiter nördlich im Rheinthale noch nicht hervortreten. Fränkische und sächsische, oberdeutsche und mitteldeutsche Natur stößt hier aufeinander, vermittelt und verbindet sich. Diese kahle, arme, fast nur mit dem grünen Samt der Heidevegetation geschmückte Hochfläche, auf welcher zahllose Basaltblöcke zerstreut liegen, als habe der Himmel in seinem Zorn Felsen gehagelt, bildet darum schon in rein ethnographischem Betracht eine der merkwürdigsten Uebergangslinien Deutschlands.

Nicht am Main, nicht am Taunus, nicht an der Lahn, sondern erst auf den südlichen Höhevorsprüngen des Westerwaldes beginnt die oberdeutsche Mundart sich von der niederdeutschen zu scheiden; hier aber auch so schroff und plötzlich, daß man die Grenzlinie oft bis auf eine Stunde Wegs ausrechnen kann. Der westfälische und kölnische Dialekt des Westerwälders schließt sich äußerst spröde ab, wie alles auf diesem Gebirgszug in Eigenheit und Eigensinn sich abschließt.

Die südlichen Vorberge des Rothaargebirgs, wo Ruhr und Lippe entspringen, stoßen von Norden her in einem stumpfen Winkel auf die Nordostspitze des Westerwaldes. Sie verknüpfen sich so eng mit demselben, daß man sie auch als dessen nordöst-

liche Vorkuppen ansehen kann. An dem Edderkopf, um dessen Besitz sich Rothaar und Westerwald streiten können, quillt gen Westen die Sieg, gen Norden die Edder, gen Osten die Lahn, gen Süden die Dill. Mittelrheinisches, niederrheinisches und Wesergebiet sind in dieser Waldwildnis mit ihren Wurzeln förmlich ineinander verflochten: die Marklinie West- und Mitteldeutschlands stößt mit der Marklinie Süd- und Norddeutschlands in dieser öden Ecke zusammen.

Ganz ähnlich wie hier an der westlichen Pforte Mitteldeutschlands ist es auch an der östlichen, beim Fichtelgebirg, dessen soziale Zustände sich vielfach mit denen unsrer Basaltgebirgsgruppe vergleichen ließen. Am Fichtelgebirg stößt Böhmen, Sachsen, Thüringen und Franken zusammen, und von seinem Hauptstock fließen Saale, Eger, Nab und Main nach den vier Weltgegenden, und nach drei Hauptströmen Deutschlands ab. Solche natürliche Grenzburgen sind aber immer auch in sozialem Betracht Burgen geblieben, die nur wenig fremdes Wesen einließen, deren Volksleben namentlich unter einer politischen Zentralisierung selten gelitten hat. Keine dieser Grenzburgen war früher in den Händen einer starken politischen Macht, und die bureaukratische Gleichmacherei konnte in diesen Einöden der Sitte wenig anhaben. So mochte der Fichtelberger zur Zeit der kraftlosen bayreuthischen Wirtschaft wohl das trutzige Verschen sprechen:

„Bayreuther Gebot,
Selb'er Brot,
Thiersteiner Bier
Währet nur ein Wochener vier."

Mit den Vorhöhen des Westerwaldes heben die natürlichen Sympathien für die norddeutsche Großmacht, für Preußen an — so schrieb ich 1851. Der Westerwälder des Südabhanges wohnt noch im Guldenlande, er rechnet aber trotzdem nach Thalern, seine Flüßchen und Bäche ziehen nach Süden ins Lahngebiet, aber er folgt nicht diesem natürlichen Zuge. Eine Meile südwärts ins Thal hinab ist ihm weiter als drei Meilen nordwärts

über den Kamm des Gebirges. Nach Norden zieht ihn sein ganzes Interesse; nach dem Kölner Lande führt er seine Produkte, und aus den gewerbfleißigen Thälern der Sieg, der Wupper und der Ruhr strömt ihm das industrielle Leben zurück.

So wird auch der südliche Westerwald zu einer moralischen Provinz Preußens, obgleich öde Bergköpfe und Wasserscheiden den mitten über die Hochfläche laufenden preußischen Grenzgraben nicht nur als Staatsgrenze, sondern auch als Naturgrenze bezeichnen. Der Westerwald weiß sich als ein Ganzes trotz der politischen Teilung, weil er sozial zusammengehört. Sowie man hier die preußische Grenze auch nur um ein paar Stunden überschreitet, stößt man auf eine blühende Industrie, während auf der nassauischen Seite ein armes Bauernland ist, in welchem sich die Keime gewerblicher Betriebsamkeit erst mühselig durchzuringen beginnen; aber Industrieland und Bauernland fühlt sich hier verbunden und einig, weil beides Westerwälderland ist.

Grenzwälle und Grenzgräben pflegt man öde liegen zu lassen: so sind auch diese riesigen Grenzwälle der Basaltberge, welche teils Mitteldeutschland von Norddeutschland scheiden, teils sich in das mitteldeutsche Land hineinkeilen, um diese ohnedies schon hinreichend zerrissenen Striche noch mehr zu zerreißen, öde liegen geblieben.

Die Stetigkeit der Sitte, dazu auch das ökonomische Verwildern und Zurückbleiben der Bauern unsrer Basaltgebirgsgruppe erhält durch die Grenzlage dieser Hofburgen der Armut eine historischpolitische Wurzel. Wenn der Westerwald als ein weit hinausgeschobenes Vorgebirg erscheint, dann trafen neben und in den Bergzügen der Rhön und des Vogelsbergs in alten Zeiten die Kreuzungswinkel der verschiedensten Landesgrenzen aufeinander. Auf der Rhön stieß fuldaisches und würzburgisches Gebiet zusammen, dann berührten sich hier die Spitzen von hanau-münzenbergischen, hessenkasselschen, hennebergischen Länderteilen, und dazwischen eingestreut lagen Enklaven der fränkischen Reichsritterschaft.

So klein die Kette des Vogelsberges ist, so grenzten an und auf derselben doch die Marken von Hessen-Darmstadt, Fulda,

Hersfeld, Isenburg, Solms-Lich, Solms-Laubach, Hanau-Münzenberg, Stolberg-Gedern und von reichsritterschaftlichem Gebiet. Von einer gemeinsamen Verwaltungspolitik des ganzen Gebirges konnte also nicht entfernt die Rede sein, fast jedes Thal lag ja für sich abgesperrt in dem Grenzwinkel eines andern Landes. Heutzutage stehen bayrische, hessische, weimarische und meiningische Marksteine auf der Rhön; doch ist wenigstens die überwiegend größere Masse zu Bayern gefallen.

Für den Kulturfortschritt der Gebirge sind jene alten politischen Zustände natürlich vom größten Nachteil gewesen. Sie vermochten aber nicht auseinanderzureißen, was die Einheit der Bodenbildung zu einem sozialen Ganzen verband. Die Gleichförmigkeit namentlich des Westerwaldes und Vogelsbergs in den Berg- und Thalformen, in der Pflanzenwelt, in der Anlage der menschlichen Siedelungen wirkte mächtiger, als die Buntscheckigkeit der willkürlichen politischen Grenzen. Dies ist ein sehr merkwürdiges Zeugnis für den zähen Zusammenhang von Land und Leuten.

Sodann zogen sich seit dem Ausgange des Mittelalters die Residenzen der Fürsten wie die Herrensitze des begüterten Adels immer mehr nach den Ebenen und großen Flußthälern, nach den dort gelegenen größeren Städten. Seit dem Dreißigjährigen Kriege bis gegen die neuere Zeit hin sind jene rauhen Berggegenden unsres Vaterlandes für die gebildete Welt wie verschollen gewesen; sie mußten erst wieder entdeckt werden. Nicht einmal die modernen Touristen mochten die Romantik der einförmigen Oede des hohen Westerwaldes und Vogelsberges schmecken. Als im Herbste 1850 deutsche Heeresteile auf den unwirtlichen Hochflächen des Fulderlandes Quartier bezogen hatten, und nun die Klagelieder über die entsetzliche Dürftigkeit dieses Strichs durch alle Blätter hallten, da wurde für einen guten Teil des deutschen „Lesepublikums" das Elend erst entdeckt, in welchem die Leute von der Rhön gefangen liegen. Man hörte gespannten Ohres die Schilderungen dieser patriarchalischen Armut und Genügsamkeit, die dann auch der westerwäldischen und vogelsbergischen wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich sah. Es ist bemerkenswert, daß die Händel großdeutscher und kleindeutscher Politik — Bronnzeller Andenkens — unsre Oedungen und Wüsteneien auf eine Zeitlang tagesgemäß gemacht haben. Nachgehends kamen die Hungersnöte auf den unwirtlichen Basaltbergen, da wurden dann die „Mysterien" dieser vergessenen Winkel erst recht interessant für die blasierten Stadtleute.

Seit alten Tagen sind jenen Landschaften von tausend Fortschritten der Volkswirtschaft und der Kulturpflege des Staates nur kümmerliche Pflichtteile zu gut gekommen. Die abgelegenen Bergbewohner fühlen es heute noch und sprechen es aus, daß sie die Stiefkinder des Staates seien gegenüber den Bewohnern der Niederungen mit ihren Residenzen, Haupt- und Handelsstädten, mit ihren gesammelten Erwerbsquellen. In dem individualisierten Mittelalter waren die Gaben gleichmäßiger verteilt, darum standen damals diese unwirtlichen Gebirge weit weniger in der Kultur zurück gegen die gesegneteren Ebenen zu ihren Füßen. In der bureaukratischen Zeit betrachtete man wohl gar solche Berggegenden als ein kleines Sibirien, wohin man mißliebige und unfähige Beamte verbannte, als bequeme Strafkolonien für anstößige Geistliche u. dgl. Als ob es nicht im Gegenteil der natürlichste Akt der Staatsklugheit gewesen wäre, gerade den Kern der Beamten dorthin zu senden, wo die härteste Arbeit winkte, wo am heißesten zu schaffen war, um durch gesteigerte Kultur, durch Ausbeutung aller Hilfsquellen der Ungunst von Boden und Klima Trotz zu bieten!

So liefen seit Jahrhunderten tausend feine Fäden zusammen, um allmählich dieses große Netz von Not und Elend zu stricken, welches sich um die deutschen Gebirge zusammengezogen hat, und die feinen Fäden dünken vielen bereits unzerreißbar wie Schiffstaue.

Ein Blick auf die Spezialkarten lehrt, daß die Dörfer fast nirgends dichter bei einander liegen als auf unsern magern mittel-

deutschen Basaltgebirgen, und zwar seltsamerweise oft in den ödesten Strichen am allerdichtesten. Es ist dies Phänomen aber leichter zu erklären, wie etwa das verwandte, daß die ärmsten Leute in der Regel die meisten Kinder bekommen. Den rauhen Gebirgen entging die chirurgisch heilende Kraft der großen Kriege, welche die Bevölkerung der Ebenen gar mächtig zentralisierte. Im Mittelalter waren die Dörfer in den Ebenen ebenso dicht gesät, wie jetzt noch auf manchen Bergzügen. Die Kriege fegten ein starkes Prozent dieser kleinen Dörfer vom Boden weg und trieben die Bewohner zu größern wehrhafteren Orten zusammen. Zahllose Namen im Bauernkriege und im Dreißigjährigen Kriege ausgegangener Dörfer geben Zeugnis dafür. Auf der hohen Rhön, der Eifel, dem hohen Westerwald &c. verbietet sich das Kriegführen von selbst. Anno 1850 machten wir diese Erfahrung zum letztenmal. Die ärmsten und unwirtlichsten Gegenden haben deshalb noch die Ueberzahl der kleinen mittelalterigen Dörfchen bewahrt, weil der Hunger kein Magnet für Kriegsheere ist. Also auch hier ist wieder ein mittelalterlicher Zustand unberechtigt ins moderne Leben hineingewachsen.

Auf dem Westerwald, wo die Kriege so wenig auf die Zusammenziehung der Siedelungen einwirkten, daß jetzt noch ein großer Teil auf der Uebergangsstufe von einer bloßen Hofgemeinde zur Dorfgemeinde steht, gingen im 18. Jahrhundert noch einzelne Dörfer aus, sie gingen von selber aus, wie ein Licht ausgeht, weil ihm die Nahrung fehlt. Das wird sich im übrigen Deutschland in dieser Zeit selten finden.

Auf dem Westerwald lag im 14. Jahrhundert eine Burg, Rohrbruch, inmitten eines kleinen Sees. Sie soll über Nacht spurlos in den See versunken sein. An diese melancholische Sage gemahnten mich immer die ausgegangenen Westerwälder Dörfer. Sie versanken spurlos, weil der Boden der Kultur, der sie tragen sollte, zu dünn war, weil er immer mürber geworden; sie sind nicht vertilgt worden, sie sind verloren gegangen, versunken über Nacht, man weiß nicht, wo sie hingekommen sind.

Auch auf der Rhön begegnen wir der melancholischen Volkssage von im Moor versunkenen wohlhabenden Dörfern. Die historische Kritik hat zwar dort das versunkene Dorf im Schwarzenmoor auf ein verlassenes zurückgeführt, allein es bleibt immerhin ein bedeutsamer Zug, daß die Rhöner die „dumpfen Abendglocken“ ihres Vinetas unter dem Schlamm eines Moorgrundes läuten hören und da von versunkenen Schätzen träumen, wo dieselben jetzt nur noch in der Form von Torf zu heben sind. Es ist der rückwärts gekehrte Seherblick des Volkes, dem die Vision von den versunkenen Dörfern erschienen ist, und der Wanderer wird ergriffen von der Wahrheit dieser Sage, wenn er durch so manches rhönische Dorf wandert, welches seinem innern Auge auch bereits als versunken erscheint, ob es gleich für das äußere noch fest auf dem Boden steht.

Die Barbarei der Philanthropie, welche es für menschlich hält, dem Proletarier die Gründung einer existenzlosen Familie zu gestatten, und für staatsklug, Menschen zu züchten auf die Stückzahl, wie man Vieh züchtet, diese Barbarei der modernen Philanthropie trug redlich das ihrige dazu bei, daß die oben angedeuteten unberechtigten mittelalterlichen Zustände festgehalten und erweitert wurden.

Ich sah auf einem der höchsten bewohnten Punkte der Rhön ein einsam gelegenes ganz stattliches steinernes Haus. Der Besitzer hat aber wenig oder gar kein Feldgut. Er spekuliert im Sommer auf allerlei gelegentlichen Erwerb, und der Sommer muß den Winter ernähren. In dem harten März 1852, als ich jene traurige Einöde besuchte, hatte er keine Kartoffeln mehr im Haus, kein Geld und keine Arbeit, wohl aber neun lebendige Kinder. Er konnte nicht einmal mit Erfolg betteln gehen, denn sein Haus ist so abgelegen, daß eine halbwegs einträgliche Bettelfahrt ihm täglich einen Fußmarsch von sechs bis acht Stunden im Schnee kosten würde. Man wird ihn unterstützt haben und er wird nicht verhungert sein mit seinen neun Kindern. Aber es fragt sich, ist das nicht Barbarei aus Philanthropie, Grausamkeit aus weichem

Herzen gewesen, welche einem Mann erlaubte, eine Familie zu gründen, wo er in einer den Ackerbau kaum zulassenden Gebirgslage bloß ein Haus besaß, dazu etwas Spekulationsgeist, aber keine Aussicht, jemals weder Handwerk noch Landwirtschaft betreiben zu können? Den Proletariern das Heiraten zu verbieten ist oft wenig „human", aber desto menschlicher. Wenn einer auf der hohen Rhön bloß ein Haus besitzt und auf diesen Besitzstand hin eine Familie gründen will, so ist das gerade, wie wenn ein Städter nachwiese, daß er Eigentümer eines Ehebettes und einer Kinderwiege sei, und auf Grund dieses Besitzstandes um Heiratserlaubnis einkäme.

Unsre Bureaukratie, die keine soziale Politik studiert, greift oft in gar kurioser Weise in solche Zustände des sozialen Kleinlebens hinein. So fand ich in den höchsten Lagen des Fichtelgebirges ein Einödenhaus, worin ein — Schneider wohnte. Um auch nur zu seinen nächsten Kunden zu kommen, mußte er schon eine Stunde Wegs marschieren. Mit einer zehn Köpfe starken Familie bewohnte er ein kleines Häuschen, welches kaum für drei Menschen hinreichenden Raum bot. Das jüngste Kind, fünf Wochen alt und noch nicht getauft, schaukelte statt in der Wiege in einem Kissen, welches mit Stricken an der Stubendecke befestigt war und also eine Art Hängematte darstellte. Das Häuschen war in früherer Zeit der Familie dieses Schneiders vom Staate geschenkt worden, nicht aber der Grund und Boden, worauf es stand. Dazu hatte der Mann das Recht, sich seinen ganzen Holzbedarf unentgeltlich zu fällen. Nun wollte er bei der wachsenden Familie das Häuschen erweitern; allein man gestattete es ihm nicht, weil man solchen Einödensiedelungen schon aus forstpolizeilichen Gründen mit Recht nicht hold ist. Er kann aber auch ein solches Haus nicht verkaufen, er kann es auch nicht zusamt der kostbaren freien Holznutzung im Stich lassen. Die Behörden zwingen ihn also aus Gründen, die im einzelnen alle ganz triftig sind, mit seiner ganzen Familie zum vollendeten Proletarier zu werden. Aus Gründen der sozialen Politik dagegen bliebe den Behörden nichts andres übrig, als ihm sein Haus und sein Holzungsrecht abzulösen und ihm dadurch die Mittel an die Hand zu geben, sich anderswo eine vernünftigere und berechtigtere Existenz zu schaffen. In den statistischen Tabellen figuriert dann (beiläufig bemerkt) ein solcher schneidernder Einödenbauer natürlich auch unter der Rubrik der „Handwerker auf dem Lande" und hilft jene Zahl füllen, durch welche uns die sozialen Gleichmacher beweisen wollen, daß der Unterschied zwischen Stadt und Land nicht mehr bestehe. Er gehört auch zu der „Stadt", die auf das Land gezogen ist.

Wie solche Familien kein Recht haben, in solcher Weise zu bestehen, so gibt es in unsern Gebirgen ganze Dörfer, denen das Recht der Existenz fehlt. Man sagt, der Begriff der Uebervölkerung ist ein Unding. Wohl. Wer aber etliche Tage selbst hungrig auf der Rhön oder dem Vogelsberg umhergewandert ist, der überzeugt sich gewiß, daß wenigstens die falsche Verteilung der Bevölkerungsmassen kein Unding sei.

Vergleicht man die Einwohnerzahl dieser Bergketten mit der Ziffer des Flächengehaltes, dann scheint es, als sitze das Volk dort allzudünn, nicht allzudicht. Es ist dies aber nur Trug und Schein, der abermals lehrt, wie vorsichtig man bei den Schlüssen aus nackten statistischen Ziffern sein müsse. Da ein großer Teil des Bodens aus Wäldern und Wüsteneien besteht, welch letztere kaum je kulturfähig werden dürften, da ferner das angebaute Land selbst einen unverhältnismäßig geringen Ertrag abwirft, so ist die an sich dünne Bevölkerung dennoch zu dicht. Auch in den Häusern der zahllosen winzigen Dörfchen drängen sich hier die Leute weit enger zusammen, als es sonst auf dem Lande zu geschehen pflegt. In dem Spessart, dem Vorhofe der Rhön, in dessen weitgedehnten, unwegsamen Wäldern gut die Hälfte aller deutschen Räuberromane spielt und wo die menschlichen Wohnsitze wirklich nur äußerst sparsam eingestreut erscheinen, herrscht trotzdem Uebervölkerung. In den elenden Häusern, die oft nicht einmal Schornsteine haben, sondern wie bei halbwilden

Völkern den Rauch zum Fenster hinaus lassen, wohnen durchschnittlich sieben bis neun Menschen, ein Verhältnis, welches dem der übervölkerten oberschlesischen Dörfer gleichkommt und in dem angrenzenden Frankenland nur erst in den kleineren Städten wiedergefunden wird. Dafür sind dann aber auch diese überfüllten, ungesunden Häuser, die sich mit ihrer hinteren Wand meist an feuchte Bergabhänge lehnen, die steten Herde langsamen Siechtums und schnell hinraffender Seuchen. Von so traurigen Zuständen suchen sich aber die Bewohner keineswegs frei zu machen, sie nehmen dieselben vielmehr als notwendige, von der Natur gegebene hin. Prof. Virchow, welcher sehr lehrreiche ärztliche Untersuchungen über „die Not im Spessart" veröffentlicht hat, erzählt von einer dortigen Bauernfamilie, von deren sechs Gliedern fünf am Typhus erkrankten und drei rasch nacheinander starben. Nichtsdestoweniger ging der Familienvater zu keinem Arzte, sondern gab nur, als es gar zu schlimm ging, sein letztes Geld hin, um dafür einige Messen lesen zu lassen! Nach der Bemerkung desselben Schriftstellers sind im Spessart die meisten Orte, welche von den Pesten des 17. Jahrhunderts heimgesucht wurden, auch in unsrer Zeit die Stammsitze jener Typhen gewesen, die oft sehr nahe an den Hungertyphus grenzen. Also nicht bloß der Bau der Dörfer, nicht bloß die Sitte der Bewohner, nicht bloß die Armut, sondern auch ganz bestimmte Formen des Siechtums sind hier historisch. Und doch erreichen trotz alledem viele arme Leute des Spessarts ein hohes Alter; das Leben in der Wildnis, das unverkünstelte, rohe Naturleben erhält den Körper zäh bei allem Elend, und die meisten der so verrufenen Bezirke des Spessart zeigen ein günstigeres Sterblichkeitsverhältnis als die Großstadt London und die bedeutendsten englischen Fabrikbezirke, deren wohlgenährte, mit Fleisch gesättigte Bevölkerung uns die Männer des modernen Industrialismus als so gar glücklich auszumalen pflegen.

Auf unsern verödeten Basaltgebirgen will sich die Natur erlösen von dem krankhaften Zustand der Uebervölkerung, weil

ihr von außen her durch Kriegsheere oder Staatsmänner nicht geholfen worden ist. Sie reagiert durch Seuchen und Hungersnot. Die modernen örtlichen Notzustände sind die Anzeichen der Krisis, in welcher der kranke Leib sich zur Gesundheit aufzuringen trachtet. Was die Arznei nicht heilt, das muß Eisen und Feuer heilen. So sagen die Aerzte. Auch für Pathologie und Therapie in der Volkswirtschaft gilt dieser Spruch. Unten in den Thälern sitzen die kleinen Menschen und flicken Lehrsätze zusammen über soziales Elend und materielle Not, und oben auf den Bergen fährt der Herr einher im Sturmwind und sendet Unwetter, Seuchen und Hunger, damit sie die chirurgische Operation, die Feuer- und Eisenkur an dem kranken Gliede vornehmen, welche die Kriegsstürme vorzunehmen nicht vermochten. Das ist nationalökonomisches und sozialpolitisches Heilverfahren im großen Stil.

Der Westerwald hat kaum eine eigene politische Geschichte, er hat nur eine Kulturgeschichte, die seltsamerweise durch ihre unendlich langsame Entwickelung das höchste Interesse gewinnt. Er zeigt kaum ein paar dürftige Baudenkmale aus alter Zeit; aber diese Dörfer selbst, obgleich meist nur aus zehn bis zwanzig strohgedeckten Lehmhütten bestehend, sind historische Denkmale. Sie sind großenteils uralt, und doch weiß der Forscher nur gar selten eine geschichtliche Thatsache aus ihrer Vorzeit aufzuspüren. Allein das Bild selber, welches sie bieten, malt dem Auge eine geschichtliche Thatsache. Heute noch wie vor hundert Jahren baut sich der Bauer mit einem Kapital von beiläufig fünfundzwanzig Gulden sein Häuschen; die Arbeit der eigenen Hände, die er in den Bau steckt, ist der bedeutendste Teil seines Anlagekapitals, er baut sein Haus im Wortsinn selber. Darum sieht man auch hier noch so häufig, wie in alten Zeiten, verlassene, in sich zusammenfallende Häuser, namentlich auf einsameren Punkten. Denn der hypothekarische Wert, der Wert des Rohstoffs, der Arbeit, der Lage ist da oft so gering, daß gar keine andre Wahl bleibt, als das Haus verfallen zu lassen, wann der Bewohner verdorben ist und ein andrer sich nicht sofort einfindet. Die Kosten des Abbruchs

würden den Wert des abzubrechenden Materials bei weitem übersteigen. Man reißt heraus, was an Holzwerk noch halbwegs brauchbar ist; den Rest mag dann der Nordwestwind zusammenblasen.

Ganz ähnlich ist es mit dem Vogelsberg.

Die Rhön dagegen hat bessere Tage gesehen als die gegenwärtigen, sie hat eine Geschichte gehabt, welche mehr war als eine bloße Geschichte des Elendes. Für die feudale Zeit war sie kein übles Land, aber unser industrielles Jahrhundert weiß nicht, was es mit solchen abgelegenen, produktenarmen Gebirgen anfangen soll. Nicht bloß die Ungunst des Klimas, auch der ganze eigentümliche Entwickelungsgang unsres Kulturlebens, wenn man will die Weltgeschichte, hat sich wie ein tragisches Schicksal auf diese Berge gelegt. Die Rhön gehört so ganz zu jenen deutschen Gauen, von welchen einer unsrer Dichter sagt, sie seien zu romantisch, um noch glücklich sein zu können, ein Dichter, der selber zu romantisch war, um glücklich sein zu können — Gottfried Kinkel.

Hier also ist die Rhön dem sonst so gleichgearteten hohen Westerwalde ungleich; ihre Blütezeit liegt in der Vergangenheit, die des Westerwaldes in der Zukunft. Die Parallele ließe sich in tausend Einzelzügen entwickeln. Auf der Rhön gibt es allerlei an den natürlichen Schätzen des Gebirgs haftende Industrie, aber immer nur sprunghaft, verspritzt, und wie zum Versuch. Es werden Eisenerze gewonnen, plastischer Thon, Schwerspat, Torf, Traß, Braunkohlen, es werden Färberpflanzen gebaut, sogar für Lyoner Seidenfabriken, es wird fleißig gewebt, es werden Holzschnitzwaren gefertigt, Krüge gebacken, es wird Porzellan gebrannt; aber eine massenhafte, das ganze Gebirg beherrschende und emporhebende Industrie hat sich an keinen dieser oft glücklichen Versuche zu heften vermocht. Die „Silberhöfe“, welche neben einem der ärmsten Dörfer, Altglashütte, liegen, haben ihren Namen, charakteristisch genug, daher, weil man dort Silber gesucht und keins — gefunden hat. Das Eisen findet sich nur „nesterweis“. Dies ist eben der Fluch der Rhön, daß sich alles hier nur „nesterweis“ findet, Industrie und Ackerbau so gut wie das Eisenerz. Wo man

früher auf Eisen gebaut, sind mitunter längst alle Gruben verschüttet. Auf dem Markt zu Bischofsheim reden alte eiserne Brunnentröge von dem verschollenen Bergbau des Kreuzberges, und in den herrschaftlichen Häusern zu Fulda stehen große eiserne Oefen aus den versunkenen Schachten des Dammersfeldes.

Auf dem Fichtelgebirg erscheinen Ortsnamen, die gleichfalls wie eine fürchterliche Ironie auf die heutigen Zustände klingen, ganz wie auf der Rhön als die letzten Erinnerungsmale einer längst abgestorbenen Industrieblüte. Wir finden dort Goldkronach, den Goldhof, die Goldmühle, Goldberg u. dgl. Die Schlacken, welche man bei dem früheren Goldbergbau übermütig weggeworfen, sammelt man heute wieder auf, um mit weit bescheideneren Ansprüchen Antimonium daraus zu gewinnen. Das verarmte Volk aber tröstet sich über die versunkenen Goldschätze durch einen reichen Sagenkreis, der ihm die Wiederauferstehung derselben verheißt. Die Schatzgräberei war bis in die neueste Zeit dort zu Hause, und die dahin zielenden „Wahl- und Geheimnisbüchlein“ gehören zum eigensten Hausrat des Fichtelgebirgs. Während der arme Mann in den dichten Wäldern Gras sammelt oder Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerschlägt, Holzkohlen oder Wagenschmiere brennt, träumt er sich vielleicht als den reichsten Mann, dem nur noch der letzte Schlüssel zu seinem Reichtum fehlt. Denn nach dem Volksglauben soll jeder, auch der gemeinste Feldstein auf dem Fichtelgebirg edle Metalle bergen. Nur muß ein Fremder kommen, um diese besonderen Qualitäten der Steine aufzuschließen, und man hielt vordem dafür, daß namentlich die „Welschen“ diesen Zauber besäßen, und unter ihnen vor allen die „Venediger“. Man sagt darum: „Auf dem Fichtelgebirg wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr wert als die Kuh.“

Diese dichterisch geweihte Genügsamkeit, welche sich mit dem Goldschimmer der Sage einstweilen abfinden läßt für das wirkliche Gold, ist ein durchaus bezeichnender Zug in dem Charakterbilde unsrer so kindlich befriedeten Gemütes armen Bergbewohner. In der Nähe von Wunsiedel wächst ein seltenes Moos; man

nennt es Goldmoos. Schaut man von ferne darüber hin, so funkelt es im prächtigsten Goldschimmer, tritt man aber näher hinzu, so ist der goldige Glanz durchaus verschwunden, und bei genauerer Untersuchung läßt sich nirgends eine äußere Ursache des trügerischen Schimmers wahrnehmen. Wo dieses Moos wächst, da ist auch der Sagenkreis von den goldenen Reichtümern des Fichtelgebirges gewachsen.

Die Wohnhäuser und Kirchen vieler Rhöndörfer sind stattlicher gebaut, als sich's mit dem gegenwärtigen Wohlstand der Bewohner zusammenreimt. Vergebens sucht man hier die moosige Lehmhütte des hohen Westerwaldes, welche mitunter eher für Indianer, als für deutsche Bauern bestimmt erscheint. Auch die Reste der alten Volkstracht deuten durchaus nicht auf den Bettlerrock zurück. Der turmartig spitze schwarze Kopfaufsatz der Weiber in den Rhönthälern mit den langen flatternden Bändern ist ein kostbares Stück, weit reicher als das rote, von zwei auf- und niederschwankenden Eselsohren flankierte Kopftuch der Bäuerinnen im reichen Bamberger Maingrund. Ja jene in den mitteldeutschen Gebirgen so weit verbreitete Haubenpyramide ist sogar eine der seltenen, noch wirklich aus dem Mittelalter stammenden Volkstrachten. Auf zahlreichen Bildern und Skulpturen der spätgotischen Zeit sieht man vornehme Frauen mit demselben Kopfputz. Der Westerwald dagegen hat weit nüchternere, ärmere und minder alte Trachten. Dort ist in der That der Bettlerrock vielfältig seit Anbeginn das Volkskleid gewesen.

Die hohe Rhön hat im Mittelalter eine ausgeprägte politische Geschichte: eine Menge zertrümmerter Burgsitze zeugen dafür. Der hohe Westerwald hat in alter Zeit nur eine Kulturgeschichte, und obendrein eine negative, nämlich eine Geschichte der Unkultur. Keine geistliche Genossenschaft mochte im Mittelalter auf dem hohen Westerwald ein Kloster gründen, und selbst die Ritter und Herren stiegen nur selten mit ihren Burgsitzen über die Grenzen des Gebirges auf. Den südlichen Thalbewohnern galt der Westerwald von alters her als die äußerste Thule, als das unwirtliche Land

des Nebels und des Schnees; die Luft machte da droben mehrenteils „eigen“, wie in dem sonnigen Rheingau die Luft „frei“ machte. Es ist, als ob heute noch über einem Teil der Westerwälder Bevölkerung dieser Fluch ruhe, daß die Luft „eigen“ mache. Stillstand und Rückgang des Kulturlebens war jahrhundertelang auf dem hohen Westerwald leibhaftig geworden, eine viel schlimmere Reaktion als die der formellen Politik. Die Sage geht, vor zweihundert Jahren sei einmal eine Kirchenvisitation über den Westerwald gesendet worden, sie habe aber nirgends ein Protokoll aufnehmen können, weil bei keinem einzigen Pfarrer ein Schreibzeug aufzufinden gewesen sei. Dergleichen Stücklein, wahr oder unwahr, erzählt man sich zu Hunderten.

Die Leute von dem südlichen Halbscheid der Westerwälder Hochfläche schlafen und ruhen schier das halbe Jahr. Ihr einziger Erwerbszweig in dem langen Westerwälder Winter ist mehrenteils das Schneeschaufeln! Dem armen Westerwälder sagt man nach: er bete an jedem Winterabend, daß ihm Gott über Nacht einen tüchtigen Schneesturm bescheren möge. Dann hat er bei den gewaltigen Schneemassen, die da droben fallen und von dem dort fast nimmer rastenden Sturm oft haushoch zusammengejagt werden, wenigstens ein nahrhaftes Geschäft, das ihm in Staats- und Gemeindetagelohn 24 Kreuzer täglich abwirft. Und das ist oft die ganze Winterblüte des Erwerbs auf dem industrielosen hohen Westerwald! Viele hundert Hände werden so in jedem Winter beschäftigt, viel tausend Gulden von Staats wegen in den Schnee geworfen, und doch preisen sich die armen Leute glücklich, wenigstens diese Schneeindustrie zu haben, die der Wind in ein paar Tagen wieder wegbläst, die der erste Frühlingssonnenschein jedenfalls in Wasser zerrinnen lassen wird.

Es ist als ob Gewerbe und Industrie förmlich zurückgeschaudert seien vor dem „eigentlichen“ Westerwald, während sie am Saume desselben, in den Vorbergen überall, wenn auch nur schüchtern, hereinlugten. So haben einst stattliche Wollmanufakturen am Ostrande des Westerwaldes geblüht; die Feuersäulen der Hochöfen

gruppieren sich wie zu einem Strahlendiadem rings um den Saum der Hochflächen, aber sie meiden das Hochland selber; auch das Land der Krug- und Kannenbäcker liegt hart an der Grenze des Gebirgs; reiche Silber- und Kupferbergwerke fangen just da an, wo der hohe Westerwald aufhört, während dieser nur die viel ärmere Ausbeute der Braunkohlenlager dagegen setzen kann. Die verkümmernde Westerwälder Eisenindustrie war bis auf die neueste Zeit großenteils in den Händen von Ausländern, von Engländern und Franzosen, und der arme Westerwälder mußte in fremdem Solde taglöhnern auf seinem eigensten Besitz.

Es ist ein seltsames Ding um diesen öden „eigentlichen" Westerwald.

Wenn man den Südabhang der Bergkette hinaufsteigt und bei den Bewohnern Umfrage hält, wo denn nun der „eigentliche" Westerwald beginne, so wird man immer weiter nordwärts gewiesen; hat man aber endlich den höchsten Kamm des Gebirges erreicht und steigt die nördlichen Thalgesenke hinab, so weisen einen die Leute wieder nach dem Südabhang zurück. Kein Mensch will auf dem „eigentlichen" Westerwald wohnen. Und doch ist das Heimatsgefühl und der Heimatsstolz des echten Westerwälders mächtig genug. Auch der heimwehselige Jung Stilling war ein Westerwälder. Nur den Namen möchte man meiden. Daraus läßt sich folgern, daß der Westerwald besser sei, als sein Ruf. Und so ist es in der That.

In gleicher Weise verleugnen die Vogelsberger überall den Vogelsberg.

Die Rhöner dagegen, deren Gebirg einen weit glänzenderen historischen Namen hat, machen es nicht also. Dort war das Dammersfeld, jetzt berühmt durch seine Armut, einst berühmt durch seinen Bodenreichtum. Die Hoftafel der Fuldaischen Fürstäbte wurde buchstäblich fett durch seine Ergiebigkeit, denn es sollen alljährlich an dreißig Zentner der besten Butter von dort in die Hofküche gewandert sein, der saftigen Dammersfelder Rinds- und Kalbsbraten gar nicht zu gedenken. Andre herrschaftliche

Domänen wurden aufgebessert mit den Ueberschüssen vom Ertrag der Dammersfelder Güter. Es klingt uns jetzt wie ein Märchen, wenn wir lesen, daß Eroberungskriege (zwischen Fulda und Würzburg) um das Dammersfeld geführt worden sind, weil dieser reiche Besitz den Fürsten so verlockend in die Augen gestochen hatte. Jetzt führt man hier keine Eroberungskriege mehr, nur noch Verteidigungskriege — gegen den Hunger. Es ist aber (beiläufig bemerkt) eine für den Volkswirt höchst beherzigenswerte Thatsache, daß die Wiesen des Dammersfeldes nur so lange ihren großen Wert behaupteten, als sie in Form einer großen herrschaftlichen Schweizerei in einer Hand geeinigt bewirtschaftet wurden. „Seitdem das Dammersfeld einzeln verpachtet ist," sagt Schneider in seiner Beschreibung der Rhön, „und die den Graswuchs befördernden Schweizerpferche fehlen, ist es ein mageres, kahles Gebirge, wie seine Nachbarn."

Der Trieb zur gewerblichen Arbeit neben der landwirtschaftlichen sitzt den deutschen Gebirgsbauern im Fleisch. Und doch haben sie bisher fast überall mehr den Fluch als den Segen dieses Triebes geerntet.

Das geschichtliche Andenken erloschener Betriebsamkeit kann bei den Rhönern nur dazu beitragen, die Naivetät der Armut zu brechen, und die fehlgeschlagenen Versuche mit modernen Industrieanlagen zeigen den Leuten erst recht, wie arm sie eigentlich sind. Die Fichtelberger wären auch glücklicher, wenn sie statt der magischen Feldsteine einfaches Granitgeröll auf ihren Aeckern liegen sähen. Die Leute vom hohen Westerwald, deren Industriegeschichte mit dem Kapitel vom Schneeschaufeln anhebt und endigt, sind viel zufriedener. Wie es mancherlei Stand und Beruf unter den einzelnen Menschen gibt, so auch unter den Ländern. Man vermeint aber in unsrer geldgierigen Zeit, jedes Land müsse schlechterdings zu einem Industrielande gemacht werden. Im Spessart hat man's mit Bergwerken versucht, die eingestellt sind, mit Glashütten, die aufgehört haben. Geblieben aber ist den Leuten durch diese verunglückten Versuche das Bewußtsein ihrer Ohnmacht

und Armut. Ja manche ursprüngliche und natürliche Formen des Gewerbfleißes im Lande sind durch diese Versuche mit neuen Betriebszweigen obendrein verdrängt worden. Früher bereiteten sich die Leute ihre Kleider selbst, jetzt beziehen sie auswärts gefertigte Stoffe. Die vom bayrischen Ministerium im Frühjahr 1852 zur Untersuchung der dortigen Notstände ausgesendete Kommission fand nach Virchows Bericht die alte Spessarttracht aus „Beidergemang“, einem braunen Zeuge eigener Fabrik von Naturwolle und Leinen, nur noch bei einem einzigen Manne. Selbst die Fußbekleidung, welche inmitten eines Walddistrikts so natürlich aus Holz sein könnte, ist überall durch lederne Schuhe ersetzt worden. Die bei einem solchen Klima zweckmäßige ursprüngliche Tracht ist dem modernen, leichten, vergänglichen Stoffe gewichen, die Bedürfnisse sind gesteigert, während sich die Nahrungsquellen bei einer zunehmenden Bevölkerung proportional verminderten. So ist es gekommen, daß die ganze Existenz dieser Bevölkerung zuletzt auf den Kartoffelbau gesetzt war.

Wir finden in diesen Gebirgen den merkwürdigen Widerspruch, daß die Leute oft einen unbestreitbaren inneren Beruf zur Gewerbsthätigkeit haben, während ihnen die Lage des Landes ihre industriellen Talente, ihren Eifer zum Fluch werden läßt. Darum ist es in diesen Gegenden ganz besonders bedenklich, mit solchen neuen Industriezweigen zu experimentieren, deren Gedeihen nicht sicher vorauszusehen ist. Ein verunglückter Versuch, der im Flachland höchstens ein paar Familien auf einige Jahre zurückbringen würde, verderbt und verstimmt hier eine ganze Volksgruppe auf ein Menschenalter und darüber.

In diesen Gebirgen geht das Handwerk barfuß, hier wohnen die Naturkinder der Industrie. Ja man könnte sagen, unsre Gebirgsbauern unterscheiden sich dadurch von den Flachlandbauern, daß sie das angeborene technische Genie besitzen, welches jenen mangelt. Dasselbe Elend, welches sich bei den industriellen Dörfern des schlesischen Gebirges und des Erzgebirges in großen weltbekannten Zügen darstellt, wiederholt sich bei den Rhöner

Holzschnitzern im kleinen. Die Besitzer größerer Werkstätten in den Städten und an den Landstraßen klagen nicht über Mangel an Absatz, dagegen gehören die Holzschnitzer in den abgelegeneren Orten zu den ärmsten unter den armen Leuten. Jene arbeiten teilweise für auswärtige Abnehmer, diese aber für den beschränktesten Ortsbedarf, d. h. für Kunden, die selbst nichts haben!

Die Industrie unsrer Gebirgsbauern ist meist erst ein Kind der neuern Zeit. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts finden wir auf dem jetzt so betriebsamen Schwarzwald noch keine Spur industrieller Arbeit. Erst die gänzliche Umwandlung der bäuerlichen Verhältnisse in der Uebergangsperiode zur modernen Zeit und die landwirtschaftliche Feuer- und Eisenkur des Dreißigjährigen Krieges zwang die Gebirgsbauern zum Handwerk. Aber mit welch unglaublicher Triebkraft hat sich nun seit etwa 150 Jahren diese neue Industrie der Holzschnitzer, Uhrenmacher, Stroh- und Weidenflechter, Spitzenklöppler, Leineweber, Nagelschmiede und Besenbinder überall in die Höhe zu arbeiten gesucht! In diesem gewaltsamen Durchbruch der jüngsten Metamorphose des Gebirgsbauern zeigt sich recht, wie unzweifelhaft ihm der technische Genius von Gott und der Natur zu Lehen gegeben wurde, zum Ersatz für die immer magerer gewordenen Felder. Allein mit dieser Gabe ist zugleich ein tief tragisches Element in das Leben des Gebirgsvolkes gekommen. Das unbelohnte Ringen ganzer Bauernschaften nach Tüchtigkeit im Handwerk läßt sich wohl vergleichen mit dem fruchtlosen Abmühen so manches einzelnen begabten Geistes um eine hervorragende Stelle unter den geistigen Größen der Nation. Der lustige Senner wird allmählich zum ernsten und gesetzten Mann, wenn er sich der Schnitzbank ergibt, und in den nächsten Geschlechtern werden die Holzschnitzer im Schwarzwald auch keine „G'sätzlen“ mehr neu ersinnen und singen.

Der industrielle Geist ist oft genug ein Kassandrageschenk für unsre in der Unschuld der Armut glücklich dahin lebenden Gebirgsbauern.

Auf den magern Hochflächen der rauhen Alb zwischen Pfullingen und Urach verschlug mich vor zehn Jahren ein Hagelwetter

in ein einsam gelegenes Haus. Es sah so dürftig aus, daß es mir bangte einzutreten, bis mir — die Töne eines Klaviers aus demselben entgegenklangen. Ein kleiner barfüßiger Bube spielte das Instrument; er sah nicht aus, als ob er sich alle Tage wüsche, vielleicht aber Sonntags, Feiertags und Markttags. Ich erfuhr, daß die ganze Familie musikalisch sei; man zeigte mir in der Kammer auch noch eine kleine Hausorgel; und das Klavier und die Orgel hatte der Hausvater selbst gemacht. Derselbe war aber keineswegs ein Instrumentenmacher, sondern — ein Maurer, und stand damals zu Pfullingen in Arbeit. Das Klavier war kein englischer Patentflügel, aber man mußte es doch so gewiß ein Klavier nennen, als man einen Holzapfel einen Apfel nennen muß. Geben Holzäpfel keinen Most, so geben sie wenigstens Essig. Es war der drängende industrielle Geist des Gebirgsbauern gewesen, der den Maurer zu seinem Sonntagsvergnügen ein Klavier und eine Orgel hatte bauen heißen! Wer es verstünde, ein edles Reis auf solche Holzäpfelstämme zu pfropfen!

Gerade der Teil des Westerwaldes, der keine industrielle Geschichte kennt, hat eine industrielle Zukunft, weil hier die Naturschätze nicht „nesterweis“ liegen, wie auf der Rhön, sondern in großen Massen und Gruppen beisammen, und weil sie eine harte, mager lohnende Betriebsamkeit, dem Charakter von Land und Leuten entsprechend, voraussetzen. Ein merkwürdiges Beispiel von raschem und segenverheißendem Aufblühen eines neuen Gewerbes erlebten wir hier in den letzten Jahren, und es zeigte sich dabei, was bei unsern Gebirgsbauern eine gut geleitete gewerbliche Aneiferung vermag, wenn sich auch nur noch ein klein Stück alten Bodens vorfindet. Es galt einen ganz eigentümlichen Industriezweig wieder zu erwecken, welcher der südwestlichen Ecke des Westerwaldes geradezu geschenkt ist durch die unerschöpflichen Lager des trefflichen plastischen Thones, aus denen man das sogenannte „steinerne Geschirr“, die Mineralwasserkrüge u. dergl., fertigt. Die sämtlichen Mineralquellen des Taunus und der Lahn hängen in diesem Stücke ab von den Westerwälder

Krugbäckereien. Der Verbrauch ist außerordentlich. Selters und Fachingen allein brauchen jährlich über zwei Millionen Stück solcher Krüge. Bis in weite Ferne werden Westerwälder Gefäße seit alter Zeit verführt. Im Mittelalter mußten an diesen Thonlagern gelegene Gehöfte ihre Abgaben nicht in Geld, sondern in Schüsseln an den Kurfürsten von Trier zahlen. Ein ganzer Hof zahlte 600 Schüsseln und ein halber 300. Liefen die Abgaben dem Kurfürsten richtig ein, dann konnte er alljährlich einen ganz anständigen Schüsselmarkt in Trier abhalten. Aber trotz dem vielhundertjährigen Stammbaum dieses Industriezweiges ließ man ihn verkümmern bis auf die neueste Zeit. Die rohen Thonblöcke wanderten großenteils ins ferne Ausland, nach Belgien, Holland und Frankreich, um dort verarbeitet zu werden! Den Fuhrlohn, den man erhielt, die Blöcke zur Verladung an den Rhein zu schaffen, nahmen viele als den höchsten für die Gegend aus dem edlen Rohstoff zu erzielenden Gewinn. Als vor Jahren von Staats wegen eine Musteranstalt für die Verarbeitung des Thones, namentlich für die mehr künstlerische zu feineren Gefäßen, errichtet werden sollte, sträubte man sich dagegen, weil man den Frachtgewinn für die rohen Blöcke einzubüßen fürchtete!

Erst als zuletzt der rechte Mann kam und den Leuten aus dem Krugbäckerlande fast täglich ins Gewissen hinein predigte, daß nicht in der Ausfuhr des Rohstoffes, sondern in der möglichst verfeinerten Verarbeitung desselben der beste Gewinn für die Gegend liege, raffte man sich auf. Die Krugbäcker einten sich zu freien Innungen, die fröhlich gediehen, warfen sich auf feinere, kunstmäßigere Arbeiten, die sich zusehends einen immer größeren Markt erobern, so daß man jetzt dieses Handwerk nur noch künstlerisch etwas reicher befruchten müßte, um die alte rohe Westerwälder Krugbäckerei in eine Kunstindustrie zu verwandeln, die für den Westerwald ebenso bedeutsam werden könnte, wie die Uhrenmacherei für den Schwarzwald.

Auf dem hohen Westerwald brauchen die Kirschen zwei Jahre Zeit, um reif zu werden. Im ersten Jahre nämlich wird die Frucht auf dem einen Backen rot und im folgenden auf dem andern. Mit diesem kleinen Zug hat der Volkswitz die ganze Obstkultur des Landstrichs meisterhaft gezeichnet. Man kann in runder Durchschnittssumme rechnen, daß hier auf 4000 Morgen Landes etwa drei Morgen Gartenland kommen. Dem Auge des Rheinländers macht es einen sibirischen Eindruck, daß längs der Landstraßen Ebereschen und in den Gärten wohl gar Tannen statt der Obstbäume stehen. Der Boden ist großenteils ausgezeichnet, aber der jähe Windstrom, welcher durchs ganze Jahr die kahle Hochebene fegt, läßt keinen Obstbau aufkommen, und die Nässe dieses Nebel- und Regenlandes hat selbst die edleren Getreidearten verbannt. „Nordweststurm und alter Weiber Gegreine hat nimmer ein Ende."

Das Register der vornehmsten Westerwälder Ackerpflanzen läßt sich leicht auswendig behalten: Kartoffeln, Hafer und Gerste. Gesottene Kartoffeln, Kartoffelbrot und Kartoffelbranntwein sind der tägliche Küchenzettel gar manches Haushalts. Dazu kreist morgens, mittags und abends der Kaffeekessel, der hier ganz in die häuslich gemütlichen Rechte des Theekessels der Küstenländer eingetreten ist.

Man könnte den Volkscharakter unsrer Basaltgebirgsgruppe unter dem Gesichtspunkte des Kartoffelbaues darstellen, wie den rheingauischen unter dem Gesichtspunkte des Weinbaues. Die Kartoffel übt vielleicht in keinem andern Striche Deutschlands so zwingende Alleinherrschaft, wie hier. Der Brotbaum des Südsee-Insulaners und die Kartoffelstaude dieser Berge gäbe keine unpassende Parallele. Als vor zweihundert Jahren die ersten Kartoffeln auf den Westerwald kamen, hat eine Braut in dem Westerwälder Städtchen Herborn beim hochzeitlichen Kirchgang ihren Busen mit den Blüten der Kartoffel statt mit Myrten und Rosen geschmückt. So ist dieses Gewächs, das man sonst als den Erzphilister unter seinen Geschwistern ansieht, hier zu den

Ehren der Poesie gekommen. Und Westerwälder Poeten haben auch in der That die Kartoffel in Liedern besungen. Die erste ihrer Art, welche auf dieses blumenarme Gebirg gebracht wurde, hegte ein Apotheker als Zierpflanze und stellte das blühende Kraut in einem Blumentopfe aus.

Die edelste Sorte der Westerwälder Kartoffel, bei den Samen- und Pflanzenhändlern weitberühmt, führt den bedeutsamen Namen: „der Preis vom Westerwald". Wenn man inne wird, wie fast alle bäuerlichen Existenzen der weiten Hochfläche in dem Bau der Kartoffeln wurzeln, dann erhält die Weihe, mit der diese Pflanze hier an dem Ehrentage einer Braut eingeführt ward, wohl ihren tiefen Sinn. Dem Anbau des trügerischen Gewächses könnte hier sogar sein proletarischer Charakter genommen werden. In trockenen Jahren mißrät die Kartoffel in den angrenzenden Thalgegenden, sie gedeiht dann aber um so besser auf dem wasserreichen Gebirge. Man könnte hierauf fußend die sonst nur am Orte haftende Frucht auf die Ausfuhr bauen, wenn der Blick des kleinen Westerwälder Bauern überhaupt weiter reichte, als der heimatliche Nebel zu sehen erlaubt.

Der Kartoffelbau hat aber hier nicht bloß seine Poesie, er hat auch seine herbe Prosa. Wo vorwiegend Kartoffelland ist, da ist auch Branntweinland. Dies bestätigen unsre Basaltberge. In einem Städtchen der Rhön von nur 2200 Einwohnern wurden in einem der letzten Jahre nach Ausweis der städtischen Accistabelle nahe an 400 Eimer Branntwein getrunken. Dagegen ist z. B. in Altbayern, wo Kornland vorwiegt und Kartoffeln verhältnismäßig wenig gebaut werden, das Branntweintrinken auch entsprechend selten geblieben. Im bayrischen Hochgebirge gibt es noch alte Leute, die niemals einen Schnaps getrunken haben; vor einem Menschenalter gab es dort aber auch noch Leute, die nicht wußten, wie eine Kartoffel schmeckt.

Kartoffelbau und Güterzerstückelung gehen Hand in Hand; so ist denn auch auf unsern Basaltbergen das Ackerland bis zum äußersten Maße zerteilt. Während das Getreide und das daraus

bereitete Brot in der Sitte und Redeweise des Volkes heilig gehalten wird, geht man mit der nicht minder wichtigen Kartoffel weit weniger respektvoll um. Das Volk hat eine Ahnung von dem unheimlichen Wesen, welches in unsrer Kartoffelkultur steckt. Es setzt sogar eine gute Anzahl Schimpfwörter mit der „Kartoffel" zusammen. Im Meiningischen sind die Schimpfwörter „Kartoffelkröt" und „Erdäpfelgehäukröt" gangbar; ein plumpes, dummes Gesicht nennt man überall ein „Kartoffelgesicht" und eine dicke formlose Nase eine „Kartoffelnase". Was plump und gemein ist, wird von dem Volke überhaupt gern mit der Kartoffel verglichen.

Allein trotz dieser geringen Artigkeit gegen die Kartoffel hat sich der Bauer der mitteldeutschen Gebirge völlig verrannt in den übermäßigen Kartoffelbau. Die schweren Warnungen der Hungerjahre haben dort den Anbau dieser tückischen Frucht noch keineswegs erheblich vermindert. Selbst als in den schlimmsten Jahren die Not auf der Rhön am höchsten gestiegen war, ließen sich viele Bauern nicht abhalten, mit dem Setzen von halb kranken Kartoffeln wiederholt den Versuch zu wagen. Es war nicht die bare Not, welche sie hierzu trieb. Denn auch dem Aermsten war durch die Sammlungen und die Maßregeln der Behörden Gelegenheit gegeben, gesunde Saatkartoffeln zu erhalten. Aber die Leute hatten den Kopf verloren. Die Entsagung schlägt hier in ihrer äußersten Spitze zu unsinniger Vermessenheit um.

Der Kartoffelbau gestattet nicht nur so kleine Kleinbauern, daß zuletzt aus gar manchem ein leibhaftiger Proletarier wird; er lockt auch die großen Bauern in ein Spekulationswesen hinein, welches sonst diesem Stande ganz fern lag. In dem Notjahr 1852 gab es Landwirte am Fuße des Vogelsberges, welche 50—60 Stück Vieh besaßen und mehr als 100 Morgen Ackerlandes, also gewiß wohlhabende Leute, deren Viehstand aber förmlich ausgehungert war, weil sie, durch den möglichen großen Gewinn verlockt, vielleicht $^9/_{10}$ ihres Gutes mit Kartoffeln bestellt hatten. Diese waren mißraten, und die reichen Leute hungerten nun zusamt ihrem Vieh. Hätten sie nur die Hälfte ihres

Kartoffellandes mit Hafer und Runkelrüben bestellt, so würden sie mit mäßigem Verlust davongekommen sein. Man sieht, es sind hier ganz eigentümliche Formen der Armut zu entdecken, die in keine der hergebrachten Gruppen passen. Der mögliche hohe Ertrag der Kartoffeln durch die Branntweinbrennereien verlockt die Bauern zu einem wirklichen Glücksspiel, sie setzen das Glück eines ganzen Jahres auf eine einzige Karte. Darin liegt ein ungeheurer moralischer Ruin.

Waren jene großen Bauern zu pfiffig gewesen, dann gibt es andrerseits wieder Striche in unsern Gebirgsgegenden, wo die kleinen Bauern förmlich dumm geworden sind in ihrer Armseligkeit. Man sollte landwirtschaftliche innere Missionen hinsenden, um den Leuten die Köpfe einzuräumen — wenn's möglich ist. In einem Seitenthale der Wisper, wenige Stunden nur seitab von der Weltstraße des Rheins, begehrte ich einmal Eier. Man sagte mir, es gebe keine im ganzen Dorf, weil es keine Hühner gebe, und Hühner halte man keine, weil man Gärten habe, denn die Hühner würden die Gärten verwüsten. Es ist nämlich dort Sitte, Garten und Hof ohne Zaun zu lassen, und ist den Bauern wohl seit Jahrhunderten noch niemals in den Sinn gekommen, daß man die Vorteile des Gartenbaues und der Hühnerzucht zugleich genießen könne, wenn man nur Zäune ziehe. Es wird ihnen diese Einsicht vielleicht auch in langen Jahren noch nicht kommen, obgleich ihnen die Steine zu den Mauern vor den Hausthüren liegen und die Hecken nutzlos bis ins Dorf hinein wachsen. Das ist die Nachtseite der beharrenden Bauernsitte.

In den Bergen ist gar manches auf den Kopf gestellt, und die im Flachland in den Städten wohnen, merken es nicht. So blitzt es im Hochgebirg zuweilen den Berg hinauf. Ein rhönischer Frühlingspoet müßte den Mai begrüßen als die Zeit, wo die Spitzen der Berge schwarz werden, nicht grün, denn das ist des Lenzes sicherstes Wahrzeichen, wenn die Sonne den Schnee von den nackten schwarzen Basaltkuppen leckt.

Auf den öden, wasserarmen Hochflächen des Frankenjuras düngt man die Aecker mit Steinen und mäht das Heu von den Bäumen herunter; denn die Millionen der über die Aecker verstreuten kleinen Kalksteine bewahren denselben die Feuchtigkeit, und statt der Obstbäume sieht man zahllose kugelrund geschorene Lindenbäume im Feld, deren Laub beim Mangel des Grases das Viehfutter abgibt. Ist's im Flachenland trocken, dann nebelt's und feuchtet's oft auf dem Westerwald, dem Vogelsberg und der Rhön, und umgekehrt. Manchmal ist droben ein Segensjahr, wenn unten ein Mißjahr war. Aber seltsamer noch ist's, daß auch Sitte und Art unsrer meisten deutschen Gebirgsbauern in wirtschaftlichem Betracht auf den Kopf gestellt erscheint. Sie sollten die durchtriebensten, die rationellsten Landwirte sein, denn die Natur schenkt ihnen nichts, und sind doch meist die verstocktesten ökonomischen Reaktionäre, und in den Thälern wohnt der landwirtschaftliche Fortschritt. Darum bleiben sie bei allem Fleiß, bei aller Entsagung doch immer im alten Elend stecken. Man zeigte mir große, freilich etwas abgelegene Ländereien auf der hohen Rhön, die trefflichen Boden haben sollen, aber doch nur alle paar Jahre einmal eine geringe Ernte bringen, weil man sie niemals düngt. Die Besitzer treiben starke Viehzucht und haben Dung genug. Aber weil es die Vorfahren nicht nötig hatten, abgelegene Aecker mit mühseliger Sorgfalt zu bebauen, thut dies der Enkel auch nicht, obgleich er es sehr wohl nötig hätte. Sein Feldbau ist noch ganz darauf berechnet, daß die Ernte wie ehedem von Hand zu Mund gehe. Auf der ganzen großen Basaltkette von der Rhön bis zur Eifel hinüber findet man's häufig noch, daß der Ackerbau schier mittelalterlich betrieben wird, während doch die Bedürfnisse modern geworden sind. Die Leute entwerfen ihren Wirtschaftsplan, als ob es noch keine Tabakspfeife, keinen Kaffee und keine Steuern gäbe, können aber doch zuletzt das eine nicht entbehren, und der andern sich nicht erwehren.

Ich nannte oben den Westerwald einen vorgeschobenen Posten Westfalens, bei welchem der Hofbauer in seinem Uebergang zum

Dorfbauern stecken geblieben ist. Darum sehen wir hier fast nur Weiler, die mit allen wirtschaftlichen Nachteilen der zerstückten Dorfackerverfassung behaftet sind, ohne darum andrerseits der sozialen Vorteile größerer Gemeindeverbände teilhaftig zu werden. Dies ist das Los der meisten Uebergangsbildungen, daß sie wohl die einzelnen Mängel der vermittelten Gegensätze in sich vereinigen, nicht aber die Vorzüge. Selbst ein Mittelzustand zwischen der Rodung des Waldlandes und dem Anbau geklärten Bodens hat sich auf Nord- und Osthängen des Westerwaldes gleichsam flüssig erhalten. Ich meine die sogenannte Haubergwirtschaft. Man läßt Niederwaldungen von Eichen und Birken auf einen 16- bis 20jährigen Bestand anwachsen, treibt sie dann ab, schält den Boden mit der Hainhacke und verbrennt zur Düngung den Rasen und das kleine Reisig. In dieses neugebrochene Land, das gleichsam die ganze Jugendkraft eines Urbodens in seinem Schoße gesammelt hat, säet man dann zwei Jahre lang Frucht, um es hierauf wieder an die 20 Jahre ausruhen und als Waldgrund sich erfrischen zu lassen. Diese Haubergwirtschaft ist also ein fortwährendes Roden, ein von Geschlecht zu Geschlecht wiederkehrender Kampf der Ackerkultur wider die wilde Naturkraft des Waldes! Die stählende Arbeit des Neubruchs, welche sonst in alten Tagen ein für allemal zum Frommen aller Nachkommen abgethan wurde, ist hier gleichsam portionenweise für alle Jahrhunderte aufgespart.

Sowie aber der südliche Abhang des Westerwaldes eine selbständige Gewerbeblüte gewönne — und die Natur hat so vielen Anhalt dazu gegeben — würde er aufhören ein vorgeschobener Posten Westfalens zu sein. Er würde aus dem verödeten Grenzwall ein wichtiger streitiger Grenzgau werden, auf welchem niederdeutsches und mitteldeutsches Kulturleben mindestens gleichen Anspruch erheben könnten. An der Lahn und am Mittelrhein würden sich neue und bequemere Märkte für die Rohstoffe des Westerwaldes öffnen. Der Viehzüchter vom hohen Westerwald brauchte die stattlichen Herden seines Schlachtviehes nicht mehr über die

Berge und dann noch Tagemärsche weit zum Niederrhein hinabzutreiben. Es grenzt ans Fabelhafte, wie verlassen von allem industriellen Geist ein großer Teil des Südabhanges und des hohen Westerwaldes ist. Die wenigen großen Geldmänner dieser Gegend kaufen den Grundbesitz von halben Aemtern auf, wodurch der Bauer zum Taglöhner wird, während sie selber ihren Reichtum nicht einmal sonderlich vermehren. Dasselbe Geld auf Gewerbeanlagen verwandt, würde die ganze Kultur des Westerwaldes umwälzen[1]).

Die Bauern vom hohen Westerwald — und Städter gibt es hier keine — sind arm, aber sie sind reich in ihrer Sitteneinfalt. Geld brauchen sie oft nur zum Zinsen- und Steuerzahlen. Durch ihr ererbtes Ackergut stehen sie beim lieben Gott in freier Kost und Wohnung. Leute, die ihre Schuhe mit Weidengerten zusammenbinden, weil sie kein Geld haben, um eine Schnur oder ein Riemchen zu kaufen, und die dennoch durchaus nicht zum Proletariat zählen, sind hier nicht selten. Für die sozialen Irrlehren, welche die halbe Welt berücken, ist ein solches Geschlecht noch nicht geboren. Demagogische Wühlereien sind wohl an wenigen Gegenden so wirkungslos vorübergegangen wie am Westerwald. Oede und von Natur arme Gegenden sind meist in Treue fest. Mühsal und Not übernimmt Geschlecht von Geschlecht als einen Ausfluß von Gottes unerforschlichem Ratschluß. Wo das Erbrecht

[1]) Die oben geschilderten Wirtschaftszustände des Westerwaldes und der Rhön mögen sich seit dreißig Jahren im einzelnen vielfach geändert haben. Doch glaube ich, daß meinen Beobachtungen einiger Wert verbleibt, denn sie sind teils erwandert und erlebt, im eigenen Sehen und Hören an Ort und Stelle erforscht, teils den Mitteilungen landeskundiger Leute jener Gegenden entnommen. Nur in wenigen Fällen aus Büchern geschöpft, gingen sie darum desto mehr in andre Bücher über. Und sind auch viele der berichteten Thatsachen nunmehr veraltet oder, artiger gesprochen, historisch geworden, so verlieren sie dadurch doch ihre fördernde Kraft nicht für die Erkenntnis der Gesetze des Zusammenhanges von Land und Leuten (1883).

des Elendes so tief im historischen Boden wurzelt, da zweifelt man auch nicht, daß das Erbrecht des Ueberflusses eine historische Notwendigkeit sei. Nur wo die Armut im Gefolge der verfeinerten Sitte einzieht, wird sie empörungslustig.

Auf der Rhön kreuzen sich die Ueberlieferungen uralter Armut mit denen früherer Gewerbsblüte. Die historische Armut haftet dort mehr an einzelnen Thälern und Hochlagen als am ganzen Gebirg.

Schon eine Menge Ortsnamen bezeugen dann als epigrammatische Geschichtsurkunden aus grauer Vorzeit, daß von Anbeginn Armut, Oede und Düsterheit das Grundwesen solcher Striche gewesen sei: Sparbrod, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Wildflecken, Schmalenau, Dürrhof, Dürrfeld, Todtemann, Rabenstein, Rabennest, Teufelsberg, Mordgraben 2c. Im Geiste der Etymologie des 18. Jahrhunderts leitete man den Namen der Rhön selbst frischweg von „rauh“ ab. Bei andern deutschen Gebirgen kommt ähnliches vor, aber schwerlich sind irgendwo auf so kleinem Raum so viele schauerlich deutsame Namen zusammengedrängt. Unter den Würzburger Bischöfen findet sich auch ein Mann von der hohen Rhön: Heinrich von der Osterburg. Er soll aber seinen Hofhalt so kümmerlich ausgestattet haben, daß man ihm den Beinamen „Käs und Brot“ gegeben. Wenn man heutzutage durch die hohe Rhön wandert und tagelang in den elenden Dorfschenken in der That noch immer keine andre Kost als Käse und Brot nebst widerlichem Kartoffelfusel auftreiben kann, dann bleibt einem dieser Bischof fortwährend in lebhaftem Andenken, und man wird versucht, ihn als das echteste Rhöner Kind zum Schutzpatron des ganzen Gebirges zu erklären.

Der kleine Westerwälder Bauer treibt nicht unbedeutende Viehzucht, aber er ißt kein Fleisch. Und wenn je an hohen Festtagen ein Stück auf seinen Tisch kommt, dann hat er es in der Stadt gekauft. Verbrechen gegen das Eigentum sind selten. Einzeln gelegene Gehöfte und Mühlen sind fast nirgends mit Mauern umgeben oder von Kettenhunden bewacht. Das Eigen-

tum hat zu wenig allgemeinen Wert, als daß es der Mühe lohnte, zu rauben und zu morden. Stehlen würde kostspieliger sein als Kaufen, und hier, wo Obdach so billig ist, wäre das Zuchthaus eine teure Herberge. Je höher die Bedürfnisse steigen, um so wohlfeiler erscheint gegenteils das Quartier im Zuchthause. In Paris und London sucht es bekanntlich der arme Teufel freiwillig auf, wenn ihm die gewöhnlichen Mietpreise zu hoch werden.

Die umliegenden Thalbewohner schildern die hohen Westerwälder nicht selten als roh und grob. Ich habe diese Grobheit immer sehr liebenswürdig gefunden, denn sie ist eine höchst natürliche Grobheit. Man sieht nicht ab, von wo den Leuten bei ihrem Schnee, ihrem Nebel und ihren Kartoffeln die Feinheit kommen sollte. Der Schwurgerichtshof des südlichen und hohen Westerwaldes hat in manchen Jahren durchschnittlich fast nur so viele Tage nötig gehabt, um die kriminellen Folgen der Westerwälder Roheit abzuurteilen, als die Assisen der angrenzenden Rhein- und Maingegend Wochen brauchten, um mit den strafrechtlichen Früchten der dortigen Feinheit fertig zu werden.

Die Armut, wo sie von einer kargen Natur aufgedrungen wird, erhält bis zu gewissem Grade das Volk hart und kraftvoll; die Armut der Zivilisation macht das Geschlecht siech und elend. Der Westerwälder, ob er gleich wenig Fleisch isset, ist doch ein starker Mann. Die Weiber sind meist massiver von Knochen und Muskeln, als der Begriff weiblicher Schönheit verträgt. Die Wucht einer Westerwälder Faust, wenn sie Schläge austeilt, hat historischen Ruf. Jene deutschen Heerscharen, deren Blut den alten Oraniern die Freiheit der Niederlande erobern half, bestanden wohl großenteils aus Westwäldern. Ja die alten kraftvollen oranischen Fürsten selber mögen zu den Westerwäldern gezählt werden; ihre Burg stand auf den Vorbergen unsres Gebirges, und die heimatliche Linde, worunter Wilhelm der Verschwiegene mit den holländischen Gesandten Rats gepflogen haben soll, ist ein Westerwälder Baum. Und unvergessen ist noch immer die Kunde der glorreichen oranischen Vorzeit auf dem Westerwald.

Es gibt heute noch altoranisch gesinnte Westerwälder genug, denen das Herz aufgeht, wenn sie die Volkslieder von den Heldenthaten in Holland hören. Wer sich überzeugen will, daß die Geschichte Hollands ein Stück deutscher Geschichte ist, der möge die Ueberlieferungen des ehemals oranischen Westerwaldes ausforschen. Holland hat ein kürzeres Gedächtnis gehabt, als das deutsche Volk. Die Linde des Oraniers auf den Vorbergen des Westerwaldes hat länger standgehalten, als die Erkenntlichkeit Niederlands gegen Deutschland.

Solange es Volksgruppen gibt, deren volle jugendliche Triebkraft noch halb im Schlummer liegt, gleich der Triebkraft ihres heimischen, vom Anbau noch nicht ausgesogenen Bodens, Volksgruppen, die noch in den Flegeljahren ihrer Kulturgeschichte stecken, wie die Westerwälder Bauern, so lange soll man noch nicht vom Ende Deutschlands reden. Wann die Mittagssonne der Zivilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den kulturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines ungebrochenen naturfrischen Volksgeistes wie Waldesluft wieder neu belebend über sie hinwehen.

Man muß den Naturzuständen im Volksleben wieder gerecht werden und zwar nicht bloß in den Romanen, sondern auch in der wirklichen Welt. Ich möchte, daß jede Seite dieses Buches für diesen meinen Glaubensartikel predigte, und wenn das vielleicht in Einseitigkeit geschieht, dann geschieht es doch jedenfalls aus begeisterter Ueberzeugung. Darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe, aber stark- und frohgemute jugendliche Naturleben des Volkes gegen greisenhaft altklugen Sittenschliff; und die Politik, welche solchergestalt mit der Erkenntnis von Land und Leuten anhebt, müßte eine farben- und gestaltenreiche fröhliche Kunst und Wissenschaft werden, nicht eine dürre, graue Kathederlehre.

In den Proletariervierteln der Großstädte wohnt das sieche, hektische, absterbende Volksleben. In den abgelegenen Winkeln unsrer öden Gebirge dagegen, wo auch die armen Leute hausen,

ist der Kern des Volkes noch immer kräftig und unverdorben, trotz der jahrhundertealten Geißel von Hunger, Elend und Seuchen. Wie die Entartung unsrer verbreitetsten Nutzpflanzen nicht vom mageren Boden, sondern von den fetten Fluren ausgegangen ist und sich von da epidemisch als ein Fluch der Ueberkultur über alles Land verbreitet hat, so droht es auch mit der Entartung und Erkrankung des Volkslebens zu gehen. Jede Nation, die nicht mehr eine gewisse Masse rohen Naturvolkes in ihren Gesamtkreis einschließt, ist ihrem Untergange nahe. Kann sie sich aus sich selbst nicht mehr verjüngen, dann werden andre Völker über sie strömen, um sie wieder jung zu machen — aber freilich auf Kosten ihrer teuersten Besitztümer, ihres Stammes, ihrer Sprache, ihrer Sitte.

Der halbgebildete Städter dünkt sich hoch erhaben über den ungefügen, weltfremden Bauer des Gebirgs, verspottet den einfältigen Mann und merkt nicht, daß ihn derselbe seinerseits hinterdrein auslacht. Der wahrhaft Gebildete dagegen erkennt und ehrt die Naturkraft und sittliche Tüchtigkeit gerade jener vereinsamten Volksgruppen, die den härtesten Kampf ums Dasein führen und denen dieser Kampf eine stählende Schule ist, wenn sie auch sonst blutwenig geschult sein mögen. Wenn wir keine körperlich und geistig grobknochige Altbayern und Oesterreicher und Pommern mehr hätten, keine querköpfigen Schwaben und Friesen und Westfalen, dann wäre der ganzen Nation eine reiche Quelle erneuernder und verjüngender Volkskraft verloren und unser Bildungssegen würde zuletzt im Fluch der Erschlaffung versinken. Aus den hungrigsten Gegenden kommen oft die fleißigsten Leute, und aus der Hütte des Alpenhirten ist schon manches Genie in die Welt ausgegangen, das durch seine frische Originalität in Kunst und Wissenschaft ganz neu befruchtend und erfrischend wirkte.

Wer den Westerwald, den Vogelsberg und die Rhön in ihrer schärfsten Eigenart beobachtet, wer den Eindruck von diesen Höhen als „dem Leib des Volksgeistes“ mitnehmen will, der muß sie im Winter durchwandern, im Winter, wo der Sieg der spröden,

unwirtlichen Natur hier am vollkommensten erscheint, und das Ringen und die Not des Menschendaseins am schneidendsten sich dagegen abhebt. Kein andres deutsches Gebirg von gleich mäßiger Höhe wie der Westerwald sammelt eine solche Unmasse von Schnee auf seinem Rücken. An den Häusern, deren Strohdach auf der Wetterseite fast bis zur Erde herabgeht, wird der Schnee vom Sturm oft dergestalt zusammengefegt, daß man, von der Wetterseite kommend, einen Hügel, nicht ein Haus zu sehen glaubt. Der scharfe, weithin die Luft durchdringende Geruch des aus den Schornsteinen qualmenden Braunkohlenrauches macht, daß der Wanderer die verschneiten, in Nebel gehüllten Dörfer oft leichter auffindet, wenn er der Nase, als wenn er dem Auge nachgeht.

Der Fall, daß einer ein Dorf in der Ferne sucht, während er — auf der Wetterseite — unmittelbar vor den Häusern steht, ist in harten Wintern auf dem hohen Westerwald nichts Seltenes. Oft genug werden die niederen Hütten derart verschneit, daß den Insassen das Tageslicht ausgeht, und daß Stollen und Gewölbe durch den Schnee von einer Hausthür zur andern gegraben werden müssen, um den Verkehr mit den Nachbarn wiederherzustellen. Wird der Arzt auf ein Dorf gerufen, dann muß er nicht selten vorerst Mannschaft aufbieten, die vor ihm her den Weg aufschaufelt. Würde der Wald noch in größeren Massen gehegt, dann wäre auch die Zwingherrschaft der Schneestürme zur Hälfte gebrochen.

Die vereinzelten Wälder erscheinen hier oben in ihrer schönsten Bedeutung: als die Schutzhegen der Landeskultur, als die Wälle und Vorburgen der Gesittung. Man fühlt da erst, was der Wald wert ist, wenn man, stundenlang vom Winde gezaust, plötzlich in seinen heiligen Frieden eintritt. Auf dem hohen Westerwalde hat man die Kirchhöfe fast überall am Waldsaume angelegt, selbst wenn man sie darum über die Gebühr vom Orte entfernen mußte. Es ruht eine dichterische Weihe auf dem Gedanken, daß die Leute ihre Toten vor dem Streit der Elemente in den schirmenden Burgfrieden des Waldes geborgen haben.

Der rheinpreußische Provinziallandtag beriet im Jahre 1852 über den reicheren Anbau der Eifel, der so viel Verwandtes mit der hier besprochenen Gebirgskette bietet. Er kam schließlich zu dem Plan, mit Hilfe von Staatsdarlehen die Oeden des Gebirgs wieder in Waldland zu verwandeln. Durch Waldbau will man den Feldbau neu befruchten, durch die künstliche Rückkehr zu der besten Form der Wildnis, zum Wald, eine neue Kultur gründen. Darin liegt eine tiefgehende Symbolik auch für die Wiedergeburt des Volkslebens in diesen Gebirgen, die nicht durch das Hinzutragen einer fremden verfeinerten Gesittung zu erzielen ist, sondern durch die veredelt wieder aufgefrischten altüberlieferten Sitten und Zustände.

Der gewaltige Schneefall mit seinem Gefolge von Unfällen und Abenteuern hat für Rhön, Westerwald und Vogelsberg zu einem ganz eigenen volkstümlichen Geschichten- und Sagenkreise den reichen Stoff gegeben.

Es liegt aber eine tiefe Versöhnung mit dem Geschick in dem Umstande, daß fast alle diese Schneegeschichten, wie man sie sich hier in den Bauernstuben am Kachelofen, der „Hitze speien" muß, erzählt, einen humoristischen Grundzug haben. Der Schnee ist recht eigentlich der böse Dämon des Landes, und doch faßt ihn der Volkswitz am liebsten als den lustigen Kobold, der die Leute neckt und anführt. Ueber nichts wird den Fremden so viel vorgelogen und aufgeschnitten als über den ungeheuren Schnee. Es ist vor Zeiten den Schwaben nachgesagt worden, daß sie den Schnee zu rösten versucht hätten, um ihn in Salz zu verwandeln. Die Rhöner und Westerwälder aber wissen das Salz im Schnee zu finden, auch ohne daß sie ihn zum Rösten auf den Ofen streuen. Münchhausens Abenteuer vom verirrten Reiter, der des Nachts sein Pferd an ein aus dem Schneefeld einsam aufragendes Kreuz bindet, und des andern Morgens bei eintretendem Tauwetter entdeckt, daß er es an das Kirchturmkreuz eines eingeschneiten Dorfes gebunden habe, ist auf diesen Basaltbergen gewachsen, und längst volkstümlich gewesen, ehe es

in das Anekdotenbuch kam. Im Schnee liegt die Poesie dieser Gegenden, der liebe Gott hat sie nun einmal als Winterlandschaften angelegt, und der Schnee verleiht ihnen den Silberschein des Absonderlichen, des Romantischen und Abenteuerlichen. Das ahnen die armen Leute, die in ihrer Art auch wissen, was Romantik heißt, und erzählen uns darum ihre Schneegeschichten mit demselben stolzen Behagen, mit welchem der Matrose die Fährlichkeiten des Meeres schildert, und einer will immer tiefer im Schnee gesteckt haben als der andre.

Wer aber nicht selbst zum öftern mit darin gesteckt hat, der hält gar manches für Sage, was in der That strenge geschichtliche Wahrheit ist. Als ich am Ende des März die höchste Spitze der Rhön, den Kreuzberg erstieg, fand ich an vielen Stellen kleine Zweige, wie von niedern Stauden aus dem Schneefeld aufragend; wagte ich's aber, mich ihnen zu nähern, dann brach ich bis an die Brust ein, und es waren stattliche Büsche gewesen, deren äußerste Wipfel nur noch zu Tag standen. Der Pater Guardian des Klosters zum heiligen Kreuz erzählte mir, daß er an ähnlichen Stellen wenige Tage vorher noch bis übers Gesicht versunken, und nur durch die angestrengteste Beihilfe seines Führers wieder herausgezogen worden sei. Und in dieser Region ist die Bevölkerung noch größtenteils auf den Ackerbau angewiesen!

Der Fuldaer Arzt Dr. Schneider erzählt in seiner Beschreibung der Rhön, daß er einst im halben März zu einem Kranken in Rengersfeld gerufen worden sei, wobei er durch das Dach in das gänzlich verschneite Haus einsteigen mußte. Bei demselben Rengersfeld, einem in schauerlicher Wildnis gelegenen Dorf, fand ich im Frühjahr die meisten Feldwege zu den nächsten Dörfern über die Höhen noch ganz unbrauchbar für Reiter oder Fuhrwerk. Auf die Schneemassen hatte es kurz vorher geregnet, und so waren die Fahrgleise wie die Tritte der Menschen und Pferde gleichsam in Eis eingegossen, darüber aber hatte sich inzwischen wieder eine neue leichte Schneedecke gelagert. Bei jedem Schritt gerät nun selbst der Fußgänger in Gefahr, in diese verdeckten,

fest ausgefrornen Geleise und Löcher zu treten und den Fuß zu verletzen, so daß ein jeder vorzieht, sich trotz dem seitab liegenden Steingeröll einen neuen Weg zu bahnen. Bei den steten Schneewehen kommt aber solchergestalt ein eigentlicher leitender Pfad gar nicht wieder zu stande, die Gegend wird geradezu weglos, und der Wanderer muß, wie man zu sagen pflegt, lediglich seiner Nase nachgehen. An den Südabhängen vieler Berge findet man den Schnee infolge vorhergegangener warmer Tage mit einer festen spiegelglatten Eiskruste überzogen. Dies wiederholt sich in solchen Gegenden fast alljährlich; es ist der Ruin der Obstbäume wie der Wälder. Selbst das Wild geht durch diese den Frühling verkündende Metamorphose des Schnees vielfach zu Grunde. Namentlich brechen die Rehe mit ihren spitzen Klauen leicht in die Eiskruste ein, und können sich bei den manchmal viele Fuß tief locker darunter angehäuften Schneewehen nicht wieder herausarbeiten. So fand ich im Frühjahr 1845, welches durch die Eiskruste über einer gewaltigen Schneedecke den Forsten besonders verderblich geworden war, an den steilen Berghängen des Westerwaldes, als der Schnee verging, zahlreiche von den Füchsen halbaufgefressene Körper von Rehen, die unzweifelhaft auf die beschriebene Art zu Grunde gegangen waren.

Wenn aber auch die warme Frühlingssonne den Schnee oft genug nur langsam wegzuschmelzen vermag, dann ist der Frühlingsdrang der Pflanzenwelt dennoch mächtiger als der Schnee. Man sieht dann wohl den Haselstrauch in voller Blüte aus dem Schnee aufragen und seinen gelben Blütenstaub weithin über die starre weiße Fläche streuen. Ich wußte kein deutungsvolleres Sinnbild für das gesamte Kulturleben jener Basaltgebirge als diese selbst im Schnee zur Blüte sich emporringenden Lenzesboten.

Als es mich zur Zeit der schweren Not des Nachwinters von 1852 hinaus auf die Rhön getrieben hatte zu den armen Leuten, schrieb ich unter andern folgende Sätze nieder, die hier

als eine summarische Rückschau auf das bisher Gesagte eine Stelle finden mögen:

„Es lag eine dunkle Wolke auf den Bergen, und wo der Sturm das Gewölk zuzeiten zerriß, schaute ich von meiner schnee- und eisbedeckten hohen Warte auf beschneite Bergkuppen hinab und in winterstarre Thalgründe, in denen die Hütten der Dörfer ausgestreut lagen, grau und formlos, gleich den Basaltblöcken ringsumher, daß das Auge die einen von dem andern nicht zu unterscheiden vermochte.

„Ich stand auf dem Arnsberge, einem steilen Basaltkegel der Rhön, der mitten inne liegt zwischen zwei der ärmsten Striche des Gebirges, dem Dammersfeld und der Kreuzberggruppe, gleich einem Wartturme vor den Thoren dieser Hofburg der Armut und des Elendes. Es war aber am 25. März dieses Jahres, am Tage Mariä Verkündigung, und drunten im Maingrunde war heute ein lauer, sonniger Frühlingstag. Heitere Menschen werden ins Freie geströmt sein, um sich an dem ersten Gezwitscher der Vögel, an den ersten Veilchen und dem blauen Himmel zu erfreuen, und nur im Hintergrund erblickten sie einen dämmernden, wogenden Nebel, der das Gebirge verhüllte. Das ist der große düstere Vorhang, der sich in jedem Frühjahr an warmen, klaren Märztagen vor der weitgedehnten Basaltkette der Rhön, des Vogelsberges und des Westerwaldes niedersenkt, und die wenigsten Thalbewohner wissen, wieviel Eis und Schnee, Hunger und Kummer, Seufzer und Thränen dieser Vorhang jahraus jahrein verbergen muß. Gleich einer cyklopischen Schutzmauer schließen die drei Gebirgszüge von der Südwestspitze Thüringens bis zum Siebengebirge den gesegnetsten Winkel Deutschlands, den Rheingau und den untern Maingrund, schirmend gegen Norden und Osten ab. Hier trifft der Nordsturm den armen Kartoffelbauer dreifach, damit der rheinische Weinbauer die Rebe während des kältesten Winters frei am Pfahle kann stehen lassen und sie nicht gleich dem schwäbischen Winzer mühselig loszupfählen, umzulegen und mit dem Winterbett einer Erdscholle zu decken braucht;

hier werden im Sommer die übermächtigen Regenmassen zurückgehalten, damit sie den Wein auf den südlichen Rebenhängen nicht in Wasser verwandeln; es sind diese drei Bergketten zwei Dritteile des Jahres mit dem Fluch eines hochnordischen Klimas beladen, damit uns der Rhein- und Maingrund ein Italien in Deutschland vordichten könne. In diesen Bergen und ihrem rätselhaft abenteuerlichen Widerspiel zu den umliegenden Gauen hat es die Natur mit Lapidarbuchstaben schriftlich gegeben, daß die Ungleichheit das oberste Grundrecht aller organischen Entwickelung sei.

„Frühling und Winter lagen hier so eng zusammengerückt, wie man es außerdem nur auf den Alpengebirgen des Südens finden wird. Vor drei Stunden noch hatte ich unten im Brendthale geglüht vor Sonnenhitze, daß ich kaum den Mantel ertragen konnte, während bei dem Dorf Oberweißenbrunn am Fuß des Arnsberges mein Bart bereits bereift und fest gefroren war, und hier oben auf dem Gipfel bei der eisigen Nordluft und dem fußtiefen Schnee eine plötzliche Ermattung mir trotz dem Mantel den sichern Tod des Erfrierens gebracht hätte. Der bayrische Topograph Walther erzählt von einem russischen Soldaten, der im Wonnemond erfroren ist auf diesen Bergen, die im Durchschnitt nicht viel höher liegen als die Stadt München.

„Wie die Gegensätze des Klimas, so sind auch die Gegensätze von arm und reich auf der Rhön eng zusammengerückt, denn die Bevölkerung des ganzen Gebirgs ist keineswegs arm. Die Armut tritt weniger überallhin verstreut auf, wie in den meisten mitteldeutschen Gegenden, als nach Berggruppen und Thalzügen ziemlich bestimmt abgesondert. Diese historische, unausrottbare Armut haftet an einzelnen Strichen, an denen auch das nordische Klima haftet. Diese sind namentlich: das Dammersfeld, die Kreuzberggruppe und die lange Rhön.

„Die Armut dieser ödesten Winkel unsrer feuchten und kalten Basaltgebirge will mit ganz anderm Maßstabe gemessen sein als die andauernde oder vorübergehende Verarmung der glücklicheren

Gegenden. Sie ist hier ein uraltes Erbstück des Volkes, und der Hunger ist nicht bloß heuer, sondern in jedem Frühjahr der treueste Hausfreund. Es geht diesen Leuten wie dem Wild, wie den Vögeln, die auch im Sommer fette, im Winter magere Zeit haben. Und sie wissen's nicht besser.

„Sonst ist der Begriff der Armut schwer zu bestimmen; hier ganz leicht. Diese Naturkinder sind arm, weil sie mit ihrem Kartoffelvorrat bis zum Junius hätten reichen sollen, und haben nur bis zum Februar ausgereicht. Sie sind arm, nicht weil die Summe ihrer Bedürfnisse im Mißverhältnis stünde zu der Summe ihrer Arbeitskraft, sondern nur zu der Summe des schlechten Wetters vom vorigen Jahr. Der Himmel hat ihren Hunger größer werden lassen, als ihre Kartoffeln. Dies ist die einfachste und ursprünglichste Form der Armut. Die nationalökonomischen Wertbegriffe des Geldes und der Arbeitskraft sind hier noch nicht entdeckt.

„Die eigentümliche Erscheinungsform der naturnotwendigen passiven Armut ist als Anachronismus in unsrer Zeit stehen geblieben: die Bewohner solcher unwirtlichen, weltverlassenen Hochflächen sind heute noch die ‚armen Leute‘ des Mittelalters. So sehen wir auch den letzten Schatten der mittelalterlichen Hungersnöte über solche Gebirge streifen, während bei der gegenwärtigen Verkehrs- und Arbeitsweise eine Hungersnot im übrigen Deutschland nicht mehr möglich ist. Aber ich hörte auch auf der hohen Rhön von Geistlichen und Beamten allgemein rühmen, daß diese ‚armen Leute‘ mit einer christlichen Ergebenheit ihr Kreuz trügen, wie sie uns sonst nur von den Armen des Mittelalters, aber kaum je von denen der neueren Zeit berichtet wird.

„Ich bin auf der ganzen hohen Rhön von keinem Menschen angebettelt worden. Ich habe ganz allein, lediglich mit einem tüchtigen Eichenstock, flinken Beinen und einem frischen Wandermut bewaffnet, die weitgedehnten Wälder und die schaurig öden Hochflächen durchwandert. In der tiefen Einsamkeit bei wildem Schneesturm und bei sinkender Nacht sind mir oft seltsam zerlumpte ‚verwogene‘ Gestalten begegnet. Aber es hat mir nie-

mand ein Leides gethan. Und doch würde meine geringe Reisebarschaft für eine hungrige Rhönerfamilie ein Kapital gewesen sein, von dem sie flott hätten leben können bis zur nächsten Kartoffelernte. Erst als ich in die begünstigteren Thäler der Fulda und Kinzig niederstieg, strömten mir Bettelleute zu Scharen entgegen. Hier hebt die moderne Not an, hier wird die Armut selbstbewußt, der Arme bespiegelt sich in seinem Elend, trotzt und spekuliert auf dasselbe. Es könnte einer gegenwärtig über die ganze hohe Rhön reisen, ohne den erhöhten Notstand überhaupt wahrzunehmen, während er nicht einmal im Postwagen von Fulda nach Hanau fahren kann, ohne daß ihm allenthalben das düsterste Bild der Armut entgegentritt. Neben den Bettelleuten flutet auf dieser Straße jetzt ein wahrer Strom von Auswanderern. Bei Hanau begegnete ich einem Weib aus dem Fulder Land, welches als einziges Reisegepäck ein etwa vierteljähriges Kind auf dem Arm trug! Und in dieser Verfassung hatte sie sich zu Fuß nach einem Seehafen auf den Weg gemacht!

„In den Studien unsrer Sozialisten über die Armut wird man jenen Rhöner Schlag von naiven, entsagenden Armen, die gleichsam seit ihrer Urahnen Zeit erbgesessen sind in Not und Mangel, wenig berücksichtigt finden, denn er paßt ihnen nicht ins theoretische Konzept. Aber um so erschütternder fordern gerade diese historischen, von eherner Naturgewalt niedergehaltenen Armen, die nicht trotzen und nicht aufbegehren, das menschliche Mitgefühl heraus. Im Ulsterthale sah ich einen zerlumpten alten Mann, dem das Elend aus den Augen lugte. Er hatte sich an einen Rain, wo die Sonne den Schnee weggeleckt, auf dem noch halbgefrorenen Boden gelagert, um sich allem Anschein nach von den matten Morgensonnenstrahlen erwärmen zu lassen. Ich ging langsam an ihm vorüber; allein er sprach mich um keine Gabe an. Dieser silberhaarige Greis, der genug daran hatte, daß ihn die Sonne beschien, wuchs vor meinen Augen zu einer Heldengestalt von antikem Gepräge, und ist es doch höchstens nur ein verkommener Kochlöffelschnitzer gewesen.

„Auf der hohen Rhön ging es den weltverlassenen Dorfbewohnern durchaus nicht in den Kopf, daß ich lediglich aus eigenem Antrieb zur Beobachtung einer so eigentümlichen Art der Verarmung im Schneegestöber ihr rauhes Land durchwandere. Ich merkte wohl, daß sie mich zumeist für einen verkappten Regierungskommissär ansahen. Sie ließen sich's nicht träumen, daß ihre Armut eine höchst interessante Armut sei. Städtische Proletarier wissen bereits recht gut, daß ihre Lumpen neuerdings interessant geworden sind."

„Der unverdrossene Mut der hohen Rhöner bei ihrem steten Kampf mit der feindseligen Natur ist seit alten Tagen sprichwörtlich. In einem Spruchverse, der die rhönischen Städte nach ihren besonderen Besitztümern schildert, heißt es von Bischofsheim, der Stadt der hohen Rhön, bloß, sie habe ‚den Fleiß'. Das ist eine schöne Devise unter dem Wappenbild einer Stadt. Man sieht in den obern Rhönthälern noch Versuche von Obstbaumzucht in Lagen, wo man anderwärts längst aufhört, sich mit Schnee und Nordsturm um saure Aepfel zu raufen. In den Wäldern zwischen Dammersfeld und Kreuzberg begegnete mir in diesen Märztagen ein Mann, der mit einer Spitzhacke hinauszog, wie man sie sonst braucht, um Steine loszubröckeln. Als er mir erklärte: er wolle in entlegene Waldwiesen gehen, um die frühmorgens noch halbgefrorenen und halbverschneiten Maulwurfshügel zu zerschlagen, glaubte ich ihm nicht, und hatte Verdacht, er gehe auf schlimmen Wegen. Als ich ihm aber nachgehends von einer Höhe herab lange noch zusah, wie er in der That die gefrornen Maulwurfshügel im Thalgrunde zerschlug, schämte ich mich über mein Mißtrauen. Ich hatte keinen solchen Begriff mitgebracht von dem hoffnungslosen kummervollen Fleiß dieser armen Leute."

„Wenn die Stadtleute etwa auf einer Pfingstpartie einmal in unsre Gebirge kommen und dort die Strohdächer sehen und die mit Papier verklebten Fensterscheiben, und dazu entdecken, daß die überwiegende Mehrzahl des Volkes barfuß geht, so meinen sie häufig, sie hätten in ein ungeheures Elend geschaut. Und

doch waren es vielleicht ganz glückliche, nach Landesart wohlhabende Menschen, die sie gesehen haben. Denn ein Strohdach hält wärmer als ein Ziegeldach, eine verklebte Scheibe macht eine Bauernstube immer noch hell genug, und wer barfuß geht, den drückt wenigstens kein Schuh. Im Winter und Frühjahr sieht es ganz anders aus! Allein der Kampf mit den unbändigen Naturgewalten hat selbst für den ganz rohen gemeinen Mann unbewußt seinen Reiz, es ist das Rittertum dieser Leute, mit dem Winter und seiner Not zu kämpfen. Es kann einer so gut an Heimweh nach dieser öden, aber großartigen Winterwildnis krank werden wie ein andrer am Heimweh nach den Orangegärten Italiens."

„Ein Chronist des Mittelalters, der Zeit, wo die Rhöner ‚armen Leute' in ganz Deutschland ihre Sitze hatten, hat uns eine wunderbar ergreifende Sage überliefert von diesem Heimweh, welches sich sehnt, mutterseelenallein in der starren Wildnis zu sein. Von dem Fortsetzer des Geschichtsbuchs des Lambert von Aschaffenburg finden wir nämlich zu dem Jahre 1344 angemerkt, daß damals, wo Witterungsnot, Hunger und Seuchen in einer Weise gewütet hatten, gegen welche unsre modernen Notzustände Spielerei sind, bei Hersfeld in den Wildnissen des verödeten und entvölkerten Landes ein Knabe gefunden worden sei, den die Wölfe erzogen hätten. Er ward vor den hessischen Landgrafen geführt und lernte mit großer Mühe menschlich gehen und essen. Der Chronist aber sagt, als er sprechen gelernt, habe er den Wölfen den Vorzug vor den Menschen gegeben und sei, in der ungestillten Sehnsucht nach seiner Wildnis, am gebrochenen Herzen gestorben!"

VIII.

Volksgruppen und Staatengebilde.

(Geschrieben in den Jahren 1850 bis 53.)

Erstes Kapitel.

Zufallsstaaten.

Die soziale Dreiteilung Deutschlands, wie ich sie in den vorhergehenden Kapiteln gezeichnet, wird vielfach durchkreuzt von dem Staatensysteme. Wie Europa nicht zum wahren Frieden und Gedeihen kommen kann, weil die Staatengebilde nicht in Einklang zu bringen sind mit den Nationalitäten, so werden auch die inneren Zustände Deutschlands immer unbefriedigende bleiben, solange unsre Staatsgrenzen der natürlichen sozialen Gruppierung von Land und Leuten so gar stracks widersprechen. Die alten Reichskreise des Kaisers Maximilian waren schier tiefer auf die Natur der Dinge begründet als unsre heutige politische Landkarte, und jeder Versuch einer organischen Gliederung der großen deutschen Gaue wird in den meisten und Hauptzügen die Linien jener Reichskreise wieder aufsuchen müssen.

Die deutsche Landkarte zeigt eine Anzahl größerer Staaten, bei denen sich neue, fremdartige Bestandteile um einen festen alten Kern lagern, wo aber die politische Kraft so nachhaltig verschmelzend wirkte, daß das Ganze zu einer immer festeren Einheit erwächst, die zuletzt ganz natürlich und notwendig erscheinen wird. Ein solcher Staat ist vor allem die preußische Monarchie, welche durch ihre Kraft der politischen Attraktion und Assimilierung geradezu einzig in Europa dasteht. Allein auch von mittleren und kleineren deutschen Staaten gilt ähnliches wenigstens in bescheidenerem Maßstabe. So wird niemand be-

streiten, daß Franken und die Pfalz seit 1815 fortschreitend immer bayrischer geworden sind, wie die neuwürttembergischen Landesteile in derselben Zeit fortschreitend immer württembergischer.

Daneben besitzen wir aber auch Staaten und Stäätchen, die so fragmentarisch aus einem größeren Volks- und Landesgebiete herausgeschnitten wurden, daß sie gar nichts zu assimilieren haben, vielmehr bald rechts bald links zu den größeren Nachbarstaaten hinübergezogen werden. Sie entsprechen den „unechten Ständen" in der bürgerlichen Gesellschaft, den „künstlichen Städten", von denen ich oben handelte. Aus dem Widerspruch dieser willkürlichen Gebiete mit den in Natur und Geschichte begründeten Bevölkerungsgruppen entwickelt sich ein haltloses politisches Sondertum (das von den berechtigten Besonderungen unsers Volkslebens eben so weit entfernt ist, als die geläufigen willkürlichen Rang- und Standesordnungen von einer natürlichen Gliederung der Gesellschaft), ein Sondertum, welches den lebenskräftigen Wuchs unsrer Volksstämme verkrüppelt und von der Nationaleinheit, obgleich es der Stütze der Gesamtnation eigentlich am allermeisten bedarf, immer mehr abführt.

Sicher und rasch rächt sich stets jegliche Unnatur im politischen Leben. Infolge der Länderfabrikation zu Zeiten des Lüneviller Friedens, des Rheinbundes und des Wiener Kongresses, ist im Südwesten Deutschlands eine Staatengruppe entstanden, die ich in ihrer dermaligen Gestalt als „Zufallsstaaten" bezeichnen möchte. Die Diplomaten verfuhren bei der Bildung dieser Länder wie die plastische Chirurgie, welche einen Fetzen Stirnhaut herunterschneidet, um eine neue Nase daraus zu machen. Es erwies sich aber, daß die plastischen Chirurgen erfolgreicher dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen können, als die plastischen Diplomaten der Geschichte. Denn gerade diese auf mechanischem Wege ausgerundeten kleinen südwestdeutschen Staaten waren fortan die Unruhe in der Uhr der großen deutschen Bundesmaschine. Sie erhielten ihre gegenwärtige Gestalt in einer Zeit, wo die soziale und nationale Politik in den leitenden Kreisen fast ganz verschollen war, dort oben wo nur die militärische, bureaukratische, diplomatische Politik und die Hauspolitik der Fürsten herrschte. Mehr als ein Zufall, ein strafendes Verhängnis ist es daher, daß gerade in diesen Staaten die immer noch vorschreitende soziale Zersetzung Mitteldeutschlands ihren eigentlichen Herd gefunden hat.

Ohne innere geschichtliche Notwendigkeit gerieten sie in ein stetes Schwanken; ihre politische Magnetnadel deutete heute nach Preußen, morgen nach Oesterreich, übermorgen schwirrte sie ziellos her und hin. Diese Staaten waren es, die den österreichisch-preußischen Dualismus so oft schon doppelt gefahrdrohend für Deutschlands Einheit und Bestand machten, weil sie nach beiden Seiten ein steter Gegenstand der Eifersucht blieben. Einigten sich die kleinen Gebiete mit den Mittelstaaten zu einem dritten Staatengebilde neben den beiden Großmächten, so wären sie dazu angethan, den alten Zwiespalt zu versöhnen. Blieben dabei auch einzelne immer noch Zufallsstaaten, ihr Bund würde kein Zufallsbund sein. Jetzt die äußeren Denkmale einer im Geiste der Nation bereits überwundenen Zerrissenheit, würden sie Grundsteine nicht zwar eines einheitlichen, aber doch eines einigen Deutschlands werden.

Schon die Natur hat dem Südwesten einen vermittelnden Einfluß auf die beiden großen Ostmächte vorgezeichnet: im Südwesten beginnt die große Wasserscheide der Nordsee und des schwarzen Meeres; am Rhein zieht sich mitteldeutsche Bodenform ungeschieden südwärts in die oberdeutsche hinüber und ragt gen Norden tiefer als irgendwo in die niederdeutsche Ebene; der Rhein verbindet überhaupt den äußersten Süden und Norden unsers Vaterlandes (trotz aller Bergketten, die sich dazwischen drängen wollen) durch eine Naturstraße, die gen Osten keine Parallele hat; nieder-, mittel- und oberdeutsche Art schmilzt zusammen in der rheinischen, der Rhein gehört den drei Stufen deutschen Landes zumal an, indes die Donau nur ein süddeutscher Strom ist, Weser, Elbe und Oder nur mittel- und norddeutsche Flüsse.

Weil aber der deutsche Südwesten politisch zerstückt und aufgelöst ist, so vermögen seine Staaten nicht die Rolle zu spielen, welche ihnen von der Natur zugewiesen wurde. Das bewegliche Volk wußte wohl, rascher als andre Stämme, einen neuen Gedanken zu packen, Neues anzuregen, Altes zu zertrümmern, es verstand ganz Deutschland zu spornen und zu treiben, aber nachdem das alte salische und staufische Kaiserland zerstückelt, nachdem der Rhein, der Kaiserstrom, seit dem 14. Jahrhundert der Kurfürstenstrom geworden war, vermochten die südwestdeutschen Regierungen nicht, diesen Geist gleicherweise zu Thaten der aufbauenden Politik zu führen. Zur Zeit der inneren Revolution war darum die südwestdeutsche Staatengruppe bestimmend weit über das Maß ihrer Quadratmeilen- und Einwohnerzahl hinaus; zur Zeit der innern Ruhe, wo es galt den politischen Zwiespalt der deutschen Großmächte auszugleichen und den ganzen Bund neu zu gestalten, daß er auch nach außen Achtung gebiete, verschwand urplötzlich all der herrschende Einfluß des Südwestens.

Hier zündete die Revolution des Jahres 1848 zuerst, hier ward sie sofort Sache des Gemütes, der Begeisterung. Hier ward angeregt, während der Norden und Südosten die Revolution auf der einen Seite konsolidierte, auf der andern zurückschlug. In derselben Ebene zwischen Rhein und Schwarzwald, wo vor dreihundert Jahren Hans Müller von Bulgenbach, mit rotem Mantel angethan und mit rotem Barett, die Sturmfahne der ersten deutschen Sozialrevolution erhoben hatte, führte Hecker die erste bewaffnete Schar der neuen Empörung ins Feld. Man sieht, die rote Farbe hat hier ihren historischen Boden.

In den südwestdeutschen Staaten, in Hessen, Baden, Nassau, Württemberg, wurde zuerst die Idee eines deutschen Parlaments auch von den Fürsten geltend gemacht. Der Schwerpunkt des neuerstandenen Deutschlands wurde, wenn auch nur auf kurze Frist, nach Frankfurt, dem Mittelpunkte dieser Staatengruppe, geworfen. Das Vorparlament war der Zahl nach von den Abgeordneten dieser kleinen Staaten beherrscht, noch mehr vertrat

es ideell den hier webenden Geist. In seinen Beschlüssen diktierte die südwestdeutsche Ecke — auf vier Wochen — dem ganzen Deutschland Gesetze. Die vom Parlament geschaffene Zentralgewalt wurde am raschesten und unbedingtesten von den Fürsten dieser Staaten anerkannt. Dagegen brach auch hier der Groll gegen die Reichsversammlung von demokratischer Seite zuerst in offene Empörung aus, weil das Parlament durch das Ueberwiegen der konservativen Männer, die aus dem Norden und Südosten herzugekommen waren, der Einbildung nicht mehr entsprach, welche sich der im Südwesten bei der Masse zum Durchbruch gekommene Geist der Revolution von einer deutschen Volksvertretung machte. Die Märzministerien hielten sich in den südwestdeutschen Staaten am längsten. Der Gedanke eines Erbkaisertums siegte durch den Bund des preußischen Nordens mit den Vertretern der südwestdeutschen Staaten. Die Reichsverfassung fand hier den entschiedensten Eingang ins Volk, und die Fürsten waren am härtesten gedrängt dieselbe anzuerkennen. Die Vereidigung auf dieselbe wurde mitunter nicht nur rasch, sondern auch voreilig vorgenommen. Der Aufstand zu Gunsten und unter dem Vorwand der Reichsverfassung gewann hier den breitesten Boden und den tiefsten Erfolg. Die Mediatisierungsplane, mit welchen man sich im Herbst 1848 in der Paulskirche trug, wurden dort zumeist aus Rücksicht auf die südwestdeutschen Staaten zurückgelegt, denn Zentralgewalt und Parlament sahen unzweifelhaft ein, daß hier ihre größte moralische Stütze sei. Auch die Demokratie fand nebenbei, daß die südwestdeutschen Kleinstaaten das eigentliche Stamm- und Erbgut der Revolution seien, und wollte denselben gleichfalls nicht wehe thun. Wenn man sich in Wien und Berlin rasch gewöhnte, das Parlament als die Sondervertretung Südwestdeutschlands im Gegensatze zu Oesterreich und Preußen aufzufassen, so hatte man wenigstens insofern nicht unrecht, als jenes schwankende Zwischenglied der südwestdeutschen Staatengruppe eigentlich in der schwankenden Stellung des Parlaments sich versinnbildete.

Fast alle modernen Teilungsplane Deutschlands, vom „Manuskript aus Süddeutschland" bis zum Pentarchisten und den Phantasien des Journal des Debats abwärts, spekulierten auf die zweifelhafte Lage der südwestdeutschen Staatengruppe. Eine Großmacht, welche hier Herr und Meister wäre, besäße Deutschland, denn sie könnte die österreichisch-preußische Eifersucht ausbeuten, wie der Mechaniker zwei auf- und niederziehende Gewichte als bewegende Kraft benutzt. Frankreich und Rußland haben in diesem Sinne den deutschen Südwesten immer aufs schärfste ins Auge gefaßt.

Diese Verhältnisse schreiben sich auch nicht von heute oder gestern; sie sind ein historisches Erbteil, zu welchem die ganze deutsche Reichsgeschichte seit Karl dem Großen beigesteuert hat. Von alters her war der Südwesten der empfindlichste Teil Deutschlands. Nirgends hat die deutsche Nation Verluste erlitten, die ihr so wehe gethan, als das, was sie an diesen Grenzmarken eingebüßt. Was hier jetzt Grenze geworden, war einst der politische Mittelpunkt Deutschlands, aber in dem Maße als die deutsche Kaisermacht ihren Hauptsitz mehr und mehr in den Osten des Reichs hinüberzog, keilte sich im Westen eine feindliche Macht nicht nur immer tiefer ins deutsche Gebiet ein, sondern zugleich wuchs auch die Vereinzelung, der Partikularismus der ganzen Staatengruppe. Hier zersplitterten sich die reichsritterschaftlichen Gebiete in eine solche Unzahl kleiner Besitzungen, daß dadurch die Schwäche, nicht die Macht der Aristokratie verewigt wurde. Das linke Rheinufer, ein klassischer Boden der deutschen Sage und Geschichte, wie kaum ein andrer, wurde von französischem Geiste überflutet, so daß es jetzt teilweise vergleichbar ist jenen uralten Gesteinschichten, über welche sich später ein neues, fremdartiges Geschiebe gelagert hat, unter dem nur noch das Auge des Forschers das Urgestein entdecken kann. Nirgends haben die großen Religionskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts ihre trennende und zersplitternde Gewalt so scharf bekundet, als im deutschen Südwesten. Während sich anderwärts die Bekenner des alten oder neuen Glaubens nach breiten Landstrichen sonderten, ist in Baden, Württemberg, Rheinbayern, Hessen und Nassau die äußerste Zerrissenheit eingetreten, und in buntester Reihe schieben sich die Gebiete des einen Glaubens in die des andern hinein. Hier trifft am meisten der Ausspruch von Görres, wenn er sagt, im Religiösen habe sich das alte Reich zu einem Lebermeere umgestaltet, wie es die alten griechischen Seefahrer im Norden gefunden: nicht Wasser, Land noch Luft, sondern ein dickes, geronnenes Magma von allem.

Auch in handelspolitischem Betracht lastete die gleiche Zerrissenheit auf dieser Staatengruppe. Man sollte meinen, die großartige Wasserstraße des Rheins, welche mitten durchzieht, müsse hier geeint haben; sie diente aber von alters her fast mehr zur Absperrung und Trennung der Handelsinteressen. Die alten Zollsperren des Stromes, welche den Kaufmann nötigten, am Mittelrhein seinen Weg über den Hunsrück oder durch den Einrich zu suchen, finden heute noch, wenn auch in noch so verringertem Maße, ihr Fürwort in dem Eigennutz mehrerer kleiner Uferstaaten. Sie müssen sich der Aufhebung des Rheinzolles widersetzen, denn die daraus fließende Einnahme bildet einen zu bedeutenden Posten im Staatsbudget und ist bei früheren Ländertauschen hoch genug angerechnet worden. Frankfurt, als Mittelpunkt des Handels in dieser Staatengruppe, hat in Sachen der nationalen Handelspolitik keineswegs einen Standpunkt eingenommen, welcher es in Vergleich treten ließe mit Hamburg, Bremen, Triest und andern Städten. Während Oesterreich, Bayern, Württemberg einerseits schon lange eine feste Stellung in Bezug auf die großen Industrie- und Handelsfragen der Zeit behaupteten, Preußen und die norddeutschen Länder andrerseits nicht minder, schwankte der Kampf der Parteien in dieser Staatengruppe und namentlich in Frankfurt stets bis zur letzten Stunde. Ueberhaupt zeigt sich Frankfurt recht als das leibhaftige Sinnbild von den inneren Widersprüchen der Länder, deren Mittelpunkt es bildet. Auf der einen Seite strenges Festhalten am alten reichsstädtischen Herkommen und eine Bürgeraristokratie, die mitunter an die Blütezeit des

mittelalterigen Städtewesens erinnert, auf der andern blinde Hingabe an jede Neuerung, wie sie sich von Ronges Triumphen bis zu den letzten Augenblicken der Konstituante in einer gleich mächtigen radikalen Partei verkörperte.

Jene lange Reihe immer wechselnder Ländertausche, welche im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts im Gefolge von Napoleons Siegen das Deutsche Reich auflösten, führten immer neue Umgestaltungen der staatlichen Verhältnisse Südwestdeutschlands herbei, während man erst im letzten Zug an den Norden und Osten ging. Es wäre lehrreich, in diesem Betracht eine durchgeführte Parallele zu ziehen zwischen den neuesten Krisen und jenen Agitationen, wie sie vor der Rheinbundszeit von österreichischer, preußischer und französischer Seite betreffs der südwestdeutschen Staaten veranlaßt wurden. Die Geschichte würde dann vielleicht lehren, daß unsre Politiker gegenwärtig (1853) den mittelbaren Einfluß dieser Ländergruppe, weil die einzelnen Staaten an sich nicht schwer in die Wagschale fallen, viel zu gering anschlagen, wie man auch damals erst bei der letzten Zeche inne ward, zu welcher Summe sich diese kleinen Posten zusammengezählt hatten. Die Staatengruppe, von der ich rede, bildete zwar nicht die Hauptmasse aber doch den echtesten Kern des Rheinbundes, bei dessen Stiftung Napoleon den deutschen Südwesten dem österreichischen Einflusse entziehen wollte. Aus diesen willkürlichen Umwandlungen historischer Verhältnisse erwuchs aber zuletzt die Länderkarte des Wiener Kongresses. Was man in dem Zeitalter des ärgsten politischen wie religiösen Rationalismus, wo man recht gescheit zu sein glaubte, wenn man die Geschichte recht gründlich verachtete, ausgeklügelt hatte, das diente jetzt als Grundlage zu den neuen Ländergebilden. Es liegt entweder eine tiefe Weisheit oder eine unbewußte Selbstironie in der Zusammenfügung der südwestdeutschen Länder und Provinzen. So schweißte man jedesmal mit einem liberalen Vorlande ein konservatives Hinterland zusammen: Rheinhessen an Hessen-Darmstadt, den Rheingau an Altnassau, die Pfalz zum Teil an Bayern u. s. w.

Dadurch wurde die Unruhe und der innere Widerstand in dieser Staatengruppe recht eigentlich verewigt. Ein wahrhaft ergötzliches Kunststück willkürlicher Gebietsverteilung gründete man aber in dem Mittelpunkte dieser Staatengruppe, nämlich in der Nachbarschaft der freien Stadt Frankfurt. Die Landkarte ist hier das anschaulichste Sinnbild der Willkür des Wiener Kongresses. Etwa zwanzig buntgemischte Enklaven auf einer Fläche von wenigen Quadratmeilen, darunter wirklich mikroskopische Gebietsteilchen, die selbst auf den Spezialkarten nicht mehr verzeichnet sind, sondern bloß noch auf den Lokalkarten, da sie nicht einmal ein Dorf oder ein Gehöft, sondern höchstens einen Waldschlag oder einen Berg in sich schließen!

Wenn man die Rheinprovinz an Preußen fügte, so hatte dies einen Sinn. Ein Staat wie Preußen besitzt die Kraft, das fremdartige Rheinland zu sich herüberzuziehen; denn Preußen wird mit der Zeit ganz Norddeutschland selbst in Sitte und Lebensart ausgleichend verschmelzen. Schon seine Heerverfassung wirkt hier gar tief. Das preußische Soldatenwesen gleicht tausende der zähesten Besonderungen im Volksleben gründlicher aus als alle Eisenbahnlinien, die durchs Land führen. Aus den entlegensten Winkeln, die kaum je ein Fremder besucht, holt es die ungehobelten Bauernburschen in die Kasernen, um dort ihre Sitten langsam, aber sicher abzuschleifen. Und diese Bursche tragen den neuen Geist in die versteckte Heimat zurück. Vielleicht bemerkt man jetzt noch nicht überall, wie gefährlich die allgemeine Wehrpflicht den Sondersitten des Volkes ist, wie förderlich also der sozialen Uniformität. Aber schon in den nächsten Menschenaltern wird man dies an allen Orten mit Händen greifen können. Die Demokratie will die stehenden Heere abschaffen im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Interesse der allgemeinsten Ungleichheit, im Interesse der Rückkehr zu einem völlig mittelalterlichen Einzelleben aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man sie abschaffen.

Kann sich aber Preußen das fremdartige Rheinland auch innerlich aneignen, dann wird dies z. B. Hessen-Darmstadt mit

seiner Provinz Rheinhessen kaum vermögen. Denn hier sind es ziemlich gleiche Kräfte, die sich widerstrebend gegenüberstehen. Der Rheinhesse hing erst da recht eifersüchtig und zähe an seinen alten politischen Einrichtungen, als er darmstädtisch geworden war. Er wurde erst recht inne, welche große Freiheiten er bereits besitze, als man ihm von Darmstadt aus neue schenken wollte, er merkte nun erst, daß seine Handels- und Gewerbeinteressen ganz andre seien, als die darmstädtischen. In der Zeit der politischen Aufregung lag ihm darum die bayrische Rheinpfalz und Baden viel näher, als Darmstadt. Vor allen Dingen aber traten nun erst recht die sozialen Gegensätze zu Tage, die sich nicht ausgleichen können, weil auf keiner von beiden Seiten eine überwältigende Anziehungskraft ist. Hier eine handeltreibende Gegend, dort eine ackerbautreibende; hier ein selbständiges Bürgertum, dort fast nur Kleinstädterei und Beamtenwelt; in Rheinhessen ein städtisches Proletariat, dazu ein fast durchgängig aus den Schranken des alten Bauerntums herausgerissenes, verfeinertes und verstädteltes Volk, in Oberhessen noch vielfach der alte in sich abgeschlossene Bauernschlag.

Eine Staatengruppe, die solche Widersprüche organischen politischen Lebens und gemachter Staatskunst in sich schließt, wird immer in kritischen Zeitläuften bedeutungsvoll erscheinen. Mag das Geschick der inneren politischen Kämpfe Deutschlands sich erfüllen, wie es sei: diese südwestdeutsche Staatengruppe wird als der krankhaft erregteste, in sich zerrissenste Teil unsers Vaterlandes, wo nicht entscheidende Einflüsse üben, doch jedenfalls auf sich üben lassen, und schwer wird sich dabei die Unnatur rächen, daß die staatlichen Gebiete hier sich abgrenzen im geraden Widerspruch mit den natürlichen Gruppierungen von Land und Leuten.

Zweites Kapitel.

Der Partikularismus und die Großstaaten.

Man konnte oft genug wahrnehmen, daß eine deutsche Großmacht, sobald sie als Macht aufzutreten begann, sofort die Teilnahme des übrigen Deutschlands verlor; verfiel sie dagegen in Schwäche und Ohnmacht, so klammerten sich rasch wieder die „politischen Hoffnungen" an dieselbe. Es ist dies der Naturtrieb des Partikularismus, der, weil er ahnt, daß sein eigenes Staatsganze etwas Zufälliges, Willkürliches und darum Machtloses sei, auch den andern Staatengebilden das Leben absprechen möchte und überall da erschrickt und für sein innerstes Wesen zittert, wo etwas Großes, Geschlossenes und Ganzes vor seinen Augen aufsteigt. Und unwiderstehlich zieht es ihn dann, zur Ausgleichung sein Bündnis dem Schwachen zu bieten. Nur wo es der Nation an Hals und Kragen geht, da pflegt in der letzten Stunde solche Eifersucht zu weichen, daß die Herzen alles deutschen Volkes dem deutschen Staate zufallen, der das Kühnste wagt. Wollte Gott, wir erlebten's bald wieder, wie es weiland unsre Väter erlebten![1])

Nicht die Kleinstaaten als solche bedingen jene Scheu vor einer großen, thatkräftigen Politik. Kleine Staaten, sofern sie

---

[1]) Diese Worte, wie ich sie 1853 hier niederschrieb, haben sich im Jahre 1870 bewahrheitet.

als natürliche Gebilde von Land und Leuten, nicht als Zufallsstaaten erschienen, würden auch ihre Stelle in der Nation erkennen, sie würden zum Mittelpunkte streben statt zum Umkreise; sie würden nicht der Hegemonie der Macht durch die Herstellung einer Gleichheit der Ohnmacht zu entrinnen suchen.

In dem Maße als in Wien im Frühjahr 1848 die Studentenwirtschaft obenauf kam, und das Regiment nach innen und außen immer haltloser wurde, wuchsen die Sympathien des Nordens und Westens für Oesterreich; kein Name hatte dagegen bei einem guten Teil der Konstitutionellen wie bei den Demokraten des Südens und Westens schlechteren Klang als der preußische, solange man der Politik dieses Landes Thatkraft und Entschlossenheit zutraute; erst als die Bummelei in Berlin ihre Triumphe feierte, zog die Schale der norddeutschen Macht wieder nieder auf der Wage der „öffentlichen Meinung“. Es bedarf der Zuchtrute des neuen Napoleon, wie vordem des alten, um diesen bösen Geist in unserm Hause zu bannen.

Das Frankfurter Parlament, welches sich nicht auf die Macht einer der beiden Großmächte, sondern auf die Ohnmacht beider stützte, wurde so lange auf den Fittichen der Volksbegeisterung emporgehalten, als es, nur im Worte stark, die abwägende Gleichheit der eigenen Ohnmacht darstellte; sowie es zu Thaten übergehen wollte, ward es ein Spielball der Parteien und ging zu Grunde. Im Worte vertrat es den deutschen Einheitsgedanken, in der That aber sehr häufig den nach allen Seiten gleich eifersüchtigen Trieb des Sondertums. Auf den Grund der alten Stammesunterschiede Deutschlands hätte es die wahre Einheit bauen können, aber es wird noch lange dauern, bis man naturwidriges Sondergelüste wird scheiden lernen von den naturnotwendigen Besonderungen, in Stamm und Staat sowohl wie in dem Organismus der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Sympathien eines großen Teils von Deutschland trieben zu der Idee des preußischen Erbkaisertums. Sowie dieselbe aber auf dem Punkte stand, eine Thatsache, eine Macht zu werden,

zogen sich diese Sympathien in den Schmollwinkel der Zeitungen und kleinen Landtage zurück, statt gerade dann gewappnet ins Feld zu rücken. (Es fehlte damals freilich eines — es fehlte der Kaiser.) Deutschlands Glück und Deutschlands Unglück ist dieser Instinkt des Partikularismus gewesen, je nachdem er bald an die zufälligen, bald an die notwendigen Gliederungen des Reiches sich anlehnte.

Als dem deutschen Oesterreich in den Jahren 1848 und 49 von Ungarn und Italienern hart zugesetzt wurde, ließen die deutschen Demokraten nicht bloß Ungarn und Italien, nein, sie ließen gleichzeitig auch Oesterreich hoch leben, weil ihnen dieses Oesterreich eben das zu sein schien, was sie haben wollten, die machtlose deutsche Großmacht. Als Preußen mit Gotha und Erfurt Versuch spielte, stand ihm eine Weile nur eine Partei zur Seite, weil die meisten glaubten, es versuche, um zu handeln; als man aber nachgerade sah, daß es vielmehr versuche, um nicht zu handeln, fielen ihm die Sympathien des Nordens und Westens wieder massenhaft zu. In dem Zeitpunkt der entschiedensten Schwäche, den die preußische Politik seit Jahr und Tag gehabt, in den letzten Wochen vor den Olmützer Konferenzen, konnte man selbst bei süddeutschen demokratischen Bauern die weit verbreitete wunderliche Sage hören, der Prinz von Preußen habe sich an die Spitze der Demokratie gestellt. Diese Leute, welche sonst nur einen angeerbten Widerwillen gegen das Preußentum hatten, hofften jetzt auf Preußen, waren begeistert für dasselbe, da doch dessen Politik eben gleich einem Rohr im Winde schwankte. Es war der dunkle Instinkt des Partikularismus, der zum sympathetischen Bunde mit der Schwäche trieb. Und war es etwa die kühne Thatkraft, welche dem Ministerium Schleinitz im Herbste 1859 so urplötzlich den Beifall von halb Deutschland gewann?

Im Frühjahr 1851, als die Schachbrettzüge der Diplomatie die natürliche Stellung der deutschen Staaten zu einander geradezu umgekehrt hatten, als Kurhessen das Baden der Oesterreicher zu werden schien und die Bataillone der süddeutschen Groß-

macht am Strande der Nordsee standen, wie ein Jahr früher die der norddeutschen am Fuße der Alpen, damals, als die That der Einigung Deutschlands dem Süden ebenso in dem österreichischen Gedanken des großen deutschen Zollbundes vorgebildet erschien, wie weiland dem Norden in der preußischen Erbkaiseridee: — damals trat die tiefgewurzelte Abneigung des Nordens und Westens gegen Oesterreich wieder in derselben Schroffheit hervor, wie zur Zeit des preußischen Erbkaiserplanes das Mißtrauen des Südens gegen Preußen. Selbst jener süddeutsche Argwohn, der die preußische Politik bei jedem Schritt auf dem Gelüsten der Gebietsvergrößerung zu ertappen meint, begann damals im Norden seine vollständige Parallele zu finden. Man konnte zu selbiger Zeit in den ersten norddeutschen Zeitungen österreichische Teilungspläne lesen, die denjenigen auf ein Haar ähnlich sahen, welche man kurz vorher noch Preußen untergeschoben hatte. Im Frühling 1859 handelte Oesterreich ohne Geschick und Glück, aber es handelte doch, es bot Schach unserm tödlichen Erb- und Nationalfeind. Viele deutsche Männer fielen damals Oesterreich zu, obgleich sie seine innere Politik beklagten, viele andre aber wandten sich nun erst recht ab von dem handelnden Staate; sie wollten lieber noch eine Hegemonie Bonapartes in Europa, als eine Hegemonie Oesterreichs in Deutschland!

Es wird eben den Leuten im Norden allemal unheimlich zu Mute, wenn die Großmacht des deutschen Südens als Macht aufzutreten beginnt, und umgekehrt den Süddeutschen, wenn Preußen sich rührt, denn bei der Willkür, mit welcher ohnedies unsre Staatengrenzen abgesteckt, wäre es ja am Ende gar nichts so Abenteuerliches, wenn die alten Zufallsgebilde der meisten deutschen Staaten wieder einmal durch neue Zufälle umgewandelt und die kleinen von den großen verschlungen würden.

Als Preußen in den dreißiger Jahren durch eine große That der Wirtschaftspolitik, durch den Zollverein, die im Spiele mit neuen und alten Staatslehren aufgeregten Geister beschwichtigte und so das kurze Nachspiel der Juliusrevolution in Deutschland abschloß, hatte es zum Dank dafür eine gute Weile jenes gerüttelte Maß der Mißgunst hinzunehmen, welche später in vollkommener Parallele Oesterreich zu teil ward, weil dieses den Abgrund einer weit größeren Revolution gleichfalls durch das entsprechend großartigere Projekt einer handelspolitischen Einigung des ganzen Deutschlands zu schließen suchte.

In Norddeutschland wollten die Leute von der Zolleinigung nichts wissen, weil ihnen der Tarif verwerflich erschien, in Mitteldeutschland aber erschien ihnen umgekehrt der Tarif verwerflich, weil sie von der Einigung nichts wissen wollten. Jahrelang hatte man Klage geführt über die neun verschiedenen Zollgrenzen samt den mannigfaltigsten Zolltarifen, welche immer noch in Deutschland bestanden, über die zersplitterte Vertretung unsrer Handelsinteressen im Ausland, welche sich auf die ungeheure Summe von mehr als tausend Vertretern verteilt, die aber im entscheidenden Falle doch nichts Rechtes zu vertreten vermögen, und nun es endlich, wie man sagt, „an den Bindriemen ging", schauerte doch der Partikularismus wieder zurück, und wollte lieber an seinen zehn Zollgrenzen und seinen tausend Handelskonsuln festhalten, als daß er dies um den Preis aufgegeben hätte, eine deutsche Großmacht als Macht gelten zu lassen.

Die Historien von den Schrecken des Aberglaubens, mit welchen die Bevölkerung im Norden den Einmarsch der Oesterreicher im Jahre 1850 erwartete, bilden ein in sich vollendetes Sittengemälde. Furchtsame Leute vergruben ihr bares Geld, atmeten aber wieder auf, als sie die Truppen mit grünen Tannenzweigen geschmückt anrücken sahen, weil sie diesen Schmuck für das „Friedenszeichen" jener fabelhaften deutschen Hinterwäldler hielten! Die Verwunderung über die gute Mannszucht war allgemein. Man hatte die Parallele der gegenwärtigen Zeitläufte und des Dreißigjährigen Krieges nicht bloß auf den verwandten Charakter des damaligen Kurfürsten von Sachsen mit Friedrich Wilhelm IV. ausgedehnt, sondern glaubte auch bei den heute einziehenden Oesterreichern gleiche Soldatenroheit suchen

zu müssen, wie bei jenen Scharen der Wallonen und Kroaten, die zu Wallensteins Zeit im Norden gehaust. Man sprach von den „Kaiserlichen" mit ominöser Auffrischung dieses zweihundertjährigen Parteiwortes. Der Volksglaube, daß der Dreißigjährige Krieg nicht ganz ausgefochten sei, hat in der That eine furchtbare innere historische Wahrheit. Man sollte sie nicht durch solche Wortspiele „berufen". (Diese Wahrheit erfüllte sich im Jahre 1866, wo König Wilhelm von Preußen, wie damals ein Dichter sang, „den Dreißigjährigen Krieg aufs Haupt geschlagen hat.")

Als die Preußen 1849 das badische Land besetzten, zog eine ähnliche Gespensterfurcht vor ihnen her, wie 1850 vor den Oesterreichern in Holstein. Und als sie nach anderthalb Jahren wieder abgezogen, zeigte sich's, daß gerade durch die Haltung dieser vordem im Südwesten so verschrieenen Soldaten der preußische Name dort in einer Weise populär geworden war, wie er es durch die damalige Politik des preußischen Kabinetts wahrlich nicht hatte werden können. Der gebildetere und besitzendere Mittelstand namentlich hatte jetzt erst Respekt gekriegt vor den Preußen, weil er sie jetzt erst von Angesicht geschaut hatte. Es waren Leute aus sozial zentralisierten Gauen, die man gesehen, aus einem Lande, welches noch reiche Elemente zum Wiederaufbau der Gesellschaft im konservativen Geiste besitzt, aus einem Lande, welches ein Staat ist. Dies mußte in dem sozial zerfahrenen Mitteldeutschland imponieren. Aehnlich erging es mit den Oesterreichern an der Nordsee. Man war überrascht von der guten Mannszucht, wo man, alten eingefleischten Vorurteilen nach, die schlechteste erwartet hatte. Ist es nicht seltsam, daß solchergestalt die deutschen Volksstämme erst auf dem Wege der Einquartierung sich kennen und schätzen lernten?

Die politischen Zustände eines Volkes kann man wohl auch aus der Ferne kennen lernen, die sozialen Zustände, die Grundlagen seines eigentlichen „Volkstums" aber nur, wenn man in Person unter dasselbe tritt. Kriegszeiten, welche die deutschen

Stämme nach allen Gauen zerstreuten, waren immer nützlich für die Selbsterkenntnis unsres Volkes, und wir haben leider in den langen Friedensjahren manch gutes Stück solch gegenseitiger Kenntnis und Wertschätzung wieder verloren, welches unsre Väter in den Tagen der Befreiungskriege teuer genug gewonnen hatten.

Es gibt viele gebildete und weitgereiste Männer im Norden, die sich einen förmlichen Ruhm daraus machen, niemals Wien gesehen zu haben, und im Süden, die stolz darauf sind, daß sie immer der Hauptstadt an der Spree aus dem Wege gegangen. Gerade die Hauptstädte der beiden deutschen Großstaaten stehen beim Volke der andern Gaue am meisten in Ungnade, und jener Spott und Groll, der sich so reichlich über Berlin und Wien ergießt, wird Städten wie Hamburg, Frankfurt, Breslau 2c. nicht entfernt zu teil. Als Nürnberg noch die mächtige Reichsstadt war, ergoß sich der Volkswitz hageldicht über die stolzen Nürnberger; heutzutage verspottet man keinen Nürnberger mehr, außer etwa mit altüberliefertem Stachelwort; denn mit dem Ruhme der Väter vererbt sich wohl auch ein Stücklein des Spottes, den sie hinnehmen mußten. Gleich nach Wien und Berlin kommt jetzt München als die am drittbesten gescholtene und verleumdete Stadt. Bevor München eine Kunstmetropole Deutschlands war, ein Sammelpunkt von allerlei Wissenschaft, bevor es namentlich in seinem raschen Aufblühen als ein Abbild des Aufblühens der dritten Macht unter den deutschen Staaten erschien, fiel es den Leuten im Norden und Osten gar nicht ein, so spitzig und witzig über München zu reden. Zu Neid und Eifersucht gesellt sich in all solchen Fällen die Unkenntnis. Wie wenige gebildete und besitzende Deutsche bemühen sich, das deutsche Land und Volk mit eigenen Augen zu sehen! Man reist viel, wandert aber desto weniger, und nur im Wandern ergründet man Land und Leute. Man reist den schönen Gegenden, höchstens den Kunst- und Geschichtsaltertümern nach und vergißt darüber, dem lebendigen Leben unsres heutigen Volkes nachzureisen. Wenn der reiche Hanseate

seinen Sohn ausschickt, die Welt zu sehen, so läßt er ihn nach Amerika und Australien segeln. Das ist ganz löblich; aber fein und löblich wäre es auch, ihn in das Innere Deutschlands nicht segeln und fahren, sondern wandern zu lassen. Der niederdeutsche Vergnügungsreisende geht in der Regel in den Harz, den Thüringerwald, die sächsische Schweiz; ist er bis Frankfurt oder Heidelberg gekommen, so war er schon hoch im Süden. Noch viel seltener geht der echte Oberdeutsche aus freien Stücken gen Norden. Auf hundert Bayern, die nach Italien ausfliegen, kommen schwerlich fünf, die zu unsern nordischen Meeresküsten ziehen, und unter diesen fünfen findet sich selten nur ein einziger, der neben den Städten auch das niederdeutsche Land eines genaueren Blickes würdigt. Wenn nun die Reichen und Gebildeten überall so wenig von deutschem Land und Volk gesehen haben, wie soll man von der großen Masse Besseres erwarten! Und doch erwächst das rechte, neidlose Gemeinbewußtsein einer Nation immer nur aus jener gegenseitigen Erkenntnis aller Glieder, welche die Liebe erzeugt.

Es ist höchst bezeichnend, daß in der neuern Zeit die Stockpreußen — namentlich die Pommern — und die Stocköstereicher für die deutschen Böotier gelten, während der ältere Volkswitz etwa die Schwaben als solche ansah. In ihrer Furcht vor der Machtentfaltung der beiden deutschen Großmächte bleibt die landläufige Volksmeinung sich selber so treu, daß sie zu all dem Dualismus derselben hier sogar einen Dualismus der Dummheit herausgefunden hat.' Es ist der Selbsterhaltungstrieb des politischen Sondertums und der gesellschaftlichen Verwaschenheit unsrer mitteldeutschen Zustände, der sich aus dem gediegeneren Volkstum der Großmächte die Zerrbilder der deutschen Böotier herausgreift, um auch mit den Waffen des Humors und der Satire seinen Todfeinden zu Leibe zu gehen. Wurzelt nicht vielleicht gleicherweise die Sage, welche die Schwaben zu den deutschen Böotiern macht, in jener Hohenstaufischen Zeit, wo Schwaben die deutsche Großmacht war? So hat man in neuester Zeit auch den Bayern die Ehre angethan,

sie als Böotier dieses Schlages fort und fort zu verspotten, eben weil noch Natur in der überwiegenden Masse des altbayrischen Volkes ist, weil hier eine Eigenart, Kraft und Geschlossenheit der sozialen Zustände des gemeinen Mannes besteht, wobei es den über den gleichen Kamm geschorenen Bildungsmenschen unheimlich zu Mute wird. Allein sie sollten nur kommen und sehen, um jenes Grauen zu verlieren, welches uns so leicht befällt, wenn wir die Dinge im Dämmerlichte des Halbwissens von fernher an unserm Auge vorüberhuschen lassen.

Was kurzsichtige Staatsmänner seit Jahr und Tag in den deutschen Großstaaten gesündigt, das büßen jetzt die Völker, das büßt der gesamte Staatenorganismus Deutschlands. Die Erbitterung über politische Systeme verkehrt sich in einen Groll auf Stämme und Städte. Es ist eine eigene Sache um den Aberglauben der Völker wie der Einzelnen. Er ist oft zehnmal zäher als die vernünftige Ueberzeugung. Nicht bloß für heute und morgen, sondern für Jahrzehnte werden Oesterreichs wie Preußens Staatsmänner herzhaft zu arbeiten haben, wenn sie einzig nur jenes historisch gewordene Mißtrauen der andern deutschen Volksstämme wegschaffen wollen, welches sich auf die beiden Großstaaten als solche geworfen hat, genährt durch die Verwechselung jener langen Kette von Mißgriffen des zeitweiligen politischen Regiments mit der gesamten politischen Entwickelungsfähigkeit, wohl gar dem *gesamten Volkstum* dieser Länder.

Drittes Kapitel.

Die Kleinstaaterei und die natürlichen Besonderungen des Volkstumes.

Im 18. Jahrhundert gab es bekanntlich zehnmal so viel kleine Staaten in Deutschland als gegenwärtig. Die äußerliche Lächerlichkeit und Nichtigkeit von gar zu winzigen Herrschaftsgebietchen trat dazumal wohl drastischer hervor und ist auch in Spott und Ernst genügend geschildert worden, allein die Unnatur der Kleinstaaterei im großen und ganzen empfand man durchaus nicht in dem Maße wie heutzutage. Diese Unnatur war aber damals auch gar nicht in so hohem Grade vorhanden. Die kleinen Staaten bescheideten sich in ihren Ansprüchen. Man verlangte nicht, daß sich die Bürger einer jeden Reichsgrafschaft als selbständiges reichsgräfliches Volk fühlen sollten, daß sie durchdrungen sein sollten von einem aparten reichsgräflichen Nationalbewußtsein. An die Forderung einer solchen idealen Loyalität dachte kein Mensch. Jetzt denkt man daran auch in dem kleinsten deutschen Ländchen. Man fingiert in höheren und höchsten Kreisen ein „Volk" (wohl gar einen „Stamm") der Waldecker, Sachsen-Koburger, Hessen-Homburger, Reuß-Greizer ꝛc., da doch solche Völker und Stämme gar nie bestanden. Es gibt freilich deutsche Staaten, bei welchen ein eigener Volksstamm den Kern auch noch der heutigen Bevölkerungsmasse bildet, wie bei Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover, Württemberg ꝛc., allein bei allen Kleinstaaten handelt es sich nur um das Unterthanenverhältnis von Bruchstücken größerer Volksgruppen zu einem, allerdings historisch berechtigten, Fürstenhause.

Ich bin weit entfernt, die wichtigen Dienste zu verkennen, welche unsre kleinen Staaten der Nation geleistet haben. Nachdem die alte deutsche Kaisermacht zerfallen, nachdem Deutschland im Dreißigjährigen Krieg eine Wüste geworden war, mußte sich unser Volk erst im kleinen und einzelnen wieder eine unendlich mannigfaltige Kultur erbauen. Und diese individuellste Kulturpflege fand in den kleinen Staaten oft eine günstigere Stätte als in den großen. Wer die Geschichte der inneren Erhebung Deutschlands im 18. Jahrhundert vorurteilslos schreibt, der wird so manchen Kleinstaates, so mancher kleinen Residenzstadt dabei gar oft in Ehren gedenken müssen. Wir wuchsen aus dem Kleinen empor, wir wuchsen langsam, aber jene tief nachhaltige Kraft deutschen Wesens, welche in seiner Vielseitigkeit gründet, wurde doch dadurch bewahrt und gehoben, bis sie sich zuletzt auch im großen läutern und bewähren konnte.

Diese auch heute noch fortwirkende individuellste Kulturpflege des Kleinstaates aber hat nichts gemein mit dem thörichten Beginnen, den kleinen Staat in innerer und äußerer Politik zu den Formen und Ansprüchen eines großen Staates aufzublasen.

Nicht die Existenz der Kleinstaaten an sich ist vom Uebel, wohl aber, daß sie ganz ebenso regiert und angesehen werden sollten und wollten wie die großen.

Ich will diesen Widerspruch der Maße in den politischen Einrichtungen unsrer Kleinstaaten mit den Maßen von Land und Leuten an einem Exempel nachweisen. Es bedarf dazu einiger ins kleine geabeiteten Sittenmalerei, und ich greife darum denjenigen Kleinstaat heraus, dessen Zustände ich gleichsam unter der Lupe zu betrachten Gelegenheit hatte, meine Geburtsheimat Nassau. Die hier geschilderten Verhältnisse wiederholen sich wesentlich in allen deutschen Kleinstaaten. Sie sind überhaupt charakteristisch für das mittelgebirgige Deutschland.

Wenn man die Geschichtsbücher des gedachten Landes nachliest und wahrnimmt, welche naturgemäß einfache Verwaltung gerade zu der Zeit herrschte, wo sich sein gegenwärtiger Umfang

noch in eine große Anzahl kleinerer Herrschaften abteilte, wo also die Kleinstaaterei ihre höchste Blüte erreicht hatte — dann begreift man erst, daß diese politische Kleinwirtschaft in der That vordem ihr Recht haben und höchst bestechende Vorzüge entfalten konnte. Ich will gar nicht der Zeit gedenken — ob sie gleich erst drei Jahrhunderte hinter uns liegt — wo die Landesfürsten von Burg zu Burg zogen, um solchergestalt eine wandernde Regierung in Person auszuüben und jedenfalls dadurch viel an Schreibereien, an Referenten, an Expeditions- und Registraturpersonal ersparten, während der Hofkaplan die Stelle eines Kanzlers und Schreibers zugleich versah, und also ein ganzes Ministerium vom Präsidenten bis zum letzten Kanzlisten abwärts in einer Person darstellte. Von diesen Zeiten, wo der Kleinstaat wie das Musterbild des einfachsten und natürlichsten Staatswesens erscheint, will ich, wie gesagt, nicht reden. Ich erinnere vielmehr nur an das 17. und 18. Jahrhundret. Damals gab es in den nassauischen Landen bloß ein Hofgericht als oberstes Justizkollegium, eine Kammer als oberste Verwaltungsbehörde und einen Kirchenrat zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kam noch als höchstes Kollegium die Landesregierung hinzu. Dabei beschränkte sich die Zahl des höheren Beamtenpersonals, der Präsidenten, Direktoren, Assessoren 2c. so viel als möglich, d. h. in der Regel auf einen Mann. Bei einer so eingerichteten Regierung hing natürlich das meiste von dem persönlichen Ermessen des Einzelnen ab, man verfuhr patriarchalisch-absolutistisch. Der Fürst forderte von seinem Volke das einfache, strenge Unterthanenverhältnis. An den nassauischen Höfen hatte die Lebensweise eines begüterten Privatmannes geherrscht und zwischen dem Bürger und dem Fürsten meist eine ganz vertrauliche persönliche Beziehung stattgefunden, deren sich mancher Altnassauer noch freundlich erinnert und die sich für ein kleines Land ganz wohl schickt, wo sich die ganze Bevölkerung gegenseitig genauer kennt, als in einer großen Stadt die Bewohner eines einzelnen Viertels. Von einer Volksvertretung bestand in

den nassauischen Landen in dem ganzen großen Zeitraum, seit die freien Männer zum letztenmal auf den uralten Malstätten getagt hatten, bis zum Jahr 1817 keine Spur. Nur im Rheingau hatte sich der alte Landtag, welcher auf einer Rheininsel zusammenkam, bis ins 16. Jahrhundert erhalten. Man scheint aber auch dieses Gegengewicht gegen die Fürstengewalt früher um so weniger vermißt zu haben, da der Einfluß der überaus zahlreichen adligen Grundherren ein sehr bedeutender war und die Fürstengewalt weit mehr als anderwärts in Schranken hielt. Auch dies war eine naturgemäße Folge jener alten, weiland berechtigten Kleinstaaterei, denn die faktische Machtvollkommenheit des kleinen Fürsten ragte nicht allzuweit über die des großen Grundherrn hinaus. Als man nun nach der napoleonischen Zeit die Kleinstaaten in gleicher Art wie die großen Reiche einzurichten begann, mußte natürlich auch eine vollständige Volksvertretung geschaffen werden. Bei fast allen deutschen Kleinstaaten sind aber von vornherein gar nicht einmal alle *sozialen* Elemente zu einer vollständigen Volksvertretung vorhanden — weil es nämlich an einem *Volke* fehlte; denn nicht jede beliebige Summe von Menschen ist ein Volk. Eine unabhängige grundbesitzende Aristokratie mangelt allen den kleinen Ländchen oder sie beschränkt sich auf zwei bis drei Leute. Aus dem Bürgertume findet sich meist nur der Kleinbürger vor, da die größeren Städte fehlen, während unsre republikanischen Kleinstaaten, die freien Städte, keine entsprechende Landbevölkerung haben. Eine Volksgruppe aber, welche nur Fragmente der bürgerlichen Gesellschaft in sich schließt, ist auch nur befähigt zur Repräsentation vereinzelter Interessen, nicht aber zu einer Vertretung „des Volkes“. Denn „das Volk“ muß die ganze Gesellschaft in sich umfassen.

Nirgends zeigt sich aber die schwache Seite der Kleinstaaten schroffer als bei den Abgeordnetenkammern, die von Haus aus auf ein größeres Land, auf eine vollgültige Volkspersönlichkeit berechnet sind. Nassau zählte nach dem Wahlgesetz von 1848 einundvierzig Landtagsabgeordnete. Würde etwa Frankreich nach

derselben Proportion seine Volksvertretung wählen, so müßte es ungefähr vierthalbtausend Abgeordnete zur Nationalversammlung schicken! Es ergibt sich daraus, daß die Volksvertretung mit der zunehmenden Kleinheit des Staates in steigender Progression teurer wird. Die nassauische Volkskammer hat im Jahr 1848 12000 fl. allein für den Druck ihrer Protokolle verausgabt, während sich die Gesamtsumme der Staatseinnahmen nur auf einige Millionen Gulden beläuft. Dazu kommt aber, daß die Zahl von einundvierzig Abgeordneten, trotzdem daß in einem so kleinen Lande eine eigentliche soziale Vertretung des „Volks" gar nicht stattfinden kann, doch eigentlich noch viel zu niedrig ist. Denn um das rechte Maß für eine Volksvertretung zu finden, muß man nicht sowohl das Zahlenverhältnis der Vertretenden zu den Vertretenen in Betracht ziehen, als vielmehr darauf sehen, daß die Versammlung groß genug werde, um den Charakter einer Volksrepräsentation überhaupt zu erlangen, welche alle wesentlichen Elemente des Volkes im Auszug in sich schließen soll. Da man aber bei dem Glückspiel der Wahlen auf zehn taube Nüsse höchstens eine zählen kann, welche einen Kern enthält, und erst in einer größeren Zahl von Gewählten die Zufälligkeiten der einzelnen Wahlakte sich ausgleichen, so sind vierzig Männer ebenso gewiß nicht zureichend, um ein trotz aller Wahlzufälle doch sicheres Abbild aller Hauptgruppen eines Völkchens von vierhunderttausend Köpfen darzustellen, als etwa fünf- bis sechshundert vollkommen genügen, um vierzig Millionen zu vertreten. Diesen Mißstand der Volksvertretungen in kleinen Staaten hat man auch sofort herausgefühlt, und als im Jahre 1849 Stimmen sich erhoben, welche forderten, daß man mit der Mediatisierung der Einzelkammern in den Kleinstaaten das Werk der deutschen Einigung beginne, fanden diese Stimmen ein lautes Echo in den Kleinstaaten und zwar nicht bloß bei den Reaktionären und Absolutisten. Freilich würde die Mediatisierung der Kammern dann auch zur Mediatisierung der Ministerien führen müssen — und so weiter!

Die kleinen deutschen Länder haben sich notgedrungen Verfassungen gegeben, welche ihrem ganzen Wesen nach auf größere Staaten berechnet sind. Unsre Kleinstaaten nehmen sich aus wie eine Kompanie Soldaten, der man einen auf ein ganzes Armeekorps eingerichteten Generalstab vorgesetzt hat. Solange die Regierung und Verwaltung der Ländchen ganz bescheiden aus ihren geschichtlichen Verhältnissen hervorwuchs, wie es meist bis zum Jahr 1816 gewesen, kannte man den Begriff der Kleinstaaterei gar nicht, er drängte sich erst auf, als man den Staaten von ein paarmal hunderttausend Einwohnern den vollständigen Abklatsch einer für England, Frankreich oder meinetwegen auch für Rußland bestimmten Verfassungs- und Verwaltungsform geben zu müssen glaubte. Denn der kleinste Staat ist kein „Kleinstaat", solange der Verwaltungsaufwand zu dem Verwalteten, solange die beanspruchten politischen Rechte zu den politischen Leistungen in richtigem Verhältnis stehen. Es kann sogar ein großer Staat zur Kleinstaaterei herabsinken, wenn er mehr zu sein sich anmaßt, als er wirklich sein kann.

Die Verfassung des Nassauer Landes vom Jahr 1814 und namentlich die Verwaltungsorganisation galt in den zwanziger Jahren für musterhaft. Sie war in der That ein Musterbild, aber in dem Wortsinn des toten Modells, welches nach abstrakten Lehrsätzen entworfen ist, im Gegensatze zu dem lebendigen Leibe. Man hätte glauben sollen, damals, als noch der Hofkaplan das ganze nassauische Ministerium vorstellte, müsse die Verwaltung viel zentralisierter gewesen sein, als nunmehr, wo sie an ein ganzes Regiment von Behörden und Unterbehörden überging. Es war aber gerade umgekehrt. Es gab wohl keine deutsche Verfassung, welche den Grundsatz der Zentralisierung so folgerichtig durchgebildet, welche jede freie Bewegung der vielen im Staatsleben ineinander greifenden sozialen und politischen Mächte so vollständig in der obersten Regierungsgewalt hatte binden und aufgehen lassen als jene nassauische. Bekannt ist die humoristische Klage, die der Freiherr von Stein in seinen Briefen an Gagern

darüber erhebt, daß nicht einmal die einzelnen Gemeinden ihre Faselstiere nach eigenem Ermessen sich ankaufen dürften: auch dies war Sache der Regierung; sie kaufte die Ochsen für das ganze Land. Und wie mit den Faselstieren, so ging es mit allen andern Dingen, mit Kirche und Schule, Handel, Gewerbe und Ackerbau, Gemeindewesen, Medizinalverwaltung, Forstkultur, alles wurde von der Regierung vorsorglich angeordnet, über alle technischen Angelegenheiten entschieden fast nur Juristen; das Haus- und Staatsministerium vereinigte alle Zweige ministerieller Wirksamkeit in einem Bureau.

Man ging so weit in der Zentralisation, daß man sich fürchtete, studierte Finanzmänner und Kameralisten in Staatsdienst zu nehmen, weil es für einen der obersten Grundsätze der Staatsweisheit galt, daß auch die ökonomischen Fragen nur durch die Hände von Männern der Schreibstube oder von Juristen gehen dürften. Man glaubte, daß durch das Eindringen der „Techniker" die rechte disziplinarische Uniformität der Schreibstube gestört würde, und in letzterer hatte man es in der That in den meisten kleinen Staaten zu einer musterhaften Einheit gebracht. Es ist zum Beispiel in Nassau vorgekommen, daß ein Beamter in seinem Bericht an eine vorgesetzte Behörde den „Submissionsstrich" zwischen dem Text und seiner Namensunterschrift weggelassen hatte, worauf demselben die Weisung zuging, in Zukunft den Submissionsstrich nicht wieder zu vergessen. Der Beamte hatte Humor genug, der Behörde ein ganzes Buch Papier voll großer Submissionsstriche einzusenden, mit der gehorsamsten Bitte, sich hiervon, falls er den Strich wieder vergessen sollte, einen solchen auszuwählen; und die sittengeschichtlich denkwürdige Komödie endigte mit einer Geldstrafe für den allzu humoristischen Beamten.

Preußen verfolgte in jener Zeit eine ganz ähnliche bureaukratische Zentralisation, und am Ende ist man in den kleinen „Musterstaaten" noch vielfach freisinniger dabei zu Werk gegangen als in Preußen. Allein Preußen erfüllte in dieser Blütezeit der

Bureaukratie einen großen historischen Beruf, es schaffte reines Feld, es half die letzten Reste der abgestorbenen mittelalterlichen Gesellschaft zertrümmern; es brachte strenge Ordnung in den Staatshaushalt, es bereitete der Zukunft des gesamten deutschen Verfassungslebens neue Bahnen vor, es leitete die soziale Zentralisation des ganzen deutschen Nordens ein. In Nassau dagegen reichte die ganze Macht des neuen bureaukratischen Regiments nicht einmal hin, um das Sondertum der einzelnen kleinen Landstriche in dem kleinen Sonderstaat zu brechen.

Die nassauischen Länder waren damals binnen fünfundzwanzig Jahren so häufig in ihrem Bestand geändert worden, daß wirklich ein gutes Gedächtnis und keine geringen statistischen und geographischen Kenntnisse dazu gehörten, um genau anzugeben, welche Gebietsteile seit einem Menschenalter nassauisch gewesen und geworden waren. Als im Jahr 1816 das Herzogtum zu seiner jetzigen Gestalt abgerundet wurde, nahm es nicht nur fremdartige Bestandteile in seinen Verband auf, sondern es wurden in demselben Maße altnassauische durch Jahrhunderte engverbundene Landstriche auch wiederum abgeschnitten. So fiel z. B. das Siegener Land und der sogenannte Hüttenberg an Preußen, wo heute noch ein großer Teil der Bevölkerung viel besser nassauisch gesinnt ist, als in den Nassau zugeteilten kurmainzischen und kurtrierschen Gebietsteilen. Die Schicksale der nassau-oranischen Regentenfamilie, als dieselbe ihre deutschen Stammlande verlor, gingen den Alt-Oraniern im Dillenburgischen und Siegenschen tief zu Herzen, und der Anfall an die weilburgische Linie ist von vielen damals wohl gar als ein Landesunglück betrachtet worden! Es ist darum eben geradezu unmöglich, eine Geschichte des Herzogtums Nassau als „nassauische Geschichte" zu schreiben. Es gibt überhaupt nur eine nassau-dietzische, nassau-weilburgische, nassau-usingische 2c. Geschichte, keine nassauische; wiederum ist etwa die Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Bolanden in der bayrischen Rheinpfalz, der Grafschaft Saarbrücken 2c. 2c. für die Geschichte Nassaus wichtiger, als die des jetzt zu

Nassau gehörenden Rheingaues. Ein gutes Teil ihrer Geschichte haben die Nassauer auch in den Niederlanden, ja wohl gar ein Zipfelchen derselben in Südfrankreich zu suchen, und so liegt ein großes Bruchstück ihrer historischen Erinnerungen in der That in partibus infidelium. Wie kann man da von einem „nassauischen Volkstum" sprechen! Dies eben sollte nun gleichsam mit Tinte und Feder hergestellt werden, indem man aus dem diplomatischen Flickwerk des neuen nassauischen Gesamtstaates durch die straffste Verwaltung ein ganzes Stück Zeug machen wollte. Man tilgte aber auf diesem Wege viele berechtigte Besonderungen im Volksleben weg und kam doch nicht zu dem erstrebten höheren Ganzen.

So viele Aemter jetzt das Herzogtum zählt, aus fast ebenso vieler Herren Ländern war es im Lauf der Zeiten zusammengesetzt. Es spaltet sich in eine katholische und eine protestantische Hälfte, und zwar ist in den strengprotestantischen Landesteilen das Andenken an ein altes patriarchalisches Fürstenregiment noch ebenso lebendig, als in den strengkatholischen an die ehemalige priesterliche Herrschaft von Kur-Mainz und Kur-Trier. Dazwischen liegen wieder kleinere Striche, wo im Lauf des 16. und 17. Jahrhunderts fast von Geschlecht zu Geschlecht der Glaube gewechselt wurde, nach dem Grundsatze, daß dessen der Glaube sei, dem der Herrscherstab. Wollte einer eine Konfessionenkarte dieser zweiundachtzig Quadratmeilen entwerfen, sie würde ebenso buntscheckig ausfallen, ebenso bespritzt mit zerstreuten Einzelteilchen, wie die geognostische Karte des Landes, welcher an zerrissener Mannigfaltigkeit auf so kleinem Raum kaum eine gleichkommt.

Ebenso bunt nehmen sich die sozialen Zustände aus, und doch kann man nicht einmal sagen, daß hier alle berechtigten und notwendigen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft vollständig vertreten seien.

Ein armer, aber bedürfnisloser Bauernschlag, nach der Urväter Weise mehr in Gruppen von Gehöften als in geschlossenen

Dörfern wohnend, bevölkert den hohen Westerwald; ein aristokratischer, auf den geschlossenen Besitz stolzer Bauernstand teilweise die Mainebene und die obere Lahn; ein furchtbar verkommenes, an Schlesien und Irland gemahnendes Bauernproletariat hat auf dem östlichen Taunus seine Sitze, wo der magere Boden die wenigen Bewohner nicht ernähren kann, wo verunglückte Industriespekulationen ganze Gemeinden an den Bettelstab gebracht haben, und in den elenden Hütten nicht selten ein Haufen Laub die Stelle des Bettes vertritt; ein städtisches Proletariat, welches sonst beinahe fehlte, hat die frühere Regierung in wahrhaft fabelhafter Verblendung nach der Hauptstadt gepflanzt, indem sie hier den verkommenen Leuten aus aller Herren Ländern eine förmliche Freistätte öffnete, und mit dem Zuschub einer besitzlosen Menschenmenge ein großes nationalökonomisches Kunststück vollführt zu haben glaubte. Der Rheingau zeigt uns in dritter Abstufung das Proletariat der Winzer, welche auf das Glückspiel des Weinhandels wetten müssen und ein Jahr im Ueberfluß schwelgen, um sechs Jahre am Hungertuch zu nagen; daneben aber auch die Geldaristokratie großer Kapitalisten, welche die besten Weinlagen in festen Händen halten und zuwarten können, bis auf lange Fehljahre zuletzt die überreich entschädigenden Glücksjahre folgen. Dazu gesellt sich in den mittleren Teilen des Landes ein halb wohlstehender, halb dürftiger Bauernstand, der noch schwankt zwischen den alten Ueberlieferungen des Bauernmajorats und moderner Güterzersplitterung. Die zahlreichen kleinen Städte sind größtenteils mit einer Bevölkerung angefüllt, welche Ackerbau und Gewerbe zugleich treibt, und dadurch in keinem von beiden zu was Rechtem kommt. Die Badeorte umgeben sich im Sommer mit dem trügerischen Schein des großstädtischen Lebens, während sie doch eigentlich in jedem Betracht ebenso arme Landstädtchen sind wie die übrigen. Ein paar Orte haben auch den Anschein, als ob sie Handel trieben, indes dies doch bei der Konkurrenz der großen Nachbarstädte und der Dürftigkeit der Verkehrsmittel im Innern des Landes

ebensowenig bedeuten will, als die Scheinindustrie der handwerkenden Bauern. Endlich kommt eine wachsende Großindustrie des Berg- und Hüttenwesens hinzu, deren beste Besitztümer jedoch in fremden Händen sind. So gewahren wir hunderterlei Proben von diesem und jenem, von allen Elementen eines größeren Staates ein bißchen, von keinem etwas Rechtes.

Wir finden ganz jene Mischung und jenes Maß der sozialen Elemente, wie es in Mitteldeutschland die Auflösung der Gesellschaft bedingte, und bei der Ohnmacht und Zersplitterung der natürlichen Stände treten dann auch hier die „unechten Stände", namentlich ein kastenmäßig abgeschlossenes Beamtentum, statt eines selbständigen unabhängigen Bürgerstandes, und ein machtloser Hof- und Titularadel, statt der grundbesitzenden Aristokratie in den Vordergrund.

Unter den dreißig Städtchen des Nassauer Landes sind fast die Hälfte in früherer Zeit fürstliche und gräfliche Residenzen gewesen, nicht nur mit Hofhaltungen, sondern auch mit Regierungskollegien ausgestattet. Die Erinnerung an diese Zeit ist noch nicht ganz erloschen, und wenn es auch nur die verfallenen Schlösser und die verwitterten öffentlichen Gebäude wären, deren täglicher Anblick dieselbe wach erhält, und die diesen Städtchen in der That den äußern Anschein von etwas Größerem geben, als sie wirklich sind. Es ist dadurch ein Zug der Bitterkeit, der gegenseitigen Eifersucht und des Neides bei den Bewohnern dieser ehemaligen Residenzen heimisch geworden, der dem Geiste des Partikularismus im Partikularismus, wie wir ihn eben in Nassau schildern, nicht geringen Vorschub leistet. Namentlich war es dieser Geist der Eifersucht, welcher mehr als alles andre den Einigungsplänen der früheren Regierung entgegenarbeitete. Je mehr sich dieselbe bestrebte, das neu aufblühende Wiesbaden zum eigentlichen Mittelpunkt des Landes zu machen, desto höher stieg ein stillgenährter Groll gegen diese Stadt, die freilich eine sehr geringe historische Berechtigung hatte gegenüber mehreren andern alten Fürstensitzen des Landes. Und

mit der Revolution brach diese unter der Asche glimmende Eifersucht zur hellen Flamme aus.

Es war ein Unglück, daß Herzog Wilhelm (1816) seine Residenz nach Biebrich, später nach Wiesbaden, verlegte. Sie hätte in Weilburg, dem alten Stammsitze, bleiben sollen. Dort lag sie mitten in Nassau; in Biebrich-Wiesbaden lag sie mitten in der Welt. Denn nahe bei Biebrich ist Frankfurt, wo man hohe Bundestagspolitik treiben und die eigenen kleinen Landesinteressen darüber vergessen konnte, und unter den Fenstern des Biebricher Schlosses flutete der stolze Rhein, der hinausführt ins Weite; unter den Fenstern des Weilburger Schlosses dagegen fließt die stille Lahn, die vom Quell bis zur Mündung hineinzieht ins Herz des Nassauer Landes. Aber der Rhein lockte dämonisch. Die alten nassauischen Fürsten hatten nur zwei Dörfer am Rhein besessen, eine Uferstrecke gerade groß genug, daß sie dort im eigenen Hafen zu Schiff gehen und am eigenen Strande sich baden konnten. Fürst Georg August von Nassau-Idstein erbaute darum das Biebricher Schloß auch nur als Lustschloß, als Sommerresidenz. So hätte es bleiben sollen. Allein der Wiener Kongreß brachte dem Herzogtum Nassau die stattliche Rheingrenze, welche unter den Festungswerken von Mainz-Kastel begann und unter den Festungswerken von Koblenz-Ehrenbreitstein endete. Das politische Zentrum des Landes wurde nun in die Peripherie verlegt, welches nicht bloß in der Mathematik ein Widerspruch ist. Und dieser Widerspruch war das Verhängnis Nassaus. Die rheinischen Nassauer sind immer am wenigsten von Herzen nassauisch gewesen, und in der rheinischen Residenz gewann das Fürstenhaus die Freundschaft Rußlands und Oesterreichs und die Gegnerschaft Preußens, und verlor zuletzt sein eigenes Land. Wäre Weilburg die Residenz der Herzoge geblieben, wie es der Stammsitz der patriarchalischen Fürsten war, so würde Nassau vielleicht heute noch nassauisch sein. (1883.)

Sehen wir auf das geistige Leben, so erscheint uns die Zerklüftung des nassauischen Landes schier noch größer. In

früherer Zeit besaß das Land eine Akademie (welche der Nassauer gern eine Universität nennt) in Herborn, und die Stadt hatte eine der ältesten und bedeutsamsten Buchdruckereien, ebenso wie das rheingauische Städtchen Eltville, aufzuweisen. Herborn war ein Sitz solider Gelehrsamkeit und wichtig für das Land. Seine Akademie ging ein, als der Umfang des nassauischen Gebietes an Quadratmeilen zwar zunahm, die politische Geltung aber zusammenschrumpfte. Denn dies ist gerade die wunderbarste Eigentümlichkeit unsrer Kleinstaaten, daß sie, wenn ihr Landbestand auch derselbe bleibt, doch von Jahr zu Jahr kleiner werden, weil nämlich die Welt größer wird, und der Blick des Menschen jetzt mit demselben Maß ein Landesgebiet ermißt, wie vordem eine Stadtgemarkung. Weilburg besaß eine vielhundertjährige altberühmte lateinische Schule, die es zu einem Bildungsmittelpunkte für die Gauen weit und breit machte; die lateinische Schule ist zwar geblieben, aber so viele gleich gute sind ringsum erstanden, daß sie eben zu einer Lokalanstalt in einem kleinen Lande herabgesunken ist. Der Rheingau und das Lahnthal waren Brennpunkte mittelalterlicher Kunstthätigkeit, aber in dem Maß, als die geistlichen Reichtümer von Mainz und Trier aufhörten hierher zu fließen, erlosch dieselbe.

Die Kunst wie die höhere Wissenschaft erscheint in dem konstitutionellen Kleinstaat als ein Ueberfluß, ein Luxusartikel, für den weder der Staat noch der Fürst Geld genug besitzt. Man wird kein neues Weimar im 19. Jahrhundert hervorzaubern können, die moderne Kunst ist zu teuer geworden für die Kleinstaaten. Hängt vollends die Pflege der Kunst von einer kleinstaatlichen Volksvertretung ab, dann ist gar alles verloren. Auch hier tritt dann der Partikularismus hervor. Ein schlagendes Exempel erlebten wir im Jahr 1848 in der nassauischen Volkskammer, wo ein Abgeordneter erklärte, er stimme deshalb nicht für den Staatszuschuß zum Wiesbadener Theater, weil man die Erhaltung desselben als einer Kunst- und Bildungsanstalt befürworte. Er erläuterte hierzu, daß ja Wiesbaden bereits am

meisten Kunst und Bildung im ganzen Lande besitze, er könne daher nur für einen Theaterzuschuß stimmen, wenn man dieses Institut in denjenigen Teil des Landes, wo bis jetzt noch am wenigsten Kunst und Bildung vorhanden sei, nämlich auf den Westerwald, verlege. Diese Ansicht war ernstlich gemeint und der Abgeordnete wußte nicht, daß die Kunst sich selbst ewig fortbilde und von einem Mittelpunkte einen weiteren Umkreis überstrahle, und daß man nicht sagen könne, eine Stadt habe nunmehr genug Kunst, man müsse jetzt auch einmal einer andern ein gleich großes Stück Kunst bringen und so weiter die Reihe um durchs ganze Land!

So fehlt es denn in fast allen solchen Kleinstaaten an jedem größeren Sammelplatze wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens, und ganz in gleicher Weise wie der Gewerbstand verbauert ist und die Bauersleute mit der kläglichen kleinen Arbeit für des Leibes Notdurft sich abquälen, ist auch die Geistesarbeit zur Kleinkrämerei heruntergedrückt. Da sich dem wissenschaftlichen Mann gar keine andre Aussicht eröffnet, als für den Hausbedarf einer eng begrenzten Amtsthätigkeit seine Talente und Kenntnisse zu vernutzen, so begreift sich's, daß ein weitgreifender wissenschaftlicher Drang ebensowenig sich entfalten mag, als die große Spekulation auf gewerblichem Gebiet. Als die Revolution einigermaßen diese Schranken niederwarf, und wenigstens hie und da höhere Ziele des geistigen Ringens eröffnete, da merkte man erst mit großem Schrecken, welch ein Mangel an hervorragenden Köpfen in diesen Ländern herrsche, und bei den Landtags- und Reichstagswahlen hatten oft diese unbedeutendsten Leute ganz leichtes Spiel, weil auf weit und breit kein Nebenbuhler zu finden war. Namentlich vermißte man schmerzlich, daß der eigentliche Bürgerstand so wenig geistige Kräfte ins Feld zu schicken wußte, durch welchen Mangel gegenteils für die Wühlereien des Beamtenproletariates von vornherein der Boden gewonnen war.

Zur Verwirklichung eines großen und reichen konstitutionellen Staatslebens stehen sich die Menschen in den kleinen Staaten viel

zu nahe; jeder betrachtet den andern von dem bekannten Standpunkte des Kammerdieners, der an seinem Herrn keine Größe mehr entdecken kann. Im alten patriarchalischen Staate war dieses Nahestehen dagegen von entschiedenem Vorteil gewesen, da man ja ohnedies das ganze kleine Ländchen nur als eine große Familie dachte. Bei unsern konstitutionellen Zuständen suchte man geschlossene politische Parteien in den Kleinstaaten zu bilden und ward selbst in den aufgeregtesten Tagen nicht recht fertig damit.

Denn zu einer politischen Partei gehört doch auch, daß man einen Führer anerkenne, während in einem Kleinstaate, wie in einem kleinen Neste von einer Stadt, keiner dem andern die erforderlichen hervorragenden Eigenschaften zusprechen mag. Gelang es auch einer Partei in einer einzelnen Stadt, etwa in einem Vereine ihre Kraft zu sammeln, dann brachte man es in der Regel wieder nicht zustande, daß sich ähnliche Vereine zum Anschluß in den übrigen Städtchen des Landes bildeten; denn dazu war die gegenseitige Eifersucht viel zu groß.

Die Kammern fanden auch schon hierdurch in den Kleinstaaten ungleich schwieriger die Wirksamkeit einer Gesamtvolksvertretung als in den größeren. Es ist leichter, die preußischen Interessen einheitlich zu vertreten, als die waldeckischen oder hessen-homburgischen.

Wir begegnen in diesen kleinen Kammern einer solchen durch Jahr und Tag fortschwankenden Zersplitterung der Ansichten, daß eigentlich nie eine rechte Stimmenmehrheit vorhanden war. Die wichtigsten Fragen wurden mitunter dadurch entschieden, daß ein oder das andre Mitglied krank oder verreist gewesen, ja wohl gar, daß sich jemand eine Weile aus dem Saal entfernt hatte. So hing der Ausschlag fast immer an einer einzigen Stimme. Jeder Abgeordnete hatte die ganze Tasche voll von Sonderwünschen und Bedürfnissen seines kleinen Wahlbezirks, und nicht selten wurde dann im parlamentarischen Kleinhandel ein Zugeständnis für die eine Gegend gegen ein Zugeständnis für die andre wechselsweise ausgetauscht. Dadurch spannen sich die Verhandlungen endlos fort, und die wichtigsten Staatsfragen blieben hängen, weil sich

die Heerschar der Lokalfragen immer wieder dazwischen drängte. Am schlimmsten kamen die Landeskassen bei diesem parlamentarischen Partikularismus weg, indem sich die hunderterlei kleinen Verwilligungen für die einzelnen Gegenden und Einzelinteressen zu einer gewaltigen Gesamtsumme türmten.

Die widerstrebenden Elemente in den künstlich zusammengesetzten Kleinstaaten glaubte man am besten dadurch verschmelzen zu können, daß man die natürlichen Besonderungen als gar nicht vorhanden ansah. Dies ist nicht der Weg der sozialen Politik. So schnitt man in Nassau den ehemals unter geistlicher Herrschaft gestandenen Landesteilen ihr uralt heiliges Herkommen ab, verbot z. B. die Prozessionen, verletzte die katholische Bevölkerung durch die Art der Verwendung von allerlei aus den Säkularisationen geflossenen Geldern. Um diese Gebiete den andern zu verschmelzen, hätte man eben gerade ihr besonderes Volkstum bis zu einem gewissen Punkte gewähren lassen sollen. Man zentralisierte die Gemeindeverwaltung, in welcher just die örtlichen Verschiedenheiten das größte Recht hatten, aufs strengste, konnte es aber nicht einmal dahin bringen, daß die Kronenthaler und die preußischen Thaler in dem kleinen Lande einerlei Kurs gewannen, indem dieselben bis vor einigen Jahren nördlich der Lahn je um drei Kreuzer höher verausgabt wurden, als südlich dieses Flusses. Das nasse Maß wechselte trotz aller Verwaltungszentralisation durch alle Stufen, und war fast in jedem Städtchen ein andres. Noch viel schlimmer stand es mit dem Fruchtmaß. Statt hier eine sehr wohlthätige Einigung herbeizuführen, begründete man z. B. eine höchst überflüssige Einheit des Kalenders, indem jeder Einwohner gezwungen ist, den sogenannten Landeskalender zu kaufen, und bis auf diesen Tag (1850) eine Visitation nach Neujahr von Haus zu Haus geht, um nachzufragen, ob man seinen Kalender auch richtig gekauft hat! Es bildet einen wahrhaft komischen Gegensatz, wenn man bedenkt, daß sich der Staat so viele Mühe gibt, sämtliche Einwohner nach der nämlichen Kalenderausgabe ihre Zeitrechnung regeln zu lassen, während er auf einem Raume von 82 Quadrat-

meilen nicht weniger als siebzehnerlei verschiedenes Fruchtmaß im Schwange gehen ließ, nämlich: zweierlei Mainzer Maß, Darmstädter, Friedberger, Frankfurter, Wetzlarer, Weilburger, Herborner, Dillenburger, Hachenburger, Herschbacher, Nassauer, Hadamarer, Dietzer, Limburger, Koblenzer und Bopparder Maß! Diese Maße unterschieden sich obendrein nicht bloß nach der Größe, sondern mehrenteils auch wieder nach ihrem Einteilungsgrund, sie wurden demgemäß im einzelnen wieder zerfällt nach dem System der Achtel, Malter, Virnsel, Mesten, Sester, Simmern, Kompf, Gescheid, Mäßchen, Minkel, Schoppen u. s. w., was dann schließlich zu einem babylonischen Wirrsal führte. Und trotz der zentralisierten Verwaltung ist es doch erst in neuester Zeit möglich geworden, eine Einheit des Maßes herzustellen! Ja die Bureaukratie hatte im Gegenteil früher mitunter ihr sonderliches Wohlgefallen an derlei sinnloser Vielspaltigkeit, während ihr die natürlichen Besonderungen ein Greuel waren. Wie es eine Zeit gab, wo es in Deutschland für eine Art von Demagogie galt, auf Zoll- und Münzeinigung und dergleichen zu dringen, so in Nassau, wenn einer über das bunte Farbenspiel dieser Schoppen und Malter Beschwerde führte. Als die frühere Abgeordnetenkammer den gleichmäßigen Kurs des preußischen Thalers für das ganze Ländchen nicht ohne Kampf durchsetzte, galt dies als ein Triumph der Opposition, als ein Sieg der „modernen Ideen"!

So schwer man es in einem Kleinstaate irgend einer bedeutenderen Persönlichkeit oder Thatsache machen wird, sich zur Geltung zu bringen, so blind hängt hier doch gemeiniglich der Autoritätsglaube an dem, was sich einmal einer gewissen Anerkennung erfreut. Es mag widerspruchsvoll erscheinen, aber es ist doch richtig: nicht sowohl der Freiheitsdrang war es, als vielmehr der pure Autoritätsglaube, das Gelüsten, einer anerkannten Macht zu gehorchen, was die kleinen Staaten so rasch zu Anhängern der Revolution machte. Man konnte sich vorher die Möglichkeit einer solchen Staatsumwälzung gar nicht denken, darum war, als sie wirklich hereingebrochen, der Glaube an die

Allmacht ihrer Triebkräfte ein unbegrenzter. Man hielt zu der Revolution nicht um der Freiheit willen, sondern aus Furcht vor ihrer Macht, d. h. man ward freisinnig aus Knechtssinn; man katzbuckelte vor den neuen Volksmännern, nicht weil man sie für besser gehalten hätte, als die Herren vom alten Regiment, sondern weil man sie für mächtiger hielt. In den größeren Staaten behielt die Regierung doch immer noch ein Stück ihres Ansehens, und der Glaube an ihre Macht war nicht ganz geschwunden; in den kleinen Staaten hatte die herrschende Gewalt mit dem ersten Stoß alle Autorität eingebüßt. Allein deswegen waren die Männer der Revolution auch wiederum der gleichen Gefahr ausgesetzt. Solange die revolutionäre Stimmung oben war, regierte und verwaltete der Landtag, und die Ministerien konnten höchstens einen guten Rat geltend machen; als der Rückschlag des neu gekräftigten konservativen Sinnes eintrat, regierten wiederum bloß die Ministerien und die Kammer sank von selbst zu einem bloßen Beirat herab. Wozu nützte nun all der großstaatliche konstitutionelle Apparat in diesen kleinen Ländern? Es waren bei diesem Wechsel der Macht keineswegs förmliche Verfassungsverletzungen hüben oder drüben vorgekommen, es war bloß die moralische Macht oder Ohnmacht gewesen, die zwischen beiden Extremen auf- und abgestiegen war. In Oesterreich und Preußen konnte die Krone in den schlimmsten Tagen doch immer noch auf das treffliche Heer weisen, das auch eine Art von Volksvertretung ist, und wenn revolutionäre parlamentarische Versammlungen auf das Recht des Aufruhrs pochten, dann war bei so ausgedehnten Ländermassen die Größe und die natürliche soziale Gliederung der Landesbevölkerung selber wieder das natürliche Hindernis einer allgemeinen Volkserhebung. In Nassau dagegen konnte, als die Kammer herrschte, die Bevölkerung des ganzen Landes binnen zwei Tagen vor dem Hotel eines widerstrebenden Ministeriums versammelt werden, und als gegenteils das Ministerium oben war, bedurfte es nur eines telegraphischen Hilferufs nach Mainz, um mit ein paar Regimentern Reichs-

truppen die ganze widerspenstige Bevölkerung in die Tasche zu stecken. Da hörte der Konstitutionalismus von selber auf. Solange die nassauischen Soldaten in dem Revolutionsjahr in den einheimischen Garnisonen lagen, fehlte die Autorität, und es zeigten sich bedenkliche Symptome der Widersetzlichkeit, mancher Vers des Heckerliedes wurde gesungen, und die verblendeten badischen Republikaner glaubten, sie hätten deswegen schon das ganze nassauische Militär in der Tasche. Als aber dieselbe Mannschaft gegen den badischen Aufruhr ins Feld rückte und zwischen preußische und hessische Truppen zu stehen kam, da ging ihnen wieder der Glaube an eine ganz andre Autorität auf, als diejenige war, der sie im Heckerlied gehuldigt, und sie schlugen kraft dieser Autorität den Freischaren unbedenklich auf die Köpfe. Diese Mischung des neuen und des alten Autoritätsglaubens machte sich dann auch in ganz humoristischer Weise geltend, namentlich bei den Bauern, von denen nicht wenige nach der Republik verlangten, dazu aber auch den Herzog beibehalten wollten.

Aus allen diesen Thatsachen, welche das Mißverhältnis zwischen großstaatlichem Regierungswesen und einem kleinstaatlichen Landesgebiet darlegen, läßt sich eine zweifache Folgerung ziehen: die wesentlich auf einen großen Staatsorganismus berechneten modernen Verfassungsformen sind in einem Kleinstaat nur dem Wortlaut, nicht der Sache nach, zu verwirklichen, und in Ländern so kleinen Umfanges kann nur die patriarchalische Regierungsform eine Wahrheit sein. Nimmt man aber an, daß die patriarchalische Regierungsform in unsern Tagen eine Unmöglichkeit ist, dann muß man sich auch nicht scheuen, weiter zu folgern, daß auch die kleinen Staaten eine Unmöglichkeit geworden sind.

Viertes Kapitel.

Die staatlichen Uebergangsgebilde und die politische Moral.

(Geschrieben im Jahre 1851.)

Höchst lehrreiche Züge zur Zeichnung des Verhältnisses zwischen unserm Volksleben und unsern Staatenbildungen bietet Kurhessen mit seinen neueren Krisen und Zuständen.

Hessen hat von Haus aus das Zeug zu etwas mehr als einem Kleinstaat, es gibt ein Volk der Hessen, allein es gibt kein einheitliches Hessenland, da wir zur Zeit noch drei Hessen besitzen, von denen das kleinste den echten alten Namen der „Landgrafschaft" führt, das mittlere den modernen eines „Großherzogtums"; der Fürst des größten Stückes Hessenland ist endlich gar „Kurfürst", wurde es aber erst zu einer Zeit, wo es nichts mehr zu „küren" gab im Deutschen Reiche.

Hessen hat eine Geschichte, die zu verschiedenen Zeiten ein wichtiges Stück deutscher Geschichte geworden ist, es hat auch gute Geschichtschreiber gefunden. Trotzdem blieb es durch politisches und häusliches Mißgeschick auf der Uebergangsstufe vom Kleinstaat zum Mittelstaate stehen.

Seit Jahrhunderten bereits hat das Hessenland der älteren Linie den Kelch des gemeinsamen deutschen Jammers immer auch noch einmal in besonderer Füllung zu trinken gehabt. Zur Zeit des schmalkaldischen Bundes war Hessen auf den Gipfel seiner politischen Bedeutsamkeit gestiegen, ein genialer Fürst saß auf

dem Thron und die Landgrafschaft spielte eine Rolle in den deutschen und europäischen Händeln, welche wir mit modernem Ausdruck als die eines Großstaates bezeichnen würden. Aber mit dem Tage vor Ingolstadt, wo die Entscheidung über des Deutschen Reiches Zukunft in Hessens Händen lag, erschien auch jenes dämonische Schicksal, welches fortan nicht mehr von Althessen gewichen, und jenem Moment des entscheidenden deutschen Einflusses folgte die Gefangennehmung des Landgrafen Philipp und die Vernichtung seiner politischen Macht auf dem Fuße. Das Märtyrtum, welches Philipp in fünf Jahre langer Haft auf sich genommen, ist von da an gleichsam auf das ganze alte Hessenland übergegangen.

Mit des Landgrafen Tode kam die hessische Bruderteilung, in ihr ward die Hoffnung Hessens vernichtet, sich zu einer Vormacht des westlichen Mitteldeutschlands auszuwachsen. Darmstadt, das neue Hessenland, welches der Volkswitz der Althessen in Armstadt umtaufte, blühte auf und wurde reich, indes Althessen zurückging. Politischer Hader und Religionskämpfe entzweiten die beiden, ob auch religionsverwandten, Bruderländer, und Hessen schmeckte so den Dreißigjährigen Krieg vor, noch ehe derselbe für ganz Deutschland hereingebrochen war. Der Landgraf von Hessen-Kassel wurde (1605) reformiert, der Hessen-Darmstädter blieb lutherisch, und den Fürsten folgte beiderseits das Land. Heute aber geht durch das reformierte Kurhessen ein charakteristisch orthodoxer, durch das lutherische Hessen-Darmstadt ein vorwiegend rationalistischer Zug, und jene beiden Bekenntnisse haben sich herüber und hinüber stark gemischt und sind wiederum durchsetzt von zahlreichen Unierten und Katholiken. Das sind Feinheiten des deutschen Binnenlebens, die ein Ausländer nicht begreift, und viele Deutsche begreifen sie auch nicht.

Ein Landgraf, der zugleich König in Schweden, ließ Kurhessen schon vor langer Zeit das Elend jener zwieschlächtigen Stellung durchkosten, an welchem jetzt eine der edelsten deutschen Volksgruppen, die schleswig-holsteinische, zu verbluten droht.

Dann kam das Regiment der persönlichen Laune und der geheimen Einflüsse; von dem 18. Jahrhundert wurde es dem 19. vererbt. Das tolle Fastnachtstück des „Königreichs Westfalen“, als Jerome in Kassel Komödie spielen ließ und Maskenbälle hielt und beiläufig auch regierte, fiel als lustige Episode zwischen so manche tragische Situation; es stellte wenigstens eine neue und originelle Schattierung des Regiments der persönlichen Laune dar. Die kurhessischen Zustände wurden sprichwörtlich. Die Stürme des Jahres 1830 zertrümmerten die alte ständische Verfassung, die neue Konstitutionsurkunde nahm sich auf dem Papier vortrefflich aus und galt bald doch nur für ein Stück Papier.

In Kurhessen und Hessen-Darmstadt hatte sich allmählich ein förmlicher hessischer Dualismus herausgebildet, der auch noch heute für das ganze politische Leben beider Länder maßgebend wird. Darmstadt ist nicht nur ein neues Land seiner Gebietszusammensetzung nach, es ist auch seit Menschenaltern im Sinne eines modernen Staates verwaltet worden. Bei Kurhessen dagegen versuchte man's immer wieder mit dem patriarchalischen Regiment; über den Erfolg hat uns noch die jüngste Vergangenheit zur Genüge belehrt. Hessen-Kassel sah sich, als ihm Marburg wieder zugefallen war, im Besitze von fast der ganzen althessischen Ländermasse; fast alle die Orte, an welche sich die großen Erinnerungen der hessischen Geschichte knüpfen — Kassel, Marburg, Frankenberg, Fritzlar u. s. w. zusamt den Stammsitzen der einst so mächtigen niederhessischen Ritterschaft — lagen in seinen Grenzen, und jener echte althessische Volksschlag, der sich in den Bauern im Schwalmgrunde, an der oberen Lahn und anderwärts so merkwürdig rein erhalten hat, bildete den Kern einer ganz originellen Bauernschaft. Wie das Land im Laufe der Zeiten geschwankt hat zwischen dem Beruf zu einem kleinen oder zu einem größern Staate, so steht dieses zähe, trotzige Volk der Althessen, der blinden Hessen, auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem zentralisiertem und mitteldeutschem indi-

vidualisiertem Volkstum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht recht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe in Ohmgrund, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses trutzige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythus, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum erstenmal das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tränken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie ihr treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigensinnes mit dem äußersten Leichtsinne bekundet uns, daß wir an den Grenzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.

In den schweren Krisen, welche Kurhessen in der jüngsten Vergangenheit (1850) durchgemacht hat, zeigt es sich, daß das Staatsregiment sich mächtiger fühlte, als in den Kleinstaaten, aber minder mächtig als in den deutschen Großstaaten, und gerade hierdurch war das Land in weit höherem Grade ein Gegenstand des Kampfes für die sich befehdenden Mächte der deutschen Sonderpolitik, als es irgend ein vollendeter Kleinstaat gewesen ist. Es entspricht dieser Stellung das passive, aber keineswegs teilnahmlose Verharren des kurhessischen Volkes, welches weder mit jener besonnenen Energie, wie sie die Schleswig-Holsteiner entwickelten, noch mit dem ebenso rasch auflodernden als wieder zusammensinkenden Studentenenthusiasmus der südwestdeutschen liberalen Volkmassen zu vergleichen ist.

Im Herbste 1850 verlangte der Minister Hassenpflug die Zustimmung der Stände zur Forterhebung der Steuern für sechs

Monate, ohne daß er ein ordnungsmäßiges Budget vorlegte. Dies war verfassungswidrig, und die Stände waren in ihrem guten Recht, indem sie die Steuer nur „als zum Depositum vereinnahmt" und nur auf drei Monate bewilligten. Sie wurden infolgedessen aufgelöst und die Steuererhebung nach dem Willen des Ministers ausgeschrieben. Dies war ein revolutionärer Akt. Wenn dann weiter ein großer Teil der Bürger keine Steuern zahlte, so war dies andrerseits auch ein Akt der Selbsthilfe, der nur auf revolutionärem Boden gedacht werden kann. Gewalt stand gegen Gewalt. Um das kleinere Uebel — die rechtswidrige Willkür des Ministers — zu paralysieren, hatte man das unendlich größere Uebel, die Lähmung des ganzen Staatsorganismus, heraufbeschworen, und eine heillose Verwirrung der Rechtsbegriffe im Volke, bei den Beamten, Richtern, im Heere dazu.

In einem großen Staate, wo unter Umständen die Regierung oder auch das Volk plötzlich eine zermalmende Macht zu entfalten versteht, kann ein solches Wirrsal thatsächlich aufgehoben und die Ordnung einer Diktatur geschaffen werden, deren Erfolg hinterdrein ihren revolutionären Ursprung entschuldigen mag. Hierzu gehören jedoch große Mittel, große Ziele, die sich in den weltgeschichtlichen Katastrophen der Nationen finden, nicht aber im innern Zwist eines Kleinstaates.

Dazu kommt, daß ein deutscher Kleinstaat trotz aller Souveränetät nie für sich allein steht; er kann für sich keine Revolution durchmachen, ohne daß sich die mächtigeren Nachbarn darein mischen. So geschah es in Kurhessen. Zu dem inneren Unheil kam noch viel Bedrohlicheres von außen. Preußen mit den andern „Unionsstaaten" nahm für die kurhessische Verfassung, Oesterreich mit den übrigen „Bundesstaaten" für das Ministerium Partei. Auf hessischem Boden drohte ein Krieg zu entbrennen, ein deutscher Krieg, der zuletzt ganz andern Zielen gegolten hätte als den kurhessischen Händeln. Dieselbe Revolution, welche einen nationalen Großstaat nur gefährden würde, bereitet den Untergang eines Kleinstaates vor.

Hassenpflug war Präsident des Appellationsgerichts in Greifswalde gewesen, bevor er im Februar 1850 ins kurhessische Ministerium berufen wurde. Er, der Richter, war dort einer eigenmächtigen Privathandlung angeklagt und später erst in dritter Instanz freigesprochen worden. Der Minister brachte seinen Prozeß mit, um sich und das Land alsbald durch seine politische Eigenmächtigkeit in einen noch viel schlimmeren Prozeß zu verwickeln.

Der größere Teil auch des gebildeten Volkes versteht wenig von staatsrechtlichen Fragen und ihren politischen Lösungen. Aber was ein Prozeß ist, das wissen alle, und der prozeßsüchtige Bauer, der das Wort Staat nicht in den Mund nimmt, glaubt es oft am besten zu wissen. So konnte man bei einer Wanderung durch Kurhessen im Herbste 1850 häufig wahrnehmen, daß sich die Leute den zersetzenden Konflikt ihres Staates im Bilde eines Prozesses deutlich machten, wobei jede Partei leidenschaftlich auf ihrem Recht beharrte und lieber alles andre verlieren wollte als den Prozeß.

Regierung und Landtag, Fürst und Volk führten ja augenfällig einen Prozeß miteinander: jeder Teil versicherte, sich auf sein gutes Recht berufen zu können, die Advokaten stritten herüber und hinüber, aber freilich sprach jeder Teil zu einem andern Richter. Und wunderlich genug war der ganze Gang dieses großen Prozesses wiederum aus einer Mosaik von lauter kleinen Prozessen zusammengesetzt, ein endloser Knäuel von Spezialprozessen umschlang alle Vorkämpfer der prozessierenden zwei Parteien, und obendrein war es ein andrer Prozeß, der Greifswalder, gewesen, mit welchem man den ersten Stein auf den kurhessischen Minister geschleudert hatte. Was ein Prozeß ist, das weiß der gemeine Mann in Deutschland leider nur allzugut, er kennt die prozessualen Formen ganz anders als die diplomatischen. Zirkulardepeschen und Instruktionen und Noten sind ihm fremd, aber was Dekrete, was Insinuationen, was Erkenntnisse und Instanzen sind, das hat er gründlich los, sein

eigener Geldbeutel hat ihm zum öftern Ausweis darüber gegeben.

Die Analogie des Prozesses geht aber noch weiter. Dem gemeinen Mann in Deutschland ist der Prozeß freilich ein Rechtsstreit, aber der Ausgang ist ihm nach uralter Tradition nicht sowohl die Feststellung des objektiven Rechtsbestandes als der Gewinn oder Verlust in einer Lotterie des Rechts. Der Zivilprozeß ist dem Bauern ein Hazardspiel. Mit ganz ähnlichen Geheimmitteln des ererbten Aberglaubens, mit welchen andere Völker zum Glücksspiele sich rüsten, betritt der deutsche Bauer heute noch am entscheidenden Tage die Gerichtsstube.

Die Leidenschaft der Deutschen des Tacitus für das Spiel lebt noch in den Gerichtsstuben fort als Prozeßwut. Der Prozeß ist dem gemeinen Manne ein „Rechtsspiel“. Als ein „Rechtsspiel“ sieht die große Masse des Volkes ihre Privatprozesse an, als ein Rechtsspiel ist auch der Bevölkerung des Landes der politische Prozeß in Kurhessen erschienen, und darin lag die auflösende und zersetzende Kraft der kurhessischen Händel.

Auch die Revolution im großen Stil hat man nicht selten hinterdrein im Bilde eines „Prozesses“ erfaßt. Und wenn man keine Vernunft darin fand, daß Recht Unrecht geworden war und endlich der unlösbare Konflikt durch die Gewalt zerhauen wurde, so tröstete man sich zuletzt damit, daß es eben ein notwendiger welthistorischer Prozeß gewesen sei, so unbegreiflich und unvermeidlich wie der Prozeß eines Hagelwetters, das zerstörend über die Fluren dahinfährt, man weiß nicht woher und warum. Der Prozeß ist dann eben nur das bloße procedens, die Thatsache, der man sich beugen muß. So entsagend beugen wir uns aber nur den erhabenen Gewalten, über die kleinen Gewalten räsonnieren wir, wenn wir sie nicht aus der Welt schaffen können.

Preußen zeigte sich zwar nicht als der starke Richter in dem kurhessischen Prozesse, aber doch als der Richter, der gerecht sein

wollte. Es hatte ein moralisches Uebergewicht in den mitteldeutschen Ländern gewonnen, weil es nach dem Verbrausen und Verrauschen der achtundvierziger Märzstürme doch schon in der nächsten Folgezeit bewies, wie tief der instinktive Respekt vor der Wucht des Gesetzes noch in dem Bewußtsein seiner Bevölkerung gewurzelt sei. Dies war just jenes eigentümliche Wesen, welches den Demokraten als „spezifisches Preußentum" so erstaunlich lästig vorkam. Das Bedürfnis, unter der Zucht einer strengen Gesetzesautorität zu stehen, ist einer der ersten Vorzüge, welche der ernstere abgeschlossene, an größere politische Maße gewöhnte norddeutsche Volkscharakter vor dem zerfahrenen mitteldeutschen voraus hat. Vor wenigen Menschenaltern war auch in den mitteldeutschen Kleinstaaten der Sinn für die Autorität des Gesetzes noch weit stärker vorhanden. Aber die moderne Kleinwirtschaft, welche, wo es die Exekutive galt, das Gesetz nicht als Basis des Vollzugs, sondern als die Satire auf den Vollzug erscheinen ließ, zerstörte furchtbar rasch diesen guten Geist. Nicht als ob wir Mitteldeutsche allesamt Anarchisten und gesetzlose Menschen wären, aber jener gleichsam angeborene Instinkt der Gesetzmäßigkeit ist den Massen der Bevölkerung verloren gegangen. Er kann nur wiedergewonnen werden durch die andauernde Herrschaft einer strengen und gerechten Autorität des Gesetzes, einer Autorität, die nicht mit sich selber in Fehde liegt, die nicht im Rechtsspiel um ihre eigene Macht prozessieren muß, eine Autorität, die zugleich zwischen den Zufälligkeiten unsers politischen Staatensystems und den natürlichen Besonderungen des Volkstums zu vermitteln weiß.

Zwischen Politik, Recht und Moral soll kein Widerspruch bestehen. Der Satz ist leicht gesagt, aber manchmal schwer durchzuführen. Wäre er immer ausführbar, dann gäbe es keine Kriege und keine Revolutionen mehr. Solange wir kein allgemein gültiges Völkerrecht besitzen und keinen Areopag der Nationen, vor welchem alle Staaten ihre Zwiste zum Austrag bringen, wird in der äußeren Politik die Staatskunst auch heute noch zur

Notwehr greifen und durch List und Gewalt erringen müssen, was sie auf dem Wege Rechtens nicht erreichen kann. Aber wenn die Großstaaten in ihrem Streit miteinander leider manchmal an die Gewalt appellieren dürfen, so darf es doch der Verfassungsstaat, gleichviel ob groß oder klein, in seinen inneren Angelegenheiten niemals. Die Mittel- und Kleinstaaten, die „politischen Uebergangsgebilde" sind nur lebensfähig, wenn sie, eingegliedert in ein nationales Ganze, auf alle große, auf alle äußere Politik verzichten. Es erwächst ihnen dadurch der unschätzbare Vorteil: sie brauchen niemals die Notlage eines Konfliktes zwischen Politik, Recht und Moral anzuerkennen. Wehe ihnen aber, wenn sie sich selbst im Innern eine solche Notlage schaffen! Je kleiner der Staat, um so reiner soll er sein, oder er hat überhaupt kein Recht des Daseins.

Hessenland hat ein historisches Recht auf der Karte von Deutschland, auch wenn es kein Kurhessen und kein Hessen-Darmstadt mehr gäbe; es hat im deutschen Westen denselben natürlichen Beruf der Vermittelung norddeutschen und mitteldeutschen Wesens, wie Sachsen im Osten.

Wenn man durch einen großen Teil Kurhessens geht, dann sieht der Wanderer häufiger als anderwärts die Trümmer früheren Wohlstandes, stolze alte Kirchen in kleinen heruntergekommenen Dörfern; stattliche Brunnen, mit hübscher Steinmetzarbeit geziert, die auf einen früheren Ueberschuß des Gemeindevermögens hindeuten, der sich jetzt allem Anschein nach in einen Ueberschuß an Gemeindeschulden verwandelt hat, Ringmauern, wo man jetzt den Ort passender mit einer Gartenhecke einfrieden würde. Und dennoch wohnt in diesen Dörfern mehrenteils noch der alte hessische Bauer; heruntergekommen, oft aus eigenem Trieb verbittert, öfter verhetzt, häufig von Branntwein entnervt, und doch im großen Ganzen zumeist sich selber treu. Es wohnt in diesen Gauen in Stadt und Land ein Volk, welches seit hundert Jahren oft und viel unter seinen Fürsten gelitten hat, und doch ist dieses Volk seinem Fürstenhause so treu wie nur irgend ein andres.

Und wie ist die einst so stolze, reiche und mächtige Ritterschaft zusammengeschmolzen! Aber auch jene Denksteine fürstlicher Macht, mit denen des Landes Hauptstadt so überreich geschmückt ist, beginnen zu verwittern, ob sie auch meist kaum ein Jahrhundert erst gedauert haben. Und zwischen ihnen ragt bedeutungsvoll jene seltsame moderne Ruine, die „Kattenburg“ in Kassel, ein kolossaler Steinhaufen, der den Unterbau zu einem an Pracht und Festigkeit alles überstrahlenden Fürstenschlosse bilden sollte; aber der erschütternde Schritt der modernen Zeitgeschichte ließ das stolze Werk nicht über das Erdgeschoß aufsteigen, und die Grundgewölbe beginnen zu bersten, noch ehe die Last schützend auf ihnen ruht, denen sie wiederum eine Stütze sein sollten: grüne Reiser sprossen zwischen den Steinen auf, ob es gleich kaum ein paar Jahrzehnte her ist, daß man sie wie für eine Ewigkeit fest zusammengefügt, und die Knaben spielen in den labyrinthischen Gängen der im Entstehen gebrochenen Burg.

Das sind einige Züge zu der Geschichte vom Widerstreit der deutschen Volksgruppen und der deutschen Staatengebilde.

Die Trümmer der Kattenburg sind verschwunden; aus den mächtigen Quadern, die nutzlos dastanden, wurde der stilvolle neue Palast für die Bildergalerie erbaut, die jetzt wieder aller Welt geöffnet ist, während sie früher durch fürstliche Laune aller Welt verschlossen war. Auch das Kurfürstentum Hessen ist verschwunden, aber das hessische Volk lebt und webt noch in seiner Eigenart. Stämme und Nationen sind dauerhafter als Staaten und Dynastien. Auf dem Platze der Kattenburg erhebt sich jetzt ein stolzer Justizpalast. Die Fürstenburg war so groß begonnen, daß sie nicht fertig werden konnte; vollendet aber wurde das Haus des Rechts, zu welchem sie die Fundamente hergab, und das Haus der Kunst, zu welchem sie die Steine lieferte. (1883.)

IX.

Die kirchlichen Gegensätze.

Erstes Kapitel.

Volkstümliche Mystik der Revolution.

Krieg und Revolution ergreifen das Gemüt des Volkes, entfachen seine Leidenschaft, erschüttern seine Nerven.

Aber beim modernen Kriege ist der größte Teil des Volkes doch nur Zuschauer, bei der Revolution handeln alle mit. Einen Krieg können die Kabinette entzünden, die Revolution entzündet das Volk sich selber.

Darum ergreifen die Revolutionen mächtiger noch, allgemeiner und dauernder das Gemüt des Volkes als die Kriege.

Die Psychologie des Volkes in Friedenszeiten, in Kriegszeiten, in Revolutionszeiten ist noch nicht geschrieben. Welch reichen Stoff feinster und tiefster Beobachtung böte hier die erste französische Revolution im Vergleich mit der Juli- und Februarrevolution; andrerseits die deutschen Kriege von 1813 und 1871!

In dem nachfolgenden Aufsatze, den ich im Jahr 1850 niederschrieb und nur in einigen leichten Federstrichen verändert habe, wählte ich ein weit kleineres Thema. Die deutsche Revolution von 1848 hatte alles Volk aufgerüttelt zu überstürzendem Fortschritt, zu jähem Bruch mit jeglichem Vorurteil, die Schuppen waren ihm plötzlich von den Augen gefallen, man glaubte im hellsten Lichte zu wandeln, wo man früher im Dunkel getappt war. Aber Revolutionstage sind keine Zeit der klaren Erkenntnis; die ungeheure Aufregung zittert durch die Nerven und die Flammen

der Leidenschaft lodern nicht bloß leuchtend, sondern auch in Rauch und Dampf empor, den nüchternen Verstand umhüllend, und wenn Schlag auf Schlag das unmöglich Geglaubte wirklich wird, dann glaubt zuletzt auch der gescheiteste Mensch alles Mögliche. So brachte die Revolution eine wunderliche Mystik volkstümlichen Aberglaubens.

Diese Thatsache suchte ich zunächst zu schildern.

Allein ungeahnt erschütternde Ereignisse, die uns gleichsam im Wirbel drehen, machen uns nicht bloß abergläubisch, sie machen uns auch gläubig, wie andrerseits auch der Krieg mit seinen furchtbaren Kontrasten von Bangen und Hoffen, Trauern und Jubeln selbst den nüchternsten Menschen zum Glauben drängt. Die Revolution von 1848 schien alle Autorität zu zertrümmern und festigte doch zunächst die Autorität — des religiösen Glaubens.

Dieser Thatsache widmete ich das zweite Kapitel des vorliegenden Abschnittes.

In den langen Friedensjahren war ein Zug des religiösen Rationalismus langsam aber tief in das deutsche Volkstum eingedrungen. Es war seltsam anzuschauen, wie sich in den Tagen der Bewegung von 1848 selbst in den kirchlich und politisch durchwühltesten Gauen diesem volkstümlichen Rationalismus plötzlich ein Gegenzug volkstümlicher Mystik, ein Zug bald mehr religiösen, bald mehr politischen Aberglaubens zugesellte. Mit einem Schlage hatte sich ein ganz absonderlicher Zweig von Volkslitteratur entwickelt, oder richtiger neu belebt, die uns einen tiefen Blick in das innerste Seelenleben unsres Volkes werfen läßt: ich meine jene tausenderlei politischen und religiös-mystischen Prophezeiungsbüchlein, wie sie vom Buchhandel, mehr noch auf den Jahrmärkten und von Hausierern feilgeboten, in unzähligen Exemplaren unter dem gemeinen Mann verbreitet worden sind. Ausdeutungen der Apokalypse auf den nahen Weltuntergang, Weissagungen unsrer politischen Zukunft aus dem Volksmunde, sibyllinische Mönchsorakel, Vorgesichte von Hellseherinnen u. dergl. wurden in jedmöglicher Form und Unform zusammengetragen.

In den Sturmtagen, wo sonst fast kein Buch verkauft wurde, ging dieser wunderliche litterarische Artikel reißend ab. Nicht der Umstand, daß diese Schriften damals abgefaßt worden wären, daß also das hoch erregte Geschlecht sich plötzlich erfüllt von der Gabe der Weissagung gefühlt hätte, ist das Merkwürdige — (denn die meisten und eigensten dieser Orakel stammen aus längst vergangenen Tagen) —, sondern daß eine Menge Gebildeter und Ungebildeter mit einemmal so gierig nach diesen geheimnisvollen Blättern griff, die das nämliche Publikum ein Jahr vorher mit Spott und Lachen als Alteweiberhistorien und Ammenmärchen beiseite geschoben haben würde.

Man blieb aber nie stehen bei dieser volkstümlichen Mystik der Revolution. Vom Aberglauben zog es den gemeinen Mann in Gegenden, wo er die Kirche fast vergessen hatte, weiter zum kirchlichen Glauben, und aus einem zuerst mehr allgemeinen kirchlichen Konservatismus, welcher Katholiken und Protestanten auf kurze Zeit zum gemeinsamen Kampfe wider die kirchliche und politische Gleichmacherei einigte, trat rasch eine so scharfe Sonderung des protestantischen und katholischen Deutschlands hervor, wie sie seit Jahr und Tag nicht bestanden hatte. Das kirchliche Element ist seitdem auch äußerlich zu einer wunderbaren Macht in unsrem ganzen Staats- und Gesellschaftsleben aufgewachsen.

Betrachten wir zuerst jene Rolle, mit welcher der Aberglaube mahnend im deutschen Volkstum hervortrat, als man sich dessen am wenigsten gewärtigte, damit wir dann zu der Rolle des Glaubens übergehen und das Gewicht, welches den kirchlichen Gegensätzen für die neueste Volkskunde Deutschlands zugefallen ist, in einigen Federstrichen zeichnen.

Ein theosophischer, ein poetisch-mystischer Grundzug des deutschen Volkscharakters war es, der so unerwartet hindurchdrang, als die Geister in der politischen Bewegung aufeinander platzten, ein mystischer Grundzug, den ein ganzes Menschenalter voll rationalistischer Schulmeisterei wohl hatte verhüllen, aber nicht austilgen können. Es handelt sich um ein Stück roher, formloser,

aber tief angelegter Volkspoesie, um eine höchst wunderliche März-errungenschaft — doch just nicht die schlechteste! Unsre Gelehrten haben sich seit Jakob Grimms ruhmreichem Vorgange die Erforschung jenes Volksaberglaubens eifrig angelegen sein lassen, wie er in sagenhafter Anschauung von Geist und Natur, in Lebensregeln und Sprüchen historisch abgeschlossen und fertig sich ausprägt; warum sollte man eine nicht mindestens gleich große Aufmerksamkeit dem Volksaberglauben zuwenden, wie er hier flüssig werdend und gestaltenbildend vor uns tritt, die eigensten Ideen der Gegenwart in deutungsvolle poetische Formen gießend? Denn indem der Volksglaube sich der alten Weissagungen eines Hermann von Lehnin und seiner Geistesbrüder bemächtigte, bildete er dieselben allerdings auch weiter, durchwob sie mit den Gedanken der Zeit und spann sie auf die Erfüllung seiner nächsten Wünsche und Hoffnungen aus, so daß es hier in der That einem Forscher, der nicht bloß in vergilbten Pergamenten zu schürfen, sondern auch in die frische Gegenwart des Volkslebens einzudringen weiß, vergönnt ist, mitten in die Werkstatt des poesievollen Volksaberglaubens zu schauen.

Es ist etwas ganz Naturgemäßes, daß das Volk, als es sah, wie alle Weisheit der Schriftgelehrten durch den unberechenbaren Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu schanden wurde, zu den Propheten aus seiner eigenen Mitte umkehrte, daß es in den Weissagungen des wandernden Spielmanns Bernhard, der Taglöhnerin Helene von Brügge, des Krämers Kunz von Eichstetten, des Schäfers Jaspars tiefere Wahrheit fand, als in den Büchern und Zeitungen, die aus einer seiner Gedankenwelt fremden Bildungsschicht sich ihm aufgedrängt hat. Es war dies auch eine Art Emanzipation. Man gewahrte überall, selbst in den gebildetsten Kreisen, daß die ernsten Mahnungen der überstandenen und der drohenden politischen und sozialen Kämpfe den Einzelnen religiöser, gläubiger stimmten, und die rohesten Schichten des Volkes wurden im Anfang wenigstens für den Aberglauben empfänglich gestimmt. Die Revolution hat das Freikirchentum zunächst nicht gefördert, denn den Freiesten war dieses nun bei weitem nicht frei genug und sie wollten gar keine Kirche mehr; dagegen öffnete sie dem strengen Kirchenregiment, dem werkthätigen Glauben wie dem Pietismus und der Mystik ungeahnt ein weites Feld.

Das trifft zumal beim gemeinen Manne zu. Der Bauer, der in den letzten Jahren vor der Revolution vielleicht kaum mehr in den Evangelien las, griff während und nach derselben zur Apokalypse und ihren sozialen und politischen Auslegern. Ein mystischer Grundzug hat sich bei ihm in die Auffassung der Zeitgeschichte eingeschlichen. Das ist eben nichts Neues; es ist in allen Zeitläuften dagewesen, wo erschütternde Weltereignisse beängstigend an die Seele des Menschen pochten. Oft schon verkündete man den jüngsten Tag bei solchem Anlaß. So hat sich die Volkssage also schon in uralter Zeit die Weltgeschichte, wenn sie wieder einmal mit Händen zu greifen war, als das Weltgericht versinnbildet. Mißwachs und teure Zeit, Seuchen, strenge Winter, merkwürdige Naturerscheinungen sind fast allen großen politischen Umwälzungen prophetisch vorangegangen: das weiß der Bauer, wenn er auch sonst nicht viel von der Geschichte weiß, und bildet sich daraus einen mystischen Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte. Ein Chronist das Mittelalters erzählt, die „Hühner und Hähne hätten gar betrüblich gesungen," weil schwere Zeiten nahe waren. In diesem Stile schreibt heute noch der gemeine Mann — pragmatische Geschichte! Wenn der deutsche Bauer glaubte, das Erdbeben, welches im August 1846 verspürt wurde, sei das Vorzeichen gewesen des zunächst folgenden Hungerjahres und der daran gereihten Jahre des Krieges und Aufruhrs, wenn er sich dann weiter im Taumel der Umwälzung den neubelebten alten Sagen von einer letzten großen, entscheidenden Schlacht, auf welche die goldene Zeit folgen solle, überzeugungsvoll zuwandte, so entstand dadurch häufig ein Schicksalsglaube an die Revolution und deren endlichen Sieg, welcher mit der sonst so beharrenden Natur des echten deutschen Bauern im grellsten Widerspruche stand. Wie tief unterscheidet sich auch hier die von dämmernder

Poesie erfüllte Natur des Bauern von dem prosaischen städtischen Arbeiter, den manche mit dem Kleinbauern in einen Sack zusammenwerfen wollen!

Jener Schicksalsglaube zeigte sich recht auffallend in Betreff des ungarischen Revolutionskrieges. Er wurzelte hier in historischem Boden. Keine Art von Weissagungen war bei den Deutschen in den letzten Jahrhunderten so volksbeliebt und volksverbreitet, als die „Türkenprophezeiungen". Noch bis zur Zeit der ersten französischen Revolution erschienen alljährlich sogenannte „Türkenkalender" mit haarsträubenden Schildereien künftiger und vergangener Türkengreuel angefüllt. Die Türken sind eine stehende mythologische Figur im deutschen Volksglauben geworden. In vielen Gegenden wird noch heute alltäglich zur bestimmten Stunde geläutet zum Gedächtnis der Türkennot, und das regelmäßige Türkengebet ist noch gar nicht lange verschwunden. Diese, ich möchte sagen historische Angst vor den Türken, welche durch allerlei kirchliches Herkommen ihre religiöse Weihe erhalten hat, tauchte wieder auf im Volksgeiste unmittelbar mit der ersten Erschütterung der langjährigen Friedensruhe Europas. Allein erst mit dem Ausbruche des ungarischen Krieges schienen die Türkenpropezeihungen sich verwirklichen zu wollen. Darum glaubten z. B. die rheinischen Bauern — und anderwärts wird es nicht anders gewesen sein — trotz aller Zeitungsnachrichten lange nicht, daß Kossuth besiegt sei, weil ihnen der unausbleibliche Türkenkrieg ein und dasselbe deuchte mit dem Siege Kossuths, weil es ihnen gleich einem Evangelium feststand, daß im Jahre 1850 die Türkenpferde aus dem Rhein trinken und an den Pfeilern des Kölner Domes angebunden sein würden. Dieser Glaube erhielt eine Weile in der wunderlichsten Weise Nahrung durch die freundschaftlichen Beziehungen eines türkischen Grenzkommandanten zu Kossuth, durch das Asyl der ungarischen Flüchtlinge auf türkischem Boden, durch den Uebertritt Bems zum Islam, und endlich wohl gar durch die nachfolgenden orientalischen Verwickelungen. Die Teilnahme, welche das Geschick des

Magyarenvolkes bei dem politisch noch sehr naiven Kern des gemeinen Mannes in Deutschland gefunden, war zum geringsten Teile politischer Natur; sie war in weit größerem Maße hervorgerufen durch den geheimnisvollen, fast orientalischen Zauber des Wunderbaren, welcher über den ungarischen Krieg und seinen Helden schwebte, durch den festen Glauben an uralte Prophezeiungen, die sich von dorther hätten erfüllen müssen.

In Westfalen, dem klassischen Lande der Sage und des Volksaberglaubens, hat man sich eifriger als anderwärts bemüht, die Prophezeiungen, welche in den Jahren 1848 und 1849 eine so große Rolle bei dem Volke gespielt, zusammenzustellen. Dort zeigte sich auch die anziehendste und reichste Gruppe volkstümlicher Propheten, und Th. Beykirch zu Dortmund erwarb sich das Verdienst, ihre Aussprüche in seinem „Kalender für unsre verhängnisvolle Zeit" zu sammeln. Dieses Buch hat mehrfache historische und litterarische Erörterungen hervorgerufen; man beschränkte sich aber darauf, soviel mir bekannt, in das Materielle der Prophezeiungen einzugehen, während doch die fabelhafte Rückwirkung derselben auf das Volk das kulturgeschichtlich Wichtigste bei der Sache ist. Ein statistischer Nachweis über den jedenfalls beispiellos ausgedehnten Vertrieb der Prophezeiungsbüchlein wäre lehrreicher als der scharfsinnigste Traktat über die Erfüllung oder Nichterfüllung des darin Verkündeten.

Vergleicht man übrigens die in Beykirchs Sammlung aufgenommenen Prophetenstimmen mit einer großen Masse von Prophezeiungsbüchlein ganz andern Kalibers, welche nicht minder den litterarischen Markt und die Jahrmärkte überschwemmten, dann entdeckt man leicht das unterscheidende Merkmal zwischen der historisch-echten und wirklich dem Munde des Volkes entquollenen Weissagung und vielfachem in neuester Zeit für den Markt gearbeiteten Fabrikat. Jene ungefälschten alten Prophetenstimmen wurzeln fast allesamt in dem Boden bekannter Sagenkreise, aus denen auch unsre dichterische Nationallitteratur so reichen Stoff geschöpft hat. Zum großen Teil laufen sie im Stile der Barbarossasage auf

die Wiederkunft eines großen Kaisers oder Helden hinaus, der auf weitem Blachfeld, bald am Niederrhein, bald in Westfalen, bald im Elsaß den letzten großen Kampf ausfechten wird. Die streitenden Scharen werden im Blut bis an die Knöchel waten, und ist der Sieg errungen, dann wird der Feldherr seinen Schild an den Birnbaum oder die Birke aufhängen, und die glückselige Zeit beginnt. Wie arm und mager nehmen sich diesen oft großartig poetischen Träumen gegenüber jene gemachten oder mit schlechtem Geschick gefälschten Prophezeiungsbüchlein aus, welche man am eifrigsten unter dem Volk zu verbreiten suchte, und die mit dem endlichen Siege der sozialdemokratischen Republik in dürren modernen Zeitungsphrasen um sich warfen!

Wenn es gerade dem gemeinen Mann am schwersten hielt, das Vertrauen wieder zu finden auf eine festere Gestaltung der Dinge, wenn er auch dann, als die Heere längst den äußeren Entscheid gegeben hatten, dennoch die Revolution für noch lange nicht beendet hielt, wenn er oftmals schwankte, auf welche Seite er sich wenden sollte, dann wirkte hierzu gewiß nicht wenig der starre Schicksalsglaube, mit welchem er der Erfüllung seiner Prophetensprüche harrte. Und sollte auch ein voller europäischer Friede wiedergekehrt sein, so wird es doch gewiß noch jahrelang dauern, bis der Bauersmann seine Felder wieder in der freudigen Gewißheit bestellt, daß er, was er gesäet, auch ernten werde.

Haben sich doch auch unsre Staatsmänner zuletzt nicht frei bewahren können von dem mystischen Grundzuge! Mit rückwärts gewandtem Prophetengesicht sahen sie den mittelalterlichen Kaiser deutscher Nation auf dem Throne sitzen, umgeben von verantwortlichen Ministern und Unterstaatssekretären, gerüstet nicht mit dem Schwerte, sondern mit einem unbedingten oder aufschiebenden Veto, in Fehde liegend nicht mit Heiden und Ungläubigen, sondern mit unfügsamen Volkshausmajoritäten, während der Bauersmann, freilich ohne Vergleich poetischer, den kaiserlichen Retter und Helden auf dem Schlachtfeld erblickte, wie er seinen Schild an den

geheimnisvollen verdorrten Birnbaum hängt, dessen Gezweig urplötzlich neu ergrünet!

Die Prophezeiungen bildeten einen wirklichen Faktor der Revolution. Sie waren eine bewegende Kraft in den untern Schichten des Volkes. Sie waren eine politische, weil eine kulturgeschichtliche Thatsache, obgleich vielleicht kein Staatsmann sie als solche erkannt und gewürdigt hat. Diese unscheinbaren löschpapiernen Büchlein voll dunkler Sprüche und Gesichte wirkten viel tiefer greifend revolutionär, als Struves und Heinzens Brandschriften. Die Parteien ahnten das; aber statt das Volk bei seinem historischen, ureigenen Prophetenglauben zu packen, der in der dunklen, unverstandenen Tiefe seines religiösen Bewußtseins wurzelt, gossen sie ihre kahlen Tendenzphrasen in die Form von prophetischen Blättern, die sich dann wie verrückt gewordene Zeitungsartikel ausnahmen. Der Volksführer hätte eine fürchterliche Macht in Händen gehabt, welcher in den Tagen der allgemeinen Gärung und Auflösung den Glauben des Volkes und dessen Aberglauben zu seinen Gunsten auszubeuten gewußt hätte. Das verstanden aber die deutschen Volksführer nicht; Kossuth verstand es beinahe, keiner aber hat es in neuerer Zeit, wenigstens in Betreff des Aberglaubens, besser verstanden, als der erste Napoleon. Und doch lag es so nahe, auf den wiederbelebten mystischen Zug des Volksgeistes welterschütternde Erfolge zu gründen, wenn das ganze gebildete Geschlecht nicht gar zu gescheit geworden wäre! Die hessischen Bauern sagen mit einem prachtvoll schlagenden Ausdruck, „unvernünftig gescheit“, um ein allerhöchstes Maß von Gescheitigkeit zu bezeichnen: dieser Ausdruck ist wie gemacht für ein Geschlecht, dem über lauter Verstandesbildung gerade der einfachste Verstand abhanden gekommen ist.

Seit der Erklärung der Menschenrechte hat jede größere Revolution nicht nur das Banner der Freiheit, sondern auch der Gleichheit erhoben. Der gemeine Mann aber weiß viel besser, was er sich unter der Gleichheit, als was er sich unter der Freiheit denken soll.

Daß die Scheinkonstitutionen der Einzelstaaten zusammenbrachen und die deutsche Bundesverfassung in Trümmer ging, hat unsre Bauern im März 1848 gewiß weit weniger tief berührt, als daß sie sahen, wie die vornehmsten Leute plötzlich ganz klein wurden und klein thaten, wie Reiche verarmten oder wenigstens Armut heuchelten, wie jedermann, sogar Fürst und Graf, auf einmal „Volk“ wurde. Erst in diesem handgreiflichen Fortschritt zur Gleichheit ahnten sie den weltgeschichtlichen Umschwung. Sie hörten gern zu, wenn Wühler ihnen predigten, daß es demnächst ans allgemeine „Teilen“ gehe, und begannen wohl auch selbst sofort die Hasen auf dem Felde und das Holz im Walde mit den bisherigen Berechtigten zu „teilen“. Nur ihren eigenen Grund und Boden hätten sie nicht gern mit dem besitzlosen Proletarier geteilt, der ihnen das Teilen predigte. Vom Freiheitsschwindel kaum berührt, wurden sie vom Gleichheitsschwindel bis ins Innerste ergriffen. An Feldkreuzen las man in der Mainzer Gegend häufig eine Strophe, die in frommen Worten prophezeite, daß im Jahre 1849 nach Gottes Willen alle Güter gemein werden würden. Der Kommunismus und Sozialismus hat zu allen Zeiten, namentlich aber neuerdings von den Münsterschen Wiedertäufern bis zum Vater Enfantin und Fourier seine religiöse Mystik und seine chiliastischen Visionen gehabt. Mit dem Traumbilde einer goldenen Zeit, deren Morgenrot eben anbreche, wurde mancher dumme Bauer für die versuchsweise kommunistische That gewonnen, der für kommunistische Ideen viel zu gescheit gewesen wäre. Und wenn die gemütliche Unordnung des achtundvierziger Märzmonats noch zwölf Monate länger gedauert hätte, dann würde man hier wahre Wunder der „volkstümlichen Mystik der Revolution“ erlebt haben.

Zweites Kapitel.

Die neue Macht der Kirche.

(Geschrieben im Jahre 1850.)

In den Ländern, wo noch echter Wald und Wildnis ist, wo die Dörfer noch nicht städtisch geworden sind und das Volkstum noch nach größeren Massen zusammengehalten wird, in diesen streng protestantischen Landstrichen des deutschen Nordens und den entsprechenden streng katholischen des deutschen Südens, war auch in der Blütezeit des modernen freien Kirchentums der alte Kirchenglaube wenig oder gar nicht angegriffen worden. Hier fand die kirchliche Reaktion, die so rasch und siegreich wieder einzog, ihren mächtigsten Rückhalt. Der westfälische Bauer vom alten Schlag, der jeden Juden, sei er noch so vornehm oder reich, mit du anredet und einen Hebräer von sechs Fuß Höhe dennoch immer mit der Verkleinerungssilbe als ein „Jüdchen“ bezeichnet, ist für die verneinende Kritik der Kirchenlehre noch nicht geboren. Der Tiroler, welcher den fremden Touristen mit Prügeln bedroht, wenn derselbe arglos am Freitag im Wirtshause eine Fleischspeise begehrt, ebensowenig. Die kirchliche Bedeutung solcher Länder- und Volksgruppen hatte man durch lange Jahre ganz vergessen gehabt und es bedurfte der herzhaftesten politischen Erschütterungen, damit selbst scharfblickende und wohlgelehrte Leute inne wurden, nicht nur wieviel Aberglauben, sondern auch wieviel Glauben — in groben und feinen Formen — noch immer in dem deutschen Volke festsitze.

In Gegenden Deutschlands, wo man seit 1845 keine Wallfahrt mehr gesehen, bewegten sich im Jahre 1850 mit einemmal wieder die langen Züge der Bittgänger. In Städtchen, durch deren Straßen seit der Reformationszeit keine Prozessionen gezogen, wurde in diesem Jahr die Fronleichnamsprozession mit größerem Zustrom ausgeführt, als sonst in manchen altkatholischen Orten. Selbst in Berlin, wo Friedrich der Große die Erlaubnis zu einer solchen Prozession geben wollte, „falls es die Straßenjungen erlaubten", haben es im Jahr 1850 die Straßenjungen wirklich erlaubt.

Von allen öffentlichen Autoritäten hat die Kirche den ersten vollwichtigen Erfolg aus der Revolution von 1848 gewonnen. Alle andern Mächte schwächten sich gegenseitig: die Macht der Kirche wuchs. Und obendrein ganz im stillen. Ein Tagesschriftsteller, der auf Originalität Anspruch machte, mußte sich vier bis fünf Jahre vorher noch ordentlich scheuen, Notiz zu nehmen von der kirchlichen Entwickelung, wie von einer abgethanen Sache, von einem zu kleinen Ding in so großen politischen Krisen — und siehe, da war mit einemmal die Kirche der Politik wieder über den Kopf gewachsen, und stand als eine entscheidende Macht inmitten all der schwankenden neuen Gebilde!

Die Kirche wird schwach, sobald sie sich dem Volksleben entfremdet, darum waren die glänzendsten Perioden der theologischen Gelehrsamkeit nicht selten Perioden der Ohnmacht der Kirche. Sie wird stark und verjüngt sich, sobald sie wieder in unmittelbare Berührung mit dem Volk und seinen praktischen Bedürfnissen tritt. Diese Thatsache ist vor allem eine deutsche Thatsache, sie zeichnet das deutsche Volk, welches im tiefsten Sinne des Wortes ein christliches ist.

Für den religiösen Radikalismus war schon beim Beginn der Märzbewegung kein Vorschreiten mehr möglich, denn er hatte theoretisch bereits den äußersten Gipfel erklommen; die praktische Spitze aber war ihm abgebrochen, weil der Gegendruck des Polizeistaates gewichen war. Es war über Nacht altmodisch, eine Art von vormärzlichem Liberalismus geworden, in kirchlichen Dingen verneinend aufzutreten, man hatte auch für den Augenblick gar keine Zeit dafür. Die meisten Wortführer des Freikirchentums fühlten diese Verlegenheit, und trugen, um nicht ganz „ins Wasser gelegt" zu werden, ihre Fortschrittsfahne aus dem kirchlichen Lager ungesäumt ins demokratisch-sozialistische hinüber. Ronges Auftreten am Vorabend des Vorparlaments gab das Signal dazu — freilich in nicht sehr imponierender Weise! Der Deutschkatholizismus und was damit zusammenhängt, wurde auf fast volle zwei Jahre auf Wartegeld gesetzt, und erst gegen das Jahr 1850 hin, als die politischen Hebel des Umsturzes nicht mehr recht packen wollten, wurden auch die Kirchenstürmer wieder zum aktiven Dienst berufen. Aber sie fanden nunmehr ein ganz andres Publikum vor, sie mußten, wo sie noch vor zwei Jahren an das „Jahrhundert", an die „Menschheit" appelliert, jetzt an die Partei und obendrein an eine sehr kleine und geschlagene appellieren.

Ganz andre Wahrzeichen standen von vornherein auf der entgegenstehenden Seite. Während sich im ersten Ansturm der Revolution sonst kaum die dunklen Spuren einer Parteibildung kundgaben, tauchte die katholisch-kirchliche Partei plötzlich festgeschlossen und mit klaren Zielen aus dem politischen Strudel hervor. Man beachtete das dazumal wenig, aber es war eines der bedeutendsten Zeichen der Zeit, daß schon in den Märztagen 1848 katholische Vereine — auch sie schienen über Nacht aus der Erde gewachsen — Wahlmanifeste für die bevorstehenden Reichstagswahlen mit ausdrücklicher Betonung des kirchlichen Interesses erließen. Und zwar geschah dies nicht bloß in rein katholischen Ländern, sondern gerade auch im Lande des gemischtesten Volksbestandes, in Mitteldeutschland, wo ein selbständiges Auftreten des Katholizismus — und vollends in politischen Dingen — bis dahin ganz unerhört gewesen war. Man ging dabei sehr klug zu Werke. Die Vereine gaben sich etwa den Titel „Für religiöse Freiheit" und dergleichen. Sie luden die Pfarrer ein, diejenigen Männer aus ihren Gemeinden, welche sich „durch Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit und auf-

richtige Anerkennung des Prinzips der religiösen Freiheit" auszeichneten, dem Vereinspräsidenten namhaft zu machen, der Verein werde dann die Wahlkandidaten bezeichnen, damit Zersplitterung der Stimmen vermieden werde u. s. w.

Es ist bemerkenswert, wie klar in der damaligen Begriffsverwirrung der katholische Klerus die Tragkraft der Religionsfreiheit erfaßte, und sofort einsah, daß nichts der Macht der Kirche förderlicher sein könne, als die Befreiung von der gefährlichen Freundschaft der Konstabler und Gendarmen.

Noch schwebt mir recht lebhaft das Bild einer großen Volksversammlung aus den Märztagen vor, wo sich ein ehrsamer Schlossermeister über die einfältigen Pfaffen lustig machte, die da meinten, durch die Religionsfreiheit sei ihnen nun auch die Freiheit gegeben, das ganze Jahr hindurch wieder Prozessionen zu halten oder gar Klöster zu erbauen, während doch Religionsfreiheit klärlich heiße: „Befreiung von der Religion". Die Hörerschaft bekundete durch jubelndes Beifallsgelächter, wie hoch sie, gleich dem Redner, über jener kuriosen Naivetät des Klerus stehe, und die Lachenden ahnten nicht, daß sie selber im vorliegenden Fall eigentlich die Naiven seien.

Die katholischen Vereine wucherten über Nacht wie Schlingkraut. So etwas läßt sich nicht äußerlich machen. Diese Vereine hatten unzweifelhaft Wurzel im Volke geschlagen. Ihr festes Zusammenhalten, ihre Disziplin fand nur in der Organisation der radikalen Vereine, später auch des Treubundes, ein Seitenstück. Die gemäßigten Vereine sahen neben diesen schlaglustigen und geregelten Truppenkörpern recht wie der Krähwinkler Landsturm aus. Und doch bargen gerade sie so viel Weisheit und edlen Willen! Aber nicht Weisheit und Wohlwollen entscheidet, wenn ein Volk vom Fieber der Revolution glüht, sondern Klugheit und Thatkraft.

Ich hatte Gelegenheit, in den aufgeregtesten Tagen einer Art von Provinzialversammlung mehrerer Piusvereine beizuwohnen, die in einer sehr durchwühlten und kirchenfeindlichen

Gegend abgehalten wurde. Der Eindruck war ein ganz romantischer. Ohne vorher viel Kunde ins große Publikum kommen zu lassen, hatten sich die Vereinsglieder in einem Saal versammelt, dessen Fenster von der Straße aus nicht „bestrichen" werden konnten. Statt des obligaten Tumultes damaliger Volksversammlungen herrschte feierliches Schweigen in dem Raume. Wenn man sich die Versammelten im gesteigerten Lichteffekte der erregten Phantasie etwa als eine in tiefer Höhleneinsamkeit ihre Mysterien feiernde Urchristengemeinde hätte ausmalen wollen, dann würden diesmal auch die heidnischen Verfolger nicht gefehlt haben, welche in Gestalt von allerlei Straßenpöbel bedenklich das Haus umwogten. Unter andächtiger Kirchenstille ward ein das Streben der Vereine anerkennendes Schreiben des Papstes verlesen. Nur auserlesene Redner traten auf, wie wenn es zur selbstverständlichen Disziplin dieser einer strengen Kirchenzucht befreundeten Versammlung gehöre, daß nicht jeder Laie und Liebhaber dreinrede wie ihm der Schnabel gewachsen. Man vernahm nicht bloß den breiten phlegmatischen Kanzelton, sondern daneben auch jene hinreißenden Accente eines glühheißen Glaubenseifers, rednerische Bruchstücke, welche klangen wie wenn sie aus dem Munde eines wandernden mittelalterlichen Kreuzpredigers kämen, wohl auch gewürzt mit einem derben volkstümlichen Humor, der nicht unvorteilhaft an die Tradition der Kapuziner erinnerte. Den dramatischen Mittelpunkt aber bildete das Erscheinen der historischen Figur des Hofrats Buß auf der Rednerbühne, der, eben auf einer seiner Rundreisen begriffen, von der nächstvorhergehenden Station geradeswegs aus den Händen insultierender Gassenbuben in die Versammlung gekommen war. Das zähe Wesen dieses merkwürdigen Mannes, ein wunderbares Gemisch von glühender Leidenschaft und äußerster Trockenheit, verfehlte nicht leicht seine Wirkung. Meistens abstrakt in seinem Gedankengange, anschauungslos und langatmig verwickelt in der Redeform, durch den rastlos sich zudrängenden Ueberschwall der Ideen unverständlich, wurde der Agitator allein durch den Nimbus

eines nie gebrochenen Eifers, durch die Sammlung all seines Strebens in dem Brennpunkt eines unverrückten Ideals — der Herrlichkeit und Herrschaft der katholischen Kirche — in seinen Kreisen volksbeliebt. Vielleicht hat unsre ganze Revolutionsgeschichte keinen eifrigeren und einseitigeren Charakter aufzuweisen. Aber seine unendliche Zähigkeit war nur das Spiegelbild der Zähigkeit seiner Partei. Alle andern Fraktionen konnten es nicht verwinden, bald hier bald dort seitwärts zu blicken, die ultramontane allein steuerte unverrückt auf ihr einziges Ziel los, und jeder neue politische Gedanke, der aus dem Gewoge des großen Geisterkampfs aufwallte, wurde sofort ihrem letzen Gedanken, dem Gedanken an die Erhöhung der Kirche dienstbar gemacht. Ich schildere diese Thatsachen, wie wir sie erlebt haben, und ein jeder kann sich seine Gedanken dazu machen. Ich schildere diese folgenreichen Thatsachen, weil viele sie nicht sehen wollten, und doch waren sie da.

Am Eröffnungstage der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt fiel zwar der Antrag eines geistlichen Mitglieds durch, die Sitzungen mit einer kirchlichen Feier zu beginnen; aber wer in dem Augenblick, wo unter dem lauten Spott der Gegner und der Galerie über diesen Vorschlag abgestimmt wurde, ungeblendeten Auges die Reihen der Abgeordneten musterte, der mußte eingestehen, daß der Klerus und sein Anhang in einer für jene Tage unglaublich starken Schar in der Paulskirche vertreten war. Noch wußte man nicht, wem diese Fraktion sich zuwenden würde: um so mehr zeigte der Hohn, womit die Demokratie den Antrag jenes Geistlichen entgegennahm, daß unsre Radikalen mit Blindheit geschlagen seien. Der entscheidende Augenblick war gekommen, wo die ultramontane Partei ihren Frieden schließen konnte mit der protestantischen Fürstengewalt, wo in Vergessenheit getaucht werden konnte das Gedächtnis jener langjährigen Reibungen, um derentwillen nicht wenige protestantische Regierungen das katholische Element in ihren Staaten als ein schlechthin gegnerisches angesehen hatten. Und

dieser Friede ist damals — wenigstens für die nächsten Jahre der politischen Bewegung — geschlossen worden, ohne daß es die Demokratie auch nur des Versuchs wert hielt, seinen Abschluß zu verhindern! Sie hatte eben damals ganz vergessen, daß es überhaupt noch Fürsten und daß es überhaupt noch eine Kirche gebe!

Es war ein böses Wahrzeichen, daß des deutschen Reichstages erste Abstimmung die Eröffnung des ernsten Werkes durch ein Gebet stracks zurückwies. Das war nicht nach deutscher Art und Sitte gehandelt; denn das deutsche Volk betet noch. Philipp Wackernagel ruft in seinem schönen Büchlein „Trösteinsamkeit" jenen Männern, die damals gegen das Gebet stimmten, das herrlichste Lied Arndts ins Gedächtnis, das ein so echt deutsches Lied ist wie wenig andre:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor."

(Im Jahre 1848 wurde das deutsche Parlament ohne Gebet eröffnet; im Sommer 1883 wurden in München Gottesdienste in den Kirchen aller Konfessionen abgehalten aus Anlaß der Eröffnung — der neuen Wasserleitung!)

Inmitten der achtundvierziger Bewegung wußten sich die kirchlich gesinnten Protestanten nicht so rasch auch äußerlich zu sammeln und zu ordnen wie die Katholiken. Später dagegen griffen sie um so tiefer und nachdrucksvoller die kirchliche Behandlung der sozialen Fragen auf. Im ersten Sturm des Jahres 1848 wollte die protestantische Geistlichkeit an vielen Orten ihre Kirchenverfassung als eine schwebende Frage den politischen Errungenschaften anbequemen; der katholische Klerus schmiegte umgekehrt diese Errungenschaften dem feststehenden Interesse seiner Kirche. Die Protestanten erwogen wohl etwa, wie man kirchlicherseits dem Zeitgeist die ungefährlichsten Zugeständnisse machen könne; die Katholiken dagegen fragten, wie die Zugeständnisse

des Zeitgeistes am besten für die Kirche zu nützen seien. Der Protestantismus organisierte anfänglich keine Vereine, keine politische Zeitungspresse. Die Politik seiner Konsistorien war gegenüber dem Andrang der Bewegung verteidigungsweise und unterhandelnd; die Politik des katholischen Klerus angriffsweise und gebietend. Beides entspricht dem Charakter der beiden Kirchen; es läßt sich aber leicht erraten, wer bei seiner Politik am besten wegkommen mußte.

In den kleineren protestantischen Ländern zumal suchten die Kirchenbehörden eine Art von konstitutionellem Weg einzuschlagen. Es galt aber vor allen Dingen, eine kirchliche Volksbegeisterung an der politischen zu entzünden, nicht kirchenrechtliche Religionsgespräche zu eröffnen. An Thaten und Anschauungen begeistert sich das Volk; gelehrte Debatten sind allen guten Christen gleich langweilig. Man schrieb z. B. Gemeindeversammlungen und Provinzialsynoden aus, die sich später in Generalsynoden gipfeln sollten, wozu es aber in der Regel nicht gekommen ist; man räumte wohl auch den Laien bedeutende Zugeständnisse zur Mitberatung einer neuen Kirchenverfassung ein. Weil man aber solchergestalt auf halbem Wege stehen blieb, so schwächte man dadurch einerseits die Autorität der Kirche, ohne doch auf der andern Seite irgend ein bestimmtes Ergebnis zu gewinnen. Man hat wohl auch hie und da durch das ganze Jahr 1848 zahlreiche kleinere örtliche Synoden abgehalten, wobei ungeheuer viel geredet, geschrieben und gedruckt worden ist. Bei diesen Vorarbeiten ließ man's dann aber auch vorläufig bewenden. Dadurch wurde aber nur ein verneinendes Resultat erreicht. Denn alle diese Miniatursynoden waren eigentlich nur darin einig, daß der dermalige Zustand der Kirchenverfassung ein unhaltbarer sei; allein das hatte man auch ohne Synoden schon lange vorher gewußt. Beiläufig machte man die Bauern mißtrauisch, welche glaubten, wo von den Pfarrern so eifrig gesprochen und geschrieben werde, da müsse es sich doch schließlich nur um Pfarrgehaltserhöhungen handeln oder um Bereicherung des Kirchenfonds.

So prägte sich also dem Volk nichts tiefer ein, als das Bewußtsein des Schwankenden und Unfertigen in dem neuen Uebergangsstadium der protestantischen Kirchenverfassung, während die katholische Kirche gerade durch das Geschlossene ihrer Zustände in so bewegter Zeit imponieren konnte.

Der Protestantismus scheute sich als politische Macht aufzutreten. Trotzdem entwickelte sich eine politische Macht aus demselben. Die „Kreuzzeitung“ entstammt dem „tollen Jahre“ und behauptete sich; in den Jahren vor der Revolution gegründet, würde sie alsbald wieder eingegangen sein: sie wäre damals noch „kein Bedürfnis“ gewesen. Durch die Wucht der Ereignisse zur Energie getrieben, schloß sich in Preußen die kirchlich-konservative Partei zusammen, mit der Tendenz, das legitime Königtum mit dem heiligen Oel moderner Gläubigkeit zu salben. Der religiöse Kitt bindet diese Partei nicht minder fest als der politische, und ohne den im allgemeinen immer stärker sich bekundenden Hunger nach einem positiven Kirchentum würde sie nicht eine so mächtige Partei geworden sein. Der Konservatismus dieser Partei scheidet sich jedoch wesentlich ab von dem der ultramontanen. Sie ist die Partei der positiven Politik mit kirchlicher Farbe, der Ultramontanismus dagegen des positiven Kirchentums mit politisch-legitimistischer Farbe. Die katholisch-klerikale Partei stand bereits beim Beginn der Revolution fertig da, einer Armee vergleichbar, die man nur mobil zu machen braucht, die protestantisch-konservative ist erst durch den Verlauf der Revolution zum inneren Abschluß getrieben worden. Aber ihr Einfluß wuchs ebenso unglaublich schnell wie jener der katholisch-klerikalen. Man darf sich nicht wundern, wenn später nach der Entkräftung der Demokratie diese Partei neben der ultramontanen unzweifelhaft die zäheste und thatkräftigste in Deutschland ward, denn beide sind ganz unerschrocken in der Durchführung ihrer Konsequenzen und gehen dabei durch dick und dünn. Beide wissen, daß sie eine Stütze in den erstarkenden kirchlich gesinnten Gruppen des Volkes haben. Es ist darum

auch ganz naturgemäß, daß beide Parteien sich die Hand reichen zum Kampfe wider die gemeinsamen liberalen Gegner, und daß solchergestalt die Partei, welche sich die spezifisch preußische nennt, nicht selten im engsten Bunde stand mit der großdeutschen, österreichisch ultramontanen. Zwischen der Disziplin des Treubundes und der Piusvereine ließen sich schlagende Parallelen ziehen, und zu dem kleinen Sittenbild, in welchem ich oben eine Szene der katholischen Vereine aus bewegter Zeit zu skizzieren suchte, wäre leicht ein Gegenstück aus den Entstehungstagen des Treubundes auszuführen.

Als Hoffmann von Ludwigsburg im September 1848 in der Paulskirche seinen gläubig-kirchlichen Standpunkt geltend machte, faßte man dies noch als eine vereinzelte Kuriosität, etwa wie andrerseits den Humor des Atheismus in Vogts Munde. In kürzester Frist aber war aus der „Kuriosität“ eine mächtige Partei geworden, eine Partei, die selbst auf die große deutsche Verfassungsfrage und ihre Unlösbarkeit tiefgreifend geheimen Einfluß übte.

Von der Trennung der Schule von der Kirche, von der Zivilehe und ähnlichen Dingen hatte man sich vordem fabelhafte Erfolge gegenüber der Hierarchie versprochen, und nun man eine Weile damit experimentiert, bleibt nur eines erwiesen, daß die Sitte im Volke mächtiger sei, als jede theoretische Satzung. Die Gesetzgebung verbriefte die Rechte der Juden und zur Antwort darauf steinigte das „Volk“ die Juden — gerade in seinen freiesten Märztagen.

Gründlicher als je zuvor wenden gegenwärtig die Kirchlichen beider Konfessionen ihre thatkräftige Aufmerksamkeit der sozialen Entartung und der materiellen Not des Volkes zu. Die Organe der protestantischen inneren Mission haben sich neuerdings weit gründlicher mit dem Studium der „Naturgeschichte des Volkes“ befaßt, als die meisten politischen Blätter. Alle jene norddeutschen Vereine, die den Arbeitern Häuser, den Gesellen Herbergen bauen, die eine Pfenniglitteratur für das Haus des gemeinen Mannes schaffen und seinen Schönheitssinn durch

gute Holzschnitte mit Bildern aus der Bibel heranziehen wollen, dazu die meisten jener Vereine zur Linderung von Not und Elend in allen Formen verfolgen zugleich religiöse Tendenzen oder sind durch dieselben zunächst angeregt.

Auf der andern Seite haben die Jesuitenmissionäre auf einmal ganz neue Predigtthemen aufgebracht. (Wären solche „Jesuitenmissionen“, wie sie im Anfange der fünfziger Jahre von Ort zu Ort zogen, vor der Revolution denkbar gewesen? Damals missionierte Johannes Ronge; durch die Revolution aber kamen die Jesuiten, und Ronge wurde vergessen.) Die Jesuiten predigen gern über die sozialen Fragen. Sie halten sogenannte Standespredigten. Diese Standespredigten verfehlen schon um ihres Stoffes willen selten ihren Eindruck auf das Volk. Es hat namentlich für den gemeinen Mann den Reiz des Neuen, Praktischen und Zeitgemäßen, daß er hier die nächsten Fragen seiner bürgerlichen Existenz, seiner Stellung in der Gesellschaft vom kirchlichen Standpunkt erörtern und prüfen hört, statt der weiland beliebten allgemeinen Moralfragen. Diese Standespredigten übersetzten die Naturgeschichte des Volkes ins Erbauliche. Das wirkt hinreißend auf das Volk selber, es fühlt bei den Jesuitenpredigten wohl heraus, daß durch dieselben die Kirche dem Volkstum wieder näher treten will. Wir sahen Bauern und Handwerksleute, die alle Geschäfte stehen und liegen ließen, und täglich fünf solcher Predigten eine und zwei Wochen lang anhörten und doch nicht müde wurden. Es ist das eine ganz neue Art von Volksreden, von denen man sich etliche Jahre früher nichts hätte träumen lassen. Die Jesuiten ziehen gleich den Männern der protestantischen innern Mission die soziale Politik in die Kirche. Mögen wir uns erfreuen oder ärgern an dieser Thatsache, so sollen wir wenigstens ihre Tragkraft nicht unterschätzen, und der Staatsmann, der Volksredner und Volksschriftsteller kann von den Jesuiten lernen, wie man das Volk am Herzen packt. Schon hört man die Behauptung immer allgemeiner, daß der Neubau unsrer zerbröckelnden Gesellschaft durch

gar keine andre Macht mehr geschehen könne, als durch die Kirche. Während man noch vor wenigen Jahren allgemein in der entgegengesetzten Einseitigkeit befangen war und gar nicht daran dachte, daß die Kirche teilnehmen könne und müsse an der Reform unsrer sozialen Zustände, halten viele jetzt alle Heilversuche der weltlichen Mächte hier für eitel Spielerei. Auch der „christliche Staat" ward seit 1850 aufs neue ein Schlagwort für Freunde und Feinde der Kirche. Diese Richtung steckt so tief in unsrer Zeit, daß sie sogar schon veräußerlicht als Modesache auftritt, namentlich bei den höheren Ständen, und hier wieder insbesondere bei den Frauen. Wie im späteren 18. Jahrhundert der Unglaube eine noble Passion war, so ist es jetzt zur noblen Passion geworden, möglichst kirchlich zu scheinen und sich an dem guten Werke der kirchlichen Erziehung des unteren Volkes, an der Linderung des sozialen Elends bei geistlichem Zuspruch — wenigstens durch den Geldbeutel zu beteiligen. Die historische Parallele mit dem Pietismus der „deutschen Grafenhäuser" zu Speners Zeiten liegt hier nahe.

Als die Kluft zwischen den rein politischen Parteien immer größer wurde, als der Riß, welcher den Norden und Süden Deutschlands durch die sich befehdende Politik Oesterreichs und Preußens trennte, immer klaffender, gerade damals hatten sich die Protestanten im Norden und die Katholiken im Süden insoweit wenigstens auffallend genähert, als sich die entschiedenen Glieder beider Bekenntnisse auf dem Boden *positiver Kirchlichkeit* begegneten. Der Mutterwitz des Volkes begriff das recht gut und drückte es in seiner Sprache aus, wenn er behauptete, die Pfaffen seien diesmal früher einig geworden als die Fürsten. Aber je entschiedener man am Kirchentum festhielt, um so weniger konnte dieses Vergessen der kirchlichen Gegensätze von Dauer sein. Der kirchliche Doppelzug des deutschen Volkslebens trat bald wieder immer strenger hervor und es zeigte sich, daß er nicht durch Zufälligkeiten bedingt, sondern in dem innersten Wesen der deutschen Volksbesonderungen als etwas Notwendiges gegeben sei.

Noch hat nach jeder großen politischen Bewegung die Kirche einen Sieg gefeiert, denn eine solche Bewegung führt sie eben immer dem lebendigen Volkstum wieder näher. Erst nach dem Bauernkriege schloß sich der Protestantismus in kirchlich strengere Formen ab, und es ist bekannt, wie gerade die Eindrücke dieser sozialen Revolution es waren, welche in Luthers Geist die Bedeutung des äußeren Kirchentums wieder in den Vordergrund drängten. Durch die erste französische Revolution und die Befreiungskriege ward die Macht des protestantischen Rationalismus gebrochen und der Orthodoxie samt der Mystik der Romantiker ein neuer Weg gebahnt. Durch die Wucht politischer Erschütterungen ist den Deutschen schon unzähligemal die Lust am leidigen Dogmatisieren zu Gunsten einer praktischeren Religiosität ausgetrieben und der edlere Teil der Nation vom Pelagius zum Augustinus bekehrt worden.

In sozial nivellierten Gegenden und in großen Städten, von denen das Gleiche gilt, hat die Unkirchlichkeit auch neuerdings vielleicht nicht in dem Grade abgenommen, wie in den andern Gauen. Sie hat dagegen ihren Platz gewechselt und ist binnen wenigen Jahren merklich aus gebildeten Schichten der Gesellschaft zu ungebildeteren, ja zu den ungebildetsten hinabgestiegen. Wenn Schleiermacher noch nötig hatte, gegen die „gebildeten Verächter" der Religion zu Felde zu ziehen, so wäre jetzt überhaupt eine Bekämpfung ihrer ungebildeten und halbgebildeten Verächter mehr an der Zeit. In dem Maße, als der begüterte Mittelstand und die Gebildeteren religiöser gesinnt wurden, als die staatlichen Gewalten in der Kirche ihre Verbündete wieder erkannten, schwand die religiöse Sitte unter den sogenannten „Arbeitern" modernen Stiles, bei dem Rahm des Proletariats, und leider auch in den sozial zersetzten Staaten Mitteldeutschlands bei den städtisch gewordenen Kleinbauern. Selbst der äußerlich klerikale Einfluß hat hier offenbare Rückschritte gemacht. Dies hätte weniger zu bedeuten. Allein es wird in solchen Gegenden auch geklagt, daß sich z. B. die Zahl der Meineide in den unteren

Volksschichten neuerdings erschreckend gemehrt habe. Der Begriff der religiösen Heiligkeit des Eides ist gewichen, weil dort dem Volke mit dem Ansehen der überlieferten Sitte überhaupt auch das Ansehen der religiösen Sitte wankend geworden, und das Gesetz ist im Volksleben ja etwas Totes, nur die Sitte ist das lebendige Gesetz. Auch Kirchendiebstähle sind in manchen Gegenden etwas Alltägliches geworden, seit man dem Proletariat die Kirche selber zu etwas Alltäglichem zu machen wußte.

Der Fall ist in Südwestdeutschland nicht selten vorgekommen, daß die Hälfte einer Gemeinde sich als eine freikirchliche konstituierte, bloß deshalb, weil sie keine Kirchensteuer und kein Glockenschmiergeld mehr bezahlen wollte, und daß nachgehends die andre Hälfte beitrat, weil es die Leute nicht mehr anhören mochten, daß ihnen jene von ihrer neuen Steuerfreiheit im Wirtshause täglich vorprahlten. Oder eine Gemeinde mag einen Pfarrer nicht, den ihr die Kirchenbehörde hingesetzt; erst wird petitioniert, darauf protestiert, und um den höchsten Trumpf auszuspielen, tritt schließlich die Gemeinde aus dem Kirchenverbande, wo dann der mißliebige Pfarrer in Gottesnamen im Dorfe sitzen bleiben mag.

Wer die soziale Auflösung ganzer Gaue in Mitteldeutschland kennt, den werden solche Thatsachen nicht wunder nehmen. Die tiefgewurzelte Sitte bringt es mit sich, daß namentlich das Landvolk einen Glaubenswechsel als das Außerordentlichste ansieht, einen Abtrünnigen, einen Konvertiten mit unheimlichem Grauen betrachtet. Diese Auffassung der Religion als einer ewig unantastbaren Sitte, welche durch Jahrhunderte widergehalten, um derentwillen die Vorfahren vielleicht Elend und Verfolgung freudig auf sich nahmen, über deren Bruch wohl noch die Väter des lebenden Geschlechts im Grabe sich umdrehen würden — diese Auffassung kann nicht wie über Nacht bei dem gemeinen Manne wankend werden, wo nicht die ganze soziale Persönlichkeit des Volkes, das Volkstum, schon lange der Auflösung preisgegeben ist.

In jenen Gegenden, wo Stadt und Land sich ausgleicht, wo die Dörfer städtisch geworden sind, findet man wohl, daß

der Kirchenbesuch in den Städten zunimmt, während die Kirchen in den Dörfern veröden. Der Bürger fühlt sich zu innigerer Einkehr in seine kirchliche Gemeinschaft hineingedrängt; der Bauer tritt aus derselben, weil er kein Glockenschmiergeld mehr bezahlen mag. Das Kirchenregiment hat auch in den hier besprochenen Gegenden neue Autorität bei der weltlichen Macht gewonnen; aber mancher gemeine Mann mag vor seinem Pfarrer nicht mehr die Mütze abziehen. Schwerer aber als alle äußerliche Gewalt und Herrlichkeit der Kirche wiegt die hier gebrochene religiöse Sitte des Volkes, die kirchliche Tradition, das uralt heilige Herkommen. Wo dies einmal zu wanken beginnt, da kann es durch kein Schulmeistern, durch kein Predigen wieder gestützt werden, sondern nur durch eine politische und soziale Erfrischung des ganzen Volkslebens von innen hervor. Nur Stürme aber und schwere Wetter reinigen die Luft und die Völker von Grund aus; mit dem bloßen Wetterleuchten ist es nicht gethan.

Wenn der Drang zur „Emancipierung" von allem Kirchlichen vielfach aus den gebildeten Schichten in die minder gebildeten übersiedelt, so ist dieser Verlauf ein ganz natürlicher. Ein großes Resultat der Wissenschaft geht in der Regel im Verlauf von Menschenaltern in der Weise in die Stufenreihe der Volksmassen über, daß je mit dem folgenden Geschlecht eine niederere Bildungsschicht die geistige Erbschaft der höheren antritt, um sich dieselbe zu verwässern und populär zurecht zu schneidern. So nahm im 18. Jahrhundert die kritische, zersetzende Philosophie bei den ersten Denkern der Nation ihren Ausgang; einige Jahrzehnte später bemächtigten sich die Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, die Schöngeister, Pastoren, Pädagogen u. s. w. dieser Errungenschaft und verbreiteten sie in Litteratur, Theologie, Erziehungslehre; wiederum eine Weile nachher griff der gebildetere Mittelstand diesen Rationalismus auf und verwässerte den schon einmal verwässerten Stoff zum andernmal in seiner Weise als praktische Lebensmoral; die dritte Verwässerung des bereits zwiefach verwässerten zu Gunsten der echten Halb-

bildung erfolgte durch den Deutschkatholizismus und nun sind wir endlich bei dem vierten Stadium dieses Verdünnungsprozesses angelangt. Denn was die ganz Bildungslosen, was das Proletariat unter der Firma der freiesten Kirche jetzt begierig entgegennimmt, ist nichts weiter, als der Schaum der alten kritischen und skeptischen Philosophie in seiner unendlichen Verflüchtigung. Das Aergerlichste für den Mann der Wissenschaft besteht bei diesem Hergang nur darin, daß man ihm zumutet, jede dieser Verwässerungsformen als etwas ganz Neues anzusehen, da er doch weiß, daß alles schon einmal dagewesen, und nur in dem Geschäfte des Abrahmens und Verdünnens das einzig Neue liegt.

Gegenüber diesem Prozeß der Trivialisierung überlieferter Resultate zeigt sich gegenwärtig bei allen thatkräftigen, originalen Richtungen des geistigen Lebens die Tendenz, mit dem 17. und 18. Jahrhundert zu brechen. Liberale und Konservative, Philosophen und Theologen schreiben auf ihr Banner die Befreiung von den uns noch immer teilweise anhängenden Fesseln der Zopfzeit. Dieselbe war aber nicht nur die Zeit der politischen Willkürherrschaft, deren Reste der freisinnige Politiker wegschaffen will, der künstlerischen Unnatur, gegen welche der vorwärts strebende Künstler eifert, sie war auch die Zeit des ärgsten Verfalles der Gesellschaft, der Auflösung in Religion und Sitte. Es fragt sich nur, wo die Zopfzeit aufhört und die neue Zeit, unsre Zeit, die rechte, für uns berechtigte Zeit anfängt. Darüber eben sind die Gelehrten noch gar nicht einig. Denn während die Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts von den Liberalen als der Frühmorgen dieser gesegneten neuen Zeit bezeichnet wird, gilt sie den Kirchlichorthodoxen gerade als die rechte Mitternacht der Zopfzeit. Man verfängt sich hierbei in den Extremen; es gibt keine Periode der Weltgeschichte, die an sich ganz unberechtigt und schlecht gewesen wäre. Vor hundert Jahren lag es der Litteratur des aufgeklärten Europa nahe, alle geistlichen Dinge weltlich zu richten, während in der modernen Litteratur eine mächtige Phalanx dem entgegengesetzten Ziele immer näher rückt, alle weltlichen

Dinge geistlich zu richten. Der Kunst soll nur noch vom Standpunkte der Kirche ihr Urteil gesprochen werden, nicht minder der Wissenschaft, den Institutionen der Gesellschaft und des Staates. Man kann aber die Bedeutung der Kirche für das gesamte Leben der Nationen vollauf anerkennen und doch bei den zwischen den Extremen des 18. Jahrhunderts und der neuester Zeit mitten innen stehenden Forderung beharren, daß eben Weltliches weltlich und Geistliches geistlich gerichtet werde, daß der Staat und die Gesellschaft dem Staatsmanne bleibe, die Kunst dem Künstler, wie die Kirche Herrin in ihrem eigenen Hause bleiben soll; alle diese Mächte aber sollen darum nicht weniger einträchtig zusammenwirken zum Aufbau des gesamten öffentlichen Lebens, an dessen Vollgehalt jede derselben ihre gerechten Ansprüche hat.

Das vorstehende Kapitel ist ein Kulturbild aus der vielberufenen „Reaktionszeit“ der fünfziger Jahre. Die einen werden es ein Lichtbild, die andern ein Nachtstück nennen. Aber so wie dieses Kapitel damals geschrieben wurde und nach den thatsächlichen Beobachtungen des Verfassers nicht anders geschrieben werden konnte, ist es an sich schon eine kleine Urkunde des Geistes jener Zeit. Deutschland hat für immer gebrochen mit diesem Geiste! hieß es in den sechziger Jahren; — wir beginnen wieder zu demselben zurückzukehren! rufen viele Stimmen in den achtziger Jahren. Alle Kultur entwickelt sich im Bilde der Spirallinie, welche endlos fortschreitet, indem sie immer wieder zurückzukehren scheint.

Drittes Kapitel.

Das katholische und das protestantische Deutschland.

(Geschrieben im Jahre 1851.)

Im Jahre 1536 war ein Pfarrer in Rod an der Weil, der hatte zugleich die Pfarrei in Hasselbach zu versehen, und vermutlich fiel ihm sein Gehalt von den beiden Orten zu gleichen Teilen. Nun kam aber die Reformation ins Land, und die Gemeinde zu Rod wurde lutherisch, die zu Hasselbach aber hielt fest am Papste.

Darum kam der Pfarrer in große Verlegenheit. Wäre er katholisch geblieben, dann hätte er Rod verloren, wäre er protestantisch geworden, Hasselbach. Er fand aber eine Auskunft. Frühmorgens hat er im Chorrock eine lutherische Predigt gehalten in Rod und eine Stunde später ist er das Thal hinaufgegangen nach Hasselbach und hat dort in der Casula Messe gelesen. Erst taufte er protestantisch in Rod, und dann — es ist nur eine gute halbe Stunde Wegs — katholisch in Hasselbach, kopulierte nach Luthers Weise hüben, nach des Papstes drüben. Und so ging es eine ziemlich lange Zeit.

Unversehens kam aber eine protestantische Kirchenvisitation ins Weilthal, und die Visitatoren hörten zu ihrer besondern Erbauung die Geschichte von dem zwieschlächtigen Pfaffen, fragten ihn, warum er solches gethan, und wollten ihm den Dienst aufsagen. Der Pfarrer aber entschuldigte sich, indem er sagte, das Volk habe ihn gezwungen, auf beiden Achseln zu tragen, und gelobte, sich zu bessern. Darauf ließ man ihn im Dienst.

Diese Geschichte des zwieschlächtigen Pfaffen ist eine echt mitteldeutsche. Sie zeichnet die Verwischung der kirchlichen Gegensätze in einer Ländergruppe, in welcher die Gebietsteile des protestantischen und katholischen Bekenntnisses noch weit mehr zerrissen, weit bunter durcheinander geworfen sind als die politischen.

Wir müssen hier noch einmal auf die bereits flüchtig berührte Thatsache zurückkommen, daß Deutschland ebenso wie in Siedelung und Sitte, so auch kirchlich dreifach gegliedert ist. In den zentralisierten Gauen des Südens und Nordens tritt der Katholizismus und Protestantismus massenhaft auf, und diese Gegensätze durchdringen das Volksleben viel tiefer als in den zerstückten mittleren Ländern. Der kirchliche Dualismus, aus dem sich allmählich eine Trias herausbildet, ist organisch hervorgewachsen aus der Natur von Land und Leuten. Die Kirchentrennung hat freilich in den zunächstfolgenden Jahrhunderten traurige politische Folgen für das Gesamtvaterland nach sich gezogen, schon jetzt aber mag man erkennen, wie sie eine Tiefe und Vielgestalt des geistigen und sozialen Lebens der Nation nach beiden Seiten hin angeregt hat, die außerdem unmöglich gewesen wäre. Sie hat die natürliche Besonderung unsrer Ländergruppen erst zur vollen Wahrheit gemacht, die darum das nationale Gemeinbewußtsein tiefer noch gewurzelt zeigt, als wenn wir in Glauben und Sitte nach französischer Art über einen Kamm geschoren wären. Hätte Deutschland den Zwiespalt des Glaubens nicht gründlicher als jede andre Nation durchgerungen, so würden wir nicht so geistesmächtig und verjüngungsfähig im alten Europa fortbestehen, trotz allen Elendes unsrer äußern Politik.

Beiden deutschen Bekenntnissen aber muß man gerecht werden, indem man sie von dem Standpunkt ihres eigenen volkstümlich gewordenen Kirchenlebens betrachtet.

Mirabeaus Satz, daß die verschiedenen Glaubensbekenntnisse wesentlich mitbedingt seien durch die unterschiedene Landesart, dünkte seiner Zeit vielen eine arge Ketzerei: er ist eine tiefe Wahrheit.

Schon lange vor der Reformation war der deutsche Süden weit inniger in das unmittelbare Interesse Roms verflochten als der Norden. Mainz war das deutsche Rom, nicht irgend eine norddeutsche Stadt. Schon die Abgeschlossenheit des niederdeutschen Bauernvolkes, welche im Mittelalter noch vielfach auf altgermanische Urzustände zurückwies, während Oberdeutschland bereits bis in die entlegensten Winkel der Zivilisation geöffnet war, wirkte dazu mit, daß bereits im Mittelalter unser Süden katholischer war als der Norden. Als Denkmal dessen haben sich in vielen sächsischen und friesischen Strichen des Nordseelandes bis auf unsre Tage die uralt deutschen Taufnamen beim Landvolk erhalten, während in Oberdeutschland schon vor dem Ausgange des Mittelalters die deutschen Namen fast allgemein durch jene der gefeiertsten römischen Kirchenheiligen verdrängt wurden. Und während in dem katholischen Oberdeutschland die neutestamentlichen und lateinischen Taufnamen des späteren Mittelalters, in Niederdeutschland die altdeutschen Taufnamen charakteristisch blieben, hält das mitteldeutsche Volk mit Vorliebe an den im 16. und 17. Jahrhundert gangbaren Taufnamen des gemischtesten Ursprunges fest.

Nicht nur im Bewahren des überlieferten protestantischen Kirchentums, sondern gleichzeitig auch in den Versuchen zur Auflösung desselben bekundete der Norden in unsern Tagen eine weit größere Thatkraft als Mitteldeutschland. Wir stoßen hier wiederum auf den Gegensatz von Stadt und Land. Während die Bauern altgläubig blieben, befestigte sich in den größeren norddeutschen Städten der vulgäre wie der spekulative Rationalismus zusamt dem Freikirchentum der verschiedensten Form. Von Preußen ging die protestantische Union aus, und in Preußen widerstrebt man derselben heute noch am heftigsten. In Mitteldeutschland hatte man nicht sonderlichen Werbens für dieselbe bedurft, nahm sie aber willig hin und vergaß im Volke auffallend rasch die alten Unterschiede. So ward die Hegelsche Philosophie in Berlin und später in Königsberg zu ihren äußersten prak-

tischen Folgerungen geführt, und während der Deutschkatholizismus in Südwesten seine populärsten, aber auch rasch wieder verschollenen Triumphe feierte, fand er in den norddeutschen Städten seine zähesten grundsätzlichen Anhänger. Die Gegensätze einer instinktartig ihrer Sitte folgenden Landbevölkerung und gleich daneben einer städtischen, deren „gebildete“ Schichten vielfach in der äußersten theoretischen Schulmeisterei über Gott und die Welt befangen sind, bestehen überhaupt nirgends unvermittelter nebeneinander als in Norddeutschland.

Vor einigen Jahren wanderten norddeutsche Litteraten nach Australien aus, um dort durch Gründung einer Zeitung deutsche Kultur zu verbreiten. Das Unternehmen war, soweit uns die Nummern dieses merkwürdigen Blattes, der „Südaustralischen Zeitung“, zu Gesicht gekommen sind, ein ganz ehrenwertes, mit Anstand und Mäßigung durchgeführt. Allein die Schulpolitik, der Gedanke, durch die Paragraphenlogik des Katheders die Leute über Staat und Kirche belehren zu können, war den deutschen Journalisten wie ihr Schatten aus dem alten Europa nachgefolgt. Bewundern muß man dieses zähe Beharren in der eigenen Art, welches nicht einmal in Australien den angeborenen deutschen Schulmeister verleugnen mag, in Australien, wo studierte deutsche Einwanderer um Anstellungen als Schafhirten und Buschschlächter werben und Offiziere und Kaufleute froh sind, als Ackerknechte, Steinklopfer und Bullochsentreiber ein Unterkommen zu finden.

Es ist eine kulturgeschichtlich merkwürdige Thatsache, daß der norddeutsche Doktrinär den Versuch des lehrbuchmäßigen Aufbaues eines neuen Staatslebens und eines neuen Kirchentums, als uns derselbe eben erst in Deutschland beinahe bankerott gemacht hatte, wenigstens noch in den Eukalyptenwäldern Neuhollands für ausführbar erachtete!

Den vornehmsten Inhalt der neuen „Südaustralischen Zeitung“ (1850) bildeten staatsphilosophische Leitartikel; die Angelegenheiten der Kolonie laufen nur so nebenher. Die bloßen

Ueberschriften dieser australischen Artikel sind an sich schon ein Epigramm. „Der Staat.“ „Das Verhältnis der Kirche zum Staat.“ „Politisches Bewußtsein.“ „Preußen seit dem Jahr 1848.“ „Verantwortlichkeit aller in allem.“ „Das Recht der Revolution.“ „Betrachtungen Napoleons über den Zustand von Europa“ u. s. w. Für ein Berliner Publikum würden diese Abhandlungen, die in theoretischer Begriffsentwickelung förmlich schwelgen, gar nicht übel geschrieben sein. Wir greifen eine Probe aus dem Artikel „Der Staat“. Dort wird den australischen Siedlern wörtlich eröffnet: „Das Wesentliche ist, daß der Staat Organismus ist. Ist aber der Staat Organismus, so wird das jedem Organismus notwendige Moment der Einheit nicht abstrakt vorherrschen, der Staat wird nicht asiatische Despotie, Autokratie sein, und ebensowenig wird das Moment der Vielheit das entgegengesetzte Moment vernichten dürfen, weil sonst der Staat bald aus seinen Fugen gehen wird; er soll ebensowenig abstrakte Demokratie sein.“ Wenn der deutsche Einwanderer in Australien, der nach glaubwürdiger Kunde selber schier „aus seinen Fugen geht“, weil er nicht Brot noch Arbeit findet, den langen Tag in diesem Aegypterland Ziegel gestrichen hat, dann wird es ihm, unsers Bedünkens, am Feierabend ziemlich gleichgültig sein, ob der Staat zusammenbricht, weil das Moment der Vielheit das entgegengesetzte Moment der Einheit, oder umgekehrt, weil das Moment der Einheit das entgegengesetzte Moment der Vielheit vernichtet hat.

Der Verfasser eben jenes Artikels vom Staat zählt die Arten von Staaten auf, die bereits in der Geschichte dagewesen sind. Er nennt darunter auch die „Ideokratie“. Wie es scheint, beabsichtigte die Südaustralische Zeitung eine solche Ideokratie (freilich nicht im Sinne der hebräischen Ideokratie des alten Bundes) unter den dortigen deutschen Siedlern zu gründen.

So wenig industrielles Leben ist noch in Australien entwickelt, daß der dortige Gewerbefleiß vorwiegend nur erst in der Förderung von Rohstoffen, nämlich Metall, Getreide und Schafwolle sich darstellt. Und doch werden dort die geistigen Stoffe von dem deutschen Zeitungsschreiber schon als ins Feinste verarbeitet vorausgesetzt, wo die Naturstoffe erst noch so ganz im Groben produziert werden.

Die Südaustralische Zeitung muß sich zum Druck in eine englische Offizin flüchten, die nicht einmal die deutschen Schriftformen ä, ü, äu 2c. in ihrem Letternkasten hat, sondern dafür mit ae, ue, aeu aushilft; die deutschen Schulformen der politischen Doktrin werden also den Australiern früher zu Gebot gestellt als die deutschen Schriftformen.

Dieser Feuereifer für die Verbreitung von philosophischen Systemen und Lehrsätzen über Kirche und Staat, der ebensogut wie der kirchliche Glaubenseifer auf die überseeische Mission geht, der auch in der Einsamkeit des Urwaldes die alten Berliner Anschauungen und Gedanken nicht von sich schütteln kann und zuletzt den Känguruhs predigen würde, wenn sich dort keine menschlichen Zuhörer mehr fänden, zeugt von einer Thatkraft der Begeisterung auf diesem Felde, die sich keineswegs in allen deutschen Gauen wiederholt.

Den norddeutschen Widersachern des alten Kirchenglaubens, welche mit ihrer praktischen Ausbeutung der großen philosophischen Resultate Hegels und seiner Schüler frischweg durch dick und dünn gingen, standen in dieser Beziehung die wissenschaftlich ungleich bedeutenderen Genossen in Schwaben schroff gegenüber. Was im Anfange unsers Jahrhunderts unter den mitteldeutschen Staaten Sachsen für die wissenschaftliche Ausbeutung des Rationalismus gewesen ist, das war Württemberg in den späteren Jahrzehnten für die Fortbildung der spekulativen Philosophie. Das verschlossene, in sich schauende Wesen des schwäbischen Volkscharakters neigt zum Grübeln in philosophischen und religiösen Dingen, aber die ganze Natur von Land und Leuten schuf auch hier eine unendliche, die Thatkraft lähmende Zersplitterung der Persönlichkeiten. Katholiken und Protestanten aller Farben, Orthodoxe, Pietisten, Mystiker, Rationalisten und Philosophen,

kleine Separatistengemeinden jeglicher Art begegnen sich hier auf schmalem Raum und in den engsten bürgerlichen und politischen Verhältnissen. Darum gewann man hier eine bewundernswerte Vertiefung in den Einzelstudien; fast jeder Pfarrer ist hier ein gelehrter Mann oder gar ein schaffendes Talent, aber dem Volke fehlt ein bestimmter kirchlicher Gesamtcharakter.

Ein äußerst anschauliches Bild dieses in sich vertieften, aber nach außen unpraktischen und machtlosen wissenschaftlichen und kirchlichen Kleinlebens in Württemberg hat uns vor einigen Jahren David Friedrich Strauß in seiner Lebensbeschreibung Märklins gezeichnet. Um den Gegensatz gleichartiger Bestrebungen im deutschen Südwesten und im deutschen Norden zu verdeutlichen, will ich einige Züge dieses Lebensbildes hier nachzeichnen.

Wer war Märklin? Ein Mann, dessen Lebenslauf so einfach gewesen, daß man ihn um seiner Einfachheit willen einen seltenen nennen könnte, ein innerlich tüchtiges, aber in der Wirksamkeit nach außen über Not sich bescheidendes Talent, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, ein Gelehrter, der auf dem großen Markt der Wissenschaft oder des öffentlichen Lebens nie eine Rolle gespielt hat, ein württembergischer Theologe, den der Zwang der Klosterschule und des akademischen Stifts zum Philosophen gemacht — wie hundert andre seiner Landsleute — Repetent, Vikar auf dem Lande, der, im Widerstreit der Theologie mit der modernen Philosophie mit sich selbst zerfallend — wie hundert andre — die geistliche Bürde zuletzt von sich wirft und — hier glücklicher als neunundneunzig von jenen Hunderten — als Gymnasialprofessor den Frieden der Seele im Umgang mit der Jugend, im Umgang mit dem Altertum wiederfindet. Da überraschte ihn der Tod am frühen Lebensabend.

Ein solches Lebensbild wäre an sich gar kein Gegenstand, ein Buch damit zu füllen. Aber der Märklin von Strauß ist mehr als dieser einzelne Mann, dieser „Helfer" in Calw, dieser

Professor in Heilbronn. Märklin ist ein Gesamtbegriff; eine ganze Zeitrichtung, wie sie eben bei dieser bestimmten schwäbischen Volkspersönlichkeit zur Erscheinung kam, ist versinnbildet in diesem Helfer, diesem Professor. Strauß selber, indem er dessen Biographie schreibt, schreibt zugleich ein Stück Selbstbiographie. Dieser Märklin ist Strauß, nur ein klein wenig blasser im Kolorit, er ist Strauß, wie dieser geworden wäre, hätte er den letzten Schritt der Konsequenz um Fingersbreite kürzer angesetzt, hätte er einen Funken Thatkraft, ein kleines Bruchteil zäher Einseitigkeit weniger besessen.

Wir sehen einen Jüngling, zum gelehrten Beruf bestimmt, aus einer Familie hervorgehen, deren Glieder nach allen Seiten dem Beamten- und Gelehrtenstand angehören. Man preist dies als ein besonders günstiges Geschick. Mir deucht mit Unrecht. Die deutschen Schulweisen, die Männer, welche Abhandlungen über den Verdauungsprozeß austeilen, um den Hunger damit zu stillen, haben gemeiniglich eben diesen sozialen Stammbaum. In kleinen Staaten gibt es fast nur eine besoldete Intelligenz, die wissenschaftliche Bildung ist für eine besondere Klasse der Gesellschaft verbrieft, der geschlossene Beamten- und Gelehrtenstand ist aus dem natürlichen Boden des Bürgertums gerissen, und dadurch die Entfremdung der abstrakten Bildung von dem Volksleben mit dem Amtssiegel gestempelt. Und des Pfarrers Sohn wird wieder Pfarrer, des Staatsdieners Sohn wieder Staatsdiener, seine Tochter verheiratet sich womöglich mit einem Beamten; so gewinnt diese offizielle Intelligenz auch wieder ihre besonderen Gesellschaftsinteressen, sie lebt in ihrer eigenen Welt. Sie schauert zurück vor der Fülle des derb kräftigen leibhaften Volkslebens. Das blasse, grau in grau angelegte Kolorit der modernen deutschen Wissenschaft rührt gewiß großenteils von der sozialen Vereinsamung des sogenannten Beamten- und Gelehrtenstandes. In vielen protestantischen Familien ist der Beruf zum Pfarramte (ich sage nicht der geistliche Beruf) gleichsam erblich. Man spricht wohl gar von „geistlichem Blute". Das bricht die

Frische und Thatkraft der wissenschaftlichen Persönlichkeiten, und oft genug läuft ein solches hundertjähriges Pfarrergeschlecht in separatistisch-pietistische, oder gegenteils in höchst ungeistlich gesinnte Sprößlinge aus. Aus dem „Beamten- und Gelehrtenstand“, der die Brücke mit dem Volksleben namentlich in den Kleinstaaten hinter sich abgerissen, ist gewiß die Mehrzahl der Männer hervorgegangen, denen der Zwiespalt der modernen wissenschaftlichen Ueberzeugung mit der Sitte, der Poesie, der Phantasie des Volkslebens das Herz gebrochen hat.

Zu dieser sozialen Schranke tritt bei Märklin noch die Schranke der klösterlichen Theologenschule Württembergs.

Als reifer Mann kommt Märklin wieder einmal mit Strauß nach Blaubeuren, wo beide vordem die Klosterschule besucht hatten. Die Freunde steigen zu den Burgruinen des Rusenschlosses hinauf: und als hier Strauß seine Blicke über die wirklich märchenhaft originelle Felsenwelt dieses Thales schweifen läßt, da ruft er aus: „Es wäre schmählich, wenn in solcher Natur nichts aus uns geworden wäre!“ Aber gerade, was Strauß geworden ist, das ward er, wie er selbst bei seiner Schilderung des klösterlichen Schülerlebens in Blaubeuren erzählt, nicht durch den steten Umgang mit dieser stolzen Natur, nicht durch die freie Hingabe des wilden Knaben an dieselbe, sondern gewiß zum guten Teil durch die Absperrung von dieser Natur, durch ein verfrühtes Studierstubenleben inmitten all der Pracht und Herrlichkeit. Den Schüler, der den halben Tag in diesem Felsgeklüft hätte umherklettern, auf diesen Bergen hätte schweifen müssen, erlöste ja nur dann und wann ein beaufsichtigter Spaziergang aus der Haft der Zelle. Der Zwang und die Absperrung der ersten Erziehung ist es, was so viele bedeutende Talente des Schwabenlandes, trotz der köstlichen Natur dieser Gaue, zu wissenschaftlicher Einseitigkeit erzogen hat. Wer Blaubeuren gesehen mit der in ihrer Verödung und Verwüstung immer noch dichterisch geweihten Klosterkirche, wo Meister Sürlins wundervolles Holzschnitzwerk an den verwaisten Chorstühlen prangt und die prächtigen altdeutschen Bilder am Hochaltar, wer durch den verwitterten Kreuzgang gewandelt ist und den traulichen Klosterhof, der wird meinen, in diesen Mauern müßten lauter Erzromantiker, Poeten und Maler erzogen werden, nicht aber Helden der eiskalten philosophischen Kritik. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und aus den württembergischen Stiftern gingen, bei aller Romantik der Orte, Hegel und Strauß, Zeller und Vischer und Märklin hervor. Das zeichnet uns Strauß gerade recht anschaulich, wie sein und seiner Freunde Bildungsgang von der Klosterschule bis zur Repetentenzeit ein durch und durch vereinsamtes Studienleben war. Wenn dabei Strauß in allen philosophischen Krisen sich stets eine so frische Begeisterung für die Kunst bewahrt, wenn Vischer ein so scharfes künstlerisches Auge sich gerettet hat, dann müssen wir dies lediglich dem angeborenen Genius dieser Männer gut schreiben, der trotz Blaubeuren und trotz Tübingen nach dieser Seite hin nicht zu verwüsten gewesen ist.

Die überstrenge Zucht der Schule trug, wie gesagt, unstreitig viel dazu bei, so manchen jungen württembergischen Theologen einerseits zur philosophischen Opposition gegen das Christentum, andrerseits zu pietistischem Exzeß zu treiben. Aber sie schuf doch auch wieder jenen nachhaltigen, ernsten wissenschaftlichen Sinn, der vielen von den schwäbischen Jüngern Hegels durchs ganze Leben eigen geblieben ist. Diesen muß auch der Gegner ehren. Männer wie Strauß, Zeller, Märklin sind einseitige Theoretiker geworden, aber in ihrer einseitigen Theorie steckt der Ernst der Wissenschaft. Ja dieses unverdrossene Ringen nach wissenschaftlicher Erkenntnis festigt sich zu einer sittlichen Grundlage ihres Strebens. Die Wissenschaft wird zur Lebensmoral, für die Zucht der Volkssitte und der Religion tritt die Zucht der Wissenschaft ein. Aber gerade hierin liegt der Grund, daß diese Philosophen so vereinsamt blieben, daß sie das Volk nicht verstanden und von diesem nicht verstanden wurden. Nur das Mißverständnis der Resultate der Hegelschen Religionsphilosophie konnte teilweise ins Volk übergehen, nur das Zerrbild, nicht

das reine Abbild der wissenschaftlichen Errungenschaft. Das ganze Leben jener Männer war eine fortgesetzte Klosterschule, ihre Einflüsse blieben lediglich gelehrte und litterarische. Treffend spricht sich darüber Moriz Carriere in seinen „Religiösen Reden und Betrachtungen" aus: „Strauß, ein scharfsinnig klarer Kopf, sah in der Religion nur einen Gegenstand der Wissenschaft, er vergaß, daß sie Leben und That ist, er verwechselte sie mit Theologie und orthodoxer Dogmatik, er gewahrte, daß der Friede, den das Hegeltum mit ihr geschlossen, nur scheinbar und übereilt war, er zerriß ihn mit kecker Hand, die Bedürfnisse des Volkes galten ihm nichts, er stieß es höhnisch oder kalt zurück, und hieß die Gemeinde der Gläubigen ihren Weg ziehen und die Wissenden sich von ihnen trennen. Wer sich aber außerhalb des Volkes stellt und gar eine Kluft zwischen sich und ihm befestigt, der wird bei allem Reichtum des Geistes bald vereinsamen und keine nachhaltige Wirksamkeit gewinnen."

Ganz anders verfuhren jene norddeutschen Jünger Hegels, denen Strauß wiederum als ein „Reaktionär" erschien, und die man als eine Berliner Philosophenschule gegenüber der schwäbischen bezeichnen mag. Hier verdichtete sich die philosophische Wissenschaft zu einem subjektiven Jakobinertum der verneinenden Philosophie. Hier ist praktische Tendenz und Thatkraft. Hier sind nicht vereinsamte Geister, die sich von einem nach den feinsten Schattierungen gesonderten Volksleben umgeben wissen, sondern Leute, die auf den Markt zu treten gewohnt sind, großstädtische Allerweltsmenschen. Der kecke Sprung von der Theorie zur That ward gewagt. Die religiöse Volkssitte wird unter die Guillotine des philosophischen Dilettantismus gebracht, dem die französischen Atheisten des 18. Jahrhunderts „gründlichere" Männer waren, als der Professor Hegel. Die Jugend ist „mit Gott brouilliert", und sie möchte gern das ganze deutsche Volk mit Gott brouillieren. Statt gleich den Schwaben beim wissenschaftlichen Kampf stehen zu bleiben, erscheint es bequemer und „menschlicher", beim perlenden Champagner Trinksprüche auf

den Atheismus auszubringen. Der wissenschaftliche Ernst eines Strauß erscheint als ein Zopf des Professorentums. Die bramarbasierende Gottlosigkeit ist der Fortschritt, welchen man dagegen setzt. Und wir begegnen einem norddeutschen Professor der Philosophie, der mit schlichten Bürgern im Biergarten Kegel spielt und sie dabei über die „eingebildete Spukgewalt im Himmel" aufzuklären sucht. Sie fassen ihn aber nicht. Da kommt ein schweres Gewitter heraufgezogen, und der Philosoph tritt ins Freie, ballt seine Faust gegen das schwarze Gewölk und fordert den persönlichen Gott heraus, sein Dasein kund zu geben, seine Macht zu erweisen, falls er welche besitze, und ihn, der sie leugne, mit seinem Blitze zu zerschmettern. Und die Donner des Herrn rollten weiter, und der Herr Professor der Philosophie ward nicht zerschmettert.

Gegen diese Bramarbasie der Gottlosigkeit, wie sie aus der Schule Ruges und Bruno Bauers hervorgegangen ist, erscheint das stille, redliche, wissenschaftliche Ringen eines Märklin im ehrenhaftesten Lichte. Wir finden hier noch altschwäbische Gründlichkeit und Tüchtigkeit, die nur darum fruchtlos sich abarbeitet, weil sie nicht erkennt, daß alle Grundfragen der Religion wie der Philosophie unlösbar sind, und daß gerade in dem Umstand, daß wir uns wohl stets der theoretischen Erkenntnis nähern, niemals aber dieselbe vollenden können, so recht der stete Fortschritt des Menschengeschlechts, die beste Gewähr einer nie erstarrenden Gesittung gegeben ist. Darum wird der weiseste Mann zugleich inwendig der demütigste werden. Sowie die religiöse Wahrheit zu einem wissenschaftlichen Abschluß käme, würde der Mensch aufhören ein „Kämpfer", d. h. ein Mensch zu sein, es bliebe ihm nichts mehr übrig, als gleich einem indischen Nabelbeschauer ewig dasselbe langweilige Wort der Erkenntnis zu sprechen. Wenn einmal die absolute Philosophie gefunden wird, dann ist die rechte Zeit für den jüngsten Tag gekommen. Wir sehen in der ganzen Geschichte des Geistes, daß die wissenschaftliche Lösung der religiösen Fragen immer nur bis zu einem

gewissen Punkte getrieben wird, der kein Schlußpunkt ist, und dann auf Rückwegen und Umwegen zu einem neuen Gipfel aufsteigt, auf welchem der Wanderer immer wieder eine höhere, ungeahnte Spitze über sich erblickt.

Dies ist der Kern in dem Leben Märklins, der eigentliche Inhalt des Zwiespaltes, den Strauß in den Schicksalen der genannten Persönlichkeit darstellt, daß Märklin glaubt, zu dem Punkte gekommen zu sein, wo der **letzte** Entscheid in den religiösen Fragen gefunden ist, wo wissenschaftlich ein für allemal mit denselben abgeschlossen wird. Solange Märklin noch an dem Dogma Hegels festhält, daß die Philosophie denselben materiellen Inhalt habe, wie die Religion, nur in andrer Form ausgesprochen, kann er den Bauern noch mit gutem Gewissen predigen, obgleich ihm auch damals schon eine theologische Professur, oder wenn diese unerreichbar, „eine Nachtwächterstelle irgendwo“ lieber wäre, als die eines Priesters und religiösen Volkslehrers. Als ihm aber auch die Hegelsche Auffassung zweifelhaft wird, als er glaubt, daß die Wissenschaft, über den materiellen Inhalt der Religion hinausgehend, hier das letzte Wort gesprochen habe, da kann er nicht mehr predigen. Und nun beginnt bei ihm erst recht jener innere Kampf, der eine so große Rolle in der Sittengeschichte der neuern Zeit spielt. Die Gegner drängen zu dem Geständnis, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amtes. Die Ehrlichkeit der eigenen Ueberzeugung tritt in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufs. Was soll der mit sich selbst Zerfallene beginnen? „Wer mag gerne,“ fragt Strauß, „von einer lieben Gewohnheit des Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt, scheiden? Wer eine Kluft zwischen sich und seinen Mitmenschen aufreißen, über die keine Gemeinsamkeit des Vorstellens, keine Möglichkeit der gemütlichen Einwirkung mehr hinüberführt?“

In diesem innern Kampf vereinsamt der gequälte Denker vollends. Das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgültig. Die politischen Entwickelungen werden vorab vergessen über dem philosophisch-theologischen Zwiespalt. Als die politischen Gärungen nach der Julirevolution auch dem in sich zurückschauenden Sinne Märklins nicht mehr entgehen konnten, als er plötzlich das mächtige Regen in der Idee des Staatslebens wahrnimmt, da „kommt er sich selber oft sonderbar vor“, weil er mit den Franzosen jauchzt, mit den Polen trauert! Und er bemerkt naiv und höchst charakteristisch dazu: „Ich lasse alle eiteln politischen Kannegießereien, weil da doch alles in den Tag hineingeht und **ohne philosophischen Verstand**, kann mich auch dessen in Bezug auf den Stand unsers politischen Lebens selbst nicht rühmen, **möchte mich aber gern von einem Hegelschen Staatsmann ein wenig instruieren lassen.**“

Dieser falsche wissenschaftliche Aristokratismus des einsamen Denkers, den die kleinen politischen Thatsachen — aus denen sich übrigens die großen zusammensetzen — kalt lassen, weil sich nicht sofort ein „philosophischer Verstand“ darin entdecken läßt, dieser wissenschaftliche Aristokratismus, der sich von der Berührung mit dem unmittelbaren Volksleben scheu zurückzieht, dagegen von einem „Hegelschen Staatsmann“ sich gern „ein wenig instruieren“ lassen möchte, hat sich an der ganzen gebildeten Welt schwer gerächt. Denn dieser Ausspruch Märklins ist leider ein Ausspruch einer großen Schar der wissenschaftlich Gebildeten in jener Zeit. Darum waren diese Leute so verblüfft, und wußten nicht, was beginnen, als plötzlich die rohe Masse das große politische Wort nahm.

Die Februarrevolution schob die religiöse Parteiung in den Hintergrund, das politische Parteiwesen drängte sich dafür hervor. Da traten Strauß und Märklin in die Reihen der Konstitutionellen. Dies konnte auffallen. Eine Konsequenz ihrer theologischen Parteistellung war es keineswegs. Der letztern entsprach unzweifelhaft auf politischem Felde die ideale Republik, eine Republik, deren Urbild die Begeisterung für Hellas und Rom

so leicht in der Seele des deutschen Gelehrten widerspiegelt, eine Republik, die dem Ideal jenes Rechtsstaates als eines Vereines freier und gleichberechtigter Bürger entspricht, welcher statt der historischen Basis des öffentlichen Lebens lediglich die Basis der theoretischen Vernunftmäßigkeit gelten läßt und — statt aus der Natur und den Bedürfnissen des Volkes — aus dem philosophischen Bewußtsein des einzelnen Denkers seine Organe aufbaut. Strauß selber gesteht, daß ihn der Gedanke an eine solche Republik einen Augenblick elektrisiert habe. Aber „nie dachte ich ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Staatsform unter uns". Und doch hat er sein ganzes Leben lang sehr ernstlich an die Möglichkeit einer Kirche desselben abstrakt philosophischen Ideals gedacht. In der Politik sah er ein, daß es noch andre zwingende Mächte neben der abstrakten Staatsidee gebe, die Mächte der Volkssitte, des bürgerlichen Lebens, in Summa jene historischen Mächte, die den Staatsmann zwingen, nach der so und nicht anders geschichtlich erwachsenen Persönlichkeit des Volkes, nach der Bildungsstufe der Masse, nach den historischsozialen Vorbedingungen seine Politik zu schaffen, nicht umgekehrt aus der Theorie das Volksleben zu zimmern. Der Konstitutionalismus, zu dem sich Strauß bekennt, will die Vermittelung übernehmen zwischen dem historischen Volksleben und dem abstrakten Staatsideal. Es beruht dieses System in den Zugeständnissen, die nach beiden Seiten gemacht werden. Die konstitutionelle Lehre ist ein supranaturalistischer Rationalismus, in die Sprache der Politik übersetzt. Sie ist das staatsrechtlich geformte Bekenntnis, daß es nicht fromme, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Von dem Bewußtsein begeistert, daß es wohl ein reineres politisches Ideal gebe, als dieses System der Konzession, hielt es Strauß — und wir denken in diesem Punkte ganz wie er — doch keineswegs für eine verwerfliche Heuchelei politischer „Pastoralklugheit", den Staat als in der Geschichte erwachsen und fortwachsend zu nehmen, und nur an diesem historischen Staate nach den Forderungen des freien Gedankens

weiter zu bauen. Die Kirche dagegen wollte er nicht nehmen, wie sie historisch geworden, wie sie in der Volkssitte, in der religiösen That, wie sie im gläubigen Gemütsleben, hier zunächst des germanischen Volks, sich aufgebaut hat. Hier sollte die Theorie das Geschichtliche vertilgen, in der Politik aber sich mit ihm versöhnen.

Die radikalen Atheisten der Berliner Schule waren konsequenter. Sie griffen zur Sozialdemokratie. Und wie sie sich mit dem alten historischen Gott offen brouilliert hatten, so brouillierten sie sich jetzt mit der alten historischen Gesellschaft; wie sie Trinksprüche auf den Atheismus ausgebracht, so ließen sie jetzt die soziale Bestialität hochleben, die Vernichtung des Eigentums, die Vernichtung der göttlichen Vorrechte des Genius, die Vernichtung des Persönlichen im Menschen — das war folgerecht. Ich stelle diese Parallele nicht auf, um Männern wie Strauß und Märklin einen Vorwurf damit zu machen, sondern nur um zu zeigen, wie diese selber die Konsequenz ihres Prinzips fallen ließen angesichts der Macht der Thatsachen. In der Politik mußte man sich bequemen, Realitäten anzuerkennen, von denen sich die Philosophie nichts träumen läßt: solche Realitäten gibt es aber auch im religiösen Leben.

Wenn wir sehen, wie Märklin als ein gemäßigter, besonnener, patriotischer Bürger bei den Märzstürmen in Heilbronn gegen die unvernünftige Masse nicht aufkommt, im Wahlkampf unterliegt, als Aristokrat verketzert wird, und vor einer ungewaschenen Demagogie überall das Feld räumen muß, so schleicht sich bei diesem trüben Bilde doch auch der Gedanke ein, daß dies eine gerechte Buße gewesen, die nicht ihn allein, die uns alle getroffen hat. Es ist die Buße für die Vereinsamung, in welche sich der Gebildete und vollends der Gelehrte vor dem Volksleben zurückgezogen hat, seinen Gedankenkämpfen in stolzer Abgeschlossenheit nachgehend. Das ganze Straußische Buch ist eine Schilderung dieses wissenschaftlichen Einsiedlerlebens. Der deutschkatholische Bierbrauer Hentges in Heilbronn hält eine

Volksrede als Gegenkandidat Märklins, und zählt darin gelegentlich unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg auch die Hohenstaufen auf. Und sein Parteiblatt, das „Neckardampfschiff", meldet am andern Tag, der beredte Bierbrauer habe neben edler Volkstümlichkeit in seinem Vortrag auch „tiefe geschichtliche Kenntnis" gezeigt. Und der geschichtskundige Braumeister siegte. Diese Episode zeichnet besser als eine ganze Abhandlung die tiefe Kluft zwischen der modernen Bildung und dem Volksleben; das Bewußtsein aber dieser Kluft bei der Unmöglichkeit, sie zu überbrücken, bildet recht eigentlich das tragische Motiv in dem Leben Märklins wie seiner wissenschaftlichen Mitstreiter.

Ich kehre nach diesem Seitengang zu der näheren Aufgabe zurück, die neuerdings wieder so bedeutend im Wachsen begriffene Entfaltung der kirchlichen Gegensätze in Deutschland zu zeichnen.

Es wurde oben ausgeführt, wie seit 1848 die streng kirchlich gesinnten Protestanten und Katholiken gemeinsam Front gemacht hatten gegen die Revolution. In diesem Einigungspunkt waren — demokratisch gesprochen — „die katholischen und protestantischen Jesuiten" brüderlich zusammengestoßen.

Aber solches augenblickliche Vergessen uralter Gegensätze konnte nur so lange Stich halten, als die eigentliche Zeit der Not dauerte. Denn es handelt sich hier nicht bloß um theologische Unterschiede, sondern um Gegensätze, die sich durch Art und Form der Gesittung und Bildung des ganzen Volkstumes ziehen. Eine recht seltsame, unerhörte Erscheinung, namentlich in Sitten und Gebräuchen, nennt der gemeine Mann in Norddeutschland „katholisch", während das mitteldeutsche Volk dergleichen Dinge häufiger „adlig" nennt, und wenn der Süddeutsche bei einer recht verzweifelten Sache nicht gerade sagen

mag: darüber möchte man „des Teufels werden", so sagt er allenfalls: darüber möchte man ja „lutherisch werden".

Schon die äußerliche Stellung der beiden auf kurze Zeit verbündeten kirchlichen Parteien war von vornherein nicht gleichmäßig begünstigt gewesen. Die großartige Organisation des katholischen Vereinswesens fand sich beim Ausbruch der Revolution in den Grundzügen schon vorgezeichnet: die protestantischen Kirchentage und die umfassende Propaganda der innern Mission wuchsen erst aus den Wirren des Revolutionsjahres heraus. Die Katholiken hatten zuerst in Reih und Glied gestanden, sie hatten den Vorsprung einer auch ins Politische hinüberspielenden wühlenden und werbenden Regsamkeit, die dem Protestanten fremd ist, und ihr äußerlicher Erfolg war ein entschieden glänzenderer.

Als Urkunde der wiederauflebenden Gegensätze zeigten sich eine Reihe von Uebertritten von einer Kirche zur andern. Auch hier wiederholte sich das Schauspiel der Restaurationsperiode nach den Befreiungskriegen im kleinen, als plötzlich eine Anzahl bekannter und unbekannter Leute als neueste Romantiker „von Babylon nach Jerusalem" pilgerten. Nicht bloß im politischen, auch im kirchlichen Leben ward es offenbar, daß wir in eine Zeit der „Bekehrungen" eingetreten waren.

Aus den als am meisten religiös „verfinstert" verschrieenen zwei Ländern Deutschlands, aus Tirol und Bayern, zogen zwei Patres, Ambrosius Zobel und Roder, in den nach Franz Raveaux „reifsten" Gau, nach Baden, und wir sahen die seltsame Bekehrung, daß viele Tausende von jenen Leuten, die eben erst im Aufruhr ihre Reife kundgegeben, als Büßer vor dem Missionskreuze niedersanken!

Diese Jesuitenmissionen, die bald ins Wachsen kamen und aus den Bergen des Schwarzwaldes hinausgingen in große und kleine Städte und nicht bloß in rein katholisches Land, sondern auch in gemischtes, ja in Gegenden, wo die Protestanten weit zahlreicher wohnen als die Katholiken, suchten neben ihrer engeren kirchlichsozialen Tendenz dem Rationalismus und Protestantismus

auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen zu begegnen. Sie stellten die überwiegend protestantischen Kultusformen, Predigt und Choral voran, um das Volk zur Generalbeichte zu führen, und suchten in ihren dogmatisch-polemischen Vorträgen nicht selten die rationalistischen Anschauungen durch Vernunftgründe, wohl gar durch Citate aus Voltaire zu widerlegen und dem protestantischen Dogma nicht die Autorität des Papstes und der Konzilien, sondern des Bibelwortes entgegenzuhalten.

Die neue Erscheinung der protestantischen „Reiseprediger", wenn sie auch vorerst noch sehr vereinzelt aufgetreten sind, versuchte ihrerseits wieder der propagandistischen Tendenz der Jesuitenmissionen die Spitze zu bieten.

Klingt es nicht wie ein Märchen in unsern Ohren, daß jetzt die Rede wieder so stark von Kryptokatholiken geht? Aber dieses Märchen ist ein Zeugnis dafür, daß das Bewußtsein der kirchlichen Gegensätze im deutschen Volkstum wieder sehr lebendig geworden, daß man mit argwöhnischem Auge auf die Gegenüberstehenden schaut. Hat man nicht im Jahr 1851 so offen, gemunkelt von dem angeblichen Kryptokatholizismus desjenigen deutschen Fürsten, dessen Haus seit Friedrichs erstem schlesischen Krieg als die königliche Burg des Protestantismus gilt, so offen daß dieser Fürst sich veranlaßt sah, in öffentlicher Rede Notiz zu nehmen von dieser Fabel als einer boshaft ausgesonnenen? Man wollte dann weiter damals bei der ganzen neupreußischen Partei katholisierende Tendenzen entdeckt haben. Die Möglichkeit von derlei Argwohn war eine gewichtige Thatsache. Sie ließ wie in einem Traumbild die Zeitläufte wieder aufsteigen, wo ganze Länder zitterten, weil man im Thronerben einen Kryptokatholiken, andrerseits einen heimlichen Lutheraner argwohnte, wo man in Sachsen die Kryptocalvinisten mit Verbannung und Kerker ins Gebet nahm und dem Kanzler Crell zum Beschlusse den Kopf abschlug.

Das waren freilich auch Zeiten, wo der katholisch-protestantische Gegensatz im deutschen Volkstum noch nicht vertuscht war,

sondern in wildem Kampf sich auseinandersetzte. Gott verhüte, daß sie wiederkehren. Mit dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges hat die Vertuschung der kirchlichen Gegensätze ihren Anfang genommen, durch zwei Jahrhunderte war sie ein Zeichen des Fortschrittes, und der Humanismus zeitigte die Frucht der religiösen Duldung und der nationalen, ja der allgemeinen menschlichen Brüderlichkeit, die uns nicht verloren sein soll. Aber bei und mit dieser Brüderlichkeit sollen doch auch die Gegensätze, welche die Fülle des persönlichen Volkslebens bergen, bestehen und sich durchbilden können. Diese höhere Mitte zu finden, ist die Aufgabe der Gegenwart, und gerade darum soll sie die Gegensätze nicht vertuschen. Es ist merkwürdig, daß mit dem Abschluß des Dreißigjährigen Krieges, wo man die kirchlichen Gegensätze zu vergessen anfing, zugleich die gemischten Ehen in Deutschland allmählich eine unverfängliche Sitte wurden. Und wiederum waren dieselben gemischten Ehen der äußere Anstoß, durch welchen im Jahre 1834 die Verhüllung der konfessionellen Gegensätze plötzlich auseinander riß.

Es ist noch nicht lange her, daß in den Lehrbüchern und Kathedervorträgen vieler protestantischen Theologen die herkömmlichen Rubriken der „Polemik" und „Apologetik" als ein alter Zopf mit wegwerfendem Spott zur Seite geschoben wurden. Seit der Katholik Möhler seine Symbolik geschrieben, merkten viele erst, daß wenigstens im Dogmatischen die Polemik und Apologetik für beide Teile mehr noch als ein alter Zopf sei. Seit aber der Katholizismus neuerdings mit so ungeheurer Anstrengung auf kirchenrechtlichem Gebiet wie im Vereinswesen und der praktischen Pastoralthätigkeit Schritt um Schritt vorwärts bringt, gehen den Leuten vollends die Augen auf, wie gar zeitgemäß jene beiden verstaubten Fächer auch noch in der Praxis des kirchlichen Lebens seien.

Die Erkenntnis, daß auch in kirchlich konservativer Richtung der Weg des Lutherischen ein ganz andrer sei, als des Katholiken, bricht jetzt allerwärts als neuerwacht hervor. Sie

ist das Wahrzeichen der gegenwärtigen großen kirchlichen Parteistellung.

Das protestantische Kirchentum drängt jetzt wie das katholische zum Wiedererfassen längst entrissenen Einflusses. Aber welch ein Gegensatz kennzeichnet hier schon das beiderseitige äußere Verfahren! Welch ungeheurer Abstand z. B. zwischen den Verhandlungen und dem Beschluß des Elberfelder Kirchentags über die Stellung der Gymnasien zur Kirche und den Forderungen gleichen Zieles in den Denkschriften der oberrheinischen und bayrischen Bischöfe!

Die katholische Kirche hat zu jeder Zeit ein ganz besonderes Geschick darin bewiesen, scharfsinnige Lehrer und Advokaten des Kirchenrechts hervorzuziehen und an den rechten Ort zu stellen. In dem zweiten Viertel unsers Jahrhunderts, wo sich die protestantische Theologie vorzugsweise in der Dogmatik wieder aufringen mußte von der rationalistischen Niederlage, wo sie wider die Kritik der Evangelien und für den Gehalt der Bekenntnisschriften stritt, führte die katholische Kirche Deutschlands auf den verschiedensten Punkten gleichzeitig ihren großen Prozeß über die Unbilden von 1803, über geschmälerte Dotationen, säkularisierte Besitztümer, entwundene klerikale Rechte. Also dort Dogmatik, hier Kirchenrecht, dort Doktrin, hier thatsächliches Zugreifen.

Der große kirchenrechtliche Prozeß der katholischen Kirche gegen die modernen weltlichen Herrschaften war nicht überall von thatsächlichem Erfolg begleitet, aber daß er von moralischem Erfolg für die eigene Partei begleitet war, beweist die Sprache der verschiedenen bischöflichen Denkschriften seit 1848, Aktenstücke zur Zeitgeschichte, deren historische Beweiskraft man wahrlich nicht gering anschlagen soll.

Die protestantische innere Mission kämpft in erster Reihe nicht bloß gegen Armut und Elend, sie kämpft auch gegen die auf das Selbstbewußtsein der Armut gegründete Schulweisheit — den Kommunismus — und gegen das zur Lehre geformte

Selbstbewußtsein der Armseligkeit — den Atheismus und Nihilismus. Die katholischen Vereine dagegen kämpfen in erster Reihe gegen die realistisch-praktische Kirchenlosigkeit und — gegen die nicht minder realistisch-praktische Bureaukratie.

Es zeichnet die beiderseitigen Gegensätze, daß von den Katholiken in ähnlicher Weise eine Propaganda beim gemeinen Mann mit dem Vertrieb von bildlichen Darstellungen aus den Evangelien und der Legende versucht wird, wie von den Protestanten mit Bibeln, Erbauungsbüchlein und Traktätchen.

Man vergleiche die Thätigkeit des seit 1848 so kräftig entwickelten kirchlichen Vereinswesens beider Bekenntnisse. Das protestantische Vereinswesen geht in allerlei größeren Gruppen auseinander, Kirchentag, innere Mission, Gustav-Adolfs-Verein (an dem bis jetzt nichts kriegerisch ist als der Name); ein ideelles Band verknüpft diese Gruppen, aber die gesammelte äußere Leitung fehlt. Bei den Katholiken finden wir auch Borromäus-, Pius-, Bonifazius-Vereine u. a., aber wie läuft das alles in einem und demselben Schnürchen!

Auf dem protestantischen Kirchentag zu Elberfeld wär' es fast zu einem Bruch gekommen durch den Streit zwischen Nitzsch und den Jüngern Hengstenbergs über die Kirchenverfassungsfrage. Ein solcher Zwischenfall ist auf einem katholischen Vereinstage bei der eigentümlichen Leitung und Organisation dieser Vereine ganz undenkbar. Man will auf den katholischen Versammlungen wesentlich nicht diskutieren, sondern für längst fertige Resultate neue Bekenner gewinnen und die alten neu begeistern.

Der protestantische Kirchentag ist hauptsächlich ein Kongreß zur Verständigung und Selbstbelehrung derer, die in demselben sitzen; die Darsteller sind sich selber zugleich Publikum. Die Generalversammlung der katholischen Vereine ist ein wirkungsreiches Schauspiel, welches die Mitwirkenden vor allen Dingen für die Draußenstehenden aufführen.

Dem Protestantismus ist das Werbesystem der katholischen Kirche fremd. Dort zeigt sich die Macht der ringenden Selbst-

erkenntnis, hier die Macht der in sich fertigen That. In einem Aufsatz über die Mission in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (1850, Heft 4) spricht Wolfgang Menzel diesen Gegensatz in der katholischen und protestantischen Mission treffend in folgender Weise aus: „Bei den katholischen Missionen hat das verschuldete Volk vor der Kirche gebeichtet; bei dem Kongreß für innere Mission stattete umgekehrt die verschuldete Kirche gleichsam eine Generalbeichte vor dem Volk ab, und deckte alle ihre Schäden auf, um Heilung zu suchen im Volk, in dessen alter Gläubigkeit, in dessen gesundem Sinn noch Kräfte schlummern, die der durch die Schule verdorbenen Kirche abhanden gekommen.“

Der Protestant kann von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß die kirchlichen Gegensätze notwendige, im deutschen Volkstum begründete sind, daß erst durch diese Gegensätze der ganze inwendige Reichtum unsrer Nationalität sich entfaltet. Der echte Katholik darf diesen Gedanken nicht hegen. Er muß wünschen, daß ganz Deutschland, daß die ganze Welt katholisch werde. Extra ecclesiam nulla salus. Diese Konsequenz wird gegenwärtig den Katholiken immer einleuchtender, auch in Bezug auf die Würdigung der abgelaufenen geschichtlichen Perioden unsers Nationallebens. Auch der zäheste Protestant wird sich nichts vergeben, wenn er den großartigen Einfluß der katholisch-kirchlichen Malerei auf unser gesamtes Kunst- und Geistesleben anerkennt; dem strengen Katholiken ist dagegen schon Albrecht Dürer halb und halb ein Mann des Abfalls, Lucas Cranach ist ihm gar kein Künstler mehr und den „Barden Sined“ möchte er eher zu den deutschen Klassikern zählen als Lessing. Man konnte Stimmen vernehmen, welche behaupteten, die Geschichte der Musik sei nichts weiter als ein Bruchstück aus der Geschichte der katholischen Kirche, — wie wenn Händel und Bach gar nicht gelebt hätten und Gluck, Haydn und Mozart (obgleich namentlich Haydn ein sehr frommer Katholik war) in ihrer ganzen Kunstrichtung dem deutschen Hellenentum Schillers und Goethes nicht unendlich näher stünden, als dem katholisch-kirchlichen Kunst-

ideal, dessen herrlichste Blüte sich in Palestrina und Orlando Lasso entfaltet hat. Der deutsche Katholizismus hat bereits eine ausgesprochene katholische politische Zeitungspresse, wie sie der deutsche Protestantismus durchaus nicht besitzt. Der Verein vom h. Karl Borromäus beginnt sogar im deutschen Buchhandel eine Macht zu werden, indem er nicht bloß katholische Schriften druckt und unter seinen Mitgliedern billig verbreitet, sondern auch die von ihm empfohlenen Bücher andrer Verleger sämtlichen Mitgliedern und Teilnehmern zu zwei Dritteilen des Ladenpreises liefert, so daß die Vereinsgenossen ihren Bücherbedarf nach und nach gar nicht mehr von den Buchhändlern zu beziehen brauchen, bei denen man freilich eher das allgemeine Handelsinteresse als das besondere katholisch-kirchliche voraussetzen darf.

So droht sogar die deutsche Litteratur, welche man bisher auch in den trübsten Zeiten als das letzte einigende Band unsrer Nation anzusehen gewohnt war, sich in eine durchaus geschiedene katholische und protestantische aufzulösen.

Immer bedeutsamer tritt wieder die äußere Organisation des Kirchenwesens in den Vordergrund.

Schon allein durch den gänzlichen Mangel an jenem wühlenden, werbenden und organisierenden Geiste, der sich so deutlich in dem katholischen Vereinswesen ausspricht, mußte der Deutschkatholizismus Schiffbruch leiden. Er wollte eine Kirche bauen ohne äußere Organisation, ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht. Das ist ein Unding. Man hat gesagt, die Deutschkatholiken seien zu arm gewesen, zu arm an Geld, und darum sei ihre Sache zu Grund gegangen. Allein Christus und die Apostel waren auch arm an Geld, viel ärmer noch als die Deutschkatholiken. Die christliche Kirche der Urzeit aber war reich, überschwenglich reich nicht nur an neuen weltbezwingenden Gedanken, sondern auch — an der Gabe der Organisation und des Regiments, und an beiden sind die Deutschkatholiken viel ärmer noch als an Geld, darum zerflattert das Leinwandzelt ihrer Kirche im Wind.

Kirchenregiment und Kirchenzucht — wie altmodisch sind uns diese jetzt wieder ganz modernen Begriffe noch vor zehn Jahren erschienen! Viele hielten dies gerade für das Beste an dem damaligen Protestantismus, daß er vom Kirchenregiment sehr wenig mehr wußte und von der Kirchenzucht gar nichts. Und das große Publikum klatschte diesen Beifall. Als dasselbe unsterbliche große Publikum den Worten des Atheners Phocion Beifall geklatscht hatte, fragte derselbe bekanntlich erschrocken seine Freunde: ob er denn eine Dummheit gesagt habe?

Eine Kirche ohne Kirchenregiment und Kirchenzucht ist gleich einem Staatsorganismus ohne Vollzugsgewalt. Die Einbildung, daß die Summe der politischen Freiheit durch eine möglichst schwache Vollzugsgewalt gesichert werde, ist seit einigen Jahren doch aus vielen Köpfen gründlich ausgetrieben worden. Die Konsequenz für das kirchliche Gebiet wollen aber noch die wenigsten erkennen. Der Calvinismus mit seiner Presbyterialverfassung, als der freiesten Form im protestantischen Kreise, hat von jeher die strengste Kirchenzucht gehabt. Im Gegensatz zur Konsistorialkirche wie zur römischen Hierarchie ist er republikanischen Charakters, darum bedurfte er der schärfsten Vollzugsgewalt. Wer sich als Glied eines öffentlichen Verbandes weiß, der muß diesem Verbande doch naturgemäß möglichst viel Macht und Einfluß wünschen. Es gehört zu den seltsamsten Widersprüchen, daß gegenwärtig noch immer so viele Glieder der Kirche nichts lieber sehen, als wenn diese ihre eigene Gemeinschaft möglichst wenig Macht besitzt, und beileibe keine Vollzugsgewalt!

Diktiert der Staat einseitig die erneuerte Machtvollkommenheit der Kirche und stellt ihr dabei zum nötigen Nachdruck seine Polizeidiener zur Verfügung, so wird statt der Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Kirchenzucht nur der Trotz gegen dieselbe gesteigert werden. Das ist der Grundfehler so mancher neuen Verordnung in protestantischen Landen über die Heilighaltung des Sonntags, über die kirchliche Kontrollierung der Kindtaufsgevattern u. s. w. Die Gemeinde muß in der

Macht der Kirche ihre eigene Macht wachsen sehen, dann erst wird sie das Recht der Kirchenzucht anerkennen. Auf dieses Ziel wirken die katholischen Vereine hin, insofern sie Volksvereine sind, und der Einzelne sich in ihnen in seiner kirchlichen Bedeutsamkeit fühlen lernt. Die protestantischen Vereine sind noch viel zu ausschließlich Vereine der Geistlichkeit.

Der Protestantismus besitzt viel entschiedener das Zeug zu einer kirchlichen Repräsentativverfassung als der Katholizismus, der die Vollziehungsgewalt des Kirchenregiments vorwiegend ausgebildet hat. Darum auf beiden Seiten je die entgegengesetzte Lücke. Das moderne Vereinswesen sucht beide zu ergänzen. Die katholischen Vereine sind freilich keineswegs eine wirkliche Vertretung des Laien, aber sie geben doch den Schein einer solchen. Sie haben wenigstens die Form, wenn auch nicht Inhalt und Gewalt der Repräsentation. Aber was will man denn heutzutage mehr als diesen Schein des konstitutionellen Lebens? Die Gesamtheit der katholischen Vereine sieht aus wie eine große Volkskammer — in welcher der Widerspruch geschäftsordnungsmäßig verboten ist. Wie ein Kongreß der Friedensfreunde, wo keiner für den Krieg sprechen darf. Man sieht es in den katholischen Vereinen gern, wenn Laien das Wort ergreifen, man schiebt wohl geflissentlich begeisterte Redner aus dem Gewerbstande vor. Die Volkstümlichkeit der Kirche soll sich hier in ihrem Glanze entfalten; ein kleines Bruchstück des allgemeinen Laienpriestertums ist neben die Hierarchie gestellt.

Der Protestantismus dagegen hat seit Luthers Tagen seine Not mit dem drohenden Uebermaße des allgemeinen Laienpriestertums gehabt. Bei den protestantischen Vereinen sehen wir daher umgekehrt das Streben, der gesunkenen Vollzugsgewalt der Kirche zu Hilfe zu kommen. Aber solange die Geistlichen auf den Kirchentagen fast ausschließlich in den Vordergrund treten, wird der Laie hiebei allzuleicht ein bloßes geistliches Sonderinteresse argwohnen. Das katholische Vereinswesen konnte sich in den Jahren 1848 und 1849 die äußern Formen der damaligen poli-

tischen Klubs borgen, die protestantischen Kongresse hätten das nicht gekonnt, ohne die Gefahr einer demokratischen Entartung des Laienpriestertums. Die katholischen Vereine konnten sogar auf politischem Felde ganz sorglos nebenbei ein bißchen in großdeutschkonservativer Politik agitieren. Dergleichen mußten die protestantischen Kirchentage bleiben lassen, wenn sie nicht jenen Fluch der Selbstauflösung auf sich laden wollten, der auf den politisierenden freigemeindlichen und deutschkatholischen Versammlungen gelastet hat.

Der Protestantismus wurzelt in der kirchlichen Mündigsprechung des Volks — darum erklärt sich's, daß so viele Pfarrer den großen Agitator Wichern scheel ansehen, weil er kein ordinierter Geistlicher ist. Der Katholizismus wurzelt in der priesterlichen Zucht des Volkes — darum hat hier umgekehrt der Klerus den Agitator Buß, eben weil derselbe gleichfalls kein geweihter Priester, so hoch auf den Schild gehoben. Das zeigt, wie man auf beiden Seiten die Extreme fürchtet, und wohl weiß, auf welchem Punkte die Entartung zuerst hereinbrechen könnte.

Nur ein Blinder mag es gegenwärtig nicht mehr sehen, daß die schonungslose Bloßlegung der Gegensätze nicht nur in den kirchlichen Gebilden, sondern auch in den sozialen und politischen mehr und mehr zum tiefsten Charakterzug der deutschen Gegenwart wird. In wenigen Jahren haben wir in der Erkenntnis der natürlichen Unterschiede der deutschen Volksgruppen erstaunliche Fortschritte gemacht.

Das Netz der Schienenwege mag hie und da die Sondertümlichkeiten unsers Volkslebens ausgleichend überspinnen, allein im großen und ganzen dient es weit mehr dazu, diese Unterschiede allen recht offenbar zu machen.

Wie grundverschieden ist doch der derb volksmäßige bayrische Ultramontane von dem fein gebildeten Ultramontanen des Niederrheins, der evangelische Pietist in Schwaben von dem evangelischen Orthodoxen in der Mark Brandenburg, der badische Rationalist vom Königsberger Rationalisten! Und selbst der kraft wissenschaftlicher Ueberzeugung glaubenslose, welcher nach seinem Taufscheine Katholik ist, glaubt in ganz andrer Weise gar nichts, als der Protestant, welcher nichts zu glauben behauptet. Auch der Unglaube bleibt verschieden gefärbt durch die, wenngleich noch so verblaßte, religiöse Tradition, in welcher das Individuum aufgewachsen ist. Die Feinheiten dieser Unterschiede sind noch nirgends untersucht und doch drängen sie sich überall unsern Augen auf. Jetzt, wo dem Berliner Wien und München, dem Rheinländer die Ostsee, dem Küstenbewohner das Binnenland bis auf eine oder zwei Tagereisen nahe gerückt ist, jetzt sieht erst ein jeder mit eigenen Augen, in welch durchgreifenden Gegensätzen seine neuen Nachbarn von ihm geschieden sind, jetzt verblassen freilich die kahlen Kategorien von Nord- und Süddeutschland u. dgl. m., an welche sich bisher die abgedroschene Phrase angeklammert hatte, aber nicht um augenblicklich dem Bewußtsein der Einheit, sondern umgekehrt dem einer unendlich reicheren und vielgestaltigeren Mannigfaltigkeit Platz zu machen. Jetzt wird freilich aber auch der Widerspruch recht klar zwischen so vielen unsrer künstlichen, zufälligen politischen Besonderungen und den natürlichen der Gesellschaft und des Volkstumes. Wie es die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft ist, eine natürliche Gruppierung der neuen Stände festzustellen, so auch wenigstens eine natürlichere der modernen Staaten.

Auch in kirchlichen und religiösen Dingen hat die allgemeinere Bildung die konfessionellen Gegensätze im Volksbewußtsein keineswegs vollends ausgeglichen. Vielmehr ist die Breite der trennenden Kluft, die vordem fast nur der Priester und Gelehrte ermaß, jetzt allem Volke vors Gesicht gerückt; weit eher steht hier vorderhand eine noch größere Sonderung zu erwarten, als eine Ausebnung, und gerade der Anblick der reichen Einzelgruppen statt der in philanthropischer Trunkenheit geträumten Ausgleichung aller Unterschiede ist es auch hier, in welchem denen, die vom Baume der Erkenntnis gegessen, die Augen aufgehen.

Das ist kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt. Denn, um für die Einheit reif zu werden, müssen wir erst reif werden für das Verständnis und die Würdigung unsers Sonderlebens. Hätten wir das konfessionelle Sondertum nicht, so müßten wir zusehen, daß wir es gewännen. Wohl wurzeln die Leiden unsrer Nation in diesen Gegensätzen, aber mit den Leiden auch unsre eigentümlichste Lebenskraft. Das am persönlichsten geartete Volk, und dies ist das deutsche vor allen Nationen Europas, kann sich eine Weile zersplittern und ohnmächtig werden in solcher Zerfahrenheit, aber es birgt auch eine kaum zu erschöpfende Kraft steter Wiederverjüngung. Künstliche, willkürliche Trennung unsrer Glieder (in Staat und Gesellschaft) entkräftete uns, ein neidlos fröhliches Durchbilden der natürlichen Unterschiede dagegen wird uns nach innen und außen persönlich, das ist in lebendiger Einheit stark machen.

VOLUME 2

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Zweiter Band.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Achte Auflage.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1885.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Von

W. H. Riehl.

Achte Auflage.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1885.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort zur achten Auflage.

Im Jahre 1847 schrieb ich einen kleinen Aufsatz für die „Karlsruher Zeitung" unter dem Titel „Der gemeine Mann". Er erregte beifälliges Aufsehen, weil er aussprach, was viele dachten und doch nicht sagten. Ich zeigte in jenem Artikel, wie die naiv gesittete Schicht des Volkes, der Bauer und Kleinbürger, den Urgrund unserer Kultur bilde, aus welchem zuletzt doch erst alle höhere nationale Bildung entsprießt; ich schilderte die Naturkraft und die politisch ausgleichende Macht des gemeinen Mannes; ich stellte dar, wie stolz derselbe sein, wie glücklich er sich preisen müsse, wenn er nur die einfache Kunst verstehe, sich in seiner Haut wohl zu fühlen und nicht aus Neid über andere Leute aus der Haut zu fahren, welch letzteres von vielen auch damals schon als die Triebkraft zu allem Fortschritte bezeichnet ward.

Dieser kleine Aufsatz war der erste Keim des vorliegenden Buchs.

Es kam die Revolution von 1848, wo wir alle soviel im Leben lernten und Lehrgeld zahlten und die Bücher vergaßen. Schien mir die Welt auch manchmal auf den Kopf gestellt, so fand ich doch meinen Trost in der Wahrnehmung, daß der Kern des deutschen Volkes, der „gemeine Mann", dennoch gescheit geblieben sei und den Kopf oben behalten

habe und sich trotz aller Wühler und Heuler als die erhaltende und ausgleichende sociale Macht bewähre. Der Kern des gemeinen Mannes aber war und ist mir der Bauer.

Ich lebte damals in Wiesbaden, wo sich mir der sociale Gegensatz einer stürmisch erregten und einer zäh beharrenden Volksschicht auch örtlich aufdrängte in den Städten und Stadtdörfern des Rhein- und Mainthals und in den Bauerndörfern des Taunus und des Westerwalds. Ich machte Studien nach der Natur, indem ich gerade in den politisch bewegtesten Tagen das Land durchwanderte, Volks- und Gemeindeversammlungen, Landtage und Gerichtstage beobachtend besuchte. Die Frucht dieser Naturstudien war ein Essay „Der deutsche Bauer und der moderne Staat", welcher 1850 in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrschrift" erschien und später, erweitert und verbessert, den ersten Abschnitt dieses Buches bildete. Der Aufsatz war mein erster litterarischer Erfolg.

Als Gegenstück zeichnete ich dann den „Vierten Stand", wozu mir meine Beobachtungen in Frankfurt, Mainz, Wiesbaden und Karlsruhe während der beiden Sturmjahre wiederum drastische Naturskizzen boten. Man muß den Abschnitt mit historischem Auge lesen: es ist die zerwühlte und zerwühlende Volksschicht von damals, welche ich geschildert habe, nicht von heute.

Dann kam eine stille Zeit, die mich in eine stille Stadt der historischen Erinnerungen wie der leibhaften Geschichte in den fortlebenden Thatsachen altreichsstädtischen Bürgertums führte, nach Augsburg — wie diese Stadt in den fünfziger Jahren noch war und heute nicht mehr ist. Jenes Augsburg habe ich an einem anderen Orte geschildert, in den „Kulturstudien". Der plötzliche Gegensatz der Zeit — 1851

gegen 1848! und des Ortes — Augsburg gegen Wiesbaden! lockte mich zu den Studien über die festeste sociale Aristokratie, den Erbadel mit Familiengrundbesitz, und über die einzige Möglichkeit seines zeitgemäßen Fortbestandes, der nur gerechtfertigt ist, wenn der Adel auf unhaltbare Ranges- und Berufsmonopole verzichtet und als der Stand des gefesteten historischen Familienbewußtseins sich eingliedert in die moderne Gesellschaft.

Der Abschnitt über das Bürgertum als die bewegende, die ganze Gesellschaft verbindende sociale Großmacht wurde zuletzt geschrieben und verband zugleich das Buch zu einem Ganzen. Ich wollte letzterem ursprünglich den Titel „Vier Stände" geben. Der Verleger widerriet und mit Recht. Die „Vier Stände" würden es höchstens zu zwei Auflagen gebracht haben, „Die bürgerliche Gesellschaft" hat doch die achte erreicht. Man fürchtete sich damals vor dem treffenden und trefflichen Worte „Stand" und viele fürchten sich heute noch davor. Die alten Stände sind freilich in sich zusammengebrochen, aber doch nur, weil sie von aufkeimenden neuen Ständen zersprengt wurden. Mein Buch gibt Zeugnis von diesem Prozeß. Es entstand zufällig ganz so wie die neuen Stände entstehen: ich habe nicht von oben nach unten, auch nicht von vorn nach hinten, sondern von den beiden Extremen zur Mitte gearbeitet und mit der Vermittelung abgeschlossen.

Man muß sich in die Zeit dieser Arbeit, von 1847 bis 1851, zurückversetzen, um heute dem Buch gerecht zu werden. Die Bewegungen jener Zeit spiegeln sich in seinem Inhalte. Gar manche Frage, welche hier besprochen, gar manche Geschichte, welche erzählt wird, griff damals unmittelbar in die Debatte des Tages, während sie jetzt nur mehr ein historisches

Interesse bietet. Es gibt Bücher, die lehrreicher werden, wenn sie älter geworden sind, nicht weil sie sich durchs Liegen besserten, wie die Winterbirnen, sondern weil ihr Inhalt, welcher ursprünglich bekannte Thatsachen des damals gegenwärtigen Lebens aussprach, einer späteren Generation Fremdartiges, ja Neues bietet, als Urkunde für den Geist einer vergangenen Zeit und solchergestalt zum Vergleichen und Nachdenken reizt. Dies gilt namentlich von Büchern, worin irgendwann Zustände eines Volkes geschildert wurden, und wenn sie durchs Veralten sich wieder verjüngen, so ist das nicht ein Verdienst des Autors, sondern es liegt im Stoffe.

Mancher Satz meiner „bürgerlichen Gesellschaft" fiel seiner Zeit auf, weil die Leute damals sagten: ja, so ist es! und jetzt fällt er auf, weil man ausrufen wird: so ist es nicht mehr! Vieles ist auch inzwischen ganz anders gekommen, als ich es in diesem Buche angedeutet oder gar prophezeit hatte: das widerfährt den größten Staatsmännern, warum sollte sich ein kleiner Schriftsteller grämen, wenn ihm das nämliche widerfährt?

Es geht durch dieses Buch ein Zug jener Aufregung und Unruhe des Jahres 1848, wie nicht minder ein Zug des darauf folgenden tiefen Bedürfnisses nach Ordnung, Ruhe und Rückkehr zu altgewohnten festen Formen, und ebenso oft hat mir der Zorn über die vormärzliche bureaukratische Schulmeisterei wie über den wüsten Taumel des Revolutionsjahres die Feder geschärft. Erschienen aber ist das Buch im Reaktionsjahre 1851 und hat in der sogenannten Reaktionszeit der fünfziger Jahre ganz besonders Anklang und Verbreitung gefunden. Man könnte daraus schließen, daß es ein sehr konservatives Buch sei; denn wer nicht in dem Geiste seiner Zeit steht, der gewinnt nicht augenblick-

lichen Erfolg; — andererseits aber auch, daß es ein freisinniges Buch sei; denn wer dem herrschenden Geiste nicht widerspricht, dessen Erfolg währt keine zehn Jahre.

Schon im Vorwort zur ersten Auflage schrieb ich: „Ueber die Folgerungen und Beweisführungen des Verfassers wird sich das Urteil je nach den Parteien sehr verschieden gestalten. Aber in zwei Punkten wenigstens wünscht er auch bei den principiellen Gegnern Anklang zu finden: in der treuen und liebevollen Hingabe, mit welcher er in die Erkenntnis des deutschen Volkslebens einzudringen gestrebt, und in der Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung, kraft deren er das von ihm für wahr Erkannte überall offen ausgesprochen hat, obgleich er recht gut weiß, daß seine Ansichten nirgends ganz in die bestimmten Formen der herrschenden Parteigruppen passen, und daß in diesem Buche einer jeden Partei gar vieles wider den Strich gehen wird."

Mit Unrecht hat man dieses Buch hier und dort zu einem Parteibuche stempeln wollen. Ich war niemals ein Mann der herrschenden Parteien und niemals ein Mann der herrschenden Schule. Das hat allen meinen Büchern anfangs geschadet und später genützt; denn sie wurden auch noch gelesen, als die zur Zeit ihres Erscheinens herrschenden Parteien und Schulen nicht mehr herrschten.

Faßte man dieses Buch mit Unrecht als ein Parteibuch, so that man mir ebenso unrecht, ein System, ein Lehrgebäude darin zu suchen. Meine wissenschaftliche Erkenntnis von der Idee der Gesellschaft, vom organischen Aufbau derselben, von dem modernen Begriff der Stände, vom Verhältnis der Gesellschaftslehre zur Staatslehre und zur Nationalökonomie und ähnliche rein theoretische Dinge habe ich nicht in diesem Buche niedergelegt. Freunde, welche

dergleichen suchten und zwischen den Zeilen herauslasen, erwiesen mir damit einen sehr übeln Dienst. Ich wollte und konnte eine solche Systematik vor dreißig Jahren gar nicht geben, und wenn ich's versucht hätte, so würde ich jetzt das Buch rein umschreiben müssen; denn seit jener Zeit haben sich die wahrhaft wissenschaftlichen Grundlagen einer systematischen Gesellschaftslehre erst ganz allmählich herausgebildet. Angedeutet habe ich meinen theoretischen Standpunkt in der „deutschen Arbeit“, einem Buche, welches dem vorliegenden ergänzend und fortbildend zur Seite tritt, die socialen Grundbegriffe entwickelt und namentlich in der dritten, stark vermehrten Auflage (Stuttgart 1884, Cotta) an vielen Orten auf mein System der Gesellschaftslehre hindeutet. Im Zusammenhange dargestellt, habe ich dieses System nur in meinem Kollegium über „die bürgerliche Gesellschaft und die Geschichte der socialen Theorien“, welches ich seit 1860 in jedem Winter vierstündig lese und womit ich zugleich die Socialwissenschaft als ein selbständiges Fach bei unserer Universität eingebürgert habe. Das Kollegium und dieses Buch sind grundverschiedene Dinge, und doch war das Kollegium eine langsam gereifte Frucht dieses Buches.

Das vorliegende Buch ist ein praktisches, kein schulgelehrtes, und es hat auch von Anbeginn ganz besonders bei praktischen Leuten Anklang gefunden. Ich schildere das sociale Volksleben und verknüpfe mit meinen Bildern die Erörterung politischer Probleme. Das Gesamtbild ist weder vollständig, noch durchweg strenge geordnet, es wurde, wie ich oben gezeigt, nicht in einem Zuge entworfen, sondern erwuchs allmählich. Was dadurch an Planmäßigkeit verloren ging, das wurde vielleicht an Frische des Kolorites gewonnen. In einer jugendlich stürmischen Zeit unseres

politischen Lebens ging ich an die Arbeit und stand selbst noch in sehr jugendlichem Alter. Ich könnte jetzt eine viel planvollere, reifere, gelehrtere Schrift über die bürgerliche Gesellschaft liefern, aber so harmlos, so keck und so unbefangen wie damals könnte ich nicht mehr ins Zeug gehen. Und wer kann das überhaupt noch, wo unser ganzes politisches Dichten und Denken so reif, so gründlich und aber auch so altklug und so verbissen geworden ist?

Das beste Teil der Jugend ist die Poesie und das Herz. Neben den berechtigten Materialismus der wirtschaftlichen Interessen stellte ich darum die gleichberechtigte Poesie des Volkslebens, neben die Schulbildung den romantischen Zauber der naiven Volkssitte, neben das klar bewußte Recht die empfundene Moral, neben das kritische Wissen den kindlich gläubigen Sinn des Volkes. Die Gesellschaft ist das Volk unter dem Gesichtspunkte seiner Arbeit, seines Besitzes und der aus beiden erwachsenden mannigfachen Gesittung. Und wenn tausend Federn geschäftig waren und sind, um mit der ganzen spitzigen Scholastik der modernen Nationalökonomie das Gesellschaftsleben nach der einen Seite, als Arbeitsleben, zu begreifen und zu ordnen, so durfte doch wohl auch eine Stimme sich erheben für die gleiche Berücksichtigung des idealen Momentes, der Sitte und der Gesittung. In ähnlicher Absicht verfaßte ich später mein Buch von der „deutschen Arbeit“; dieses aber ist mehr mit dem Kopfe geschrieben, die bürgerliche Gesellschaft mehr mit dem Herzen. Und hierin sehe ich jetzt den wahren Grund, warum das Buch bei allen seinen Mängeln, bei allen späteren Fortschritten der socialen Wissenschaft sich frisch und lebendig erhalten hat.

Subjektive sittliche Beweggründe standen mir voran in der „bürgerlichen Gesellschaft“, nicht objektive politische Partei-

dogmen. Wenn ich z. B. der Ständegliederung das Wort rede, wenn ich für den Fortbestand eines — freilich zu reformierenden — Erbadels spreche, so geschah dies nicht im Widerspruche gegen die moderne Staatsidee, oder aus Reaktionslust oder romantischer Schwärmerei, oder gar um den vornehmen Leuten zu schmeicheln. Ich war sittlich empört zu sehen, wie in unserer Zeit überall der Arme den Reichen, der Geringe den Vornehmen beneidet und ihm gleich werden will, gleich, nicht in der Last der Pflichten und der Arbeit, sondern in Genüssen, in Prunk und Glanz und Würden. Jener echte Bürgerstolz regte sich in mir, der da sagt: ich fühle mich so wohl in meiner Haut, daß ich gar nicht begehre, was die vom Glücke Begünstigteren auszeichnet, ich gönne einem jeden seine lange oder kurze Ahnenreihe, weil ich sie gar nicht brauchen kann, da ich vielmehr trachte, mir selbst mein eigener Ahnherr zu werden und aus eigener Kraft Rühmliches zu leisten, wenn auch nur Bescheidenes zu genießen. Man kann aus aristokratischer Hoffart die ganze Gesellschaft gleichmachen wollen, und kann andererseits in echt demokratischem Selbstbewußtsein den Unterschied mannigfach gegliederten und geehrten Standes und Berufes als eine von Gott in der Menschennatur gesetzte Notwendigkeit anerkennen. Dies und Aehnliches wollte ich aus dem Herzen predigen in meinem Buche.

An den früheren Auflagen habe ich fleißig gefeilt und verbessert, seit 25 Jahren, seit die Welt eine andere geworden ist, ließ ich das Buch stehen, wie es stand und schrieb lieber neue Bücher. Eine Kunde aus vergangenen Zeiten hat auch ihren Reiz, und aus jenen vergangenen Tagen spricht doch auch schon das Zukunftsbild der Gegenwart.

München, am 2. August 1885.

W. H. R.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Erstes Kapitel. Zeichen der Zeit 3

Zweites Kapitel. Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben 17

Drittes Kapitel. Die Wissenschaft vom Volke als das Urkundenbuch der socialen Politik 30

Erstes Buch.

Die Mächte des Beharrens.

I. Die Bauern.

Erstes Kapitel. Der Bauer von guter Art 41

Zweites Kapitel. Der entartete Bauer 66

Drittes Kapitel. Der Bauer und die Revolution 87

Viertes Kapitel. Resultate 110

II. Die Aristokratie.

Erstes Kapitel. Der sociale Beruf der Aristokratie 123

Zweites Kapitel. Die mittelalterige Aristokratie als der Mikrokosmus der Gesellschaft 138

Drittes Kapitel. Der Verfall der mittelalterigen Aristokratie 160

Viertes Kapitel. Resultate für die Gegenwart 178

Zweites Buch.

Die Mächte der Bewegung.

I. Das Bürgertum.

	Seite
Erstes Kapitel. Der Bürger von guter Art	199
Zweites Kapitel. Der sociale Philister	223
Drittes Kapitel. Die unechten Stände	237
Viertes Kapitel. Das Bürgertum im politischen Leben . .	251
Fünftes Kapitel. Resultate	262

II. Der vierte Stand.

Erstes Kapitel. Wesen und Entwickelung	278
Zweites Kapitel. Das aristokratische Proletariat	298
Drittes Kapitel. Die Proletarier der Geistesarbeit	312
Viertes Kapitel. Die Proletarier der materiellen Arbeit . .	350
Fünftes Kapitel. Das Standesbewußtsein der Armut . . .	379

Einleitung.

Zweites Buch.

Die Mächte der Bewegung.

I. Das Bürgertum.

Seite
Erstes Kapitel. Der Bürger von guter Art 199
Zweites Kapitel. Der sociale Philister 223
Drittes Kapitel. Die unechten Stände 237
Viertes Kapitel. Das Bürgertum im politischen Leben . . 251
Fünftes Kapitel. Resultate 262

II. Der vierte Stand.

Erstes Kapitel. Wesen und Entwickelung 278
Zweites Kapitel. Das aristokratische Proletariat 298
Drittes Kapitel. Die Proletarier der Geistesarbeit 312
Viertes Kapitel. Die Proletarier der materiellen Arbeit . . 350
Fünftes Kapitel. Das Standesbewußtsein der Armut . . . 379

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Zeichen der Zeit.

(Geschrieben im Jahre 1851 und 1853.)

Als Kaiser Maximilian I. im Wendepunkt der alten und neuen Zeit einen Reichstag auf den andern berief, um viele wichtige Reformen der deutschen Reichsverfassung zu entwerfen, einige auch zu vollführen, da deuchte wohl den meisten zweifellos, es sei der Schwerpunkt der Kämpfe einer bereits ahndungsvoll bewegten Gegenwart auch für eine unabsehbare Zukunft in diesen Ring des neu sich aufraffenden Verfassungslebens festgebannt. Und doch bedurfte es nur eines kleinen Anstoßes nach kleiner Frist, und der welterschütternde Geistersturm brach auf einer ganz andern Seite los: die entscheidende That Luthers durchzuckte die Welt, und mit diesem einen Schlage war alle Voraussicht der Staatsweisheit betrogen; — die gefürchtete politische Umwälzung ward zu einer kirchlich-religiösen, verbunden mit einer bürgerlich-socialen. Neue, kaum geahnte Lebensmächte rückten in den Vordergrund, neue Menschen, neue Götter. Die neue Welt war über die Träumer gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Auch wir stehen im Wendepunkt einer alten und neuen Zeit; wir sind gleich unsern Vorvätern am Ausgange des Mittelalters seit einer Reihe von Jahren gewohnt, die großen und kleinen Verfassungskämpfe als den Schwerpunkt unsers öffent-

lichen Lebens anzusehen. An das neue Gebilde einer Gesamtverfassung Deutschlands knüpften sich seit 1848 die kühnsten Hoffnungen, wie später die bitterste Enttäuschung, lauter Jubel und stilles Zähneknirschen, die volle Gunst, der volle Haß der Parteien. Wie war es möglich, daß auf so viel glutheiße Leidenschaft so rasch kaltes Entsagen gefolgt ist? Das gemahnt an jenen Vorabend der Reformation. Die Wogen werden auch diesmal nicht auf dem Punkte durchbrechen, auf welchen aller Augen gerichtet waren. Seitab dem politischen Leben im engeren Sinne liegt jetzt das sociale Leben, wie vor vierthalbhundert Jahren seitab das kirchliche Leben lag. Die politischen Parteien werden matt: die socialen halten den glimmenden Brand unter der Asche lebendig. Die sociale Reformation wartet auf ihren Luther, über dessen Thesen man die kühnsten Entwürfe eines deutschen Verfassungswerkes, auch Großdeutschland und Kleindeutschland mitsammen, vergessen wird, wie man damals ewigen Landfrieden und Reichskammergericht, ja Kaiser und Reich selber über den Wittenberger Augustinermönch vergaß. In unsern politischen Kämpfen ist heute oder morgen ein Waffenstillstand möglich; in den socialen wird kein Waffenstillstand, geschweige denn ein Frieden eintreten können, bis längst über unserm und unserer Enkel Grabe Gras gewachsen ist.

Jedes Zeitalter findet ein paar große Wahrheiten, ein paar allgemeine Sätze, mit denen es sich seine eigene Welt erobert. Ein solcher Satz, neben anderen, ist für unsere Epoche darin gefunden, daß die „bürgerliche Gesellschaft“ durchaus nicht gleichbedeutend sei mit der „politischen Gesellschaft“, daß der Begriff der „Gesellschaft“ im engeren Sinne, so oft er thatsächlich hinüberleiten mag zum Begriffe des Staates, doch theoretisch von demselben zu trennen sei. Nicht bloß vom Staatsrecht, als der obersten Blüte des öffentlichen Lebens, will man fürder reden, sondern auch vom Stamm und der Wurzel, von des Volkes Art und Sitte und Arbeit. Die politische Volkskunde ist das eigenste Besitztum der Gegenwart, die Quelle von

tausenderlei Kampf und Qual, aber auch die Bürgschaft unserer politischen Zukunft.

Alle Parteien von den Männern des mittelalterlichen Ständestaates bis zu den roten Kommunisten haben — bewußt oder unbewußt — den Satz feststellen helfen, daß die bürgerliche Gesellschaft zu unterscheiden sei von der politischen. Nur allein die polizeistaatliche Bureaukratie nicht. Würde sie aufhören jenen Unterschied und sein Resultat, die selbständige Volkskunde, zu übersehen, so würde sie sich selbst in ihrem innersten Wesen vernichten. Darum die auffallende Thatsache, daß unsere socialpolitischen Parteien, die in sonst nichts einig sind, einzig und allein sich Brüderschaft geschworen haben in ihrem Haß gegen die Bureaukratie.

Auf dem Grundgedanken, daß zu unterscheiden sei zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und der politischen, erbaut sich die „sociale Politik“. Der moderne Geist hat sie zu seinem Eigentum gestempelt. Die beiden widerstreitendsten Ansichten vom öffentlichen Leben, nämlich die social-demokratische und die ständisch-aristokratische, begegnen sich in dem Punkt, daß beide den Gedanken einer socialen Politik am entschiedensten ausgebildet haben. Die Extreme, nicht deren Vermittelungen und Abschwächungen, deuten aber die Zukunft vor.

Man schaue auf die Zeichen der Zeit.

Will man heutzutage eine Partei, weil trockene Beweisgründe wirkungslos abprallen, am Gewissen packen, so geht man ihr mit Schlagwörtern der socialen Politik zu Leibe. Noch vor kurzem war dem nicht also. Zum Exempel: Die Freihändler schoben den Schutzzöllnern vor der Märzrevolution ins Gewissen, bald daß sie politische Demagogen, bald daß sie politische Reaktionäre seien. Will die freihändlerische Partei heute einen gleich hohen Trumpf gegen ihre Widersacher ausspielen, so rückt sie ihnen vor, entweder sie seien Kommunisten oder umgekehrt Männer eines ständisch-privilegierenden Zunftwesens.

Die alten Gegensätze der Radikalen und Konservativen ver-

blassen von Tag zu Tag mehr, die Gegensätze der Proletarier, Bürger, Junker 2c. gewinnen dagegen immer frischere Farbe.

Die kleinen Dinge bilden das Maß für die großen. Ich will solch ein kleines Ding erwähnen. Jüngst erschienen die „Neuen Gespräche" eines berühmten Staatsmannes, deren vornehmster Inhalt auf eine Ueberschau der politischen Parteien in den zuletzt durchgefochtenen Verfassungskämpfen Deutschlands zielt. Die Tagespresse jeglicher Farbe griff sofort einen und denselben Satz des Buches als den merkwürdigsten, als den Kernpunkt heraus, hier mit dem Eifer der Genugthuung, dort mit dem Eifer des Aergers, den Satz: daß die ständische Monarchie gegenwärtig nur noch zu den edeln Wünschen, nicht mehr zu den Möglichkeiten gehöre. Bei dem dämonischen Scharfblick, welchen dem Verfasser die Gegner, bei dem genialen, welchen ihm die Freunde zuschreiben, hatte man im voraus förmlich gelauert auf seinen Ausspruch in dieser Sache, und die Hast, mit der man überall gerade über den einen Satz herfiel, zeigt, daß derselbe den empfindlichen Punkt trifft, in welchem alle Nervenfäden unseres Parteilebens zusammenlaufen. Weit weniger berühren die Staatsrechtsfragen diesen Punkt, als was hinter ihnen steckt — die sociale Frage.

Die kirchlich Konservativen schlossen in neuester Zeit ein Bündniß mit den social Konservativen. Beide Richtungen erstarkten dadurch wunderbar. Die strenggläubigen Protestanten und Katholiken wetteifern, die Kirche als die erste, ja als die einzige Retterin aus unsern gesellschaftlichen Notständen erscheinen zu lassen. Dies ist ein Ereignis von unabsehbarer Tragweite. Der Satz, daß das organische Naturgebilde der Gesellschaft eine göttliche Ordnung sei, hat rasch Tausende von Bekennern gewonnen. Viele derselben würden vor zehn Jahren nur ein mitleidiges Lächeln dafür gehabt haben, wenn man ihnen die Gesellschaft als von Gott geordnet hätte aufbauen wollen.

In unsern Tagen wächst der Industrialismus zu einer socialen Macht, die in dieselbe Rolle eintreten könnte, welche vordem bald die Bureaukratie, bald die Demokratie gespielt hat.

Der einseitige Industriemann kennt nur eine Wirtschaftspolitik, keine sociale. Die Gesellschaft ist für ihn ein Phantasiestück. Er weiß von keinen andern natürlichen Ständen als von denen der Erzeuger und Verzehrer, der Reichen und Armen. Grundsätzlich will er von den großen Naturgruppen des Volkes nichts wissen, thatsächlich fürchtet er sich aber doch vor jeder socialen Gleichmacherei. Der wirklich politische Industrielle dagegen wird eine solche Philisterphilosophie verschmähen. Er wird jeder Volksgruppe ein eigenartiges fröhliches Gedeihen gönnen, ohne daß ihn darum gleich Furcht befällt vor der Rückkehr mittelalterlichen Ständezwanges; er wird sich durch die analytische Gesellschaftskunde willig belehren lassen, daß die sociale Macht der Industrie noch nicht allein die Welt beherrscht.

Der Kampf der Parteien über die Stellung Oesterreichs und Preußens im deutschen Staatenverbande würde 1850 nicht so maßlos erbittert geführt worden sein, wenn den Streitern dabei nicht weit mehr die sociale als die politische Zukunft des Vaterlandes vorgeschwebt hätte.

Die große Masse derer, welche nicht mehr von Bauern und Bürgern und Edelleuten reden wollen, sondern nur noch von Staatsbürgern, höchstens von armen und reichen, gebildeten und ungebildeten Klassen, hielt zu Preußen. Preußens größter König hatte dem heiligen römischen Reich deutscher Nation den letzten zertrümmernden Stoß gegeben, Preußen hatte den modernen Gedanken der Staatsgewalt am entschiedensten ausgebildet, es hatte die Herrschaft des Staates, oft mit despotischem Nachdruck, über die innere Selbstherrlichkeit der Stände gesetzt. Solch gründliches Aufräumen mit den verwitternden Resten des alten Reiches war ein Gebot der Zeit gewesen, und Preußen erfüllte in ihm seinen nationalen Beruf. Die folgerecht durchgeführte Idee eines allgemeinen Staatsbürgertums haben wir vorab Preußen zu danken. Aber die Einseitigkeit, in welcher thatkräftige preußische Fürsten das Recht des Staates über die gesellschaftlichen Mächte durchsetzten, zog zugleich den modernen nivellierenden Polizei- und

Beamtenstaat groß. Preußen unterschätzte in verschiedenen Zeitläuften das Recht der natürlichen Volksgruppen, wie es sehr wohl bei straffer Staatseinheit bestehen kann. Die politischen Mächte: Fürstentum, Diplomatie, Heer, Beamtentum gewannen ihr eigentümlichstes Gepräge in Preußen. Unsere Konstitutionellen verfielen oft genug in die Einseitigkeit, die natürlichen Mächte des Volkslebens zu vergessen über einer abstrakten Staatsrechtsschablone und glaubten dann ihre Stütze bei Preußen suchen zu müssen.

Aber die geradeaus gegenüberstehende Partei, die streng ständisch-monarchische, hoffte merkwürdigerweise gleichfalls auf Preußen. Und mit nicht minderem, ja wohl gar mit noch viel größerem Recht. Preußen kann bei dem vorwiegend verneinenden und aufräumenden socialen Beruf, welchen es seit länger als einem Jahrhundert erfüllt, nicht mehr stehen bleiben. Es ist auf dem Scheidepunkte angekommen, wo es entweder das Aufgehen der vielgliederigen Gesellschaft in ein nivelliertes Bürgertum zur positiven That erheben, oder nicht minder positiv auf Grund der historisch erwachsenen Gesellschaftsgruppen sich politisch verjüngen muß. Die sogenannte neupreußische Partei suchte ihre Stütze in der persönlichen Politik des Königs, wie die konstitutionelle in der Ueberlieferung des letzten Jahrhunderts preußischer Geschichte. Beide Parteien konnten die Sympathien eines Teiles der Bevölkerung für sich aufweisen, und jede behauptete des entscheidenden Teiles. So geschah es, daß die feindseligsten Richtungen gleicherweise an Preußens Beruf, an die Geschichte und an das Volk appellierten und doch zum ganz entgegengesetzten Ergebnis kamen. Beide schrieben sogar seltsam genug den Namen eines und desselben Mannes, Friedrichs des Großen, als des rechten Vorfechters und historisch verklärten Urbildes ihres Parteistrebens gleichzeitig auf ihr Banner!

Bei all diesen Kämpfen wurde nur eines vergessen: daß man politisch sehr konstitutionell und doch zugleich social sehr ständisch gesinnt sein kann. Es läßt sich eine

echt konstitutionelle Volkskammer denken, gegründet auf Ständewahlen. Das Volk nach seinen natürlichen Gruppen — Ständen — wählt; der Abgeordnete aber vertritt, von dem Augenblicke an, wo er die Schwelle der Kammer überschreitet, nicht seinen Stand, sondern das Volk. Vollends aber ist eine freisinnige und volkstümliche Verwaltungspolitik gar nicht denkbar ohne liebevolle Rücksicht auf alle natürlichen Besonderungen im Volksleben, und das sind ja eben die „Stände". Man scheue nur nicht gar zu blind vor diesem ehrlichen deutschen Wort! Ein Polizeibeamter, der Sitte und Art der einzelnen Volksgruppen — der Stände — nicht kennt und beachtet, wird ein Polizeityrann. Die Polizeiwissenschaft findet ihre einzige gediegene Grundlage in der wissenschaftlichen Volkskunde; diese aber geht aus und führt zurück auf die Erkenntnis der historisch erwachsenen Unterschiede im Volksleben. Allein das alles übersieht man, wähnend, mit dem bloßen Wort „Stände" sei auch schon das ganze Mittelalter wieder heraufbeschworen! Die mittelaltrigen Stände sind ja aber doch längst tot und begraben. Neue Stände wachsen heran an ihrer Statt und der modern konstitutionelle Staat erstand als ein Sohn des feudalen Ständestaates. Glaubt man denn nur dadurch den Sohn ehren zu können, daß man den verstorbenen Vater schmäht? Und will man leugnen, daß dem Sohne doch gar viele Züge des Vaters aus dem Gesichte schauen? Man glaubt, sociale Politik sei schlechthin eine Politik des Rückschrittes. Ich möchte gegenteils in diesen Büchern zeigen, daß sociale Politik, d. h. eine Staatskunst, welche auf das naturgeschichtliche Studium des Volkes in allen seinen Gruppen und Ständen gegründet ist, vielmehr eine vorschreitende, echt volksfreundliche Politik sei.

Oesterreich hat keine so scharf bezeichnete Vergangenheit einer socialen Politik hinter sich liegen wie Preußen. Es ist darum auch nicht gleich diesem hier auf den äußersten Punkt der Entscheidung gedrängt. Weder in dem persönlichen Bekenntnis der Regierenden noch in der Volksstimmung fanden die beiden social-

politischen Hauptparteien so bestimmte Stützpunkte wie bei Preußen. Nichtsdestoweniger spielte bei dem Widerspruch der streng konstitutionellen Partei Norddeutschlands gegen den Gesamteintritt Oesterreichs in den deutschen Bund das social-politische Bedenken wenigstens negativ seine Rolle. Denn das eine wußte man doch bestimmt, daß Oesterreich durch Natur, Bildung und Geschichte seiner Völker gezwungen ist, ein so straffes sociales Zusammenfassen des allgemeinen Staatsbürgertums nicht eintreten zu lassen, wie dasselbe in Preußen durch das lange ausgleichende Wirken des bureaukratischen Regiments allerdings möglich geworden ist. Andererseits begrüßten die Freunde einer aus Arbeit und Beruf des Volkes sich heraufarbeitenden socialen Reform um so lauter die Fortschritte in der Ordnung des Gemeindewesens in Oesterreich, in der Umformung der Justiz, in der Grundentlastung, und vor allen Dingen die Bestrebungen des österreichischen Handelsministeriums, durch eine großartige, dem Handel und der Industrie zugewandte Gunst dem Bürgerstand zu Kraft und Gedeihen zu verhelfen. Sie hielten sich durch diese Thatsachen zu der Hoffnung berechtigt, daß Oesterreichs Staatsmänner begriffen hätten, wo ihres Landes Zukunft liege, daß sie es für Oesterreichs Beruf erkannt, da anzufangen wo Preußen aufgehört, nämlich die Gesellschaft wieder in ihr Recht einzusetzen, nicht mehr über, sondern neben dem Staat und eine neue sociale Politik aus der möglichst eigentümlichen Durchbildung des Bauerntumes, des Bürgertumes, der Grundaristokratie heraus zu schaffen, ohne dabei in das für Preußen weit näher gerückte Extrem einer altständischen Restauration zu verfallen.

So wirkte das sociale Motiv bestimmend auf alle politische Parteien, und kreuzte und zerbröckelte dieselben dabei zum wunderlichsten Wirrsal. Die social-demokratische Partei aber, welche weder auf Preußen noch auf Oesterreich hoffte, stand zur Seite und rieb sich bei ihrer Neutralität schadenfroh die Hände. Es hätte den gemäßigten Männern dieser Farbe nichts im Wege

gestanden, sich mit den Liberal-Konstitutionellen zu verbinden, wenn die grundverschiedene sociale Weltanschauung nicht zur unübersteiglichen Kluft für beide geworden wäre.

Welch ungeheurer Gegensatz zeigte sich zwischen den ersten Eindrücken, die sofort nach der Februar-Revolution aus allen Ländern kund wurden, und der gleichgültigen Aufnahme der politisch ebenso folgenschweren napoleonischen Staatsstreiche! Bei jenem ersten Anlaß war halb Europa im Augenblick wie von einem Wetterstrahl entzündet; nachgehends war es — Frankreich voran — wesentlich nur verblüfft. Ludwig Bonaparte hatte die Parteien verwirrt, namentlich auch in Deutschland. Weder die konservative noch die liberale Presse war augenblicklich einig darüber, wie sie die Staatsstreiche aufnehmen sollte. So ging es auch bei anderen entscheidenden Anlässen. Die Gegensätze von konservativ und liberal sind eben in ihrer Allgemeinheit nur noch eine tote Abstraktion. Die Parteien der historisch gewordenen oder der schulmäßig aufgebauten Gesellschaft, die Parteien des positiven Kirchentums oder der zertrümmerten Kirche dagegen leben. Es ist weit mehr als mangelnde Parteidisciplin, wenn den alten Parteigruppen im entscheidenden Augenblicke überall das rechte Stichwort fehlt. Hinter der Verwirrung der Begriffe und Standpunkte lauert eine tiefe Ironie: das Bekenntnis, daß eben jene hergebrachten Parteigruppen bloße Schatten, tote Formeln geworden sind, die keine Macht mehr haben angesichts der Ereignisse.

Waren die Eindrücke der Pariser Katastrophe des 2. Dezembers 1851 nicht fast merkwürdiger, überraschender als die Katastrophe selbst? Fast die gesamte deutsche Presse bewies sofort die Rechtlosigkeit des Staatsstreiches. Wer zweifelte überhaupt an derselben? Und doch wünschten damals die großen Massen auch des deutschen Publikums, daß dieser unverantwortliche Staatsstreich, da er einmal geschehen, vollends gelingen möchte. In dieser Ansicht, die sich über den Bruch alles öffentlichen Rechtes so rasch hinwegsetzte, mußte doch mehr liegen als

der starre Respekt vor der vollendeten Thatsache, mehr als die Kurzsichtigkeit des Philisters, dem die verkehrslähmende Spannung auf den Mai 1852 zu lange gewährt hatte, der aber doch auch jeden gründlichen Entscheid, weil er ihn aufgerüttelt haben würde, verschoben wissen wollte, dem die Frist bereits zu lange gedauert, und der doch wiederum nur Frist begehrte, Frist um jeden Preis, was man auf deutsch Galgenfrist nennt — der sich freute, er könne nunmehr, kraft des 2. Dezembers, im nächsten Jahre sichere Geschäfte machen und nur bedauerte, daß den Parisern ihr Weihnachtsmarkt so arg gestört worden war, und daß die armen Pariser Zuckerbäcker ihre Marzipanausstellungen zur Hälfte umsonst gemacht hatten. Es mußte einen tieferen Grund der Gleichgültigkeit geben, mit welcher man zusah, wie das politische Rechtsbewußtsein ins Herz verwundet wurde.

Konservative wie radikale Stimmen begegneten sich damals in der richtigen Erkenntnis dieses tieferen Grundes. Die Teilnahme für das Staatsleben, das Verfassungsleben, für die eigentlich politische Politik ist lahm geworden gegenüber der gewaltigen Aufregung, mit welcher Europa in Zagen und Hoffen den Entwickelungen des socialen Lebens folgt. Ja es ist dabei eine Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Recht an den Tag gekommen, die man aufs tiefste beklagen muß. Hier jagen sich die Extreme. Das französische Verfassungswesen und was ihm in hundertfacher Variation in Deutschland nachgebildet ist, muß sich festigen durch eine gesellschaftliche Basis, es muß zurückgreifen auf die Naturgeschichte des Volks, oder es hat sich überlebt, und die deutschen Kammern werden machtlos wie die französische Nationalversammlung und der Sinn für das Verfassungsrecht überhaupt wird im Volke immer bedauerlicher verdunkelt werden.

Jedes Zeitalter hat sein eigenes Gespenst, und unter Zittern und Zähneklappern vor demselben erziehen sich die Völker. Was dem Mittelalter die Furcht vor dem Posaunenschalle des jüngsten Gerichtes war, das ist dem neunzehnten Jahrhundert die Furcht vor den Posaunen der großen socialen Umgestaltung. Auf diese

Furcht hat der andere Napoleon seinen Kaiserthron gegründet wie der erste Napoleon den seinigen auf die Schrecken der ersten Revolution. Diese Furcht treibt gegenwärtig die Leute, sich an jeglichen Strohhalm von Friedenshoffnung anzuklammern, wenn auch die Mächte schon seit Monaten die Hand am Schwert haben, denn einem europäischen Krieg könnte die sociale Revolution in Europa auf dem Fuße folgen. Ein ganzer Centner Verfassungsrecht wiegt kein Lot, wenn der gesamten historischen Gesellschaft das Messer an der Kehle sitzt. Mag dieser Ausspruch ein höchst gefährlicher und trügerischer sein, nur möglich bei wirklich verdunkeltem politischem Rechtsgefühl: — er erscheint der Mehrheit des Volkes jetzt als eine Wahrheit. Die Proklamation des Präsidenten Bonaparte vom 2. Dezember 1851 ist unstreitig ein Meisterstück gewesen, ein Meisterstück um deswillen, weil jener schlaue Mann das allgemeine Stimmrecht, das wirksamste unter allen Reagentien des socialen Gärungsprozesses, damals hinwarf, um diesen Gärungsprozeß selber — vorerst — niederzuschlagen. Und die Welt zerbrach sich den Kopf nicht über der theologischen Streitfrage: ob man denn wirklich den Teufel auch bannen könne durch Beelzebub; sie beruhigte sich in dem Gedanken, daß jene neue Revolution vorerst ja nur eine politische sei! daß sie das jüngste Gericht im Volksglauben des neunzehnten Jahrhunderts, die sociale Revolution, wieder auf Jahre, vielleicht auf Jahrzehnte zurückgedrängt habe.

So sehen wir in den rätselhaften ersten Eindrücken jenes Staatsstreiches ein neues Zeugnis für die Wahrheit: daß das politische Interesse gegenwärtig wesentlich verschlungen ist von dem socialen. Das Zeitalter wird keine Ruhe, keine Fassung mehr gewinnen für die Verfassungspolitik, wenn nicht die Reform der Gesellschaft vorangegangen ist. Den Streich gegen ein historisch bestehendes Staatsrecht konnte Ludwig Bonaparte mit augenblicklichem Erfolg führen, und die großen Scharen seiner Gegner blieben zugleich seine Zuschauer. Wäre am 2. Dezember ein gleich entscheidender Streich gegen historische Rechte der Ge-

sellschaft geführt worden, wären es die Socialdemokraten gewesen, welche mit gewaltsamer, siegreicher Hand in die bestehende Ordnung eingegriffen hätten, dann würde halb Europa sofort nicht auf dem Schauplatze, sondern auf dem Kampfplatze gestanden haben.

Napoleon III. gründete sein Regiment auf eine wenigstens scheinbare sociale Macht. Er griff die Soldaten heraus, das Soldatentum, er formte aus ihnen den gesellschaftlichen Kern, mit welchem er der ermatteten Aristokratie, dem eingeschüchterten Bürgertum ihren gesellschaftlichen Beruf vorläufig abnehmen konnte gegenüber dem Andringen der Socialdemokratie. Er verkündete den Frieden, aber er privilegierte das Soldatentum. Die Soldaten stimmten zuerst ab; sie waren eine Weile die allein social und politisch bevorrechtete Aristokratie in Frankreich. In diesem kecken Versuch, der sich gleichsam eine neue sociale Macht schaffen wollte, weil die alten nicht mehr Stich hielten, lag ebensowohl die Gewähr des augenblicklichen Gelingens als der Keim des früher oder später eintretenden Sturzes der napoleonischen Herrschaft. Denn eine Aristokratie des Soldatentums wird sich in unserer Zeit nur so lange halten können, als die Ohnmacht der natürlichen Gruppen der historischen Gesellschaft gegenüber dem demokratischen Proletariat fortdauert.

Wir sehen einen Kaiser, der keinen weiteren Rechtstitel hat, als eine durch die Furcht vor dem Gespenste der socialen Revolution diktierte Volksabstimmung und — seinen Namen, seinen sehr kurz beisammen gepackten Stammbaum. Und doch war es der Zauber dieses Namens, dieses gesellschaftlichen historischen Anrechtes, welcher ihm, der kein Held und kein Feldherr ist, die Stimmen der Armee gewonnen hat! Das ist wieder einer der großen scheinbaren Widersprüche unserer Zeit. Der Instinkt für eine gesellschaftliche Tradition, für die Aristokratie der Geburt, schafft aus einem verspotteten Abenteurer einen Helden des Tages — und doch soll ja diese Tradition der Geburtsaristokratie längst in Luft zerronnen, soll die Ausebnung aller überlieferten gesellschaftlichen Gegensätze das Ideal der Gegenwart sein!

Ludwig Napoleon ist der Namenserbe des großen Soldaten, darum erschien sein Adel als der älteste und beste, der eigentlich fürstliche in einer Republik, in welcher das Soldatentum sich berufen hielt, von nun an wiederum die hohe Aristokratie zu bilden. Man kann diese Thatsachen gleicherweise sehr lustig und sehr ernst finden. Aber sie bleiben eine inhaltschwere Mahnung, daß man die sociale Politik begreifen und schätzen möge als die eigentlich entscheidende Politik der Gegenwart.

So erscheint auch der gefahrvolle Versuch, daß Ludwig Napoleon die Proletarier in Scharen von vielen Tausenden nach Paris zieht, um ihnen zu zeigen, daß er den Arbeitern Arbeit und Verdienst nach Belieben aus dem Aermel schütteln kann, als ein Zeugnis für die unwiderstehlich in unser öffentliches Leben einziehende sociale Politik. Mit der entschlossensten, verwegensten, verzweifeltsten Gesellschaftsgruppe, dem vierten Stand, soll die übrige Gesellschaft in Schrecken gehalten werden, damit der Kaiser einstweilen ruhig auf seinem Throne sitzen könne. Indem die Proletarier die Straßen von halb Paris niederreißen, bauen sie die unsichtbare Burg der kaiserlichen Macht. Die sociale Politik ist hier aber ein Hazardspiel, nicht ein Ausfluß besonnener Staatskunst. Vielleicht gelingt es dem Hazardspieler einmal die Bank zu sprengen, aber zuletzt wandert er doch in den Schuldturm oder schießt sich eine Kugel durch den Kopf.

Weit leichter läßt es sich gegenwärtig annehmen, daß einer die politische Partei aus reiner, freier Ueberzeugung wechsle, als daß er ein sociales Glaubensbekenntnis umtausche. Denn das letztere ist nicht bloß ein Produkt des verständigen Urteils, es ist uns zur Hälfte angeboren, mit Abkunft, Erziehung, Weltstellung untrennbar verwachsen. Der Sohn des individualisierten Mitteldeutschlands denkt von Haus aus ganz anders über die socialen Fragen, als der Nord- oder Süddeutsche, weil er von Jugend auf von ganz anderen socialen Thatsachen umgeben ist. Man sollte darum gerade hier nicht so rasch sein, dem Gegner niedrige Beweggründe unterzuschieben, denn beim Urteil über

sociale Zustände ist ein jeder zugleich Richter in eigener Sache.

Die politischen Maßregeln unserer jüngsten revolutionären Krisis sind nach Ablauf weniger Jahre zu Hunderten wieder in nichts zerronnen. Es hat sich als viel leichter erwiesen, zwei, drei neue Verfassungen in einem Atem hintereinander einzuführen, als eine einzige Maßregel socialer Natur wieder rückgängig zu machen, wie beispielsweise die auf eine höhere gewerbliche Selbständigkeit des Handwerkerstandes, auf Entlastung des Grundeigentums &c. zielenden Reformen.

Darum ist mir nicht leicht eine ärgere politische Ketzerei vorgekommen, als wenn ich Männer, die für staatsklug gelten wollten, in den Kammern und der Presse solche Maßregeln, die den nächsten — wenn auch scheinbar noch so geringfügigen — Interessen der bürgerlichen Gesellschaft galten, für kleinlich ausschreien hörte, gegenüber den lärmenden Debatten der formellen Politik. Auch die kleinste Maßregel zur Hebung der Selbständigkeit der bürgerlichen Gesellschaft neben der Staatsgesellschaft ist groß, und wer die, wenn auch noch so bescheidene, Pflege der gesellschaftlichen Interessen gering ansieht, der begeht eine Todsünde wider den Geist der Zeit.

Zweites Kapitel.

Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben.

Im Wein ist Wahrheit. Auch eines Volkes geheimste Gedanken belauscht man wohl in den kurzen Augenblicken seligen Trunkenseins, nicht in den langen nüchternen Tagen des ruhigen Gewohnheitslebens.

So ein glücklicher Moment des Rausches war das Jahr 1848. Kommende Geschlechter beneiden gewiß den Kulturforscher, dem es damals vergönnt war, mit Mappe und Bleistift zuzuschauen und Skizzen zu Dutzenden für künftige Ausarbeitung aufs Papier zu werfen. Denn ein Rausch des Volkes mag wohl rasch wiederkehren, aber schwerlich ein so gutartiger, der von allen guten und schlechten Geheimnissen des Volkslebens so arglos den Schleier heben wird. Es sind bereits so viele Sittenzeichner aufgetreten, welche aus den Scenen des Jahres 1848 einen Höllenbreughel zusammengesetzt haben: warum nicht lieber einen Ostade, ein Bildchen, wo der Wein so recht als ein Verklärer, das ist ein Klarmacher, auf jedem Lächeln, jedem Blinzeln, jedem Stirnrunzeln der Zechgenossen leuchtet, und auch der unglückselige Mann nicht fehlt, der seitab sich in den Winkel stiehlt, weil es ihm übel wird?

In jenem dem Beobachter so günstigen Jahre des großen Volksrausches konnte man eine zweifache Thatsache wahrnehmen. Zuerst, daß sich alle Welt, Rang und Stand vergessend, brüderlich in die Arme fiel — und wer nicht aus dem Seelenjubel

der Begeisterung mitmachte, der that es wenigstens beim Zähneklappern der Furcht. Zum andern aber, daß gleichzeitig der Sondergeist, der Drang nach korporativer Selbständigkeit der einzelnen Berufe und Gesellschaftsgruppen nicht minder gewaltig hervorsprang.

Da sahen wir, wie schon in den ersten Märztagen das Handwerk sich zusammenscharte, um sich zu erretten von dem Fluch der schrankenlosen Gewerbefreiheit, der Patentmeisterschaft ꝛc., um die Ordnung der gewerblichen Angelegenheiten der Bureaukratie ab und in die eigene Hand zu nehmen. Es wurden hier und dort förmliche Zunftordnungen extemporiert, nicht von den Regierungen, sondern von den Handwerkern selber. Meister- und Gesellenvereine wucherten auf. Altersmatt gewordene Gewerbevereine gewannen neues Leben. Bei einzelnen Gewerbszweigen wurde die Selbstherrlichkeit der Körperschaft bis zu einem Grade ausgedehnt, daß der Staat nicht mehr ruhig zusehen konnte. Ich erinnere nur an die Buchdruckergehilfen, welche mit ihrem straffen Zusammenhalten im Sommer 1848 der norddeutschen Polizei nicht wenig Kummer bereitet haben. Man nannte aber, beiläufig bemerkt, diese Fanatiker des Korporationswesens radikal, nicht reaktionär.

Die „Arbeiter" scharten sich zu umfassenden Vereinen mit klar ausgesprochener socialer Tendenz, um ihre Rechte als „Stand" kämpfend. Eigene Arbeiterzeitungen wurden gegründet.

Die Schullehrer wie die Geistlichen gruppierten sich zu besonderen Vereinen, hielten Versammlungen ab, stifteten Schul- und Kirchenblätter. Jeder wollte das Interesse seines Standes und Berufes wahren und festigen. Die Kirche machte von dem Vereinsrecht den großartigsten Gebrauch. Der Katholicismus gewann durch das musterhaft organisierte Vereinswesen eine sociale Macht, wie er sie, wenigstens in den Ländern gemischten Glaubens, vielleicht seit der Reformation nicht mehr besessen hatte. Es wurden auch kirchliche Vereinszeitungen geschaffen neben den eigentlichen Kirchenzeitungen. Ueberall Sonderung, überall eine

ganz von selbst entstehende Gliederung der Gesellschaft. Ja die Lust, alle möglichen Angelegenheiten genossenschaftlich zu behandeln, überstürzte sich bis zum Unsinn, und mancher sonst arbeitsame Bürgersmann ist dazumal vor lauter Korporation, ständischem selfgovernment und Vereinswesen ein Lump geworden.

Die freie Gemeindeverfassung, was ist sie in ihren Grund- und Stammsätzen anders als ein Korporationsstatut, halb socialer, halb politischer Natur? Das Recht, die eigenen Angelegenheiten des Gemeindehaushaltes selber zu ordnen, das Recht der Gemeinde, demjenigen die Niederlassung zu wehren, den sie für ein verderbliches Subjekt hielt, wie es im Mittelalter die Städte besaßen, beanspruchte jetzt jedes Dorf. Ich habe nicht gehört, daß irgendwo in der Weise Mißbrauch von der freien Gemeindeverfassung gemacht worden wäre, daß eine Gemeinde ihre Thore dem Zuzug jedes Straßenläufers geöffnet hätte, wohl aber gar häufig umgekehrt, daß die freie Gemeinde in engherzigstem Sondergeist auch dem tüchtigsten Einwanderer die Niederlassung versagte.

Die Bürger der Städte, der eigentliche Mittelstand, thaten sich zusammen in Bürgervereinen, konstitutionellen Vereinen, Vereinen für Gesetz und Ordnung u. dgl. Es war in der Regel nicht geradezu ausgesprochen, daß diese Vereine das korporative Interesse des Bürgerstandes als solchen vertreten sollten. In der That und Wahrheit thaten sie dies aber doch, und wesentlich nur dies. Absichtslos bekundete sich hier der Sondergeist des Bürgertums nur um so auffallender.

Der Adel wurde schon durch die Bedrängnis der Zeit zu strafferem Zusammenhalten getrieben.

Die Bauern allein versuchten keine neuen Korporationen zu gründen, weil sie glücklicherweise noch in dem beneidenswerten Zustande leben, daß sie von allen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft am naturgemäßesten gegliedert sind, ohne es selber recht zu wissen.

In all diesen Thatsachen lag eine Wahrheit, jene naive

Wahrheit, welche aus dem Rausche spricht. Es war den Leuten nicht von oben her befohlen worden, sich nach Standes- und Berufsinteressen in Vereinen zusammenzuthun, sie waren ganz von selber auf den Einfall gekommen, der Instinkt des fessellosen Volkes hatte die Wahrheit entdeckt und ausgebeutet, daß nur aus der gesonderten Pflege des Individuellen die allgemeine Größe hervorsteige.

Gerade in Mitteldeutschland, wo wahrlich wenig mittelalterliche Rückgedanken im Volke mehr leben, wo aber hier und da eine zügellose Gewerbefreiheit die Leute allmählich mürbe gemacht hatte, sah die freisinnige Partei den letzten Rettungsanker des Handwerks in einer neuen korporativen Organisation des Gewerbestandes. Im deutschen Süden besaß man zum Teil noch zu viel von den alten Resten des Zunftwesens, man hat aber selbst wirklich veraltete Gebilde derart nicht geradezu über Bord geworfen. Der Norddeutsche begreift diese Thatsachen nicht, weil er sie nicht bei sich selbst erlebt hat. Es würde staunenswerte Resultate zeigen, wenn man das alles zusammenstellen könnte, was der Gewerbestand einzelner Gegenden 1848 alles gethan hat, um sich in wirtschaftlichen und socialen Körpern zu Schutz und Trutz abzuschließen. Wohl hat man in norddeutschen Städten die Gewerbefreiheit gewahrt; in anderen Gegenden aber ist man gerade da mit dem stürmischsten Angriff gegen dieselbe vorgeschritten, wo man sie am ausgedehntesten genossen hatte. Hier verleugnete der Liberale sein eigenes liberales Princip, um dem in der Nation webenden Sondergeiste ein Genüge zu thun, welcher eben da, wo das Volk sich in seiner Natürlichkeit zeigte, wo es am meisten sich gehen ließ und nach eigenem Gutdünken wirtschaftete, am entschiedensten hervorbrach. Diese wichtige Thatsache wird man nicht antasten können.

Aber freilich war auch gleichzeitig dem Einigungstrieb keine Schranke gestellt. Man gab sich unbefangen den Sonderinteressen von Stand und Beruf hin, weil man die Sonderungen des Ranges ein für allemal aufgehoben wähnte. Man fühlte sich

einig als Nation, und nahm es darum für unverfänglich, sich in den socialen Sonderinteressen ganz gründlich zu vereinzeln. Man fühlte sich gleich und einig in der Bildung, denn keiner glaubte an politischer Reife dem andern nachzustehen und jeder Eckensteher war ein Staatsmann; darum wahrte man um so eifriger den Vorteil der einzelnen abgeschlossenen Stufen der bürgerlichen Existenz samt der damit verknüpften Mannigfaltigkeit der speciellen Bildung. Hätte man freilich den Leuten laut gesagt, daß sie durch ihr Vereinswesen 2c. lediglich den unvertilgbaren Trieb zur ständischen Gliederung bekundeten, so würden sie einem die Fenster eingeworfen haben. Daß sie unbewußt dem Sondergeist im Volksleben ihre Huldigung darbrachten, macht darum diese Huldigung selbst nicht bedeutungsloser.

Die Scheidewand der alten Gesellschaftsgruppen ist durch den Einfluß einer immer mehr sich verallgemeinernden Geistesbildung, durch die Macht des modernen Industriewesens, durch die staatsrechtliche Thatsache eines gleichberechtigten und gleichverpflichteten allgemeinen Staatsbürgertums so gründlich niedergeworfen worden, daß man für die Kraft des socialen Einigungstriebes in unserer Zeit nicht erst den Beweis anzutreten braucht. In einer Epoche, wo der Adel social herrschte, zweifelte niemand an der ständischen Gliederung der Gesellschaft: so zweifelt jetzt, wo der Bürgerstand den entscheidendsten Einfluß im socialen Leben übt, niemand an dem Gemeinbewußtsein, an der höheren Einheit aller Gesellschaftsgruppen. Aber gerade darum ist es jetzt um so notwendiger darauf aufmerksam zu machen, daß auch der sociale Sondergeist durchaus nicht erloschen, daß er nur in die zweite Linie getreten ist, daß er statt der alten Bildungen neue geschaffen hat und wahrlich als ein vollwichtiger Faktor in der socialen Politik die höchste Beachtung verdient.

Ich zeigte vorhin im Spiegel einer Volksbewegung, wie mächtig der unbewußte Sondergeist im Volke noch walte. Als Seitenstück tritt uns die gleiche Erscheinung auch im Spiegel der modernen Litteratur gegenüber. An dem Grundsatze festhaltend,

daß im Kleinen der Maßstab für Großes gegeben sei, greife ich einen litterarisch noch minder bedeutenden, aber um der Ueppigkeit des in ihm wuchernden Triebes für den Kulturforscher um so bedeutsameren Zweig unseres Schrifttumes heraus: den sogenannten „socialen Roman". In dem Maße, als uns das durch lange Zeit fast ganz abgestorbene Bewußtsein des Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft wieder lebendig wurde, keimte auch die reiche Saat der socialen Romane auf. Das achtzehnte Jahrhundert konnte keine Litteratur des socialen Romans haben, denn der moderne Begriff der Gesellschaft fehlte ihm. Wenn aber ein künftiger Historiker die socialen Geburtswehen unserer Tage zu schildern unternimmt, dann wird er ein eigenes Kapitel ausarbeiten über dieses Phänomen der socialen Romane: er wird da reden von Sealsfield, von Dickens, selbst schon von Walter Scott, von Eugen Sue und von all den künftigen großen deutschen Romanschreibern, die jetzt noch als Quintaner in den Gymnasien sitzen. Die Zeit ist da, wo Staatsmänner zu ihrer Instruktion auch Romane lesen müssen.

Ist dies nicht eine wichtige Thatsache, daß unsere Poeten den Einzelnen gar nicht mehr anders zu malen vermögen als in den Lokaltönen eines bestimmten Gesellschaftskreises? daß der allgemeine Liebhaber, Held, Intrigant ꝛc., wie man ihn ehedem zeichnete, stereotypen Figuren ganz anderer Art Platz gemacht, gesellschaftlich individualisierten Figuren, als da sind: Bauern in allerlei Natur und Unnatur, Edelleute und Emporkömmlinge, Bürger, Bourgeois und Philister, Handwerker, Arbeiter und Proletarier? Diese festen Charakterrollen, die dem modernen Roman ausschließlich zu eigen gehören, bezeichnen einen Triumph der historischen socialen Weltansicht über die philosophisch ausebnende. Wenn sich der großenteils politisch freigesinnte Kreis der Romandichter den modernen Menschen gar nicht mehr anders poetisch individualisieren kann als im Gewand eines besonderen Standes, dann müssen diese Gruppen der Stände doch wohl mehr sein als das bloße Trugbild reaktionärer Politiker.

Gar viele sociale Romane sind im konservativen Interesse geschrieben, ohne daß sich's der Autor hat träumen lassen. Es war eine wahrhaft verhängnisvolle Verkehrtheit des vormärzlichen Standpunktes, daß nicht die Staatsmänner ein Auge hatten auf den socialen Roman, sondern die Polizeibeamten. Diese Gattung von Poesie bildete das erste Kapitel in der polizeilichen Litteraturkunde, und noch heute denken von zehn Leuten gewiß neune bei einem „socialen" Roman stracks an einen „socialistischen".

Man halte die dichterischen Sittenbilder des Bauernlebens, welche Jung Stilling und Hebel mit so liebenswürdigem Griffel entworfen, gegen die Art wie Immermann, Auerbach, Jeremias Gotthelf dasselbe Thema behandeln. Jene älteren Dorfnovellisten malten uns den Bauersmann als ein einzelnes Charakterbild in seiner privaten Gemütlichkeit, als Staffage eines kleinen Genrestückes; diese neueren dagegen fassen ihn vorweg als Glied der Gesellschaft, sie setzen ein Bauerntum voraus, der sociale Grundton dringt durch, auch wo keine Tendenz sich breit macht.

So geht es durch alle Zweige der Romandichtung. Auch das ästhetisch flachste und gleichgültigste Werk gewinnt aus diesem Gesichtspunkte oft Wert für den Kulturhistoriker. So z. B. die aristokratischen Frauenromane. Eine spätere Zeit wird in denselben viel lehrreichen Stoff zur Erkenntnis der Schwächen unserer Aristokratie finden, wenn es der Litterarhistoriker längst nicht mehr der Mühe wert hält einen Blick in dieselben zu werfen. Die Gräfin Hahn hat ihre Bücher Romane „aus der Gesellschaft" genannt. Sie denkt sich freilich unter der Gesellschaft etwas ganz anderes als wir, aber wir können sie immerhin auch in unserem Sinne beim Wort fassen: es sind in der Tat sociale Romane, sehr verunglückte freilich. Indem in den meisten dieser aristokratischen Frauenromane der Kultus gerade des Außenwerks der Aristokratie, in seiner Poesielosigkeit, auf die Spitze getrieben ist, werden sie förmlich zu destruktiven Schriften, die eine richtige Erkenntnis und Würdigung des Wesens der Aristokratie weit

daß im Kleinen der Maßstab für Großes gegeben sei, greife ich einen litterarisch noch minder bedeutenden, aber um der Ueppigkeit des in ihm wuchernden Triebes für den Kulturforscher um so bedeutsameren Zweig unseres Schrifttumes heraus: den sogenannten „socialen Roman". In dem Maße, als uns das durch lange Zeit fast ganz abgestorbene Bewußtsein des Lebens in der bürgerlichen Gesellschaft wieder lebendig wurde, keimte auch die reiche Saat der socialen Romane auf. Das achtzehnte Jahrhundert konnte keine Litteratur des socialen Romans haben, denn der moderne Begriff der Gesellschaft fehlte ihm. Wenn aber ein künftiger Historiker die socialen Geburtswehen unserer Tage zu schildern unternimmt, dann wird er ein eigenes Kapitel ausarbeiten über dieses Phänomen der socialen Romane: er wird da reden von Sealsfield, von Dickens, selbst schon von Walter Scott, von Eugen Sue und von all den künftigen großen deutschen Romanschreibern, die jetzt noch als Quintaner in den Gymnasien sitzen. Die Zeit ist da, wo Staatsmänner zu ihrer Instruktion auch Romane lesen müssen.

Ist dies nicht eine wichtige Thatsache, daß unsere Poeten den Einzelnen gar nicht mehr anders zu malen vermögen als in den Lokaltönen eines bestimmten Gesellschaftskreises? daß der allgemeine Liebhaber, Held, Intrigant 2c., wie man ihn ehedem zeichnete, stereotypen Figuren ganz anderer Art Platz gemacht, gesellschaftlich individualisierten Figuren, als da sind: Bauern in allerlei Natur und Unnatur, Edelleute und Emporkömmlinge, Bürger, Bourgeois und Philister, Handwerker, Arbeiter und Proletarier? Diese festen Charakterrollen, die dem modernen Roman ausschließlich zu eigen gehören, bezeichnen einen Triumph der historischen socialen Weltansicht über die philosophisch ausebnende. Wenn sich der großenteils politisch freigesinnte Kreis der Romandichter den modernen Menschen gar nicht mehr anders poetisch individualisieren kann als im Gewand eines besonderen Standes, dann müssen diese Gruppen der Stände doch wohl mehr sein als das bloße Trugbild reaktionärer Politiker.

Gar viele sociale Romane sind im konservativen Interesse geschrieben, ohne daß sich's der Autor hat träumen lassen. Es war eine wahrhaft verhängnisvolle Verkehrtheit des vormärzlichen Standpunktes, daß nicht die Staatsmänner ein Auge hatten auf den socialen Roman, sondern die Polizeibeamten. Diese Gattung von Poesie bildete das erste Kapitel in der polizeilichen Litteraturkunde, und noch heute denken von zehn Leuten gewiß neune bei einem „socialen" Roman stracks an einen „socialistischen".

Man halte die dichterischen Sittenbilder des Bauernlebens, welche Jung Stilling und Hebel mit so liebenswürdigem Griffel entworfen, gegen die Art wie Immermann, Auerbach, Jeremias Gotthelf dasselbe Thema behandeln. Jene älteren Dorfnovellisten malten uns den Bauersmann als ein einzelnes Charakterbild in seiner privaten Gemütlichkeit, als Staffage eines kleinen Genrestückes; diese neueren dagegen fassen ihn vorweg als Glied der Gesellschaft, sie setzen ein Bauerntum voraus, der sociale Grundton dringt durch, auch wo keine Tendenz sich breit macht.

So geht es durch alle Zweige der Romandichtung. Auch das ästhetisch flachste und gleichgültigste Werk gewinnt aus diesem Gesichtspunkte oft Wert für den Kulturhistoriker. So z. B. die aristokratischen Frauenromane. Eine spätere Zeit wird in denselben viel lehrreichen Stoff zur Erkenntnis der Schwächen unserer Aristokratie finden, wenn es der Litterarhistoriker längst nicht mehr der Mühe wert hält einen Blick in dieselben zu werfen. Die Gräfin Hahn hat ihre Bücher Romane „aus der Gesellschaft" genannt. Sie denkt sich freilich unter der Gesellschaft etwas ganz anderes als wir, aber wir können sie immerhin auch in unserem Sinne beim Wort fassen: es sind in der Tat sociale Romane, sehr verunglückte freilich. Indem in den meisten dieser aristokratischen Frauenromane der Kultus gerade des Außenwerks der Aristokratie, in seiner Poesielosigkeit, auf die Spitze getrieben ist, werden sie förmlich zu destruktiven Schriften, die eine richtige Erkenntnis und Würdigung des Wesens der Aristokratie weit

mehr beeinträchtigen als gar manche polizeilich verbotene, von bärtigen Litteraten geschriebene Bücher.

Zwei fremde Romanschriftsteller haben in neuerer Zeit in Deutschland einen wahrhaft beispiellosen Erfolg gehabt: Walter Scott in den zwanziger, Eugen Sue in den vierziger Jahren. Sie vertreten die beiden äußersten Pole des socialen Romans. Wer jetzt, nachdem wir die großen Lehrjahre unserer kleinen Revolution durchgemacht, Scotts Romane wieder zur Hand nimmt, der staunt gewiß darüber, wie er dieselben heute mit so ganz anderem Auge liest als vordem. Welchen grundverschiedenen Sinn haben diese Schilderungen der altenglischen Aristokratie und des Bürgertums wie der patriarchalischen Zustände Hochschottlands jetzt für uns gewonnen, wo wir mitten im socialen Kampfgetümmel stehen! Jetzt merkt man erst, daß nicht das historische Beiwerk, sondern der sociale Kern den eigentlichen Grundcharakter dieser Romane bildet. Jetzt fühlt man erst, wie lächerlich es war, daß man vordem bald diesen bald jenen deutschen Romandichter den deutschen Walter Scott genannt, wo wir doch erst das Bewußtsein eines fest historisch gegliederten Gesellschaftslebens wie das englische wiedergewinnen müßten, um deutsche sociale Romane von innerer Verwandtschaft mit diesen englischen schaffen zu können. Der sociale Inhalt wurde bei den Romanen Sue's von der großen Masse viel rascher herausgefunden als bei Walter Scott, weil er sich dort als Verneinung der bestehenden Gesellschaft darstellt. Man glaubte jetzt erst den socialen Roman gewonnen zu haben, den man doch längst besaß. Den Deutschen fängt mehrenteils die Politik immer erst da an, wo die Opposition anfängt, darum ist eine erhaltende und aufbauende Politik für so viele geradezu das klassische „hölzerne Eisen" der logischen Lehrbücher. In einer Zeit, die von großen sittlichen und socialen Gährungen kaum minder trüb aufbrauste als die unsrige, hat Rubens den wilden Jubel der Sinnenlust, den entfesselten Dämon des irdischen Menschen, den Rausch der geilen Lüsternheit in unverhüllter Nacktheit ungleich kecker gemalt als je einem

französischen Neuromantiker gelungen ist; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er neben diese nahezu unsittlichen Bilder — das jüngste Gericht und den Sturz der bösen Engel gestellt, und daß ihm die hier zum Abgrund niederstürzenden Teufel, wie sie sich vergeblich zähnefletschend gegen die Lanzen der Erzengel aufbäumen, gerade am trefflichsten gelungen sind. Auch der sociale Roman der Franzosen malt die Sünde möglichst nackt, aber das Gericht, welches der Dichter daneben stellt, ist kein jüngstes Gericht, und die poetische und sittliche Gerechtigkeit wird darin schneidender verletzt als in dem koketten Abbild der Unzucht und Niedertracht selber. Rubens, der im Stile seiner Zeit sociale Romane malte, war auch ein Staatsmann. Sollen wir Viktor Hugo, Sue, G. Sand 2c., die ja auch auf kurze Frist Staatsmänner neueren Stiles gewesen sind, mit dem alten Maler als Staatsmann vergleichen? Nirgends haben die Franzosen aberwitzigeres zu Tage gefördert als in den praktischen Lösungsversuchen der socialen Frage, und kein Litteraturzweig ist bei ihnen entsprechend zu ärgerem ästhetischem Aberwitz ausgewachsen als der sociale Roman.

Man zeige mir einen wirklichen Dichter, der einen modernen Roman geschrieben hat, ohne dessen Charaktere als in den Unterschieden der verschiedenen Stände gewurzelt zu entwickeln, und ich will daran glauben, daß ein Unterschied der Stände auch nicht mehr in der Natur und in dem Bewußtsein des Volkes wurzele. Ein Mensch, der keiner besonderen Gesellschaftsgruppe angehört, sondern nur dem allgemeinen Staatsbürgertum, ist für den Romandichter ebenso sehr ein Unding als ein allgemeiner Baum, der nicht Eiche, nicht Buche, nicht Tanne, für den Maler. Und nicht bloß im Wein ist Wahrheit — auch in der Poesie.

Für das Studium der Volkssitten ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erstaunlich viel gethan worden. Meint man, der überreiche ungeordnete Stoff, der hier zusammengetragen ist, habe bloß den Wert einer Kuriositätensammlung, oder bloß antiquarischen Wert, sofern er den letzten Widerschein einer ver-

sinkenden Welt festhält? Für uns hat die Fülle dieser Studien zu allererst eine großartige sociale Bedeutung. Denn die noch fortlebende Sitte des Volkes, deren stärkste Triebkraft gerade in den unteren Volksschichten sitzt, ist uns Brief und Siegel für das noch keineswegs erstarrte Schaffen und Weben des Sondergeistes im Volke. Diese derben Unterschiede der Volkssitten werden sofort erlöschen, sowie eine organische Gliederung der Gesellschaft aus der Natur des Volkslebens verschwunden ist. Alsdann wird es Zeit sein an das ewige Reich des Socialismus zu denken. Nur die nivellierte äußere Kruste der Gesellschaft, die den modernen abstrakten Bildungsmenschen in sich faßt, hat jetzt schon keine eigentümliche Sitte mehr.

Das vielfach bis zur äußersten Grenze getriebene Sondertum des Volkslebens ist der tiefste Jammer und zugleich die höchste Glorie Deutschlands. Unser Bestes und unser Schlechtestes wurzelt in demselben, nicht seit heute oder gestern, sondern seit es eine deutsche Geschichte giebt. Hier die Eigenart und Frische unsers geistigen Schaffens, der Ameisenfleiß unsers industriellen Lebens, jene zähe, elastische, verjüngende Kraft, welche unsere Nationalität nie ganz zerknickt werden ließ, welche wirkte, daß der deutsche Geist, wenn er in einem Punkte gebrochen schien, in zehn andern gleichzeitig um so gewaltiger in die Höhe strebte. Auf der anderen Seite Zwietracht, Zersplitterung, der Jammer des ebenfalls niemals auf allen Punkten zugleich niederzubeugenden Partikularismus. Schon geographisch ist Sondergeist und Einigungstrieb im deutschen Volksleben dargelegt in dem „individualisierten und centralisierten Land," wie ich es in dem ersten Bande dieses Werkes geschildert habe. Zu jenen örtlichen Gruppen, deren bunte Mannichfaltigkeit ich am gedachten Orte nur andeuten, nicht ausmalen konnte, gesellen sich die ideellen Besonderungen der Gesellschaftskreise. Es kann dem Blick wohl schwindeln, wenn sich ihm dieses Gewimmel des Einzellebens aufthut. Wie den deutschen Volksstämmen der Stempel der gesonderten Volkspersönlichkeiten schärfer eingeprägt ist, als den Gliedern

irgend einer andern Nation Europas, so geht auch die Sonderung der Gesellschaftsschichten bei uns noch am tiefsten. Aber zugleich besitzen wir auch den stärksten Hebel, unberechtigte sociale Schranken niederzuwerfen: die allgemeine Geistesbildung. Eine Nation von Dutzenden von Stämmen, Stätchen und Gesellschaftsgruppen, und zugleich eine Nation von Denkern! Dieser Gegensatz bildet das Tragische im deutschen Nationalcharakter. Der auf die Spitze gestellte Widerstreit eines natürlichen, angestammten Sondergeistes mit einem uns nicht minder angeborenen Einigungstrieb hat unser sociales Leben zu dem interessantesten und lehrreichsten, zugleich aber auch zum kummervollsten gemacht. Es ist deutsche Art, die eigenen Schmerzen darüber zu vergessen, daß man an ihnen physiologische Studien über die Natur des Schmerzes macht. Die socialen Kämpfe werden bei uns am tiefsten ausgekämpft werden. Mag Frankreich den Ausgangspunkt kommender socialer Revolutionen bilden, Deutschland wird doch der Centralherd derselben werden, das Schlachtfeld, wo die Entscheidung geschlagen wird. Wir wollen jeden redlichen Streiter in diesem Kampfe ehren, nur soll man uns nicht wegläugnen, daß das letzte Recht für beide Parteien in der eigensten Art des deutschen Volkes wurzele: der sociale Sondergeist nicht minder als der sociale Einigungstrieb. Der Zug der Zeit wird bald den einen, bald den andern in den Vordergrund schieben, ausrotten wird er weder den einen noch den andern. Der unbefangene Staatsmann wird beiden ihr Recht zu wahren wissen. Die Vorrechte einzelner Stände sollen Korporationsrechte aller Stände werden. Ich sage Korporationsrechte; denn nur aus dem Individuellen keimt ein gesundes Leben. Diese vom modernen Staats- und Rechtsbewußtsein wie von der Humanität gleicherweise geforderte Gleichheit herzustellen, nimmt der ausebnende Liberalismus die korporativen Rechte allen weg. Ich möchte sie allen geben, jedem nach seiner Art, weil ich nicht bloß den Drang nach socialer Ausgleichung, sondern auch den Sondergeist im Volke erkenne und ehre.

Das entartete, übercivilisierte römische Altertum am Vorabend seines Zerfalles konnte sich eines gründlichen Respektes vor den deutschen Barbaren nicht erwehren, als es wahrnahm, auf welche tief sittliche Grundlage das Familienleben bei diesem Volke gebaut war. Mit der im engen Kreise fest beschlossenen Familie haben wir unsere erste sittliche Ehre auf dem Schauplatze der Weltgeschichte eingelegt. Die Familie ist aber die oberste Voraussetzung der Gesellschaftsgruppe. In dem Idealbilde des mittelalterlichen deutschen Adels krystallisierte sich das Familienbewußtsein zum Standesbewußtsein. Die engere Gruppe der bürgerlichen Gesellschaft im Gegensatz zu dem fessellos ins weite schweifenden vereinsamten Individuum trägt bei uns die historische Weihe. Sie warb uns unsere erste Ehre, sie sollte uns billig auch unsere letzte werben.

Das genossenschaftliche Leben ist uralt beim deutschen Volke, aber eine Kaste hat es bei uns nie gegeben, wie bei den Orientalen, nicht einmal eine Priesterkaste. Auch eine politisch bevorzugte, herrschende Aristokratie gehört wenigstens nicht der Urzeit unserer Volksgeschichte an. Sondergeist und Einigungstrieb ergänzte sich in jenen grauen Tagen, wo die Sittentiefe deutschen Familienlebens den Römern Respekt einflößte. Wie heute die allgemeine Bildung einigend wirkt, so wirkte dies damals das Gemeingut der Volkspoesie in Sitte und Sage, Lied und Spruch. Merkwürdigerweise brachte just das Zeitalter des Zopfes, wo das sociale Bewußtsein überhaupt am ärgsten getrübt, am tiefsten erschlafft war, die Fabel von einer altdeutschen „Bardenzunft" auf, welche die Volksdichtung standesmäßig in Pacht gehabt hätte. Höhere Bildung ist gewiß nicht jedermanns Sache: ihre Pflege füllt darum einen Beruf, nicht aber einen gesellschaftlichen Stand. Es mag uns als ein Wahrzeichen gelten, daß die Gelehrten gerade damals einen eigenen Stand, eine besondere Kaste usurpierten, als der gesunde korporative Geist am tiefsten in Deutschland gesunken war. Und am Ausgange des Mittelalters, wo sich das Ständewesen durchaus veräußerlicht hatte, thaten sich vollends sogar die Poeten zu einer wirklichen Zunft zusammen.

Ein anderes Wahrzeichen tröstlicherer Art möge dem gegenüberstehen. Es ist die der Gegenwart eigentümliche Freude der höheren Stände an der Poesie und dem Gesang des gemeinen Mannes, am Volkslied. Sie ist ein sociales Phänomen, ein Triumph des Einigungstriebes, der durch alle Stände geht, und des edelsten Sondergeistes gleicherweise. Für den Genius giebt es keine gesellschaftliche Schranke, im Gegenteil, er überbrückt dieselbe, wo er sie vorfindet, und der große moderne Doppelstand der Gebildeten und der Bildungslosen zieht einen dicken Querstrich unbarmherzig mitten durch alle Standesgruppen. So beugt sich der vornehme Mann, indem er das arme kleine Lied des Bauern als ein köstliches Kleinod in den Schatz seiner Bildung aufnimmt, vor dem künstlerischen Genius im Volke. Der Volksgesang, der jetzt in allen Prunksälen heimisch wird, ist gleich einem Regenbogen des Friedens, der sich über alle Stände spannt. Das Reale ist die gesellschaftliche Sonderung, das Ideale die Einigung. Dem gemeinen Mann, der im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, gab Gott, daß er singe, damit im Verständnis dieser schlichten Lieder die übersättigte vornehme Welt auch wieder einmal einfältig sich fühlen könne wie geringe Leute. Gemahnt dies nicht an das Wort der Schrift: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt?"

Drittes Kapitel.

Die Wissenschaft vom Volke als das Urkundenbuch der socialen Politik.

Das Studium des Volkes sollte aller Staatsweisheit Anfang sein und nicht das Studium staatsrechtlicher Systeme. Die Staatsmänner früherer Jahrhunderte reichen gewiß durchschnittlich in gründlicher Schule den unserigen das Wasser nicht, schauten aber alltäglich frischeren Auges in das leibhafte Volksleben und führten darum ihr Regiment mindestens mit einer praktischen Sicherheit, die jetzt gar selten geworden ist.

Die „Wissenschaft vom Volke" gehört zu den noch nicht existierenden Hilfszweigen der Staatswissenschaften. Ist das nicht seltsam? Das Volk ist der Stoff, an welchem das formbildende Talent des Politikers sich erproben, das Volksleben das natürliche Element, dem er als Künstler Maß und Ordnung setzen soll. Wie läßt sich da eine Wissenschaft der Politik denken, die nicht begönne mit der Naturgeschichte des Volkes? Es wird aber noch eine Zeit kommen, wo man auf den Universitäten Kollegien lesen und im Staatsexamen Noten erteilen wird über die „Wissenschaft vom Volke".

In dem ersten Bande dieses Werkes habe ich Grundzüge und probeweise Ausführungen zu einer socialen Volkskunde von Deutschland zu geben versucht. Auf die sociale Volkskunde, die das Volk darzustellen hat nach seinen gesellschaftlichen Zuständen in der Begränzung eines bestimmten Landes, eines bestimmten Zeitraumes baut sich die wahre Gesellschaftswissenschaft erst auf. Die naturgeschichtliche Beobachtung von Land und Leuten ist der Stein, den die Bauleute der theoretischen Konstruktion so lange verworfen hatten, den aber die Gegenwart wieder zum Eckstein macht.

Mit einer oft wahrhaft komischen Leichtfertigkeit nimmt heutzutage jede Partei die Zustimmung des Volkes für sich in Anspruch. Und doch besitzen von Hunderten, die also Berufung einlegen, gewiß nicht zehn eine weitere gründliche Kenntnis als von dem sie zunächst umgebenden winzigen Bruchteil des Volkes. Das Studium des Volkes als einer socialen und politischen Persönlichkeit macht sich nicht so im Vorübergehen; es fordert die volle Forscherkraft eines ganzen Menschenlebens.

Wo sind die Organe des Volkes? Die Tagespresse ist nur das Organ eines beschränkten Teiles desselben, wenn wir recht weit greifen wollen, der gebildeten Schicht. Die Kammern sprechen noch viel weniger das ins Individuelle gezeichnete Charakterbild des Volkslebens aus, denn die Ageordneten gerade der originellsten und interessantesten Volksgruppen, der unteren Schichten, sprechen in der Regel gar nichts. Nur durch förmliche unermüdliche Entdeckungsreisen unter allen Klassen des Volkes, durch ein immer waches Auge für all die kleinen Wahrzeichen, welche im täglichen Leben, in jeder Regung einer öffentlichen Meinung hervorbrechen, wird man allmählich auf den Grund gehende Resultate über die bürgerliche und politische Natur bestimmter Volksgruppen zu gewinnen im Stande sein.

Clemens Brentano hat ein wunderschönes Wort gesprochen von den Mysterien des Naturlebens, die nur dann den Wanderer „befreundet anschauen," wenn er überall hin ehrfurchtsvolle Hingabe mitbringt. Und der Dichter sagt von sich:

„Weil ich alles Leben ehre,
Scheuen mich die Geister nicht!"

So schauen uns auch die Mysterien des Volkslebens nur dann befreundet an und seine Geister scheuen uns nicht, wenn wir alles Leben ehren. Ein jeglicher will aber gemeiniglich nur das Leben im Volke ehren, was in die fertige Form seiner vorgefaßten Schulsätze paßt, darum fliehen ihn die Geister, und Famulus Wagner sieht nichts als einen großen Pudel.

Ist es nicht auffallend, daß die demokratische Partei, welche

doch das „Volk“ am meisten im Munde führt und den *allgemeinen Begriff* des Volkes mit Wucherzinsen ausbeutet, in ihrer Presse so wenig thut, das Volks- und Gesellschaftsleben *in seinen Einzelzügen* zu durchforschen? Ueber ihrer Theorie vom Volke sind ihr die *Thatsachen des Volkslebens* abhanden gekommen. Darum sind unsere Bildungsdilettanten viel besser aufgelegt für die demokratische Lehre, als der ungebildete gemeine Mann. Im Gegensatz zu dieser schulgerechten Demokratie, die so wenig auf wahre Volkssympathien rechnen kann als der schulgelehrte Konstitutionelle und Absolutist, bleibt es ein großer Ruhm der engeren Fraktion der sogenannten Social-Demokraten, daß sie auf die Enthüllung der Zustände einer wenigstens vereinzelten Gesellschaftsgruppe mit der begeisterten Liebe des Forschers eingegangen sind. Daher auch ihre praktischen Erfolge. Die Social-Demokraten blieben freilich in der Einseitigkeit stecken, daß sie die verhältnismäßig kleine Schicht des städtischen und Fabriken-Proletariates als gleichbedeutend mit der Gesamtheit der „arbeitenden Klassen“ oder wohl gar des „Volkes“ nahmen. Auch sie vermochten es nicht, *alles Leben* zu ehren. Aber sie gaben doch unzweifelhaft den Anstoß, daß über die sociale Natur dieser einzelnen Proletariergruppe weit umfassendere Aufschlüsse zu Tage gefördert wurden, als über fast irgend ein anderes Glied der Gesellschaft. Durch die umfangreiche Polemik, welche sie hier angeregt, geschah es, daß wir auf diesem einzelnen Punkte fast ausschließlich genügenden Stoff zu einem Kapitel der Wissenschaft vom Volke vorbereitet finden.

Um so mehr ist es aber zu verwundern, daß die Social-Demokraten, da sie doch ein bestimmtes Bruchstück der Gesellschaft in seiner Besonderheit studiert haben, als beispielsweise das Pariser Arbeiterproletariat, nun eine Theorie entwickeln, welche stillschweigend für diese kleine Gruppe der Pariser Proletarier die Gesellschaft von ganz Europa, ja des ganzen Erdballes unterschiebt. So gaben sie die beste Frucht ihrer Erforschung der bestimmten Volkspersönlichkeit der Proletarier, die doch nur im

Gegensatz zu anderen individuellen Gebilden der Gesellschaft sich selbständig abhebt, freiwillig wieder verloren. Je tiefer man in die Einzelkenntnis der Gesellschaft eindringt, desto mehr wird man erkennen, daß eine sociale Politik, welche für alle gesitteten Völker gelten soll, ein Widerspruch in sich selber ist. Die deutschen Gesellschaftszustände sind ganz andere als die französischen, die englischen ꝛc., das Volk ist in allen Stücken individuell.

Aus dem Individuellen heraus, auf der Grundlage der Wissenschaft vom Volke muß die sociale Politik aufgebaut werden. Jede gesellschaftliche Reform hat nur dann für uns einen Wert, wenn sie die natürliche Frische und Eigenart des Volkslebens nicht antastet. Denn diese Eigenart bedingt die Kraft des Volkes. Bei den höheren Ständen zeigte es die neuere Zeit eindringlich genug, wie die sociale und sittliche Erschlaffung mit dem Verblassen der Originalität Hand in Hand geht. Die bäuerlichsten Bauern, die bürgerlichsten Bürger, die wahrhaft adeligen Edelleute sind auch immer die tüchtigsten gewesen. Ihr klagt, daß die ganzen Männer, die originellen Naturen, deren es zu unserer Väter Zeit noch weit mehr gab, im Aussterben begriffen sind! Aber solche Naturen erhalten sich nur bei gewissen festgeschlossenen, socialen Gruppen. Wer den Ständen ihre Originalität abschleifen will, der muß auch auf die Originalität bei den einzelnen Charakteren Verzicht leisten. Und doch sind diese bereits halbwegs ausgestorbenen Originalfiguren von jeher die wahren Flügelmänner der gediegenen Ehren und guten Sitten gewesen in den breiten Frontreihen der bürgerlichen Gesellschaft.

Ich will in diesem Buche kein sociales System aufstellen, keine neue oder alte Lehre der socialen Politik. Ich bescheide mich, anspruchslose Beiträge zusammenzureihen zur Wissenschaft vom Volke als dem Quellenbuche aller echten Staatskunst. Die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft in *Deutschland* sind dabei fast ausschließlich in Betracht gezogen worden, denn auch für das sociale Leben gilt die Schranke der *Nationalität*. Aus dem Kleinen, Beschränkten und Einzelsten heraus arbeitend,

möchte ich in einer möglichst großen Fülle von Lebensbildern und Thatsachen darlegen, welcher Reichtum an mannigfaltiger Gestaltung selbst in der modernen Gesellschaft noch sich aufthut. Ich möchte den praktischen Staatsmännern als ihre heiligste Pflicht vors Gewissen führen, dieser Vielgestalt der socialen Gebilde in der Politik gerecht zu werden, auf die Individualität des immer noch reich gegliederten Volkslebens ihre Systeme zu gründen, nicht umgekehrt nach vorher entworfenen und wenn auch der Idee nach noch so sehr berechtigten Systemen das Volksleben zu modeln. Wer die moderne Gesellschaft nur von obenher in allgemeinen großen Ueberblicken betrachtet, dem mag sie nivelliert oder zur vollständigen Nivellierung reif erscheinen; wer aber hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens und aus dem Kleinen und Einzelnen heraus sich sein Wissen schöpft, der wird überall noch sehr streng und im wesentlichen gesonderte Gruppen wahrnehmen. Ueber die Rolle, welche den ständischen Gruppen im modernen Staatsrecht zugeteilt werden soll, kann man verschiedener Ansicht sein, aber den Bestand und die innere Notwendigkeit dieser Gruppen muß man entweder gelten lassen, oder man muß auch den Mut haben, sich zu der letzten Konsequenz, zum Socialismus zu bekennen. Ein drittes ist nicht möglich.

In diesen wenigen Worten ist die ganze Tendenz des vorliegenden Buches ausgesprochen. Der Verfasser bescheidet sich, beobachtet, untersucht und geschildert zu haben; er will kein neues System gründen und ist kein Agitator. Die „Reform der Gesellschaft" ist zu einem so gedankenlosen Stichwort geworden, daß ein Mann von Geschmack dasselbe eigentlich nur noch mit Vorbehalt in den Mund nehmen darf. Man hat in diesem Buch nach Rezepten zur Abhilfe unserer gesellschaftlichen Notstände gesucht und hat keine solchen Rezepte gefunden. Indem man aber dergleichen suchte, bewies man gerade, daß man die eigentliche Tendenz des Buches mißverstanden hatte. Es ist ja eben zur Widerlegung derjenigen Leute geschrieben, die Rezepte zur socialen Radikalkur machen. Mit solchen Rezepten

lockt man keinen Hund vom Ofen. Vorerst müssen wir die Gesellschaft erkennen, wie sie ist; dazu wollte ich mitwirken. Vorschläge zur Abhilfe einzelner örtlicher Mißstände werden sich überall von selbst ergeben. Der Arzt aber, der zur Hauptkur schreitet, bevor er die Diagnose vollendet hat, ist ein Pfuscher, ein Charlatan. Nur insofern in der Erkenntnis der Gesellschaft bereits die Reform der Gesellschaft vorgebildet ist, nur insoweit kann auch jetzt schon von letzterer die Rede sein.

Ganz geflissentlich habe ich nicht allgemeine Kategorien wie der Freiheit, der Wohlfahrt, der Bildung ꝛc. an die Spitze gestellt, um nach diesen meinen Stoff anzuordnen, um abzuurteilen, was darnach gut und schlecht sei in unsern bestehenden Gesellschaftszuständen. Wer hier Urteilssprüche auf den Grund solcher allgemeinen Kategorien sucht, der hat abermals die Grundidee des ganzen Buches mißverstanden. Denn gerade darum schildere ich ja die Besonderungen der Gesellschaft, um anschaulich zu machen, daß solche allgemeine Kategorien praktisch ganz bedeutungslos sind, daß die Bildung des Bauern ganz anderartig ist und sein muß als die des Bürgers, daß die Wohlfahrt beider auf ganz verschiedenen Grundlagen beruht, daß die Freiheit der ganzen Gesellschaft nur durch die in ihrer Eigenart möglichst ungestörten Entwickelungen der einzelnen Gruppen gewahrt ist.

Ein Grundgedanke ganz anderer Art als jene so vielfach mißverstandenen allgemeinen Begriffe war es, der mich begeisterte und der zugleich, wie ich glaube, die sittliche Tendenz des Buches in sich schließt, der Gedanke: daß nur durch die Rückkehr des Einzelnen wie der ganzen Stände zu größerer Selbstbeschränkung und Selbstbescheidung das sociale Leben gebessert werden könne. Der Bürger soll wieder Bürger, der Bauer wieder Bauer sein wollen, der Aristokrat soll sich nicht bevorrechtet dünken und nicht allein zu herrschen trachten. Den Stolz möchte ich in jedem wecken, daß er sich mit Freuden als ein Glied desjenigen Gesellschaftskreises bekenne, dem er durch Geburt, Erziehung, Bildung, Sitte, Beruf angehört und mit

Verachtung jenes geckenhafte Wesen von sich weist, mit welchem der Emporkömmling den vornehmen Mann spielt und sich zu bekennen schämt, daß sein Vater am Ende gar ein ehrsamer Schuster oder Schneider gewesen. Diese Rolle des einfältigen Emporkömmlings spielen gegenwärtig fast alle Stände, die echten Bauern allein ausgenommen; darum habe ich auch die Bauern so ganz besonders ins Herz geschlossen. Reue, Buße und Umkehr des Einzelnen ist hier „Reform der Gesellschaft". Mein Buch ist, wenn man will, in diesem Sinne ein ascetisches und jene oberste sittliche Tendenz der Selbstbescheidung des Individuums wie der Gesellschaftsgruppen ist zugleich eine christliche.

Vorerst kann der Privatmann nur in der Art wirkungsreich social reformieren, daß er persönlich das Beispiel gibt zu einem ernsteren, strengeren, bescheideneren Familien- und Gesellschaftsleben. Wir sehen schon seit längerer Zeit überall in Deutschland hervorragende politische Talente freiwillig von der Bühne des öffentlichen Wirkens abtreten, die Kammern, das Staatsamt verlassen, wo eben jenes Wirken aufgehört hat, ein unmittelbar erfolgreiches zu sein. Die wenigen übrig gebliebenen Eiferer der weiland politischen Parteien machen ihren Freunden einen bitteren Vorwurf aus diesem Rücktritt, den sie eine Fahnenflucht nennen. Wir können es im Gegenteil nur loben, wenn sich unsere besten Männer nicht zwecklos abnutzen. Der Begriff des öffentlichen Lebens und Wirkens wird in der Regel viel zu eng gefaßt, und der Edelmann auf seinen Gütern, der Bürger und Bauer in dem engen Kreise seiner Gemeindemitbürger kann gegenwärtig oft ein viel tiefer gehendes politisches Wirken entfalten als der Staatsmann im Kabinett oder der Abgeordnete in der Kammer. Er kann sociale Politik treiben und wird seine Reform der Gesellschaft vorläufig bei der Reform der Sitte seines eigenen Hauses anzufangen haben. Darin unterscheidet sich die gegenwärtige Epoche von der vormärzlichen, daß sie das politische Element gründlicher erkennt und im stillen durchbildet in der Familie, in der Gemeinde, in der Gesellschaft, während jene

Epoche diese Kreise gerade als die den politischen entgegengesetzten ansah. Es ist der Fortschritt von der reinen zur angewandten Politik. Zur Zeit des jungen Deutschlands schrieb ein Autor dieser Schule: „Der politische Mann müsse jetzt notgedrungen der Familie sich entfremden, er rufe seiner Frau zu, die ihn für sich und seine Häuslichkeit in Anspruch nehmen wolle: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Ich gehöre dem Jahrhundert an, ich bin Nationalgardist!" Heutzutage würden wir umgekehrt sagen: gerade weil der politische Mann seinem Jahrhundert angehört (er braucht darum übrigens nicht Nationalgardist zu sein), gerade darum hat er zu schaffen mit seinem Weibe, mit der Familie, mit Haus und Herd als der ersten Basis seiner politischen Wirksamkeit.

An die Stelle des weiland poetischen Weltschmerzes ist ein politischer getreten. Es ist durchaus Mode geworden, über das Trostlose unserer Lage die Achseln zu zucken und das Elend unserer gegenwärtigen öffentlichen Zustände zu bejammern. Wer das nicht thäte, der würde für borniert oder als ein frivol gleichgültiger, ganz unpatriotischer Mensch gelten.

Es ist aber ein wirklich großer, die Zukunft verbürgender Zug in unserer Zeit, daß man sich dem Studium der Volkszustände überall so eifrig wieder zuwendet. Was gegenwärtig für die kirchliche und sociale Heilung der gesellschaftlichen Gebrechen geschieht, ist nicht geringes. Die schrittweise Abhilfe im kleinen und einzelnen ist hier der einzig richtige Weg. Dabei haben wir jetzt Zeit, jene allgemeinen politischen Ideen, welche wir seit zwanzig Jahren rastlos verschlungen haben, ruhig zu verdauen. Die Zeitungsartikel und die Kammerdebatten werden freilich sehr mager bei diesem Verdauungsprozeß. Es war ganz in der Ordnung, daß wir, da wir uns im Jahre 1848 wohl als teilweise politisch unterrichtet, nicht aber als politisch erzogen erwiesen haben, wieder eine Zeit lang in die Lehre der Selbsterkenntnis geschickt werden.

Dies ist die Politik der Gegenwart. Die vordem so gangbare Phrase von einer Politik der Zukunft ist verstummt. Wir mußten der Reihe nach von der neu entdeckten Bühne, dem Drama, der

Theologie, Philosophie, Politik ꝛc. der Zukunft hören, und zwar immer dann, wenn Bühne, Drama, Theologie, Philosophie und Politik der Gegenwart am meisten im argen lag. Von der Naturwissenschaft der Zukunft hat man z. B. nicht geredet, weil man mit den köstlichen Ernten der Naturwissenschaft der Gegenwart alle Hände voll zu thun hatte. Jetzt sind nun noch ganz zuletzt die Musiker mit einer „Musik der Zukunft" hinterdrein gekommen.

Das Zeichen des politischen Mannes aber ist es, an der realen Gegenwart trotz all ihrer Härten und Bitterkeiten festzuhalten, und an einer nationalen Wirksamkeit um so weniger zu verzweifeln, je mehr dieselbe in *einzelne enge* Kreise zurückgedrängt ist. Die Musik der Zukunft aber möge der Politiker den Musikern überlassen.

Je mehr der Verfasser sich dem Einzelstudium des Volkslebens widmete, desto fester wurde er auch in der Ueberzeugung, daß nur eine auf die so mannigfaltig gearteten Besonderheiten des Volkstums gegründete, das geschichtlich Gegebene reformatorisch weiter bildende Politik die richtige sei. Und für eine solche Politik möchte er auch den Ehrennamen der „konservativen" beanspruchen. Jene *kleinen* Maßregeln werden bei ihr als die größten sich erweisen, welche den einzelnen Körperschaften ein so reiches Maß der Selbstverwaltung gestatten, als sich immerhin mit der höhern Staatsidee vereinbaren läßt, welche den schier verloren gegangenen Stolz, am liebsten der eigenen Gesellschaftsgruppe und keiner andern anzugehören, wieder wecken, jenes feste Behagen, daß sich jeder in seinem Kreise recht wie in seiner Haut wohl fühlt.

Es ist ein wahrer Herzenswunsch des Verfassers, man möge in den nachfolgenden Beiträgen zur „Wissenschaft vom Volk" ein Aktenstück erkennen, welches bezeugt, daß *eine mit liebevoller Hingabe an Art und Sitte des Volkes unternommene Durchforschung der modernen Gesellschaftszustände in letzter Instanz zur Rechtfertigung einer konservativen Socialpolitik führen müsse.*

Erstes Buch.

Die Mächte des Beharrens.

I. Die Bauern.

Erstes Kapitel.

Der Bauer von guter Art.

Es ruht eine unüberwindliche konservative Macht in der deutschen Nation, ein fester, trotz allem Wechsel beharrender Kern — und das sind unsere Bauern. Sie sind ein rechtes Originalstück, dazu kein anderes Volk ein Gegenbild aufstellen kann. Der Gebildete mag konservativ gesinnt sein aus Vernunftgründen, der Bauer ist es kraft seiner Sitte. In den socialen Kämpfen unserer Tage hat der Bauer eine wichtigere Rolle gespielt als die meisten ahnen, denn er hat den natürlichen Damm gebildet gegen das Ueberfluten der französischen Revolutionslehren in die unteren Volksschichten. Nur der träge Widerstand der Bauern hat im März 1848 die deutschen Throne gerettet. Man sagt, die Revolution sei vor den Thronen stehen geblieben; dies ist nicht ganz richtig: die Bauern sind vor den Thronen stehen geblieben. Es war aber jene Trägheit keine zufällige, sie quoll vielmehr aus dem innersten Wesen des deutschen Bauern. Der Bauer hat in unserem Vaterlande ein politisches Gewicht wie in wenig andern Ländern Europas; der Bauer ist die Zukunft der deutschen Nation. Unser Volksleben erfrischt und verjüngt sich fort und fort durch die Bauern. Wenn wir das Bauernproletariat nicht überwuchern lassen, dann brauchen wir uns vor dem gewerblichen und litterarischen nicht sehr zu fürchten. Bei dem Bauernstande wird die Wirtschaftspolitik zur

Spitze aller Staatskunst, und wer hier nicht das Volk in seiner Sitte und Arbeit — das ist social-politisch — studiert, der wird mit dem gesamten Staatsrecht doch keinen Hund vom Ofen locken. Die größten Fehlgriffe, welche der bureaukratische Staat seit fünfzig Jahren begangen, wurzeln darin, daß er das Wesen des deutschen Bauern ganz falsch aufgefaßt und den obersten Grundsatz vergessen hat, daß die konservative Macht des Staates in dem Bauernstande ruht. Die Revolution von 1848 zeigte uns thatsächlich, wie falsch jene Auffassung gewesen. Allein auch die revolutionäre Partei erkannte das politische und sociale Gewicht des Bauern nicht, und war weit davon entfernt in seine Eigenart einzugehen. Ein Volksführer, welcher der Bauern sich zu bemeistern verstünde, würde wahrhaft ein recht fürchtenswerter Volksführer sein, er hätte die wirkliche Mehrheit des Volkes auf seiner Seite, nicht bloß der Kopfzahl nach, sondern auch nach der materiellen und moralischen Macht.

Ich habe mir nun vorgesetzt, im nachfolgenden den deutschen Bauer als politischen und socialen Charakter zu zeichnen, den Bauer als konservative Potenz im Staate, als den rohen, aber ungefälschten Kern deutschen Wesens; dann zu entwickeln, wo und wie sich die sociale und politische Verderbnis auch bei dem Bauern bereits eingefressen hat. Als thatsächlicher Beleg, als erläuterndes Beispiel wird sich hieran eine Skizze jener Rolle knüpfen, welche der Bauernstand in den Gärungen und Kämpfen der Gegenwart durchgeführt, und den Beschluß möge die Nutzanwendung bilden, die Moral der Fabel, welche ich als Fingerzeig zu einer praktischen Bauernpolitik unsern Staatsmännern recht ins Gewissen schieben möchte.

In dem Bauernstande allein noch ragt die Geschichte alten deutschen Volkstums leibhaftig in die moderne Welt herüber. Der Bauer hat keine Geschichte gelernt, aber er ist historisch. Alle andern Stände sind aus ihren ursprünglichen Kreisen herausgetreten, haben ihre uralten Besonderheiten gegen die ausebnende allgemeine Civilisation dahingegeben, die Bauernschaft dagegen

besteht, wenn auch nicht unberührt von allem Schliff, doch noch in gar knorriger Eigenart als ein trutzig selbständiges sociales Gebilde. Die bäuerlichen Zustände studieren, heißt Geschichte studieren, die Sitte des Bauern ist ein lebendiges Archiv, ein historisches Quellenbuch von unschätzbarem Wert.

Nach der *mittelalterlichen* Ständelehre waren die Bauern der vierte und letzte Stand. Sie sind aber der naivste, ursprünglichste, in den derbsten Linien angelegte, darum beginne ich hier meine socialen Sittenbilder mit den Bauern.

Schon dem Auge des Naturforschers stellt sich der echte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages dar. Bei den Städtern hat sich das Originalgepräge des Körpers wie des Geistes und der Sitte zu einem Typus der *Einzelpersönlichkeit*, höchstens der Familie durchgebildet oder auch verflüchtigt. Die körperliche Eigenart des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Ständen und Gauen. Hier finden wir noch in dem einen Gau einen mehr langbeinig hochaufgeschossenen, in dem andern einen mehr breitschulterig gedrungenen Menschenschlag, wie sich das durch lange Jahrhunderte in unverfälschter Rasse fortgepflanzt hat. So trifft man z. B. in einzelnen Strichen des Hessenlandes heute noch ausschließlich jene länglichen Gesichtsprofile, mit hoher, nach oben etwas breit ausrundender Stirn, langer gerader Nase und kleinen Augen mit stark gewölbten Augenbrauen und großen Lidern, wie sie durch den Genremaler Jakob Becker und seine zahlreichen Schüler als stehende Figur in die beliebten gemalten Dorfgeschichten dieser Künstler übergegangen sind. Beim Vergleich dieser Bauerngesichter mit den Skulpturen der Marburger Elisabethenkirche (aus dem dreizehnten Jahrhundert) wird man entdecken, daß sich durch fast sechshundert Jahre derselbe althessische Gesichtstypus unverändert erhalten hat, nur mit dem Unterschiede, daß an jenen Bildwerken die Köpfe von Fürsten, Herren und edlen Frauen gemeißelt sind, deren Züge uns das unverfälschte Stammesgepräge zeigen, während dasselbe jetzt nur noch bei den Bauern des Landes zu

finden ist. Wer mittelalterliche Gestalten historisch echt zeichnen will, der muß sich überhaupt seine Modelle bei den Bauern suchen. Es erklärt sich dadurch aber ganz naturgemäß, warum die altdeutschen Bildner in einer Zeit, wo man doch sonst viel weniger nach der Schablone zu denken und zu bilden pflegte als in unseren Tagen, ihre Köpfe durchschnittlich so typisch einförmig behandelt haben: der ganze Menschenschlag hatte sich noch nicht zu individuelleren Gesichtszügen ausgelebt. Der Umstand aber, daß das Gleiche auch heute noch bei den unverfälschten Bauern stattfindet, führt uns zu einer weiteren Thatsache. In der sogenannten gebildeten Welt existiert, wirkt der Mensch viel mehr als einzelner; der Bauer dagegen existiert und wirkt als Gruppe, als Gesamtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz, aber daß von so vielen Tausenden einer wie der andere den Pflug führt, einer wie der andere lebt und denkt, dies nur ist ihrer aller weltgeschichtliche That und wirft ein so schweres Gewicht in die Wagschale unsers ganzen politischen und socialen Lebens.

In der gebildeten Welt hat der einzelne seinen Stil, und der Stil soll den Mann zeichnen. Bei dem Bauersmann hat der Stamm, der Gau, das Land seinen Stil, nämlich seine Mundart, seine Redewendungen, seine Sprüche, seine Lieder, und dieser Stil zeichnet die großen Volksgruppen. Dieser landschaftliche Stil des Bauern ist aber wiederum ein Stück Geschichte, an welchem derselbe zäh genug festhält. In einzelnen Gegenden Ungarns, z. B. in der Neutraer Gespannschaft, ziehen die bäuerlichen Nachkommen deutscher Kolonisten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts heute noch, ihre altsächsischen Lieder und Weisen singend, als Schnitter im weiten Lande umher, während die gebildeten deutschen Einwanderer in kürzester Frist ihre heimische Sprache vergessen und die ungarische annehmen. Auch in Amerika zeigt sich's, wie lange das historische Besitztum des Provinzialdialekts bei dem eingewanderten Bauersmann widerhält, während der Städter meist gar bald nach der traurigen

Ehre hascht, seine Muttersprache zu vergessen oder zu verwälschen. Und wenn fast alles Andenken an die frühere Heimat bei deutschen Bauernkolonien erloschen ist, dann halten in der Regel noch deutsche Bibeln und Gesangbücher auch für weitere Geschlechter auf geraume Zeit die überlieferte Muttersprache aufrecht. Wer aber einigermaßen die Mundarten der Bauern beobachtet hat, der wird wissen, daß neben dem Herkommen uralter Ausdrucksweisen die Volkssprache an diesen Büchern immer noch zumeist sich erfrischt und erhält, und also auch hier wieder in sehr festen historischen Boden ihre Wurzeln treibt. Den holländischen Bauern auf der dänischen Insel Amager, die viele Menschenalter hindurch aufs beharrlichste ihre heimatliche Mundart heilig hielten, konnte man nur dadurch die dänische Sprache beibringen, daß man ihnen mit dänischen Predigern allmählich dänische Bibeln und Gesangbücher aufzwang.

Dagegen mögen andererseits ein paar Züge anschaulich machen, daß auch ein nichtdeutscher Bauernschlag, der mitten unter Deutschen sitzt, sein Volkstum zäh bewahrt. Die Wenden in der Lausitz leben ungefähr 200 000 Seelen stark zerstreut unter deutschem Volke oder zu eigenen Kirchspielen abgeschlossen. Sie haben ihre Schulen und Pfarrkirchen; es wird in slavischer Sprache gelehrt und gepredigt. Als Katholiken halten sie sehr streng am Papste, als Protestanten nicht minder fest an Luther. Der gemeine Mann ärgert sich, wenn jemand dem Reformator den Doktortitel nicht beilegt; er spricht stets respektvoll nur vom Doktor Luther. Vor hundert Jahren war das gleiche wohl im ganzen protestantischen Deutschland der Fall. Mit größter Strenge hält der Wende an den Bräuchen seiner Kirche fest, und dies mag nicht am wenigsten dazu beitragen, daß er überhaupt so rein sich bewahren kann in seinem Volksgepräge. Deutscher Schulunterricht, deutsche Justiz und Verwaltung, der Dienst im stehenden Heere und so vieles andere greift zerstörend in die nationale Abgeschlossenheit ein; allein, wie wir es bei Völkern, deren Stamm und Wesen bedrängt ist, häufig finden: die Frauen

und Mütter bringen den Männern wieder aus dem Sinn, was von fremdem Einfluß sich festgesetzt hat. Daheim am Herde mag die Frau leicht das ererbte Volkstum bewahren, während der Mann gezwungen ist, im Verkehr und Wandel die schroffe Eigenart abzustreifen.

Die Wenden haben eigene, sehr kriegstüchtige Regimenter im sächsischen Heere gebildet; als fleißige Arbeiter und redliche Dienstboten sind sie auf weit und breit gesucht, und manches schwächliche Leipziger oder Dresdener Kind kommt durch eine wendische Amme zu Kraft und Gedeihen. In ihren Dörfern bewähren sie sich als tüchtige Bauern; man merkt es all ihren Bräuchen an, daß sie von Anbeginn ein ackerbautreibendes Volk gewesen sind. So ist z. B. den Wirtschaftstieren große Ehre in Sitte und Herkommen erwiesen. Jede Kuh hat ihren eigenen alten Namen, der meist nach den Eigenschaften des Tieres sorglich ausgewählt wird, und den Bienen werden die wichtigsten Familienereignisse jederzeit „angesagt". (Letzteres findet sich auch in Westfalen.) Dafür ist aber auch der Ackerbau der Wenden immer gesegnet gewesen. Die benachbarten Böhmen blicken sehnsüchtig auf die glücklicheren Wenden, welche an jedem Sonn- und Feiertage Kuchen die Fülle essen können. Wenn dem armen böhmischen Bauern ein Sohn geboren wird, dann bindet er ihn an die Spitze einer langen Stange und dreht ihn mit dem Gesichte nach der Lausitz hinüber, damit es ihm auch einmal so gut gehen möge wie den Wenden, die dort wohnen.

Das eigenste der Bauernsprache besteht fast nur darin, daß sie an markiger alter Weise festgehalten hat, die man in den Kreisen der Gebildeten abschliff. So bezeichnet der Bauer z. B. den Tag vielfach noch lieber altmodisch nach dem Kalenderheiligen als durch die tote Ziffer des Datums. In den Taufnamen, die er seinen Kindern gibt, hält er den alten Brauch der Gegend fest, während der Gebildete dabei gewöhnlich nach Grille und Laune verfährt. Viele vor alters bräuchliche Taufnamen würden ganz ausgestorben sein, wenn sie sich nicht bei den Bauern,

namentlich in Norddeutschland, erhalten hätten. Man könnte sogar eine Art örtlicher Statistik der bäuerlichen Taufnamen für einzelne Gegenden aufstellen, so fest hat das Landvolk auch hier nach Landschaftsgrenzen am alten Herkommen gehalten. Das stete Fortvererben gewisser Lieblingsvornamen in einer Familie, welches früher bei dem deutschen Adel so häufig vorkam, jetzt immer seltener geworden ist und nur noch bei Fürstenfamilien sich folgerecht erhalten hat, wird in manchen Gegenden bei den Bauern noch mit Strenge durchgeführt. Sind dann die Glieder mehrerer Zeitstufen gleichzeitig noch am Leben, so muß zum Unterschied, ganz wie bei fürstlichen Häusern, mit Ziffern ausgeholfen werden. Es wird also von einem Hans I., II., III. ꝛc. geredet oder altertümlicher dem „älteren, mittleren und jüngeren".

Volkssagen haben sich im Munde der Bauern meist rein bewahrt, während sie, wo sich die Gebildeteren derselben bemächtigten, in der Regel sofort verfälscht und willkürlich verziert, d. h. verunziert wurden. Also auf der einen Seite Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten und Selbstbescheidung, auf der andern mindestens die Eitelkeit, alles durch eigene Zuthat verbessern zu wollen. Was uns noch von altheidnischem Aberglauben, von Sprüchen und Bräuchen, die sich darauf beziehen, überkommen ist, dafür hat die historische Forschung fast ausschließlich den Bauern zu danken. In Zeitläufte, zu welchen keine Geschichte mehr hinaufsteigt, ragt nur noch die dunkle Kunde, welche uns die Bauern bewahrt haben. Je älter die Sagen sind, desto mehr wird der Forscher auf die Dörfer getrieben.

Der Bauer hält selbst da noch an dem Historischen fest, wo es klüger wäre, dasselbe aufzugeben. Er trägt auf dem Schwarzwalde und im Hüttenberg in den Hundstagen eine dicke Pelzkappe, weil das eine historische Pelzkappe ist, die sein Urahn auch getragen hat. In der Wetterau in der Gegend von Großenlinden gilt die Bauerndirne für die feinste,. welche die meisten Röcke übereinander trägt. Mit sieben übereinander gezogenen Röcken an die Feldarbeit zu gehen, etwa ins nasse Gras oder

ins hohe Korn, ist offenbar sehr unvernünftig, aber es ist historisch. Durch alle ärztlichen Bedenken läßt sich's der Bauer in manchen Gegenden immer noch nicht nehmen, seine Beinkleider durch den verderblichen, quer über den Magen geschnallten Ledergürtel zu befestigen; man könnte ihm weit eher ein neues Gemeindegesetz als neue Hosenträger aufzwingen. Die Kartoffel hat der Westerwälder Bauer im achtzehnten Jahrhundert, trotz allen menschenfreundlichen Kartoffelpredigern, jahrelang den Schweinen und dann den Hunden gefüttert, bevor er sich entschließen konnte, das neumodische Gewächs auch nur versuchsweise auf seinen Tisch zu stellen. Um den Futterkräutern Eingang zu verschaffen, bedurfte es vieljähriger mündlicher und schriftlicher Lehre und Predigt. Zwischen vielen Dörfern findet eine historische Feindschaft statt, deren letzten Grund niemand mehr auszuforschen vermag, die aber jedenfalls auf eine uralte, längst bedeutungslos gewordene Eifersucht zurückdeutet. Was dann früher ernstliche Fehde gewesen sein mag, das ist jetzt auf gelegentliche Prügelscenen und stehende altherkömmliche Schimpfwörter zusammengeschrumpft. Eine solche historische Feindschaft existiert z. B. noch jetzt zwischen vielen Rheindörfern und den etwas weiter landeinwärts gelegenen Nachbarortschaften. Der „Rheinschnake" gilt als das stehende Schimpfwort für den Bewohner des Rheindorfs, während dieser es dem feldbautreibenden Nachbar mit einem „Karst", dem Walddörfler mit einem „Kuckuck" heimbezahlt. Aber der Haß ist gründlich, denn er ist ein ererbter, und wenn etwa der Romeo eines Montague unter den „Karsten", die Julie eines Capulet unter den „Rheinschnaken" heiraten wollte, so könnte das zu nicht minder ernstlichen Wirren führen wie bei den edlen Geschlechtern von Verona, obgleich keiner der beiden Teile einen eigentlichen Grund für die Feindschaft mehr anzugeben vermag. Viele Dörfer oder auch Dörfergruppen zeichnen sich nicht selten durch seit undenklichen Zeiten feststehende Charakterzüge aus, z. B. der Grobheit, der Prügelsucht, der Prozeßkrämerei u. dgl. — In einem Dorfe am Taunus, dessen

Insassen seit Menschengedenken wegen der beiden erstgenannten Tugenden berühmt waren, hatten die Schultheißen den gleichfalls historisch gewordenen Brauch, bei Schlägereien die Unbändigsten nicht in das Ortsgefängnis, sondern zur Verschärfung in ihren Schweinestall zu sperren. In neuerer Zeit aber übertrug die Regierung, um der Roheit der Gemeinde zu steuern, einem „aufgeklärten" Manne das Schultheißenamt, der dann auch jene originelle Strafverschärfung sofort abstellte. Dem ganzen Dorfe gefiel aber diese unerbetene Reform des Gefängniswesens so schlecht, daß es sich mit dem Ersuchen an die Behörden wandte, man möge ihnen wieder einen „kräftigen" Mann zum Schultheißen geben, der auch nach Recht und Gerechtigkeit, „wie es vordem geschehen", zu strafen den Mut habe. Und der Schultheiß, welcher den Schweinestall abgeschafft, konnte nie zu rechtem Respekt gelangen, denn der Schweinestall war im Dorfe ebenso historisch wie die Grobheit und Prügelsucht der Bewohner. Dies hat sich noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen.

Die Stufenreihe des bäuerlichen Zusammenwohnens und -wirkens, der Uebergang der Mansen und Huben zu Marken, Dörfern, Hundreten und Gauen entwickelte sich außerordentlich langsam, weit langsamer als das Städtewesen. Ja das Bauernvolk ist vielfach noch bis auf diesen Tag auf einer der früheren Entwickelungsstufen stehen geblieben. Es bedurfte langer Jahrhunderte, bis sich die einzelnen Siedelungen zu Marken erweiterten, langer Jahrhunderte, bis sich die Marken wieder zu Dörfern zusammenzogen. Ein so langsames Vorwärtsgehen zeugt von historisch beharrendem Geiste. Allein man hat, wie gesagt, nicht einmal mit diesem langsamen Gang überall Schritt gehalten. Das System der einzelnen Gehöfte statt der Dörfer besteht bekanntlich noch in manchen Gegenden Deutschlands, und ebenso bekannt ist's, daß wir in dem Hofbauern den treuesten Bewahrer väterlicher Sitte, den echtesten historischen Bauer besitzen. Anderwärts ist man sogar bei dem Uebergangszustande stehen geblieben,

wo die Marken sich in eine übergroße Anzahl ganz kleiner Dörfer zusammenzogen. So auf dem Westerwalde. Wenn wir dort Dörfer mit 6—9 Häusern und 40—50 Einwohnern finden, aber die Ortschaften so dicht gesät, daß ihrer wohl ein Dutzend sich mit einer einzigen Pfarrei begnügen können, dann läßt uns dies erst die Berichte alter Schriftsteller begreifen, wie wenn etwa der Fuldaer Annalist erzählt, im Jahre 875 am 3. Juli sei das Dorf Ascabrunno (Eschborn) im Niddagaue durch ein plötzlich entstandenes Hochgewitter also zerstört und gänzlich vernichtet worden, daß alle Bewohner umgekommen und keine Spur von dem Dorfe mehr übriggeblieben sei. Das Aufgehen so vieler kleiner Dörfer in eine geringere Anzahl größerer Gemeinden wurde aber in der Regel durch die Gewalt äußerer Ereignisse und keineswegs durch planmäßige Veranstaltung der Bewohner bewirkt. Fast überall, wo die alten Weiler zu größeren, weiter auseinander gerückten Ortschaften sich zusammengezogen haben, deutet die Geschichte oder Sage auf eine große Zahl „ausgegangener" Dörfer zurück, von denen es aber fast durchweg nachweislich ist, daß sie in den Fehden des Mittelalters, im Bauernkriege, oder im dreißigjährigen Kriege, oder durch eine Pestilenz u. dgl. vernichtet wurden. Die Bewohner hätten gewiß bis auf diesen Tag den Uebergang in größere Gemeinwesen nicht vollbracht, wenn sie nicht durch die Wucht der Ereignisse dazu gezwungen worden wären. Selbst zu durchgreifenden Wirtschaftsreformen konnte der Bauer oft genug nur durch Krieg und Hungersnot getrieben werden. So herrschte in vielen Gegenden Deutschlands bis ins siebzehnte Jahrhundert ein höchst unnatürliches Uebermaß des Weinbaues auf ganz undankbarem Boden. Erst als im dreißigjährigen Kriege das Land verödet war und der Anbau wieder wie von vorn begonnen werden mußte, beschränkte man die Weinkultur auf die günstigeren Lagen. Es gehört dies wohl zu den wenigen Segnungen jenes traurigen Krieges. Aber auch nur einem Kriege hatte es gelingen können, als der große Wirtschaftspolitiker einzugreifen und für

ganze Gaue den Fortschritt der „Teilung der Arbeit" einerseits, der „Konföderation der produktiven Kräfte" auf der andern Seite durchzuführen. Der Bauer hat am längsten gezögert, den Schritt vom Familienleben zum Gemeindeleben zu thun, und gar von der Idee der Gemeinde zur Staatsidee hat er sich bis zur Stunde noch nicht vollauf erheben können. So ist der deutsche Bauersmann wohl national mit Leib und Leben, Geist und Herz und Sitte, aber die bewußte Idee der Nationalität ist ihm so gewiß noch nicht aufgegangen, als er sie in seiner Beschränkung in der That auch gar nicht nötig hat. Sein Standpunkt angesichts des Staates und der Nation ist gleichsam ein Stand der Unschuld, er hat noch nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen, seine historische Sitte ist sein politischer Katechismus. Ich stelle diesen Satz hier allgemein hin, obgleich wir weiter unten sehen werden, daß er so allgemein nicht mehr ganz richtig ist, und daß sich gerade an die Ausnahmen wichtige Folgerungen knüpfen.

Wenn man übrigens von der historischen Pietät des deutschen Bauern spricht, dann darf man nicht vergessen, daß diese Pietät ganz einseitiger Natur ist und sich in der Regel nur auf das beschränkt, was den Bauer selbst und unmittelbar angeht. Er hat die größte Pietät gegen das alte baufällige Haus, das sein Großvater erbaut, und mit welchem er keine Verbesserung, keinen Umbau vornehmen mag; aber gegen die denkwürdigen Trümmer der Burg, die sich über seinem Dorfe erhebt, hat er gar keine Pietät und bricht ganz wohlgemut die Werksteine heraus, um seinen Garten damit zu umfrieden, oder reißt die kunstreiche Steinmetzenarbeit der gotischen Klosterkirche, die ihn „nichts angeht", nieder, um einen Feldweg damit zu stücken. Denn er hat ja keine Geschichte studiert, er ist überhaupt kein Geschichts- oder Altertumsfreund, seine Sitte nur ist seine Geschichte, und er selber und was an ihm hängt das einzige Altertum, welches er achtet. Das gleiche gilt von den historischen Ueberlieferungen im Munde des Bauern. Sie haben sich nur

so weit frisch erhalten, als sie ihn selber berühren. In Gegenden, wo sich ein echter Bauernschlag herübergerettet hat, leben die Anklänge der Hörigkeitsverhältnisse des Mittelalters noch in unzähligen Sitten und Redeweisen; aber nach einer Kunde etwa aus der deutschen Reichsgeschichte oder auch nur aus der Geschichte seines eigenen Fürstenhauses werdet ihr den Bauer in der Regel vergebens fragen. Er weiß euch noch recht gut anzudeuten, was „ganze und halbe Leute", was ganze und geteilte Huben gewesen sind; in Hessen geht heute noch die Redeweise, daß „vier Pferde zu einem ganzen Bauern gehören", und man spricht, nach der Tradition von den Frontagen, welche in alter Zeit zu leisten waren, von „dreitägigen, viertägigen Bauern"; aber wer Karl der Große, wer Friedrich Rotbart gewesen, danach wird man dort wohl vergebens Umfrage halten, falls nicht etwa neuerdings ein Schulmeister davon Kunde gebracht hat.

Die alte Hörigkeit, die in einem großenteils noch zu kolonisierenden Lande bei weit verstreuter Bevölkerung eine wahre Wohlthat gewesen, wirkte nicht wenig dazu, den Bauer vom Vagabundenleben abzuhalten und die ihm eigene zähe Beharrlichkeit für kommende Geschlechter, denen das Vagabundieren näher gelegt sein sollte, zu begründen. Die lange Geschichte der Leibeigenschaft ließ wenigstens das Proletarierbewußtsein bei dem Bauern nicht aufkommen, denn solange er Leibeigener, war ihm zum mindesten ein festes Brot von seinem Herrn sicher. Die bäuerlichen Sklaven der deutschen Urzeit sind ja keineswegs ein bewegliches Eigentum gewesen wie ein moderner Negersklave, der nach Belieben auf den Markt gebracht und an den Meistbietenden versteigert werden kann. Sie wurden als an ein bestimmtes Gut an eine Herrenfamilie gebunden gedacht, höchst selten veräußert und bauten das Grundstück, worauf sie festsaßen, oft in eigener Wirtschaft nur gegen Zins und Dienstleistung an den Herrn. Ein freies Bauerntum gehört in vielen Gegenden freilich erst der neueren Zeit an; aber von seinem Urahn, der ein Leibeigener, ja in den ältesten Tagen

wohl gar ein Sklave gewesen, hat der Bauer dennoch schon die beste Grundlage der Unabhängigkeit, das seßhafte Wesen, geerbt.

Die Geschichte unseres Bauerntums zeigt viele gar wunderbare Thatsachen. Die Bauern des Mittelalters waren in den Kämpfen und gewaltsamen Krisen dieser Zeit großenteils aufs ärgste gedrückt. Wo der Ritter verlor, zahlte der Bauer die Zeche. Ohne Schutz stand er da, oft ohne Recht, ohne Waffen, wo der letzte Entscheid doch so häufig in der Waffengewalt gefunden ward. „Leg' dich krumm, und Gott hilft dir!" ist ein altes Bauernwort, das die ganze Politik des wehrlosen Bauern ausspricht. Und doch ging er nicht sittlich und social zu Grunde in all der Not und Trübsal. Im Gegenteil, der Druck des Mittelalters ist für den deutschen Bauernstand eine Zuchtschule des Lebens geworden, und eine seiner kostbarsten Tugenden, seine unendliche Zähigkeit, hat er dieser zu danken. Wollte aber einer aus dieser Thatsache folgern — und die Folgerung ist noch vor fünfzig Jahren leidlich gangbar gewesen —, daß man dann den Bauer nur recht zu drücken und zu zwicken brauche, um ihn gut und tüchtig zu erhalten, so würde er damit doch wieder auf den Holzweg geraten. Es erscheint freilich sehr bequem für die Regierenden, Unterthanen zu haben, deren politisches Glaubensbekenntnis lautet: „Leg' dich krumm, und Gott hilft dir!" Aber man möge nicht vergessen, daß gerade die tüchtigsten Bauerschaften, die eigentlichen Prachtexemplare deutschen Bauerntums, wie etwa die klassischen westfälischen Hofbauern, im Mittelalter am freiesten gewesen sind. Sie standen damals gleich als reichsstädtische Patricier unter den übrigen Bauern, hatten freie, nach uraltem Brauch geregelte Gemeindeverfassung, eigene Gerichtsbarkeit, zahlten mäßige Steuern. Und diese von alters her freien Bauern erscheinen jetzt als die konservativsten, als die Urbilder des historischen deutschen Bauern. An ihnen mag man merken, was unser Bauernstand hätte werden können, wenn ihm überall die freie, eigene Entwickelung vergönnt worden wäre. So schuf der deutsche Orden in Preußen durch die Ver-

leihung des sogenannten „Kulmischen Rechtes" einen freien Bauernstand, wie er in andern Gegenden Deutschlands ganz unbekannt war, und die Nachkommen dieser glücklichen Bauern, die bis auf unsere Tage unter dem Namen der „Kölmer" oder der „Preußischen Freien" hervorragten, waren durch Jahrhunderte das Muster eines tüchtigen Bauernschlages vom alten Schrot und Korn. Die Heroen der deutschen Bauerngeschichte, die Stedinger und Dithmarsen, sind freie Bauern gewesen, sie legten sich nicht krumm, daß ihnen Gott helfe, sondern gingen in Kampf und Tod für ihre Freiheit und ihr altes Recht; der charakteristische Bauerntrotz steigerte sich bei ihnen zum Heldentume. In den Ländern, wo sie gesessen, sitzt heute noch ein höchst tüchtiger, ein streng beharrender Bauernschlag. Dagegen in so vielen kleinen südwestdeutschen Territorien, wo seit langen Jahrhunderten der geschundene Bauer recht eigentlich zu Hause war, hat oft bis zu dieser Stunde das verkrüppelte, mißvergnügte Bäuerlein zu Kraft und Selbstbehagen sich noch nicht ermannen können. Dabei wird es aber doch durch den leisesten Anstoß aufgeweckt zu Lärm und Unfug.

Der echte Bauer kann das weichherzige moderne Erbrecht nicht begreifen, welches allen Kindern alles gibt, damit keines was Rechtes besitze. Wo eigentliche Bauernmajorate nicht mehr herrschen, da wird häufig das Gut unter den Kindern wenigstens verlost, damit der väterliche Besitz in einer Hand vereinigt bleibe. Wo man auf dem Wege des Gesetzes gegen diese Verlosungen oder Majorate wirken will, da wird man bald finden, daß dem Bauern die Sitte über das Gesetz geht. Ja er wird im Notfall so fest an der Sitte halten, daß sie in ihr Gegenteil, in Unsittlichkeit, umschlägt. So liegen z. B. im unteren Maingrunde, wo die Güterzersplitterung längst in voller Blüte steht, ein paar vereinzelte Dörfer, welche mit aller Macht ihrerseits gegen die Kleingüterei ankämpfen. Es ist aber auch in diesen Dörfern unerhört, daß einer Ehe mehr als zwei Kinder entsprossen. Um die Sitte aufrecht zu erhalten, hat man die

Moral geopfert; die Gemeinden sind reich und blühend; und die Pfarrer predigen — gegen die Abtreibung der Leibesfrucht.

In Gegenden, wo noch alte Bauernsitte herrscht, sind die aus persönlicher oder Standespolitik geschlossenen Ehen unter den Bauern gewiß im Verhältnis eben so häufig als die politischen Ehen bei Fürsten und Herren. Erst kommt der Güterverband und dann der Herzensverband. Wenn eine „Erbtochter" in Westfalen sich verheiratet, dann stellt schon der Sprachgebrauch den Gesichtspunkt der Gutsvererbung obenan. Denn der Mann führt wohl gar fortan den Namen der Frau, die ihm das Erbe zugebracht (wie das bei den Erbtöchtern der alten Dynastengeschlechter auch nicht selten gewesen ist) und fügt seinen ursprünglichen Namen, wie sonst die Frauen pflegen, nur noch bescheiden hintenan mit dem Zusatz „geborener". Also etwa: Jost Müller, geborener Schmidt.

Wenn der Bauer nicht zu Neuerungen geneigt ist, so hat dies schon darin seinen einfachsten Grund, daß es ihm überhaupt nicht obliegt, theoretische Versuche zu machen, die sehr wohlfeil sind, sondern nur praktische, für die er mit seinem Geldbeutel einstehen muß. Diesen Unterschied vergessen unsere landwirtschaftlichen Theoretiker gar oft, indem sie über die hartköpfigen Bauern klagen. Daß daher der zähe Bauer überhaupt keine großen Stücke auf das theoretische Lernen hält, ist leicht erklärlich. Ein niederrheinisches Sprichwort versinnbildlicht den Respekt des Bauern vor der diabolischen Gefährlichkeit des Lernens in höchst anschaulicher Weise. Es sagt: „Men es zeleeve net ze alt für ze liere, saht et o't Wief, du lieret se noch hexe." (Man ist sein Lebtag nicht zu alt zum Lernen, sagte ein altes Weib, da lernte sie noch hexen.)

Wie ein allzu zäher Charakter in verderblichen Eigensinn umschlägt, das zeigt uns die auf dem Lande herrschende Prozeßkrämerei. Dem „Prozesser" ist sein Rechtsstreit eine Ehrensache, die er oft aus purem Eigensinn durchführt, obgleich er am ersten Tage schon weiß, daß nichts für ihn dabei herauskommen wird.

Der echte Prozeßkrämer — und ganze Gegenden sind mit dieser Landplage behaftet — fängt oft einen Rechtsstreit an, bloß um seinem Gegner zu beweisen, daß er gescheiter und in den Rechten bewanderter sei als jener. Er würde es für ebenso feig halten, davor zurückzuschrecken, daß die Prozeßkosten voraussichtlich den Wert des strittigen Gegenstandes weit übersteigen werden, als der Duellant sich wegen der Nichtigkeit des Anlasses vor Tod und Wunden scheut. Es ist also nicht zu verkennen, daß, neben dem Eigensinn und den harten Köpfen der Bauern, dieser Prozeßkrämerei oft auch ein merkwürdiger Ehrgeiz nach dem Ruhme unbesiegbarer Rechtsweisheit zu Grunde liegt. Das Recht erscheint ihm wiederum als Sitte, und es ist ja sein Stolz, jeder Sitte kundig zu sein. Hierin liegt ein bedeutungsvoller Fingerzeig für die Gesetzgeber, die sich aber selten um das lebendige Rechtsgefühl des Bauern bekümmert haben. Wären unsere Prozeßordnungen volkstümlicher und praktischer, dann würde die Prozeßkrämerei des Bauern sich schwerlich als eine solche Donquichotterie darstellen, die in einem humoristischen Volksroman zu einer sehr lustigen Figur benutzt werden könnte, während sie in unserer Sittengeschichte eine um so traurigere Rolle spielt.

Der Bauer bleibt steif bei den Formen stehen, nach welchen er sich einmal das Leben zurechtgelegt hat. So fängt er nicht im Frühjahr seine Prozesse an, sondern im Winter; verliebt, verlobt, verheiratet sich im Winter, weil er im Sommer zu alle dem keine Zeit hat. Vor mehreren Jahren wurde in der nassauischen Garnisonsstadt Weilburg ein Bauernbursche als Rekrut eingekleidet, der aus der ärmsten und abgelegensten Gegend des hohen Westerwaldes gekommen war, wo sich in der That ein an uralte Zeiten gemahnender, überaus niedriger Kulturstandpunkt noch vorfindet. Der Bursche hatte noch nie in seinem Leben in einem Bette geschlafen, und als er sich in der Kaserne zum erstenmal in ein solches legen sollte, fing er an zu weinen wie ein kleines Kind und desertierte zweimal, weil er sich mit dem Gedanken in einem Bett zu schlafen, und überhaupt mit dem

für ihn allzu vornehmen und üppigen Leben in der Kaserne durchaus nicht befreunden und das Heimweh nach dem gewohnten Elend seiner strohbedeckten Lehmhütte nicht verwinden konnte. Ein solcher armer Teufel vom Lande sticht freilich stark genug ab gegen das städtische Proletariat, welches gewiß nicht wegen übergroßer Verbesserung seiner Lebensweise desertieren würde.

Nirgends haben die religiösen Gegensätze tiefere Wurzel geschlagen als beim Bauersmann. Auch die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte. Sie hat alle seine Gewohnheiten eigentümlich gefärbt; das Glaubensbekenntnis klingt bis zu seinen Festen, seinen Liedern und Sprüchen durch, es gibt sich selbst im Rocke kund, wie ja der echte Bauer in protestantischen Gegenden das einfarbig dunkle Kleid, in katholischen das hellere und buntere vorzieht. Gleich wie die religiöse Gleichgültigkeit bei den Gebildeten, so hat ein überkirchliches Sektenwesen oft genug bei den Bauern seine festeste Stütze gefunden. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, dem Bauersmann hier und da zu der „Aufklärung" zu verhelfen, daß die Religion nicht die ewige Sitte, sondern eine individuelle Ueberzeugung sei.

Mit dem zähen Beharren des Bauern hängt ein mächtiges Selbstgefühl zusammen, ein stolzes Bewußtsein seines gesellschaftlichen Wertes. Der unverfälschte Bauer schämt sich nicht ein Bauer zu sein, es liegt ihm im Gegenteil viel näher, jeden andern, welcher nicht den Kittel trägt, zu unterschätzen. An einigen Orten (auch in französischen Landstrichen) herrscht der Brauch, daß das Landvolk an gewissen Festtagen seine Heiligenbilder mit Bauernkleidern schmückt. Der Bauernrock ist dem Bauern das kostbarste Staatskleid, selbst für einen Heiligen.

Der Bauer hält Kopfweh für die leichteste Krankheit, weil ihm die Arbeit mit dem Kopfe die leichteste und entbehrlichste Art dünkt. In den Stürmen des Jahres 1848 meinten die Tiroler Bauern, sie könnten wohl auch ohne die „Herren" fertig werden, wenn man sie nur gewähren lassen wolle. Der Bauer von echtem Schrot und Korn beneidet den vornehmen Mann

keineswegs, er hält ihn vielmehr immer für etwas windig und unsolid. Die Geschichte weiß von Bauernaufruhr aller Art zu berichten, durch welchen der vielgeschundene und geplagte Landmann sein Geschick zu bessern gedachte; aber ein Streben der Bauern, aus ihrem Stand und Beruf herauszutreten, vornehme Leute werden zu wollen, den Pflug liegen zu lassen, um etwa das ruhigere Geschäft eines Rentiers und Kapitalisten oder eines Pariser Staatsfaulenzers zu ergreifen, ein solches Streben ist bei den deutschen Bauern ganz unerhört. Dagegen liegt gerade die bewegende Federkraft der socialen Unruhen in den niederen Schichten der städtischen Gesellschaft darin, daß immer der geringere Stand und Beruf den höheren beneidet und in seine Stelle einrücken möchte, daß der geringere Arbeiter sich seines Berufes schämt. Der Fabrikarbeiter, der Handwerker wünscht nicht etwa bloß seinen Arbeitsverdienst erhöht — das wünscht der Bauer auch —, er will aufhören Fabrikarbeiter, Handwerker zu sein, er schämt sich dessen, er möchte auch ein großer Herr werden. In diesem erbärmlichen Neide, der sich bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft fortsetzt, liegt das nichtswürdigste und unsittlichste Moment der socialen Wühlereien. Der Bauer kennt diesen Neid noch nicht, er ist noch von dem edlen Stolze des Standesgeistes beseelt, der früher auch den Handwerker beseelte und ihn so viel ehrenwerter und tüchtiger erscheinen ließ, als es jetzt oft der Fall ist. Will der siebenbürgische Sachse seine Achtung vor einem Manne ausdrücken, so sagt er: „Et äß äser ener." (Er ist unser einer.) Wenn der Mann im Rock den Mann im Kittel über die Achsel ansieht, dann ist dieser gewöhnlich sofort mit dem schlagenden Satze zur Hand: „Wenn wir Bauern nicht wären, dann hättet ihr nichts zu essen." Und bei diesem Worte soll der Bauer stehen bleiben, es ist ein stolzes Wort, darauf er sich schon etwas einbilden kann.

Der deutsche Bauer ist in der neuesten Zeit eine Art Modeartikel in der schönen Litteratur geworden. Ueber die Bedeutung

dieser Thatsache für das naturgeschichtliche Studium des Volkes habe ich mich schon in dem Buche von „Land und Leuten" ausgesprochen. Man könnte aber noch weiter zweierlei aus derselben folgern. Schon oft hat die schöne Litteratur die fern aufsteigenden Einflüsse einer politischen Macht vorgeahnt, bevor der Blick der praktischen Staatsmänner sie zu würdigen verstand. So, könnte man sagen, klopfen jetzt die Bauern einstweilen in Dorfgeschichten und Romanen an, weil die Zeit nahe gekommen sei, wo das Vollgewicht ihres politischen Einflusses im Leben sich geltend machen werde. Andererseits mag man aber auch folgern, daß die Kluft, welche den Gebildeten von dem Bauern trennt, doch ungeheuer groß geworden sein müsse, da die Eigenart des Bauernlebens seltsamerweise so neu erscheint, daß man sie jetzt gar als die feinste Würze der bereits so stark überwürzten Romanlitteratur ausbeutet. Es hat sich aber in die meisten Dorfgeschichten (die Auerbachschen nicht ausgenommen) neben manchen der Natur abgelauschten Zügen eine grundfalsche Zeichnung des Gemütslebens der Bauern eingeschlichen. Der Bauer ist himmelweit entfernt von jeder modernen Sentimentalität und Gefühlsromantik; er ist dazu aus viel zu sprödem Stoff geformt, ja er ist in Sachen des Herzens oft geradezu roh. Dies wußte nur Jeremias Gotthelf haarsträubend wahr darzustellen, wobei freilich die Muse der Dichtkunst zuweilen bis über die Knöchel im Miste watet. Dem Bauersmann ist die Familie heilig, aber die zärtliche Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe, wie wir sie bei den Gebildeten voraussetzen, werden wir bei ihm vergebens suchen. Es ist leider allzu begründet, daß beispielsweise Impietät der erwachsenen Kinder gegen die bejahrten Eltern auf dem Lande sehr stark im Schwange geht, namentlich da, wo die Eltern beim Eintritt in das höhere Alter ihr ganzes Besitztum den Kindern abgeben gegen die Pflicht des sogenannten „Aushaltes", d. h. der Ernährung und Pflege bis zum Tode. Wie es mit diesem Aushalte gar oft gehalten wird, das bezeugt die Bauernregel: „Zieh dich nicht eher aus, als bis du schlafen gehst." Diese

Impietät entspringt aber im allgemeinen weit mehr aus Gefühlsroheit als aus Sittenverderbnis.

Merkwürdig ist es auch, daß unter den vielen Gleichnissen und moralischen Erzählungen im Munde der Bauern wohl keine allgemeiner verbreitet und bunter verarbeitet ist als die Geschichte von den undankbaren Kindern, welche ihren greisen Vater, dem sie bloß den Aushalt schuldeten, an einem hölzernen Trog essen ließen, weil er mit seinen zitternden Händen manchmal das Essen verschüttet hatte. Da bemerkten sie, daß ihr eigener Bube einsmals einen kleinen Trog aus Holz schnitzte; und als sie ihn fragten, zu welchem Zweck, erwiderte er: damit seine Eltern daraus essen könnten, wenn sie später auch einmal den Aushalt bei ihm bekämen.

Ebenso zeigt sich geschwisterliche Liebe während und nach der Verlosung des elterlichen Gutes in der Regel nicht im glänzendsten Licht. Die Ehe faßt der Bauer aus einem sehr nüchternen Standpunkte. Die Mädchen auf dem Lande heiraten meist sehr frühe, die ersten Jahre der Ehe sind für sie eine Kette von Arbeit und Mühsal; sie werden rasch alt und häßlich. Von der Romantik einer Bauernehe, wie sie die Dorfnovellisten ausmalen, wird dabei nicht viel zu verspüren sein. In kritischen Stunden liest der Mann seiner Frau wohl gar ein Kapitel aus dem Pufendorf oder einige Verse aus dem Klopstock vor, ohne daß man viel Aufhebens davon macht. Indem unsere Dorfpoeten ihr eigenes Gefühlsleben auf den Bauer übertrugen, verwischten sie gerade einen seiner hervorragendsten Züge, daß nämlich bei ihm die gattungsmäßige Sitte an die Stelle des individuellen Gefühls tritt. Zudem wird man in unserer Dorfgeschichtenlitteratur den Bauer fast immer etwas social kränkelnd, halb zum Proletarier verkrüppelt, gezeichnet finden, bereits angesteckt von städtischem verneinenden Geiste gegen Staat, Gesellschaft und Kirche. Es lag allerdings früher den Tendenzen der Litteratur näher, auch hier den Boden der Gesellschaft als unterwühlt, die Sitte des Bauern als im Zusammenbruch begriffen, die erhaltende Ur-

kraft des Staates als zum Gegenteil sich verkehrend darzustellen. Allein die Ereignisse der letzten Jahre haben uns bewiesen, daß solchergestalt nicht der deutsche Bauer, sondern der von dem echten Bauerntume bereits Abtrünnige geschildert war. Jeremias Gotthelf hat freilich den Bauer von guter und schlechter Art mit einer bis zum Erschrecken getreuen Wahrheit abkonterfeit. Als naturgeschichtliche Specialstudien stehen seine Sittenbilder sehr hoch. Aber den Geist des Standes als solchen, das Bauerntum, hat doch kein neuerer Schriftsteller so treffend im Zusammenhang des ganzen Volkslebens erfaßt wie der alte Justus Möser, der in seinem biderben, geraden, auf dem Granitgrund der Sitte aufstrebenden Charakter selbst viel Wahlverwandtes mit den Bauern hatte, der sie auch nicht behufs litterarischer Dorfstudien durch den Operngucker betrachtete, sondern, gleich Gotthelf, unter und mit ihnen gelebt und gewirkt hat.

Wenn der Bauer in der Pflege des intellektuellen und gemütlichen Lebens hinter den sogenannten Gebildeten zurücksteht, so übertrifft er sie jedenfalls an Nervenstärke, und das ist meines Erachtens auch eine geistige Ueberlegenheit.

Beim Urteil über unsere geistigen Kulturzustände übersieht man gewöhnlich die Bedeutung der Nervenkraft. Das ist's ja gerade, was die alten Poeten, Maler und Bildhauer vor den neueren voraus haben, daß ihnen eine ganz andere Frische und Fülle ungebrochener Nervenkraft einwohnte, wogegen unser geläutertes kritisches Bewußtsein, unser gesteigertes Verstandes- und Gemütsleben nicht ausreicht. Die Genialität eines Shakespeare, eines Michel Angelo, eines Händel und Sebastian Bach ruht auf dem Vollgehalt unverderbter Nervenkraft; auch bei Goethe noch erfrischt uns immer der Gedanke, wie gesunde Nerven doch dieser Mann gehabt haben müsse, während die moderne „Genialität“ gar oft nichts weiter ist als eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems. Auch die socialen Phantastereien wurzeln nicht wenig in dem ruinierten Nervensystem unseres Stadtvolkes bis zum Proletarier abwärts. Gegenüber der nerven-

schwachen, an der eigenen Spannkraft verzweifelnden Gleichmacherei unserer socialistischen Arbeiter sagt ein alter Bauernspruch: „Selbst ist der Mann!“ Darin liegt Nervenstärke. Unsern Vätern und Großvätern ging es in der Regel weit schlechter als uns selber, sie lebten auch in viel trostloseren Zeitläuften, aber es fiel ihnen gar nicht ein, zu verzweifeln — (die Lehre der socialen Demokratie ist die Verzweiflung des einzelnen an seiner Mannheit, in ein System gebracht) —, sie hatten noch gesunde Nerven wie die Bauern und schlugen sich mit Gottes Hilfe durch wie diese. Der Bauer ist in der Regel nicht einmal so muskelstark, als man glaubt, er ist mehr grobknochig, mehr schwerfällig als von sonderlich elastischen Muskeln; aber er hat unverdorbene Nerven und darum zähe Ausdauer. Er kann es aus diesem Grunde gar nicht begreifen, weshalb der Städter eigentlich spazieren geht, da dieser es doch meist nur zur Erfrischung der erschlafften Nerven thut, und hält das Spazierengehen für aller Narrheiten größte, da ihm freilich die Arbeit selber Nervenstärkung ist. Wie glücklich steht er in diesem Betracht dem ausgemergelten städtischen Arbeiter gegenüber! Es ist darum gut, wenn viele nachgeborene Bauernsöhne zum Gewerbestand übergehen, weil solchergestalt dem Stadtvolk neue Nervenkraft zugeführt, die Landgemeinde selbst aber vor übermäßig zersplitterten Gütern und der damit untrennbar verbundenen, die Nerven abschwächenden Kartoffelexistenz bewahrt wird. Ein noch lebender ausgezeichneter Jurist war als nachgeborener Bauernsohn von seinem Vater dazu bestimmt, das Metzgergewerbe zu erlernen. Da der etwas zart gebackene Junge aber kein Blut sehen konnte, so erklärte der Alte, er müsse den Buben die Rechte studieren lassen, indem derselbe zu „schlecht“ sei, um etwas Ordentliches zu lernen. In dieser Ansicht lag eine ganz richtige Schätzung. Denn die Nervenkraft ist des unverdorbenen gemeinen Mannes bester Teil, sie ist der Punkt, durch welchen zumeist er den höheren Ständen geistig überlegen ist, und statt eines trefflichen Rechtsgelehrten

wäre aus dem Jungen gewiß ein ganz mittelmäßiger Metzger geworden.

Der deutsche Bauer hat bekanntlich ein gutes Stück Mutterwitz geerbt, gepaart mit so vielen Pfiffen und Kniffen in praktischen Dingen, daß er nicht selten den gewürfeltsten Advokaten in Erstaunen setzt. Aber merkwürdig ist es, wie auch dieser Mutterwitz den Bauer verläßt, sobald er in fremdartige Verhältnisse eintritt. Selbst sein zähes Mißtrauen, sein Vorbedacht im Urteil und Entschluß will dann oft nicht mehr widerhalten. Derselbe Bauer, welcher sonst keinen Kreuzer annimmt, bevor er ihn sechsmal in der Hand umgedreht hat, der sonst seine Habe gewiß keinem Menschen anvertraut, mit dem er nicht einen Scheffel Salz ausgegessen, derselbe Bauer gibt sich mit fabelhaftem Leichtsinn betrügerischen Seelenverkäufern hin, sobald er einmal gründlich mit seinen alten Zuständen gebrochen und den Entschluß zur Reise nach einer neuen Welt ins Werk gesetzt hat. Als ob ein dunkles Verhängnis ihn zöge, stürzt er sich meist ganz kopflos in den Strom der Auswanderung, wie ein schneeblindes Huhn taumelt er in dem ungewohnten Lichtspiel neuer Verhältnisse umher. Allein sowie er wieder einmal festen Boden unter den Füßen hat, sowie er einmal beginnt, die alten Sitten in der neuen Heimat wieder aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktische Blick, der Mutterwitz, das heilsame Mißtrauen wieder. Der bäuerliche Auswanderer geht am öftesten auf der Reise zu Grunde, der städtische in der Ansiedelung. Seine Ausdauer und Zähigkeit macht den deutschen Bauer zum geborenen Kolonisten, sie hat ihn zu dem großartigen weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes, deutscher Gesittung an allen Weltenden zu werden. Während uns die neueste Zeit wiederum die traurigen Beweise lieferte, daß der deutsche Auswanderer aus den höheren Ständen bei dem praktisch-nüchternen Amerikaner großenteils die Rolle des Gecken spielt, hat sich der Bauer fast überall, wo er auf fremder Erde seinen Pflug einsetzte, den Respekt der Eingeborenen errungen.

Die Kolonisierung fremder Weltteile durch deutsche Siedler bietet aber auch noch eine andere beachtenswerte Seite für unser Sittenbild. Der zurückgekommene, zerfahrene, mit seinem Lose, seiner Heimat zerfallene Mann aus höheren Gesellschaftsschichten rettet sich zuletzt und genest nur noch darin — daß er Bauer wird. Er besitzt vielleicht noch Mittel genug, um sich in Deutschland ein Ackergut zu erwerben, aber so recht eigentlich Bauer werden könnte er in Deutschland nicht, die Verhältnisse, in denen er aufgewachsen und welchen er entfliehen will, würden ihn hier auch hinter dem Pfluge verfolgen, er würde sich hier des neuen Berufes schämen. Aber jenseit des Oceans schämt er sich dessen nicht. So gestaltet sich hier das Kolonistenleben — d. h. das Bauernleben — zu einer rechten Luft- und Wasserkur, welche kranke Köpfe und Herzen gründlich ausfegt. Wer nirgends seinen Frieden mehr finden konnte, der findet ihn im Urwald — als Bauer, und zwar nicht als faulenzender Oekonom, sondern als ein Bauer im Wortsinne, der Schwielen in den Händen hat und im Schweiße seines Angesichts sein saures Brot ißt. Es liegt für den Staatsmann ein bedeutsamer Fingerzeig in dieser Thatsache, daß die abgestandenen Teile der Gesellschaft zuletzt in Bauernleben und Bauernsitte sich wieder erfrischen.

Ich habe bis hierher vom deutschen Bauer in seiner Allgemeinheit gesprochen. Es könnte dies aber auffallen, wie man ihm eine solche Fülle gemeinsamer Züge beilegen mag, da ja der „deutsche Bauer" ein ganz idealer Gesamtbegriff ist und viel eher noch eine bloß ethnographische Formel, wie „Deutschland" leider eine bloß geographische sein soll. Zudem hoben wir ja hervor, daß gerade bei den Bauern das zäheste Sondertum des Gaues, der Landschaft sich eingebürgert hat. Allein dies eben ist das Wunderbare, daß der deutsche Bauer, trotz aller schroffen Unterschiede, doch in den Hauptcharakterzügen, in dem eigentlichen Grundton der Sitte überall derselbe bleibt. Selbst da, wo bereits der moderne Auflösungsprozeß bei ihm eingedrungen, kann er doch das Gemeinsame des Bauerncharakters noch lange

nicht verleugnen. Auf weit ausgedehnten Gütern sitzen Bauern in Niederbayern, Pommern, Brandenburg; auf großen vereinzelten Gehöften in Westfalen; in Gruppen kleiner Dörfchen und Weiler auf dem Westerwalde und im Sauerlande; bunt zerrissene Kleingüterei beim Zusammenwohnen in großen Dörfern herrscht am Rhein, und große Verschiedenheiten in Sitte und Charakter werden durch alle dies bedingt; aber dennoch verleugnen sich nirgends die Grundzüge des deutschen Bauerntums, sie verleugnen sich selbst da nicht, wo er sich inmitten einer barbarischen Umgebung wie in Grusien angesiedelt hat, so wenig als in den Hinterwäldern Amerikas. Das freundliche, reinliche Dorf im Hochgebirge mag sich auf den ersten Anblick gewaltig abscheiden von dem trübseligen, schmutzigen Fischerdorf am Meeresstrande, und dennoch wohnt in beiden Dörfern derselbe deutsche Bauer mit demselben Hauptzuge des Lebens und Wirkens, mit derselben Sitte, die nur einen andern Rock angezogen, die sich in eine andere Mundart übersetzt hat. Die Kulturformen selbst sind wohl in keinem Lande mannigfaltiger als in Deutschland. Die buntesten Schattierungen des Feldbaues, der Viehzucht, des Weinbaues 2c., bedingt durch die wunderbar reiche Stufenfolge des Bodens und der Gebirgsgebilde, wechseln miteinander, daß sich das Ganze recht wie eine lehrhafte Musterkarte (vielfach leider allzu lehrhaft) für den Volkswirt ausnimmt. Und doch überall derselbe deutsche Bauer! Es gibt ein unsichtbares Band, welches alle verknüpft, zu einer Einheit, von welcher sich der Bauersmann selber am wenigsten etwas träumen läßt: überall ist es der oben gezeichnete historische Charakter, und überall ist die Sitte sein oberstes Gesetz; wo Religion, Nationalgeist, Gesellschafts- und Familienleben noch naiver Instinkt, noch Sitte ist, da hebt der deutsche Bauer an.

Zweites Kapitel.

Der entartete Bauer.

Nachdem ich nun erörtert habe, was des deutschen Bauern bester moralischer Besitz ist, was er sich gerettet aus den Strömungen verheerender Zeitereignisse, muß ich auch untersuchen, was er in diesem Betracht verloren hat. Ich zeichnete den Bauernstand bis hierher in seiner Glorie, es liegt mir nunmehr auch ob, ihn in seiner Erniedrigung und Verderbnis zu zeichnen. Ich schilderte ihn als die erhaltende Macht in der wankenden Gesellschaft; ich muß dagegen setzen, wie und wo sich das auflösende Element auch bei ihm bereits eingefressen hat.

Sein sittlicher Ruin geht vor allen Dingen Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen. Der gleichmäßige, sichere Erwerb macht den Bauer gediegen. Nur die unberechenbaren Naturereignisse sollen es sein, die seinen Erwerb schwankend machen. Sie können jedenfalls seine „Rache gegen die Gesellschaft" nicht herausfordern. Je mehr aber die Ackererzeugnisse Gegenstand der Spekulation werden, den großen Verkehrskrisen preisgegeben, um so mehr tritt auch der Bauer, den es trifft, aus seiner ursprünglichen Art heraus. Hagel und Mißwachs kann er hinnehmen, ergebenen Sinnes ausharrend, aber wenn er bei vollen Speichern darben muß um einer Geschäftsstockung willen, deren Ursachen er nicht begreift und an deren Notwendigkeit er nicht glaubt, dann wird er gar leicht an sich selber irre.

Wir sehen dies an den Weinbauern in jenen Gegenden, die nicht bloß nebenbei einen Landwein bauen, sondern deren Weinwachs, für den Handel bestimmt, von allen Schwankungen

des Marktes abhängig ist. Der Geschäftsmann versteht das, weil er auf die Handelskrisen zu rechnen weiß, der Bauer denkt selten an eine solche Berechnung, und wenn er auch hundertmal gewitzigt wäre. Nirgends sehen wir ein verkommeneres und entsittlichteres Landvolk als in den eigentlichen Weingegenden. Der Grundpfeiler des festen Besitzes und des gesicherten Erwerbes fehlt dem kleinen Weinbauern ganz. Die feineren Weine — und von den eigentlichen Landweinen spreche ich nicht — sind ein Luxusartikel, dessen Vertrieb allen Schwankungen des öffentlichen Kredits unterworfen ist. Auch die Ernte selbst hängt an dem Faden des Zufalls. Der große Gutsbesitzer kann den Schwankungen des Kredits Trotz bieten, ja er kann auf dieselben wetten und wagen, er erträgt es auch, wenn unter zehn Weinjahren vielleicht nur zwei gute zutreffen sollten. Schon der mittlere Bauer, des kleinen gar nicht zu gedenken, erträgt dies aber um so weniger, als der Weinbau eine viel größere Vorlage von Barkapital erfordert als der übrige Landbau. Ferner läuft die Verbesserung der Weinkultur großenteils darauf hinaus, daß man den Mut und die nachhaltigen Mittel besitzt, um wagen zu können. Der große Gutsbesitzer im Rheingau z. B. veredelt seinen Weinbau nicht wenig durch das Spätherbsten, er muß freilich dabei zusehen können, daß ihm auch einmal eine halbe Ernte verloren geht. Dies kann selbst der mittlere Bauer wiederum nicht. Der Herzog von Nassau und der Fürst Metternich erzielen die besten Weine im Rheingau, weil sie für die Güte des Weines die Massen desselben am leichtesten in die Schanze schlagen können, weil sie überhaupt mit dem größten Kapitale wirtschaften. In den eigentlichen Weingegenden ist leider der kleine Weinbauer als solcher eine Null geworden, nur der große Kapitalist zählt noch; und der Mann, der die Hacke schwingt und die Bütte auf dem Rücken trägt, ist ein ganz beklagenswerter Proletarier, sofern er nicht über ein ansehnliches Kapital verfügen kann. Ein Vorherrschen der Geldwirtschaft zerstört aber echte Bauernsitte; denn diese steht immer noch mit einem

Fuße in der alten Naturalwirtschaft. Daher ist der geringere Weinbauer in solchen Strichen großenteils verkommen und verdorben, mit Gott und der Welt zerfallen. Aus früherer Zeit an ein besseres Leben gewöhnt — denn noch ist es nicht allzu lange her, daß sich die Verhältnisse des Weinbauern so trüb gestaltet haben —, hat er noch nicht entsagen gelernt, und da diese armen Leute ihren Wein nicht verkaufen können, dabei aber kein Stück Brot auf dem Tische haben, so ist es begreiflich, daß sie den Wein zuletzt selber trinken. So öffnet die bittere Not dem Schlemmerleben die Thür, und nicht selten trifft man's in solchen „paradiesischen" Landstrichen, daß einem neben den Männern auch Weiber trunken und mit glühroter Nase entgegentaumeln. Nicht daß es dem Weinbauern überhaupt schlecht geht, ist bei ihm bedenklich, sondern daß er sich in seiner eigenen Haut nicht mehr wohl fühlt und schwankend wird in Arbeit und Sitte. Damit tritt er ganz aus dem Rahmen heraus, in welchem ich oben den deutschen Bauer gezeichnet habe. Er wird sich auch in keiner andern Weise gründlich helfen können, als indem er den trügerischen Rest seiner Selbständigkeit vollständig aufgibt. Wer größere Kapitalien besitzt, der möge das Wagnis des höheren Weinbaues auf sich nehmen, welcher überhaupt viel mehr in das Kapitel von der Industrie als vom Ackerbau gehört. Der jetzige kleinere Weinbauer würde als Wirtschafter und Taglöhner des größeren Produzenten eine weit gediegenere Stellung einnehmen als jetzt, wo er nicht leben und nicht sterben kann. In dem Maße, als die mittleren Weine aus den weiteren Handelskreisen verschwinden und in die Klasse der Landweine zurücktreten, in dem Maße, als diesen gegenüber die Konkurrenz des Bieres und Apfelweins übermächtig wird und nur der Luxus- und Modeartikel der feineren Weine einen größeren Markt behält, in demselben Maße wird sich der kleinere Bauer genötigt sehen, den Weinbau für eigene Rechnung aufzugeben. Mit dem steten Wechsel zwischen kurzem Ueberfluß und langem Elend wird dann auch die Entartung der Weinbauern allmählich ihren Rückzug antreten.

Ein rasches Steigen und Fallen der Erwerbverhältnisse thut niemals gut beim Bauern. Gerade das langsame, gemessene Thun und Treiben und die gleichheitliche Arbeit bedingt echte Bauernart. Vor ungefähr zehn Jahren wurden im Oberlahngau eine ganze Reihe Eisensteingruben aufgeschlossen, und zwar in Gemarkungen, wo vordem kaum je auf Eisenerz gegraben worden war und ein recht gediegener Bauernschlag nur aus dem ziemlich mittelmäßigen Feldbau sein Brot gezogen hatte. Die Gruben zeigten sich sehr ergiebig und konnten, da die Erzgänge äußerst nahe an der Erdoberfläche herzogen, auch ohne großen Kapitalaufwand ausgebeutet werden. Viele Bauersleute waren imstande, sich eigene Gruben anzulegen. Der rasch erzielte Bargewinn verlockte wie ein Zauber, ein förmliches Bergbaufieber ergriff ganze Gemeinden. Jeder wollte schürfen, jeder sich eigene Gruben erwerben. Es kam vor, daß Bauern ihre Häuser mitten im Dorfe niederrissen, um auf ihrer Stätte nach Eisensteinen zu graben! In wenigen Jahren schienen die Bauerndörfer in reine Bergmannsdörfer verwandelt zu sein. Aber die Schwindelei trug bald ihre bitteren Früchte. Der gute Absatz stockte nach einer Weile, gar viele der neuen Bergleute mußten wieder zum Pfluge greifen, andere anderwärts ihr Brot suchen, und der alte solide Geist der Bauernschaft war gebrochen. Nur drei oder vier Jahre allzu leichten Erwerbs, nur drei oder vier Jahre Wohlleben und Aufgeben der alten einfacheren Sitten hatten hingereicht, um aus zufriedenen armen Leuten mißvergnügte Halbbauern zu machen, die den alten Halt ihrer Sitte niemals wiederfinden werden. Und doch wirkt der Bergbau an sich fast überall nur veredelnd auf die ländliche Bevölkerung, ja der Bergmann ist sonst das rechte Muster eines frommen Arbeiters, der rechte Stammhalter guter alter Bräuche und Sitten. Allein mit dieser historischen Figur des deutschen Bergmannes hatten unsere Schwindler eben darum nichts gemein, weil sie urplötzlich aus den festen Bahnen ihrer bisherigen Existenz herausgesprungen waren, weil sie einem jähen Gewinn ihren historischen

Boden geopfert hatten. Wer den Bauer gediegen und ehrenfest erhalten will, der muß dazu thun, daß er in den Grenzen eines stetigen und festen Erwerbes verharre.

Die Zehntablösung, welche nicht sowohl von dem Ackerbau als von dem Kornhandel eine Fessel nahm und darum nicht dem kleinen Bauern, sondern dem großen Gutsbesitzer, der zugleich Großhandel mit seinen Produkten treiben kann, materiellen Gewinn brachte, hat wesentlich dazu beigetragen, auch den kleinen Bauer zu einem kleinen Handelsmanne zu machen. Es geht ihm jetzt erst ein Licht auf über das Lottospiel des Fruchtmarktes und er beginnt sich demselben mit dem gleichen Eifer zu ergeben, mit welchem er sich dem Rechtsspiel (den Prozessen) und dem eigentlichen Geldspiel ergibt. Durch das kaufmännische Spekulieren wird aber die Bauernsitte gebrochen, ohne daß der Bauer anderweit gewinnt, da er weder Intelligenz noch Kapital genug besitzt, um an dem Wettspiel unserer Getreidebörsen mit dauerndem Erfolg teilnehmen zu können.

Wegen der gestörten Stetigkeit des Erwerbes ist es ein großer Ruin für die Dörfer, daß sich so viele verdorbene kleine Gewerbsleute dort niederlassen, die nicht Kapital und Geschick genug haben, um in den Städten fortzukommen. Sie treiben dann ein Stückchen Ackerbau und ein Stückchen Gewerbe, und man weiß nicht recht, ob man sie handwerkende Bauern oder verbauerte Handwerker nennen soll. Jedenfalls pfuschen sie nach beiden Seiten gleich stark, machen den Bauer von seiner Sitte abwendig, da sie es selber doch niemals dahin bringen können, ordentliche Bauern zu werden, und mehren gleichzeitig den Ruin des kleinen Gewerbestandes. Durch sie hat sich gleichsam eine Kolonie bäuerlicher Dilettanten im Schoße der Dörfer eingenistet, ein Auswuchs, welcher den ganzen Fluch der Verkommenheit in sich trägt und krebsartig um sich frißt. Sie spielen oft die Rolle der „verdorbenen Genies" und locken dann die verdorbenen Genies und verkannten Größen unter den Bauernburschen zur Nachfolge.

Von diesem Zwitterwesen unterscheiden sich wieder die eigentümlichen Zustände ganzer Landstriche, namentlich Gebirgsgegenden, wo irgend ein Gewerbszweig notwendig den mageren Feldbau ergänzen muß und darum auch längst historisch eingewurzelt ist. Wie leicht aber auch hier der feste sociale Bestand erschüttert wird, das haben uns die Schicksale der Nagelschmiede im Taunus, der Uhrenmacher auf dem Schwarzwalde, der Spitzenklöppler in Sachsen, der schlesischen Leineweber genugsam bewiesen. Der deutsche Bauer erhält sich nur da in vollster Kraft und Gesundheit, wo er ganz und ausschließlich Bauer ist.

Die schlimmen wirtschaftlichen Folgen übermäßiger Kleingüterei nachzuweisen, ist hier meine Sache nicht. Nur von der daraus erwachsenden socialen Verderbnis will ich reden. Die Güterzersplitterung ist nicht neu, aber viele ihrer Folgen sind neu. An vielen Orten datiert sie auf Jahrhunderte zurück, allein die einfacheren Erwerbverhältnisse der alten Zeit brachen ihr die gefährliche Spitze ab. Auf derselben Morgenzahl, wo ein Bauer noch vor hundert Jahren seine feste Existenz finden konnte, vegetiert jetzt nur noch ein Proletarier. Die gesteigerte Ertragsfähigkeit des Bodens gleicht hierbei nur wenig aus. Der Bauer erscheint uns nämlich jetzt bereits als ein Proletarier, welcher aus seinem Gute nur so viel zieht, als er verzehrt. Die idyllische Ansicht, daß ein solcher Mann sehr glücklich sein müsse, können wir einem Poeten zu gute halten, der praktische Volkswirt wird einen solchen Bauer jedenfalls nur für einen armen Teufel ansehen. Die Erfahrung, daß dasjenige, was er verzehrt, von Jahr zu Jahr magerer sein wird, bis er ausschließlich bei der unvermeidlichen Kartoffel stehen bleibt, liefert den Beweis dazu. Vor hundert Jahren mag das anders gewesen sein. Die Lösung des Widerspruches liegt aber darin, daß der Bauer, und auch der kleinste, immer abhängiger vom Besitze baren Geldes wird. Wo er sich sonst das Bau- und Brennholz umsonst im Gemeindewalde fällen durfte, da muß er es jetzt für teures Geld erkaufen. Sein Haus deckte er unter nachbarlicher Beihilfe selber mit

Stroh, jetzt muß er den Dachdecker bezahlen. Die früheren Abgaben in Natura konnte er leichter aufbringen als jetzt die Steuer in barer Summe. Seine Unabhängigkeit vom baren Gelde war sein Reichtum, sie bedingte seinen selbständigen Sinn. Weil dieser kleine Bauer so gar abhängig vom baren Gelde geworden, weil er unter die Oberherrschaft der Juden geraten ist, darum ist er so unendlich viel ärmer als früher bei gleichem Besitzstande. Man hat wohl zu früh gejubelt über die rasche und gründliche Abschaffung aller Naturalwirtschaft im modernen Staate. Es fragt sich, ob die Eigenart des Bauern, des konservativsten Elements im Staate, nicht zertrümmert wird durch das ausschließliche Herrschen der Geldwirtschaft. Hier hat die sociale Politik ihre Bedenken gegenüber der bloß ökonomischen geltend zu machen. Nicht mit Unrecht hat der Bauer einen so absonderlichen, instinktartigen Respekt vor dem baren Geld. Zahlt er doch lieber seine Zinsen doppelt in Früchten, die er unter dem Preis seinem Geldherrn bringt, als daß er in einfacher Barzahlung den Zins abtrüge!

Die Gesamtheit — die Gemeinde — war vordem reicher an Gemeingut und zugleich bedürfnisloser, darum konnte der einzelne bei weit leererem Beutel dennoch wohlhabender sein als heutzutage. Die gleichen Anrechte aller Gemeindglieder auf Wald, Weide u. dgl. waren eine Art von historisch-patriarchalischem Kommunismus. Sie beförderten einen scheinbaren allgemeinen Wohlstand, unter dessen Hülle eine ganze Reihe in sich unberechtigter kleiner Existenzen ausgebrütet wurde. Als die gesteigerte Civilisation, die höher gespannte Staatswirtschaft und der politische Sturz des Feudalismus den Sturz auch jener patriarchalischen Gütergemeinschaft forderte, da gerieten auf einmal unzählige kleine Bauersleute, ohne es selber anfangs recht zu merken, in die Klasse des Proletariats. Wenn man heutzutage dem Bauern den Kommunismus predigt, so vermag er das selten anders zu fassen als in dem Gedanken der Rückkehr zu solchen Zuständen, die er sich freilich in gar rosig idealisiertem Lichte

ausmalt. Wir werden weiter unten sehen, wie sich diese Ansicht in den letzten Revolutionsjahren praktisch bewahrheitete. Wo aber das Bauernproletariat infolge der Güterzersplitterung und der geschilderten Verhältnisse sich ausgebreitet hat, wo der einzelne sich in der Lage sieht, weil er nichts mehr besitzt, über den „Diebstahl des Besitzes“ zu philosophieren, da wird er dies doch auch in ganz praktischer Weise thun und also weit eher mit den Kriminalgerichten als mit den politischen Tribunalen in Berührung kommen. Man hat selten gehört, daß man sich in solchen durch die Güterzersplitterung ruinierten Dörfern viel mit socialen Theorien plage, wohl aber, daß Holzdiebstahl, Wilddieberei, Feldfrevel u. dgl. daselbst an der Tagesordnung sind. Aber mit der Sittlichkeit fällt die Sitte, mit der Sitte lösen sich die Gesellschaftsgebilde.

Anders sieht es freilich in den großen Dörfern aus, wie sie meist größeren Städten benachbart liegen. Zu dem sittlichen Verfall gesellt sich hier noch der unmittelbare Einfluß städtischer Nichtsnutzigkeit. Hier „philosophiert“ auch der Bauer bereits über die Gesellschaft. Echte Bauernsitte existiert da ohnedies längst nicht mehr. Nur eine von allen Bauerneigenschaften ist meist zurückgeblieben: Grobheit und Roheit. Das Proletariat solcher Dörfer ist jedenfalls das allergefährlichste; denn an innerer Verderbnis gibt es dem Abschaum des städtischen nichts nach, an Roheit aber übertrifft es dasselbe. Ländliche Proletarier dieses Schlages waren es, welche Auerswald und Lichnowsky ermordeten.

Man kann nicht leugnen, daß der Verfall des echten Bauerntums in den letzten fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht hat. Erwägt man aber, daß nicht bloß örtliche ökonomische Zerrüttung, daß nicht bloß die Erbschaft seit Jahrhunderten verschrobener wirtschaftlicher Zustände zu diesem Ergebnis geführt, sondern daß der moderne Staat selber so recht mit Lust und Liebe das Bauerntum zersetzte, dann erscheint es fast wie ein Wunder, daß der deutsche Bauer im großen und ganzen sich selbst so treu geblieben, daß er einen so bedeutenden Teil seiner guten Sitte aus dem Schiffbruch gerettet hat.

Betrachten wir vorerst nur die Einflüsse der äußeren politischen Gestaltungen des neunzehnten Jahrhunderts. Drei- bis viermal hat sich derweil die deutsche Landkarte verändert, hier und dort wurde ein alter politischer Verband gelöst, die ganze innere Geographie Deutschlands gründlich durcheinander geworfen; niemand fühlte sich durch diese Herrschaftswechsel tiefer verletzt als der Bauer, und doch erschienen sie keinem Menschen grundloser als gerade ihm. Dem Bauern will daher die alte Geographie durchaus nicht aus dem Kopf und die neue nicht hinein. Der preußische Westerwälder sagt nicht, er sei aus dem Regierungsbezirk Arnsberg, sondern aus dem „Oranischen"; der Bauer in der Gegend von Schwalbach nennt seine Landschaft noch heute „die Niedergrafschaft Katzenellnbogen"; der Bauer des Lahngaues ist im „Solmsischen", oder im „Weilburgischen", oder im „Wied-Runkelischen", oder im „Kurtrierischen" zu Hause; im badischen Oberlande existiert das „Hanauer Ländchen" noch immer im Sprachgebrauche des Landvolkes; dem echten Pfälzer Bauern fällt es nicht ein, sich einen „Rheinbayern" oder „Rheinhessen", oder einen Bewohner des „badischen Neckarkreises" zu nennen. Man mutet diesen Leuten zu, angestammte „Loyalität" zu zeigen, während sie sich doch selber sagen, daß damit gerade eine Loyalität für das Nichtangestammte gemeint ist. Der Gebildete weiß, daß es so und nicht anders hat kommen müssen, wenn er auch bedauert, daß man bei dieser Staatenbildung auf der einen Seite viel zu viel radikal und auf der andern viel zu wenig radikal verfahren ist. Der Bauer weiß das nicht. Woher auch? Ihn bestimmt ein überkommener dunkler politischer Herzenszug oder Haß, im kleinen ähnelnd jenem instinktiven Preußenhaß der großen süddeutschen Volksmasse und der dunkeln Abneigung des Nordens gegen Oesterreich. Der Bauer ist ein geborener Partikularist, nur ist sein Partikularismus kein willkürlicher, sondern historischer Tradition entsproßt. Dieser Bauernpartikularismus tritt auch nicht gleich dem dynastischen in offenen Kampf mit der Idee der Nationaleinheit; letztere ist ihm bloß gleichgültig,

der Bauer ist ein natürlicher Partikularist, ein Partikularist aus Beschränktheit, nicht aus Neid, Eigennutz, Eifersucht und Dünkel, wie die andern Partikularisten. Aber insofern man seinen natürlichen Partikularismus aufs tiefste und — wie er glaubt — grundloseste gekränkt hat, wird er Oppositionsmann gegen die bestehende Staatsgliederung. Er wird radikal aus Konservatismus. Nicht bloß sein Fürst, er selber ist mit ihm mediatisiert worden. Namentlich in ehemals geistlichen Besitztümern, wo nicht nur politisches, sondern auch ein kirchliches Sondertum im Bauern historisch geworden ist, finden wir es häufig, daß er sich durchaus noch nicht mit der neuen Landeshoheit befreunden kann. Die Stimmung der Bauern in Rheinpreußen und Münsterland wird noch auf lange Zeit hin den Beweis hierfür liefern.

Als in der Zeit nach dem Lüneviller Frieden eine Wiedische Dorfgemeinde in kurzer Frist dreimal ihren Landesherrn hatte wechseln müssen, vereinigten sich die Bauern zu einem entschiedenen Protest und sprachen den Wunsch aus, man möge ihnen doch endlich einmal e i n e n Fürsten fest lassen. Die jüdischen Gemeindemitglieder, welche gleichfalls die Schrift zu unterzeichnen aufgefordert waren, erwiderten ablehnend in einem höchst originellen Sendschreiben, worin es zum Schlusse wörtlich hieß, sie hätten sich bisher an keinen der verschiedenartigen Landesherren „attachiert", darum thue ihnen jetzt auch der Tausch nicht leid. Der Gegensatz des heimatlosen Dorfjuden zum Bauern spiegelt sich hier höchst bezeichnend. Allein man hat in unseren zerrissenen Staatengruppen vielfach den Bauersmann schon dahin gebracht, daß auch er sich an keinen mehr „attachiert". Dadurch ist ein innerer Widerspruch in das Wesen der Bauern eingedrungen, und es dürfte doch wohl nicht zufällig und bedeutungslos erscheinen, daß gerade in dem geographisch zersetzten Mittel- und Südwestdeutschland die historische Tradition des Bauern bis auf Sitte und Tracht hinab in neuester Zeit unglaublich rasch verschwunden ist, daß hier die ärgste Kleingüterei herrscht, ein ausgedehntes Bauernproletariat, daß hier der konservative Geist

des Bauern am öftesten gebrochen ist und eine auffallende Revolutionslust sich zu regen beginnt, während in größeren, geschlosseneren Gebieten, wie in Tirol, Altbayern, Altpreußen, Westfalen 2c., der historische Bauer sich am reinsten erhalten hat. In Schleswig-Holstein sehen wir, mit welch aufopferungsvoller Zähigkeit ein tüchtiger Bauernstamm auch an einer politischen Idee festzuhalten vermag, wie er sich dadurch gleichsam läutert und veredelt. Allein hier hat der Bauer neben seiner alten Geschichte auch noch eine neuere und neueste; diese fehlt vielen andern deutschen Bauernstämmen. Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für solche Bauern ein weißes Blatt. Der Bauer hat da wohl Wirkungen — sehr negative übrigens — wahrgenommen, allein die Ursachen blieben ihm dunkel. Wenn vor ein paar hundert Jahren seine Gegend mit Feuer und Schwert erobert, wenn sie durch Kauf und Tausch, durch Erbverträge an eine andere Herrschaft gebracht wurde, so begriff er das, weil sich die Thatsachen unter seinen Augen zugetragen hatten, weil er vielleicht auch mit seiner Haut hatte bezahlen müssen. Das diplomatische Intriguenspiel dagegen, welches fast alle Hebel der modernen Geschichte bewegt, wird der Bauer seine Lebtage nicht unterscheiden lernen, ja es ist wohl nach einer Seite hin ein rechtes Glück, daß er sich's nicht träumen läßt, in welcher Weise schon oft seines Vaterlands Geschicke und seine eigenen verschachert worden sind. Der Bauer begreift nicht den Kampf des konstitutionellen Staatsgedankens mit dem republikanischen, mit dem absolutistischen; er begreift die moderne Geschichte höchstens in einigen Resultaten, nicht in ihren Entwickelungen — Resultate wie etwa dies, daß er von Jahr zu Jahr schwerere Steuern zahlen muß —, d. h. für ihn besteht die moderne Geschichte überhaupt nur negativ. Seit den Befreiungskriegen hat der Bauer keine weltgeschichtliche That mitgewirkt, die er vollauf begriffen hätte. Der Gebildete denkt und redet anders wie der Bauer, er hat demselben dadurch bereits seit Jahrhunderten den Gewinstanteil an der Nationallitteratur gestohlen.

Jetzt stehlen wir demselben gar die Geschichte der Gegenwart, indem die großen und kleinen Herren wie Schulknaben unter der Bank Politik spielen.

Ich wüßte übrigens gar nicht, wofür der Bauer dem modernen Staat eigentlich hold und dankbar sein sollte. Unsere ganze praktische Politik hat bis jetzt den Bauer als politische Macht ignoriert. Sie hat ihm viel Gutes gethan, aber nicht nach *seiner Weise*, und nur dieses dankt man von Herzen. Sie hat den festen Bestand seiner Eigentümlichkeit zu brechen gesucht, sie hat es kaum geahnt, daß er die stärkste erhaltende Macht im Staate sei. Den Beamtenstand und das Militär hielt man für die Grundsäulen der erhaltenden Politik. Was es mit dem Konservatismus des Beamtenstandes auf sich hat, haben wir in den letzten Revolutionsjahren gesehen, wo ein Teil der Beamten sich feige verkroch, ein Teil offen zum Feinde überging, ein Teil in achselträgerischer Neutralität zuwartete, und nur gar wenige im entscheidenden Augenblick sich vor die Bresche stellten. Das Militär aber ist ja in seinem Kerne nichts anderes als der Bauer, der Bauer, den man in Friedensgarnisonen entsittet, der mit dem oberflächlichen Schliff des Städters nach Ablauf der Dienstjahre nicht selten auch die städtische Verderbnis ins Dorf heimträgt und der dennoch, wo es gilt, zeigt, wie tief gewurzelt der Trieb der Gesetzlichkeit in den deutschen Bauern sei.

Der Polizeistaat trat in offenen Kampf gegen die Heiligtümer des Bauern; er wollte ihm nicht selten seine Sitten und Bräuche wegdekretieren, er hat es auch mitunter fertig gebracht. Der Beamtenstand suchte etwas darin, den Bauer seine Bildung fühlen zu lassen. Der untere Beamte pflanzte die Tyrannei, welche er von seinem Vorgesetzten zu erdulden hatte, auf sein Betragen gegen die Bauern fort und hielt sich dadurch gleichsam schadlos. Der jüngste Accessist behandelte oft den ehrwürdigen Patriarchen des Dorfes wie einen dummen Jungen. Es galt für eine absonderliche Beamtenweisheit, den Bauer

von vornherein mit möglichster Grobheit anzuschnauben. Es ist noch im Jahre 1848 öffentlich zur Sprache gekommen, daß bei vielen Justizbeamten bis dahin die Sitte herrschte, prozeßführende Bauern, falls sie in Rede und Antwort allzu lebhaft wurden, durch Ohrfeigen zu besänftigen. Das alles hat einen tiefen Stachel in der Brust des Bauern zurückgelassen, einen gründlichen Haß erzeugt gegen das Schreiberregiment. Durch die vollständigste Verkennung des Bauerncharakters, da man in dem Bauersmann nur den groben Klotz erblickte, darauf ein grober Keil gehöre, während man in die feineren Falten seiner Eigenart nicht einzublicken vermag, hat ihn der Beamtenstand planvoll zur Opposition vorbereitet.

Unsere früheren Regierungen bildeten sich nicht wenig darauf ein, daß sie die Leuchte der Aufklärung unter das dumme Bauernvolk getragen. Da aber diese Aufklärung nur auf das nüchternste Urteil und eine Summe einseitiger Kenntnisse hinauslief und auf eine Loyalität abzweckte, deren Mutter die Furcht vor dem Polizeidiener ist, so wurde sie von dem unverfälschten Bauern spröde abgewiesen, den halb verderbten aber ruinierte sie vollends. Man vergaß, daß Sitte, Charakterstärke, die unmittelbare Empfindung, daß der Glaube des Bauern Eigenstes ist, nicht aber flache Vielwisserei. Eine Regierung, die den Bauer wirklich aufklären und veredeln will, festige und läutere ihn in jenen Stücken. Ein Bauer, der im Sinne des rationalistischen Polizeistaates aufgeklärt geworden, ist gleich einem philosophierenden Frauenzimmer, ein Blaustrumpf im Kittel.

So hat der Bauer den Staat bis jetzt fast nur von seiner aufdringlich schulmeisterischen Seite kennen gelernt, oder gar von seiner verneinenden und auflösenden. Der Staat war ihm ein steuererhebendes, seine harmlose Sitte befehdendes, sein Standesbewußtsein störendes und ausebnendes Polizeiinstitut, welches ihn mit neumodisch unverständlichen Formen quälte und sein ganzes Mißtrauen herausforderte. Er reizte ihn mindestens zu eigensinnigem Trotze, der schlechten Kehrseite seines Beharrens.

Wir sahen es in vielen Abgeordnetenkammern, wie sich dieser Trotz, diese Hartköpfigkeit als verderbliches Parteisystem der Bauern geltend machte, gleich argwöhnisch gegen die Regierung wie gegen ihre Gegner, jede Sicherheit des parlamentarischen Erfolges durch die Quersprünge eines nicht voraus zu berechnenden Eigensinnes vereitelnd. Der Eigensinn der Bauern in politischen Dingen, erzeugt durch die Mißgriffe der Bureaukratie, droht aber zu dem Auswuchs eines verrannten Standesgeistes sich zu erweitern, der in konstitutionellen Staaten zu höchst bedenklichen Krisen der parlamentarischen Politik führen könnte. Wir sehen aber auch hier, daß die Opposition bei den Bauern nicht nivellierend auftritt, sondern vielmehr in die beschränktesten Standes- und Körperschaftsinteressen sich verhaust.

Nirgends hat jedoch die Bureaukratie den Bauersmann schwerer verletzt als durch ihre „Regelung" der Gemeindeverfassung. Das Gemeindeleben ist das eigentliche Familienleben des echten Bauern; das Behagen, welches er im engeren Familienkreise selten zu finden vermag, findet er sich in der Gemeinde gerettet. In großen Dörfern mehr städtischen Charakters ist das freilich nicht der Fall; das familienhafte Gemeindeleben ist wesentlich die Lichtseite der kleinen Dörfer und Weilergruppen. Oft sogar ist in Gebirgsgegenden die Gemeinde wirklich eine Familie, der Ueberrest von einer Art Clanverfassung. So gibt es Dörfer auf dem hohen Westerwalde, in denen durchweg fast nur ein einziger Familienname vorkommt. Die Dörfer, wo nur drei, vier Familiennamen sich stets wiederholen, was dann allerlei kurzweilige Beiwörter zur Unterscheidung der einzelnen notwendig macht, sind überall nicht selten. Die Gemeinde ist das Heiligtum des Bauern gewesen, in welches er ebensowenig einen Unbefugten mag eindringen sehen, als der Städter das Heiligtum des Hauses preisgeben will. Die Ausschließlichkeit, welche im Mittelalter der städtischen Bürgerschaft und dem Adel eignete und diese Korporationen jahrhundertelang vor Ueberschwemmung durch landläufiges Gesindel bewahrt hat, ist allmählich

auch auf die Landgemeinden übergegangen. „Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder," so ließ eine alte Stadtgemeinde an ihren Galgen schreiben, da sie fremden Spitzbuben im Tode ebensowenig als im Leben bei sich Aufenthalt gestatten wollte. Das ist jetzt ein Wort für den echten Bauersmann. Nun kam aber der bureaukratische Staat und suchte möglichst viele ortsfremde Leute in die Landgemeinden zu setzen. Die Schultheißen, Bürgermeister ꝛc. wurden von den Staatsbehörden womöglich aus den untersten Anhängseln des Beamtenstandes, aus der eigentlichen Schreiberwelt, gegriffen und den Gemeinden aufgedrungen. Fremde Proletarier herbeizulocken und einzubürgern, galt für staatsklug; wo die Gemeinden sich weigerten, derartige Kolonisten aufzunehmen, da erschien ein dringender Befehl. Die Bureaukratie behandelte das Bauerntum ganz so wie die alten Römer ihre eroberten Provinzen. Durch jene Prokonsuln, welche unmittelbar dem Stamme der Bureaukratie entsprossen waren oder doch von ihr nur Brief und Siegel hatten, sollte der Bauer „kultiviert", „aufgeklärt", d. h. in seiner Eigenart beschnitten und dem ausebnenden Staatssysteme bequem gemacht werden. Also auch hier wieder will der Beamtenstand die erhaltende Macht im Staate sein; er glaubt die Granitpfeiler des Bauerntums wegbrechen zu müssen, damit die Gesellschaft sicherer auf seinen Holzstangen und Brettergewölben ruhe, die er dafür unterschiebt! Nicht die Oberaufsicht, welche sich die Staatsbehörde über die Gemeindeverwaltung vorbehielt, war es, was den Bauer empörte, sondern die Art, wie diese notwendige Aufsicht geübt wurde. Der Bauer selbst ist viel zu gescheit, als daß er für das rein theoretische Urbild einer „freien Gemeindeverfassung" hätte schwärmen mögen, wie man es neuerdings zum großen Verderben der Gemeinden zu verwirklichen gesucht hat. Er will sich der Oberaufsicht des Staates nicht entziehen, aber er will auch nicht, daß in den einfachsten Gemeindesachen der Schreiber vor dem Bauern gehe, er begreift die Anmaßlichkeit jenes städtischen Dilettantismus noch nicht, der in allen Sätteln gerecht ist,

er meint, daß nur ein Bauer Bauernsachen verstehe. Ungeschickte Vormünder haben den Bauer nicht nur abermals störrisch und argwöhnisch gemacht, sondern das Heiligtum des familienhaften Gemeindelebens ist wirklich vielfach zerstört worden, und der böse Gedanke ist in dem Bauern aufgestiegen, als ob er ein von den Städtern Unterjochter sei.

Der ausebnende Staat aber begnügte sich hiermit noch lange nicht, denn er wollte ja gerade alles das geflissentlich bei dem Bauern wegmerzen, was wir als dessen bestes Besitztum preisen. Die Dorfschulmeister gaben ein weiteres Mittel zur Hand. Aus dem Bauernstande hervorgegangen, lebten sie früher in und mit demselben, und ihre Lehre ging eben auch nicht weit über die Bauernweisheit hinaus. Allein der Bauer sollte „über sich selber hinausgehoben" werden. Dazu mußte man freilich zuerst den Lehrer über sich selber hinausheben. Auf einer sogenannten Musteranstalt wurde ihm eine höhere Bildung beigebracht, zu der doch wieder alle Grundlage fehlte; der Bauer ward in ihm ausgetilgt, aber der Gebildete konnte nur halb an dessen Stelle gepfropft werden. In dem neuen „Herrn Lehrer" war nun doch der alte „Dorfschulmeister" in der That über sich hinausgehoben, d. h. er erschien jetzt nicht selten wie ein studierter Bauer, der von Gelehrsamkeit übergeschnappt ist. Gerade diese echt moderne Stimmung, daß sich der Mann nicht wohl fühlt in seiner Haut und fort und fort die Schranken seines Standes und Berufes durchbrechen möchte, ward durch die Schulmeister den Bauern eingeimpft. Der Schullehrer suchte natürlich den Zustand der Halbbildung, zu welchem er übergegangen, auch den dummen Bauern mitzuteilen und dieselben von Bräuchen und Herkommen gründlich zu befreien. Dadurch wurde gewöhnlich Zwiespalt im Dorfe hervorgerufen; denn die zähen alten Bauern wollten lange von dem neumodischen Schullehrer nichts wissen und sahen ihn jedenfalls stark über die Achsel an; eine jüngere Genossenschaft von Schülern dagegen scharte sich desto treuer um denselben. Die Mißachtung seitens der Aristokratie des Dorfes aber machte

den ehrgeizigen Schullehrer vollends unzufrieden mit Gott und der Welt. Man hatte ihn verbessern, heben wollen, und er war mit einemmal ein Proletarier geworden, ein Proletarier der Geistesarbeit, der den Bauern zum erstenmal leibhaft zeigte, was eigentlich ein modern zerfahrener und weltverbitterter Mann sei, und wenn er auch nicht gerade die Socialreform ausdrücklich predigte, doch die Aufforderung zum Umbau der Gesellschaft in Person darstellte. Erst in neuester Zeit wurde es durch unwidersprechliche Thatsachen den Regierungen einleuchtend, daß sie sich bei der verkünstelten Bildung der Schullehrer eine ganze Armee von Staatsproletariern erzogen, daß sie das nämliche Gespenst, welches sie in dem Litteratentum so über die Maßen fürchteten, in den Schulmeistern selber heraufbeschworen hatten. Denn der verschrobene Dorfschulmeister trägt durchaus die Charaktermaske des nichtsnutzigen Litteraten (er schreibt darum auch so gern in Zeitungen oder läßt ein Buch oder ein Notenheft „im Selbstverlag" erscheinen), nur daß die Stellung des Lehrers weit einflußreicher und wichtiger ist, denn ihm ist fast ausschließlich die Macht gegeben, wenigstens einen Teil des sonst so spröden Bauernvolkes aus dem gewohnten Kreislauf der Sitte und des Herkommens herauszureißen. Nach den letzten Revolutionsjahren sahen wir Schullehrer vor Standgerichte gestellt, vor den Assisen abgeurteilt, in Disciplinaruntersuchung, haufenweise ihres Dienstes entlassen. Was der bureaukratische Staat an sich selber zu strafen hatte, das mußten jetzt die einzelnen ausbaden. Glaubten doch bis zur Revolution die Regierungen den Schulmeister gar fest im Zügel zu haben, entzog man ihn doch selbst mehr und mehr den Einflüssen der Kirche, um ihn desto ausschließlicher von der Kanzlei aus bestimmen zu können! Man wird gar lange wieder schulmeistern müssen, bis die ätzenden, auflösenden Einflüsse, welche durch das Lehrerproletariat unter unser Bauernvolk gebracht wurden, völlig hinweggeschulmeistert sind, oder richtiger, man wird das jetzt niemals mehr fertig bringen.

Auch die Stellung des Pfarrers zum Landvolke hat der bureaukratische Staat verrückt. Der Pfarrer war zu sehr „verbauert", er sollte mehr Beamter werden. Den Güterbesitz, welcher früher einen großen Teil der Pfarrbesoldungen ausmachte, verwandelte man, wenigstens bei den protestantischen Pfarrern, fast überall in Bargehalt, man nötigte ihn, das Pfarrgut in Pacht zu geben und untersagte die Selbstbewirtschaftung; man verwehrte ihm in einigen Ländern, sich Ackergut aus eigenen Mitteln über das bescheidene Maß hinaus zu erwerben, welches sich ohne das Halten eines Gespannes bauen läßt. Der Pfarrer sollte nicht mehr so fest sitzen. Gerade dadurch hatte er sich aber den Respekt der Bauern erworben, die von einer Geistesbildung, welche sich nicht auch im Praktischen und zwar zunächst im Landbau zeigt, in der Regel keinen sonderlichen Begriff haben. Allein der Pfarrer sollte sich wieder mehr wissenschaftlich beschäftigen, statt des Helfers und Raters der Bauern sollte er wieder mehr Theologe werden. Die Art und Weise, wie dies die Bureaukratie im einzelnen durchgeführt, hier zu erörtern, ist meine Sache nicht. Genug, der Pfarrer, welcher den Männern der Schreibstube ein viel zu exotisches Gewächs gewesen, ist, besonders in protestantischen Landen, wieder weit entschiedener in die Reihen der Beamtenwelt eingerückt. Der frühere unmittelbare Einfluß auf die Bauern ist nun glücklich gebrochen, und gäbe die Wissenschaft dem Geistlichen nicht festeren inneren Halt, so würde er wahrscheinlich schon vollkommen die Rolle eines verschrobenen, mißvergnügten Dorfschulmeisters spielen, nur noch in bedeutend erhöhtem Grade. Einzelne Fälle davon sind auch dagewesen. Die Folgen für das ganze Gemeindeleben waren dann aber auch allemal tief einschneidend und wahrlich höchst betrübender Art. Während übrigens die protestantischen Konsistorien vielfach sich alle Mühe gaben, um den Pfarrer möglichst zu „entbauern" und der Beamtenwelt wieder wahlverwandter zu machen, verfuhren die katholischen Kirchenbehörden schon aus natürlichem Widerwillen gegen die Bureaukratie meist weit klüger. Die katholische Kirche hat es niemals vergessen, welch ungeheurer Einfluß ihr dadurch

in die Hand gegeben ist, daß, wenigstens in Deutschland, fast sämtliche Glieder ihres Klerus aus dem Bauernstande hervorgehen. Für den politischen Einfluß der Hierarchie ist dieser Umstand so bedeutungsvoll, daß er allein hinreichen könnte, jeden Einwand gegen das Cölibat zu entkräften. Denn nur dieser zwingt ja den niederen Klerus, sich fast ausschließlich durch Bauernsöhne zu rekrutieren. In dem Maße, als der persönliche Einfluß des protestantischen Pastors bei seiner Dorfgemeinde neuerdings im Abnehmen begriffen ist, stieg der des katholischen. Gerade diejenigen Gemeinden, welche am eifersüchtigsten auf ihre Selbständigkeit sind, werden häufig doch wieder von dem katholischen Klerus geleitet, ohne daß sie es selber merken. Man hat sich katholischerseits neuerdings viel Mühe gegeben, die Söhne der gebildeten Stände mehr zum Eintritt in den unteren Klerus zu bewegen. Das ist sehr unklug. Die politische Macht der katholischen Kirche wurzelt in Deutschland zu allermeist in ihrem Einflusse auf die Bauern und ist bedingt dadurch, daß der Dorfgeistliche selber wieder aus dem Bauernstande hervorgegangen ist. In Bayern, Tirol, dem Münsterlande wird man sich davon überzeugen können. Die Religion des Bauern ist seine Sitte, wie ihm umgekehrt auch seine Sitte Religion ist. Darum wird der Priester mehr bei ihm gelten als der Prediger. Das Altluthertum, überhaupt die strengen Formen des älteren Protestantismus fesseln ihn, weil hier noch mehr Charakter in der kirchlichen Sitte sitzt, ebenso der Katholizismus mit seinen fertigen Formen. Der Unionszwang hat unglaublich viel zum Verschwinden des kirchlichen Sinnes bei protestantischen Bauern beigetragen, er hat hier bekanntlich auch — in Schlesien und Sachsen — eine bis zum Fanatismus gesteigerte Gegnerschaft hervorgerufen. Wer dem Bauern beweist, daß die lutherische Fassung des Abendmahls, die lutherische Formel des Vaterunsers, die lutherische Kirchenverfassung sich recht gut vertragen und verschmelzen lasse mit der reformierten, der bricht ihm die Autorität der Kirche. Dies eben war ja seine eingewurzelte kirchliche Sitte, daß der

Abendmahlsbrauch, die Gebetformel, die Kirchenverfassung so und nicht anders sein dürfe, und eben in dem Gegensatze des Lutherischen und Reformierten hat diese Sitte erst Kraft und Bestand gewonnen. Mit diesem historischen Gegensatz hatte man ihm die Kirche selber wegdemonstriert. Auch in religiösen Dingen ist der Bauer Partikularist. Die Mennoniten mit ihrem religiösen Stillleben sind überall wahre Musterbauern. Selbst in rein landwirtschaftlichem Betracht ist es, als ob der Segen Gottes auf ihren Feldern ruhe. Oft erscheinen mitten unter ganz entarteten Bauerschaften die Mennonitenhöfe wie Oasen in der Wüste. Die höchst bestimmte religiöse Sitte, in welcher sich diese Leute abschließen, ist ihnen dann ein Ersatz gewesen für die in ihrer Umgebung bereits verderbte und zerstörte Volkssitte überhaupt. Gerade die religiöse Sonderbündelei des Sektentums war das Bollwerk, welches hier der alten echten Bauernart Schutz und Rettung sicherte. Aber eben darum, weil der Bauer Partikularist ist in religiösen Dingen, hat der ausgleichende und verneinende Rationalismus, wie er zu Anfang dieses Jahrhunderts im Schwange ging, so auflösend bei ihm gewirkt. Das Wesen dieses Rationalismus bestand gerade darin, daß er an die Stelle der religiösen Sitte ein neues Leben nach kritisch verständiger Richtschnur aufbauen wollte. Es sollte alles handgreiflich klug und nützlich werden. Dabei fehlte nur ein Kleines — die Poesie des Gewachsenen und Gewordenen. Das Volksleben ist aber gesättigt von dieser Poesie, und auch der Geringste im Volke ahnt und schätzt dieselbe. Unsere rationalistischen Geistlichen bildeten sich gar viel darauf ein, volkstümlich zu sein, und glaubten namentlich die praktischen Bedürfnisse des Bauersmannes aufs trefflichste zu befriedigen. Sie glaubten so recht im Geiste des Bauern zu wirken, wenn sie von dem Kartoffelbau predigten und etwa beim Evangelium vom Sämann ihre Erfahrungen einwoben, wann und wie am besten Gerste und Hafer zu säen sei. Diese Art von Popularität gemahnt an manche sogenannte Volksschriften, welche dadurch den rechten volkstümlichen Ton

zu treffen suchen, daß sie den Leser als möglichst borniert und kindisch voraussetzen und demgemäß mit großer Kunst eines Gedankenganges sich befleißen, wie er eigentlich nur einem recht beschränkten Einfaltspinsel natürlich erscheinen könnte. Wer die Religion des Bauern als seine altheilige Sitte, seine Poesie, seinen Glauben erfaßt, nur der wird volkstümlich predigen können. Wo dem Bauern die Religion nicht mehr Sitte ist, da ist er in der Regel schon verwildert. Diese Art von Verwilderung hat bereits bedenklich überhand genommen. Aber wenn man bedenkt, welche theologische Experimente unablässig mit dem Bauern gemacht wurden, dann muß man sich wundern, daß es noch so glücklich abgelaufen ist.

So sehen wir überall den Bauer bedroht, aus seinen eigenen Bahnen gerissen, der Verderbnis preisgegeben zu werden. Die Heilung bleibt dann lediglich seiner eigenen unverwüstlichen Natur überlassen. Daß diese Natur aber noch kräftig genug ist, um sich selber zu helfen und im entscheidenden Augenblicke die ganze Fülle ungefälschter Kraft des deutschen Bauerntums in die Wagschale zu werfen, davon wollen wir uns in dem nächsten Kapitel durch die Thatsachen der neuesten Geschichte überzeugen.

Drittes Kapitel.

Der Bauer und die Revolution.

Wann man den Bauer fragt, dann hat er immer etwas zu murren und zu klagen; man kann ihm dies Murren so wenig abgewöhnen als den Wölfen das Heulen. Auch dieser Zug ist historisch. Schon seit dem Mittelalter stimmen alle Zeugnisse fortlaufend darin überein, daß der Bauer vor den andern Ständen zumeist zu brummen und zu knurren liebe. Aber sein Mißvergnügen erstreckt sich, wie wir bereits oben gesehen, immer nur auf nächstliegende Zustände. Es widerstrebt der Natur des Bauern, seine Beschwerden zu verallgemeinern, und er klagt den Staat und die Gesellschaft nicht an, weil er vielleicht guten Grund hätte, den Schultheißen anzuklagen. Als die erste französische Revolution ausgebrochen war, fiel ihr zündender Funke auch hier und da in Deutschland nieder und selbst unter die Bauern Auf einigen standesherrlichen sächsischen Dörfern z. B. rotteten sich die Landleute zusammen und schrieben ihre Bitten und Begehren auf, um sie vor den Standesherrn zu bringen. Es war das aber nicht etwa die damals zeitgemäße Forderung der „allgemeinen Menschenrechte", sondern ganz besondere Anliegen, Acker und Wald und Wiesen betreffend. Als die Bauern mit der „Sturmpetition" vor ihre Herren traten, hatten sich dieselben in Dresden bereits nach Hilfe umgesehen, und als man den Bittstellern bedeutete, falls sie nicht sofort auseinander gingen, würde man sie ins Loch stecken, ging jeder wieder so schnell als möglich nach Hause. Aehnliche Scenen sind damals an vielen Orten Deutsch-

lands vorgekommen. Der Bauer hatte noch den vollen Respekt vor der Autorität seiner Herrschaft. An revolutionäre Tendenzen war gar nicht zu denken. Als General Custine im Jahre 1792 die Rheingegenden heimsuchte und bald drohend, bald bestechend für die französische Republik warb, gelang ihm dies doch nur in einigen rheinischen Städten, namentlich in Mainz, oder in den städtischen großen Dörfern der Rheinebene. Bei den Bauern in den nassauischen Bergen und in der Wetterau konnten die republikanischen Apostel keinen Anklang finden, man wies sie im Gegenteil mitunter etwas unsanft zurück. Als dem Fürsten von Nassau-Idstein durch Custine eine persönliche Kriegssteuer von 300 000 Gulden auferlegt worden war, erboten sich die Bauern freiwillig, diese Summe mitzuzahlen.

Zu den Nachwehen der Julirevolution in Deutschland gehörte eine ganze Reihe kleiner Bauernaufstände. Sie zielten aber fast alle nur auf die Abschaffung örtlicher Beschwerden. Man zerstörte Zollhäuser wegen der lästigen Maut, vernichtete die verhaßten Stempelbogen, verfolgte an einigen Orten die wilden Schweine, an andern die Ratsherren. Ein einheitliches Handeln fand nirgends statt. Jeder wollte nur die Last, die ihn zunächst drückte, von sich abwälzen. Periodische örtliche Unruhen wegen der Steuern, Naturalleistungen und Fronden sind so alt wie der Bauernstand selber. So wenig als die Aufruhrscenen, von welchen die Chroniken der Städte des Mittelalters häufig genug berichten, Revolutionssymptome im modernen Sinne waren und gegen den gesunden Geist des alten deutschen Bürgertums zeugen können, so wenig ist dies bei den bezeichneten Bauernaufständen der Fall.

Ganz anders schien sich die Sache im März 1848 zu gestalten. In den kleineren westdeutschen Staaten hatte es vorweg den Anschein, als wolle sich der Bauernstand in Masse erheben. Nicht ohne Grund verloren die Staatsbehörden den Kopf; denn dieses Schauspiel war noch nicht dagewesen. Nicht Karlsruhe, Darmstadt, Wiesbaden ertrotzten die ersten Märzerrungenschaften,

das Badener, Hessen- und Nassauer Land war es, welches in Person nach den Hauptstädten gekommen war, die Bauern allein, deren massenhaftes Erscheinen den Ausschlag gab. Gegen das empörte Stadtvolk hätten die vorhandenen Militärkräfte einschreiten mögen, aber wo sich die Bauern von ihren Sitzen erheben, da ist es, als ob eine Stadt an allen Punkten zugleich brenne. Und doch war der Bauer diesmal nur mitgegangen, er hatte seine Rolle gespielt, ohne selber zu wissen, was er eigentlich spiele. Ein Hungerjahr und ein Jahr des Ueberflusses hatten den kleinen Gutsbesitzer mürbe gemacht, während beide Jahre dem reichen landwirtschaftlichen Spekulanten gleich sehr den Beutel füllten. Der Bauer hatte wie immer Beschwerden genug in der Tasche. Er hatte sich auch wohl ein wenig bearbeiten lassen, er war aufgelegt dazu, und die Zeit war günstig. Als er vernahm, daß diesmal des Landes Wohl in der Hauptstadt fertig gemacht werde, schnürte er seinen Bündel und zog auch dahin. Der ganz naive Gedanke, daß dort etwas Absonderliches vorgehe und daß man auch dabei sein wolle, hatte meist die großen Bauernmassen in Marsch gesetzt. Ohne irgend einen festen Zweck und Entschluß kamen die Leute auf den Schauplätzen der Märzbewegung an und wurden dort von den Parteiführern recht warm in Empfang genommen. Aus den Fenstern der fürstlichen Schlösser und der Ministerhotels erschienen diese unabsehbaren Bauernschwärme freilich in einer ganz andern Perspektive. Man argwohnte da ein Gemeinsames des revolutionären Gedankens bei den Bauern, ein planmäßiges Zusammenwirken, und verlor den Kopf. Bei diesen Bauern war nicht wie bei den sogenannten „Arbeitern“ die vereinzelte Beschwerde zu einer allgemeinen Unzufriedenheit großgewachsen. Das Klubwesen hat nie bei den deutschen Bauern Wurzel gefaßt. Bauernvereine etwa, die im Stile der Arbeitervereine aus dem Gesamtbewußtsein des seine Fesseln zerbrechenden Bauerntumes heraus die Gesellschaft hätten reformieren wollen, haben nirgends oder höchstens nur als ganz unschuldiges Zerrbild bestanden. In jedem Gau, ja in jedem

Dorf schloß sich die Bauernbewegung für sich ab. Es war im Traume nicht daran zu denken, daß der deutsche Bauer von der Nord- und Ostsee dem Bauern auf dem Schwarzwalde oder im bayerischen Hochgebirge die Hand geboten hätte zu einem Aufstand des deutschen Bauernstandes als solchen, wie das in der That von seiten der städtischen Proletarier geschehen ist. Ein Netz der revolutionären Propaganda über den deutschen Bauernstand zu werfen, ist um deswillen unmöglich, weil man vorher den Bauer aus seinem örtlichen Sonderleben herausreißen müßte, und das wäre eine Aufgabe für Jahrhunderte. Auch ist es dem Gebildeten unendlich schwer, dem Bauern irgendwie beizukommen, ihn für eine neue Idee zu begeistern. Die Flugschriften, welche man unter das Volk schleuderte, haben beim Bauersmann fast nie gezündet, ob er sie gleich bereitwillig entgegennahm — nämlich um ihres Papierwertes, nicht um ihres Inhalts willen. Vergebens mühte sich die Lokalpresse, auf den Dörfern einen dauernden Erfolg zu finden. Der Bauer glaubt noch nicht, daß ihm durch eine Zeitung geholfen werden könne, und wenn er es ja eine kurze Weile glaubte, dann wurde er gar rasch zum Gegenteile bekehrt. Wer den Bauer zum Abschwören seiner Sitte hätte bewegen können, wer es ihm einzureden vermocht hätte, daß er über den Bauern hinaus müsse, um ein glücklicherer Mensch und Staatsbürger zu werden, der wäre der Meister einer wahrhaftigen deutschen Revolution gewesen. Das aber vermochte keiner. Was würde im Jahre 48 aus Berlin geworden sein, wenn diese Hauptstadt nicht rings umlagert wäre von dem kräftigen Bauerntume der Marken? Wenn statt dessen ein proletarisches Bauernvolk wie in südwestdeutschen Gegenden an den Havelseen gesessen hätte? Die märkischen und pommerschen Bauern bildeten die moralische Operationsbasis in den Kämpfen gegen die Revolution, für die Generale sowohl wie für die Minister.

Die Forderungen der Bauern waren in ihren Grundzügen überall dieselben, nur nach den örtlichen Zuständen verschieden schattiert. Allein der Bauer selber dachte nicht an dieses Gemeinsame seiner Beschwerden, so wenig er sich entsinnt, daß schon seit dreihundert Jahren das Mißvergnügen über dieselben Punkte bei ihm in stehende Lettern gegossen ist. Die Märzerrungenschaften der gebildeten Stände begriff er kaum, ja sie waren ihm von Anfang an fast verdächtig. Das historische Mißtrauen gegen den Städter erwachte auf der Stelle. Die Tiroler Bauern versahen sich nichts Gutes von der Preßfreiheit und Konstitution, „weil sich die Herren so sehr darüber freuten". Westerwälder Bauern, welche anfangs dem Begehren eines deutschen Parlaments stürmisch beigefallen waren, erkundigten sich nachher mit bedenklicher Miene, ob denn das zu errichtende deutsche Parlament aus Infanterie oder Kavallerie bestehen solle? Die Erklärung fürstlicher Domänen zu Staatseigentum leuchtete den Bauern in verschiedenen kleinen Ländern um deswillen besonders ein, weil sie sich darunter dachten, von den Domänegütern solle nun jeder einzelne nach Art der Allmende und Gemeindenutzungen seinen Teil zugewiesen bekommen. Der Gedanke war an sich so unvernünftig nicht und jedenfalls mehr wert als die Auffassung der meisten „politisch Gebildeten", welche den Uebergang des fürstlichen Grundbesitzes an den Staat forderten, ohne sich überhaupt irgend etwas dabei zu denken.

Auffallend könnte es erscheinen, daß die Idee der Teilung alles Besitzes so rasch bei den Bauern zündete, ja recht bald zur alleinigen Lockspeise wurde, mit welcher die Apostel der Revolution Jünger aus dem Bauernstande an sich zu ziehen vermochten. Nicht bloß Proletarier, auch wohlhabende Bauern wurden vielfach durch die Hoffnung auf das „Teilen" verblendet. So schien es denn doch, als ob gerade die socialen Ziele der Revolution bei dem Bauern Anklang fänden, als ob das nur eine Täuschung gewesen, wenn man glaubte, der Bauer würde durch seine Liebe zu festem Besitz und ruhigem Erwerb vor dem Schwindel kommunistischer Lehren bewahrt. Es hatte aber mit diesem Gelüsten des Teilens, welches selbigesmal unzweifelhaft tief bei dem Bauern eingedrungen und fast durch alle Länder gegangen ist, eine eigene

Bewandtnis. Der echte Bauer dachte dabei in der Regel an nichts weniger als an ein allgemeines Güterteilen im Sinne kommunistischer Weltreform, er glaubte überhaupt nicht, zu einer Neuerung gedrängt zu werden, das „Teilen“ war ihm vielmehr eine geschichtliche Reminiscenz. Die goldene Zeit lag in der Phantasie des Bauern in jenen Zuständen, wo jeder Gemeindebürger noch so viel Holz unentgeltlich aus dem Gemeindewalde bekam, daß er neben freiem Brande auch noch einen Anteil verkaufen konnte; wo die Gemeindenutzungen so einträglich waren, daß statt der Erhebung von Gemeindesteuern am Ablauf des Jahres vielmehr noch ein Stück bar Geld an jeden Gemeindebürger verteilt wurde. Diese Zustände haben allerdings ausnahmsweise an sehr begünstigten Orten bestanden, in seltenen Fällen bestehen sie sogar heute noch. Daß sie allgemein bestehen möchten, ist das Ideal der meisten Bauern. Sie verstanden daher das „Teilen“ in der Regel dahin, daß das Staatsgut, daß namentlich die Staatswälder zu Gemeindenutzungen verteilt werden möchten, daß überhaupt durch irgend welches staatswirtschaftliche Kunststück freies Holz, freie Weide und ein Stück Geld obendrein dem einzelnen wieder zu teil werde. Nicht Neuerungssucht, sondern ein übel verstandener Konservatismus, eine Selbsttäuschung mit geschichtlichen Ueberlieferungen führte sie den Kommunisten in die Arme. Von dem eigenen Besitz wollte keiner auch nur eine Scholle behufs der allgemeinen Gleichheit aus den Händen lassen, und die Einsicht, daß ohne eine solche Maßregel das Problem des „Teilens“ doch nicht gelöst werden könne, kurierte bald die große Mehrzahl der Teilungslustigen.

Daneben läßt sich aber auch nicht leugnen, daß in den bereits verderbten Bauernkreisen, namentlich in den durch Kleingüterei zurückgekommenen Ortschaften in der Nähe größerer Städte, der Kommunismus in seiner krassesten Gestalt Eingang fand. Hier faßte man das „Teilen“ in einem ganz andern Sinne, und da vielleicht kein einziger im Dorfe so viel besaß, daß ihn dessen Verlust sonderlich geschmerzt haben würde, so gaben sie sich allesamt der neuen Lehre mit ganzer Seele hin. Der größte Teil der eigentlichen Roheiten und mutwilligen Friedensbruchs auf dem Lande fällt auf solche verkommene proletarische Dörfer zurück. Sie stellten ihre reichliche Werbeschar zu den badischen Putschen, zum Frankfurter Septemberaufstand und ähnlichen „Kämpfen“. Der verliederlichte, proletarische Bauer ging so weit, wie unseres Wissens das städtische Proletariat in Deutschland noch nicht zu gehen gewagt hat: er verbrannte in einigen Orten die Hypotheken- und Lagerbücher. Eine solche Demonstration ist ziemlich deutlich, sie zeigt uns besser als Dutzende von Aufsätzen, wohin der Bauer kommt, wenn der feste Boden des Besitzes unter seinen Füßen zu wanken beginnt, wenn er der sicheren Richtschnur der Sitte untreu wird, wenn der Branntwein seine Nervenkraft bricht und seine naturwüchsige Derbheit in Bestialität verkehrt.

Wenden wir uns wieder zu den unverfälschten Bauern. Es bot ergötzliche Gegensätze, wie sich der Bauer sogleich das Praktische aus den „Volksforderungen“ herausgriff, z. B. die Zinsen und Abgaben vorsichtig so lange weigerte, bis man sehe, was aus der Geschichte geworden, und sich überhaupt den klingenden Nutzen ausrechnete, der ihm aus den Errungenschaften erwachsen möchte, während sich die Gebildeten mit zahllosen abstrakten Staats- und Weltverbesserungsplänen plagten. Indes sich die Städter etwa über ein Wahlgesetz „auf breitester Grundlage“ den Kopf zerbrachen, fragten die Bauern ganz naiv bei der Regierung an, ob denn auch die bisherigen Pachtverträge bei der neuen Ordnung der Dinge noch zu Kraft beständen, oder ob durch Aufhebung des „Feudalzwanges“ der Pächter nunmehr auch zum Eigentümer des Gutes geworden sei? Man könnte das einen rohen Materialismus nennen, wenn wir nicht selber zu demselben notgedrungen zurückgekehrt wären, nur mit dem Unterschied, daß der Bauer die Revolution mit der Berechnung seines Gewinnes begann, während wir dieselbe mit der Berechnung unserer Verluste und Schulden schlossen. Der Bauer

vertritt eben die derb realistische Natur im großen Volksganzen, und man muß praktisch oder meinetwegen Philister genug sein, um zuzugeben, daß wir einer solchen Ergänzung recht sehr bedürfen, ja daß es uns zu Zeiten recht gesund ist, wenn wir uns auf eine Weile mit Leib und Seele in den groben Realismus des Bauern versenken.

Trotzdem übrigens, daß man auf den Dörfern statt des Zachariä und Dahlmann gleich in den Märztagen den Adam Riese zur Hand nahm, ist doch der kleine Bauer mehrenteils wieder zu gunsten des großen Gutsbesitzers um das beste Stück seiner Errungenschaften gebracht worden. Wir denken hierbei z. B. an die Zehntwühlereien, welche in mehreren Ländern eine so große Rolle gespielt, ja lange der Nerv alles politischen Lebens auf dem Lande waren. Solange man die Zehntfrage eine schwebende nannte, war dem städtischen Wühler ein Punkt gegeben, auf welchem er bei dem sonst so mißtrauischen und unzugänglichen Bauern eindringen konnte. Die Zehntwühlerei war eine kleine Revolution in der Revolution, sie stufte sich so mannigfaltig in alle Richtungen ab, daß man ein Buch schreiben müßte, um jeden ihrer Fäden zu verfolgen. Dieses Buch würde jedenfalls ein höchst anziehender Beitrag zur Kulturgeschichte werden. Dem Gelüste, zu „teilen", entsprach das Verlangen nach unentgeltlicher Abschaffung des Zehnten. Es beleuchtet die von uns oben gegebene Erklärung des „Teilens" bei dem gediegeneren Bauern aufs klarste. Eine Einnahmsquelle des Staates, der Kirche sollte als solche aufhören, dagegen zu einer gemeinsamen Nutzung des Bauernstandes gemacht werden, die sich je nach der Größe des Ackergutes auf den einzelnen ausschlagen würde. Dies ist der einfache Sinn der unentgeltlichen Zehntabschaffung; es spukt darin nicht sowohl kommunistische Gleichmacherei, als im Gegenteil der engherzige Eigennutz des Bauernstandes. Daß die Zehntablösungsfrage nicht bloß eine landwirtschaftliche, sondern auch eine staatswirtschaftliche Seite hat, liegt auf der Hand. Der Bauer wollte aber das letztere durchaus nicht einsehen. Da

er gewohnt ist, die Dinge nur von seinem persönlichen Standpunkte aus aufzufassen, so vergaß er, daß bei allzu niedrigem Ablösungsmaßstabe die Staatskasse einen bedeutenden Ausfall erleiden würde, für dessen Wiederersatz dann doch wieder der einzelne und also auch er selber als Steuerzahler herhalten müsse. Da nun zerrissene Güterstücklein, wie sie der kleine Bauer leider in der Regel besitzt, von der Zehntlast meist wenig oder gar nicht betroffen waren, während die größeren Ackergüter dieselbe vollauf zu tragen hatten, so gewann der kleine Bauer bei der allzu niedrigen Zehntablösung nicht nur nichts, sondern mußte noch obendrein als Steuerpflichtiger den zu gunsten des größeren Gutsbesitzers in der Staatskasse entstandenen Ausfall decken helfen. In Nassau z. B. soll auf diese Weise der reichste Gutsbesitzer nicht weniger als 36 000 Gulden aus Staatsmitteln geschenkt erhalten haben, während die kleinen Bauern eine Steuererhöhung gewannen! Hätte der Bauer diese Lage der Sache von vornherein durchschaut, so würden die Leute, welche von der Zehntaufregung so geschickt Nutzen zu ziehen wußten, übel bei ihm angekommen sein. Solange aber die Zehntfrage unentschieden war, hielten die reicheren Bauern, welche ihren Vorteil wohl erkannten, klettenfest zusammen, die geringeren Leute aber sahen in diesen ihre natürlichen Anwälte, nicht ahnend, daß hier die Interessen des großen und kleinen Gutsbesitzers schnurgerade auseinander liefen. Wenn die Staatskassen ihren Verlust einmal verschmerzt haben werden, dann wird allerdings auch den kleinen Bauern ein landwirtschaftlicher Nutzen zuwachsen, denn gerade die Nichtbelastung der kleinen Ackerfetzen durch den Zehnten verführte oft zu der heillosen Parzellenwirtschaft, die mit der Gutszersplitterung und mit dem Bauernproletariat Hand in Hand geht. Aber der moralische Einfluß der Zehntwühlerei war ungeheuer, und die socialen Folgen der Zehntablösung lassen sich noch gar nicht berechnen. Die Zehntfrage verschlang jede andere politische Teilnahme bei dem Bauern, und die Wühler versäumten nicht, die Politik bei ihm in eine Sache des gemeinsten

Eigennutzes zu verkehren. Die Bauern in den kleinen Ständekammern, wo die Zehntfrage eine Lebensfrage für das Land war, markteten und feilschten nicht selten mit ihren Stimmen bei den Parteien gegen Stimmen für die Zehntangelegenheit. Andererseits konnten die minder unterrichteten Bauern das finanzielle Rechenexempel nicht durchschauen, schwankten von einer Auffassung zur andern und ließen sich heute eine Petition zu gunsten der Abschaffung, morgen zu gunsten der niedrigen, übermorgen zu gunsten der normalen Zehntablösung diktieren. Wo man allzu niedrig abgelöst hatte, da bemächtigte sich des Gewerbestandes, der nun mit seinen Steuern den großen Gutsbesitzern Geschenke machen mußte, ein tiefer Haß gegen das gesamte Landvolk; der Klerus begann nun auch seinerseits zu wühlen, weil das Kirchenvermögen beeinträchtigt war, die kleinen Bauern fühlten die ganze Bitterkeit getäuschten Hoffens. Bei einer Zehntablösung im vollen Kapitalwerte des Zehntens oder einem um ein Geringes darunter gegriffenen Maßstabe würde der Landbau gewonnen und die Staatskasse nicht verloren haben. Aber wer konnte gegenüber dem Tagesschlagworte vom historischen Unrecht des Zehntens, das — auf Kosten der Gewerbetreibenden und kleinen Bauern! — gesühnt werden müsse, mit einer solchen Ansicht durchdringen! Erst als man einmal in den Verlust geraten war, begriff man die wahre Sachlage.

Es war ungefähr eines Monats Frist, wo man im ersten Taumel und Wirrsal der Bewegung in den deutschen Weststaaten dem Bauern so ziemlich freie Hand ließ, nach Belieben zu schalten. Da muß es wohl äußerst lehrreich sein, nachzufragen, wozu er diese Flitterwochen der Freiheit benützt hat. Er machte sich selber kurzweg ein strenges Wildschadengesetz, wo ihm das alte zu gelind gewesen, indem er das Wild nach Kräften fing oder zusammenschoß. Er machte den Wald wieder zu dem, wofür er ihm laut seiner Geschichtssage galt, zur gemeinen Nutzung, indem er Holz fällte, wo es ihm gefiel. Den Abgabendruck minderte er, indem er vorläufig alle Abgaben für sich behielt. Die scheinbaren und

wirklichen Lasten, welche ihm hier und da durch die Gerechtsame der Standesherren erwuchsen, schüttelte er ab, indem er nötigenfalls dem Standesherrn aufs Schloß rückte und seinen „Volksforderungen“ dort wohl auch in sehr greifbarer Weise Nachdruck gab. Dem Groll gegen den Polizeistaat machte er Luft, indem er die Förster und Hebammen wegjagte, um sie nach einigen Monaten wiederzuholen. In alledem sehen wir nichts weiter als eine in der Ausführung teils naive, teils maßlose Selbsthilfe gegen drückende Uebelstände, um ein in der Luft schwebendes Bauernideal von der guten alten Zeit wiederherzustellen. In einem ganz andern Lichte dagegen erscheinen z. B. die schmachvollen Judenverfolgungen, wie sie in den Märztagen von vielen süddeutschen Landgemeinden veranstaltet wurden. Daß darin nicht der ausebnende Geist der modernen Revolution, sondern ein ganz nichtsnutziger Bauernstolz und Bauernhaß spukte, liegt auf der flachen Hand. Merkwürdig aber ist es, daß gerade solche Gemeinden, welche man mit Vorliebe „aufgeklärte“ nannte, in welchen die Schulmeister und die Demagogen nach Kräften die alte Sitte vertilgt, in dieser Richtung frevelten, Gemeinden, in welchen der Religionshaß schwerlich tief wurzeln konnte, da man sich seit Jahren alle Mühe gegeben, den Bauern trockene Pfennigsmoral für gemütvolle religiöse Volkssitte einzutauschen. Diese badischen Judenverfolgungen wurden aber auch nicht vom Religionshasse diktiert. Es war vielmehr der Haß des in Gütersplitterung verkommenen und dadurch der Tyrannei der Schacherjuden preisgegebenen Bauern, es war die natürliche Feindschaft des ausschließenden bäuerlichen Standesgeistes gegen den fremden Eindringling, es war der Hochmut des Grundbesitzers gegenüber dem umherschweifenden heimatlosen Stamm, der sich hier Luft machte. Diese Bauern waren so lange „aufgeklärt“ worden, und dennoch brach in dem ersten Augenblicke, wo sie ihre Hände frei fühlten, der alte Adam in so erschreckender Weise wieder hervor!

So werden wir bei dem Revolutionstreiben der Bauern

überall stracks einen Gegenzug wider den Revolutionsgeist der Städter gewahren; der Bauer wollte sich das aufgedrungene Neue vom Halse schaffen, um zum Alten zurückzukehren, der Städter, um es gegen ein schulgerecht ausgeklügeltes Neuestes zu vertauschen.

Die entschiedensten Angriffe der Bauern waren auf das bureaukratische Gemeinderegiment gerichtet. Allein ich wüßte nicht, daß die Bauern in den fessellosen Tagen auf ein neues Gemeinderecht gesonnen hätten; sie verfuhren ganz einfach praktisch, entsetzten die von den Behörden aufgedrungenen Bürgermeister und Schultheißen ihres Amtes und hoben den lästigen bureaukratischen Stufengang der Gemeindeangelegenheiten dadurch thatsächlich auf, daß sie keine Notiz mehr von demselben nahmen und irgend ein Herkommen, irgend eine Sitte oder Unsitte statt der Schreibstubenordnung einschoben. Der Bauer hat aber im Traume nicht daran gedacht, seine Gemeinde ganz ablösen zu wollen von der Oberaufsicht der Staatsbehörde; nur die Art und Weise, wie diese Aufsicht geführt wurde, hatte ihm mißfallen. Wo die radikale Partei eine freie Gemeindeverfassung in der Weise durchsetzte — und es ist ihr in einigen Ländern geglückt —, daß das Aufsichtsrecht des Staates nur noch als ein Schein besteht, in der That aber jede einzelne Gemeinde einen für sich unabhängigen Freistaat im Staate bildet, da treten die Nachteile schon heute höchst bedenklich zu Tage. Indem z. B. die Staatsbehörde des Rechtes sich begab, die von der Gemeinde beschlossenen Holzfällungen und Waldausstockungen zu genehmigen, hatte sie die größere Forstkultur schutzlos ihrem Ruine preisgegeben. Die Gemeinden fällten nunmehr natürlich so viel Holz, als nur immerhin anging, um ihre Schuldenlast augenblicklich zu verringern; aber an die weit größere Last, welche sie dadurch auf ihre Nachkommen häuften, dachten sie nicht. Um den alten Schlendrian möglichst großer gemeiner Nutzungen wieder herzustellen, ward wohl auch ein Stück Wald umgerodet. Vielleicht verteilte man auch das also gewonnene

Ackergut in winzigen Bruchstücken an sämtliche Bürger. Namentlich Gemeinden, welche sich über die getäuschte Hoffnung auf das „Teilen" nicht trösten konnten, griffen zu solchen Mitteln, um doch wenigstens einen kleinen Vorschmack von dem Genuß des Teilens mitzunehmen. Allein es vergällte ihnen der rasch eintretende bittere Nachgeschmack das weitere Versuchen. Die Gemeinde soll ihre innere Verwaltung selber ordnen, sie soll ihre Vorsteher aus sich selber wählen. Diese Forderung mußte man gewähren. Aber gerade in solchen Ländern, wo vorher die Gemeinden aufs ärgste bureaukratisch bevormundet waren, sprang man jetzt mit gleichen Füßen in das entgegenstehende Extrem und baute eine freie Gemeindeverfassung im Stile der modernen Demokratie, basiert auf den Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts, der unbeschränkten Wahlfähigkeit. Damit hat man abermals dem Bauern etwas ganz Fremdartiges, Unhistorisches hingeschoben. Seine Ueberlieferung deutet auf weit aristokratischere Formen zurück. Wenn irgend einer, so betrachtet es der Bauer als selbstverständlich, daß die Befähigung zu politischen Aemtern an ein gewisses Alter, an einen gewissen Besitz geknüpft sei. In den Augen des Bauern wird man wirklich erst mit dem vierzigsten Jahre gescheit. Es würde in seinen Augen den Kapitalwert alles Grundvermögens in der Gemarkung herunterdrücken, wenn ein besitzloser Proletarier zum Feldgerichtsschöffen gewählt würde. Vor dem Schultheißen, der kein „ganzer Bauer" ist, der nicht wenigstens ein Gespann auf seinem Gute halten kann, wird er nie Respekt haben, und wenn er ihn zehnmal nach dem allgemeinen Stimmrecht hätte mitwählen helfen. Auf diese und andere geschichtliche Charakterzüge des Bauern hätte man die freie Gemeindeordnung gründen müssen, nicht auf die Schulsätze moderner Parteien.

Der Erfolg hat denn auch schon gelehrt, daß in den Ländern, wo man die Gemeindeverfassung in abstrakt demokratischer Weise eingerichtet hat, die Verwirrung und der Unfrieden ärger geworden ist als vorher. Ein Parteiwesen hat sich da in jedem

Dorfe entwickelt, welches die Gemeinde, die sonst in tiefster Eintracht gelebt, in todfeindliche Gruppen zu spalten beginnt; die Achtung des Gesetzes richtet sich nach dem Parteistandpunkte und nach der Person der vollziehenden Beamten — denn vor dem toten Buchstaben hat der Bauer niemals Respekt, nur vor der Sitte oder vor der Person. Der Ortsvorstand wird gegen die Parteigegner ein größerer Gewaltsherr, gegen die Parteigenossen ein größerer Sklave als er je vorher gewesen; der kraft des allgemeinen Stimmrechts, kraft der Volkssouveränetät auf den Thron gehobene Schultheiß verliert dabei in seinem Souveränetätsschwindel gemeiniglich vollends den Kopf. Dieses Bild ist nicht übertrieben. Wer sich von seiner Wahrheit überzeugen will, der durchwandere unsere mitteldeutschen Kleinstaaten. Dort war vor dem März 1848 der Zorn über die bureaukratische Bevormundung der Gemeinden ebenso tief und durchgreifend als gerecht, und dennoch ward er durch die erlebten Gefahren und Nachteile einer abstrakt-demokratischen Dorfgemeindeverfassung, wie sie als Frucht der Revolutionsjahre eine Weile zu Recht bestand, so ganz in Vergessenheit gehüllt, daß sich selbst Bauersleute nach dem traurigen bureaukratischen Zopf zurückzusehnen begannen. Wer gute Gesetze für den Bauern machen will, der gehe aus von der Sitte und dem Charakter des Landvolks, nicht aber von staatswissenschaftlicher Schulweisheit und ihren luftigen Lehrsätzen.

Die Art und Weise, wie bäuerliche Abgeordnete meist ihren Beruf in den Kammern auffaßten, zeigt uns, wie weit sie noch entfernt sind, das Wesen der konstitutionellen Lehre zu begreifen. Sie betrachteten sich fast durchgehends als eine ständische Körperschaft, berufen, vor allen Dingen die Sache der Bauern zu vertreten, und wo sie das auch nicht klar bewußt beabsichtigten, handelten sie doch in der Regel demgemäß.

Die Bauern bildeten fast auf allen Landtagen eine fest geschlossene Parteigruppe, die ganz fremdartig in die andern Parteigebilde hineinragte. Sie ließ sich nicht nach der gangbaren

Kammertopographie zur rechten oder linken Seite abteilen, denn sie ging gar nicht von allgemeinen Grundsätzen aus, sondern lediglich von praktischen Rücksichten. Soll der Bauer zu einer Volksvertretung wählen, dann denkt er gewiß zuerst an die Bauernvertretung. Die Hoffnung, welche er von der Wirkung eines Landtages hegt, mißt sich bei ihm unwillkürlich nach dem Zahlenverhältnis, in welchem sich die Ziffer der bäuerlichen Abgeordneten zu jener der übrigen darstellt. Von den Volksvertretern aus dem Gewerb- und Beamtenstande fürchtet er übervorteilt zu werden und traut überhaupt einem Manne, der nicht selber Grundbesitz hat, nicht leicht die rechte Einsicht in seine besondere Lage zu. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den außerordentlichen Einfluß, den der katholische Klerus in Westfalen übt, als die Thatsache, daß er dort bei den Parlamentswahlen in den bäuerlichen Wahlbezirken fast lauter Abgeordnete durchzusetzen wußte, die dem Landvolke bis dahin gewiß persönlich ganz unbekannt gewesen. In Tirol, wo die Bauernschaft seit dem Mittelalter einen ständischen Einfluß geübt und sich ihrer korporativen Macht noch gar wohl bewußt war und sicherlich auch ihre Vertreter in der Meinung nach Frankfurt geschickt hatte, daß dieselben dort vor allen Dingen für ihr Sonderinteresse zu wirken hätten: in Tirol kam der seltsame Fall vor, daß die meist bäuerlichen Wähler ihren Abgeordneten aus dem eigenen Säckel doppelte Taggelder zahlten, weil die aus der öffentlichen Kasse gereichten ihnen doch gar zu schmal dünkten. Anderwärts, wo der Bauer, durch allerlei fremde Wahleinflüsse verwirrt, den beruhigenden Gedanken keineswegs hegt, daß sein ständisches Interesse mit Erfolg durchgefochten werde, betrachtet er die Kammern meist mit Mißtrauen, führt Klage über die großen Taggelder und wäre weit eher geneigt, jeden Antrag auf deren Minderung zu befürworten, als selber noch etwas daraufzulegen. Der ganze Begriff des konstitutionellen Staatswesens ist ihm ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Er kann in seinen eigenen Zuständen so wenig als in seinen geschichtlichen Ueberlieferungen irgend eine

Analogie dafür finden, woran sein Urteil einen Anhaltspunkt gewönne. Die ständische Gliederung dagegen stimmt vortrefflich zu seinem Sondergeiste und liegt seinem ganzen politischen Sinnen seit alten Tagen zu Grund. Unter der Republik denkt er sich wenigstens irgend etwas, wenn auch etwas ganz Verkehrtes; unter dem Konstitutionalismus denkt er sich gar nichts. Es liegt übrigens ein bedeutsames Zeichen darin, daß der Bauersmann nicht aus klarer staatswissenschaftlicher Erkenntnis, sondern nur ahnend die Vertretung des Volkes nach ständischen Gruppen begreift und schätzt, während er für die gerade bei den niederen Klassen des Stadtvolkes so populäre Vertretung nach der Kopfzahl keinen Sinn hat. Das kommt daher, weil dem Bauern das Bewußtsein seiner ständischen Körperschaft noch wie ein Naturgefühl einwohnt. Das Bauerntum ist in der modernen Welt „der Stand" als solcher, denn die Gemeinsamkeit eigener Sitte, Sprache, Tracht, eigenen Berufes fällt bei ihm noch vollkommen zusammen mit dem Begriffe der socialen Gruppe, der politischen Korporation. In ihm finden wir das einzige noch vollständige Probestück der alten Stände. Dieser Stand wohnt selbst jetzt noch am entschiedensten abgesondert, wie früher auch die andern Stände, Adel und Bürgertum, je ihre gesonderten Sitze hatten.

Politische Gebilde, welche das Ergebnis des Gedankens, der Schulweisheit, des Systems sind, lassen sich gar schwer bei den Bauern verwirklichen. Leider beschränkte sich aber der größte Teil der politischen Versuche von 1848 auf dergleichen der Studierstube abgesessene Dinge, daher die Teilnahmlosigkeit der Bauern für dieselben. Obgleich z. B. der Bauersmann sicherlich am schwersten durch die Wehrpflicht gedrückt wird und am ersten Ursache hätte, die stehenden Heere abgeschafft zu wünschen, so sperrte er sich doch hartnäckig gegen das Phantasiebild einer allgemeinen Volksbewaffnung. Durch den praktischen Blick, mit welchem er von vornherein die Unausführbarkeit dieses auf dem Papier so herrlichen Instituts durchschaute, beschämte er unzählige Gebildete. Er nahm die Muskete des Bürgerwehrmannes zuletzt an und

legte sie zuerst wieder ab, zerstörte überhaupt durch seinen zähen passiven Widerstand gar schnell den Traum von der Ausführbarkeit einer solchen Volksbewaffnung. Für die Spielerei, wie sie dann noch eine Weile in den Städten fortgesetzt wurde, hatte er vollends gar keinen Sinn. Als Erzherzog Karl im Herbste 1799 eine allgemeine Volksbewaffnung in deutschen Landen einrichten wollte und bereits in der Gegend von Mainz den Anfang eines Landsturmes nicht ohne Erfolg zustande gebracht hatte, widerstrebte doch die Mehrzahl des Landvolkes, und der Plan scheiterte neben dem Widerwillen der Fürsten an der Zähigkeit der Bauern, obgleich doch damals die Not des Vaterlandes ganz anders drängte und ein begeisternder Held an der Spitze stand. Der deutsche Bauer ist ein tüchtiger Soldat, wenn man ihn ganz zum Soldaten macht, aber die Zeit ist längst vorüber, wo er noch Bauer und Soldat in einem Stück sein, wo (im 13. Jahrhundert) jener Landgraf von Hessen jeden Mann, der ein Schwert oder auch nur einen Stecken zu tragen vermochte, mit glänzendem Erfolge zum Kampfe auffordern konnte.

Und dennoch bildet der Bauer den Grundstock der deutschen Heere und schlägt sich vortrefflich, wo ihn der Kriegsherr zu den Fahnen ruft. Er ist von dem Augenblick an ein guter Soldat, wo er die gebietende Notwendigkeit mit Händen greift, daß er ein Soldat sein muß. Und was würde in den Revolutionsjahren aus uns geworden sein, wenn der Grundstock und die überwiegende Masse der deutschen Heere aus andern Bestandteilen als gerade aus bäuerlichen gebildet gewesen wäre?

Als man im Jahre 1848 die politischen Neubildungen in Gesetzesformen goß und dabei überall auf das Wahlsystem zurückgriff, erschrak man zuletzt über die Unmasse der Wahlakte, an welchen sich in Parlamentswahlen, Landtagswahlen, Geschwornenwahlen, Bürgermeister-, Gemeinderats-, Bürgerausschuß-, Kreisbezirksrats- 2c. Wahlen der einzelne Bürger zu beteiligen hatte. Es schien fast, als ob auf jeden Tag im Kalender ein Wahltag herauskäme. Die Männer des Fortschrittes aber behaupteten, das

sei gerade gut, namentlich um des Bauern willen; durch das immerwährende Wählen werde derselbe „munter erhalten". Sie kannten den Bauer schlecht. Er wurde vielmehr zuallererst des vielen Wählens überdrüssig, und seine ganze politische Teilnahme erschlaffte aus Aerger über die unaufhörliche Wahlquälerei. Die Sache war seinem praktischen Geiste viel zu weitschweifig und langweilig. Wenn dann mehrere Odenwälder Dorfgemeinden erklärten, daß sie überhaupt nicht mehr wählen wollten, vielmehr die Sache dem Großherzog von Hessen ganz anheimgeben, der ja vor der Wahlmode viel besser zurechtgekommen sei als jetzt, so lag in diesem offenherzigen Geständnis der beste Beweis, wie weit man mit dem Bauern kommt, wenn man ihn durch unablässiges Antreiben in eine Sache eingewöhnen will, deren inneren Zusammenhang er nicht begreift. Nirgends wurde zuletzt leichtsinniger gewählt als bei den Bauern, die doch von Natur gar nicht leichtsinnig sind; nirgends war es leichter, Wahlumtriebe zu machen, da doch sonst der Bauer so mißtrausch ist. Aber gerade aus Mißtrauen wurde er schlaff und gleichgültig, denn wo man ihn so gewaltig drängte, schöpfte er Verdacht, daß man ihn gewiß ins Bockshorn jagen wolle. Der Bauer läßt sich eine Neuerung durchaus nicht jählings aufladen, er will sich bedächtig in dieselbe einleben, und wenn man ihn für das konstitutionelle Staatswesen reif machen will, dann muß man Sorge tragen, daß dessen Formen nach und nach in seine Sitte übergehen und so ihm schließlich selber zur Sitte werden.

Als die Zehnten und andere Lasten beseitigt, die Forst- und Jagdverhältnisse geregelt, das Gemeindewesen neu geordnet war, kurzum, nachdem der Bauer Abrechnung gehalten über den materiellen Gewinn, hörte für ihn die Zeit der Bewegung auf. Dadurch stellte er freilich seiner politischen Reife im höheren Sinn kein glänzendes Zeugnis aus. Die Ruhe, die gänzliche Abspannung und Erschlaffung kehrte auf dem Lande viel früher ein als in den Städten. Es ist sogar vorgekommen, daß Bauern den Städtern drohten, wenn sie nicht bald selber bei sich Ruhe

schafften, dann würde die ganze Bauernschaft hineinkommen, ihnen das Geschäft abzunehmen. Es war ein sinniges Wahrzeichen des Zufalls, daß gerade Erzherzog Johann, der erzherzogliche Bauersmann aus Steiermark, es sein mußte, der den ersten wildesten Akt der Revolution abschloß. An den Bauern scheiterten seit der zweiten Hälfte des Jahres 1848 fast alle größer angelegten Aufruhrpläne. Immer blieb, um einen Kunstausdruck jener Tage zu gebrauchen, der „entferntere Zuzug" aus, d. h. die Bauern.

Die Demokratie verfuhr ganz wie der Polizeistaat, sie berechnete die Bauern und deren eigentümliches Wesen nicht, sie sprach so viel vom Volk und vergaß, daß darunter die Bauern doch beiläufig auch mit einbegriffen sind. Ueber dem Rückschlag in den Palästen übersah sie den viel gefährlicheren Rückschlag in den Hütten. Die Bauern, namentlich des deutschen Nordens und Südostens, blickten zuerst gleichgültig, ja mißtrauisch auf den deutschen Reichstag. Je mehr sich derselbe in die Verfassungsfrage vertiefte, um so weniger vermochte der Bauer zu folgen; so mußte die Teilnahme für jene ganze Körperschaft bei ihm einschlummern. Den deutschen Bauer aber verkannte man von Grund aus, indem man glaubte, derselbe werde sich für die Principienfragen der Reichsverfassung oder auch nur für diese Verfassung als solche begeistern. Für ein geschriebenes Gesetz hat sich der Bauer noch nie begeistert, oft genug aber ein geheimes Grauen vor all dergleichen empfunden; er begeistert sich nur für das lebendige Gesetz, für sein Herkommen, seine Sitte und seinen Glauben. Wäre die „Erhebung zur Durchführung der Reichsverfassung" auch auf gar kein anderes Hindernis gestoßen, so würde sie doch an den gleichgültigen Bauern gescheitert sein. Die äußere Autorität, welche sich die Revolutionspartei in Baden und der Pfalz allmählich erworben, war es, was dort die Bauern fortriß in den unglückseligen Kampf — und doch verhältnismäßig nur einen sehr kleinen Teil des Bauernvolkes. Als Hecker den ersten Putsch vollführte, gaben ihm bekanntlich

die oberländischen Bauern, zum Mitziehen aufgefordert, die klassische Antwort, sie hätten jetzt keine Zeit, sie müßten ihre Felder bestellen. Hecker hatte noch keine Autorität bei den Bauern, der Bauer aber ist Autoritätsmensch. Zur Zeit des sogenannten Kampfes für die Reichsverfassung stand es gar eigen in Baden. Jetzt hatten die alten Gewalthaber keine Autorität mehr. Nicht um der Reichsverfassung, auch nicht um der Republik willen nahm der Bauer an dem Kampfe teil, sondern weil sich die Revolutionsmänner binnen Jahresfrist so tief bei ihm eingenistet hatten, daß sie angesichts der gänzlich verschollenen Regierung ihm nun wieder als die einzige Autorität im Lande erschienen. Daß die Pfälzer Bauern im Durchschnitt nicht allzu heftig sich zum Gefechte drängten, ist bekannt. Durch ihr träges Zusehen hatten sie den Ausbruch des Aufruhrs befördert, durch ihr träges Zusehen beförderten sie wieder ebensosehr das Niederschlagen desselben.

Suchen wir, gleichsam in runder Summe, einen Ausdruck für die Wirkungen, welche die jüngste politische Krisis auf den Bauer geübt, dann begegnen uns zwei ganz entgegengesetzte Thatsachen. Das gesunde, naturwüchsige Bauerntum vom alten Schrot und Korn hat sich unverkennbar wieder gekräftigt, der verdorbene, verstädtelte und proletarische Bauer ist nur um so tiefer gesunken. Die Bauern berührten sich nun einmal auf gleichem Boden und in gleicher Sache mit den „Herren“. Wo sie noch den echten Standesgeist hatten, wo ihnen noch die ureigene politische Bedeutung einwohnte, da ist dieser Geist erstarkt, da haben sie diese Bedeutung besser als zuvor begriffen, während der verdorbene Bauer weit mehr das Gemeinsame herauskehren lernte, welches ihn mit der großen Heerschar der verdorbenen Leute aus allen Gesellschaftsschichten verbindet. Das sonst so originelle Bauernproletariat beginnt mehr und mehr in den allgemeinen Begriff des Proletariers aufzugehen, d. h. zu dem Charakter des wirtschaftlichen Verfalls auch noch die sociale Verneinung zu fügen. So drängte die Revolution das Bauerntum auf der einen Seite in seine Schranke zurück und verschmolz es andererseits verwandten Gesellschaftskreisen. In demselben Maße, als die freie Gemeindeverfassung den soliden Bauersmann mehr zu sich selber bringt und ihn in seiner eckigen Eigenart trägt und fördert, führt sie die verderbten Gemeinden ihrer vollständigen Auflösung entgegen. Das ist kein Unglück, denn die Zukunft unseres Bauernproletariats liegt doch nur in Amerika. Es hat sich jetzt wieder einmal erprobt, welch ein ungeheurer Widerhalt in der Sitte des Bauern liegt, aber wo diese bereits zur Unsitte entartet war, da kehrte sie auch ihre schroffe Seite heraus. Der entsittete Bauernschlag zeigte sich jetzt auch erst recht als der entsittlichte; bei ihm mehrte sich in den letzten Jahren (um 1850) die Zahl der Morde und solcher Verbrechen, die eine völlige sittliche Fäulnis voraussetzen, in schreckenerregender Weise. Nie ist wohl Kirchenraub, Leichenraub, Brandstiftung auf dem Lande so gemein gewesen. In den Gegenden, wo ein entarteter, verstädtelter Bauernstand seine Sitze hat, wurden meist die Kirchen leer, dagegen ist das Saufen und Lärmen am Sonntage während des Gottesdienstes zur Sitte geworden. Mißhandlung der obrigkeitlichen Personen, namentlich der Vollziehungsbeamten, heimtückische Verwüstung fremden Eigentums aus Neid, aus Rachsucht oder Raubsucht waren in den Tagen der Anarchie an der Tagesordnung. Und neben die Kriminalstatistik der entarteten Bauern reiht sich meist — im Verhältnisse wie Ursache und Wirkung — die Kriminalstatistik der Dorfschullehrer. Der proletarische, verschrobene Schulmeister ist gar oft der böse Dämon, der Mephisto des heruntergekommenen Bauern gewesen. Er hat seiner Bestialität Ziel und Bahnen gewiesen, er hat zumeist die Rolle übernommen, welche der aufhetzende verkommene Litterat in den Städten gespielt. Die Wirksamkeit einer großen Zahl badischer Dorfschullehrer beim Einfädeln und Durchführen des badischen Aufruhrs ist bekannt. Lehrreich dürfte es sein, ein Fragment aus der Kriminalstatistik des Herzogtums Nassau daneben zu stellen. In diesem Ländchen saßen im Sommer 1850

acht Schullehrer — d. h. beinahe ein Prozent der gesamten Lehrerschaft —, gemeiner Verbrechen angeklagt, in den Kriminalgefängnissen. Auf fünf derselben lastete die Anklage des Meineids und Betruges, darunter der unerhörte Fall, daß einer ein förmliches Institut zum Ausschwören falscher Eide errichtet hatte und arme verführte Landleute für diesen Zweck gegen ein Billiges vermietete; der sechste war des Versuches der Unzucht gegen seine eigenen Schulkinder angeklagt, der siebente des Mordes eines von ihm geschwängerten Bauernmädchens, der achte der Urkundenfälschung. Würde die gesamte erwachsene Bevölkerung Nassaus ein gleiches Prozent wie damals der Lehrerstand in die Kriminalgefängnisse geliefert haben, so hätten dieselben beiläufig zweitausend Insassen beherbergen müssen; die Zahl der Kriminalgefangenen soll aber nie über hundert gestiegen sein; von sämtlichen Kriminalgefangenen des Landes fielen also acht Procent auf den Lehrerstand. Von der großen Zahl politischer und religiöser Wühler unter den Schulmeistern, die teilweise durch Dienstentsetzung bestraft wurden, will ich hier nicht reden, da mir keine Zahlenangaben zu Gebote stehen. Jedenfalls würde sich hier das Verhältnis noch auffallender herausstellen. Aber nicht der an sich so ehrenwerte und schlecht gelohnte Lehrerstand als solcher trägt die Schuld an alle dem, sondern fast lediglich die verkehrte Politik, welche den Lehrer, der unter Bauern wirken soll, zu einem in Halbbildung überbildeten Proletarier der Geistesarbeit erzieht und dadurch mit dem Volkslehrer zugleich den jungen Nachwuchs der Bauernschaft aus allen natürlichen Bahnen reißt. Ich glaube aber nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß die sittlichen Zustände des Lehrerproletariats so ziemlich Hand in Hand gehen mit den Zuständen des modernisierten, verstädtelten, proletarischen Bauern überhaupt. Hierin liegt ein beherzigenswerter Fingerzeig!

Nicht durch eine positive That, sondern lediglich durch sein zähes Beharren, durch seinen passiven Widerstand hat der deutsche Bauer den vollständigen Sieg einer an der Theorie entzündeten

und genährten Revolutionsbegeisterung verhindert. Die moderne Demokratie geht nicht sowohl von gegebenen Thatsachen als von gegebenen Lehrsätzen aus, und eben darum ist der Bauer in seinem derben Realismus, in seinem historischen Eigensinn ihr gefährlichster Gegner gewesen, ohne daß sie es selber recht merkte. Das städtische Proletariat vertritt bei uns nicht wie in Frankreich die Masse; die Masse in diesem Sinne ist bei uns der Bauer. Dieser einzige Umstand verbürgt die Zukunft des deutschen Volkes. Aber wehe uns, wenn die Entartung, welche die Masse bereits von außen angefressen, auch den guten inneren Kern derselben erreichte!

Viertes Kapitel.

Resultate.

Eine konservative Politik, die Bestand haben will in Deutschland, muß sich auf die Bauern stützen. Ein Ministerium, welches wahrhaft volkstümlich werden will, muß damit anfangen, bauerntümlich zu sein. Alle Maßregeln zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens, zur Kräftigung der Staatsgewalt halten nur für den Augenblick wider, sofern sie nicht von dem Grundsatz ausgehen, daß der Bauer die konservative Macht im Staate sei, daß darum vor allen Dingen seine Wucht erhöht, seines Charakters Eigenart gefestigt, seine Bedürfnisse beachtet werden müssen. Er stellt das in Ueberfeinerung verschobene Gleichgewicht in der Gesellschaft wieder her; den Socialismus kann man nicht mehr durch die Presse, nicht mehr durch Regierungsmaßregeln erfolgreich bekämpfen, man kann das aber durch die Bauern, durch die Pflege ihrer zähen Sitte. In den Bauern kann der praktische Staatsmann die leibhaftige Geschichte gegen die Geschichtslosigkeit unserer gebildeten Jugend aufmarschieren lassen, den leibhaftigen Realismus gegen die Ideale des Schreibtisches, das letzte Stück einer „Natur" gegen eine gemachte Welt; er kann in den Bauern die Macht der Gruppen und Massen wirken lassen gegen die ins Endlose zerfahrende und persönlich verflachte, gebildete Gesellschaft.

Und doch haben unsere neuesten Gesetzgeber und Staatsmänner durchschnittlich fast ebensowenig Notiz von dem Bauern

in seiner Eigentümlichkeit genommen, wie nur immerhin die alte Bureaukratie.

Es gilt vorab, den Bauernstand zu reinigen. Wir haben zwei Hauptarten von verdorbenen Bauern. Die eine bilden jene oben bereits hinreichend gezeichneten Entarteten, bei welchen sich der sittliche Ruin zu dem ökonomischen gesellt. Von ihnen kann die Gesellschaft nur auf chirurgischem Wege befreit werden, nämlich durch eine möglichst umfassende Amputation. Hier bleibt nichts übrig, als die Auswanderung ganzer derart verkommener Gemeinden wie von einzelnen möglichst rasch und kräftig zu befördern. Eine Prämie, auf die Auswanderung solcher Leute gesetzt, wäre ein gefundenes Kapital, das dem Lande hundertfältige Zinsen trüge. Dagegen gibt es noch eine glücklicherweise weit größere Klasse höchst ehrenwerter bäuerlicher Proletarier, Leute, welche durch die Ungunst ihrer Gegend, ihres Kulturzweiges, durch die überhand genommene Güterzersplitterung u. dgl. ins tiefste Elend gestürzt worden sind, die sich aber mit einer unendlichen Geduld und Langmut, welche zuletzt in völlige Stumpfheit ausartet, immerfort schinden und plagen. Sie werden nicht entsittlicht durch das Elend, denn dieses ist ja schon ihr väterliches, ihr großväterliches Erbe gewesen, es ist historisch bei ihnen, sie wissen es nicht besser. Die Generation verkümmert selbst körperlich immer mehr von einem Menschenalter zum andern, und dennoch wird sie der väterlichen Sitte nicht untreu. Es ist mir ein solcher Bauernschlag bekannt, in öder Gebirgsgegend seßhaft, wo der ganze Stamm bereits dergestalt kränkelt, daß kaum ein Kind mehr vor dem dritten Jahre die Kraft zum Stehen, geschweige zum Laufen erhält, und doch tragen diese Menschen ihr Kreuz in Geduld; ganze Gemeinden siechen wie an einer langsamen Schwindsucht hin. Diese ausgemergelten deutschen Hungerbauern suchen in der Größe des Entsagens ihresgleichen. Wie ihnen geholfen werden könne, ist eine nationalökonomische Frage, die schon sehr oft und mitunter trefflich erörtert wurde, gediegener und praktischer wohl kaum,

als es Friedrich List in dem Aufsatze „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ [1] gethan. Er stellt die Arrondierung der Güter mit Recht als oberstes Heilmittel voran. Allein die Praxis ist hier gar langsam den Wünschen und Begehren der Schriftsteller nachgekommen. Nur eines kleinen Versuches möge statt mehrerer gedacht werden. Eine fürstliche Frau verwandte viele Jahre einen Teil ihres Ueberflusses in wahrhaft fürstlicher Weise dergestalt, daß sie verkommenen Bauersleuten Ackerstücke zur Vergrößerung und Abrundung ihres Gütchens ankaufte, zur Erweiterung ihres Viehstandes beisteuerte und durch das Schenken von Saatfrüchten u. dgl. so lange nachhalf, bis in wenigen Jahren aus dem proletarischen Bauern ein ordentlicher Bauer geworden war. Es war mir gestattet, genauere Einsicht vom Gang dieses Verfahrens und seinen Erfolgen zu nehmen, und ich muß gestehen, daß letztere wahrhaft überraschend waren, namentlich im Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln. Eine solche Art der Wohlthätigkeit überragt um deswillen jede andere, weil nicht bloß einem einzelnen augenblicklich geholfen wird, sondern ganze Familien gediegen gemacht werden und Kindern und Enkeln, soweit es menschenmöglich, ein festerer Bestand gesichert wird. Wenn durch den Staat, wie durch Vereine eine Unterstützung der verkommenen Bauern auf diese Weise umfassender ausgebildet würde, dann wäre das nicht nur ein Akt der Menschlichkeit, sondern auch einer sehr gesunden Politik.

Dem Bauern seinen festen Besitzstand zu sichern, diesen da, wo er sich bereits zersplittert hat, wieder auszurunden, ist eine der ersten Aufgaben nicht bloß für den Nationalökonomen, sondern geradezu für den konservativen Staatsmann.

Aber der Besitz allein genügt nicht, den Bauer zufrieden zu halten und ihn in seinem angeborenen konservativen Charakter zu festigen. Der Bauer ist in seiner Gemeinde zu Haus, und hier muß er sich behaglich fühlen. Es ist sehr verkehrt, zu glauben,

[1] Friedrich Lists gesammelte Schriften, Bd. II.

die Gemeindeverfassung für Stadt und Dorf müsse nach der gleichen Schnur geregelt werden. In einem größeren Lande wird nicht einmal die nämliche Dorfgemeindeverfassung für alle Gegenden gleich praktisch sein. Da das Gemeindewesen möglichst auf Sitte und Herkommen gegründet sein soll, so muß man hier schon den Sondergeist des Bauern, soweit er höheren Interessen nicht zuwiderläuft, ein wenig walten lassen. Wo aber der moderne Staat sämtliche Gemeinden rechtlich bereits in einen Topf geworfen, da lasse man wenigstens die Sitte, welche so häufig das Recht ersetzt, eigenartig sich gestalten.

Der Bauer ist mißtrauisch gegen die „Herren“, selbst wenn er mit ihnen auf der nämlichen Bank im Landtage sitzt. Er wird aber auch oft mißtrauisch gegen den ganzen Landtag, weil er so viele seinem beschränkten Gesichtskreis ganz fremde Interessen überwiegend dort vertreten findet. Die Idee des ganzen und einheitlichen Volkes, wie sie der konstitutionelle Staat richtig erfaßt, ist ihm überhaupt noch etwas dunkel. Er sieht Bauern und Nichtbauern, Freunde und Fremde, und wie er über der Gemeinde oft den Staat nicht sieht, so sieht er über den Bauern das Volk nicht. Nun können wir aber doch den Bauern zuliebe die alten Ständetage nicht wiederherstellen. Allein wir können den Bauer erziehen für die Idee des Volkes und der einheitlichen, vollen Volksvertretung. Dies geschieht, wenn wir die Bauern und die andern natürlichen Stände als solche wählen lassen zum Landtage, den Landtag selber aber als eine Vertretung des Volkes, nicht der Stände fassen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Gedanken weiter auszuführen, es ist auch jetzt nicht an der Zeit, ihn zu verwirklichen. Wenn aber einmal der blinde Haß gegen alles, was nur von ferne wie ein Stand aussieht, einem ruhigen und objektiven Einblick in die natürliche Gliederung des Volkes gewichen sein wird, dann wird man auch erkennen, daß eine aus ständischer Wahl hervorgegangene allgemeine Volksvertretung nicht bloß das richtigste und vollständigste verjüngte Abbild des ganzen Volkes geben, sondern auch

das Mißtrauen des Bauern gegen die Landtage brechen wird, die ihm jetzt noch gar oft als von den Städtern einseitig beherrscht erscheinen.

Man läßt unsere jungen Beamten erstaunlich viel studieren. Daß sie auch die Bauern studieren möchten, daran denkt kein Mensch. Ein so tief eingreifender Verkehr mit den Bauern, wie er dem richterlichen und Verwaltungsbeamten meist zufällt, erfordert aber sein eigenes Studium. Die bureaukratische Zumutung, daß umgekehrt der Bauer den Beamten studieren müsse, ist ganz verkehrt. Wüßten unsere Beamten durchschnittlich sich besser in das Wesen des Bauern zu finden, so wäre der Haß des letzteren auf die „Schreiber“ nicht so gewaltig geworden. Ueber das Wesen des Bauern kann man freilich auf Hochschulen keine Kollegien hören. Der Staat mißt und belohnt seine Beamten nach dem Normalmaß der Kenntnisse und der technischen Fertigkeit. Ob der Beamte die rechte Persönlichkeit besitzt, ob er sich einzuleben versteht in Sitte und Charakter des Volksschlages, mit welchem er zu verkehren hat, das ist für den modernen Staat eine unwägbare Größe. Der feindselige Gegensatz des Bauern zum Beamten wird aber so lange fortbestehen, als dem Beamten das Studium des Bauern gleichgültig ist. Es wird damit gar nicht behauptet, daß er gerade artiger gegen den Bauer sein müsse. Die alten Amtleute zu unserer Großväter Zeit, von denen fast überall die Sage geht, daß sie die Bauern gar erbärmlich geschunden und geplagt, trafen bei aller Grobheit doch Charakter und Art des Bauern, sie zeigten ihm den Mann, wovor er allein Respekt hat, sie waren im Verkehr mit dem Landvolke und nicht am Schreibtisch aufgewachsen und kamen daher trotz ihren Gewaltstreichen besser mit dem Bauersmann zurecht als unsere modernen Beamten, die ihm heute zu grob und morgen zu artig sind.

Will der richterliche Beamte sein Studium des Bauern recht fruchtbar machen, dann lege er sich eifrigst darauf, der Prozeßkrämerei unter den Bauern zu steuern. Durch allgemeine

Satzungen läßt sich hier nichts ausrichten. Die Krankheit sitzt den Bauern im Blut. Nur die Persönlichkeit des Beamten, nur seine gründliche Erkenntnis der Eigenart des Landvolkes kann, mit ganz bescheidener Einwirkung auf den einzelnen beginnend, allmählich eine ganze Gegend in diesem Betracht wieder vernünftig und unbefangen machen. Hohes Verdienst läßt sich dabei durch die Einführung freiwilliger Schiedsgerichte erwerben. Der Bauernstand nimmt nun gleichsam seine eigene Kur selber in die Hand, und zwar eine Radikalkur von innen heraus. In verschiedenen Ländern haben die Bauern bereits gute Anfänge mit freiwilligen Schiedsgerichten gemacht. Durch die freie Gemeindeverfassung wird solchen Bauerngerichten am besten vorgearbeitet, und merkwürdig genug begegnen wir den gedachten guten Anfängen gerade an Orten, wo die Selbstverwaltung der Gemeinden altes Herkommen war. Nicht bloß aus Gründen der Sittlichkeit, sondern auch um seiner politischen Grundsätze willen muß der konservative Staatsmann die freiwilligen Schiedsgerichte fördern, denn sie sind wiederum ein mächtiges Hilfsmittel, das Volk in seinem individuellen Leben stark und selbstbewußt zu machen, und wenn irgendwo, so wurzelt gerade bei uns Deutschen in dem kräftigen Sondertum der Gaue und Stände die Macht der Nation.

Der Staat kann überhaupt viel mehr durch Staatsdiener, welche Persönlichkeiten sind, den Bauernstand veredeln und tragen und in sein Interesse ziehen, als durch allgemeine Gesetze. Es gehört ein eigentümliches Genie dazu, die Art des Landvolkes zu ergründen und mit ihm in seiner Art zu verkehren, ein Genie, welches himmelweit von dem entfernt ist, was man in neuerer Zeit „volkstümliches Wesen“ nannte, wie denn auch gerade unsere sogenannten Volksmänner bei den Bauern am allerwenigsten ausgerichtet haben. Solche Genies muß man hervorziehen und an den rechten Platz zu stellen verstehen. Darin unterscheidet sich gerade unsere Bauernpolitik von der bureaukratischen, daß wir das Landvolk durch die Hingabe an seine

Eigenart zu uns heranziehen wollen, während die Bureaukratie das Bauernwesen durch Zustutzen und Ausrecken, durch Bleilot und Winkelmaß in die geraden Linien einer nivellierten Gesellschaft einzuzwängen trachtete.

Die Landgemeinde kann von dem konservativen Staatsmanne nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden. Im Gemeindeleben gewinnt der Bauer erst ein warmes Interesse für den Staat, der ihm sonst eine kahle, inhaltsleere Formel bleibt. Er begreift den Staat nur durch die Gemeinde. Das Gemeindeleben ist der Punkt, wo selbst der Bauer zum politischen Mann wird. Bei dem centralisierten, von der Schreibstube abhängenden Gemeindewesen des Polizeistaates war der Bauer nur durch seine Trägheit eine erhaltende Macht im Staate. Bei erhöhter Selbständigkeit der Gemeinde wird er erst recht auch handelnd zur erhaltenden Macht. Wo das deutsche Bauerntum sich je zur höchsten Kraft, zur wirklichen Thatkraft entwickelt hat, wie etwa bei den Dithmarsen des Mittelalters, da war auch ein streng gegliedertes, freies genossenschaftliches Leben vorhanden, das sich auch ohne die Stütze kaiserlicher Freibriefe durch seine eigene Tüchtigkeit lange Zeit zu behaupten vermochte. Setzen wir zum Vergleich ein anderes Bauernland dagegen: Polen! Man sagt, das Polen des achtzehnten Jahrhunderts mußte zu Grunde gehen, weil es keine Industrie, weil es kein Meer hatte, weil es ein bloßer Ackerbaustaat war. Es ist aber auch nicht einmal ein ordentlicher Ackerbaustaat gewesen, ja zu den Ursachen seines unvermeidlichen Ruins gehörte mit, daß es kein Ackerbaustaat war, daß ihm die in der modernen Welt durchaus geforderte breite Staatsgrundlage eines selbständigen Bauerntumes abging. Der polnische Bauer ist frei, aber nur persönlich frei, nicht genossenschaftlich selbständig, er ist frei wie ein Proletarier. Darum ist er elender wie der russische leibeigene Bauer und eine sociale Null, wo dieser eine vollwichtige zukunftsreiche Gesellschaftsmacht ist. Polen besitzt Bauern, aber kein Bauerntum, Dörfer, aber keine Gemeinden. Ein Staat, in

welchem der Bauer nur nach Köpfen zählt, ohne eine selbständige sociale Gruppe zu bilden, hat heutzutage kein Recht des selbständigen politischen Bestandes. Auch der polnische Bauer hängt zäh am Alten, aber durchschnittlich nur am schlechten Alten, das gute Alte hat er vergessen. Der Gutsherr hält ihn in Elend und Dummheit zurück, damit der Bauer von „guter Art" bleibe. Wo er es wagt, sich einen Obstbaum zu ziehen, da haut der Gutsherr diesen nieder, weil Gott die Obstbäume nur für die Aecker der Edelleute geschaffen hat. Die Herrschaft sieht es gern, wenn sich der Bauersmann im Schnapstrinken ruiniert; denn je mehr Schnaps getrunken wird, desto bessere Einnahme haben die herrschaftlichen Brennereien. Das alles ist auch „Bauernpolitik", aber eine verdammt einfältige und nichts weniger als eine konservative.

Selbst bei den äußerlichen Formen der Verwaltung sollte man auf die Natur des Landvolkes Rücksicht nehmen und dasselbe nicht mit Schnörkeln und Schreibereien verwirren, die es nicht versteht, ja die seinem Wesen geradezu zuwider laufen. Es wird dadurch nicht nur ein Mißtrauen gegen den amtlichen Mechanismus erzeugt, sondern oft werden den Bauern geradezu die Köpfe verschroben. Nur allzu häufig findet man jene „studierten" Bauern, die mit allen Griffen und Geheimnissen des Amtierens vertraut sein wollen, die das juristische Kauderwelsch der Reskripte, Vorladungen, Verträge, Verfügungen ꝛc. genau ausdeuten zu können vorgeben und dadurch ganz wie die Goldmacher, wie die Leute, welche des Zirkels Viereck suchen, einen gehörigen Sparren in den Kopf bekommen. Diese Verschrobenheit kann bedenklich um sich greifen, wenn man erwägt, wie oft der Bauer mit dem Amte zu schaffen hat und wie oft er sich über die juristischen Hieroglyphen den Kopf zerbrechen muß, an deren Enträtselung ihm wohl gar Hab und Gut, Ehre und Freiheit hängt.

Wie der Beamte sich in den Charakter des Bauern einleben müßte, so noch viel mehr der Schullehrer. Unsere Lehrerpflanzschulen reißen den Zögling, der doch meist ein Bauernjunge ist,

künstlich aus dem Bauernstande. Statt dessen sollten sie ihn, nur in erhöhtem Grade, erst recht in dessen eigenstes Wesen einführen. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erbstück aus dem Nachlaß der alten ausebnenden Rationalisten. Es gibt gar keine allgemeine Volksbildung, je tiefer vielmehr die Bildung in das eigentliche Volk geht, um so schärfer spaltet, gliedert, besondert sie sich. Der Dorfschulmeister ist nicht da, um ein pädagogisches System zu verwirklichen, sondern um den Bauersmann in seiner echten Art verwirklichen zu helfen. Die meisten Dorflehrer fühlen sich darüber unglücklich, daß sie in ihrer Umgebung auf dem Lande keinen Menschen finden, mit dem sie sich „auf ihrem Bildungsstandpunkte“ geistig austauschen könnten. Dies ist die sicherste Probe, daß ihr Bildungsstandpunkt für ihren Beruf der verfehlteste ist; denn wäre er das nicht, so müßten sie gerade in der frischen Natur des Bauern das beste Element zum Austausch ihrer Gedanken finden. Die Dorfschulmeister und die Pfarrer bilden aber das eigentliche verbindende Mittelglied zwischen der verfeinerten Gesellschaftsschicht und dem Naturstamm der Bauern. Sie sind, wo sie überhaupt die rechten sind, das einzige Organ, durch welches der Gebildete, durch welches der Staatsmann durchgreifend und unmittelbar auf den Bauer einwirken kann. Die Volksverführer ahnten das recht wohl, als sie zuerst die Schulmeister zu gewinnen suchten. Desto schwächer scheinen die gesetzlichen Staatsgewalten diese Thatsache zu ahnen, sonst würde man sich's weit eifriger angelegen sein lassen, die Schullehrer und die Pfarrer in das Interesse einer konservativen Politik zu ziehen. In dem Maße aber, als beide, Lehrer und Geistliche, aus ihrem naturgemäßen Mittleramte zwischen dem Bauern und dem Gebildeten heraustreten, bricht sich ihr Einfluß oder verkehrt sich in einen verderblichen. Das sahen wir in der Blütezeit der rationalistischen protestantischen Konsistorien, wo der Pfarrer zum reinen Beamten verfälscht wurde, dem die Kirchenbuchführung ein wichtigeres Anliegen sein

mußte als der Gottesdienst; das sehen wir jetzt, wo der Lehrer, den örtlichen Boden seiner Macht und Ehre vergessend, das höchste Ziel des Ehrgeizes darein setzt, Staatsdiener zu werden.

Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl unser Ackerbau noch derart bleiben werde, daß ein Stand der kleinen, freien Grundbesitzer, der hier geschilderte Bauernstand, möglich sei? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Wirtschaftsart, wie sie von der ungeheuren Mehrzahl der kleinen Bauern jetzt noch nach rohem altem Herkommen betrieben wird, muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agrikulturchemie, des rationellen Landbaues und beim Wachstume der Bevölkerung, welche den Boden durchtriebener auszunützen drängt, über kurz oder lang einem gleichsam fabrikmäßigen, ins Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauernstand in derselben Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbestand bereits großenteils trocken gelegt hat. Daß diese Thatsache einmal eintreten mag, bezweifle ich durchaus nicht, überlasse aber die Erörterung der weiteren Folgen getrost unseren Urenkeln, falls dieselben finden sollten, daß die Frage bis dahin bereits eine „brennende“ geworden ist.

Einstweilen halten wir an dem gegebenen Zustande, als dem für unsere Socialpolitik vorerst noch allein praktischen, fest. Mag die Naturwissenschaft noch so gründlich — und sie hat ein Recht dazu — das alte Bauerntum unterwühlen, so taste wenigstens der Staat die ureigene Sitte des Bauern vorerst nicht geflissentlich an. Je weniger er sich um dergleichen bekümmert, desto besser für beide Teile. Man kann jene naturwüchsige Sitte so wenig künstlich erhalten und weiterbilden, als man sie künstlich ausrotten kann. Das Volk selber sorgt schon dafür, daß sie erhalten und weitergebildet werde. Wer sich, wenn auch in bester Absicht, in diesen als des Volkes eigensten Beruf einmischt, der macht sich im günstigsten Falle nur lächerlich und verhaßt. Ebenso sollte man den Wahn aufgeben, als ob durch

das Aufdrängen fremdartiger Bildungsstoffe in sogenannten Volksschriften, die gemeiniglich vom Volke weiter nichts haben, als daß sie die Naivität seiner Ausdrucksweise erkünsteln, beim Bauern irgend etwas auszurichten wäre.

Selbst sehr entschiedene Gegner des kirchlichen Lebens geben doch zu, daß die Kirche für den gemeinen Mann, und namentlich für den Bauer, mindestens ein zur Zeit noch unentbehrliches „Polizei-Institut" sei. Aber gerade in diesem Beruf, den jene nicht ohne besonderes Behagen betonen, finden sie dann auch die Würde der Kirche auf ihr gebührendes Kleinmaß herabgesetzt. Für den jedoch, der unseren Bauersmann kennt, ist der Beruf dieser Kirche als einer Zuchtmeisterin des Geistes und der Gesittung nichts weniger als ein kleiner oder gar unwürdiger. Die geistige und gemütliche Anregung des Bauern beschränkt sich auf einen ganz engen Kreis. Die höheren läuternden Genüsse der Kunst sind ihm fast ganz verschlossen, für ihn ist eine deutsche Nationallitteratur noch nicht geschrieben, sein Geist kann sich nicht erquicken in dem Stahlbad wissenschaftlicher Studien. Nicht bloß die religiösen Bedürfnisse muß ihm die Religion und der Kultus befriedigen, sondern auch für jene ganze Summe geistiger Anregungen des Gebildeten einen Ersatz bieten. Die Dorfkirche ist nebenbei auch des Bauern einziger Kunsttempel. Wenn ihm jenes die Sitten mildernde, sittigende Element, welches der Gebildete in tausend Gebilden des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens findet, in religiösen Formen nicht dargeboten wird, wo soll es ihm dann zu teil werden? In solchem Sinne könnte man auch Litteratur und Kunst ein unentbehrliches Polizei-Institut nennen, um den Gebildeten in den Schranken eines edlen Tones und feiner Sitten zu halten. Für das Landvolk fällt derselbe Beruf gleichsam als ein Nebengeschäft auch noch der Kirche zu.

Bei den Bauern wird der große Gedanke der Gegenwart, daß die Kirche vor allen Mächten das Geschlecht aus der socialen Verwirrung zu erlösen berufen sei, am leichtesten zu fruchtbarem

Wirken gedeihen. Denn der Bauer fühlt sich der Zucht der Kirche noch nicht entwachsen. Bei ihm geht die Kirchenlosigkeit noch am sichtbarsten Hand in Hand mit der Gottlosigkeit und dem sittlichen und materiellen Verderb. Der Bauer, welcher neben die Kirche geht, wird in der Regel auch der social entartete Bauer sein. Aus dieser einfachen Thatsache können unsere kirchlichen Agitatoren eine Fülle praktischer Winke für ihr Amt der inneren Mission unter den Bauern ableiten.

Man hat neuerdings die volksbildende Kraft der Volksfeste wieder erkannt, und dies ist ein gutes Vorzeichen. Der konservative Staat soll die echten Volksfeste, namentlich die Bauernfeste, nicht unterdrücken, sondern vielmehr pflegen und fördern; denn in ihnen erfrischt und verjüngt sich die Volkssitte, in ihnen fühlt sich der Bauer so recht in dem vollen Behagen seines Standes, sie mehren und stärken den genossenschaftlichen Geist im Volke. Der ausebnende Polizeistaat legte in manchen Gegenden höchst sinnreich alle Kirmessen des Landstriches auf einen und denselben Tag, damit es ja keinem Bauern möglich wäre, vielleicht zwei oder drei Kirmessen in einem Jahre zu besuchen und solchergestalt gar viel Geld zu verthun! Mit derlei polizeilicher Kinderzucht wird die echte Bauernsitte, deren Bestand dem konservativen Staate so unschätzbar sein muß, geradezu vergiftet. Etlichemal im Jahre sich gründlich auszutoben, ist dem Bauersmann ebenso nötig zur Pflege seiner körperlichen und geistigen Gesundheit, wie den vornehmen Leuten eine Badereise. Sehr treffend sagt Justus Möser von den durch die zärtliche Besorgnis des Polizeistaates längst unterdrückten periodischen Tollheiten des Bauernvolkes: „Die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten glich einem Donnerwetter mit Schloßen, das zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt."

Will sich's der Staat angelegen sein lassen, daß der deutsche Bauer in seinem historischen Charakter auch künftigen Geschlechtern erhalten bleibe, dann kann er weiter nichts thun, als daß er

störende und zersetzende Einflüsse von dem Bauernstande fern hält, seinen Sitten und Bräuchen nicht feindselig in den Weg tritt, seine ökonomische Lage bessert und ihn mehr und mehr zum festen, wohlabgerundeten Grundbesitz wieder zurückführt, den Dorfbauer wieder zum Hofbauer zu erheben hilft, bei Verfassungs- und Gesetzgebungsarbeiten aber niemals über die eigentümlichen Bedürfnisse des Bauern hinwegsieht, vielmehr diesen gemäß das ganze Staatswesen zu individualisieren sich bestrebt. Dadurch allein kann die Kluft zwischen dem Bauern und dem Gebildeten ausgeglichen werden, ohne daß jener von seiner Eigenart etwas verloren gibt. Der Bauer wird dann mit der zähesten Liebe an der bestehenden Staatseinrichtung hängen, er wird zwar immer noch murren und brummen, weil er das überhaupt nicht lassen kann, und es gehört ja wohl auch zum Wesen des besten Staates, daß darin immer etwas gemurrt werde: aber zu mutwilligem, bübischem Aufruhr wider die Staatsgewalt, zum Zertrümmern der Grundpfeiler der Gesellschaft wird es der Bauer dann nie und nimmer kommen lassen.

Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke: so suche man denn auch sich diese Macht zu erhalten!

II. Die Aristokratie.

Erstes Kapitel.

Der sociale Beruf der Aristokratie.

Die Aristokratie ist die einzige unter den vier großen Gruppen der Gesellschaft, welcher das Recht, als ein besonderer Stand aufzutreten, oft genug von Leuten abgestritten wird, die keineswegs Socialisten sind. Daß es Bürger, Bauern und Proletarier gebe, daß diese Unterscheidung keine zufällige und willkürliche, sondern in Sitte und Beruf gewurzelte, der Gesellschaft durch ihre ganze Geschichte aufs tiefste eingeprägte sei, leugnet niemand. Wegtilgen möchte der ausebnende Geist freilich diese dreifache Gliederung, aber zugestehen muß er doch, daß sie noch sehr augenfällig bestehe. Eine aristokratische Sitte soll allenfalls noch vorhanden sein — und wäre es auch nur eine Unsitte —, vom *aristokratischen Beruf* dagegen lasse sich in unseren Tagen nichts mehr verspüren. Die Ansicht ist leidlich populär geworden, daß die Aristokratie in gar nichts weiter beruhe als in der Einbildung, im Vorurteil. Wenn man etwa das Bauerntum als einen wirklichen Stand gelten läßt, dessen Realität freilich jeder mit Händen greifen muß, der nur einen Kittel von einem Rock unterscheiden kann, dann soll dagegen der Adel nur die Anmaßung eines besonderen Standes sein.

Man gesteht wohl zu, daß es vor Zeiten einmal einen Adel als einen in sich berechtigten und lebenskräftigen Stand gegeben habe. Aber jetzt sei derselbe ganz gewiß eine bloße historische

Versteinerung geworden, ein antiquarisches Kabinettsstück, ehrwürdig, weil grau vor Alter. Auch der Klerus hat ja im Mittelalter eine selbständige Gesellschaftsgruppe in sich beschlossen; die Priesterschaft als Stand, als Kaste bildet den ältesten Adel in der Weltgeschichte, und dennoch hat der Klerus jetzt seine sociale Selbständigkeit verloren und ist aufgegangen in die übrigen Gruppen der Gesellschaft.

Man fragt, worin denn noch der eigentümliche, der unterscheidende Beruf des Adels sitze, seitdem ihm das Monopol des großen freien Grundbesitzes, das Monopol des höheren Kriegsdienstes, der Staatsleitung, des oberen Richteramtes aus den Händen gewunden ist, und der höhere Hofdienst, dessen Monopol der Adel allenfalls noch innehält, seinen früheren politischen Charakter verloren hat? Bei dem vierten Stande steht die Frage obenan, wie derselbe social zu organisieren, bei den Bauern, wie ihre im Sturme der Zeiten so wunderbar fest gebliebene sociale Organisation politisch zu benutzen sei, bei der Aristokratie dagegen, worin denn eigentlich überhaupt ihr socialer Beruf bestehe und ob sie einen solchen wirklich aufzuweisen habe?

In bewegten Tagen ist von den Fortschrittsmännern mehr denn einmal und in verschiedenen Ländern förmlich die Abschaffung des Adels dekretiert worden. Merkwürdigerweise ist aber der Adel immer wieder gekommen. Man hielt den Adel schon gar nicht mehr für einen wirklichen Stand, denn die Abschaffung eines Standes durch Dekrete wäre an sich ein Unsinn. Das Bürgertum, das Bauerntum zu Grunde richten, im socialistischen Sinne zur Selbstauflösung führen, das kann man wohl beabsichtigen, aber kein vernünftiger Mensch wird stracks eine „Abschaffung" des Bürger- und Bauerntums dekretieren wollen. Jene Dekretierenden bekannten also durch ihr Dekret, daß sie den Adel vorweg gar nicht als einen eigentlichen Stand ansahen. Er war ihnen ein Kropf am Körper der Gesellschaft, ein Auswuchs, den man chirurgisch wegschneiden müsse. Die Führung des Adelstitels insbesondere erschien ihnen nicht als eine geschichtlich

erwachsene Sitte, die nur auf dem geschichtlichen Wege der inneren Notwendigkeit wieder erlöschen könnte, wie sie gekommen, sondern als der privilegierte Mißbrauch eines willkürlichen Schnörkels, den man nur durch ein einfaches Verbot auf dem Wege der polizeilichen Sprachreinigung wegzustreichen brauche.

Man fragte sich, worin denn der eigentümliche und unterscheidende Beruf der Aristokratie als Stand liege, und konnte keine Antwort darauf finden. Aber seltsam stach dagegen freilich wiederum ab, daß man die oft so bestrittene Existenz der Aristokratie nicht nur von außen her niemals hatte vernichten können, sondern daß auch die Aristokratie in eigener Person, als sie im achtzehnten Jahrhundert das Möglichste that, sich selber zu Grunde zu richten, dies dennoch nicht fertig gebracht hatte. Ein ganz berufloses, ganz zweckloses Leben kann so zäh nicht sein.

Selbst die Begriffsbestimmung dessen, was eigentlich Aristokratie sei, ist je mehr und mehr verschwommen und ins Allgemeine zerflossen. Nicht einmal im Mittelalter hatte man einen durchschlagenden Begriff fest in der Hand, geschweige denn in der neueren Zeit. Er erweiterte und verengerte sich nach örtlicher Auffassung selbst damals, als die äußeren Wahrzeichen des adeligen Standes und Berufes noch das bestimmteste Gepräge trugen. Der Adel spaltete sich in alten Tagen in eine Masse vielgliederiger Gebilde: die verwirrend ineinander überspringenden Grenzlinien des hohen und niederen Adels lassen sich durchaus nicht allgemein, sondern immer nur in kleinen zeitlichen und örtlichen Kreisen ziehen, sie sind ein rechtes Kreuz der Historiker. Der Adel entwickelte in diesem Sinn ein ähnliches Bild des Sondertums wie die Bauern. Aber es war doch der einigende Gedanke des allgemeinen socialen Berufes im Mittelalter aufs klarste und bestimmteste vorhanden, und eben dieser soll — so wird behauptet — in neuerer Zeit dem Adel abhanden gekommen sein.

Und in der That liegt etwas Wahres darin und ist es charakteristisch für die gegenwärtigen reformbedürftigen Zustände der Aristokratie, daß sie nach dem genauen Begriffe ihrer selbst

sucht, daß sie schwankend geworden, wie weit sie die Grenzen der eigenen Körperschaft erstrecken soll, daß sie sich in entscheidenden Stunden oftmals nicht einig wußte über die notwendig einzunehmende Stellung in den gesellschaftlichen Kämpfen dieser Tage. Schon in dem einfachen Sprachgebrauch ist eine verdächtige Verwirrung eingerissen. Man hat eine Redefigur aus dem Wort „Aristokratie" gemacht und spricht von Geldaristokratie, Beamtenaristokratie, Gelehrtenaristokratie ꝛc. Und zwar hat sich dieser Sprachgebrauch in einer Weise eingebürgert, daß es oftmals schwer hält, den Punkt zu finden, wo sich die Redefigur vom Wortsinne scheidet.

Sind überhaupt „Aristokratie" und „Adel" gleichbedeutende Begriffe? Man nimmt gewöhnlich den ersteren Begriff für einen weiteren als den letzteren. Ich glaube dagegen, daß in der Gesellschaftskunde der Begriff der Aristokratie als der *engere* zu fassen sei. Meine Ausführung über die sociale Bedeutung der Aristokratie wird darthun, daß keineswegs der gesamte Adel zur Aristokratie gehört, wohl aber daß der Geburtsadel eine wesentliche, wenn auch keineswegs die einzige Eigenschaft des socialen Aristokraten sei. In früherer Zeit hat man den Begriff der Aristokratie zu äußerlich beschränkt, indem man ihn für gleichbedeutend mit dem des Adels nahm; gegenwärtig erweitert man ihn übermäßig in ebenfalls äußerlicher Weise. Es entspricht ganz dem Geiste unserer gebildeten Gesellschaft, der ein hoffärtiger, aber nicht ein stolzer Geist ist, daß die Spitzen des Bürgertums auch mitzählen wollen zur Aristokratie, während doch der echte Bürger viel zu stolz sein muß, um irgend etwas anderes sein zu wollen als ein Bürger. Nur der selbständige, unabhängige, grundbesitzende Adel gehört zur socialen Aristokratie, nicht aber der besitzlose, abhängige Titularadel. Es zählt auch der Fürst zur *socialen* Aristokratie, während er den *politischen* Ständen neutral gegenübersteht. In dem Sinn jenes eigentlichen, unabhängigen Adels habe ich wohl auch die Ausdrücke Adel und Aristokratie hier und da abwechselnd füreinander gebraucht.

Die Weltanschauung der Voltaire'schen Zeit, welche in den meisten Dingen doch so ziemlich vergessen ist und selbst durch die eifrigsten Bemühungen einer Seitenlinie der absoluten Philosophenschule neuerdings im Volksbewußtsein nicht wieder aufgefrischt werden konnte, ist in betreff der Aristokratie merkwürdigerweise am dauerndsten volkstümlich geblieben. Der deutsche Philister kehrt leichter zu dem Glauben an die Vernunftmäßigkeit des leibhaftigen Teufels als an die Vernunftmäßigkeit des Geburtsadels zurück. Die Sache ist leicht erklärlich. Der religiöse Rationalismus kam am frühesten, er ist auch am frühesten gebrochen worden. Der sociale Rationalismus ist viel neueren Datums, er wird noch eine gute Weile brauchen, um sich abzuleben. Durch jenes äußerste, welches der sociale Rationalismus in der Aufstellung der modernen socialistischen Systeme theoretisch gewagt, ist im Kampfe jener gegnerische Standpunkt erst zum wissenschaftlichen Bewußtsein gekommen, der die gesellschaftlichen Zustände lediglich aus der historischen Entwickelung der Gesellschaft selber beurteilt. Nach fünfzig Jahren wollen wir wieder nachfragen, ob dieser Standpunkt auch bei dem deutschen Philister zur Geltung durchgedrungen ist.

Kant bezeichnet den Adel als einen Rang, der dem Verdienste vorhergeht, dieses aber keineswegs zur notwendigen, nicht einmal zur gewöhnlichen Folge hat. Der Begriff des Adels hat aber einen weit reicheren Inhalt als den, einen bloßen Rang zu bezeichnen, der Rang ist vielmehr etwas ganz untergeordnetes bei demselben. Kant würde zu dieser sehr äußerlichen und mageren Bestimmung nicht gekommen sein, wenn er das gesellschaftliche Phänomen des Adels nicht mit abstrakt philosophischem Maßstabe gemessen hätte. Hätte die damalige Zeit ein Organ gehabt für die historisch-sociale Auffassung, so würde der große Philosoph von Königsberg in dem Adel eine eigentümliche Entwickelungsform des socialen Lebens erkannt haben, die nicht fehlen darf, wo die europäische Gesellschaft, wie sie nun einmal historisch geworden ist, in ihrer Gesamtheit dastehen soll. Ob das einzelne Glied eines solchen Standes diejenigen Verdienste entfaltet oder

nicht, welche von der Würde des Standes geheischt werden, ist für den allgemeinen Begriff desselben ganz gleichgiltig. Die große Masse hängt aber heute noch an jener Kantischen Ansicht fest, weil sie gleichfalls noch nicht weiß, sociale Thatsachen aus der Gesamtheit des socialen Lebens zu beurteilen.

Merkwürdig genug hat der Sprachgebrauch seit geraumer Zeit das Wort „Aristokratie" weit häufiger zur Bezeichnung einer Partei als eines Standes gestempelt. Beim Bürgertum hat man viel später erst den Stand als „Bourgeoisie" in die Partei übersetzt. Darin bekundet sich wiederum der Drang, den socialen Bestand der Aristokratie wegzuleugnen und nur den politischen als einen usurpierten stehen zu lassen. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Sucht, den Begriff der Aristokratie zu dem einer Partei zu verflüchtigen, wesentlich der ersten französischen Revolution angehört, die entsprechende Travestierung des Bürgernamens aber der Februarrevolution.

Und doch liegt diesem Mißbrauch insofern wieder etwas Wahres zu Grunde, als in den socialen Gebilden unzweifelhaft ein dreifach verschiedener politischer Grundton sympathetisch anklingt. Die Aristokratie und die Bauern sind auf den ständisch-konservativen Accord gestimmt, die Stadtbürger auf den konstitutionellen, die Proletarier auf den socialdemokratischen. Diese annähernde Stimmung — in der schwebenden Temperatur — erfüllt freilich das Wesen der einzelnen Stände nicht. Darum steigen aber doch und fallen mit den Wogen der socialen Kämpfe ebenmäßig die politischen Wogen. Das Proletariat, die Ausgleichung aller ständischen Unterschiede begehrend, sucht den nackten Menschen; die Aristokratie, welche den Gedanken der ständischen Gruppen greifbar verkörpert darstellt, setzt den Gesellschaftsbürger im historischen Kostüm dagegen; das Bürgertum vermittelt, indem es das Zauberwort vom Staatsbürger in den Streit wirft: und diese rastlose politische Fehde der gesellschaftlichen Kräfte bewahrt uns, daß ein äußerst politisches Princip jemals einseitig auf die Dauer alleinherrschend werde.

Indem so jeder Stand nebenbei von einem eigenen, gleichsam eingeborenen politischen Gedanken erfüllt ist, gestaltet er sich zu der materiellen Unterlage, in welche der Staatsmann die Grundpfeiler seines politischen Baues eingräbt. Oder richtiger: das ständische Volksleben selber ist der rohe Stoff für den Politiker, woran er sein Talent als ein formbildendes erprobt. Aber allezeit wird ihm je nach seiner politischen Doktrin nicht das ganze Volk, sondern je eine bestimmte Gesellschaftsgruppe vorwiegend der weiche bildsame Stoff sein, woran er formend Hand legt. Ich meine also, der ständisch konservative Staatsmann sieht vor allen Dingen zu, daß er sich eine Adels- und Bauernpolitik schaffe, der konstitutionelle, daß er auf eine Bürgerpolitik, der Demokrat, daß er auf eine Politik des vierten Standes gestützt sei.

Aus diesem Gesichtspunkte wird erst der staatsmännisch praktische Wert klar, welchen eine solche naturgeschichtliche Untersuchung der Stände, wie ich sie geben möchte, haben kann. An politischen Formen ist die Gegenwart ja überreich; ich möchte gerne den entsprechenden Stoff für diese Formen aufzeigen. Indem die Demokratie den vierten Stand zu ihrer heiligen Schar machte, ihn zu organisieren suchte, den vierten Stand für das Volk erklärte, lediglich auf den vierten Stand ihre Politik baute, bewies sie staatsmännischen Instinkt. Daß sie auf dieser untersten Stufe stehen blieb, daß die Proletarier ihrerseits sich zwar totschießen ließen, aber doch nicht sich zu organisieren verstanden, geht uns hier nichts an. Aber der Konstitutionalismus stützte sich lieber auf Gelehrte und Journalisten, als auf das Bürgertum, der Konservatismus auf die Soldaten und nicht auf die Aristokratie und die Bauern. Daher die andauernde Ohnmacht gegenüber der Demokratie! eine Ohnmacht, die erst aufhörte als die Demokratie sich selber zu Grunde gerichtet hatte. Nur die sociale Politik macht heutzutage unüberwindlich.

Nach diesen abschweifenden Zeilen kehre ich zum Thema zurück: zur Kritik der Verneinung des aristokratischen Berufes.

Der Gedanke, den Adel, wie er geschichtlich erwachsen, als

etwas willkürlich Gemachtes hinzustellen, konnte erst dann auftreten, als man überhaupt die uralte innere Mannigfaltigkeit der Gesellschaft für ganz zufällig, von barbarischen Zeiten ersonnen, der Menschheit unwürdig fassen zu müssen glaubte. Den Geburtsadel hielt man so recht für die breite Bresche, durch welche ein „philosophisches Zeitalter" erobernd in die Zwingburg des Ständewesens einziehen könne. So wie man überhaupt keine geschichtliche Notwendigkeit mehr erkennen wollte, so konnte man am wenigsten begreifen, wie es von rechtswegen irgend bestimmende Einflüsse auf eines Menschen ganzes Lebensgeschick haben dürfe, daß dieser oder jener sein Vorfahr gewesen.

Bei dem Genius hat man längst die Wucht des „Angeborenen" eingesehen. Gerade zu einer Zeit, wo man am meisten über den Geburtsadel spottete, hat man den Stammbaum Sebastian Bachs mühsam aufgeforscht; eine lange, stolze Ahnenreihe der kernhaftesten Kunstmeister kam zu Tage, und mit Recht schrieb man diesem künstlerischen Geburtsadel ein gut Teil der auszeichnenden Eigentümlichkeiten des seltenen Mannes zu. Bei Goethe sind nicht bloß Vater und Mutter, sondern auch in aufsteigender Linie die entfernteren Vorfahren in den Kreis des Nachforschens gezogen worden. So wohl begriff man, wie oft der Genius unter die eherne Notwendigkeit der Geburt und Abstammung gestellt ist. Auch die ideelle Aristokratie des Talents ist eine Geburtsaristokratie. Die Socialisten steuern darum ganz folgerecht darauf hin, selbst diese Aristokratie des Talents hinwegzutilgen. Aber wenn man gleich die ganze Welt zu einem großen Findelhaus herrichtete, würde doch wenigstens diese Bevorzugung der Geburt nicht auszurotten sein.

Die Geburt bestimmt ja auch in der Regel unwiderruflich, ob einer Bürger oder Bauer oder Proletarier werde, warum soll sie nicht bestimmen, daß einer Baron sei? Dieser Gedanke, daß die Geburt — zumeist — die historische Schranke für die ganze spätere gesellschaftliche Stellung des Menschen bilde, hat sich in der Theorie des Geburtsadels gleichsam verdichtet, seinen per-

sönlichen Leib gefunden, mindestens sein Wahrzeichen. Die Aristokratie ist der Stand der socialen Schranke, wie der vierte Stand der socialen Schrankenlosigkeit; beide Extreme haben ihr Recht nebeneinander, weil die Gesellschaft nur in ihrer Vielgestalt ein organisches Leben entfalten kann. Ein Proletariat mit Stammbäumen und Hausgesetzen wäre ebenso widersinnig als eine Aristokratie ohne Geburtsadel. Die Basis aller socialen Schranken und Gliederungen ist die Familie. Darum ist es ganz naturnotwendig, daß das Bewußtsein der Familie in der Aristokratie am schärfsten ausgeprägt, am lebendigsten durchgeführt sei. Die Familie im Aufsteigen zu ihren historischen Wurzeln gedacht, entfaltet sich zum Stammbaum. Das Geschlechtswappen ist das äußerliche Wahrzeichen dafür, daß das Familienbewußtsein historisch geworden ist, und die Seitenzweige finden ihre Familiengemeinsamkeit in dieser Wappensymbolik urkundlich wieder. Auch bei dem Bürger und Bauern wurzelt die ganze sociale Persönlichkeit in dem Begriff der Familie. Aber beide führen nicht notwendig Wappen. Das historische Bewußtsein der Familie reicht nicht so weit hinauf, die Gemeinsamkeit der Familie verzweigt sich nicht so breit und reich auch in die Seitenäste, daß ein solches Symbol als Erkennungszeichen gefordert wäre. Wir kommen hier wieder um einen Schritt weiter in der Begriffsbestimmung der Aristokratie. Sie ist der Stand der socialen Schranke, das Fundament aber dieser Schranke, dieses Princips der Gliederung findet sie in dem historischen Familienbewußtsein.

In dem Abschnitt vom deutschen Bauern bezeichnete ich den Bauer als ein leibhaftiges Stück Geschichte, das in unsere Zeit hereinrage. Ich wies nach, wie der historische Sinn der Bauern schlummert, wie der Bauer von dem Instinkt der historischen Sitte geleitet wird, keineswegs aber die bestimmte, bewußte Absicht hat, das Geschichtliche an sich und seiner Umgebung zu hegen und zu pflegen. Nun ist auch der Adel, gleich dem Bauern, ein Stück leibhaftiger Geschichte, das in die moderne Welt ragt.

Als unterscheidendes Merkmal tritt jedoch hinzu, daß der Adel über den in seiner Körperschaft webenden geschichtlichen Geist sich auch klar und bewußt Nachweis gibt, daß er sich als den Bewahrer des historischen Zuges im socialen Leben wissen und erkennen muß. Er ist im eigenen Standesinteresse auf die Geschichtsforschung hingewiesen, während sich der Bauer um solche Forschung gar nicht kümmert. Der Bauer weiß nicht, wer seine Vorfahren waren, aber ihre Sitten leben in ihm. Der Adel kennt und findet sich in seiner socialen Geschichte — und wenn es auch nur die ganz trockene Familienchronik eines Stammbaumes wäre; — der Bauer steckt in seiner Geschichte und weiß es selbst nicht. Der Adel ist aus diesem Gesichtspunkt ein Bauerntum auf erhöhter Stufe, er ist der große Grundbesitzer, welcher sich seines geschichtlich erwachsenen Familienlebens seit alter Zeit bewußt geblieben ist. Aber der dunkle Trieb des Instinktes, der unbewußt gehegten Sitte ist fast immer gewaltiger, spröder und ausschließender als das bewußte Begreifen. Darum ward der Bauer doch in strengerem und einseitigerem Sinne der „historische Stand“ als der Adel, der seine Geschichte kennt und urkundlich aufzeichnet, aber keineswegs mehr mit der Einfalt des Bauern in dem engen Bann der geschichtlichen Sitte lebt. Der Stammbaum hat in der socialen Wissenschaft eine theoretische Bedeutung; den praktischen Wert erhält er erst da, wo sich auch die Ueberlieferung der historischen adeligen Sitte an die Stufenfolge der Ahnenreihe kettet.

Ich nannte den Adel ein potenziertes Bauerntum, sofern ich das letztere im modernen Sinn des freien kleinen Grundbesitzes fasse. Der weiteren Anhaltspunkte zur fortgeführten Parallele bieten sich hier erstaunlich viele. In beiden Ständen ruht hauptsächlich die erhaltende, hemmende und dämmende Kraft für die Gesellschaft wie für den Staat; in dem Bürgertum und dem vierten Stand die fortbewegende, vorwärtsdrängende. Dem Adel schwindet gleich dem Bauern der historische Boden unter den Füßen, sowie ihm die Basis des Grundbesitzes abhanden kommt.

Der echte Adel und der echte Bauer verstehen sich auch gegenseitig am besten, kommen am leichtesten mit einander aus. Es ist dies eine ganz merkwürdige Thatsache. Die Geschichtssagen der Bauern über ihre früheren Verhältnisse zu ihrem Gutsherrn klingen gemeiniglich gar nicht darnach, als ob sie eine sonderliche Vorliebe für deren Stand und Familie erwecken könnten. Es wird da von wenig anderen Dingen die Rede sein als von Zinsen und Lasten, Frohnden und Leistungen. Und dennoch blickt der Bauer weit seltener mit Neid auf den adeligen Grundherrn als der Bürger auf den Baron. Das macht, sie fühlen sich wahlverwandt, sie wissen, daß ihr Interesse im großen und ganzen auf eines hinausläuft. Auch im geschichtlichen Verlauf läßt sich's, wie wir weiter unten sehen werden, nachweisen, daß der Edelmann dem Bauern weit näher gestanden hat als dem Bürger. Darin liegt ein bedeutsamer Fingerzeig für die Aristokratie. Wenn dieselbe ihren eigenen Vorteil wahren will, dann muß sie sich als die Schirmerin der Interessen des kleinen Grundbesitzes erweisen, die selbständig kräftige Blüte des Bauerntums fordern. Dagegen wird der begüterte Adel gewiß seinen Bestand nicht festigen, wenn er seinen Grundbesitz dadurch vermehrt, daß er die kleinen Bauern systematisch auskauft und dieselben so aus freien Grundeigentümern zu seinen Taglöhnern macht. Was er dadurch materiell gewinnt, büßt er moralisch ein. Die selbständigen Gutsbesitzer waren seine natürlichen Bundesgenossen; die Tagelöhner, und wenn sie auch sein Brot essen, sind eben Proletarier, d. h. die natürlichen Gegner der Aristokratie.

Im früheren Mittelalter durfte gemeiniglich nur der hohe Adel, der mit seinem Burgsitz ansehnlich Land und Leute vereinigt hatte, Graben und Zugbrücken derart an seiner Burg anbringen, daß er sich und das umliegende Land damit absperren konnte. Dieses „Recht der Zugbrücke“ war ein politisches, ein militärisches Recht, aber es liegt auch eine tiefe sociale Bedeutung darin. Der hohe Adel nur durfte eine kleine Welt für sich bilden, das Recht der Zugbrücke war das Wahrzeichen seiner

socialen Selbständigkeit und ist es im Grunde geblieben bis auf diesen Tag. Der hohe Adel mit dem Klerus bildete damals noch allein die „Gesellschaft“. Später erweiterte sich diese. Merkwürdig genug erwarb auch der niedere Adel ungefähr zu derselben Zeit das Recht der Zugbrücke, da er sich zur socialen Selbständigkeit, zum Eintritt in die Gesellschaft aufzuringen begann. Er erwarb das Recht, weil er beim Aussterben und Verderben so vieler Geschlechter des ältesten hohen Adels die Burgen erworben hatte, an denen es haftete, ganz wie jetzt so mancher reiche Bürger durch Gütererwerb das Recht der Zugbrücke im modernen Sinne gewinnt. Dazu kam, daß er nun auch seiner Familiengeschichte sich bewußt ward. Erst mit dem Rechte der Abschließung bilden sich überall sociale Gruppen. So hatte das Bürgertum des Mittelalters mit dem Korporationswesen auch für sich das sociale Recht der Zugbrücke erobert; als die Städte zu großen Burgen geworden waren, die man „beschließen“ konnte, begann das Bürgertum als ein organisches Glied in die Gesellschaft einzutreten. Die Abgeschlossenheit des Bauern in Sitte, Sprache und Lebensart ist ein sociales Recht der Zugbrücke, durch welches er sich als Stand gefestet erhält. Das Proletariat hat dieses Recht der Zugbrücke noch nicht gefunden, und eben darum ist es auch noch kein fertiges, sondern erst ein in der Bildung begriffenes Glied der Gesellschaft.

Der Adel unserer Tage hat keine festen Burgsitze mehr, er braucht auch keinen Graben und keine Zugbrücke. Aber indem er großen Grundbesitz im Verbande mit einer individuellen Familiengeschichte fordert, stellt er das sociale Recht der Zugbrücke als die Grundbedingung der gesellschaftlichen Gliederung überhaupt dar. Es ist des Adels eigenster Lebensberuf, diese Gliederung auszudrücken und zu bewahren, wie der Lebensberuf des Bürgertums, vermittelnd und ausgleichend das Verknöchern der historischen Unterschiede zu verhüten. Wenn man in der modernen Umgangssprache die „Gesellschaft“ als gleichbedeutend mit der Aristokratie gebraucht, so ist dies zwar ein verkehrter

und anstößiger Sprachgebrauch, der aber doch ein kleines Körnchen Wahrheit in sich schließt. Denn die Aufgabe der Aristokratie wäre es allerdings, das Urbild der bestimmtesten und abgerundetsten Gesellschaftsgruppe darzustellen. Der politische Beruf der Aristokratie ist nur noch ein abgeleiteter, er quillt aus dem bezeichneten socialen Berufe. Darum ist dies die einzige wahre und tief greifende Bedeutung der ersten Kammern, das historische Princip der gesellschaftlichen Gliederung politisch zu vertreten, zu wachen, daß das Staatsleben seine sociale Grundlage nicht verlasse, nicht aber einseitig das Sonderinteresse des Adels zu fördern.

Wie die Beamtenwelt im kleinen Kreise die Lebensthätigkeit des Staates nach allen Seiten darstellt, während darum doch erst die Gesamtheit aller Staatsbürger den Staat ausmacht, so ist die Aristokratie berufen, die ständische Bildungsform der Gesellschaft in ihren klarsten Grundgedanken zu verwirklichen, während darum doch erst die Gesamtheit aller Stände die Gesellschaft bildet.

Halten wir dieses als das Ideal des Berufes der Aristokratie fest, dann ergibt sichs von selbst, daß dieselbe etwas ganz anderes als einen bloßen Rang ausdrückt. Der höchste Rang macht noch keinen Aristokraten; auch der ausgedehnteste Besitz allein nicht, noch der historische Name allein. Die durch die Fülle des festen Besitzes gewährleistete unabhängige und selbständige Stellung, verbunden mit dem bereits historisch gewordenen Bewußtsein der Familien- und Standesgemeinschaft, befähigt erst zu dem socialen Berufe der Aristokratie. Darum kann man dieselbe so wenig machen als man sie wegdekretieren kann. Und darum ist es auch widersinnig, einen Adeligen, der sich seines Standes unwürdig gezeigt hat, zur Strafe in den Bürgerstand versetzen zu wollen. Der Bürgerstand hat einen gleich hohen, gleich ehrwürdigen, nur von andern Grundlagen ausgehenden, in anderer Art zu verwirklichenden socialen Beruf wie die Aristokratie, und wer sich zur Erfüllung

des aristokratischen Berufes unfähig gemacht hat, der ist damit wahrhaftig nicht befähigt zu dem Berufe der anderen Stände; er ist und bleibt eben ein verdorbener, nichtsnutziger Aristokrat, wie jeder Stand seine Eiterbeulen und Geschwüre hat. Die Stände stehen überhaupt an sich zu einander in keiner Rangordnung, sie drücken nur verschiedene Seiten des allgemeinen Berufes der Gesellschaft aus. Der Accent, den man seit dem Mittelalter auf die Rangordnung der Stände gelegt, schuf gerade jenen Zopf des Ständewesens, der dasselbe leider um seinen Credit gebracht hat. Von diesem Zopfe muß jeder absehen, dem es Ernst ist mit der socialen Reform. Würde das Wesen der Stände als verschiedenartiger Formen des socialen Berufes, die notwendig mit den geschäftlichen Formen des Berufes Hand in Hand gehen, allgemein erkannt, dann würde sich jeder in seinem eigenen Stande stolz und wohl fühlen und der unselige Drang, aus diesem herauszutreten und mit dem äußeren Abklatsch der Sitte sich die Pforten eines als höher beneideten Standes erschließen zu wollen, würde aufhören.

Je frischer, selbständiger und kräftiger das Bürgertum sich entfaltet, um so gediegener wird auch die Aristokratie sein, um so neidloser werden alle Stände zusammenwirken. Der deutsche Adel ist von demselben Augenblicke an zurückgegangen, wo das Bürgertum verfiel, und je mehr beide Stände sich verflachten, um so weiter wurde die trennende Kluft zwischen beiden. Wie die ständische Gliederung, deren festester materieller Rückhalt im Bürgertum sitzt, sich auflöste, schwand der Aristokratie mehr und mehr ihr eigentlicher Beruf, diese Gliederung auch formell selbstbewußt zu erhalten. In der socialistischen Welt, die kein Bürgertum mehr kennt, schafft sich der Adel von selber ab; denn nur in der historisch gegliederten Gesellschaft hat er überhaupt einen Beruf, einen Sinn. Das Geheimnis der Kraft und Unverwüstlichkeit der englischen Pairie liegt darin, daß in England auch die Bürger sich noch als feste, wohlgegliederte Körperschaft wissen und fühlen, daß die Organisation der Gesellschaft sich

noch ihren innern historischen Bestand gerettet hat. Mit diesem gegenseitigen Kraftbewußtsein der verschiedenen Gruppen hängt es aufs innigste zusammen, daß, wie Montesquieu sagt, Mäßigung die Kardinaltugend der englischen Aristokratie ist. In Deutschland hat sich das Bürgertum seit dem unseligen dreißigjährigen Kriege mehrfach veräußerlicht und verflacht, naturnotwendig also auch der Adel; der Stoff zu einer vollwichtigen deutschen Pairie wird sich erst dann wiederfinden, wenn sich der Stoff zu einem vollwichtigen deutschen Bürgertum wieder gefunden hat. In Frankreich, wo der ständische Geist im Bürgertum am meisten erloschen ist, wo das geschichtsfeindliche Proletariat seine entscheidendsten Siege feiert, ist auch der Adel am meisten verblaßt. In Spanien, wo sich umgekehrt der Ehrgeiz der Standeserhöhung zur Donquichotterie überhoben hat, will jeder Bürger ein Hidalgo sein.

Zweites Kapitel.

Die mittelalterige Aristokratie als der Mikrokosmus der Gesellschaft.

Zum Verständnis des Bauerntums nahm ich im vorigen Abschnitt zunächst die Zeichnung einer Masse kleiner Einzelzüge aus dem gegenwärtigen Bauernleben zur Hilfe. Zum Verständnis der Aristokratie greife ich dagegen in die Geschichte zurück. In dieser verschiedenartigen Methode ist bereits stillschweigend ein Grundunterschied beider Gruppen ausgesprochen. Der Schwerpunkt der Aristokratie liegt in dem, was sie gewesen, der Schwerpunkt des Bauerntums in dem, was es eben jetzt erst ist oder wird. Für den kulturgeschichtlichen Forscher erscheinen die Adelszustände des Mittelalters als das feinste Miniaturbild einer praktisch durchgeführten „Organisation der Gesellschaft". Nicht nur die ganze sociale Frage, welche die Gegenwart so stürmisch bewegt, zeigt sich hier in tausend kleinen Einzelzügen angedeutet und in verjüngtem Maßstabe vorgebildet, sondern auch die Antwort darauf.

Es ist ein scheinbar gewagtes und dennoch äußerst dankbares Beginnen, diese alte Aristokratie unter den modernen Gesichtspunkt des socialen Lebens zu bringen, die alten Ritter heraufzubeschwören, daß sie uns Rede stehen über ihre Ansicht von der Lösung der Gesellschaftsprobleme. Vielleicht erweist sich's, daß sie gerade in dem Punkte des socialen Lebens, in welchem man sie am meisten verketzert, für ihre Zeit die echten „Ritter vom Geist" gewesen sind. Man hat seit Jahrhunderten ein

unendliches Material zusammengeforscht zur Erkenntnis der mittelalterigen Aristokratie. Man hat dieselbe im Lichte der Staats- und Rechtskunde, der Kriegswissenschaft oder im magischen Halbschimmer der poetischen Romantik abgeschildert — warum sollte man nicht auch einmal ein Streiflicht der modern socialen Kritik auf dieselbe fallen lassen?

Der Grundgedanke des genossenschaftlichen Lebens, der Gesamtverbindlichkeit strebt bei dem mittelalterigen Adel mit einer Triebkraft hervor, daß selbst unsere heutigen Socialisten ihre Freude daran haben müßten. Es ist eine sehr verkehrte Ansicht, wenn man im allgemeinen wähnt, in seiner Burg habe sich der Edelmann vereinzelt, von der Gesellschaft abgelöst und in dem stolzen Gedanken: „eigener Schutz, eigene Wehr" ein selbstherrliches Leben geführt. Die „Burg" drückt, wie schon oben bemerkt, die sociale Beschlossenheit des Adels weit mehr als des einzelnen Edelmannes aus.

In dem Burgwesen steckt eine Ausbildung der freien Genossenschaft, die himmelweit entfernt ist von der Vereinsamung des modernen Individuums und prächtige Ansätze enthält zu einem darauf gegründeten korporativen Gebilde der Gesellschaft im kleinen. Der einfache Landedelmann saß als Burggraf, Vogt, Erbamtmann, Burgmann, Pfandbesitzer des hohen Adels meist auf fremden Burgen; oft genug trat eine ganze Gesellschaft von Edelleuten zusammen, die eine Burg gemeinsam erkauft, erbaut, ererbt hatte, und setzte sich auf derselben fest unter dem Sammelbegriff der Ganerbschaft. In diesen Ganerbschaften und Burgmannschaften liegt ein wirkliches socialistisches Element, wie es die neuere Zeit in solcher Ausdehnung noch nicht wieder zu verwirklichen vermocht hat. Man könnte dieses Gemeinleben ganzer Adelssippen mit der Phalanstère, mit den Humanitätskasernen der modernen Theoretiker vergleichen, wenn nicht ein gewaltiger Unterschied sofort hervorspränge: die Basis des Familienlebens, auf welcher das ganze mittelalterliche Verhältnis fußte, und — das Recht der Zugbrücke, die ständische Abgeschlossenheit.

Gewiß ist, daß die Analogie des alten Bürgertums in Zunft- und Gildewesen den modernen Begriff der gesellschaftlichen Gesamtverbindlichkeit bei weitem nicht so entschieden ausspricht und durchführt, wie es so mancherlei Arten von Adelsverbindungen gethan. Nur das Klosterleben mag in der Schärfe des socialen oder, wenn man lieber will, socialistischen Gedankens den Ganerbschaften zur Seite und über dieselben gestellt werden. Und merkwürdig genug finden sich meist da auch viele Klöster, wo viele Burgen waren, in burgarmen Gegenden sind meist auch die Klöster rar. Ja die Adelsgenossenschaft selber stand zu den Klöstern wieder oft genug in einem Verhältnis der socialen Gesamtverbindlichkeit. Die Adelsgeschlechter stifteten Klöster, nicht bloß angetrieben durch die Frömmigkeit, sondern auch aus Gründen einer wohlberechneten socialen Politik. Wenn die Stammburg nicht mehr Raum genug bot, um die sich weiter verästelnden Nebenzweige, wie es vielfach alte Adelssitte war, allesamt zu beherbergen und im großen Familienbunde festzuhalten, dann nahm das Kloster gegen geringe Mitgift oder auch ohne alle Mitgift die Ueberzahl der Sprößlinge vom Geschlechte der Stifter ab. So blieben sie auch in der neuen klösterlichen Körperschaft durch das geistige Band der Stiftung doch mit der ursprünglichen Sippe verknüpft. Die adeligen Töchter schickte man zur Erziehung ins Kloster, nicht bloß daß sie die religiöse Ausbildung daselbst gewönnen, sondern auch die sociale Zucht und Sitte. Gleichzeitig mit dem socialen Verfall der Adelsgenossenschaften ist auch das Gesellschaftsleben der Klöster entartet und zerfallen. Es lag das bei letzteren keineswegs bloß in der religiösen Umstimmung der Zeit. Auch die sociale Umstimmung forderte ihr Recht. Der socialistische Gedanke, der in den Adelsgenossenschaften und dem Klosterwesen sich eingelebt hatte, trat zurück, aber er war bloß eingeschlummert und ist in unseren Tagen, nur in neuem Gewande, wieder aufgewacht.

Wo nun vollends das Mönchwesen mit dem Ritterwesen zusammentraf, in den geistlichen Ritterorden, da entfaltete sich

auch der ausgeprägteste Socialismus des Mittelalters. Jenes bekannte ritterliche Ordenssymbol, welches zwei Ritter auf einem Rosse sitzend darstellt, könnte sich wohl gar ein moderner Kommunist ohne Skrupel als Siegel stechen lassen.

Nicht bloß das Fördernde und Treffliche, auch das Gefährliche des genossenschaftlichen Lebens zeigte sich bei der engen Verbrüderung der Ganerbschaften. Meutereien waren in den ganerbschaftlichen Burgen so häufig, wie sie es jetzt immerhin bei den Probestücken von socialistischen Kolonien in Nordamerika sein mögen. Jene Räubereien, welche an dem friedlichen Kaufmanne verübt, so oft den Glanz des mittelalterigen Adels verdunkelten, gingen häufig von den ganerbschaftlichen Burgen aus, und zwar sollen gerade die Burgen in der Regel die gefürchtetsten gewesen sein, wo am meisten kleine Teilhaber beisammen saßen.

Das Mittelalter erweist sich überall feinfühlig in socialen Dingen, wenn es ihm auch sehr fern lag, in wissenschaftlicher Erkenntnis darüber zu reden. Als die Fürsten die Verfolgung der Tempelherren mit Folter und Scheiterhaufen begannen, da lag neben den andern Motiven gewiß auch die dunkle Ahnung von der socialen Gefährlichkeit einer Adelsgenossenschaft zu Grunde, in welcher die Tendenz der Gesamtverbindlichkeit aufs schärfste ausgesprochen, dabei aber die Verbindung mit dem historischen Familienleben außerhalb des Ordenshauses abgebrochen war. Die „Gesellschaft" geht dem Templer im Orden auf, der einzelne darf selbst kein Privateigentum mehr besitzen. So würde im stets weiter greifenden Wachstum dieser geistlichen Rittergenossenschaft zuletzt die mittelalterige Aristokratie aus ihrer eigenen Mitte her vernichtet worden sein, ganz wie in dem modernen Socialismus die Gesellschaft durch sich selbst vernichtet werden würde. Unter den Vorwürfen, die man seiner Zeit dem Tempelorden gemacht, findet sich auch der, daß er die Herstellung einer allgemeinen europäischen Adelsrepublik beabsichtige. In diesem Vorwurfe liegt wieder die dämmernde Erkenntnis der ungeheueren

socialen Revolutionskraft, die in dem Orden schlummerte. Die Ausrottung dieses Ordens war wahrlich ein furchtbarer Akt, aber es war ein Akt der socialen Notwehr seitens der Fürsten. Es lohnte wohl der Mühe, die Akten des Prozesses, den man den Templern gemacht, einmal unter dem Gesichtspunkte des modernen Socialismus und Kommunismus durchzusehen. Die gesellschaftlich ausebnende Philanthropie des achtzehnten Jahrhunderts hat das tragische Ende der Tempelherren als einen willkommenen Stoff hervorgezogen und ausgebeutet. Auch ist es bemerkenswert, daß eine Zweigschule des St. Simonismus in Paris den Tempelorden wieder hat erneuern wollen, wobei sie es freilich nicht weiter brachte, als man's auf jedem Maskenball bringen kann, nämlich bloß bis zu den weißen Mänteln mit roten Kreuzen.

Für unsern Zweck genügt es, auch hier die Thatsache zu erkennen, daß in der Aristokratie des Mittelalters der ganze Reichtum unseres socialen Lebens vorgebildet war, selbst in jenen Auswüchsen und Krankheitsformen, welche man so leicht als etwas ganz Neues, nur der modernen Welt Eigentümliches ansieht.

Familieneigentum, Korporationsbesitz, Gemeindeeigentum und Gemeindewirtschaft spielte die größte Rolle bei den Mächten des Beharrens im Mittelalter, bei dem Adel und den Bauern; der Bürger dagegen, der Mann der Bewegung, ergriff nachgehends die Idee des freien Privatbesitzes am tiefsten und folgerechtesten und eroberte mit ihr eine neue sociale Welt.

Kehren wir zu dem gesunden, genossenschaftlichen Triebe in der mittelalterigen Aristokratie zurück. Auch die Burggenossenschaften, von denen ich oben geredet, standen nicht als in sich vereinzelt da. In geschlossenen Länderbezirken scharten sich diese kleineren Gruppen wiederum zu größeren Massen. Da entstehen Reichsvereine, Ritterkreise, Kantone, adelige Gelöbde, Tafelrunden, Gesellschaften und Bündnisse mit allerlei symbolischen

Namen, sogenannte Trinkstuben unter dem Patriciat der großen Reichsstädte u. s. w. Der eine Verein mochte mit dem anderen nicht „zum Spiele reiten"; diese Gruppen als solche sonderten sich streng ab, und doch war es dem einzelnen keineswegs verwehrt, persönlich an den anderen „Verstrickungen" teilzunehmen, um so wieder eine Brücke zu schlagen, sofern diese Teilnahme nur den Grundsätzen der eigenen Genossenschaft nicht zuwiderlief.

Wir sehen hier überall Ansätze zu einem organischen Gruppensystem der Gesellschaft aus dem Boden aufschießen, aber die Ueberkraft des Triebes läßt oft den einen Keim durch den anderen ersticken. Ueberblickt man die deutschen Adelsgenossenschaften in ihrer Gesamtheit, so entrollt sich das Bild einer wahrhaft genialen Unordnung; aber einer Unordnung, die merkwürdig genug hervorgerufen ist durch den übergewaltigen Drang nach Ordnung, und darum eben recht naturwüchsig. Das schafft ja auch den wundersamen Charakter so vieler gotischen Architekturen, daß das gesamte Kunstwerk die leibhaftige Unordnung darstellt, erwachsen aus dem übermächtigen, weil dazu individuellen Trieb der Ordnung im Einzelnen. Für das Korporationswesen des mittelalterigen Adels gibt es in der That kein anschaulicheres Bild als jenes einer solcher gothischen Architektur.

Die Erkenntnis des bezeichneten naturkräftigen Geistes der freien Association ist für die sociale Würdigung der Aristokratie im Mittelalter äußerst wichtig. Der Adel war damals der wahre Mikrokosmus der Gesellschaft, ja er war bis zur vollen Durchbildung des Städtewesens die Gesellschaft als solche, und diese läßt sich nicht nach einem äußeren Systeme aufbauen und abteilen, sie wird und wächst frei, oft unstät und scheinbar willkürlich. Aber neben der freien Vereinigung der großen und kleinen Adelsgenossenschaften lief doch wieder eine sehr bestimmte Stufenleiter des adeligen Berufes von der Grafschaft abwärts zur freien Herrlichkeit (Dynastie), zur allodialen Herrlichkeit, zur Unterherrlichkeit, zur Vogtei u. s. w. Die strengen Turniergesetze

waren zugleich Disciplinar- und Sittengesetze. Der Geist einer strengen Zucht und Ordnung fehlte dem Stande keineswegs, aber es war eine Zucht, die sich frei von innen heraus aus den Institutionen des Adels selber entwickelte, nicht eine von außen festgesetzte Polizei. Zucht und Sitte im Innern zu üben, war Pflicht und Recht des gesellschaftlichen Verbandes, nicht des Staates. Die Rechte des hohen und niederen Adels waren genau gesondert. Es fiel dem niederen Adel nicht ein, das Gleiche zu begehren, was dem hohen Adel zukam. Erst als er, dies begehrend, aus seinem eigensten Kreise heraustrat, begann eine Periode des Verfalls für die gesamte Aristokratie. Der Geist der freiwilligen körperschaftlichen Gliederung war erstorben, das Zwangsmittel äußerlicher Rangordnungen konnte ihn nicht wieder lebendig machen.

In diesem Umstande, daß die Gesellschaft vordem in der alten Aristokratie, als ihrer fast ausschließlichen Vertreterin, reich und breit in wahrhaft großartigem Naturwuchse organisiert war, liegt eben die geschichtliche Berechtigung der modernen Aristokratie zu ihrem Beruf, den Organismus der Gesellschaft, so wie er geschichtlich erwachsen ist, zu hüten und zu wahren.

Man muß aber nicht glauben, daß dieser so streng körperschaftlich organisierte Adel des Mittelalters, dieser Adel, der das sociale Recht der Zugbrücke obenan stellte, darum von den anderen, zu jener Zeit noch in viel jüngeren Tagen der Organisation und also der Machtentwickelung, stehenden Ständen sich überall eigensinnig getrennt, sich hoffärtig des gemeinsamen Wirkens mit denselben überhoben hätte. Gerade darin erprobt sich das Naturgemäße der alten Adelsgenossenschaft, daß sie dem Bürger- und Bauerntume weit näher stand als mehrenteils die moderne Aristokratie. Indem der adelige Beruf gar nicht anders gedacht wurde, als in einem bestimmten Grund und Boden, in einer Heimat im engsten Sinne wurzelnd, ging der Edelmann selbstverständlich mit den in seinem kleinen örtlichen Kreise seßhaften Bürgern und Bauern Hand in Hand. In freien Gemeinden

wird von den Edlen und Bürgern gemeinsam beraten und vollzogen. „Wir Edle und Burger", heißt es oft genug im Eingange der Urkunden, oder „Wir Edelleute, Geschworene und Gemeynde gemeynlich" (bekunden u. s. w.). Nach moderner Anschauung mag uns diese Zusammenstellung der Edelleute und Bürger ziemlich bedeutungslos erscheinen, im Lichte der mittelalterlichen Sitte aber ist sie das redende Zeugnis eines sehr innigen Verkehrs der Aristokratie mit dem Bürgertum, die sich auf dem neutralen Boden des Gemeindelebens begegnen, freundschaftlich, einträchtig und ohne Ueberhebung oder Neid. Die alten Stände waren samt und sonders unterschiedene Rechtskreise; dennoch griffen sie verbindend ineinander über. Die modernen Stände sind bloß noch unterschiedene Kreise der Arbeit und Sitte. Wie viel weniger sollte man also von ihnen ein kastenmäßiges Zerbröckeln des Gemeinlebens befürchten! Freilich war das Zusammenstoßen von Adel oder Bürgertum, wo sie in feindseliger Rivalität sich trafen, im Mittelalter nichts weniger als freundschaftlich. Der Ritter warf dann wohl den fahrenden Kaufmann nieder, und wenn die Nürnberger, die bekanntlich keinen henken, bevor sie ihn haben, einen solchen Ritter erst einmal wirklich hatten, dann henkten sie ihn auch mit kurzem Prozeß vor den Stadtthoren auf. Dergleichen sociale Berührungen nehmen sich im Spiegel unserer modernen Politur allerdings etwas unhöflich aus. Aber auch im Innern der Stände selbst, des Bürgertums so gut wie der Aristokratie, traten sie nicht minder grell hervor. Die Zeit war in allen Stücken roher und gewaltsamer, die Leute konnten noch Blut sehen, ohne Kölnisches Wasser zu Hilfe nehmen zu müssen, die Stände schlugen sich demgemäß, wo Eigensucht und Haß entzündet war, gegenseitig auf die Köpfe, und faßten dennoch die socialen Stellungen im Prinzip neidloser auf als wir.

Im kurmainzischen Rheingau erhielt der Edelmann, welcher bloß Besitz im Lande erwarb, ohne zugleich persönlich Einwohner daselbst zu werden, der Regel nach dadurch noch keinen Anspruch

auf die persönlichen Rechte mit Realfreiheiten, die ihm mit jenem Besitztum würden zugefallen sein, sofern er sich zugleich persönlich im Gau niedergelassen hätte. „Frei Mann, frei Gut," hieß es nur, wenn der Edelmann, an den ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut überging, seinen Sitz im Lande hatte oder nahm. Und diese solchergestalt sehr nachdrücklich betonte Seßhaftigkeit des Adels war es, die der allzu schroffen Scheidung der Stände wehrte, die dem Adel die Uebung seines socialen Berufes erst möglich machte. Mit Recht wurde darum so großes Gewicht auf dieselbe gelegt. Als ein starker Teil des Adels im sechzehnten Jahrhundert den örtlichen Boden verlor, und im siebzehnten vollends auch der Sitte nach weltbürgerlich wurde, da erst bildete sich die trennende Kluft zwischen dem Bürgertum und der Aristokratie. Vorzugsweise bei dem Landadel, der mitten unter seinen Bauern sitzen geblieben ist, hat sich dagegen, wie schon oben bemerkt, ein höchst wohlthätiger gegenseitiger Verkehr mit dem Bauernstande erhalten, gegründet auf die Gemeinsamkeit der Interessen.

Will man einen recht freundlichen, herzerwärmenden Eindruck gewinnen von der Art und Weise, wie der Adel im Mittelalter seinen socialen Beruf auch in politischen Dingen übte, dann muß man die Mitteilungen über so manche Landesversammlungen, Dingtage und Landgerichte durchstudieren, wie sie wenigstens in einigen der glücklicheren d. h. freien Gaue Deutschlands abgehalten wurden. Es liegen mir insbesondere Nachrichten vor über die mittelalterigen Landversammlungen des Rheingaues auf der Lützelau. Aus ihnen mögen wir heute noch ein rechtes Musterbild nehmen für die Uebung der Landesvertretung durch die Aristokratie, und wir würden uns glücklich preisen können, wenn wir heutigen Tages solche erste Kammern hätten, wie sie bis ins fünfzehnte Jahrhundert auf jener Insel von dem Rheingauer Adel nicht zwar dem Namen, aber der Sache nach gebildet wurden. Natürlich muß man diese Dinge aus dem Geiste des Mittelalters in den Geist unserer Zeit übersetzen,

nicht aber sie buchstäblich anwenden wollen auf die grundverschiedenen neuen Zustände.

Die Adeligen des Landes nahmen als geborene Beisitzer an diesen jugendlichen Anfängen einer ständischen Volksvertretung teil, und es wird ausdrücklich bemerkt, daß ihnen zwar allmählich das Amt einer formellen Obmannschaft zugestanden worden sei, daß sie aber thatsächlich das der Vermittler gewählt hätten. Der Adel erschien nicht, um die besonderen Interessen seiner Körperschaft als solcher zu wahren, sondern lediglich als begüterter Rheingauer Landesgenosse und Landesbürger, als das natürliche Mittelglied zwischen den erzstiftlichen Delegierten und den Bürgern, als selbständiger, freier Mann, der weder der parlamentarischen Freiheit der bürgerlichen Landräte einen Zaum anlegen konnte, noch anderseits irgendwie gehalten oder gesonnen war, der Sache der erzstiftlichen Regierung seine freie Ueberzeugung zu opfern. Das eigene Interesse seines großen Grundbesitzes brachte ihn dazu, in die Streitigkeiten des Erzstiftes und der Bürger schlichtend und ausgleichend einzutreten. Seine Einzelstimme wog gleich schwer mit der Stimme des Bürgers, nur das erbliche Recht des Beisitzers unterschied ihn von den bürgerlichen Landräten. Aber dieses Recht war wieder nicht bloß durch den Grundbesitz, sondern auch durch den festen Wohnsitz im Gau bedingt. So war dem echten socialen Beruf der Aristokratie ein volles Genüge gethan, und ihr diejenige politische Rolle zugewiesen, die ihr zu allen Zeiten am besten angestanden hat, die Rolle der Vermittelung und Versöhnung im ständischen Leben. Während in den nächsten Jahrhunderten die immer mehr bevorrechtete Stellung des Adels auf den Landtagen und endlich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Abhängigkeit des Standes von den Regierungen dazu führte, dem Bürger diese politische Wirksamkeit der Aristokratie allmählich verdächtig zu machen, hatten jene alten Landversammlungen in ihrem versöhnenden und einigenden Ziel dem Bürger gerade den rechten Respekt vor der Aristokratie erweckt. Wie der einzelne

Ritter seinen Bauern im gemeinsam tagenden Gemeinderat, so trat hier die ganze Ritterschaft dem gesamten Bürgertum im Landesrate erst recht nahe. Und in dieser Eintracht ruhte die Stärke der uralten Landversammlungen, eine Stärke, die sich fast wie Demagogie unserem erschlafften ständischen Bewußtsein gegenüber ausnimmt. Denn die Landversammlungen, wie sie, von den grünen Wogen des Rheins umrauscht, auf jener Insel gehalten wurden, waren nicht bloß gutachtliche, unmaßgebliche Beratungen, nein, sie faßten Beschlüsse, schlichteten und entschieden, und dem Geiste des früheren Mittelalters gemäß lag es außer aller Berechnung, daß es dem Fürsten hätte beifallen können, sich über solche gemeinsame verfassungsmäßige Beschlüsse des Adels und der bürgerlichen Landräte hinwegzusetzen. Das war die Macht ständischer Volksvertretungen!

Die Lützelau ist vom Rheine weggespült, man weiß nicht mehr genau, wo sie eigentlich gelegen war; auch die Herrlichkeit der alten Landversammlungen ist im Strom versunken. Die Lützelau mit ihren stolzen Dingtagen in den Fluten eingesargt als ein Nibelungenhort des deutschen Volks- und Staatslebens — ein Poet könnte einen Vers daraus machen!

Zu dem Bindeglied der Landesvertretung war für Bürgertum und Aristokratie ein weiteres durch die „Schöppenbarkeit" des Adels gegeben. Nicht bloß bei den allgemeinen Landgerichten, sondern gar häufig auch bei den Dorfgerichten übte der Adel das Amt der Schöppen und Schultheißen. Die Rechtskenntnis galt fast als eine dem adeligen und rittermäßigen Manne angeborene Eigenschaft. Die vaterländische Rechtssitte — nicht das gelehrte Recht — mochte sich mit den andern Sitten in den edlen Geschlechtern forterben. So ließ sich in einer noch so naiven Zeit wohl mit Fug annehmen, daß mit dem historischen Familienbewußtsein auch das historische Bewußtsein vom vaterländischen Rechte Hand in Hand gehen müsse. Aus dem socialen Charakter der Aristokratie — so wunderlich uns dies heutzutage klingen mag — quoll naturgemäß das gute Vorurteil, daß sie Rechts-

kenntnis besitze, daß jeder Baron gleichsam ein geborener doctor juris sei. Die Seßhaftigkeit der Edelleute mochte dazu ebensogut für eine Gewähr ihrer richterlichen Unabhängigkeit gelten, wie in der modernen Bureaukratie die Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten auf dem bloßen Verwaltungsweg. Als bestehend aus „ehrbaren und vesten Leuten", dazu aus „biderben, strengen und weisen Leuten" wird dieser ritterschaftliche Richterstand häufig in alten Urkunden bezeichnet. Der adelige Schöppe aber saß als ein gleicher unter seinen bürgerlichen und bäuerlichen Mitschöppen. Das Gericht war die höchste Ehre des Ritters wie der Gemeinde. Vor dem Rechte waren die Stände leider noch nicht gleich, aber sie rangen doch oft erfolgreich nach Gleichheit in dem höchsten Ehrenamte des Rechtfindens. Wie die Handhabung der Gemeinde- und Landesverfassung, so wurde auch die Handhabung des Rechtes der neutrale Boden, auf welchem die social so scharf geschiedenen Stände wiederum zusammentrafen.

Noch mehr. Die Glieder des niederen Adels betrachteten das Schöppenamt nicht selten als einen öffentlichen Dienst, in welchem sie ihr Brot suchten. Der niedere Adel des Mittelalters war im Durchschnitt nicht sonderlich reich, das Ritterhandwerk war kostspielig, die Gutsrente stand gar oft in höchst bedenklichem Verhältnis zu der Lust an Prunk und Aufwand. Das Schöppenamt konnte unter Umständen erkleckliche Gerichtsgebühren abwerfen. So fand der Richter Broterwerb in einem Beruf, der ebensogut bürgerlich als ritterlich war. Und während ihm das gesellschaftliche Vorurteil verbot, ein bürgerliches Gewerbe zu treiben, begegneten sich beide Stände auch von dieser Seite in dem ehrenvollen Richteramte. Man kann damit zusammenhalten, wie später die ärmere Aristokratie den höheren und niederen Staatsdienst als Erwerbsquelle aufsuchte. Aber gerade weil diese Staatsdienste kein unabhängiges Amt waren, gleich den alten Schöppenämtern, trug das Rennen und Jagen nach denselben nicht wenig dazu bei, die Selbständigkeit des kleinen Adels zu brechen und im Verein mit dem Buhlen um glänzende Hofstellen

den bevorzugten Stand dem Bürgertum immer mehr zu entfremden. Ja, während das Schöppenamt selber gehoben worden war durch den Adel, wurde der Staatsdienst da heruntergedrückt, wo er vordem zeitweilig das Ansehen einer Versorgungsanstalt für das aristokratische Proletariat erhalten hatte. Die Ministerialen, die adeligen Dienstmannen des Mittelalters widmeten sich auch oft, unbeschadet ihrer Freistandschaft, sogar erblich und „ewig" dem fürstlichen Dienst. Aber gerade indem sie solchergestalt ihr ganzes Haus der großen Familie der fürstlichen Dienstmannen einverleibten, entsprach die Dauer und Festigkeit des Verhältnisses dem socialen Charakter der Aristokratie weit mehr, als die Abhängigkeit von dem Paragraphen einer modernen Staatsdienerpragmatik. — Die unmittelbare Teilnahme des Ritterstandes hatte den Gerichten, auch den kleinsten Dorfgerichten, eine sociale Würde gegeben, die später durch die gelehrte Würde der Rechtsdoktoren nicht ganz weiter bewahrt werden konnte. Namentlich auf dem Lande half der Adel in einer noch so rohen Zeit den Respekt vor der Rechtspflege gründen. So ward diese, mitunter wohl sehr bescheidene Berufsthätigkeit zum Segen für beide Teile.

Die Grenzlinien des adeligen Standes waren im Mittelalter gewiß scharf genug gezogen. Und dennoch gingen Seitensprößlinge der adeligen Hauptstämme, um die Unteilbarkeit des Stammgutes zu wahren, viel häufiger vom hohen zum niederen Adel, von diesem zum Bürger- und Bauernstande über, als heutzutage. Dadurch wurde nicht nur die Aristokratie in sich fest und stark erhalten, sondern auch die Wechselbeziehung zum freien Bürgerstand vermittelter und inniger wie in unseren Zeiten. Wenn wir so häufig altadelige Namen zugleich als bürgerliche wiederfinden, so rühren sie gewiß sehr oft von Seitensprößlingen des gleichnamigen Geschlechtes her, die in früheren Jahrhunderten, weil ihnen der aristokratische Besitz, diese Vorbedingung der Selbständigkeit, fehlte, vernünftigerweise auch den aristokratischen Stand aufgegeben haben. Anderseits war ein großer

Teil des niederen Adels nachweislich den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen entsprossen. Er schloß sich nicht durch Ebenbürtigkeitsgesetze vom freien Bürger ab und vermittelte so zwischen diesem und dem hohen Adel.

Auch den Privilegien des mittelalterlichen Adels läßt sich eine sociale Seite abgewinnen. Eines seiner kostbarsten Vorrechte bestand in dem uralten Rechtskanon: „Ein Unedler mag nicht weisen über einen Edelmann." — „Kein Schultheiß, der nicht edel ist, mag einen edlen Mann bannen, noch gegen ihn Wahrheit sagen," heißt es erläuternd in einer Urkunde aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Daran reihte sich das nicht minder gewichtige Vorrecht, daß der Edelmann nativi juris war, daß der Adelige in dem Lande, wo er saß, seinen Richter fand und nicht vor ein fremdes Gericht berufen werden konnte.

Betrachten wir diese Privilegien mit modernen Augen, so erscheinen sie uns als eine gehässige Uebervorteilung des ganzen nichtaristokratischen Teiles der Gesellschaft. Denn der Edle, der von den Unedlen nicht gerichtet werden konnte, richtete ja doch gegenteils über den Unedlen. Der Satz, daß nur der Gleiche vom Gleichen gerichtet werden könnte, kam also bloß dem einen Teil zu gute. Im Lichte der alten Zeit angeschaut, nimmt sich aber doch die Sache ganz anders aus. — Die Aristokratie repräsentierte die Gesellschaft. Indem sie die oben bezeichneten Rechtsgrundsätze vorläufig für sich allein — als Privilegium der Gesellschaft — in Anspruch nahm, that sie nichts Geringeres als daß sie im mittelalterlichen Stil gewichtige Bruchstücke der „allgemeinen Menschenrechte" proklamierte. Sowie der Adel politische Vorrechte für sich als sociale Rechte heischte, gab er dem Bürgertum, dem Bauerntum, ohne es selber zu ahnen, die Anwartschaft auf die gleichen Vorrechte, sobald diese Stände ihren damaligen socialen Bildungsprozeß vollendet haben, sobald sie als selbständig geschlossene Glieder eingetreten sein würden in den immer mehr sich erweiternden Ring der Gesellschaft. Der Adel hatte die uralte Priesterschaft beerbt, Bürger und Bauern

beerben den Adel, die Proletarier das Bürgertum. Die ganze Summe der Rechte, in welchen nachgehends auch die Macht des freien Bürgers wurzelte, die wir heute noch als die wahren Grundmauern unseres Rechtsstaates ansehen, war vorgebildet und als ein kostbares Kleinod bewahrt in den Vorrechten der alten Aristokratie. Und weit entfernt, daß der mittelalterliche Adel durch den Besitz dieser Vorrechte ein Unterdrücker der Civilisation geworden wäre, mußte er gerade durch dieselben die Leuchte der Civilisation in trüber, stürmischer Zeit bewahren. Aus der Gleichheit uralter Barbarei erwuchs die Ungleichheit der mittelalterlichen Gesittung, aus dieser aber wiederum die sociale Gleichheit im Sonnenscheine der modernen Kultur.

Zu einer Zeit, wo die Gemeinden, als die geordnete Bürgerfreiheit, dem absoluten fürstlichen Regiment nur noch schwache Schranken entgegenstellen konnten, übernahm die Aristokratie dieses Amt, auf ihre alten Vorrechte trotzend. In den geistlichen Ländern spielte nicht der Adel als solcher, sondern die aus aristokratischen Elementen zusammengesetzten Domkapitel, die Klöster und Stifter als moralische Personen diese Rolle der Aristokratie. Die Macht der geistlichen Adelskörperschaften reicht sogar in eine Zeit herüber, in welcher die politische Macht der einzelnen Edelleute längst gebrochen war. Bernhard in seiner interessanten Monographie des Würzburger Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal zeichnet hierzu denkwürdige Belege auf. So trat z. B. noch im siebzehnten Jahrhundert das Bamberger Domkapitel mit dem Rechte der Steuerverweigerung den Fürstbischöfen so nachdrücklich gegenüber, wie es kaum je einem modernen Landtage in den Sinn kommen könnte. In der Wahlkapitulation von 1693 war bestimmt, daß, wenn der Fürst dieselbe übertrete, so solle er vom Kapitel vermahnt werden, und wenn er nicht abstehe, solle es dem Steuerbeamten so lange verboten sein, ihm seine Renten zu bezahlen, bis der Fürst dem Kapitel volle Genüge gethan. Ja es war noch dazu bestimmt, daß der Fürst

über solche Steuerverweigerung niemanden „Widerwillen, Ungnade, Gehässigkeit" verspüren lassen, sondern dieselbe gutwillig aufnehmen solle, und daß er sich von seinem Kapitulationseid weder vom Papst noch Kaiser dispensieren lassen, noch einen obersten Schutz suchen dürfe, den Eid vielmehr geheim halten müsse.

Um die wichtigsten Regierungsrechte wurde damals zwischen den mächtigeren Klöstern und den Fürstbischöfen ganz derselbe Streit geführt wie seit der ersten französischen Revolution wiederholt zwischen Volk und Fürst. Solche Klöster machten ihre Selbstherrlichkeit verschiedenemale sogar in der Weise politisch geltend, daß sie die Einzahlung der von den Fürstbischöfen ausgeschriebenen Kriegssteuerbeiträge verweigerten. Sie waren noch bis ins achtzehnte Jahrhundert in der That und Wahrheit geistliche Ritterburgen. Die Abtswohnung in solchen mächtigen Abteien nannte man den „Hof", und die Mönche, welche eine besondere Stelle begleiteten, hießen „Hofherren". Als der gelehrte Abt Söllner von Ebrach 1738 in einer eigenen Abhandlung die Reichsunmittelbarkeit seines Klosters zu beweisen suchte, ließ der Fürstbischof von Würzburg dieselbe unter Trommelschlag verbieten und öffentlich zerreißen. Sie wurde aber doch noch zweimal aufgelegt, und zwar erschien eine dieser neuen Ausgaben in Rom. Als in derselben Epoche, in dem centralisierenden Zeitalter Ludwigs XIV., der Fürstbischof von Bamberg seine Stände nicht mehr berufen wollte, ließen die Aebte der Klöster Michelsberg, Banz und Langheim ihrerseits wenigstens ihre Landstände zusammenkommen. Der Fürstbischof konnte diesen Trotz gegen seine landesherrliche Gewalt nicht anders brechen als indem er die Aebte verhaften und ihre Klöster so lange besetzen ließ, bis gehörige Bürgschaft geleistet war, daß diese ständische Berufung nicht mehr versucht werden würde.

Die aristokratische Körperschaft des Domkapitels griff weit entschiedener beschränkend in die fürstliche Gewalt der geistlichen Fürstentümer ein als heutzutage ein Landtag samt verantwort-

lichem Ministerium. Das Domkapitel wählte den Regenten, und dieser durfte nur aus der Mitte des Kapitels die Pröpste der Kollegialstifte, die Präsidenten der Gerichtshöfe und die Oberpfarrer ernennen. Die innere Organisation dieser Domkapitel ist für die sociale Geschichte der Aristokratie vom höchsten Interesse. In Würzburg bestand dasselbe aus 24 Kapitularen und 30 Domicellaren, in Bamberg aus 20 Kapitularen und 14 Domicellaren. Um in diese Körperschaft aufgenommen zu werden, mußte der Kandidat väterlicher- und mütterlicherseits 8, im ganzen also 16 Ahnen darthun und nachweisen, daß seine Familie schon über hundert Jahre in einem unmittelbaren Ritterkanton begütert sei. Es ist übrigens bekannt, daß die Ahnenprobe des deutschen Adels den Nebenzweck hatte, römische Eindringlinge aus den deutschen Stiften und von ihren Fürstenstühlen entfernt zu halten, welche einzuschieben von Rom aus stets versucht wurde.

Diese geistlichen Fürstentümer waren also weit mehr ein gemeinsames Minorat für den landsässigen und benachbarten katholischen reichsunmittelbaren Adel als ein Eigentum der Kirche. Von diesem Adel stammten aber auch weitaus die meisten Stiftungen, obgleich der Grundstock von den alten Kaisern herkam. Nicht eigentlich die Kirche besaß hier ein fürstliches Eigentum, sondern der Adel hatte einen Teil seines gemeinsamen Standesvermögens als ein riesiges Standes-Fideikommiß unter den Schutz der Kirche gestellt. Daher war auch die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer ein viel härterer Schlag für den Adel, ein größeres Unrecht gegen ihn als gegen die Kirche. Der Einfluß Roms in Deutschland ist nicht gemindert, sondern gemehrt worden dadurch, daß es Rom mit keinen Bischöfen und Domkapiteln mehr zu thun hat, welche sich in einer vollständig selbständigen politischen Stellung fühlen.

Außer den Zufluchtsstätten, welche die aristokratischen geistlichen Körperschaften den nachgebornen Söhnen des Adels boten, waren noch acht sogenannte Erbämter am würzburgischen Hofe im Besitz reichsgräflicher und ritterschaftlicher Familien; desgleichen

waren am Bamberger Hofe vier fränkische Adelsgeschlechter mit Erbunterämtern belehnt. Durch alles dies wurde der aristokratische Einfluß dem Fürsten gegenüber so bedeutend, daß der Fürstbischof von Würzburg 1722 ein Verbot erließ, um die übermäßige Vergrößerung sowohl des Adels als der Stifte und Klöster zu verhindern, kraft dessen an jene ohne seine besondere Erlaubnis bürgerliche Güter nicht verkauft werden durften. Ja derselbe Bischof sah sich genötigt, dem mächtigen Adelsbund mit einem Fürstenbund gegenüberzutreten, indem er zur gemeinsamen Behauptung seiner Hoheitsrechte gegen die vom Domkapitel unterstützte Ritterschaft ein Bündnis mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg und Baden, dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Sachsen-Gotha einging.

Das Verhältnis der Ordensmeister zu ihren Kapiteln nimmt sich nicht selten wie die flüchtig entworfene Farbenskizze für das ausgeführte Bild des modernen Ideals von konstitutionellen Repräsentationsrechten und Ministerverantwortlichkeit aus. In der Ständevertretung des Mittelalters schlummern die Keime der modernen Volksvertretung. Das Bürgertum griff später die Keime gar vieler solcher freisinniger Institutionen auf, welche die frühere mittelalterige Aristokratie zuerst ans Licht gelockt hatte. Staatsrechtliche Grundsätze, welche die Aristokratie zuerst eigennützig zum Frommen ihres engen Kreises ausgebildet, wurden zum Segen der ganzen Gesellschaft, indem sie unvermerkt zu allgemeinen Rechtsgrundsätzen sich erweiterten. Der Hochmeister des Deutschen Ordens stand wie ein verantwortlicher Minister dem Kapitel gegenüber, überwacht und beschränkt durch dasselbe. Was es nicht bloß mit dem Raten, sondern auch mit dem Thaten dieser überwachenden ritterlichen Versammlung auf sich habe, das erfuhr gerade ein sehr kräftiger Hochmeister, ein Mann der „rettenden That", Heinrich Reuß von Plauen. Die gegen ihn erhobene „Ministeranklage" ging im Generalkapitel durch und der Hochmeister ward in ewiges unterirdisches Ge-

fängnis gestürzt. Ein solcher Ministersturz schmeckt wenigstens nicht nach „Scheinkonstitutionalismus".

Der altgermanische Gedanke des Schwurgerichtes ist, da er bereits im Volksbewußtsein zu verbleichen begann, durch Jahrhunderte lebendig gehalten worden in den Privilegien der Aristokratie. Wenn dieselbe damals im kleinen Kreise die sociale Selbständigkeit, das Recht der Zugbrücke für die ganze Gesellschaft vorbildete, so ist sie auch die historische Vermittlerin der daran geknüpften Rechte und Freiheiten gewesen.

Als den Bauern im sechzehnten Jahrhundert der Gedanke aufblitzte, daß auch sie zur Gesellschaft gehörten, da wollten sie auch den Mitgenuß an diesen Rechten sich nehmen, die bis dahin nur der Aristokratie und später dem Bürgertum, als der bevorrechtigten mittelalterlichen Gesellschaft eigen gewesen waren. Der Gedanke war ganz vernünftig und billig und an sich weder socialistisch noch kommunistisch, aber die Ausführnng war verkehrt. Die aufständischen Bauern wollten die Gesellschaft nicht zerstören, wie die modernen Proletarier, sie wollten nur eintreten in die Gesellschaft. Mit Aufruhr und Gewaltthat die Pforten zu öffnen mißlang ihnen, aber auf dem Wege friedlichen Fortschreitens hat sich ihnen nachgehends die Pforte von selber aufgethan. Diese Erfahrung möge die Revolutionslust unseres heutigen vierten Standes sich zu Herzen nehmen.

Die Wohnung des Edelmanns war ein Heiligtum, eine Freistatt, woraus weder der Besitzer noch seine Angehörigen mittelst Eindringens gewaltsam herausgeschleppt werden durften. Wenn unsere modernen Gesetze nicht dulden, daß der Polizeidiener ohne weiteres den Frieden des Privathauses brechen, wenn er ohne richterlichen Befehl Verhaftungen nicht vornehmen darf, so besagt dies nichts anderes als daß der Burgfrieden zu dem allgemeinen Frieden des Hauses erweitert werden soll, wie sich die Burg als socialer Begriff erweitert hat zu Stadt und Dorf. Es gibt wenig freisinnige politische Grundsätze, die nicht altaristokratischen Ursprungs wären.

Wir finden aber auch noch eine andere Art von Vorrechten der mittelalterlichen Aristokratie — freilich nur scheinbare Vorrechte. Indem sich eine große Zahl der freien, der unabhängigen Gutsbesitzer auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln dem Kriegsdienst gewidmet und auf die einträglicheren und bequemeren Erwerbsquellen ihrer bürgerlichen Genossen in den Städten verzichtet hatte, bildete sich erst im zwölften Jahrhundert die große Masse des niederen Adels heraus. Diese Kriegsmänner dienten der Landesverteidigung, dem Staate, und stellten so von vornherein einen politischen Beruf des Adels neben den socialen. Dem Rechte und der Pflicht, das Vaterland zu schirmen, stand die Abgabenfreiheit zur Seite. Nicht in der Weise, als ob diese ein Sold für den Kriegsdienst gewesen wäre, sondern der Ritter leistete seine Abgaben thatsächlich dadurch, daß er Leib und Leben, und obendrein auf eigene Kosten, an die Verteidigung des Vaterlandes setzte. Er genoß also thatsächlich gar keine Abgabenfreiheit, er zahlte seine Steuern im buchstäblichen Sinne in natura, nämlich in der Hingabe seiner eigenen Person. Darum war es gar nicht so schreiend ungerecht, daß ein bis dahin mit Abgaben belastetes Gut sofort steuerfrei wurde, sowie es in den Besitz eines solchen Kriegsmannes kam. Derselbe zahlte jetzt die Abgaben durch sein ritterliches Tagewerk. Erschien der ritterliche Dienstmann nicht bei dem „Landgeschrei" und „Wappenrufe", um sich in die Reihe der Streiter zu stellen, so konnte er darüber zu schwerer Strafe gezogen werden. Er war dann eben ein Steuerverweigerer im mittelalterlichen Stile gewesen. Diese Art der Naturalsteuer hörte aber von selber auf, als die besoldeten Milizen eingeführt wurden und das Kriegshandwerk durchaus nicht mehr das notwendige Amt eines solchen Gutsbesitzers war. Nun erst trat die eigentliche Steuerfreiheit, das wirkliche Vorrecht ein, wenn etwa diese Güter fort und fort von dem Beitrag zu den öffentlichen Lasten ausgenommen blieben. Die politischen Rechte des Adels haben vielfach länger bestanden als seine politischen Pflichten, nicht zum Segen für den Stand.

Indem die Aristokratie namentlich des früheren Mittelalters die glückliche Mitte hielt zwischen allzu festem und allzu lockerem Abschluß des Standes, war sie mächtig und selbständig. Der feine Takt für diese richtige Mitte ging bei dem Ausgang jener Periode allen Ständen verloren. Die Stände veräußerlichten sich, entarteten, sie brachen zusammen. Die Fluten der Jahrhunderte sind über jene Trümmer hingegangen, es haben sich neue umfassendere Gruppen der Gesellschaft entwickelt, die nur noch Schattenbilder der alten Stände sind. Aber indem uns die Aufgabe geworden ist, eine moderne Aristokratie, ein modernes Bürger- und Bauerntum, einen vierten Stand neu zu organisieren und namentlich diesen socialen Gebilden in der Politik gerecht zu werden, finden wir kein praktischeres Vorbild im kleinen als eben jene alten Stände des Mittelalters.

Ich habe nur vereinzelte Züge aus dem Leben der alten Aristokratie vorgeführt und, dem hier vorliegenden Zwecke gemäß, mehr ihren idealen Kern als ihre wirkliche Erscheinung gezeichnet; aber schon an diesem lückenhaften Bilde zeigt sich's klar genug, wie der Gedanke, die Gesellschaft als solche in allen ihren Mächten im verjüngten Maßstabe darzustellen, der eigenste Beruf dieser Aristokratie war. Diese Thatsache ist der sociale Adelsbrief für die moderne Aristokratie. Ihr Beruf, das ganze Gesellschaftsleben als ein ständisch frei gegliedertes, nicht als ein kastenmäßig mechanisch abgesperrtes zu erfassen, zu fördern und zu schirmen, findet darin seine historische Weihe. Alle Reform an der modernen Aristokratie wird auf diesen Grundgedanken zurücklaufen müssen.

Es ist höchst bedeutsam und ein rechtes historisches Wahrzeichen, daß Luther, dieser großartigste Vertreter der geistigen Thatkraft des deutschen Bürgertumes, seine zumeist entscheidende Streitschrift, in welcher zuerst der Gedanke einer nationalen deutschen Kirche offen verkündigt war, „an den christlichen Adel deutscher Nation" überschrieben hat. Dies geschah gerade in dem großen weltgeschichtlichen Wendepunkt, wo die sociale Macht des mittelalterlichen Adels zusammenbrach, wo durch die religiösen Kämpfe das Bürgertum als eine sociale Macht im Geistesleben der Nation auftrat, wie nie zuvor. Und ein deutscher Edelmann, Ulrich von Hutten, hingerissen durch die gewaltige kirchliche Bewegung im Schoße des Bürgertums, erkannte sofort das Entscheidende des Augenblicks, schleuderte seine wilden Büchlein in die Welt und zog als ein Prediger von Burg zu Burg, um die Ritterschaft an ihre Standespflichten, oder modern gesprochen, an ihren socialen Beruf zu erinnern. Dabei erprobte sich Huttens genialer Scharfblick, daß er sofort erkannte, welch ungeheures Gewicht eben damals die sociale Erstarkung der Aristokratie in die Wagschale geworfen haben würde. Unsere Demokratie feiert diesen Ritter jetzt als einen großen Volksmann. Wohl; er war es. Aber man möge doch nicht vergessen, daß Hutten in seinen Zuschriften an Karl V. und dessen Bruder Ferdinand diese Herren aufs nachdrücklichste aufgefordert hat, dem Adel wieder zu seiner korporativen Selbständigkeit gegenüber den Landesherren zu verhelfen, daß er durch die Reform des Rittertumes den Grund legen wollte zur Reform des gesamten deutschen Volkstumes. Aber die damalige Aristokratie in ihrer Mehrzahl hat Hutten so wenig verstanden als ihn die moderne Demokratie versteht.

Drittes Kapitel.

Der Verfall der mittelalterigen Aristokratie.

Mit dem sechzehnten Jahrhundert gerät das Gebilde des mittelalterigen Adels in eine von innen heraus drängende Bewegung, die zuletzt den ganzen Organismus zu zersprengen droht. Unscheinbar in ihren ersten Anzeichen, gewaltig in ihren Folgen. Wir sehen Verschwörungen und blutige Fehden des niederen Adels gegen den hohen, Bündnisse des hohen Adels gegen Kaiser und Reich. Der Landesadel strebt zum Reichsadel aufzusteigen, „die Ritterschaft will eigenherrisch sein", der beschränkt privilegierte Edle will ein Reichsfreier werden, das Institut der ritterlichen Dienstmannschaft beginnt abzusterben; aber auch die Fürsten sammeln ihre Macht, mit den neu erfundenen Kanonen wird als mit dem „letzten Wort der Könige" gegen die Burgen einer auf ihre alte oder neue Selbständigkeit sich steifenden Vasallenschaft sehr vernehmlich argumentiert. In einzelnen großen Heldengestalten geht der Freiheitsdrang des mittelalterigen Adels tragisch unter.

Es waren das mehr als bloße politische Fehden; es war eine sociale Revolution, die im Schoße der Aristokratie ausgebrochen. Die Fürsten merkten solches wohl. In der Wahlkapitulation Karls V. werden die Bündnisse der Reichsritterschaft auf gleiche Stufe der Staatsgefährlichkeit gestellt mit den Geheimbünden der unzufriedenen Bauern.

Die Gesellschaft strebte sich auszuebnen, die Vielgestalt des alten Ständelebens zu vereinfachen, und dieses Streben, welches zuletzt in der französischen Revolution sich gipfelte, gärte zuerst

auf bei dem Adel. Die tausend kleinen Gruppen der Aristokratie zogen sich in diesem Krampf der socialen Revolution zusammen zu größeren Gebilden. Die Fürsten, deren sociale Stellung bis dahin recht im Herzpunkte des Adels gewesen, stellten sich demselben jetzt als etwas Fremdes, Außenstehendes gegenüber, mindestens als eine höchste Aristokratie über der hohen Aristokratie. Sie hielten das Ziel der Souveränetät fest im Auge, diese aber konnte nur durch ein Beugen des kleineren Adels durchgeführt werden. Aber auch ein großer Teil des hohen Adels rang sich jetzt mit den Landesherren zu einer halbfürstlichen Stellung empor, zu einem, wenn auch noch so kleinen Bruchteil von Souveränetät. Die reiche, breit entfaltete Adelsgliederung des Mittelalters ballte sich zusammen in zwei große Massen, in eine reichsunmittelbare halbsouveräne Aristokratie, die später in den Hoch- und Domstiftern und den geistlichen Kurfürsten und Reichsfürsten ihre Spitze fand, und in den großen Schwarm des Hofadels, des niederen Landadels, des bloßen Titularadels ꝛc.

Die Unterschiede, welche diese zwei Hauptgruppen durchkreuzten, hatten teils eine bloß politische, teils aber auch eine sociale Wichtigkeit. Der so kunstvoll gefügte, so fein durchgearbeitete korporative Bau der alten Aristokratie war verändert. Das Patriciat der großen Reichsstädte, welches als ein so eigenartiges Gebilde in dem Gesamtverbande der Aristokratie sich entwickelt und Ursache genug hatte, mit Stolz seinen besonderen Charakter festzuhalten, suchte allmählich seine Ehre darin, einem farblosen allgemeinen Adelsbegriff jenen historischen Charakter zu opfern. Es schlug meist nicht zum Heile dieser Patricierfamilien aus. Anderseits sahen viele vom ritterbürtigen Adel, bevor jene Metamorphose des Patriciates eingetreten war, mit sträflichem Hochmut auf dasselbe herab. Sie erklärten das Patriciat wohl gar der Gemeinschaft mit dem ritterbürtigen Adel nicht mehr für fähig, weil es den Zünften Anteil an der städtischen Regierung gewährt hatte! So schwer begann jetzt bereits ein Teil der

Aristokratie die Bedeutung des Bürgertums wie der Glieder seiner eigenen Korporation zu verkennen.

Scheinbar und äußerlich gewann die Aristokratie einen weit glänzenderen Rang, in der That aber hatte sie sich selber um das beste Teil ihrer alten Macht betrogen. Der nicht fürstliche Teil des Adels hatte seinen besonderen politischen Beruf aufgegeben. Gegenüber dem zur Verteidigung des Vaterlandes durch die Geburt berechtigten und verpflichteten Ritter stand jetzt der Edelmann, der sich um ein Offizierspatent bewerben mußte; gegenüber dem erblich und auf ewig dem Fürsten verpflichteten, darum aber auch zu der großen socialen Familie desselben gehörigen Dienstmann stand der ganz auf die Persönlichkeit seines Souveräns angewiesene Kammerherr, dem nur der Zufall einen politischen Beruf an die Hand gab.

Die Vorrechte des Adels in Sachen der Landesvertretung waren oft scheinbar und dem Wortlaute nach größer geworden, in der That und Wahrheit aber kümmerten sich die meisten Fürsten blutwenig mehr um ein ritterschaftliches Votum. Die Macht der adeligen Vertreter war gebrochen, weil ihre Stütze in der alten Gemeinsamkeit mit den bürgerlichen Landräten längst morsch geworden war. Mit der socialen Selbständigkeit war auch der stolze politische Unabhängigkeitssinn bei vielen Adeligen erloschen, sie verzichteten von selber auf eine Opposition gegen den fürstlichen Willen. Wo nicht, so wußte die neue Macht der Fürsten schon ein Wort mit ihnen zu reden. Der große Kurfürst von Brandenburg ließ den Führer der Adelsopposition bei den Cleveschen Ständen, Baron von Wylich, kurzweg nach Spandau führen, dieser gerade für das vorliegende Kapitel klassischen Veste, in welcher so manche durch die Allmacht des Hofes gestürzte aristokratische Größe Herberge gefunden hat. Den Obristen von Kalkstein, der sich's hatte beikommen lassen, „starke Sachen" gegen den Kurfürsten zu äußern, ließ er enthaupten, den Vorsitzer des Schöppenstuhles zu Königsberg in ewiges Gefängnis stecken. Wäre ein Fürst des Mittelalters in solcher Weise verfahren, so

würde das ganze Land — und nicht bloß die unmittelbar betroffene Adelsgenossenschaft — wider ihn aufgestanden sein. Aber die Kluft zwischen dem Bürgertume, ja zwischen den Bauern und dem Adel, hatte sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schon so weit geöffnet, daß der Kurfürst vielmehr durch solche Gewaltthat Volksgunst gewann. Die märkischen Bauern schrieben damals auf ihre Fahne:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut."

Dieser merkwürdige Spruch verkündet eine neue Welt. Die adeligen Grundherren hatten in jener Gegend aufgehört, das natürliche Patronat über die Bauern zu üben, sie waren nicht mehr das notwendige Mittelglied zwischen dem Bauern und dem Fürsten, dem Bauern und dem Staat, und der Bauer richtet sich jetzt unmittelbar an seinen „gnädigsten Kurfürsten", und wenn auch sein Spruchvers darüber in allen Gliedmaßen krumm und buckelig werden sollte.

Preußen ist diejenige deutsche Macht, welche die moderne Thatsache der politischen Centralisation durch zwei Jahrhunderte am entschiedensten vertreten und damit, ohne es zu wollen und zu ahnen, der jetzt in so dämonischer Gestalt aufsteigenden socialen Centralisation die Wege geebnet hat. Schon vor der Reformationszeit brach der erste Kurfürst aus der hohenzollerschen Dynastie die Burgen der Herren von Rochow, von Putlitz, von Quitzow &c. Mit einem wahren Seherblick erkannten die Hohenzollern, daß durch die Beugung der Adelsherrschaft die neue Fürstenherrschaft begründet werden müsse und gaben solchergestalt in Brandenburg das Musterbild der Gründung der modernen Landeshoheit. Schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde von den Brandenburgern der Adel zu den Staatslasten beigezogen. England, welches trotz seiner innern Umwälzungen lange nicht so gewaltsam social und politisch ausgeebnet hat wie Preußen, wurde groß durch seine Aristokratie im Verein

mit seinem Bürgertum. Seine politische Bedeutung ruht auf socialer Basis. Preußen wurde groß durch die Persönlichkeit seiner Fürsten, durch sein Heer und durch seine Diplomatie. Es brach die gesellschaftlichen Mächte, indem es die Idee des Staates überall dem socialen Leben überordnete. Man nannte das einen „intelligenten Absolutismus", und der modern bureaukratische Staat ist aus demselben hervorgewachsen. Und die Kommunisten und Socialisten mußten kommen, damit die Bureaukratie sich halbwegs wieder entsinne, daß es beiläufig auch „gesellschaftliche Mächte" in der Welt gebe. Die Geschichte des preußischen Adels seit dem siebzehnten Jahrhundert fällt zusammen mit der Geschichte des preußischen Hofes. Aber, wie gesagt, nicht bloß die genossenschaftliche Selbständigkeit der Aristokratie, sondern folgerecht der ständische Geist überhaupt ist in Preußen gebrochen worden durch die auf das Heer und die Diplomaten gestützte Autonomie bedeutender fürstlicher Charaktere.

Der Vollzug dieser weltgeschichtlichen Sendung Preußens, welches die Gesellschaft in dem Staate aufgehen ließ, während im Mittelalter der Staat in der Gesellschaft aufgegangen war, hat uns befreit von der Verknöcherung, worin zuletzt das mittelalterliche Ständeleben stecken geblieben ist. Das deutet der „deutsche Theolog", der in seinem prächtigen Buche vom „deutschen Protestantismus" auch so viel gute politische Winke gibt, treffend an, indem er sagt: „Der alte Fritz lebt in ganz Deutschland in begeisterter Volkserinnerung nicht ungeachtet, sondern wegen des in seiner Hand ruhenden Krückenstocks, denn mit diesem Krückenstock schlug er die Philister!" Aber mit dieser bloß verneinenden That ist es doch noch nicht gethan. Die Reste einer ständischen Volksvertretung, welche sich bis auf unsere Zeit in Preußen kümmerlich fortgeschleppt haben, waren in sich mark- und haltlos. Die Stütze einer kräftigen Aristokratie, eines ständisch selbständig entwickelten Volkslebens ist jetzt für das preußische Königtum unentbehrlich geworden. Der Krückenstock des alten Fritz reicht nicht mehr aus. Dem Andringen der socialen

Revolution, die gewaltiger ist als die politische, kann nur gewehrt werden durch die sociale Reformation, durch den Neubau echt moderner Stände und Gesellschaftsgruppen. Preußen sucht jetzt nach einer Pairie, nachdem eine ganze Reihe staatskluger und vom nächsten Erfolge gerechtfertigter Fürsten nichts Klügeres zu thun gewußt, als den Stoff zu dieser Pairie wegzuräumen. So spottet die Geschichte der politischen Weisheit, und der Erfolg in der Nähe ist oft nichts weiter als ein in die Ferne geschobenes Mißlingen.

Der politische Beruf der Aristokratie war früher auf die ganze Genossenschaft verteilt gewesen: jetzt hatte sich die aus derselben hervorgegangene Unzahl der kleinen Halbsouveränetäten ein Uebermaß politischer Befugnisse zugelegt, und der andere Teil war leer ausgegangen. Das rächte sich. Im südlichen Deutschland konnte die Reichsmittelbarkeit dauernd auf so viele Häupter nicht ausgedehnt bleiben, mit dem Anbruch der neuen Zeit folgten die Mediatisierungen naturnotwendig, und somit war also auch der hohe Adel mit Ausnahme der wenigen übrig bleibenden Landesherren seines unmittelbaren politischen Berufes verlustig geworden. Die Centralisierung der politischen Rechte des Adels hat die Vernichtung dieser Rechte größtenteils herbeigeführt. Gleichwie aus den mittelalterigen Adelszuständen auf fast allen Punkten zu lernen ist, wie die Aristokratie am lebenskräftigsten neu zu organisieren wäre, so tritt uns bei den Zuständen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts das negative Exempel nicht minder beharrlich entgegen, wie der Adel nicht organisiert werden soll.

Folgerechter ist die Vernichtung der mittelalterigen Aristokratie nirgends durchgeführt worden als in Frankreich. Ludwig XI., Richelieu und Ludwig XIV. wußten die Aristokratie so gründlich zu centralisieren, daß ihr ganzer politischer und socialer Beruf zuletzt in einem einzigen Manne gesammelt erschien, in der Person des Königs. Wäre dem letztgenannten Herrscher der moderne Begriff der Gesellschaft geläufig gewesen, er hätte

nicht bloß sagen mögen: der Staat bin ich, sondern auch: die Gesellschaft bin ich.

Darum erscheint uns aber die gänzliche Verkennung der eigenen Bedeutung und Macht, in welcher der deutsche Adel während des goldenen Zeitalters der französischen Fürstenallmacht großenteils befangen war, nirgends in grellerem Lichte, als wenn wir sehen, wie er sich damals in allen Stücken den französischen Hofadel zum Muster nahm. Am Hofe jenes Ludwig konnte man höchstens lernen, was und wie die Aristokratie nicht sein soll. Waren doch selbst unsere Pagerien, welche die alten „höfischen Sittenschulen" verdrängt hatten, leider nach französischem Muster zugeschnitten. Wie zu einer Hochschule aristokratischer Sitte strömte die Jugend des deutschen Adels nach Paris. Diese sogenannte „Kavalierstour" mußte vorweg jeden Gedanken an den höheren Beruf der Aristokratie in dem jugendlichen Gemüt ersticken. Und wenn die schlechte Schule trotzdem nicht überall durchgriff, so bezeugt das eben, wie lebhaft die Gedanken und Träume von dem selbständigen ehemaligen Berufe in dem ganzen Stande noch geraume Zeit nachklangen.

Ein gewiß unparteiisches und eben darum in desto brennenderen Farben leuchtendes Bild jener höfischen Sittenschulen an der Seine entwirft die damalige Herzogin von Orleans, Schwägerin Ludwigs XIV., eine geborene Pfalzgräfin, in Briefen an ihre Schwestern in Deutschland. Es heißt darin unter anderem: „Die Leute von Qualität sind in diesem Lande viel ärger debauchiert als die gemeinen Leute. Die Franzosen halten sich's vor eine rechte Ehre, debauchiert zu sein, und wer sich piquieren wollte, seine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot passiren und würde von jedermann verspottet und verachtet werden, so ist's hier beschaffen. Muß nur noch sagen, daß man sich hier vor eine Ehre hält, keine Verwandte zu lieben. Die es thun, sagt man, seien bürgerlich." Während das historische Bewußtsein der Familie gerade den Kerngedanken des Adels bildet, während die hohe sociale Bedeutung des Familienlebens

ihr Symbol in dem Institut des Geburtsadels gefunden hat, während die Ehrenfestigkeit und Reinheit des Familienlebens im Mittelalter als der höchste Glanz und Stolz der Aristokratie erschienen war, galt die Zucht des Familienlebens dem französischen Hofadel jetzt für „bürgerlich". Dieser einzige Umstand beweist schon, daß er geradezu sich selbst verloren hatte, daß es eine echte, social berechtigte Aristokratie in Frankreich nicht mehr gab, oder, wo das Trümmerstück einer solchen sich noch lebendig erhalten, im eigenen Lande wie im Exil lebte. Es liegt nach zwei Seiten für jene Zeit eine tiefe Wahrheit in der Bemerkung, daß für „bürgerlich" gelte seine Verwandten zu lieben. Denn gerade in diesen frivolen Tagen, wo auch die „freier" gebildeten, d. h. von dem alten ehrenfesten Bürgertum bereits emancipierten Glieder des Bürgerstandes mit der Pariser Aristokratie in einer auf der Familienlosigkeit ruhenden Sittenverderbnis wetteiferten, hielt der gemeine Mann, der geringere, bildungsarme Bürger und der Bauer das alte deutsche Familienleben um so strenger fest, und sorgte solchergestalt dafür, daß die Zucht des Familienlebens und der ernste Sinn für dieselbe spätern Zeiten nicht verloren ging, daß sich späterhin die höheren Stände an derselben wieder kräftigen und ermannen konnten.

Der französische Hofadel bezeichnete sich selber freilich auch jetzt als die „Gesellschaft" an sich, er wollte ebensogut den Mikrokosmus der Gesellschaft darstellen wie die deutsche Aristokratie im Mittelalter. Aber unter dem gesellschaftlichen Leben verstand er eben nur eine fein abgeglättete Müßiggängerei, die Spiel-, Tanz- und Zechgesellschaft, nicht die Gesellschaft, welche sich's im Schweiße ihres Angesichts sauer werden läßt, ein großes Bruchstück aus dem Gesamtberuf des Menschendaseins menschenwürdig zu erfüllen.

Der deutsche Landadel, der auf seinen Gütern sitzend der alten Sitte treu blieb, war zu selbiger Zeit ein höchst beliebtes Ziel wohlfeilen Spottes. Niemals sind die „Krautjunker" so allgemein als komische Figuren behandelt worden, wie in den

Tagen, wo sie zumeist die Ehre der deutschen Aristokratie retteten. Der Sinn für das unschätzbare Gut der festen Seßhaftigkeit auf eigenem Grund und Boden war dieser ganzen Periode fast verloren gegangen. Viele adelige Güter sind damals ohne Not zersplittert und verkauft worden zum großen Nachteil der Nachkommen. Erst gegen die neuere Zeit hin, als überhaupt dem Adel wieder mehr und mehr ein Licht aufzugehen begann über seinen wahren Beruf und seine wahren Standesinteressen, wurde auch der Wert des großen Grundbesitzes für die Festigung des ganzen Standes und für den Staat wieder einmütiger erkannt. Man kann wohl sagen, das Gewicht, welches die Aristokratie selber jeweilig auf den Grundbesitz, auf die Bedeutung des Landadels gelegt, sei allezeit ein wahrer Barometer gewesen, daran man ihre Blüte und Kraftentfaltung messen konnte.

Der Landadel blieb im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert beschränkt und abgeschlossen, aber in seiner Beschränkung war er national, ganz wie die Bauern; der deutsche Hofadel hingegen war dazumal mehrerenteils verwälscht und kosmopolitisch. Während unsere ältere Aristokratie oftmals eine Wächterin des Deutschtums gewesen ist, führte der Hofadel jener in Rede stehenden traurigen Periode fremdländisches Wesen ein. — Die französische Sprache ward die Sprache der höheren Stände. Wer „zur Gesellschaft" zählen wollte, mußte ihrer mächtig sein. Das pflanzte sich dann im zweiten und dritten Menschenalter auch auf den höheren Bürgerstand fort.

In dem Landadel allein hat sich noch so etwas von einer „Charakterfigur" des deutschen Barons erhalten. Die Aristokratie der Stadt und des Hofes hat die Eigentümlichkeiten der äußeren Standessitte so ziemlich aufgehen lassen in dem allgemeinen Typus der gebildeten feinen Gesellschaft. Gerade der feinste Ton duldet am wenigsten Originale der äußeren Sitte. Bei den Bauern ist der ganze Stand ein solches Original; bei dem Adel nur noch ein ganz kleiner Rest. In den unteren Schichten der Gesellschaft, wo noch die meiste ursprüngliche Natur ist,

herrscht noch das derb Charakteristische der äußeren Sitte vor; je höher wir hinaufsteigen, desto mehr scheint dieselbe ausgeglichen und abgeschliffen. Dies beweist, daß der sociale Lebensnerv hier weit stumpfer geworden ist. Die Energie des gesellschaftlichen Lebens hat sich hier viel mehr aufgerieben und verbraucht. Durch die Wechselbeziehung des Adels, als Gutsbesitzer, zum Bauernstande kann und soll er in diesem Betracht neue Kraft in sich aufnehmen. Man sagt, in England blühe der Landbau teilweise auch deswegen so üppig, weil es die aristokratische Sitte dort mit sich bringt, daß der Grundherr einen großen Teil des Jahres auf seinem Gute sitzt und mit seiner höheren Bildung, mit seinem Unternehmungsgeist die grob materielle Arbeit des Pächters in höhere Bahnen leiten hilft. Allein der Adel selber gewinnt bei dieser unschätzbaren Sitte mindestens ebensoviel als die Landwirtschaft. Darum lebt in England noch weit mehr eine eigentliche Charakterfigur des Aristokraten als in Deutschland und vollends in Frankreich.

Gegenwärtig entschließen sich in Deutschland wieder immer mehr Edelleute zur Selbstbewirtschaftung ihrer Güter. Man nimmt wahr, daß der vor 50 Jahren noch so zahlreiche Stand der Verwalter und Gutspächter auszugehen drohe. Es ist dies ein Zeugnis für die Ermannung des begüterten Adels.

Das Rittertum des Mittelalters hatte seine strengen Gesetze der äußeren aristokratischen Sitte. Die formelle Ausspitzung des Begriffs der Ehre verklärte einigermaßen die natürliche Roheit des Fehdelebens. Die alte Rittersitte schwächte sich in den späteren Jahrhunderten zu einem verallgemeinerten äußerlichen Dekorum des Standes ab. Immerhin hat dieses Festhalten am äußeren Anstande, die Selbstgewißheit, im Besitze eines feineren Tones zu sein, die Aristokratie zu einer Lehrmeisterin des Bürgerstandes gemacht, der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auffallend plump und unbehilflich in der formellen Haltung des einzelnen, im äußeren Benehmen zu werden drohte. So ist die jetzt so allgemeine Glätte des geselligen Verkehrs un=

streitig großenteils den Einflüssen der Aristokratie gutzuschreiben. Aber was früher das Monopol des Adels war, ist jetzt das Gemeingut der gesamten gebildeten Welt geworden.

Manche echt deutsche Unsitte erbte sich auch aus dem Mittelalter zu dem Adel der nachfolgenden Jahrhunderte herauf, die dort in der Umgebung so vieler guten Sitten schon erträglich gewesen war. Allein jene guten Sitten wurden meist nicht mitgeerbt. Im Mittelalter hieß nobiliter bibere, zu deutsch adelig zechen, unverblümt soviel als sich volltrinken. Das hatte bei dem rauhen Waffenhandwerk der alten Degen und der unbeschränkten Gastfreundschaft auf den abgelegenen Burgen allenfalls seinen guten Humor. Wenn aber im siebzehnten Jahrhundert noch fürstliche Hofkavaliere sich was darauf zu gut thaten, an der herrschaftlichen Tafel die Maß Wein auf einen Zug ohne Atemholen hinunterzugießen, wenn ein kurbrandenburgischer Oberkämmerer sich berühmt, 18 Maß Wein bei einer Mahlzeit zu trinken, so nimmt sich das in der Umgebung ganz veränderter Sitten eher viehisch als ritterlich aus. Und doch gehörte so etwas zu selbiger Zeit auch noch zum aristokratischen Ton. Nicht als ob ich glaubte, die ganze Aristokratie habe eine so glatte Gurgel gehabt. Nicht als ob ich überhaupt der Ansicht wäre, alle diese schlimmen Seiten, welche ich hier in ihrer ganzen Schroffheit nebeneinander stelle, seien überall das charakteristische Merkmal eines Aristokraten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Es gilt mir nur, die schlimmen Folgen, welche für die Aristokratie aus dem Zerbrechen ihrer alten Standesformen erwachsen sind, hier zu einem recht kräftigen Schattenbilde zu vereinigen, wie ich die Vorzüge der mittelalterlichen Aristokratie zu einem recht derben Lichtbilde ausgemalt habe. Ich schreibe keine Geschichte des Adels. Nur die Wirkungen der verschiedenen Entwickelungsstufen der Aristokratie sollen — hell und dunkel — gegen einander gestellt und daraus für die Gegenwart ein Resultat gezogen werden, wo und wie man für die Reform dieses Standes die Hebel anzusetzen habe.

Die Verflachung und Entartung des socialen Lebens traf in dem Zeitraum, von welchem ich rede, die ganze gebildete Gesellschaft. Nur der von der Kultur ganz unbeleckte gemeine Mann vegetirte in seiner ungebrochenen Natürlichkeit fort. Aber gerade weil die Aristokratie das Bild der Gesellschaft im Kleinen aufzustellen berufen ist, wurde sie um so empfindlicher und tiefer berührt von der krankhaften Erschütterung, die als natürlicher Rückschlag gegen das am Ausgange des Mittelalters versteifte und verknöcherte Korporationswesen alle Stände durchzuckte. Die Aristokratie ist der empfindlichste Teil der Gesellschaft. Alle socialen Bewegungen werden jederzeit am gewaltigsten und feindseligsten auf sie einstürmen, am frühesten an ihr selber wahrnehmbar werden. Darum zeigt sich's nirgends auffälliger als gerade bei der Aristokratie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wie tief damals alle sociale Lebenskraft gesunken war.

Der einheitliche Beruf dieses Standes im Mittelalter, obgleich der Adel damals so vielgliedrig gestaltet war, springt überall klar hervor, läßt sich ohne Mühe nachweisen, faßt sich von selber im allgemeinen Begriffe. In den nächstfolgenden Jahrhunderten dagegen vergißt die Aristokratie förmlich ihren socialen Beruf, sie gerät ins Unklare über ihre eigene Aufgabe. Der Begriff des *Standes* blaßt wirklich auf eine Weile ab zu dem Begriff des *Ranges*. Schon die Veränderung der aristokratischen Titel zeigt dies vielfach an. In den alten Titeln der großen Herren lag ein bestimmter Beruf ausgesprochen. Die Bezeichnungen als Pfalzgrafen, Markgrafen, Herzoge, Kurfürsten rc. deuteten auf ein bestimmtes Amt im Reiche. Gerade diese am meisten charakteristischen Titel kommen bei den neu entwickelten Landeshoheiten am frühesten ab, oder ihr alter Wortsinn wird wenigstens vergessen. Der Herzog unterschied sich etwa von dem Pfalzgrafen nicht mehr durch den Beruf, sondern nur noch durch den Rang. Ebenso drückten die alten Titel der Ritter, Dienstmannen, Vögte rc. einen Beruf, ein Amt aus, während sich der

neue Freiherrntitel oder die einfache Adelsbezeichnung zu einem bloßen Rangzeichen innerhalb des aristokratischen Kreises zu verflüchtigen begann. Die Stellung der geistlichen Edelleute an den Hoch- und Domstiften war ursprünglich ein wirkliches Amt gewesen. In der Rokokozeit aber galt es mehr den Pfründen als dem Amt. Manchmal reichte der dritte Teil sämtlicher Einkünfte eines geistlichen Landes nicht mehr hin, um die adelige Versorgungsanstalt der Domkapitel auszustatten. Man kombinierte die Domherrnpfründen, nicht aber die Domherrnämter, und der nachgeborene Edelmann ließ sich häufig für die Arbeit von zwei bis drei Domherren bezahlen, während er nicht die Arbeit eines halben that. Aber mit dem amtlichen Beruf ging auch der sociale Beruf dieser Aristokratie verloren. Es zeigte sich zuletzt bei den Domkapiteln, daß vornehme Abkunft und reicher Besitz allein nicht genügen, um eine echt aristokratische Stellung in der Gesellschaft zu bedingen. Es fehlte den Domherren die Fesselung an Grund und Boden. Einige wenige peremtorische Tage ausgenommen, war gewöhnlich nur der vierte oder fünfte Teil der Domherren in den Stiftsstädten, wo sie präbendiert waren, gegenwärtig. Wenige unter den residierenden Domherren hielten selbst ein Haus. Vielmehr lebten die meisten als Gäste und Reisende, die wieder fortzogen, sobald es die Statuten erlaubten. Das Junggesellenleben verträgt sich überhaupt schwer mit dem socialen aristokratischen Beruf. Hierin liegt ein weiterer Grund für die Nachahmungswürdigkeit des englischen Herkommens, daß eigentlich nur das Familienhaupt mit dem Beruf auch den Glanz des Adel repräsentieren soll.

Entsprechend dem zu bloßen Ranganspruchen verflüchtigten Begriffe des adeligen Berufs, kommt das leere Ceremoniell im siebzehnten Jahrhundert oben auf. Der bedeutendste Staatsmann, der mächtigste Hofbeamte stürzt sich selber, wenn er das Ceremoniell verachtet. Fürsten und Herren ringen um den Vortritt, nicht etwa figürlich in der Vertretung der höchsten gesellschaftlichen Interessen, sondern buchstäblich und mit der Kraft

des Armes um den Vortritt bei irgend einem festlichen Aufzug. Im siebzehnten Jahrhundert hätte man in einem Lehrbuch der Diplomatie ein eigenes Kapitel schreiben können über die Kunst, wie man den Repräsentanten einer fremden Macht von strittigem Range, falls er im feierlichen Aufzuge vor einem hergeht, mit List und Gewalt hinter sich schieben kann. Das Mittelalter hatte auch seine lächerlich spitzfindigen Hof- und Rittersitten, aber es hatte daneben doch auch adelige Politik, höfische Kunst und ritterliche Waffentüchtigkeit.

Die Fürsten selber, denen die Macht einer selbständigen Aristokratie im sechzehnten Jahrhundert freilich noch lästig genug gewesen ist, unterstützten nach Kräften jenen unheilvollen Gedanken, der im Adel bloß den Rang erblickt. Ihre Nachfolger adelten demgemäß eine Menge von Personen, denen alle Qualität zum echten Aristokraten abging. Ein preußischer Tranchiermeister wird beispielsweise in den Grafenstand erhoben, weil er sich, wie es im Diplom heißt, „mit seinem sehr künstlichen Tranchieren aller Orten beliebt gemacht". Kammerdiener werden geadelt. Das ist in diesen Tagen auch in Frankreich wieder geschehen, wo man freilich die Aristokratie in unserem Sinne nicht mehr zur socialen Macht werden lassen will.

Während der Eintritt in den Adel durch leichtsinniges Vergeben solchen Titularadels zum großen Ruin des Standes unmäßig erleichert wird, ist kaum ein Motiv mehr vorhanden, andererseits den Titel aufzugeben, auch wenn jede Voraussetzung des aristokratischen Berufes längst geschwunden ist. Denn einen Rang, der keinen besonderen Beruf heischt, mag jeder geltend machen, so lange es ihm beliebt und andere ihn darin anerkennen wollen. Im Mittelalter war es umgekehrt. Der Eintritt in die Aristokratie war erschwert, der Austritt erleichtert, und in der That kann sich nur bei diesem Verhältnis der ganze Stand blühend erhalten. Die Vorurteile des Bürgers gegen den Adel datieren fast sämtlich aus der besprochenen Periode, namentlich das oberste und gefährlichste dieser Vorurteile, daß der Adel gar keinen be-

sonderen gesellschaftlichen Beruf mehr habe, daß er einen bloßen Rang bezeichne. Wenn die Väter saure Trauben essen, werden den Söhnen die Zähne stumpf. Die Urteile des großen Publikums hinken meist nicht nur hinter den Thatsachen drein, sondern sie halten auch in der Regel Thatsachen noch fest, wenn dieselben bereits hinter uns liegen. So geht es auch mit der noch immer landläufigen Auffassung und Beurteilung des Adels, die wesentlich auf Zustände des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zurück datiert. Die Kanonen, mit welchen die Fürsten die Burgen des Adels zerstörten, sind keine so furchtbare Waffe der Zerstörung gegen diesen Stand gewesen als der Briefadel und der maßlose Gebrauch, der von demselben gemacht wurde. Es ist charakteristisch, daß es wiederum die Zeit Karls V. war, in welcher der Briefadel recht in Schwung kam. In der unsinnigen Verschleuderung desselben wurde dem Vorurteil, daß der Adel bloß einen Rang bezeichne, recht eigentlich der Stempel landesherrlicher Autorität aufgedrückt.

Indem ich dem unabhängigen Adel des Mittelalters den Hofadel der späteren Jahrhunderte in seinen Schattenseiten gegenüberstelle, will ich damit keineswegs ausdrücken, daß es an sich unzulässig, dem aristokratischen Berufe widersprechend sei, daß der Adel Hof- oder Staatsdienste nehme. Auch im Mittelalter gab es einen sehr berechtigten Hofadel. Ja es ist an sich nichts natürlicher als daß die Aristokratie des Landes durch den Glanz ihrer gesellschaftlichen Stellung den Glanz des Thrones mehren helfe. Nur soll sie sich nicht in ihren socialen und vollends gar materiellen Stellung von dem Hof- und Staatsdienst abhängig machen. Und letzteres war vielfach und selbst bei den stolzesten Geschlechtern im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eingerissen. Ein s e l b s t ä n d i g e r Adel, der dem Throne nahe steht, ist eine Bürgschaft für die Freiheit und Selbständigkeit der gesamten Volksentwickelung. Wo dagegen irgendwann centralisierende und nivellierende Fürstenallmacht durchgebrochen ist, da wurde auch fast immer der Adel zu der abhängigsten und

unselbständigsten Stellung im Hof- und Staatsdienste zurückgetrieben. Die Blüte des deutschen Bürgertumes im Mittelalter lief parallel mit der Selbständigkeit des Adels. Vom Verfall der Aristokratie nach der Reformation hat das Bürgertum wenig Nutzen gehabt, es hat vielmehr selbst mitleiden müssen. In Rußland erlischt der Erbadel sofort, wenn je bis zur dritten Generation kein Glied der Familie in den Staatsdienst getreten ist. Der Begriff des Adels an sich ist hier gefesselt an den Begriff des kaiserlichen Dienstes. Dadurch ist jede auch nur annähernde Selbständigkeit der Aristokratie zum Schaden des Landes unmöglich gemacht. Viel eher verträgt sich noch eine korporative Selbständigkeit des Bauernstandes mit der absoluten Regierungsform als das gleiche Zugeständnis an die Aristokratie. Auch dafür liefert Rußland den Beleg. Wäre die Gegnerschaft des Liberalismus wider die Aristokratie eine rein politische, so wäre sie widersinnig; denn eine kräftige Aristokratie ist zu allen Zeiten eine Stütze der politischen Freiheit gewesen. Um das einzusehen, braucht man nur England mit seiner großartig entfalteten Pairie gegen Rußland mit seinem Adel zu halten, dessen ganzer Bestand in dem Gedanken des fürstlichen Dienstes aufgeht, die deutsche Aristokratie des Mittelalters gegen die deutsche Aristokratie der Zopfzeit. Aber jene Gegnerschaft des Liberalismus ist auch keine rein politische, sie ist vielmehr eine wesentlich sociale.

Kein Stand hat solche gleichsam bis auf Mark und Bein eindringende sociale Prozesse durchgemacht, wie die deutsche Aristokratie. Die Uebergänge von der Aristokratie des früheren Mittelalters zu der des spätern, von diesem wieder zu dem Adelswesen der Rokokozeit und von da endlich zu den neuen Ansätzen einer modernen Aristokratie sind so gewaltsam, so durchgreifend gewesen, der Begriff der Aristokratie ist scheinbar jedesmal so von Grund aus umgesprungen und trotz seiner unendlich verschiedenen Erscheinungsformen doch immer wesentlich derselbe geblieben, daß hieraus recht klar die unverwüstliche Z ä h i g k e i t des aristokratischen Princips in die Augen springt. So weit unser zer-

fahrenes modernes Bürgertum auch abstehen mag von dem Bürgertum des Mittelalters, ist es doch in der zwischen inne liegenden Periode lange nicht so gründlich umgewandelt worden, wie die gleichzeitige Aristokratie. Die Trümmer der alten Pracht in unseren großen Reichsstädten heimeln uns an durch den wahlverwandten Geist, der immer noch jene verblichene Handels- und Gewerbsgröße mit unserer modernen Industriegröße verbindet. Die gebrochenen Burgen des Rittertums, einsam auf pfadlos verwachsenen Berghöhen gelagert, bergen im Gegensatz die Poesie des Rätsels für uns, und gerade das Fremdartige an diesen Stein gewordenen „Märchen aus alten Zeiten" ist es, was als ein so wunderbarer Laut dichterischer Romantik in unserer Seele wiedertönt. Und doch liegt für den geschichtlichen Forscher das Fesselnde unserer vielverschlungenen Adelsgeschichte wieder darin, daß bei allen ihren schroffen Uebergängen durchweg ein historischer Faden bleibt, der diese lange Reihe von Gegensätzen zur geschlossenen Kette ineinander fügt.

Wunderbar genug hat die Natur selber dies angedeutet in dem wechselnden Auftreten und Abgehen der großen Adelsgeschlechter. Jeder Ring der Kette schließt sich ab, aber jeder greift auch ein in einen neuen Ring. Die ältesten Urgeschlechter des hohen Adels sind gegen das Ende des Mittelalters fast alle ausgestorben. Die aus den gewaltigen Umwandlungen der Aristokratie im Mittelalter hervorgegangenen Geschlechter treten mehrenteils in ihre Stelle; in der Erbschaft ihres Besitztumes finden die alten darauf haftenden Pflichten und Rechte, oft auch der alte Name, einen neuen Herrn. Und wiederum ist von diesen aus dem Mittelalter hervorgegangenen Geschlechtern eine auffallend starke Zahl wenigstens in den Hauptstämmen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erloschen. Aeußerst wenigen Familien war es vergönnt, durch alle diese große Perioden im Urstamme kräftig fortzutreiben auf ihren Stammgütern, die Einheit auch in diesem Wandel versinnbildend. Wie der einzelne Mensch von hinnen geht, wann er seine Sendung erfüllt hat, so

treten auch die Geschlechter und Familien ab, wenn das Maß ihres Wirkens voll ist. Das stolzeste Haus, dem zahlreiche Sprößlinge noch eine vielhundertjährige Dauer zu verheißen scheinen, erlischt oft plötzlich. Es ist, als ob ein Verhängnis ihm keinen längern Bestand gönnen wolle als eben für die geschichtliche Periode, für welche es berufen war. Das Alter des Menschen zählt nach Jahren, das Alter der Geschlechter nach Jahrhunderten, der Völker nach Jahrtausenden, der Menschheit vielleicht nach Hunderttausenden. Und sollte es darum, wo ein ehernes Gesetz der Natur und der Weltgeschichte dieses geheimnisvolle Maß, diese Schranken vorgezeichnet hat, so ganz kindisch sein, das historische Bewußtsein der Geschlechter in einem besonders berufenen Stande wach zu erhalten und in Familiengeschichte und Stammbäumen von dem geschichtlichen Berufe und dem Lebensalter der Geschlechter sich selber und andern Kunde zu bewahren?

Viertes Kapitel.

Resultate für die Gegenwart.

Die erste französische Revolution wollte den Adel vernichten. Sie vollführte aber das Gegenteil von dem, was sie gewollt. Sie brachte ihn nach dem Taumel des achtzehnten Jahrhunderts erst wieder recht zum klaren Selbstbewußtsein, und, was viel wichtiger noch, zur Selbsterkenntnis. Angesichts des Kerkers, des Blutgerüstes und der Verbannung mochte es wohl einleuchtend werden, daß die Stände, und die Aristokratie voran, nach einem tieferen Inhalt für sich selber suchen mußten, als nach dem einer bloßen Rangordnung im Staatskalender. Die Revolution hatte den handgreiflichen Beweis geführt, daß die Aristokratie entweder ihren socialen Beruf wiedererkennen, daß sie umbildend und organisierend auf die ganze ausgeebnete Gesellschaft einwirken, daß sie an die Spitze einer neuen Gliederung derselben treten oder — zu Grunde gehen müsse.

Die im Schoße der Aristokratie selbst solchergestalt wachgerufene Erkenntnis der Reformbedürftigkeit des ganzen Standes erscheint mir so wichtig, daß ich in ihr geradezu das charakteristische Unterscheidungsmerkmal der Aristokratie des neunzehnten Jahrhunderts von jener des achtzehnten finde. Es muß dabei zugleich angemerkt werden, daß weder bei den Bürgern, noch bei den Bauern der Gedanke, den Stand als solchen neu zu organisieren, so früh und so lebendig erwacht ist als bei dem Adel. Würde der Adel sich ermannen, eine solche Reform an sich selbst auch praktisch und folgerecht durchzuführen, so wären

die andern Stände gezwungen, die ähnliche Reform auch in sich zu vollziehen. In diesem Betracht hat die Frage von der Reinigung und Läuterung der Aristokratie, von der Umwandlung des alten Adelstandes in einen echt modernen eine unermeßliche sociale Tragweite. Hier stände dann der weltgeschichtliche Beruf vor der Aristokratie, den Neubau der modernen Gesellschaft im engeren Kreise vorzubilden, wie sie es weiland bei dem Bau der mittelalterigen Gesellschaft gethan.

In der Ausführung scheiterten aber die Reformversuche des Adels vielfältig daran, daß sie im Aeußerlichen stecken blieben. Ich erinnere an die Zeit der Befreiungskriege. Die Gelegenheit war günstig. Allein wie viele der besten Kräfte des Adels gingen sofort verloren in dem fruchtlosen Bemühen, mit dem Wiederauffrischen rittertümlicher Romantik dem Adel ein neues ideales Leben einzuhauchen, ehe noch der reale Boden für dasselbe gegründet war! Es hat freilich etwas Blendendes, denn es ist einzig in seiner Art, daß bei der Aristokratie vor Zeiten einmal im Rittertum die Standessitte als solche zur unmittelbarsten Poesie des Lebens verklärt erschienen ist. Wenn man sich aber bemüht hat, vorerst dieses ideale Kolorit dem modernen Adel wiederzugewinnen, noch ehe die dringendsten praktischen Reformen durchgeführt waren, so konnte dies die letzteren selber nur in ein falsches Licht setzen und den ganzen Gedanken einer veredelten Erneuerung des Adels als das Erzeugnis einer krankhaften, überreizten Phantasie erscheinen lassen. Derlei kokette Schwärmereien im Fouquéschen Stile haben der Sache des Adels in den Augen des nüchternen, mit gehörigem Mutterwitz begabten Bürgers außerordentlich geschadet. Es kam wohl vor, daß ein Freiherr, der doch sein lebenlang nur einen friedlichen Tuchrock getragen, sich im stahlblinkenden Helm und Harnisch zu seinen Ahnenbildern malen ließ, um den ritterlichen Geist in der Familie wieder aufzufrischen. Andere glaubten durch die Restauration erloschener Adelsvorrechte dem Stande seinen früheren Glanz wiedergeben zu können. Das aber war keine Frucht der

Selbsterkenntnis, und um diesen Gedanken zu wecken, hätte es nicht die Lehre einer blutgetränkten Revolution bedurft.

Anderseits gestehen selbst die Gegner des Adels zu, daß seit dem Anbruch der neuen Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Schar trefflicher Männer im Schoße dieses Standes selber sich vergrößerte, welche das auf sociale Selbsterkenntnis gegründete Begehren der zeitgemäßen Veredelung des Adels obenan stellen, welche namentlich den Grundgedanken und Grundrechten des modernen Staates gegenüber die gepriesene Kardinaltugend der englischen Aristokratie — Mäßigung — auch für Deutschland erringen möchten, und statt der Schattenseiten des mittelalterlichen Adelswesens lieber jene Lichtseite aufzufrischen trachten, welche die Aristokratie als den vermittelnden Stand, als den besten Freund und die natürliche Stütze eines freien Bürgertums erscheinen läßt. Zu diesem Bund frei gesinnter und darum doch echt aristokratischer Männer zählen viele Namen, die unter den besten der Nation genannt werden und überall im Vaterlande einen guten Klang haben.

Kein Adeliger ragte in diesem Sinne wohl größer über seine Zeitgenossen hervor als der Freiherr vom Stein. Es ist mir immer als ein herrliches Wahrzeichen der angebahnten Versöhnung alten nichtsnutzigen Ständehasses erschienen, daß das tüchtige deutsche Bürgertum und der edelste Kern der Aristokratie sich gleicherweise um den Ruhm streiten, die Ideen dieses großen Staatsmannes je für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Pertz sagt in seinem „Leben Steins“: „Er wollte Verbesserung, nicht Abschaffung des Adels; er hatte ein lebhaftes Gefühl für wirkliches Recht und insbesondere auch für die äußere Unabhängigkeit und sittliche Haltung, welche bedeutendes Grundeigentum und ein durch edeln Familiengeist verknüpftes verdienstvolles, durch Verbindungen einflußreiches Geschlecht gewähren kann. Nachdem Stein selbst die früheren Vorrechte des Adels auf größeres Grundeigentum und den höheren Staatsdienst sowie des Adels Ausschluß von den Gewerben abgeschafft, und die

freien nichtadeligen Grundbesitzer in die Ständeversammlungen aufgenommen hatte, war die bisherige staatsrechtliche Stellung des Adels als eines hochbevorrechteten Standes verschwunden, und er mußte auf seine alte Grundlage zurückgeführt werden, wenn er als Stand eine wahre Bedeutung erhalten sollte. Ein Verein von Geschlechtern, welche sich durch erblichen großen Landbesitz und Verdienst um den Staat auszeichnen, wird stets eine bedeutende und wohlthätige Stellung gegen die anderen Stände behaupten können. Daß Stein großes Landeigentum für das Grunderfordernis des Adels hielt, hat er in Denkschriften und mündlich bestimmt erklärt. — — Ebenso sicher ist es aus sonstigen Aeußerungen, daß er den Adel als eine Auszeichnung für Verdienste betrachtete, den Auszeichnungen Pflichten entsprechend hielt, und daß er nicht kastenmäßige Scheidung, sondern eine Verbindung der verschiedenen Stände für zweckmäßig erachtete.“

Die Akten, welche Stein im Jahre 1807 über die Umbildung des Adels und eine dem preußischen Adel zu gebende neue Verfassung zusammenstellte, sind verloren gegangen. Steins Biograph gibt uns aber die Hauptzüge seiner Reformgedanken, die sich freilich von der jener bureaukratischen Zeit so nahe liegenden Voraussetzung nicht losmachen können, daß das öffentliche Verdienst wesentlich nur im unmittelbaren Staatsdienste errungen werden könne und darum einigermaßen an das Princip des russischen Adels erinnern. Ebenso äußerlich ist die von Stein beabsichtigte Klassifizierung des Adels nach seinem Einkommen. Um so bedeutsamer aber erscheinen die Ansichten dieses Staatsmannes über die Stellung der nachgeborenen Söhne. Seine Reformgedanken waren im allgemeinen folgende: „Der Adel gründe sich auf großen, die Unabhängigkeit gewährenden Grundbesitz und damit verbundenes Verdienst um den Staat. Adeliges Gut kann nicht unter ein bestimmtes Maß geteilt werden. Das Verdienst um den Staat kann sowohl das der Vorfahren als eigenes sein. Das Verdienst der Vorfahren erhellt, wenn jemand einem Geschlechte des bisherigen Adels angehört. Das eigene

Verdienst wird an einer höheren Stellung im Staatsdienste erkannt, welche dem Inhaber im regelmäßigen Laufe des Dienstes als gerechte Anerkennung seiner Leistungen zu teil geworden, und deren Verwaltung ein gewisses höheres Ansehen gibt. Der Adel ist nach Verschiedenheit des Einkommens in verschiedene Klassen abgestuft. Er vererbt mit dem unverminderten Landeigentum: die Kinder, welche dessen entbehren, sowie alle zum Eintritt in den neuen Adel nicht geeigneten Mitglieder des bisherigen Adels behalten zwar die Adelsfähigkeit, können jedoch keine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen. Der Adel wird, als erster Stand, persönlich zu den Provinziallandtagen, und teils persönlich, teils durch Abgeordnete aus seiner Mitte zu den Reichsständen berufen."

Hierzu kommt noch, daß Stein auch Standesgerichte zu gründen beabsichtigte, welche unwürdige Genossen auszustoßen berechtigt sein sollten.

Pertz bemerkt, der Satz, welcher das nicht notwendige Vererben des Adels auf alle Kinder statuiert, würde die in der Ausführung größten Schwierigkeiten geboten haben. „Aber die Not der Zeit," fügt er hinzu, „war so groß, daß man noch zu schwereren Opfern entschlossen gewesen wäre." Dem füge ich weiter hinzu: die Not der Zeit ist für den deutschen Adel als socialen Körper heute noch ebenso groß als damals für den preußischen, wo die Schlacht von Jena eben erst geschlagen worden war. Eine Satzung, welche den nachgeborenen Söhnen nicht den Adelstitel, sondern nur die ruhende Befähigung für denselben zuspräche, ist seit Steins Zeiten von Unzähligen als oberste Vorbedingung zur Reform des deutschen Adels erkannt worden, aber nirgends noch hat man diesen Gedanken zu verwirklichen gewagt.

In einigen Gegenden erhielt sich das Herkommen, daß nur der Standesherr, das Haupt der begüterten Adelsfamilie, „Baron" genannt wird, nicht aber seine sämtlichen Söhne und Vettern 2c., überhaupt nicht der bloße Titularadel. Im deutschen Süden,

wo man einen jeden, der einen saubern Rock trägt, als „Herr von" anredet, wird freilich jeder Adelige selbstverständlich zum Baron. Bei den reichsgräflichen Familien kommt nur dem Haupte des Hauses das Prädikat „Erlaucht" zu, und bei den fürstlichen Häusern gibt es bekanntlich nur einen Fürsten, die übrigen sind Prinzen. In alledem liegt noch die Ahnung versteckt, daß der adelige Beruf eigentlich nur in dem Haupte der Familie vollauf lebendig sei, daß die andern Mitglieder derselben dagegen nur adelsfähig sind. Dieser Gedanke ist für Reform und Fortbestand des Adels in socialer Beziehung ebenso wichtig, wie das Majorat in ökonomischer. Die Edelleute sollten den Mut fassen, in diesem Punkte nicht mehr bloß von der Vortrefflichkeit der englischen Einrichtung zu reden, sondern dieselbe auch thatsächlich auf deutschen Boden zu verpflanzen. Als der uralt deutsche Unterschied zwischen dem Junker und dem Ritter erlosch, schwand auch die Macht des Adels.

Freilich hat es die neuere Zeit an vereinzelten Versuchen, den Adel aus sich selber heraus zu verjüngen, durchaus nicht fehlen lassen. Aber an durchgreifenden Maßregeln für den gesamten Adel deutscher Nation fehlt es. So hat z. B. die schwäbische Ritterschaft im Jahre 1793 durch Kaiser Franz II. erneuerte und verbesserte Statuten erhalten, welche, in wahrhaft trefflichen Grundzügen entworfen, überall die innere Tüchtigkeit des Standes voranstellen und demselben moralische Pflichten auferlegen, welche der Bedeutsamkeit seiner Rechte vollkommen entsprechen. Namentlich finden wir hier eine Analogie zu dem von Stein beabsichtigten „Standesgericht" bereits vorgezeichnet, indem für diejenigen, welche den gewichtigen sittlichen und socialen Verpflichtungen des Ordenstatuts entgegenhandeln, Verwarnung und eventuell Ausschuß aus dem Orden durch die Specialkapitel angedroht ist.

Das Auszeichnende des wirklichen Aristokraten von dem durch die Fülle seines Besitzes gleich unabhängigen Bürger liegt in dem historischen Bewußtsein seiner Familie. Die Familie

ist bei der Aristokratie eine so entscheidende Macht wie bei keinem andern Stande. Alle Reform der Aristokratie wird daher vorzugsweise in der Familie beginnen, die ebenso den bewußten historischen Charakter haben soll, wie die des Bauern den instinktiven. Zur Zeit der Entartung des Adels achtete man die Familienüberlieferungen für alten Plunder. Die Urkunden der Familienarchive waren gerade gut genug, um Feuerwerke aus denselben zu bereiten, und alte Ahnherren ließen sich für die jungen Herren bequem als Zielscheibe beim Pistolenschießen benutzen. Die Gegenwart stellt aber ganz andere Anforderungen an den Familiensinn der Edelleute. In der Wahrung des bewußten geschichtlichen Zusammenhalts der Familie soll die Aristokratie den übrigen Ständen als Muster voranleuchten. Sie soll die überlieferte Sitte des Hauses festigen und läutern, während man dem Bürgerstande hier gern freieren Spielraum zugesteht. Der hohe Adel allein hat Hausgesetze, die er nicht leichtsinnig zerreißen, sondern, wenn es Not thut, verbessern, dann aber auch festhalten soll. Nur als Wahrzeichen des historischen Familienbewußtseins hat der Stammbaum einen Wert; bei einem abgeschwächten oder frivol zerrütteten Familiengeiste hat der Stolz auf den Stammbaum gar keinen Sinn.

Die Revolution von 1848 wiederholte ganz dasselbe Mahnwort an die Aristokratie wie die erste von 1789, nur noch vernehmlicher und bestimmter gefaßt. Entweder der Socialismus oder die historische Gesellschaft. Ein drittes gibt es nicht. Die historische Gesellschaft aber ist nicht anders denkbar als in ihren geschichtlich gewordenen Gruppen, nicht denkbar ohne eine Aristokratie. Die vier Stände, wie ich sie auffasse, sind freilich dem neunzehnten Jahrhundert eigentümlich angehörende Gebilde, aber sie ruhen auf der deutschen Nationalentwickelung eines Jahrtausends. Die moderne Aristokratie bildet nicht mehr die Gesellschaft an sich, wie die des früheren Mittelalters. Aber als dem freiesten, selbständigsten und begütertsten Stand, als dem Stande der geschichtlichen Ueberlieferung, als dem Stande des Erbrechtes

liegt es ihr am nächsten, die Errungenschaften einer historischen Civilisation zu wahren gegen die Barbarei der Zerstörung alles Individuellen, alles Geschichtlichen in der Gesellschaft. Die übrigen Stände können, sollen, wollen denselben Beruf üben, die Aristokratie muß. Sie hat für sich selber dabei das meiste zu beschützen — oder alles zu verlieren.

In ihren Standesvorrechten barg die mittelalterige Aristokratie eine Leuchte der Civilisation für kommende Jahrhunderte. In dem einzigen großen Vorrecht des historischen Standes- und Familienbewußtseins, welches der modernen Aristokratie unbestritten bleiben wird, soll sie auch uns eine Leuchte der Civilisation sicherstellen. Organische Gliederung der Gesellschaft ist Civilisation.

Dagegen haben Privilegien im eigentlichen Sinn, Standesvorrechte auf Kosten dritter, in neuerer Zeit der Aristokratie niemals etwas Gutes gebracht. Der scheinbare Nutzen, den sie etwa eintragen, wiegt federleicht neben dem Haß, der sich seitens der Nichtprivilegierten daran heftet, neben der Schwächung der moralischen Macht des Standes, welche immer eine Begleiterin dieses Hasses sein wird. Welches Unheil sind nicht die frühern Jagdprivilegien adeliger Grundbesitzer für den ganzen Stand gewesen? Dem Bauern wurden nur zeitweilig die Saatfelder ruiniert, der Gutsbesitzer aber erntete die dauernde, zähe Feindschaft des Bauern. Das kümmerte ihn in früheren Zeitläuften vielleicht wenig. Aber mit jedem Tage wird es für den Staat und die Gesellschaft wichtiger, daß der Bauer und der Baron gute Freunde seien. Und der Bauer ist so gut ein Mann des Erbrechts wie der Baron, und wo sich solche bittere Stimmungen einmal bei ihm eingelebt haben, da werden sie in Menschenaltern noch nicht wegzutilgen sein. So ist der Adel bei diesem Privileg sicher am schlimmsten gefahren. Es erschien unstreitig als eine sehr beneidenswerte Bevorzugung, wenn der deutsche Adel vordem an jeder Zollstätte vorbeiziehen durfte, ohne daß seine Habe vom Visitator durchsucht wurde. Aber dieses Vorrecht machte es dem

Adel zum Ehrenpunkte, daß er keinen Handel treibe, es verhinderte die nachgeborenen Söhne, wo sie kein Vermögen besaßen, zum Gewerbestande überzugehen; es trieb unmittelbar unstreitig viele derselben dem adeligen Proletariat in die Arme; es wirkte mit, daß jene verderbliche Verachtung des Handels und höheren Gewerbebetriebes bei dem deutschen Adel Wurzel faßte. Und doch hatten die Mediceer noch Handel getrieben, da sie schon Fürsten waren! Wer fuhr also am schlimmsten bei dem gedachten, dem Adel scheinbar so günstigen, dem Bürger so gehässigen Vorrecht?

Aus dem Mißverständnis, als ob die zufälligen Privilegien des Adels zum socialen Wesen desselben gehörten, als ob derselbe nicht sowohl einen Stand als einen Rang bezeichne, ging das sogenannte „Junkertum" hervor. Der Junker macht aus dem berechtigten Korporationsgeist des Standes einen Egoismus des Standes; er veräußerlicht die Standessitten zum Zerrbild. Dadurch ist die ganze Stellung des Adels auf lange Zeit so erschwert worden, daß noch immer Mut dazu gehört, das sociale Recht der Geburtsaristokratie überhaupt anzuerkennen. Gar viele Gegner der ständischen Gliederung sind dies nur um deswillen, weil sie mit den Ständen auch die Aristokratie anerkennen müßten. Würde man ihnen eine Gruppierung ohne diesen Stand vorschlagen, so würden sie zustimmen. Es ist aber ein Akt der Gerechtigkeit, daß man dem ganzen Stand nicht aufbürde, was ein Teil seiner Glieder gesündigt hat, und der selbständige Mann wird sich dabei durch das Geschrei der Masse, die „nicht dem Urteil folgt, sondern dem Vorurteil", nicht irre machen lassen.

Der politische Beruf der modernen Aristokratie ist kein unmittelbarer mehr wie vordem, da sie noch das Monopol der Waffenehre, der überlieferten Rechtsweisheit rc. besaß. Aber er wächst unmittelbar hervor aus ihrem socialen Beruf. Der moderne Staat, der bureaukratische Staat, wie er aus der Mischehe der aufgeklärten Staatsallmacht des achtzehnten Jahrhunderts mit der Revolution entsproßt ist, hat keinen Sinn für diesen socialen

Beruf gehabt, weil ihm überhaupt die Gesellschaft im Staatsmechanismus aufging. Je mehr die leibhafte, lebenswarme Gestalt des Bauern, des Bürgers, des Edelmannes in der Abstraktion des Staatsbürgers zum Schatten wurde, um so weiter glaubte er politisch vorgeschritten zu sein. Wenn wir aber wollen, daß der Staat dem Bauern Raum lasse, sich in seiner socialen Persönlichkeit als Bauer zu entwickeln, so fordern wir das Gleiche für den Adel, wir fordern es für jeden Stand. Es gilt, jenen mittelalterigen Zustand, wo der Staat in der Gesellschaft aufging, zu vermitteln mit der Idee des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Gesellschaft im Staate aufgehen läßt. Beide sollen als gleichberechtigte Lebensmächte ergänzend ineinander greifen.

Läßt man die natürlichen Gruppen der Gesellschaft zu selbständigerem Leben sich von innen heraus entwickeln, dann wird dies keinen Krieg der Stände geben, wie man wohl befürchtet. Der Krieg der Stände besteht vielmehr eben jetzt und hat bestanden seit dem sechzehnten Jahrhundert, seitdem eine einseitige politische Gewalt das ständische Leben unterdrückt und dadurch gegenseitigen Neid, Haß und Argwohn unter den Ständen gesäet hat. Dem Mittelalter lag ein Krieg der Stände viel ferner als der späteren Zeit.

Die politische Vertretung der ständischen Lebensmächte steht auch keineswegs in unlösbarem Widerspruch mit der höheren Einheit des Staatsbürgertumes, worin sich die Genossen aller Stände als auf gemeinsamem Eigentum wieder begegnen. In England waltet ein recht kräftiges Bewußtsein der staatsbürgerlichen Einheit, und doch besitzt England zugleich eine sehr selbständige Pairie.

Nur muß man nicht glauben, als ob so manche bisher mißglückte Versuche ständischer Volksvertretung in Deutschland, die den modernen Begriff der Stände durchaus nicht beachteten, sondern an etlichen herausgerissenen Fetzen der längst abgestorbenen mittelalterigen Standesgliederung festhielten, einen Beweis gegen

die Durchführbarkeit des Instituts überhaupt geliefert hätten. Es ist dem deutschen Adel nie ein gefährlicheres Geschenk gemacht worden, als indem man in der vormärzlichen Zeit solchen zweiten Kammern, die gar nicht oder nur sehr annäherungsweise als Volkvertretung gelten konnten, Adelskammern zur Seite stellte, welche ihrerseits wesentlich einen Stand vertraten. In solchem Mischwerk waren durch die ersten Kammern gesellschaftliche Rechte vollgültig dargestellt, durch die zweiten Kammern politische in höchst dürftiger Weise. Eine Politik, welche bloß bei einem Stand die Bedeutung der socialen Mächte für das Staatsleben praktisch anerkennt, bei den andern aber nicht oder nur halbwegs, muß allmählich am subtilen Selbstmord sterben. Bürger und Bauern würden kein gehässiges Privileg der Aristokratie in den Adelskammern erblickt haben, wenn sie sich ihrerseits ebenso entschieden in den Volkskammern vertreten gewußt hätten.

Ständewahlen können zu einer sehr wohl proportionierten und vollständigen Vertretung des Volkes in einem konstitutionellen Landtage führen, der dann keineswegs ein Ständetag ist. Aber auch in anderer Weise läßt sich der konstitutionelle Faktor mit dem ständischen verbinden. Der Landtag, welchem die Vertretung der politischen Gesamtinteressen, die Kontrolle der Staatsverwaltung zukäme, würde dann nicht das ständische Sondertum, sondern das ganze Volk einheitlich darstellen. Dagegen würde in den Provinzialtagen, Kreistagen, Bezirksräten oder wie man sie sonst nennen mag, und denen die Wahrung der örtlichen, materiellen und socialen Interessen zufiele, das Recht der ständischen Gliederung seinen Ausdruck finden. Eine konstitutionelle Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen ist recht wohl mit der Monarchie vereinbar; eine Vertretung der socialen Interessen auf dem Grundgedanken des allgemeinen Staatsbürgertums paßt dagegen nur für die sociale Republik. Eine ständische Vertretung der allgemeinen Staatsinteressen widerspricht dem Begriffe der modernen Stände nicht weniger als dem Begriffe des modernen Staates. Eine konstitutionelle Vertretung der gesellschaftlichen Interessen, ein Aufgehen derselben in den politischen, widerspricht dem Rechte, welches sich die Gesellschaftsidee neben der Staatsidee errungen. Wir wollen, daß sich beide Mächte des öffentlichen Lebens in selbständiger Vertretung kräftiger weiterbilden. Einer muß das letzte Wort haben, und dies gehört in vorliegendem Falle dem Staat, als dem Repräsentanten der Allgemeinheit, aber es sei nicht das letzte Wort des Despoten.

Ich habe die Geschichte reden lassen, indem ich dem Leser die Periode der höchsten Macht des deutschen Adels und die Periode seiner äußersten Machtlosigkeit nebeneinander stellte. Und damit ist, dünkt mir, deutlich genug ausgesprochen, worin der sociale Beruf der Aristokratie, worin das Recht ihrer Existenz ruhe, und in welcher Art dieselbe ihre Sendung zu erfüllen habe. Wo die Thatsachen Beweise sind, braucht die Lehre nicht beweisführend hinterdrein zu hinken.

Es gilt nicht, die mittelalterige Blüte des Adels Zug um Zug zu kopieren, aber es gilt, die großen Grundgedanken derselben auf die Potenz der neuen Zeit zu erheben. Die Aristokratie muß vor allen andern Ständen sich als Körperschaft reformieren. Das gab der mittelalterigen Aristokratie ein gut Teil ihrer socialen Macht, daß sie in sich selbst ein verkleinertes Abbild der wohlgegliederten Gesellschaft darstellte. Wie diese Ausführung ins Moderne zu übersetzen sei, das läßt sich nicht in Paragraphen fassen, und jede allgemeine Theorie würde bei einer so rein praktischen Frage doch nur auf den Holzweg kommen. Die Genossenschaft selber muß von innen heraus Hand anlegen, wiederum nicht, um heute oder morgen ein Schema der Organisation aufzustellen und den Stand hineinzuzwängen, sondern indem sie auf der Wache steht und jeden günstigen Augenblick der Zeitgeschichte ergreift, um einen Ansatz zur körperschaftlichen Gliederung wieder zu erobern. Die Kirche hat uns am anschaulichsten gelehrt, wie dergleichen auszuführen sei. Ihre kluge Benützung des günstigen Augenblickes im Jahre 1848, um zu einer größeren genossenschaftlichen Selbständigkeit und einer freieren inneren Organisierung

der eigenen Körperschaft zu kommen, ist ein wahres Meister- und Musterstück gewesen.

Der feste Grundbesitz ist der Eckstein der Gediegenheit der Aristokratie. An ihm haftet die aristokratische Selbständigkeit. Durch diese ist wiederum der aristokratische Beruf großenteils bedingt. Durch den Grundbesitz wird der Adel der nächste Bundesgenosse, der natürliche Schirmherr des kleinen Grundbesitzers, des Bauern. Dem Landadel ist ein gar weites Feld eröffnet, fördernd auf die Blüte des Bauernstandes einzuwirken, denselben in seiner alten Gediegenheit, in der historischen Zucht seiner Sitte, gegenüber den ausebnenden Einflüssen der Zeit, bewahren zu helfen. Die Seßhaftigkeit hat den Adel des Mittelalters national gemacht, sie hat ihn eng mit den andern Ständen verknüpft. Sie wird ihn allezeit am meisten vor kastenmäßiger Absperrung bewahren.

Der grundbesitzende Adel soll den Vorsprung, welchen ihm in landwirtschaftlichem Betracht sein geschlossenes Gut vor den immer mehr zurückgehenden kleinen Bauern mit ihren zersplitterten Aeckerchen gewährt, nicht dahin ausbeuten, daß er in übermächtigem Wettkampf den Wohlstand des kleinen Bauern vollends totschlägt. Das ist nicht edelmännisch gehandelt. Durch seine Landwirtschaft im großen soll er vielmehr darauf bedacht sein, die umwohnenden Bauern, vielleicht vor Zeiten seine Hintersassen, aus ihrer Hilflosigkeit, aus ihrem technischen Ungeschick herauszuziehen. Ein Rittergut muß für die umliegende Gegend einen ganzen landwirtschaftlichen Hilfsverein ersetzen. Dieses Privileg des Vortrittes in der ökonomischen und socialen Reform sollte sich die Aristokratie durchaus nicht rauben lassen. Sie kann dann um so leichteren Herzens auf nutzlose politische Privilegien verzichten. Der Landadel soll den Bauern zeigen, was die Macht der Intelligenz im Ackerbau auf sich hat, er soll auch für sie experimentieren mit der Einführung wirtschaftlicher Verbesserungen. Der kleine Bauer läßt dergleichen beiseite liegen, weil er das Wagnis des Versuches nicht auf sich nehmen kann. Edelmännisch

dagegen ist es, den Geldbeutel zu ziehen und das Opfer des Versuches nicht anzusehen, damit das Allgemeine gewinne. Auf dem Rittergut seien Fruchtvorräte gespeichert, damit der Edelmann einzelnen Bedürftigen zur Notzeit unter die Arme greifen könne, wie es die Städte mit ihren Magazinen im großen thun sollten. Auch dies heischt Opfer, allein dieselben sind von der socialen Würde der Aristokratie gefordert. Bei der Gründung gemeinnütziger Anstalten sollte der Name des Edelmannes immer obenan stehen, und als ein kostbares Standesvorrecht sollte er darauf halten, sich in den zu solchen Zwecken gezeichneten Summen von keinem bürgerlichen Gutsbesitzer übertreffen zu lassen.

Zu dem Grundbesitz gesellt sich in neuerer Zeit die große Industrie. Sie öffnet dem begüterten Adel ein neues Feld des unabhängigen Besitzes, der beneidenswertesten socialen Wirksamkeit. Und wie das Ackergut ihn dem Bauern nahe bringen sollte, so sollte er hier durch gemeinsame Interessen der natürliche Patron des kleinen Gewerbsmannes werden und des tagelöhnernden Arbeiters im Kittel, des Mannes vom vierten Stande. Man hat sich vielfach gewöhnt, in den Reichtümern des Bürgerstandes mehr das flüssige Kapital, in denen des Adels mehr das ruhende zu sehen; dort die Thätigkeit des Erwerbes als das Charakteristische zu erfassen, hier die Wahrung des Erworbenen, des festen Grundstockes. Die Sache hat bedingungsweise eine tiefe Wahrheit. Auf jedem größeren Besitz haftet gleichsam die moralische Pflicht, einen Teil desselben neben dem egoistischen eigenen Genusse zum Besten der Gesamtheit, der Gesellschaft in Umlauf zu setzen. Kein Gesetz zwingt den Reichen dazu, wohl aber eine sittliche Forderung. Wenn der Kaufmann, der Gewerbetreibende im Wetten und Jagen von Gewinn und Verlust den zeitweiligen Ueberschuß egoistisch zurückhält, so hat er doch schon in dem steten Prozeß des Kapitalumschlages seinen Tribut an die Gesamtheit abgetragen und jener Eigennutz ist damit wirtschaftlich wenigstens entschuldigt. Wenn aber der Aristokrat als

Wahrer des ererbten festen Besitzes nur in der Weise auftritt, daß er seine Rente lediglich im Interesse persönlicher Genußsucht verzehrt, so ist das durchaus nicht edelmännisch gehandelt. Mit Recht fordert die Sitte vom Edelmann, daß er über den Privatgenuß hinaus zum gemeinen Besten in gewissem Grade depensiere. Es liegt dieser Sitte mehr als die Verschwenderlaune der Hoffart zu Grunde, es steckt der würdige Gedanke darin, daß es sich nicht zieme, einen festen Besitz tot liegen zu lassen, ohne zum Frommen der Gesamtheit einen steten Zins abzutragen. Der Adel des achtzehnten Jahrhunderts, so entartet er großenteils gewesen, hat doch hierin vielfach den modernen Adel übertroffen. Diese im guten Sinne „noble" Verschwendung, welche damals mehr denn jetzt als ein Ehrenpunkt der Aristokratie galt, sicherte sogar manchem Kunstzweig, manchem Gewerbe des Luxus sein Gedeihen. Beispielsweise führe ich nur die Kabinettsmalerei, die Kammermusik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts an, welche ihre materielle Basis wesentlich dem Prunksinne der höheren Aristokratie dankten. Dadurch wird der natürliche Neid, wie ihn immer der mühselig Erwerbende dem bereits im Behagen des ruhigen Besitzes Gebetteten nachträgt, versöhnt und entkräftet. Es ist durchaus nicht aristokratisch, wenn so mancher deutsche Baron sich in Leihbibliotheken abonniert, statt den Luxus einer recht reichen Privatbibliothek als eine standesmäßige Ehrensache aufzufassen. Der englischen Aristokratie rühmt man durchschnittlich feineren Takt in diesem Punkte nach. Wenn knickerige Oekonomie wohl gar als ein Mittel angeführt wird, um dem Ansehen des Adels wieder aufzuhelfen, so zeugt dies für ein gänzliches Verkennen des aristokratischen socialen Berufes. Im Jahre 1848 kam es oft vor, daß der begüterte Adel sich mit Ostentation der äußersten Sparsamkeit befleißigte, aus Furcht vor dem Neide des Proletariats. Das war höchst verkehrt. Die rechte Politik des Standes hätte es gefordert, daß die Aristokratie damals trotz so mancher materieller Einbußen erst recht jeden Ueberschuß flüssig gemacht hätte, erst recht mit einer würdigen Verschwendung

hervorgetreten wäre, um dem Arbeitervolk zu zeigen, daß sie sich ihrer socialen Verpflichtung wohl bewußt sei, dem gemeinen Besten jenen Tribut des festen Besitzes reichlich und freiwillig und in wahrhaft edelmännischem Stile abzutragen.

Uebrigens hat der Adel des achtzehnten Jahrhunderts in der Art, wie er „depensierte", oft auch eine Schuld auf den Stand geladen, welche der Adel des neunzehnten Jahrhunderts wieder wett machen muß. Die Aristokratie war es vorzugsweise, welche es vordem als ein Zeichen des „guten Tones" eingeführt hat, das Produkt des inländischen Gewerbfleißes geringzuschätzen und nur mit ausländischem Gerät, mit ausländischem Schmuck, mit ausländischem Kleide zu prunken. Für die Aristokratie der Gegenwart ist es darum eine förmliche Gewissenspflicht geworden, diese Scharte auszuwetzen, um im Gegenteil jetzt als den besten Ton einzuführen, daß das kostbarste und vornehmste Gewerbserzeugnis immer dasjenige sei, welches von der Hand der vaterländischen Arbeit geweiht ist.

Aus demselben Grunde sollte es auch der Adel, als durchaus nicht aristokratisch, den Börsenjuden überlassen, massenhafte Kapitalien in Papierspekulationen anzulegen und seine verfügbaren Gelder schon aus socialen Gründen der nationalen Industrie und Kunst zuzuwenden. Vielleicht fallen dabei die Zinsen für den einzelnen nicht immer so reichlich aus, als sie bei einer Anlage anderer Art ausgefallen wären, aber die Zinsen, welche ein solches Verfahren der Ehre, der Macht und dem Gedeihen des ganzen Standes abwirft, werden wahre Apothekerzinsen sein.

Das Ringen nach politischer Macht liegt dem Adel näher als irgend einem anderen Stande, denn er sucht nach neuen Berufen und war als Stand durch so viele Jahrhunderte die ausgeprägteste politische Körperschaft. Aber er möge stets eingedenk bleiben, daß selbst einzelne Landesversammlungen des Mittelalters nur darum so mächtig gewesen sind, weil der Adel nicht lediglich auf das Seine sah, sondern vielmehr die Vermittlerrolle zwischen dem Fürsten und dem Bürger durchführte,

weil in der Volksvertretung, ob sie schon auf das Einzelleben der Stände gebaut war, dennoch die Absperrung der Stände sich ausglich.

Die Aristokratie wird zerfallen, sobald der Austritt aus diesem empfindlichsten Stand unmäßig erschwert, der Eintritt in denselben unmäßig erleichtert wird. Das Herkommen beim englischen Adel ist hier so oft auch für den deutschen als Musterbild aufgestellt worden. Die Sitte, daß der Adelstitel auf alle Söhne forterbt, hat nicht wenig dazu beigetragen, das adelige Proletariat zu erzeugen; denn sie wehrt solchen Seitensprößlingen, denen jede materielle Grundlage des aristokratischen Berufes fehlt, den Uebergang zu einem bürgerlichen Berufe. Eine Sitte läßt sich aber nicht wegschulmeistern, sie muß sich selber ableben.

Der Staat kann wohl das Recht der Majorate und Fideikommisse überwachen; wollte er es dem Adel aber ganz abschneiden, so würde er damit die Axt an den socialen und politischen Beruf der Aristokratie überhaupt legen. Denn ohne die erbrechtliche Bindung des Familiengutes ist kein Adelsgeschlecht imstande, sich diejenige Basis der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten, mit welcher der ganze Stand steht und fällt.

Macht und Unabhängigkeit ist heutzutage aber nicht allein im materiellen Besitz gegeben. Sie liegt gleicherweise in der Geistesbildung. Im Mittelalter bezeichnet man eine ganze Litteraturperiode als die der ritterlichen Dichtung. In Frankreich hat sich selbst im siebzehnten Jahrhundert noch die Nationallitteratur unter dem Schutz und der Mitarbeit der so entarteten Aristokratie entwickelt. In Deutschland hat dagegen die neuere Nationallitteratur im achtzehnten Jahrhundert ohne die Förderung durch die Aristokratie, ja teilweise trotz der Aristokratie, ihren ersten stürmischen Aufschwung nehmen müssen. Es bezeichnet die nach der ersten französischen Revolution und infolge derselben eingetretene Reform der deutschen Aristokratie, daß sie von da an wieder ein Herz gewann für die höhere Nationalbildung, und in

hervorragenden Gliedern ihres Standes jetzt wieder bedeutend, thatkräftig auf dieselbe einwirken half. Wie das Mittelalter von dem Adel nicht nur den festen Besitz, sondern auch die Kraft des Armes im Turnier und in der Fehde forderte, so fordert die moderne Zeit neben dem festen Besitze auch starke Arme und Kräfte in dem großen geistigen Turnier.

Als die Summe aber von alledem steht obenan, daß die Aristokratie an der wiedergefundenen Erkenntnis ihres socialen Berufes festhalte, der ihr aufgibt, die Entwickelung der Gesellschaft in ihrer historischen Gliederung als eigenste Angelegenheit ins Auge zu fassen. Ein starker, wohlorganisierter Bürgerstand, ein kräftiges, naturwüchsiges Bauerntum macht eine tüchtige Aristokratie ebensowohl erst möglich, als beide dieselbe voraussetzen. Wer den Adel abschaffen will, der muß damit anfangen, daß er das Bürgertum auflöst; wer aber das Bürgertum auflösen wollte, der müßte vorerst den Adel abschaffen. Die Gebilde der modernen Stände beruhen nicht auf politischen Vorrechten, wie im Mittelalter, noch viel weniger auf einem naturgeschichtlichen Rassenunterschied des edlen oder unedlen Blutes. Der letztere Gedanke schleicht sich manchmal immer noch in die Auffassung des Geburtsadels ein, eine richtige Würdigung des Instituts nach beiden Seiten beeinträchtigend. Gäbe es einen naturgeschichtlichen Vorzug der Reinheit des Blutes in diesem roh materialistischen Sinne, dann wäre auch der adelige Proletarier immer noch etwas Besseres als der mittellose, zum bürgerlichen Erwerb und Namen zurückkehrende nachgeborene Sohn des Edelmannes. Die Brücke zwischen Adel und Bürgertum wäre geradezu abgebrochen, der Adel kein Stand mehr, sondern eine Kaste. Es ist aber diese dem Adel selbst am meisten verderbliche Auffassung eines gleichsam naturgeschichtlichen Vorzugs des Adels vor dem Bürgerlichen, wenn auch nur dunkel und halbbewußt, doch noch in gar manchen Köpfen vorhanden. Der Volkswitz hat dieselbe seit alter Zeit mit sehr derber Satire in Sprichwörtern und Redebildern gegeißelt. Die modernen Stände unterscheiden

sich unmittelbar lediglich durch ihren socialen Beruf, durch Arbeit und Sitte, mittelbar auch durch ihren politischen. Sie bezeichnen die Teilung der Arbeit, wie solche bei den unermeßlichen Aufgaben der gesamten Gesellschaft nach geschichtlichen Vorbedingungen den einzelnen Gruppen zugefallen ist, und die aus jener Teilung hervorwachsenden Unterschiede der ideellen Kultur. So ist mit dem Unterscheidungspunkt zugleich auch der Einigungspunkt aller Stände gegeben.

Die Socialisten sind noch nicht gestorben, aber doch haben sie uns bereits dieses köstliche Erbteil hinterlassen, uns durch ihre Gegnerschaft zu der Erkenntnis zu zwingen, daß die Stände solidarisch haftbar sind, und daß ein Stand neidlos die selbständige Entwickelung des anderen fördern solle, weil so nur alle mächtig werden und alle gleich gut gewappnet wider den gemeinsamen Feind, der jegliche Gliederung der Gesellschaft zertrümmern, der dem „historischen Recht" ein „Recht des Geistes" gegenübersetzen will, nicht erkennend, daß aller Geist doch immer wieder nur ein historischer ist und sogar der Socialismus nur eine historische Erscheinungsform jenes ewig historisch bedingten Menschengeistes; eine historische Erscheinungsform nämlich, die in ihrer eigentlichen Wurzel hervorgerufen worden ist durch die Erschlaffung und Entnervung aller ständischen Individualität in der traurigsten Zeit, in der Zopfzeit.

Zweites Buch.

Die Mächte der Bewegung.

I. Das Bürgertum.

Erstes Kapitel.

Der Bürger von guter Art.

Der Bürgerstand ist seit alten Tagen der oberste Träger der berechtigten socialen Bewegung gewesen, der socialen Reform. Er ist darum — namentlich in seiner modernen Erscheinung — das Gegenteil des Bauern. Das Bürgertum strebt dem Allgemeinen, das Bauerntum dem Besonderen zu. Die Besonderungen sind aber in der Gesellschaft das alte Vorhandene, die Allgemeinheit wird erst geschaffen. Dem Bauern sieht man's gleich am Rock und an der Nase an, aus welchem Winkel des Landes er stammt, das Bürgertum hat eine gleichmäßige äußere Physiognomie der „gebildeten Gesellschaft" bereits über ganz Europa ausgebreitet. Aber indem es die schroffen Unterschiede der historischen Gesellschaft zu überbrücken trachtet, will es dieselben doch andererseits nicht auflösen und von Grund aus zerstören, wie der vierte Stand.

Das Bürgertum ist unstreitig in unseren Tagen im Besitze der überwiegenden materiellen und moralischen Macht. Unsere ganze Zeit trägt einen bürgerlichen Charakter. Die politische Mündigsprechung des Bürgertumes durch die erste französische Revolution hat die Pforten der Gegenwart erschlossen. Man nannte darum in jener Krise jedes Glied der Gesellschaft bedeutungsvoll „Bürger". Seitdem drückt das Bürgertum den Universalismus des modernen gesellschaftlichen Lebens am ent-

schiedensten aus. Viele nehmen Bürgertum und moderne Gesellschaft für gleichbedeutend. Sie betrachten den Bürgerstand als die Regel, die anderen Stände nur noch als Ausnahmen, als Trümmer der alten Gesellschaft, die noch so beiläufig an der modernen hängen geblieben sind. Wir selber folgen einem auf diese Gedanken zurückgehenden Sprachgebrauch, der in unserer vorwiegend bürgerlichen Zeit mindestens das Recht des Charakteristischen hat, indem wir von einer „bürgerlichen Gesellschaft" reden im Gegensatz zu einer „politischen", ohne darum die anderen Stände von der Gesellschaft ausschließen oder ihnen ein gleiches Recht der Existenz mit dem Bürgerstand abstreiten zu wollen. Hundertfältig klingt das Bewußtsein der Universalität des Bürgertumes bereits aus dem Sprachgebrauche hervor. Man nennt den obersten Gemeindebeamten des Dorfes heutzutage vielfach schon Bürgermeister, obgleich er doch lediglich über Bauern Meister ist. Die frühere Zeit, welche unseren Universalismus des Bürgertumes noch nicht kannte, schied dagegen bei Stadt und Land strenge zwischen dem Bürgermeister und dem Schultheißen. Man spricht von bürgerlicher Ehre, bürgerlichem Tod, wo man doch weit allgemeiner von gesellschaftlicher Ehre, gesellschaftlichem und politischem Tode sprechen sollte. Statt von Staatsgenossen zu reden, nimmt der Sprachgebrauch den bedeutsamsten Teil für das Ganze und redet von Staatsbürgern.

Wie die Aristokratie im Mittelalter der Mikrokosmus der Gesellschaft war, so ist es das Bürgertum in der Gegenwart. Das moderne Bürgertum ließe sich weit bequemer als irgend ein anderer Stand wiederum gliedern in ein aristokratisches, ein specifisch bürgerliches, ein bäuerliches und ein proletarisches Bürgertum. Wichtiger aber erscheint, daß bei allen Ständen der universalistische, ausebnende Geist des Bürgertumes jetzt ebenso entschieden seine Spuren zeigt, wie im Mittelalter der körperschaftlich abschließende Geist der Aristokratie sich bei allen anderen Ständen im kleinen wiederholt hat. Und wie damals die Aristokratie überall in ihrem engen Kreise jene Reformen vorbildete,

welche später Reformen für die ganze Gesellschaft geworden sind, so geschah das Gleiche namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert im Schoße des Bürgertumes.

Wo unsere socialen Kämpfe jetzt zu blutigem Entscheid führen, da geschieht dies fast immer auf den Straßen der Städte, nicht in Dörfern und Feldern, nicht mehr vor ritterlichen Burgen. Die Stadt ist weit mehr als irgendwann zuvor der Ausgangs- und Mittelpunkt aller großen socialen und politischen Lebensregungen geworden. Das Städteleben des Mittelalters stand origineller da in dem Bildungsprozeß der damaligen Zustände, das moderne Städteleben wirkt aber weit massenhafter entscheidend, ja fast ausschließlich entscheidend auf den Gang der modernen Gesittung. Der große Gegensatz von Mächten des socialen Beharrens und der socialen Bewegung stellt sich zugleich dar als ein Gegensatz von Land und Stadt, dort die großen und kleinen Gutsbesitzer, hier die wohlhabenden und die verhungernden Leute des bürgerlichen Erwerbes. Der Bauer und der Adel bürgt uns dafür, daß das Gute des früheren Ständewesens nicht ganz verloren gehe, der Bürger und der Proletarier, daß das Erstarrte und Abgestorbene daran nicht künstlich wieder ins Leben zurückgeführt werde.

Der deutsche Bürgerstand hat heutzutage keine feste, durchgreifende Standessitte mehr, wie der Bauer. Im Gegenteil nennt man häufig farbloses, allgemeines, mittelschlächtiges Herkommen „bürgerlich". Entsprechend bezeichnet der Sprachgebrauch den Bürgerstand als den „Mittelstand". Dieser Ausdruck ist in mehrfachem Betracht trefflich, und wir möchten ihn namentlich auch in dem höheren und stolzeren Sinne fassen, daß das Bürgertum den Mittelpunkt, den eigentlichen Herzpunkt der modernen Gesellschaft bildet. Die Bauernsitte trägt in starken Farben auf, sie haut wohl auch gerne über die Schnur. Unter bürgerlicher Sitte denkt man sich im Gegenteil das Gemäßigte, Knappe, Hausbackene. Der Sprachgebrauch nimmt „bürgerlich" und „schlicht" häufig als gleichbedeutend. Bei einem echten Bauern-

schmaus müssen die Tische brechen unter der Wucht der Speisen, ein „bürgerliches Mahl“ bezeichnet ein einfaches, bescheidenes Mahl, Hausmannskost. Die Polizei hat sich's seit mehreren Jahrhunderten — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht zu erörtern — saure Mühe kosten lassen, den Geist des Uebermaßes in der Bauernsitte einzudämmen, sie erließ Verordnungen zur Steuer des Aufwandes bei Kirmessen, Leichenschmäusen, Hochzeiten, Kindtaufen rc. Bei dem Bürgerstand hat wenigstens seit dem dreißigjährigen Kriege solcherlei Uebermaß der Polizei nicht viel Sorge gemacht. In dem Punkte der „standesmäßigen Depense“ steht der moderne Bauer, wie in so vielen anderen Stücken, der Aristokratie weit näher als der Bürgersmann.

Nur karge Bruchstücke und Ruinen der mittelalterlichen originellen Bürgersitte existieren noch. Sie sind in Deutschland die Ausnahmen geworden, während beim Bauernstande derlei Eigenart die Regel geblieben ist. In oberdeutschen Landstrichen ist seit mehreren Menschenaltern bei bürgerlichen Frauen zuletzt noch das schwer mit Silber ausgezierte Mieder in Abnahme gekommen, die letzte Nachbildung desselben wird nur noch von geringeren Leuten getragen, während in den reicheren Familien das silberne Mieder der Großmutter allenfalls noch als Kuriosität aufbewahrt wird. Die Münchener Riegelhauben sind ein ähnlicher kümmerlicher Rest bürgerlicher Originaltracht.

Merkwürdig genug ist im achtzehnten Jahrhundert die bürgerliche Tracht allmählich aus der Hoftracht hervorgewachsen. Darin liegt eine bittere Ironie auf den falschen Universalismus des modernen Bürgertumes. In der neueren Zeit dagegen wirkt umgekehrt die nivellierte bürgerliche Mode auf die Hoftracht zurück. Die langen Hosen mit Stiefeln haben selbst an den Höfen die kurzen Hosen mit Schnallenschuhen und Strümpfen zu verdrängen begonnen, und Ludwig Philipp kokettierte mit dem bürgerlichen Oberrock und dem unvermeidlichen Regenschirme, damit bei seinem „Bürgerkönigtume“ auch das Tüpfelchen auf dem I nicht fehle. Ludwig Napoleon dagegen, dessen Politik sich gewiß nicht auf

das Bürgertum stützt, führte kurze Hosen und seidene Strümpfe wieder in den Hoffaal zurück. Die Gleichheit beginnt der Freiheit über den Kopf zu wachsen, also ist es ganz naturgemäß, daß die Bürger nicht mehr die kurzen Hosen vom Hofe borgen, sondern umgekehrt der Hof die langen Hosen von den Bürgern. Im Mittelalter bestand die bürgerliche Tracht vielfach aus einem Mittelding der höfischen und der bäuerlichen, dem socialen Charakter des „Mittelstandes“ treffend entsprechend.

Auch die örtliche Vielfarbigkeit der Mundarten ist beim Bürgerstande mehr und mehr verwischt worden. Während die Volkssprache bei den Bauern überall noch kräftig blüht, sind nur noch karge Ueberbleibsel original bürgerlicher, städtischer Dialekte vorhanden. Augsburg z. B. hatte früher einen eigenen Stadtdialekt, der jetzt nur noch in vereinzelten Trümmern fortlebt. Ja es gab sogar in dieser durch ihr zähes Korporationswesen ausgezeichneten Stadt wieder scharf geschiedene Stufen des Dialekts für die einzelnen Stadtquartiere. Das alles ist fast ganz erloschen. Die Frankfurter dagegen haben den Ruhm, in ihrer „borjerlichen“ Sprechweise ein Stück alten Bürgerdialektes lebendig erhalten zu haben, welches lediglich der Stadt als ursprüngliches Eigentum gehört und wohl zu unterscheiden ist von der Lokalfarbe, die anderwärts aus dem Urquell des umgebenden ländlichen Idioms auch in die städtische Rede einfließt. Im Gegensatz zu original bürgerlichen Sonderdialekten ist es vielmehr nur durch den universalistischen Geist des deutschen Bürgertumes möglich geworden, daß sich ein allgemeines sogenanntes reines Deutsch als die möglichst dialektfreie Aussprache aller Gebildeten niedergeschlagen hat. In den größeren deutschen Städten hat sich eine eigene Art poetischer Lokallitteratur an den städtischen Dialekt geheftet. Aber diese bürgerliche Dialektpoesie, welche von Nante Strumpf, Hampelmann und Genossen singt, trägt so sehr den Stempel des Gemachten, dichterisch Nichtigen, daß sie, dem poesiegetränkten, recht aus dem Genius der eigentümlichen Sprachbildung herausgewachsenen Volkslied der Bauern gegenüber, die

Geringfügigkeit der städtischen Dialekttrümmer erst vollauf ins klarste Licht setzt. Das Dialektlied des Landvolkes schlägt neben den Tönen der Freude auch die des Schmerzes und der Wehmut an, es steigt in die Tiefen des Gemütes hinab, es spiegelt uns den Mann des Volkes in seiner gesunden, kräftigen Natur; die nach der Aepfelwein- oder Weißbierschenke duftenden Volksdichtungen der städtischen Dialekte bewegen sich fast immer in dem Kreise der Posse, der schlechten Satire, sie malen uns den entarteten Bürger, die Jammergestalt des Philisters. Die Wiener Volksposse, welche sich an kulturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung weit über Nante, Hampelmann und die anderen erhebt, tritt nicht in Widerspruch zu unseren Behauptungen. Wie die Musik derselben den steierischen und Tiroler Volksweisen abgelauscht ist, so ist weder der Hanswurst, noch Wastel, noch der Kasperl der Wiener Vorstadtbühne ein geborenes Wiener Stadtkind, sondern alle diese Gesellen sind historisch nachweisbar aus den steierischen und Tiroler Gebirgen in die Kaiserstadt eingewandert.

Was die Bewahrung eigentümlich bürgerlicher Sitten betrifft, so ist allerdings immer noch ein großer Unterschied zwischen den Städten, deren reichste Blüte wesentlich in eine frühere Vergangenheit fiel, und jenen, deren eigentlicher Aufschwung erst der neueren Zeit angehört. In den ersteren, namentlich in den ehemaligen Reichsstädten, tönen uns freilich auch heute Nachklänge jenes alten Bürgertumes entgegen, welches an seiner individuell charakteristischen Standessitte nicht minder treu festhielt als der moderne Bauer. Aber diese Erscheinungen haben eben immer nur ein wesentlich antiquarisches Interesse. Die Selbstherrlichkeit des alten Innungsgeistes spricht sich da oft kaum noch in etwas anderem aus, als daß etwa die Metzger und Bäcker durch allerlei überlieferte Bequemlichkeit im Gewerbebetrieb das kaufende Publikum molestieren u. dgl. mehr. Sie verhält sich zu der Selbstherrlichkeit der Innungen von ehedem, wie ungefähr die Macht einer modernen städtischen Schützengilde zur Kriegsmacht des alten Hansabundes. Der Bürger einer

solchen Stadt schlägt freilich sein Bürgerrecht immer noch unendlich höher an, als der Bürger eines rein modernen Gemeinwesens. Er fühlt seine persönliche Existenz gesicherter durch den Fortbestand von trefflichen alten Bürgerpfründen und Stiftungen, und es ist noch nicht lange her, daß in Frankfurt der Bankerott eines Bürgers im Grunde nichts anderes war, als die Vertauschung des mühseligen und gewagten Handelserwerbs mit irgend einem ruhigen städtischen Amtspöstchen.

Diese Sicherheit und Abgeschlossenheit der bürgerlichen Existenz kann aber, wie gesagt, nur noch als ganz vereinzelte Thatsache gelten. Das Bürgertum „von echtem Schrot und Korn" ist nicht, wie man wohl meint, von ausschließlich konservativem Geist durchdrungen, gleichsam ein verfeinertes Bauerntum. Es ist von Grund aus von letzterem unterschieden. In der mittelalterlichen Gesellschaft, wo ein Bauernstand im modernen Sinne noch nicht vorhanden war, spielte das Bürgertum als eine Macht des socialen Beharrens wohl teilweise eine Rolle, wie sie jetzt dem Bauerntume zugefallen ist. Und doch gilt auch dies nur mit großen Einschränkungen. In den Kämpfen zwischen den Zünften und Geschlechtern, die das mittelalterliche Städteleben so lebendig charakterisieren, sind alle Elemente der großen modernen Kämpfe zwischen den verschiedenen Schichten der Gesamtgesellschaft bereits im engeren Raume aufeinander gestoßen. Nur die Namen wurden gewechselt. Was damals Geschlechter und Zünfte hieß, das heißt jetzt historisch gegliederte und ausgeebnete Gesellschaft. Dergleichen Bewegungen im Innern des Bauerntumes sind bis jetzt noch unerhört.

Die Geschichte keines anderen Standes ist so reich an innerem Leben, an kräftigen Gegensätzen und deren unverhohlenem Widerstreit als die Geschichte des Bürgertumes. Da gilt es nicht, wie bei den Bauern, einfache ruhende Zustände zu beobachten, sondern ein bewegtes Handeln, ein stetes Schaffen und Zerstören. Die echt dramatischen socialen Konflikte sind das Wichtigste in der Städtegeschichte des Mittelalters. Darum schüttelt sich unser

historisches Gefühl vor der Unnatur, mit welcher ein schwächlicher Seitenzweig der romantischen Schule vor einiger Zeit in Dichtung und Bildwerk das alte Bürgertum als ein mattherziges Stillleben von zahmen biderben Handwerksmeistern und blondhaarigen Goldschmiedstöchterlein darzustellen sich befliß. Die derben thatkräftigen Männer und unruhigen Köpfe der alten streitbaren Städte haben sicherlich ganz anders dreingeschaut. Und doch gibt auch diese Auffassung des massiven Bürgers kein volles und getreues Bild. Der Bürger — um es vorweg zu sagen — ist ein Charakter von doppelseitiger Natur. Diese streitsüchtigen alten Zünfte, die sich wohl das ganze Jahr hindurch in den Haaren lagen, diese kriegsgewaltigen Bürger, die, wie weiland die Kölner gegen ihren Erzbischof Konrad von Hochstetten, sich oft aufs tapferste mit Rittern und Knechten im Felde schlugen, waren doch nebenbei auch wieder Spießbürger, die ihre Ruhe liebten und denen man oft viel bieten mußte, bis ihnen der Geduldfaden riß, und bis sie dann aber auch um so ingrimmiger ihre Schläge austeilten. Darum ist jener Wahlspruch, welcher „Ruhe“ als die „erste Bürgerpflicht“ bezeichnet, ganz aus der Seele des Bürgertumes gesprochen, und ist doch dasselbe Bürgertum die Seele aller großartigen Bewegung, des mächtigsten socialen und politischen Fortschrittes in Staat und Gesellschaft gewesen. Beiläufig bemerkt, der Kölner Reimchronist vom Jahre 1490, welcher die eben erwähnten blutigen Kämpfe zwischen den Kölner Bürgern und Konrad von Hochstetten beschreibt, nennt — ob er selber gleich unter den Augen des erzbischöflichen Stuhles schrieb — die Schöffen, welche jener frühere Erzbischof den Kölnern aufgedrungen, in bürgerlich bündigem Deutsch kurzweg Esel, welche, ob man sie auch in eines Löwen Haut stecke, dennoch, sowie sie nur das Maul aufthäten, sich sofort als Esel ausweisen würden. In diesem einzigen Zuge malt sich mehr echte Charakteristik mittelalterlichen Bürgertumes als in ganzen Dutzenden von romantisch lackierten Poesien und Gemälden aus der Zeit der älteren Düsseldorfer Schule.

Friedrich List stellt in seinem „System der politischen Oekonomie“ den „Manufakturisten“ und den „Agrikulturisten“ in schneidend scharfen Gegensätzen nebeneinander. Er sagt: „Beim rohen Ackerbau herrscht Geistesträgheit, körperliche Unbeholfenheit, Festhalten an alten Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Verfahrungsweisen, Mangel an Bildung, Wohlstand und Freiheit. Der Geist des Strebens nach steter Vermehrung der geistigen und materiellen Güter, des Wetteifers und der Freiheit charakterisiert dagegen den Manufaktur- und Handelsstaat.“

In diesem harten Ausspruch, den List weiterhin freilich noch aufs geistvollste ausgeführt und begründet hat, liegt alsdann volle Wahrheit, wenn wir den rohen Kleinbauern dem höheren Industriellen gegenüber stellen; diese Wahrheit wird aber zunehmend bedingter und eingeschränkter, je mehr wir bei den Agrikulturisten zu dem größeren Gutsbesitzer aufsteigen, bei den Manufakturisten zu dem eigentlichen Kleingewerbe zurückgehen. Wir stoßen hier wieder auf die bereits angedeutete zwiespältige Natur des Bürgertumes. Der kleine Handwerker, namentlich in Landstädten, ist fast ebenso beharrend in Begriff und Rede, in Arbeit und Sitte, wie der Bauersmann. Er spielt auch in socialem und politischem Betracht eine ganz ähnliche duldende und schweigende Rolle. Nur mit dem großen Unterschied, daß er mehrenteils darum duldet und schweigt, weil er so gedrückt und verkommen ist, weil er stumm entsagen muß, während das stille Beharren des Bauern sich als das Produkt eines naiven Naturlebens darstellt. Der stabile Bauer ist gesund, der stabile Bürger ist krank. Der einsichtsvolle Staatsmann wird daher auf den duldenden, notgedrungenen Konservatismus des Kleinbürgers durchaus nicht das Gewicht legen, welches er dem natürlichen, angestammten Konservatismus des Bauern beimessen muß.

Die idealere Natur des Bürgertumes weiß nichts von solcher Entsagung. Ihr rechtes Lebenselement ist das Wetten und Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbesserung. Die

„Konkurrenz" ist ein echt bürgerlicher Begriff; dem Stockbauer liegt er sehr fern. Der Bürgerstand alter und neuer Zeit in seiner großartigeren Erscheinung ist der zur Thatsache gewordene Beweis des Satzes, daß „die Kraft, Reichtümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichtum selbst" (List). Darum liegt die Gründung von Majoraten und Fideikommissen nicht im Geiste des Bürgertumes, so sehr sie im Geiste der Aristokratie und des Bauerntumes liegen mag. Das beste bürgerliche Erbe ist die Kraft und gegebene äußere Möglichkeit, Reichtum zu erwerben, nicht der feste Besitz. Jener höchste Stolz starker Geister, alles durch sich selbst geworden zu sein, ist ein echt bürgerlicher, im Gegensatz zu dem aristokratischen Stolz auf historischen Ruhm und ererbtes Gut. In Altbayern kann man Bauern sehen, die von ihrer Konfirmation bis zum Tode ein Barkapital von acht Gulden auf ihrer Sonntagsweste tragen. Die Weste hat nämlich normalmäßig zwanzig Knöpfe und jeder Knopf wird durch einen vollwichtigen Sechsbätzner gebildet. Der Schweizer Bauer sagt entprechend von einer bodenlosen Weingurgel: sie säuft sich alle Knöpfe vom Rock ab. Diese Sitte, ein Barkapital auf Rock oder Weste ruhen zu lassen, ist nur bei Bauern möglich, die überhaupt an dem Besitz des toten Kapitals eine seltsam kindische Freude haben. Ein echter Bürger würde die zwanzig Sechsbätzner umschlagen, bis mit der Zeit zwanzig Louisdor daraus geworden wären, und dann würde er sich doch noch lange keine goldenen Knöpfe auf die Weste setzen lassen.

Von den Heroen der neueren deutschen Nationallitteratur hat wohl keiner den gesunden, praktischen Mutterwitz, das scharfe Urteil und die glühende Reformbegeisterung des deutschen Bürgertumes in großartigerem Verein persönlich dargestellt als Lessing. Und gerade Lessing war es, der den bekannten Ausspruch gethan, daß er, wo ihm Gott die Wahl ließe zwischen der Wahrheit selber und dem Streben nach Wahrheit, nach dem letzteren greifen würde. Das ist ein Wort voll stolzer, wahrhaft bürgerlicher Gesinnung! Nebenbei gesagt, Doktor Faust, der alte Schwarzkünstler sowohl als der Goethesche, ist auch ein Bürgersmann gewesen. Der oben citierte Ausspruch Lists, daß die Kraft, Reichtümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichtum selbst, ist die Uebertragung des allgemeinen Lessingschen Satzes auf das besondere ökonomische Gebiet. Und in den beiden Aussprüchen liegt das Geheimnis, durch welches das Bürgertum die oberste Macht der socialen Bewegung wird. Das Bürgertum setzt die Zauberkraft dieser beiden Sätze als Hebel an, hier in dem Reiche des Geistes, dort in dem Reiche des materiellen Erwerbens, und so hat es sich mit diesen Sätzen die Uebermacht in der modernen Gesellschaft erobert.

Eine Grundursache des steten Drängens und Bewegens im Innern des Bürgerstandes ist schon darin gegeben, daß derselbe die verschiedensten Berufsarten umschließt, während die Bauern wie der Grundadel wesentlich auf einen einzigen Beruf angewiesen sind. Bei den Mächten der socialen Bewegung, dem Bürgertum wie dem vierten Stand, fällt der Beruf nicht mit dem Stand zusammen, bei den Mächten des socialen Beharrens deckt der Beruf den Stand. Darum sind die letzteren auch viel bestimmter abgegrenzt, viel leichter begrifflich zu bestimmen. Es gibt keine größeren Gegensätze des Berufes, wie zwischen dem Kleingewerbe und jener höchsten Geistesarbeit des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens, und doch umschließt beide das Bürgertum. Aehnliche Gegensätze wiederholen sich in andern bürgerlichen Kreisen: der Kleinstädter, der Residenzstädter, der Reichsstädter, der Bürger einer großen Welthandelsstadt sind grundverschiedene Charaktere, und dennoch fühlen und wissen sie sich einig im Geiste des Bürgertumes. Das geht dem Bauern ab. Gleich unterschiedlich in Gruppen gesondert, hat er sich zu dem Gesamtbewußtsein eines allgemeinen deutschen Bauerntumes noch nicht aufschwingen können.

Jene gleichzeitige Ausprägung des Sondergeistes und des Einigungstriebes, welche ich in der Einleitung als ein wesentliches Merkmal unseres gesamten modernen Gesellschaftslebens

nachwies, erscheint nirgends so auffällig bei einem einzelnen Stande im kleinen nachgebildet als gerade beim Bürgerstand. Der Korporationsgeist ist bei unsern Gewerben immer noch am meisten rege, und seine Wiederbelebung im höheren Sinne wird nur vom Bürgertume ausgehen. Und doch ist dasselbe Bürgertum zugleich die Mutter jener konstitutionellen Staatsidee, welche die Macht der Korporationen aufs kleinste Maß zurückführen will. Die ersten Vorzeichen der werdenden Selbständigkeit des mittelalterigen Städtewesens kündigten sich darin an, daß die Bürger die Verwaltung des Gemeindeguts, die Handwerks- und Marktpolizei in ihre Hände nahmen. Und wie sondertümlich hat sich diese Selbständigkeit in der Verwaltung des städtischen Gemeindewesens dann weiter entwickelt! Und dennoch ist es wieder dasselbe Bürgertum, durch dessen nicht minder dem Allgemeinen zustrebenden Geist nachgehends die Centralisierung des Gemeindelebens durch den Polizeistaat erst möglich wurde. Also auch in dieser zwiespältigen Natur zeigt sich das moderne Bürgertum wieder recht als der Mikrokosmus unserer gegenwärtigen Gesellschaft.

Bauernstand und Aristokratie, die Mächte des socialen Beharrens, sind einfache Gebilde; Bürgertum und Proletariat, die Mächte der socialen Bewegung, aus mannigfachen Gegensätzen in eins geschmolzene. Auch um dieser im Bürgerstande vermittelten Gegensätze willen mag man ihn den „Mittelstand" nennen.

Namentlich ist es der deutsche Mittelstand, bei welchem der Trieb vorwärts zu dringen und die Lust am ruhigen Beharren sich fortwährend befehden. So schreitet das Genie des deutschen Gewerbfleißes rastlos zu neuen Erfindungen vor, überläßt es aber dann, in träge Ruhe wieder zurücksinkend, andern Völkern, das Gefundene auszubeuten. Es ist ein idealistischer Zug im Charakterkopfe des deutschen Bürgers, daß er sich zur Ehre, aber andern zum Nutzen schafft, verwandt jenem echt bürgerlichen Selbstbekenntnis, welches die Kraft zum Erwerben höher anschlägt als den Erwerb selber.

Die geschilderte Doppelart des Bürgertumes bewirkt, daß jede der beiden äußersten politischen Parteien einen Groll auf dasselbe hat. Den Revolutionären ist das Bürgertum die Wurzel alles Stillstandes und Rückschrittes, den Absolutisten der Urquell aller Empörung und Ueberstürzung. Aber merkwürdig genug ist dabei die Scheu, welche beide Parteien zeigen, bei dieser Feindschaft das Bürgertum direkt beim Namen zu nennen. Die Demokratie hat es nicht gewagt, den ehrwürdigen deutschen Namen des Bürgers zu entweihen als Parteischimpfwort, weil sie gar wohl weiß, wie volkstümlich der Klang desselben ist. Und wie man so oft die französische Sprache gebraucht, um wenigstens den Gedanken zu geben, wo man sich vor dem Worte fürchtet, hat sie sich das Bürgertum als „Bourgeoisie" erst ins Französische übersetzt, um dann, ohne zu erröten, den Kampf gegen dasselbe beginnen zu können. Ebensowenig will es der Absolutismus Wort haben, daß er dem „eigentlichen" Bürgertum zu nahe trete. Er schiebt darum das erdichtete Phantom eines „echten" Bürgertumes unter, welches als eine Art städtisches Bauerntum lediglich Ruhe und Beharren im politischen und socialen Leben darstellen soll, in der That aber gar nicht existiert. Diesem sogenannten „echten" Bürgertum wollen die Männer der politischen Erstarrung um so geflissentlicher befreundet sein, als sie damit das Gehässige einer Polemik gegen das wirkliche Bürgertum als die entscheidende Macht der berechtigten socialen Bewegung von sich abzuwenden wähnen. Daraus erkennen wir aber erst vollauf, wie groß die bürgerliche Herrschergewalt in der modernen Welt sein muß, da alle wenigstens vermeiden möchten, sich an dem Namen des Bürgertumes zu vergreifen!

Der Grund zu der gegenwärtigen imposanten Stellung des Bürgertumes wurde merkwürdigerweise in der Zeit gelegt, wo der Wohlstand des mittelalterigen Städtewesens, die alte Blüte von Gewerbe und Handel bereits zu sinken begann. Ich meine die Reformationszeit. Diese ungeheure kirchlich-sociale Krisis hat

für das geistige Uebergewicht des deutschen Bürgertumes auf Jahrhunderte dieselbe Bedeutung gehabt, wie sie die nicht minder riesige industrielle Krisis der modernen Maschinenerfindungen für das materielle Uebergewicht desselben haben wird. In diesen beiden Thatsachen, die für uns durchaus nicht so grundverschieden sind, als es manchem bedünken mag, zeigt sich aufs wunderbarste die Kraft der socialen Bewegung im Bürgertume. In den Reformationskämpfen rang sich der bürgerliche Geist zur Selbstherrlichkeit auf im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben. Dieses einseitige spiritualistische Vorwärtsdringen erzeugte einen Gegenschlag, der auf die materielle Existenz zurückfiel: der dreißigjährige Krieg vernichtete den bürgerlichen Wohlstand, und die arme und armselige Zeit nach demselben schuf aus dem stolzen mittelalterigen Handwerker und Kaufmann — den demütigen deutschen Philister. Aber die große Reformation der modernen Industrie wird auch dem bürgerlichen Gewerbe die verlorene Autonomie wiedergewinnen, sie wird ein neues sociales Gebilde des Bürgertumes nicht minder erzeugen, wie die kirchliche Reformation vor dreihundert Jahren ein solches erzeugt hat.

Nur bei den germanischen Völkerfamilien im europäischen Nordwesten existiert noch ein vollwichtiger, geschlossener Bürgerstand, und nur diese germanischen Völker haben die kirchlichen Reformationskämpfe nach ihrer ganzen Tiefe durchgefochten.

Schon bei den Vorspielen der Reformation war es das deutsche Bürgertum, welches die Kraft der geistigen Bewegung für sich erprobte. Der Historiker Heinrich Rückert sagt in seinen „Annalen der deutschen Geschichte“: „Es war etwas *Bürgerliches* in all den deutschen Mystikern seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, aber der von allen Schlacken gereinigte, tiefste Gehalt dieses bürgerlichen Geistes. Nichts mehr von dem phantastischen Schwunge der *ritterlichen* geistlichen Poesie, dafür aber desto mehr Zurückgehen auf die Wirklichkeit in den innerlichsten Zuständen des Menschen, über welche dort eine Art von religiösem Rausche hinweggeführt hatte, und das Bemühen, sich

nicht bloß augenblicklich über sich selbst zu erheben, sondern das Christentum als ein stets wirkendes Lebensprincip eins mit ihnen zu machen und eine Gesinnungserneuerung hervorzubringen, aus welcher dann die Bethätigung dieses neuen Geistes im Leben von selbst folgte. Dieses große, echt *praktische* Element war der Grund, warum die Richtung in der Nation fortwährend größeren Anklang fand . . . . .“

Das Eindringen der klassischen Litteraturstudien, welches der Reformation die Wege ebnete, fand seine obersten Vertreter im Bürgerstande. Die satirischen Vorboten und Begleiter der großen Bewegung, Sebastian Brandt, Heinrich von Alkmar, Thomas Murner u. a., stellen eine ganz entschieden sociale Agitation aus dem Schoße des Bürgertumes dar.

Deutsche Reichsstädte waren es, welche die Reformation unter den ersten in bürgerlicher Kühnheit und mit bürgerlichem Trotz in Schutz nahmen.

Luther selber in seiner zwiespältigen Natur ist ein wahres Urbild eines deutschen Bürgers. Der Drang, eine verrottete Welt aus ihren Angeln zu heben und zugleich das Bewußtsein, daß nur in dem Anklammern an das Beharrende und Bestehende die wilden Schwarmgeister gebannt werden könnten, kämpfte unablässig in seiner Brust. Daher so manche Widersprüche in seinem Leben, die nicht aus mattherzigem Verzagen, sondern aus der Tiefe des Kampfes selber quollen. Es sind die Widersprüche des deutschen Bürgertumes.

„Warum thut man nicht, wie im Volke Israel geschah, da nur *einer* König blieb? Seinen Brüdern gab man etwas und ließ sie den andern im Volke gleich sein. Müssen's denn alle Fürsten und Edle bleiben, die fürstlich und edel geboren sind? Was schadet es, ein Fürst nehme eine Bürgerin und ließe ihm begnügen an eines Bürgers Gut? Wiederum eine edle Magd nehme auch einen Bürger? Es wird doch die Länge nicht tragen, daß eitel Adel mit Adel heirate. Ob wir vor der Welt ungleich sind, so sind wir doch vor Gott alle gleich, Adams Kinder,

Gottes Kreatur, und ist je ein Mensch des andern wert." Spricht aus diesen Worten Luthers nicht bereits jener Gleichheitsgedanke, mit welchem das moderne Bürgertum die letzten Bollwerke des mittelalterigen Ständewesens in die Luft sprengte, um aus ihren Trümmern der politischen Freiheit eine neue sociale Basis zu bauen? Man hat in unsern Tagen in einem deutschen protestantischen Staate eine Zusammenstellung social und politisch radikaler Stellen aus Luthers Schriften polizeilich konfisziert. Ebensogut könnte aber auch eine demokratische Regierung eine Blumenlese von Aussprüchen aus des Reformators Werken konfiszieren, weil sie zu „reaktionär" seien. Das ist nicht bloß Luthers, sondern des ganzen deutschen Bürgertumes zwiespältige Natur.

Neuere Schriftsteller haben mit Recht hervorgehoben, wie die erschütternden Erfolge Luthers aufs engste damit zusammenhingen, daß er seine Predigt an das deutsche Volk gerichtet habe. Allein ein Volkstum im modernen Sinne bestand damals noch nicht. Durch seine Stellung inmitten des Bürgertumes ist Luther erst in zweiter Linie volkstümlich geworden. Die damaligen Bauern wußten bekanntlich dem socialen Demagogen und Wühler Karlstadt viel mehr Geschmack abzugewinnen als dem bürgerlichen Reformator Luther. Karlstadt und Luther verhalten sich in socialem Betracht zu einander wie die Ausgleichungswut des vierten Standes zu den versöhnenden und vermittelnden gesellschaftlichen Tendenzen des Bürgertumes.

Jener oberste sittliche Grundsatz des Protestantismus, der den Kampf um die Gottseligkeit von dem Felde der äußeren Werke in die Tiefe des inwendigen Menschen zurückversetzt, entspricht dem Geiste des Bürgertumes, welchem das Ringen nach Erwerb höhere Kraft und mächtigeren Reiz birgt als der Besitz des Erworbenen selber. Die katholische Kirche besitzt — aristokratisch — ein liegendes, in seinem Grundstock unveräußerliches Kapital von Gnadenmitteln, der Protestantismus kennt — bürgerlich — nur das Ringen nach dem Erwerb der Gnade durch den

Glauben, und seine Dogmatik gibt der Kirche nirgends einen rechtlichen Besitztitel für das feste, ruhende Kapital eines eigentlichen Gnadenschatzes.

Gerade dieser bürgerlichen Richtung im Protestantismus konnte sich auch der Katholizismus auf die Dauer nicht entziehen, er ist in Messe und Predigt und allerlei andern Kultusformen, in der Zugänglichkeit der verdeutschten heiligen Schrift für die ganze Gemeinde und in vielen weiteren Stücken bürgerlicher geworden, während hier früher der priesterlich aristokratische Charakter vorwaltete. Darin zeigt sich eine der entscheidenden socialen Folgen der Reformation.

Der protestantische Kultus, der Kirchenbau und was damit zusammenhängt, ist bis zum Uebermaß bürgerlich, d. h. schlicht, nüchtern, verständig, praktisch, aber auch ungemütlich und poesielos. Ganz ebenso zeichnete ich oben die neuere Bürgersitte. Der Prunk der katholischen Kirchengebräuche läßt sich bald als aristokratisch, bald als volkstümlich bäuerisch bezeichnen. Die Bauern katholischer Landstriche schmücken ihre Kirchen und Heiligenhäuschen in der Regel weit lebhafter als selbst die reichsten städtischen Gemeinden. Das ist eine ganz natürliche Konsequenz ihrer bunten Röcke und ihrer riesenmäßigen Hochzeitsschmäuse.

Der protestantische Choral in schwerem Gleichschritt, ernst, schmucklos, in den einfachsten Urformen der Melodie und Harmonie sich bewegend, dabei aber von der ganzen Gemeinde gesungen, ist bürgerlichen Gepräges. Die katholischen Kirchengesänge sind dagegen entweder vorwiegend kontrapunktisch-aristokratisch, oder bei den allgemeinen Chorgesängen an das bewegliche Volkslied, an den sinnig gemütlichen Bauerngesang anschließend. Es ist eine merkwürdige sociale Thatsache, daß der Protestantismus das eigentliche neuere Volkslied, das Bauernlied, welches die Einfalt des religiösen Gefühles oft so ergreifend ausspricht, von seinem Kultus streng fern gehalten hat.

Ohne Luthers deutsche Bibel, ohne die durch dieses Werk festgestellte allgemein deutsche Sprechart und Schreibart wäre der

moderne Universalismus des Bürgertumes gar nicht möglich gewesen. Denn seine oberste Voraussetzung ist, daß die Scheidungen der Stände gekreuzt werden durch die große Querlinie, welche lediglich eine gebildete und eine ungebildete Gesellschaft abteilt. Diese „gebildete Gesellschaft“ ist aber im Gegensatz zur gelehrten Welt nur möglich geworden durch Luthers Centralisierung der deutschen Schriftsprache.

Man hat aber die Reformation in neuerer Zeit häufig genug, ganz im Gegensatz zum eben durchgeführten Gedankengang, als den wahren Ruin des deutschen Bürgertumes hingestellt. Es wird niemand leugnen, daß infolge des religiösen Zwiespaltes und der daraus erwachsenen Bürgerkriege der Wohlstand der deutschen Städte fast gänzlich zerstört worden ist, daß nach dem dreißigjährigen Kriege auch aller geistige Aufschwung gebrochen erscheint und der lederne deutsche Philister neben dem echten Bürger Platz gewinnt. Und dennoch ist seit der Reformation die ideelle Macht des Bürgertumes gegenüber den andern Ständen stetig gewachsen, in dem Maße gewachsen, daß viele heutzutage mit einem Scheine von Recht der Ansicht sind, es gäbe gar keinen berechtigten Stand mehr als den Bürgerstand. Dergleichen zu behaupten, wäre im Mittelalter, wo das Bürgertum angeblich in höherer Blüte gestanden haben soll, barer Wahnsinn gewesen. Das Bürgertum mußte freilich auch seinen Teil von der allgemeinen socialen Erschlaffung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hinnehmen, allein auch diese allgemeine Erschlaffung darf vom weltgeschichtlichen Standpunkte nur als ein rasch vorübergegangenes Zwischenspiel angesehen werden. In der Reformation, als in der eigensten That des deutschen Bürgergeistes, ist demselben erst recht seine neue Sendung in der gesellschaftlichen Welt aufgegangen, nämlich die entscheidende Macht der socialen Bewegung zu sein. Und in der Erkenntnis und Erfassung dieses Berufes war der Keim einer neuen, vorher nicht geahnten socialen Machtvollkommenheit des Bürgertumes gegeben.

Der Bürgerstand der Perücken- und Zopfzeit erscheint freilich in keinem besonders vorteilhaften Lichte, wenn man ihn für sich allein betrachtet. Er hebt sich aber um so glänzender ab, sowie wir ihn mit der gleichzeitigen Gesunkenheit der höheren Stände zusammenhalten. Gerade in diesen trübseligen Tagen bewährte sich das konservative Element, welches namentlich dem kleineren Gewerbestande einwohnt. Er blieb wenigstens sittlich sich selber treu, während die Aristokratie in sittlicher Auflösung unterzugehen drohte. In entsagender stiller Arbeit, im ehrenfesten frommen Familienleben war und blieb der deutsche Handwerker damals national, ob ihm gleich das klare nationale Bewußtsein erloschen war. Politisch war er eben nicht mehr und nicht minder auf dem Hund wie alle andern Stände. Aber social war er, aus dessen Schoße eben erst die gewaltigste Bewegung hervorgegangen, in selbiger Zeit fast die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß die Gesellschaft nicht in sittlicher Fäulnis auseinander fiel. Der Bauer war noch fast eine sociale Null. Die unverdrossene zähe Arbeit des kleinen Gewerbes in einer Zeit, wo das große in Deutschland beinahe zerstört war, bildet die Brücke zu der modernen industriellen Herrlichkeit. Ohne die kummervolle Ausdauer jener Kleinbürger würde die rasche Blüte des modernen Industrialismus nicht möglich gewesen sein, ohne ihre Pietät für die Reste des alten Innungswesens, in welche erst der Polizeistaat des neunzehnten Jahrhunderts mit harter Hand eingriff, würde das deutsche Bürgertum sich heute bereits in ein bürgerliches Proletariat aufgelöst haben.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zeigte den Sondergeist des deutschen Bürgerstandes inmitten trostloser Gesamtzustände in seiner größten Glorie. Daß uns heute noch die Begriffe des „Bürgerlichen“ und des „Ehrbaren“ als sehr nahe verwandt, wohl gar als gleichbedeutend gelten, datiert von daher. In Frankreich, wo gerade in jenen Jahrhunderten das große Werk der Centralisation vollzogen wurde, wo der Kleinbürger nicht die Kraft hatte, sich angesichts der nivellierenden Sitten-

verderbnis in sein Sondertum einzuspinnen, wo das Städtewesen gleichbedeutend wurde mit dem Wesen der einen großen Hauptstadt, nahm der Bürger auch viel mehr Gutes und Böses der höheren Stände zu sich herüber. In Deutschland braucht man einen Schuster oder Schneider auch nur von hinten zu sehen, so steht es ihm doch schon auf dem Rücken geschrieben, daß er ein Schuster oder Schneider ist. In Paris soll das nicht der Fall sein. Aber wir beneiden den französischen Bürger nicht um diese allgemeine Glätte der äußeren Haltung und Manier. Denn diesem deutschen Schuster, dem seine Schusterschaft sogar auf dem Rücken lesbar geschrieben steht, steht auch das gute Vorurteil daneben geschrieben, daß er ein ehrbarer, ganzer Schuster sei, und kein Windbeutel.

Ein französischer Schriftsteller, Charles Nodier, zeichnet für die sociale Verderbnis von Paris, wo der bürgerliche Sondergeist keine rettende Macht mehr ist, wo die politische Centralisation die guten Grundstoffe so innig mit den schlechten zusammengeschmolzen hat, daß auch das ursprüngliche Gute vergiftet werden muß, eine furchtbar ernste Parallele:

„Sobald eine ungeheure Stadt alle Verirrungen des Menschengeistes, alle Thorheiten der falschen Politik, die Verachtung der heiligen Wahrheiten, die Wut schimmernder Neuerungen, den nackten Egoismus und mehr Sophisten, Dichter und Seiltänzer vereinigt, als für zehn verdorbene Generationen hinreichte, dann wird sie notwendig die unbedingte Königin der Städte. Rom hatte bei den häufigen Einbrüchen des Nordens seine Konsuln, seinen Senat, seine Redner, seine Krieger nicht mehr, es stellte den Barbaren nur noch Schauspieler, Freudenmädchen und Gladiatoren entgegen, die schmachvollen Reste einer übertriebenen und entsittlichten Civilisation, die aus allen Mistpfützen hervortrat, und Rom blieb die Hauptstadt der Welt!“

So viele studierte Leute, die, von ihrer eigenen Abstraktion geblendet, in der Wirklichkeit nur noch eine flach ausgeebnete Gesellschaft vorhanden finden, dagegen keinen nennenswerten

Rest mehr von all dem Korporationstrieb, dem Sondergeist, dessen Spuren wir so emsig aufsuchen, möchten wir doch nur ganz einfach an ihre Studentenjahre erinnern. Die deutschen Universitäten sind eines der merkwürdigsten Denkmale historischer „Gliederung der Gesellschaft“. In ihnen webt der alte Geist des deutschen Bürgertumes, welches sich in dem engeren Banne der Korporation erst recht stark und frei weiß. Der Student, wenn er zur Hochschule kommt, hat nichts Eiligeres zu thun, als sich nach streng geschiedenen Gruppen, in Burschenschaften, Landsmannschaften ꝛc. zu sondern. Er thut dies nicht um irgend einer Reaktion willen, sondern kraft seiner akademischen Freiheit und zur vollsten Ausbeutung derselben. Die Naivität des jugendlichen Geistes sucht die sociale Gliederung auf, das abgelebte Alter zerfließt in der Allgemeinheit. Den Studenten, der keiner besonderen Körperschaft angehören, der nur als Student in abstracto leben will, nennt die sinnreiche deutsche Burschensprache ein „Kamel“. Sie verbindet mit diesem nicht schmeichelhaften Titel vorab den Begriff des altklugen, ledernen Egoismus, der eine kahle Allgemeinheit nur darum ausschließlich gelten lassen möchte, damit er sich recht ungestört in seine persönlichen Launen und Grillen einpuppen kann. Solche sociale Kamele sind nun auch jene „allgemeinen Staatsbürger“, welche bei sich fertig geworden sind mit allen geschichtlichen Gliederungen und berechtigten Einzelgruppen der Gesellschaft.

Der unschätzbare Gesamtbau des deutschen Universitätswesens ist überhaupt nichts anderes als ein Ausfluß des bürgerlichen Korporationsgeistes im Mittelalter. Es lebt in den Universitäten noch die genossenschaftlich gebundene Freiheit alten Stiles; Zunftgeist und ständischer Sondertrieb lugt aus allen Fenstern, und doch weht auf der Zinne dieser alten Burgen das Banner der freien Wissenschaft!

In Deutschland, wo jedem Schuster seine Schusterschaft auf dem Rücken geschrieben steht, wurde Jakob Böhme geboren, der Fürst aller Schuster, der philosophus teutonicus, Hans Sachs,

„Schuhmacher und Poet dazu", Winckelmann, des armen Schusters von Stendal Sohn. Und Goethe, das Frankfurter Bürgerkind, achtete es seiner Dichterherrlichkeit nicht zu gering, den Reimen des alten Nürnberger Poeten und Schuhmachers, sie nachbildend, erneuten Glanz zu schaffen. Nur Völker, bei denen das Bürgertum sich so ständisch ausgeprägt erhielt, wie bei den Deutschen und Engländern, haben in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur modernen Zeit drei so wunderbare Genies als wildwüchsige Natursöhne dieses Bürgertumes besitzen können, wie das Kleeblatt: Luther, Shakespeare und Jakob Böhme.

Der ganze Aufschwung der deutschen Nationallitteratur im achtzehnten Jahrhundert ist durchdrungen und getragen von bürgerlichem Geiste. Es ist die bewegende, vorwärts treibende, nivellierende Charakterseite des deutschen Bürgers, die hier in einseitig ursprünglicher Gewalt zu Tage bricht. Die Franzosen haben sich die Anerkennung des dritten Standes mit dem Schwerte des Bürgerkrieges und der Revolution erfochten, wir haben uns dieselbe erdacht, erschrieben und ersungen. Und unmittelbar an den socialen Sieg des deutschen Bürgertumes, das man bereits versunken und tot gesagt, an seinen Sieg durch die Reformation der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, knüpft sich der neue Anlauf des modernen Industrialismus, dessen sociale Folgen noch keiner absehen kann.

Jene Zweiglinie der streng katholisch-konservativen Richtung, welche für den wieder aufgefrischten alten Glanz ihrer Kirche auch die Restauration des *mittelalterlichen* Ständewesens fordert, durchschaute am frühesten die sociale Folgereihe der bezeichneten Geisteskämpfe. Sie verdammte die ganze Entwickelungsgeschichte des Bürgertumes seit dem sechzehnten Jahrhundert als eine Thatsache des Protestantismus. Unsere ganze neuere Nationallitteratur, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, war ihr zu „protestantisch", und sie faßte dieses Wort nicht bloß in seinem religiösen, sondern auch in seinem socialen Sinne. Der Kultus des Genius, welcher sich an jene großen Namen heftete, mußte

dieser Partei ein Greuel sein, denn sie fühlte wohl heraus, daß die neuere Nationallitteratur der Zertrümmerung der *alten* Stände ebensogut in die Hände gearbeitet hatte, als dies die Revolution gethan. Es ist oft genug hervorgehoben und bis ins einzelnste durchgeführt worden, wie gerade die Helden unseres klassischen Schrifttums sich nicht frei machen konnten von weltbürgerlicher Schwärmerei, und ob sie gleich ihre Nation warm im Herzen trugen, doch das Nationalitätsbewußtsein vorwiegend als hemmende Fessel und Schranke ansahen auf dem Pfade der allgemeinen Humanität. Man legte mit philologischer Pedanterie den modern nationalen Maßstab an die Worte Lessings, Herders, Goethes, und die alten Meister bestanden schlecht in diesem Examen. Hätte aber die gleiche Pedanterie obendrein unsern Standpunkt einer geschichtlichen Organisation der Gesellschaft zum Maßstabe des Urteils über jene Litteraturfürsten genommen, so würden dieselben vollends gar nicht bestanden haben. Die streng katholische Seite fühlt recht gut, daß Schiller und Goethe weit gefährlichere Träger und Verbreiter des protestantisch-bürgerlichen Geistes waren als ganze Dutzende berühmter Theologen. Denn der Vollgehalt des modernen Geistes, insofern er in Gegensatz zu dem Mittelalter tritt, ist ihr gleichbedeutend mit dem protestantischen Geiste. Sie fühlt, daß Schillers und Goethes weltbürgerliche Philanthropie, der alle gesellschaftliche Unterschiede überbrückende, dichterische und philosophische Universalismus dieser Poeten, der gebildeten Schicht des Bürgertumes erst recht das Bewußtsein geweckt hat, daß der Bürger die Macht der socialen Bewegung sei. Täuschen wir uns nicht: diese Dichterfürsten waren die Apostel des in seinem Bewegungs- und Ausgleichungsdrange mächtigen Bürgertumes, ja wohl noch mehr: die Propheten des vierten Standes?

Der deutsche Bürger ist einer politischen und socialen Schwärmerei, die sich ihm als System und Lehre aufdrängt, unzugänglich, aber in Versen mag er gerne mitschwärmen für Weltbürgertum und Sturz aller Standesunterschiede, für den nackten

Menschen; und der stockreaktionäre Philister, der in der That alle Freiheit und Gleichheit zum Teufel wünscht, klatscht sich die Hände wund, wenn Don Juan singt: „Hier gilt kein Stand, kein Name,“ und dann das Tutti in hell schmetternden Trompetentönen aufjubelt: „Hoch soll die Freiheit leben!“

Sind aber die edelsten Geister der Nation wirklich Apostel des Bürgertumes als des Standes der reformatorischen socialen Bewegung, ja wohl gar Propheten des vierten Standes gewesen, dann ist uns dies eben nur eine Bürgschaft mehr für das innere Recht dieser bewegenden Mächte neben denen des Beharrens, und wenn etwa der vierte Stand dermalen noch im Schlamm der Zerfahrenheit und Nichtsnutzigkeit steckt, so sind wir darum so wenig befugt, ihm seine Zukunft abzusprechen, als wir's dem Bürgertume werden absprechen können, daß ihm die Gegenwart gehört.

Zweites Kapitel.

Der sociale Philister.

Eine eigentümliche sociale Krankheitsform ist in dem modernen Bürgerstande zum Ausbruch und zu wahrhaft epidemischer Verbreitung gekommen. Es ist der Stumpfsinn gegen jegliches sociale Interesse, die gewissenlose Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben überhaupt. Ein großer Teil des modernen Bürgerstandes ist förmlich ausgeschieden aus der Gesellschaft, der Einzelne zieht sich in die vier Wände seines Privatlebens zurück. Die Schicksale des Staates und der Gesellschaft wecken nur noch insoweit seine Teilnahme, als ihm ein persönlicher Vorteil dabei ins Auge springt, als sie ihm Stoff zur Unterhaltung oder wohl gar Anlaß zu gelegentlicher Prahlerei bieten. Man faßt diese ganze große Sippe unter dem Namen der Philister zusammen.

Der politische Philister fällt keinem einzelnen Stande besonders zu, er stellt sich dar als eine Entartung des Staatsbürgers, nicht des Gesellschaftsbürgers: der sociale Philister dagegen gehört wesentlich dem Bürgerstande an. Wenn das gesunde Bürgertum gerade durch die in ihm stets flüssigen Gegensätze des Sondergeistes und Einigungstriebes, eines aristokratischen und demokratischen Princips, erst recht sein originelles Gepräge erhält und zur Macht der socialen Bewegung wird, dann heben sich diese Gegensätze im Philister zur Indifferenz auf, und er vertritt uns die sociale Stagnation. Auch im Philistertum freilich ist Leben und Bewegung, aber es ist jenes schauerliche Leben, welches in dem verwesenden Leichnam gärt und wühlt.

Der Philister erkennt wohl auch gleich uns in dem Bürgerstande den „Mittelstand", aber nicht, weil er in ihm den bewegenden Mittelpunkt gefunden, darin alle Radien des gesellschaftlichen Lebens zusammenlaufen, sondern weil sein Bürgertum der Ausbund socialer Mittelschlächtigkeit ist, ein nichtsnutziges, lauwarmes triste-milieu.

Nicht der ökonomisch zerrüttete Bürger wird am leichtesten zum Philister; das Philistertum setzt eher ein gewisses Wohlbefinden, und sei es auch nur ein ganz erbärmliches, kleinliches, voraus; es ist ein ins Kraut geschossenes Bürgertum, von seiner Idee abgefallen, aber äußerlich um so üppiger fortvegetierend:

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben."

Hier zeigt sich sogleich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Bauerntum, Aristokratie und Bürgertum. Der in der Selbstgenügsamkeit seines äußerlichen Standesbewußtseins entartete Baron verjunkert, der Bauer verhärtet zu einem knorrigen Stockbauern, d. h. beide bleiben in dem Extrem ständischer Abgeschlossenheit stecken. Der zum Philister verkrüppelte Bürger dagegen verliert alles ständische Gemeinbewußtsein, und die völlige sociale Gleichgültigkeit ist es gerade, die ihn zumeist charakterisiert. Dem verjunkerten Edelmann würde nicht der Philister, sondern der Spießbürger entsprechen, welcher sich als der in ständischer Einseitigkeit eingeschrumpfte Bürger darstellt. Und dies ist wiederum ein bemerkenswerter Unterschied der alten und neuen Zeit, daß vordem der Spießbürger vorherrschend der entartete Bürger gewesen ist, während jetzt der Philister den Spießbürger großenteils verdrängt hat. Der socialistisch-kommunistische Proletarier und der Philister arbeiten gleicherweise an der Auflösung der gegliederten Gesellschaft: der eine, indem er angreifend verfährt, der andere, indem er stumpf und teilnahmlos diese Angriffe geschehen läßt; jener demonstriert uns die geschichtliche Gesellschaft theoretisch weg, dieser steckt wie der Vogel Strauß den Kopf

in die Ecke, und glaubt dann, es gebe keine historische Gesellschaft mehr.

Der Philister ist ein betrogener Bürger, der Gefoppte und Geprellte aller Parteien, ohne daß er selber dies merkt. Ein sociales Glaubensbekenntnis besitzt er so wenig als ein politisches. er hält es immer mit derjenigen Partei, welche das für den Augenblick bequemste Bekenntnis formuliert hat. Darum verfälscht er allen Maßstab für die wirkliche Bedeutung der Parteien. Seit der Philister eine förmliche sociale Gruppe bildet, ist der Begriff der „öffentlichen Meinung" ein leerer Schall geworden. Denn wo der Philister den Ansatz zur Bildung einer Mehrheit wahrnimmt, da tritt er sofort gedankenlos hinzu und erweckt, da er sich überall den Massen nachdrängt, vorweg den Verdacht, daß die Stimme der Masse die Stimme der Unvernunft sei. So hat der Philister auch in künstlerischen und litterarischen Dingen den Gedanken eines urteilenden und richtenden „Publikums" zu einem gefährlichen Wahnbild werden lassen. Es brauchen nur ein paar vorwitzige Bursche recht lauten Beifall zu spenden, gleich läuft ein ganzes Rudel von Philistern als hundertfältiges Echo hintendrein.

Einzelne Philister hat es gegeben seit es einen Staat und eine Gesellschaft gibt, aber das Philistertum als eigene umfassende sociale Gruppe ist eine durchaus moderne Erscheinung. Dem Geiste des klassischen Altertums würde es entsprochen haben, den Philister mit Verbannung und bürgerlichem Tode zu bestrafen. Es ist ein trauriges Zeichen von der innern Hohlheit des modernen Polizei- und Beamtenstaates, daß derselbe die Gesellschafts- und Staatsgefährlichkeit des Philisters gar nicht erkennt, oder, wo dies geschehen sollte, demselben durchaus nicht beizukommen weiß. Der Grundgedanke des Philistertums ist eine tiefe politische Unsittlichkeit, welche Staat und Gesellschaft langsam vergiftet, und doch kann zugleich der Philister nach polizeistaatlicher Auffassung der politisch, d. h. polizeilich, loyalste Bürger sein. Welch erschreckender Widerspruch! Politisch und

social nichts zu thun und nichts zu sein ist kein Verbrechen, sondern eine Tugend im modernen Staate! Aber man übersehe doch auch nicht: dieser Zug im Gesichte des modernen Staates ist der wahrhaft hippokratische, der todverkündende. Wir haben schon bei den Bauern wahrgenommen, wie unsere Regierungen fast nur verneinend und austilgend einzugreifen wissen in das sociale Leben, nicht aber positiv aus dem Individuellen entwickelnd und weiterbildend. Dem socialen Philister, welcher der Gesellschaft gefährlicher ist als der kommunistische Proletarier, kann man nicht mit Haussuchungen, Ausweisungen und Arretierungen zu Leibe gehen, man kann nur mittelbar durch Schutz und Pflege eines kräftigen und gesunden Gemeingeistes im Bürgertume das Aussterben dieser Gruppe des entarteten Bürgertumes anbahnen. Hier aber stoßen wir zum andernmal auf einen Widerspruch; der Polizei- und Beamtenstaat möchte recht gern einen Rückhalt in den socialen Mächten gewinnen, und dennoch fürchtet er sich zugleich vor denselben! Er will durchaus nur schwache Bundesgenossen, aber ein schwacher Bundesgenosse ist hier nichts anderes als — ein Gegner.

Die prächtige sprachliche Bezeichnung des „Philisters" haben wir dem Burschenleben zu danken. Was dem Burschen das „Kamel" im engeren Kreise des Studententums, das ist ihm der Philister in dem weiteren Bereich der ganzen Gesellschaft. Im Uebermut des Korporationsgeistes erkennt der Student gleichsam nur die Hochschule und was dazu gehört, als die berechtigte Gesellschaft an. Alles, was draußen steht, ist Philister. So sollen der bürgerlichen Gesellschaft selber alle die, welche draußen stehen, weil sie in dem Eigennutz ihres Privatlebens keinen Raum mehr übrig haben für das sociale Leben, Philister heißen. Nach dieser Herkunft trifft das Wort im Doppelsinne, es trifft wie eine Peitsche; denn es zeichnet den Philister als den wirklichen und verdienten *Paria der Gesellschaft*. Keines socialen Gebildes hat sich gegenwärtig der Humor so eifrig bemächtigt als des Philisters. Die in dem Sondertum ihres Standes versteiften

Edelleute, Bürger und Bauern, die zopfigen Bürgermeister samt Baron Pappendeckel und Pachter Feldkümmel sind längst verbrauchte Karrikaturen. Die Karrikaturen des Philistertums dagegen, die Hampelmänner, Staatshämorrhoidarier und Piepmeyer gehören recht eigentlich der modernen Zeit an. Das in Nichtsnutzigkeit entartete Proletariat sämtlicher Stände ist zu erschreckend ernst für die Satire. Der Philister ist unsere einzige ausgiebige sociale Originalkarrikatur. Aber man müßte ihn nicht zu kleinlichem Spaß ausbeuten, sondern zu aristophanischem Spott mit großartigem sittlichem Hintergrunde. Hampelmann, der auch die höchsten Interessen des öffentlichen Lebens mit der Elle des „baumwollenen und wollenen Warenhändlers" mißt, dessen ganze sociale Politik im Geldsacke sitzt, der sich über alle Parteien erhaben dünkt, weil alle ihm gleicherweise eine Nase drehen, als das Urbild des bornierten stumpfsinnigen Egoismus in der philisterhaften Entartung des Bürgertumes; Piepmeyer, der seine Fühlhörner ausstreckt, um zu beschließen, ob er wieder etwas weiter nach rechts oder links rücken solle, als der Ahnherr jener stark verzweigten Linie der Philister, die in regster Teilnahme an allem Außenwerk des öffentlichen Lebens nur Stoff für das Bramarbasieren mit ihrer winzigen Person suchen: — das sind lustige Bilder und doch zugleich die schwärzesten Nachtstücke aus unseren socialen Zuständen.

Der verdorbene proletarische Bauer hat seinen Hauptsitz nicht auf den Hofgütern und Weilern, sondern in den großen, stadtähnlichen Dörfern. Der Fundort des zum socialen Philister entarteten Bürgers ist umgekehrt weit weniger in den größeren, vollgültigen, als in den kleinen, dorfähnlichen Städten. Die Kraft des Bürgertumes hat sich allezeit mehr im umfassenderen Zusammenleben und Zusammenwirken, die Kraft des Bauerntumes mehr in der Vereinzelung geltend gemacht. Der Sprachgebrauch nimmt wohl gar einen „Kleinstädter" für gleichbedeutend mit einem Philister. Als die Ständebündnisse des Mittelalters sich aufgelöst hatten und die selbständigen Städte

Provinzialstädte wurden, war dem Philister eigentlich erst das Land geöffnet. Die vielen halbwüchsigen, zwitterhaften Städte, an denen wir ebensosehr Ueberfluß haben wie an überwüchsigen Dörfern, sind allmählich wahre Brütöfen des Philistertums geworden. Es ist darum erfreulich, wahrzunehmen, daß seit der Auflösung des alten deutschen Reiches die Centralisierung des deutschen Städtewesens so mächtig vorschreitet. Von Jahr zu Jahr verwandeln sich die kleinen in den Ecken gelegenen Landstädte mehr und mehr in wirkliche Dörfer, sie verbauern, sie werden mit der Zeit auch wieder Dörfer heißen. Die berechtigten Städte dagegen nehmen in demselben Maße zu und gewinnen an selbständiger Physiognomie. Wir haben aus dem vielgliederigen, individualisierten Mittelalter eine Unzahl kleiner Städte geerbt, welche bei den damaligen Zuständen des Bürgertums sich ganz gut selbständig hatten behaupten können, aber unser Bürgertum ist ein ganz anderes geworden und viele dieser kleinen Städte sind trotzdem geblieben. Nun entstanden aber auch noch obendrein in den beiden letzten Jahrhunderten eine Menge künstlicher durch Fürstenlaune und andere zufällige Motive hervorgerufene Städte, namentlich kleine Residenzen, die den berechtigten größeren Städten viele Lebenselemente eines gesunden Bürgertumes abführten, ohne doch selber bedeutend genug zu sein, ein solches neu aus sich zu schaffen. Dieses Unmaß von zersplitternder Individualisierung des Städtewesens hatte im vorigen Jahrhundert in Deutschland seinen Höhepunkt erreicht. Die kleinen Residenzen haben sich seitdem von etlichen Hunderten wieder auf etliche Dutzend verringert. In den Jahren von 1803—1817 wurde eine große Zahl von Städtegerechtsamen, die in früherer Zeit wahrhaft gewissenlos verliehen worden waren, wieder aufgehoben und die Duodezstädtchen, welche oft genug keine 500 Einwohner zählten, wieder in Dörfer verwandelt. Der Verfasser kennt viele solcher erst zu jener Zeit degradierte Städte und hat die Umwandlung in Bauerndörfer bereits überall wieder so gründlich durchgeführt gefunden, daß auch fast nirgends mehr

die Physiognomie des Ortes, Sitte und Beruf der Bewohner die ehemalige Stadt erraten läßt. Ein Beweis, wie heilsam und gerechtfertigt die Umwandlung war. Dagegen kann man auch in Gegenden, wo bei den kleinsten Nestern der alte Städtecharakter aufrecht erhalten wurde — wie z. B. in Kurhessen — sich anschaulich genug von der socialen Gefährlichkeit einer solchen Zwitterexistenz überzeugen.

Die deutschen Kleinstaaten sind es vorzugsweise, welche sich durch den Ueberfluß an allzukleinen und durch den Mangel an größeren Städten auszeichnen. Darum kennt man in vielen dieser Ländchen kaum ein Bürgertum im vollen, stolzen Sinne des Wortes, desto besser aber das Philistertum. Namentlich war es hier eine der verkehrtesten Maßregeln, durch Gründung recht zahlreicher Sitze von Staatsbehörden in den bauernmäßigen kleinen Städten diesen einen gewissen politischen Charakter und dadurch eine erkünstelte Bedeutung zu schaffen. Nirgends wächst der Zopf des Philistertums länger als in solchen Beamtenstädtchen, nirgends ist der Bureaukratie, der geschworenen Gegnerin eines freien, großen und selbständigen Bürgertumes, eine wärmere Hegungsstätte bereitet worden. Dieser kunstreich durchgebildeten Kleinstädterei in kleinen Ländern mag wohl oft die Eitelkeit zu Grunde gelegen haben, durch die möglichst große Zahl selbständig individualisierter Städte dem Lande den Schein eines größeren Staates zu geben, wie etwa, wenn man die Quadratmeilen immer kleiner annahm, damit allmählich in friedlicher Eroberung der Flächenraum des Landes zu immer größerer Quadratmeilenzahl sich ausrecken möge. Aber solche Eitelkeit strafte sich hart, denn in der Stunde der Gefahr zeigte es sich, daß nur noch die auseinanderfallenden äußersten Stände vorhanden waren und nicht mehr der verbindende Mittelstand.

Eine eigene Geschichte der Kinder- und Flegeljahre des socialen Philistertums in den letzten drei Jahrhunderten würde äußerst lehrreich sein. Die Staatsgewalt wußte alle diejenigen bürgerlichen Korporationsrechte illusorisch zu machen, welche eine

selbständigere Lebensregung des Standes voraussetzten. Dagegen ließ man wohlweislich all den äußerlichen Schnack des Korporationswesens bestehen, der nur dienen konnte, dasselbe lächerlich und lästig zu machen. Der Zopf an den Zünften z. B. hat noch lange ungestört sein Recht behauptet, während der tüchtige selbständige Geist der Innungen längst von Staats wegen ausgetrieben worden war. An manchen Orten dauerten die liederlichen Zunftschmäuse länger als die Zünfte selber. Die centralisierende Staatsgewalt glaubte abstrakte Unterthanen schaffen zu können und schuf doch lediglich höchst konkrete Philister. Der sociale Beruf des guten Staatsbürgers sollte darin bestehen, die Gesellschaft zu vergessen. Indem die Behörden bald alle freie sociale Bewegung niederschlugen, bald wieder, wo es zweckdienlich erschien, auf einen kurzen Augenblick zu derselben kitzelten und anspornten, lockten sie recht wie mit künstlichen Reizmitteln den socialen Philister hervor. Er ist in seiner halbschlächtigen Gleichgültigkeit, in seinem heimtückisch charakterlosen Wesen augenfällig aus der Dressur jener Politik hervorgegangen, die gleichzeitig mit den Füßen spornt und mit den Händen die Zügel zurückzieht. Der Adel, so tief er in dieser Periode der Knabenjahre des Philistertums gesunken war, wurde im schlimmsten Falle doch zusammengehalten durch den äußeren Kitt von Standesrechten und Standesvorurteilen. Der Bauer stand als sociale Gruppe der Staatsgewalt ganz indifferent gegenüber. Er hatte nur erst einen socialen Instinkt, kein sociales Selbstbewußtsein und der Träger dieses Bewußtseins war und ist seine Sitte. Bei dem Bürger quillt umgekehrt erst aus dem socialen Bewußtsein eine eigentümliche Standessitte hervor. Der aus dem Bürgertum herausgetriebene Philister konnte sich also nicht einmal gleich dem Bauern hinter seine Standessitte verschanzen, denn diese liegt bei ihm weit seitab. Der Bürger war von allen Ständen am schutzlosesten der nivellierenden Staatsgewalt preisgegeben. Erwägen wir dies alles, dann wird es uns nicht mehr wunder nehmen, daß ein so großer Teil des Bürgerstandes zum socialen

Philistertum entartet ist. Erstaunen müssen wir vielmehr, daß überhaupt noch ein echtes, gesundes Bürgertum neben den Philistern übrig geblieben, und die hierdurch bewährte sittliche Kraft im Bürgerstande anerkennen.

Es ist eines der bemerkenswertesten Lebenszeichen des socialen Philistertums, daß viele Handwerksleute sich ihres Berufes als Arbeiter schämen, daß sie Fabrikanten, Kaufleute u. dgl. sein wollen, daß sie die Würde ihres Berufes nicht mehr messen nach dem Talente und der Arbeitskraft, sondern nach der Größe des im Geschäfte steckenden Kapitales. Darin bekundet sich der Abfall des Bürgertumes von sich selbst. Ihr schimpft den Schneider, wenn ihr ihn einen Schneider nennt. Der sociale Philister in ihm fühlt sich dadurch gekränkt. Er ist ein Kleidermacher, ein Kleiderfabrikant. Er weiß gar nicht mehr, daß das Wort „Schneider“ schon seiner Abstammung nach etwas weit Höheres bezeichnet als ein Kleidermacher. Der „Schneider“ ist der Mann von Genie, der Meister, der den Plan zum Rock entwirft und mit der Schere zurecht „schneidet“, die Gesellen und Lehrjungen dagegen, die das Vorgeschnittene zusammen-nähen, sie sind die eigentlichen „Kleidermacher“. Aber in aufsteigender Linie schimpft ihr den großstädtischen Schneider selbst dann noch, wenn ihr ihn einen „Kleidermacher“ nennt: — er ist Kaufmann, er hält ein „Magazin von Kleidern“. So ganz und gar ist hier der alte Stolz auf die Kunstfertigkeit als den höchsten Ruhm des Bürgertumes verloren gegangen, und der Philister schätzt nur noch das Kapital im Geschäft, nicht den Beruf als solchen! Als ob nicht ein ganz anderer Mann dazu gehörte, einen Rock eigenhändig zu machen als gefertigte Röcke zum Verkaufe auszubieten, was doch der letzte Trödeljude gemeiniglich am allerbesten versteht! Spottnamen für die einzelnen Gewerbe gab es wohl, solange es Gewerbe gibt, und Meister Geißbock und Pechdraht sind viel älter als der sociale Philister. Aber daß der echte ehrenhafte Name eines Gewerbes als solcher, wie jetzt z. B. Schneider und Schuster, schier als ein Spottname gilt, dies ist eines

der bedenklichsten Symptome bei der Seuche des socialen Philistertums.

Doch noch mehr. Der Philister bleibt nicht bloß dabei stehen, den Namen des Berufes zu fälschen, auch in jeglichen Geschäftsbetrieb selber dringt er fälschend und verderbend ein. Ich will ein Exempel für hunderte hervorheben: den Bürger Kaufmann und den Philister Krämer. Es ist noch gar nicht lange her, daß der höher Gebildete, wenn er von „kaufmännischem Geiste" sprach, an einen Geist der Barbarei dachte, der Talent und Bildung nach Thalern und Groschen abschätzt und dessen ganze Genialität darin besteht, Ware in Centnern einzukaufen, um sie nach Pfunden wieder auszuwägen. Welch ein Kontrast gegen die bürgerlichen Ehren des Kaufmannsberufes in früheren Jahrhunderten! Es ist aber der Philister gewesen, welcher mittlerweile in den deutschen Kaufmann gefahren war und ihn in der That großenteils zu einem solchen Krämer gemacht, der nichts weiteres nötig hatte als etwas gesunden Menschenverstand, die vier Species und ein Betriebskapital. Wer viele Tausende im Handel jährlich umsetzt, den nennt man gewöhnlich einen Kaufmann, und wer es nur mit wenigen Hunderten kann, einen Krämer. Das ist eine geistlose Unterscheidung. Es gibt Krämer, die einen umfassenden Großhandel treiben und Kaufleute, die nur einen kleinen Kram besitzen. Es kommt lediglich darauf an, ob der sociale Philister in den Kaufmann gefahren ist oder nicht. Der Krämer kauft und verkauft für seinen Vorteil, der Kaufmann thut das nicht minder, aber er sucht seinen Vorteil nur da, wo dieser zugleich ein Vorteil der Korporation, des Standes, der Nation wird. Er hat ein sociales Interesse sogar am Geschäft. Die nationalökonomisch ganz richtigen Grundsätze der Freihändler, daß der Kaufmann immer da einkaufen müsse, wo er den billigsten Markt finde, daß bei Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre rc. sind, wenn man sie so ganz nackt hinstellt, in sittlichem Betracht Grundsätze der Krämer, nicht der Kaufleute. Es wird dem echten Kaufmanne gegen das Gewissen laufen, aus Privateigennutz den Gewerbfleiß des Auslandes zum Nachteil der heimischen industriellen Arbeit zu fördern, wie es einem rechtschaffenen Staatsmanne gegen das Gewissen läuft, das Interesse des eigenen Landes an ein fremdes Kabinett zu verraten. Darum fühlt sich aber auch der echte Kaufmann als Glied einer nationalökonomischen, einer politischen Macht. Gibt es doch Krämer, ich meine Krämer, welche viele Tausende jährlich umsetzen, die ihre Standesehre, ihren kaufmännischen Adel dadurch gekitzelt fühlen, daß sie nur ausländische Artikel feil bieten. Ich kenne ein Haus, welches in einer großen deutschen Handelsstadt zu den ersten zählt. Dasselbe würde sich schwer beleidigt fühlen, wenn man es mit andern Häusern, die gleich ihm Geschäfte in Luxusartikeln und gewiß von gleichem Belang machen, auf eine Rangstufe stellte. Warum? Jenes Haus führt bloß englische Waren, die anderen aber haben sich herabgelassen, auch einige deutsche Industrieartikel dazu zu nehmen, und der deutsche Philister bleibt mit dem Staunen der Ehrfurcht vor einem Geschäft stehen, in welchem alles original englisch ist.

Unsere Proletarier sind bekanntlich nicht gut zu sprechen auf die Kaufleute; reden sie von einseitig unverhältnismäßiger Anhäufung des Besitzes, dann meinen sie zuerst den Handelsstand. Der Reichtum des großen Kaufmannes, namentlich des Bankiers, deucht ihnen aber nur darum der ungerechteste, weil sie sich den Kaufmann als den socialen Philister als solchen denken, als den Krämer, der Großhandel treibt, bei dem also der Aufwand von geistiger Kraft und Thätigkeit in gar keinem Verhältnis zu dem reichen Erwerb steht, noch der Nutzen, der dem Gemeinwohl, der Gesellschaft, dem Staate, der Nation aus dieser nur für den Eigennutz gesegneten Thätigkeit zufließt. Ich habe wahrlich niemals den garstigen Neid der Proletarier gegen die „Geldsäcke" gebilligt, aber man möge doch auch nicht vergessen, daß der Scharfblick der hungernden Armut hier den Egoismus des socialen Philisters erschaut hat und daß jener verwerfliche Haß mindestens von den Krämern, welche sich den Großhandel anmaßen, laut herbeigerufen ist.

Vergleicht man die socialen und nationalen Verdienste der meisten unserer sogenannten „ersten Häuser“ mit dem Wirken jener alten Handelsfürsten in den italienischen, deutschen und niederländischen Handelsstädten, dann merkt man erst, wie tief sich in der Zopfzeit der sociale Philister in unsern Kaufmannsstand eingewühlt hat. Die Gunst jener alten Kaufleute, wo sie sich der Kunst und Wissenschaft zuwandte, ward zu einem Ehrenzeichen für dieselbe; wenn dagegen der moderne reiche Krämer Talent und Bildung „protegiert“, beleidigt er durch seine Gönnerschaft.

In alten Zeiten war in den meisten deutschen Städten eine strenge Scheidelinie festgehalten zwischen den Kaufleuten und den Krämern. Ein Krämer konnte jeder sein; die Kaufmannschaft forderte „gelernte Leute“. Diese Scheidung war aber schon im vorigen Jahrhundert kaum mehr durchzuführen. Die Begriffe des Kaufmannes und des Krämers waren ja ganz andere geworden. Aus rein geschäftlichen Abstufungen begannen sie in sociale überzugehen. Der erläuternde Name des „Philisters“, welcher Gold wert ist, war noch gar nicht entdeckt. Vor siebzig Jahren hat Justus Möser darauf gedrungen, daß man den Unterschied des Kaufmannes von dem Krämer nach Art der alten Gewerbeordnungen wieder ins Leben führen solle. Er fühlte wohl heraus, wie sehr durch die Verkennung und Mißachtung dieses Gegensatzes der Kredit des ganzen Kaufmannstandes gefährdet sei, aber er faßte den Gegensatz als einen vorwiegend gewerblichen, nicht als einen socialen. Die Kaiserin Maria Theresia wurde dadurch veranlaßt, den Versuch einer streng gewerblichen Scheidung des Kaufmannes und Krämers in ihren Erblanden zu wagen. Ich weiß nicht, mit welchem Erfolg. Könnte man freilich den socialen Philister in den Zaun einer besonderen Zunft einfangen, dann brauchte sich niemand mehr vor ihm zu fürchten! Denn das Furchtbare an ihm besteht, wie bei dem Proletariate, gerade darin, daß er ein wahrer Ueberall und Nirgends ist, den man nur im Begriff, nicht in der leibhaften Wirklichkeit beim Kragen fassen kann.

Das deutsche Philistertum hat sich sogar einen eigenen Litteraturzweig geschaffen, einer großen litterar-historischen Gruppe seinen Stempel aufgeprägt. Diese Litteratur des Philistertums blühte in der Zeit von der ersten französischen Revolution bis zu den Befreiungskriegen, also gerade damals, wo alles öffentliche Leben in Deutschland so elend daniederlag. Ein Nachfrühling stellte sich in der Restaurationsepoche der zwanziger Jahre ein. Die Kotzebue-Iffland-Lafontainesche Schriftstellerei zeigt uns überall den modernen Menschen losgelöst von seinen socialen und politischen Banden, sie gibt uns langweilige allgemeine Menschen, die nur in ihren erbärmlichen Privatinteressen leben, unbekümmert um die gewaltigen Mächte des Staates und der Gesellschaft. Es ist der deutsche Philister, der aus diesen Werken spricht, und das Philistertum hat sein Bild jubelnd in ihnen wieder erkannt. Die Rührtragödien, welche der Deutsche den Franzosen abgelernt, aber zu eigentümlichster Philisterhaftigkeit weiter gebildet hatte, nannte man mit vorahnendem Scharfblick „bürgerliche“ Tragödien. Weil die darin auftretenden Personen nichts sind als nackte private Menschen, galten sie für „bürgerliche“ Personen. Was in der Stube spielte statt auf dem Markt, den Schlafrock trug statt der Toga, hieß „bürgerlich“. Ich meine, darin lag wenigstens die Ahnung, daß der sociale Urphilister dem Bürgertume angehöre. Es war der zuerst im Aesthetischen zum Bewußtsein gekommene sociale Instinkt, welcher den heißen Streit zwischen der echt bürgertümlichen Schiller-Goetheschen und jener philistrigen Richtung entzündete. Als Goethe am Abend seines Lebens zugab, daß man ihm gleich Blücher ein Denkmal setzen möge, machte er den gerade für unsere Anschauung so beziehungsreichen Vers darauf:

„Ihr mögt mir immer ungescheut
Gleich Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzosen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.“

Man muß aber nicht glauben, daß die Litteratur des Philistertums mit ihren oben genannten Chorführern abgestorben sei. Sie wuchert auch heute noch, nur nicht mehr als eine so festgeschlossene Gruppe. Und den Boden, welchen der Philister auf der Bühne, in Romanen und Almanachen verlor, hat er in der Journalistik reichlich wieder gewonnen. Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß just in der Zeit, wo Kotzebue die deutsche Bühne beherrschte, auch der Begriff des „Publikums", nicht mehr als eines genießenden und lernenden, sondern als eines urteilenden und belehrenden in Umlauf kam. Ich erwähnte schon oben, wie eng der Begriff eines kritischen „Publikums" mit dem philisterhaften Geiste der Massen zusammenhängt. Der Philister weiß alles, entscheidet über alles, denn da ihm die sociale Selbstbeschränkung gebricht, so geht ihm auch gemeiniglich die Kraft ab, sich in den engen Grenzen eigenster Berufstüchtigkeit zu bescheiden. Der Dilettant und der Philister sind Geschwisterkinder. Darum kannte das Mittelalter in seinen körperschaftlichen Schranken weder den kritischen Dilettantismus des einzelnen noch des Publikums. Der politische Dilettantismus, den man neuerdings öfters als Volksbildung und als die oberste Voraussetzung der Volkssouveränetät bezeichnet hat, ist gar nichts weiter als ein Ausfluß des socialen Philistertums. Namentlich bricht dieser philisterhafte Geist des Dilettantismus, dieser Fluch eines allweisen „Publikums" immer da recht grell hervor, wo ganze Massen urteilend und entscheidend auftreten. Man hat es in den letzten Jahren oft genug erfahren müssen, daß hundert gescheite Leute, wo sie sich im öffentlichen Leben als kritisches Publikum zusammenthaten, recht als ein einziger Esel urteilten und handelten, während jeder von ihnen einzeln vielleicht ein ganz vortreffliches Votum abgegeben hätte. Will man diesen Fluch des „Publikums" von den Massen nehmen, dann schaffe man wieder berufstüchtige und social gerechtfertigte Gruppen und Genossenschaften, zunächst wider den Dilettantismus der Massen und in oberster Instanz wider den socialen Philister.

Drittes Kapitel.

Die unechten Stände.

Neben den gewordenen, natürlichen Ständen gibt es auch gemachte, künstliche, unechte. Wenn man jetzt vielfach die vier natürlichen Hauptgruppen der Gesellschaft nicht einmal mehr als Stände gelten lassen will, dann machte man früher alles zu „Ständen". Die Begriffe von Beruf und Stand wurden ganz willkürlich miteinander verwechselt. Man sprach von einem geistlichen Stand, Gelehrtenstand, Beamtenstand, Richterstand, Soldatenstand, Offizierstand, Handwerkerstand ꝛc. Folgerecht hätte man dann auch ins Unendliche weiter fort von einem Schneiderstand, Bürstenbinderstand, Steinklopferstand, Holzspalterstand ꝛc. reden müssen. Der Sprachgebrauch wurde in diesem Betracht ganz konfus, und wir behandeln die Worte „Stand" und „Beruf" noch immer als Synonyma. Das ist dann weiter ein Beweis von der Konfusion des ständischen und überhaupt des socialen Bewußtseins selber in dieser Uebergangszeit.

Diese Verwechselung und Fälschung der Begriffe würde wenig zu sagen gehabt haben, wenn sie bloß theoretisch geblieben wäre. Aber einzelne dieser fälschlich sogenannten Stände wurden auch im Leben mit socialen Vorrechten ausgestattet, die lediglich den natürlichen großen Gruppen der Gesellschaft hätten zukommen dürfen. Ja noch mehr, die Regierungsweisheit der Zopfzeit benützte diese gemachten Stände, um sie gleich Keilen zwischen die natürlichen Stände einzuschieben, und deren unbequeme Autonomie dadurch zu zersprengen. So wurde namentlich

der Militärstand, der Gelehrtenstand, der geistliche und der Beamtenstand in die Fugen des Bürgerstandes eingetrieben. Mit dieser Verwirrung der ständischen Begriffe ging die Macht, welche dieselben noch in den Gemütern besaßen, verloren. Es war ein schlauer Kriegsplan, durch die Hegung und Bevorzugung der unechten Stände die echten unschädlich zu machen. Wenig Gehässiges haftet gegenwärtig auf dem Ständewesen, was nicht durch die unechten Stände demselben auf den Hals geladen worden wäre. Sie gaben den Gegnern jeder socialen Gliederung die besten Waffen in die Hand, sie ließen die gesellschaftlichen Mächte gegenüber der Staatsgewalt so verdächtig werden, daß sie recht eigentlich als die Bahnbrecher des ausebnenden Polizeistaates zu betrachten sind, der dann nachgehends auch ihre Privilegien möglichst schonte, während er das Recht der natürlichen Ständegruppen so wenig als möglich gelten ließ.

Der Stoff zur Bildung der unechten Stände ist ausschließlich aus dem Bürgerstande genommen worden. Die bezeichnete Begriffsverwirrung konnte nur hier eintreten, weil sich bei diesem Stande die Begriffe von Stand und Beruf nicht decken, wie anderwärts, sondern der Stand eine Menge der verschiedenartigsten Berufe in sich schließt.

Wir wollen die vier wichtigsten der unechten Stände einzeln näher ins Auge fassen: geistlicher Stand, Gelehrtenstand, Beamtenstand, Soldatenstand.

Einen *geistlichen Stand* hat es vor alters wohl in Deutschland gegeben, er war sogar schulgerecht der „erste Stand“ des späteren Mittelalters und besteht auch noch in katholischen Ländern des romanischen Südens. Bei uns aber ist gegenwärtig kein eigener geistlicher Stand mehr vorhanden, und bei der modernen Auffassung des Ständebegriffes auch gar nicht mehr möglich. Wir haben nur noch einen geistlichen Beruf. Im früheren Mittelalter, wo der Klerus bei weit schrofferer socialer Abgeschlossenheit zugleich ausschließlich die gebildete Schicht der Gesellschaft vertrat, war das etwas anderes. Schon beim Ausgange des Mittelalters ist diese Absonderung geschwunden; der niedere Klerus gehörte in Abstammung, Denkart und Sitte wesentlich dem Bürger- und Bauernstande an, der höhere wesentlich der Aristokratie. Die kirchlichen Vorrechte des katholischen Klerus vor dem Laien haben aufgehört zugleich auch bürgerliche zu sein. Jeder der vier natürlichen Stände hat einzelne Gruppen der Geistlichkeit, die ihm besonders angehören: die Aristokratie: Prälaten und Kirchenfürsten; das Bürgertum: die Hauptmasse des niederen Klerus; das Bauerntum: Klausner und kolonisierende Mönchsorden; das Proletariat: die geistlichen Brüderschaften mit dem Bettelsack. Im großen und ganzen zählt aber die Geistlichkeit zum Bürgertum. Die geistlichen Würden stehen jedem Stande offen. Gerade in der Zopfzeit, wo die Aristokratie die höheren geistlichen Stellen als eine Standespfründe in Anspruch nahm, es dagegen keineswegs für angemessen hielt, daß ihre Söhne zu dem Ende die Stufenreihe der Kirchenämter von unten herauf durchmachten, gerade in dieser Zeit faßte man den Klerus mit Vorliebe als einen eigenen socialen Stand auf. Welch seltsame Verwirrung der Begriffe, welche Trübung des socialen Bewußtseins ist darin ausgesprochen, daß diese beiden schnurstracks einander widersprechenden Ansichten gleichzeitig bei denselben Leuten in Geltung standen! Man rühmt es im Gegensatz hierzu dem bekanntlich hochtoristischen westfälischen Adel nach, daß er gegenwärtig seine nachgeborenen Söhne wieder häufig dem geistlichen Berufe zuführe, und zwar in der Art, daß sich diese jungen Männer, um zu den höheren Würden aufsteigen zu können, den Anfang mit einer bescheidenen Landpfarrei nicht verdrießen lassen. Der dermalige Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, hat in dieser Weise seine geistliche Laufbahn begonnen.

Der Klerus sollte schon um seiner kirchlichen Stellung willen, als einer über die socialen Besonderheiten hinausgehenden, den Gedanken zurückweisen, daß er einen eigenen gesellschaftlichen Stand bilde.

Wahrhaft wunderbar fügt es sich, daß der katholische Klerus mit seiner festen, selbst über die Schranken der Nationalität hinwegspringenden körperschaftlichen Organisation, mit seinem abgeschlossenen Ordenswesen ꝛc., wo also alle Grundlagen eines sehr fest begrenzten Standes gegeben zu sein scheinen, dennoch in dieser Organisation selber wieder ein Element birgt, welches ihn niemals zum vollen Abschluß eines eigenen Standes kommen läßt. Ich meine das Cölibat. Denkt man sich bei dem merkwürdigen Organismus des katholischen Priestertums das Cölibat hinweg, so würde aus jenem längst eine geschlossene erbliche Priesterkaste geworden sein. Das Cölibat entrückt den einzelnen Priester beinahe ganz der bürgerlichen Gesellschaft, damit das Priestertum nicht ganz derselben entrückt werde. Die bürgerliche Familie ist eine der obersten Voraussetzungen des socialen Standes. Eine gesellschaftliche Gruppe ohne dieses Familienleben kann ihr Korporationsbewußtsein niemals zu dem eines selbständigen Standes steigern. Vielleicht fehlt dem katholischen Klerus keine weitere Voraussetzung zu einem besonderen Stande als die Familie.

Bei der protestantischen Geistlichkeit ist hingegen diese Voraussetzung im reichsten Maße vorhanden. Namentlich bei den Landpfarrern erbt fast in der Regel der geistliche Beruf vom Vater auf den Sohn fort. Man spricht da wohl gar von „geistlichem Blute". Aber hier fehlt wieder die feste und ausschließende priesterliche Organisation der Genossenschaft, Papst und Ordenswesen. So ist von beiden Seiten bestens dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und die Pfarrer im Bürgertume bleiben.

Der „Gelehrtenstand" hat für unsere Zwecke nur ein historisches Interesse. Denn den Beweis, daß ein solcher „Stand" ein socialer Unsinn sei, wird uns nach dem bisher Gesagten wohl jeder Leser erlassen. Und dennoch haben sich in unseren Staaten bis auf die neueste Zeit Bestimmungen heraufgeerbt, welche gelehrten Korporationen (z. B. den Universitäten) social-

politische Rechte sichern. Wenn der Klerus fast alle Vorbedingungen zu einem Stande bis auf eine einzige in sich trägt, so fehlen dem sogenannten Gelehrtenstand geradezu alle diese Bedingungen bis auf die einzige, daß er einen Beruf darstellt. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bildeten sich noch eigene gelehrte Standessitten heraus. Aber während die natürliche Standessitte überall das belebende, kräftigende, zusammenhaltende Element der socialen Gruppen ist, war diese Standessitte das austrocknende, abzehrende, erschlaffende. Das war schon die sicherste Probe, daß man sich mit dem Gelehrtenstande verrechnet hatte. Die künstlich gemachte Gelehrtenzunft hat weit mehr zu dem Mißkredit des Zunftwesens beigetragen als die historisch gewordenen Gewerbeinnungen selbst in ihrem äußersten Verfall. Die Gelehrtensitte der Zopfzeit war das Zerrbild einer echten Standessitte. Selbst die einzelnen Berufszweige der Gelehrsamkeit schlossen sich voneinander wieder standesmäßig ab, setzten sich oft genug in Neid und Mißgunst gegenseitig herunter. Der „Klassenhaß", von dem uns die modernen Gleichmacher so Schreckliches zu prophezeien wissen, war allerdings zeitweilig im „Gelehrtenstande" vollauf verwirklicht. Der Klassenhaß ist die alte Rokokokomödie vom Doktor und Apotheker, nicht das moderne Drama von dem Ankämpfen der natürlichen socialen Gruppen wider die unnatürliche Ausgleichung der individuellen gesellschaftlichen Lebensformen. Die natürlichen Stände sind wahre Blitzableiter für den Klassenhaß. Wo man die bürgerlichen Berufsarten, auch die Gewerbe widernatürlich zu Ständen gestempelt, wo man unechte Gesellschaftsgruppen aufgezwungen hat, da hat das Donnerwetter des Klassenhasses auch immer am ärgsten eingeschlagen.

Eine höchst beachtenswerte Thatsache der socialen Selbsterkenntnis sind für unseren Standpunkt die Gelehrtenkongresse gewesen, welche in den vierziger Jahren eine so große Rolle spielten. Da geschah es, daß wenigstens die bessere Mehrheit der deutschen Gelehrten die freie Genossenschaft des wissenschaftlichen

Berufes an die Stelle einer falschen Standesabgeschlossenheit zu setzen wußte.

Was war es denn, was z. B. damals die Germanisten vereinigte, die doch Leute von allerlei gelehrter Zunft, Geschichtsforscher, Sprachforscher, Rechtsgelehrte und Fachphilosophen unter sich zählten? Vor fünfzig Jahren, wo der praktische Jurist ein Ding wie etwa „germanistische Sprachwissenschaft“ für eine unnütze, brotlose Kunst ansehen mochte, und der Sprachforscher die Juristerei als ein Handwerk der Erfahrung und Ueberlieferung, als ein Gemisch von römischem Recht und Mutterwitz wohl gar nicht zu den „rechten“ Wissenschaften gezählt hätte, vor fünfzig Jahren würden diese Elemente wie Wasser und Oel miteinander geschwommen sein. Und nun einigten sich Sprachforscher, Geschichtschreiber und Rechtsgelehrte, des Klassenhasses und des falschen Standesgeistes vergessend, in dem Gedanken, daß sie allesamt unser nationales Leben mit erforschen helfen, und nannten sich Germanisten! Diese Versammlungen waren eingegeben von dem vorwärtsstrebenden universalistischen Geiste des Bürgertumes im Gegensatz zu dem alten Sonderwesen des usurpierten Gelehrtenstandes. Man hat die Germanistenversammlungen mit Recht als Vorboten jenes berechtigten edleren Kernes der Bewegung von 1848 aufgefaßt, welcher hauptsächlich von dem deutschen Bürgerstande gehegt wurde. Ein bloß wissenschaftlicher Kongreß würde solche Bedeutung nicht gehabt haben, wenn derselbe nicht zugleich Form und Ausdruck für eine entscheidende social-politische Thatsache gewesen wäre.

Es war nicht erst seit gestern, daß die germanistischen Wissenschaften theoretisch zusammenwirkten, um den geschichtlichen Gang unseres Volkslebens zu ergründen und auf dieser sicheren Grundlage die nationale Zukunft erbauen zu helfen; aber daß sich die eifrigsten Förderer dieser Arbeit zu einer freien Genossenschaft zusammenthaten, sei es auch nur, um sich einmal im Jahr ein Stückchen der schönen Heimat gemeinsam anzusehen, gemeinsam zu beraten, gemeinsam zu tafeln und zu zechen, das war etwas ganz Neues und Entscheidendes.

In einem deutschen Kleinstaate wurde es selbst der harmlosesten dieser gelehrten Genossenschaften, den deutschen Land- und Forstwirten, verwehrt, ihre Versammlungen abzuhalten. Der Polizeistaat hatte den socialen Gehalt dieser Kongresse gewittert. Aber die Vergeltung blieb nicht aus. Beiläufig fünf Jahre später veranstalteten Raveaux und Genossen in demselben Saale einen Kongreß ganz anderer Art, wo das Polizeiregiment den friedlichen Land- und Forstwirten zu reden und zu zechen verwehrt hatte.

Die Naturforscher, als der modernste Zweig des gelehrten Berufes, hatten den Reigen der großen Versammlungen eröffnet. Während es heute noch Zunftgelehrte gibt, die einen Denker und Forscher ersten Ranges wie Liebig doch nur für einen geschickt laborierenden Apotheker ansehen, rühmte man gerade den Naturforschern nach, daß ihre Zusammenkünfte die am freiesten gemischten gewesen und die scheinbar widerstrebendsten Richtungen in guter Geselligkeit vereinigt hätten. Der Philolog, im vorigen Jahrhundert noch die eigentliche Charakterfigur des standesmäßigen Gelehrten in Holzschnittmanier, brachte schon einen kleinen Zopf zu der kollegialischen Versammlung mit, indem er sie den Kongreß der „Philologen und Orientalisten“ nannte. Denn dieses Und ist das letzte Zunftzeichen des „klassischen“ Philologen, der den Mann des unklassischen orientalischen Sprachstudiums doch gerne nur als einen Hintersassen ansehen möchte. Die Feindschaft der klassischen Philologen und der Realisten wurde auf den Versammlungen sofort durchgefochten. Das sind solche Ansätze von „Klassenhaß“, deucht mir, einem Haß, der wohl über den Neid des Bürgers auf den Baron gehen mag, ja wohl gar über Doktor und Apotheker.

Am unglücklichsten erging es den Philosophen. Sie konnten über den engen Kreis der Schule hinaus gar nicht zum Zusammentritt der Genossenschaft kommen. Das sociale Interesse fiel weg, höchstens stand wie weiland bei den Scholastikern ein wissenschaftliches Turnier in Aussicht. So ist es denn auch

geschehen, daß sich deutsche Philosophen aller Farben regelmäßig bei der Versammlung der Naturforscher, oder der Germanisten, oder der Philologen, oder der Aerzte einfanden, nur auf ihre eigene sind sie *nicht* gekommen.

Wir gelangen zu dem Luftgebilde eines eigenen *Beamtenstandes*. Es liegt in der Natur der Sache, daß Männer jedes bürgerlichen Standes berufen und befähigt sein können, ein öffentliches Amt zu bekleiden. Man spricht von der Gefährlichkeit eines Staates im Staate. Wohl. Der „*Beamtenstand*" ist ein Stand in den Ständen, und darin liegt wohl noch eine weit größere Gefahr.

Bei den natürlichen Ständen schließt ein Stand den andern aus. Es kann niemand Edelmann, Bürger, Bauer und Proletarier zu gleicher Zeit sein. Bei den gemachten, unechten Ständen ist das keineswegs der Fall. Der Gelehrte, Beamte, Geistliche, Soldat ꝛc. läßt sich recht gut gleichzeitig in derselben Person vereinigt denken. Ja manche dieser Berufsarten setzt wohl gar ausdrücklich das Vorhandensein einer andern voraus.

Solange der Eintritt in ganze Klassen von Staatsämtern gewissen bürgerlichen Ständen ausschließend vorbehalten war, erschien hierin wenigstens ein Ansatz zur Bildung eines besonderen Beamtenstandes gegeben, solange überhaupt die Gesellschaft das Höhere war und der Staat das Untergeordnetere. Mit unserem modernen Begriff von der Stellung der Gesellschaft zum Staate verträgt es sich aber durchaus nicht, daß der Beruf des Staatsdienstes zugleich eine sociale Besonderung darstelle. Daß aus jedem wirklichen Stand Leute in den sogenannten Beamtenstand treten, ist die Regel. Daß das Glied eines wirklichen Standes in einen andern wirklichen Stand übertrete, ist eine sehr seltene Ausnahme. Ein Bürger kann sich adeln lassen, aber ein Edelmann im socialen Sinne wird er darum noch lange nicht. Ein Bauer, der das große Los gewinnt und in die Stadt zieht, um von seinen Renten zu leben, mag wohl den ganzen Rest seines Lebens aufwenden, um den Bauernstand

vollends von sich abzustreifen, und wird doch damit nicht fertig. Erst dem Sohne gelingt es in der Regel, den Uebergang von einem Stande zum andern, worin der Vater stecken geblieben ist, zu vollenden. Noch schwieriger ist es aber für den Edelmann, ein Bürger zu werden, oder gar für beide, zu dem naiven Stande des Bauern zurückzukehren. Ackerbau treiben können beide wohl, verbauern können sie auch nicht unschwer, aber wirkliche, vollwichtige Bauern zu werden, wird ihnen in Europa niemals gelingen. Nur in den Urwäldern Amerikas ist es möglich, daß Edelmann und Bürger wieder ganze Bauern werden. Aber dort müssen sie auch vorerst Lesen und Schreiben, wohl gar ihre Muttersprache verlernt, sie müssen ihre ganze alte Gesittung untergeackert haben, ehe der neue Bauer aufkeimt. So tief sitzt der wirkliche Standesunterschied in des Menschen innerster Natur! Nur zu einem Stande ist der Uebergang allen andern Ständen gleich leicht gemacht, und sie brauchen deshalb nicht nach Amerika zu gehen: zum Proletariat! Proletarier kann jeder werden, noch leichter als Beamter. Aber das Proletariat ist auch noch kein fertiger, es ist erst ein werdender Stand: die Verneinung und Auflösung der Stände als positive sociale Thatsache. Der Uebergang von einer Form der gesellschaftlichen Gesittung zur andern ist erstaunlich schwer, der Uebergang zur Vernichtung aller socialen Kultur erstaunlich leicht. Weitab liegt ein Stand dem andern, nur der Stand des Elendes liegt allen gleich nahe.

Durch die sociale Fiktion eines eigenen Beamtenstandes war das politische Phänomen der Bureaukratie erst möglich gemacht. „Bureaukratie" ist ein über die Maßen bezeichnendes Wort. Aus Französisch und Griechisch zu sprachlicher Krüppelbildung malerisch zusammengekuppelt, bedeutet es nicht einmal Schreiberherrschaft, sondern „*Schreibstubenherrschaft*". Darin ist ihr ödes mechanisches Wesen vortrefflich erfaßt. Die politischen Thaten der Bureaukratie darzustellen ist ein um des Pikanten willen äußerst verführerisches Thema. Wir haben hier die Bureaukratie bloß als sociale Erscheinung ins Auge zu fassen.

Wenn die Regierungen seit dem Anbruch der neueren Zeit ein zäh beharrliches Streben aufgeboten haben, um einen eigenen Beamtenstand und daneben einen eigenen Soldatenstand herauszubilden, so lag dieser Politik principiell eine ganz richtige Voraussetzung zu Grunde, sie griff nur fehl in der Wahl des Gegenstandes und der Mittel. Richtig war der leitende Gedanke, daß jede Regierungspolitik eine bestimmte sociale Macht herausgreifen müsse, um in derselben ihren besonderen materiellen Rückhalt zu finden. Verkehrt die Anwendung, daß man nun, statt sich auf die historisch gewordenen, natürlichen socialen Gruppen zu stützen, die freilich unter Umständen etwas eigenwillig und widerspenstig sein mochten, sociale Gruppen künstlich machte, deren Willfährigkeit die Regierenden unter allen Umständen versichert zu sein glaubten. Es liegt etwas Kühnes in diesem Verfahren, aber eine Kühnheit, die über Naturgesetze hinausstrebt, ist Vermessenheit. So gemahnt der auf höheren Befehl gezeugte Beamten- und Soldatenstand an Wagners Homunculus:

> „Der zarte Punkt, aus dem das Leben sprang,
> Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
> Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen,
> Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen:
> Die ist von ihrer Würde nun entsetzt."

Der Beamten- und Soldatenstand ist von oben her künstlich gelöst worden vom Gesellschaftsbürgertum, sorglich eingehegt als Stand in den natürlichen Ständen. Die Rangordnung des Offiziers zählt nach ganz anderen Normen als die der natürlichen Rangstufen des übrigen gesellschaftlichen Lebens, und auch der jüngste bürgerliche Unterlieutenant und Fähndrich ist ausnahmsweise hof- und tafelfähig. Bis auf unsere Tage nahm man in die Kadettenschulen hie und da nur die Söhne bestimmter Rangklassen auf. Bürgerlichen Offizieren ist die Ehe mit allzubürgerlichen Bräuten geradezu verwehrt worden. Das

geht über die „organische" Gliederung der Gesellschaft hinaus. Ausschließende Beamten- und Militärkasinos wurden von oben her aus social-politischen Rücksichten gerne gesehen. Nicht bloß die Offiziere, auch die Beamten sollten ihren Dienstrock zugleich als Standestracht tragen. Noch am Vorabend der Märzbewegung hat es der Regierung eines deutschen Kleinstaates großen Kummer gemacht, den sie in einem damals durch alle Blätter gehenden Reskripte niederlegte, daß die Staatsdiener den unmodisch gewordenen dreieckigen Diensthut nicht mehr tragen wollten, noch den Dienstdegen, der doch weder zum Hauen noch zum Stechen gut war.

Die menschliche Natur müßte eine ganz andere sein, wenn solche Aussaat überall hätte auf steinigen Boden fallen sollen. Der Begriff des Standes löste sich auf in den Begriff des Ranges. Jener rangsüchtige Kastengeist, den man den natürlichen Ständen häufig mit Unrecht vorwirft, trat in diesen künstlichen als die Regel zu Tage. Vornehme, standesstolze Leute und Beamte nimmt der Bauer noch vielfach als gleichbedeutend. Statt der historischen Gruppen zerfiel dem Beamten die ganze Gesellschaft in zwei große Halbschiede: „Dienerschaft" und „Bürgerschaft". Für die „Dienerschaft" ward dann auch die prächtige Bezeichnung der „Honoratioren" erfunden, ein Epigramm in einem einzigen Worte.

In der vormärzlichen Zeit brauchte der Beamte, welcher eine Familie gründen wollte, in vielen deutschen Staaten nicht einmal irgendwo Gemeindebürger zu sein, er war bloß Staatsbürger in abstracto, er nomadisierte unter dem Zelte des Staates und bedurfte des festen Daches in der Gemeinde nicht, während bei jedem andern das Staatsbürgerrecht erst einen Sinn, erst seine praktische Bedeutung dadurch bekam, daß das Gemeindebürgerrecht hinzutrat. Die Aufhebung dieses Mißverhältnisses ist ein großer socialer Fortschritt gewesen.

Es galt vielfach für staatsklug, gerade die jüngeren, die ärmeren Beamten recht häufig zu versetzen, damit sie sich an

keinem Orte recht einbürgerten, damit sie, bürgerlich heimatlos, bloß im Staate schlechthin sich seßhaft dächten. Aus demselben Grunde liebte man es, katholische Beamte in protestantische Landstriche zu schicken und umgekehrt. Aber statt den mittellosen Beamten loyaler zu machen durch diese kostspielige Heimatlosigkeit, durch dieses unstäte Umherziehen, über welchem nur die dunkle höhere Macht unberechenbarer Ministerialverfügungen ihre regelnde Hand hielt, stempelte man ihn vielmehr zu einem Kandidaten des vierten Standes!

Diese Organisierung des Beamtentums als eines eigenen Standes gemahnt auffallend an das Vorbild der kirchlichen Hierarchie. Aber im Beamtenstande gilt kein Cölibat. Wenn darum der Klerus nur als das unfertige Bruchstück eines besonderen Standes sich darstellt, so mag die Bureaukratie immerhin auch einen ganzen Stand bilden, aber es ist ein Stand, der sich zu den natürlichen Ständen verhält, wie der Homunculus, den Wagner in der Phiole destilliert, zu dem natürlich gezeugten Menschen. Selbst der arme Beamte wendet in der Regel seinen letzten Pfennig auf, um seinen Sohn wieder in den Staatsdienst zu bringen. Das ist an sich nicht zu tadeln, aber zu tadeln ist der dem Kastengeiste entspringende Gedanke, welcher im Staatsdienste lediglich eine privilegierte Versorgungsanstalt sieht. Namentlich sind es die Mütter, die schon frühzeitig den Söhnen den unsittlichen Gedanken einzuimpfen wissen, daß der Staatsdienst ein Mittel zum Zweck — dem Zwecke der mit Pensionen und Witwengehalten verbrieften Existenz sei. Diese durch das wohlbestandene Examen für alle Zukunft kampflos gesicherte Existenz ist recht eigentlich das goldene Kalb, um welches das bureaukratische Philistertum anbetend tanzt.

In der römischen Kaiserzeit tauchte das Luftbild eines besonderen Staatsdienerstandes zum erstenmale auf. Unsere Geschichtschreiber finden dort in dieser Thatsache ein Wahrzeichen, daß eine ganze Nationalentwickelung ihrem Bankerott entgegenging. Und in der Gegenwart —?

Die gemachten, unechten Stände und das ungeheure sociale Wirrsal, welches sich an ihre Scheinexistenz knüpft, haben nicht nur das Meiste dazu beigetragen, auch jedes Zurückgreifen auf die natürliche Gruppenbildung unpopulär zu machen, sie haben zugleich zu den zahllosen praktischen Verirrungen der socialen Reformversuche geführt. Wie man hier Standesgebilde vor sich sah, bei denen willkürlich von außen das Krumme gerade gereckt, das Ueberwüchsige zugestutzt werden konnte, so glaubte man auch mit dem gleichen Verfahren den natürlichen Ständen sich nähern zu können, während dieselben doch höchstens einen leisen Anstoß zur eigenen Entwickelung von innen heraus dulden.

Um die alte edle Selbstbeschränkung der einzelnen Stände in Bedürfnissen, Sitten und Bräuchen wieder zurückzuführen, brachte im Jahre 1819 ein hochgestellter Redner in der ersten badischen Kammer folgenden historisch merkwürdigen Antrag ein:

„Wenn ich auch die Einführung einer Nationaltracht hier nicht in Vorschlag bringe, indem die hie und da schon angestellten Versuche bis jetzt nicht geglückt sind, und wir auch nicht eine Nation in dem Grade noch bilden, um eine derartige Einrichtung für jetzt wenigstens mit Erfolg für ganz Deutschland hoffen zu können, so dürften doch allgemeine Bestimmungen in jedem einzelnen Bundesstaate darüber notwendig werden: Welche Art von Kleidung und aus welchen Stoffen bestehend jedem Stande und jedem Geschlechte zu tragen erlaubt sei? Wer berechtigt sei, Wagen und Pferde zu halten und wer nicht, und welcher Gattung von Möbeln sich jede Klasse bedienen dürfe, wobei immer eine billige Rücksicht bei der deshalb zu entwerfenden Klassifikation auf die vermögenderen nicht Berechtigten zu nehmen, und bei diesen unter gehöriger Nachweisung ihrer guten Vermögensumstände eine Ausnahme von der Regel zu machen sein würde.“

Hier haben wir den ganzen Spuk der unechten Stände. Was man dem „Beamtenstand“ wohl vorschreiben mag, daß

er nämlich einen eigenen Standesfrack trägt, das wollte der Redner nun auch dem „Bürgerstande" vorschreiben. Warum auch nicht?

War es möglich, vor dreißig Jahren eine solche sociale Kur zur Zurückführung der alten Selbstbeschränkung der Stände im Ernste noch vorzuschlagen, dann können wir in der That stolz sein auf die großartigen Fortschritte, welche die Wissenschaft vom socialen Leben inzwischen gemacht hat.

Viertes Kapitel.

Das Bürgertum im politischen Leben.

Das politische Gebilde des konstitutionellen Staates ist hauptsächlich von dem Bürgertum herausgearbeitet und verfochten worden. Mag man sich Ursprung und Form des Konstitutionalismus noch so verschiedenartig denken, im Wesenhaften wird er immer auf den Gedanken zurücklaufen, daß im Staatsleben der Gesellschaftsbürger im Staatsbürger aufgehen müsse. Dem Bauer ist das sehr gleichgültig, dem Proletarier höchstens eine mißverstandene und mißbrauchte socialistische Wahrheit, dem Aristokraten eine Irrlehre. Der Bürger dagegen, der sich als die zum politischen Bewußtsein gekommene überwiegende Masse der modernen Gesellschaft weiß, wird bei dem nivellierten Staatsbürgertum am besten seine Macht erproben. Jede politische Frage ist eine Machtfrage, dieweil wir nicht im tausendjährigen Reiche leben, wo alle Politik nach dem Naturrecht gemacht wird. Der Konstitutionalismus ist die Machtfrage des Bürgertums.

Das Aufleben des Konstitutionalismus und des modernen Bürgertums fällt historisch zusammen am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Von da an haben die konstitutionellen Ideen im Bürgerstande sich ununterbrochen fortgebildet, gemehrt, gezeitigt. Man mag über ihre Anwendung, mehr noch über ihre Alleinherrschaft verschieden gesinnt sein, das Recht sich geltend zu machen wird man diesen Ideen nicht mehr wegdisputieren können.

Der Konstitutionalismus, als die Lehre der politischen Mitte, der bewegenden Mitte, entspricht dem Bürgerstande als dem Mittelstand. Das gegenseitige Abwägen der Machtvollkommenheit der Staatsgewalten entspricht der Skrupulosität des Bürgers. Ein nie ganz zum Ziele führendes und doch auch nie ganz resultatloses Ringen um den Besitz der Macht liegt den verschiedenen konstitutionellen Gewalten gleich nahe; durch die flüssigen Gegensätze erhält sich der Staat lebendig, den ausschließenden Besitz der Macht hat niemand. Das ist bürgertümlich. Aber verhehlen wir es uns auch nicht, daß der Konstitutionalismus dem politischen Philistertum ebenso nahe steht als der Bürger dem socialen Philister.

Ohne das Bürgertum würden dem großen Bilde der Gesellschaft die Mitteltinten fehlen. Die Maler wissen aber, daß nicht die ungebrochenen Farben, sondern gerade die Mitteltinten, welche immer die vorwiegende Masse bilden werden, zumeist entscheidend sind für den Ton des ganzen Gemäldes.

Rettende Thaten widerstreben dem Geiste des Bürgertums, namentlich, wenn sie statt der Ausnahmen zur Regel werden. Die Art des Erwerbes des politischen Rechtes steht dem echten Bürger höher als die Thatsachen des Erworbenen selber. Die bürgerlich liberale Partei ist schon oft darum erlegen, weil sie mit dem Verfolgen einer formellen Verfassungspolitik im entscheidenden Augenblick nicht abzubrechen wußte. Eine nicht unrühmliche Niederlage. Die Politik der Aristokratie ist gleichsam ein überliefertes historisches Besitztum; zur Bewahrung derselben angesichts der Revolution sind ihr die rettenden Thaten viel näher gelegt. Andererseits ist das demokratische Proletariat lediglich auf die rettenden Thaten angewiesen, denn es hat noch gar kein historisches Recht und nur was es sich nimmt, gehört ihm.

Die Stände sind nicht gleichbedeutend mit den politischen Parteien, darum ist es nicht gesagt, daß alle Bürger Scheu vor rettenden Thaten hätten oder überhaupt monarchisch-konstitutionell

gesinnt seien. Ich spreche nur von der Mehrheit und dem, was sie vertritt, nämlich dem Geiste des Standes.

Aus dem Schoße des deutschen Bürgertums ging der ideelle Anstoß zu der Märzbewegung von 1848 als einer nationalen und konstitutionellen Reformbewegung hervor. Es waren die Chorführer der bürgerlich-freisinnigen Partei, welche an der Spitze standen, ja es waren vorzugsweise jene bürgertümlichen Germanisten, denen wir oben schon einmal begegnet sind. Erst als die aus dem Boden aufwachsenden, auf proletarischen Anhang gestützten Republikaner mit „rettenden Thaten" eingreifen wollten, ward aus der bürgerlichen Reformbewegung ein Stück Revolution. Auf den damaligen klassischen Listen der „Volksforderungen" standen an vielen Orten ursprünglich nur die gemäßigten Punkte von den Männern der bürgerlichen Partei bezeichnet; von den Führern des Proletariats wurden erst bei der Debatte die maßlosen hineinkorrigiert.

Während die Männer des Vorparlaments in der Paulskirche berieten, prügelten sich die Parteigänger auf den Gassen Frankfurts um zwei Fahnen, auf der einen stand „Republik", auf der anderen „Parlament". So hörte man damals überhaupt häufig die bange Frage aufwerfen, ob sich das Volk für Republik „oder" Parlament entscheiden werde. In dieser drolligen Gegenüberstellung lag ein tieferer Sinn. Unter dem Parlament dachte man sich die verfassungsmäßige Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten im Anschluß an die bestehenden Rechtsverhältnisse und im Geiste eines freien Bürgertums, unter Republik die rettende That der socialen Demokratie. In dem Stichwort des Parlaments zielte der Bürger ganz richtig auf ein konstitutionelles Verfassungsleben der Nation als die beste Verbriefung seiner ständischen Hegemonie.

Als das Bürgertum die Märzbewegung wenige Tage lang noch allein im Zügel hielt, trug dieselbe einen durchweg idealen Charakter; viele Neuerungen waren vortrefflich. Als der vierte Stand das Bürgertum in der Praxis überrumpelte, herrschte

die gemütliche Anarchie. Weil Bürger, Bauern und Edelleute nicht vereint dem vierten Stande Widerpart hielten, kamen die Regierungen mit den Soldaten dazwischen. Durch das eigene Verschulden der Passivität wurden jene drei socialen Mächte gezwungen, zurückzutreten und verloren die Früchte des Sieges. Aber auch erst als das Bürgertum zurückgetreten war, konnte die Restauration kommen.

Leuchtet da nicht die Bedeutsamkeit einer socialen Politik, oder, um mißliebig zu sprechen, einer Standespolitik eindringlich genug hervor?

Der vielberufene Kammerliberalismus der vormärzlichen Zeit wurzelte im bürgerlichen Geiste, wohl auch etwas im Geiste des Philistertums. Nicht ohne Grund hat man ihn auch „Bourgeois-Liberalismus" genannt. Er trieb vorwärts, ohne selber von der Stelle zu kommen. Zu reden und zu raten lag ihm näher als zu thaten. Als parlamentarischer Heißsporn der formellen Verfassungspolitik unterschätzte er die socialen Mächte, ja das Interesse der Partei ging ihm wohl gar über die Interessen der Nation. Trotzdem bekundete dieser phrasenreiche Freisinn, dessen ehemaligen Einfluß auf die Menge man heutzutage, wo das alles anders geworden, leicht vergißt, den Trieb der socialen und politischen Bewegung im Bürgertum zu einer Zeit, wo alles öffentliche Leben versumpfte. Wenn uns die positiven Ergebnisse, welche diese Richtung erzielte, vielfach nicht behagen, so verkennen wir wenigstens keineswegs, daß sie sich durch das Aufrütteln der fast gänzlich eingeschlummerten socialen Mächte ein großes mittelbares Verdienst erwarb.

In erhöhtem Grade setzte sich dieselbe Richtung mit all ihren Gebrechen und Vorzügen auch in den beiden Revolutionsjahren fort. Dieser konstitutionelle bürgerliche Liberalismus charakterisierte gerade in selbiger Zeit zu treffend den inneren Zwiespalt im deutschen Bürgertum, als daß ich mir versagen könnte, seinen damaligen politischen Ideenkreis in einigen drastischen Zügen anzudeuten.

Der bürgerliche Liberalismus wollte Fürsten — aber nicht von Gottes Gnaden. Konstitutionelle Monarchie, aber doch zugleich eine demokratische — „auf breitester demokratischer Grundlage". Einen König, der herrscht, aber nicht regiert. Der freisinnige Bürger war froh, daß es nebenbei noch Fürsten gab, er erschrak aber, als der König von Preußen beim Kölner Dombaufeste laut sagte, es gebe noch Fürsten. Er wollte eine Kammer, die den Minister in die Tasche stecken könne, aber darum doch nicht selber regiere. Politische Vertretung der Gesellschaft im allgemeinen — aber nicht im besonderen. Eine Republik in Frankreich, damit die deutschen Fürsten Respekt vor dem Konstitutionalismus behalten möchten. Deutsche Grundrechte — aber mit Ausnahmen. Religionsfreiheit, aber keine Jesuiten, Klöster und Freigemeindler. Volksbewegung, Volksforderungen, Sieg des Volkes — aber keine Revolution. Bürgerwehr, aber keine allgemeine Volksbewaffnung. Bürgerliche Ministerien. Als dieselben geschaffen waren, wurden sie übrigens von dem bürgerlichen Liberalismus im Stiche gelassen. Der Philister that dies aus Neid, aber viele gute Bürger aus ebenso ehrlichen als unpraktischen Zweifeln, aus kritischer Gewissenhaftigkeit. Beamte und Soldaten sollte es geben, aber keinen Beamten- und Soldatenstand. Man wollte, wie der beliebte Kunstausdruck lautete, gleich weit entfernt bleiben „von der Anarchie wie von der Reaktion". Dadurch verfiel man zuerst der Anarchie und nachher der Reaktion. Durch den Drang, nach beiden Seiten gerecht zu sein, durch die Konsequenz der Doktrin, wo doch die gegebenen Thatsachen keineswegs gleich konsequent blieben, ging alles Spiel verloren. Wer die Geschichte des deutschen Bürgertums auch in früheren Jahrhunderten nachschlägt, wird finden, daß es sich unzähligemal aus gleich edlen Motiven gleich tragische Schicksale bereitete. Der bürgerliche Liberalismus forderte die deutsche Einheit, aber unbeschadet des bestehenden Sondertums. Mediatisierungen, über deren Grenzlinien niemand einig werden konnte. Oder es war auch kleinstaatlicher Individualismus und

großstaatliche Centralisation einem und demselben Manne gleich verhaßt. „Patrioten“ wünschten die Niederlage der Deutschen auf den Schlachtfeldern in Ungarn, damit die neue Verfassung der Deutschen auf dem Papier keine Niederlage erleide.

Man muß nicht meinen, daß dieser stete Gegensatz von Vorwärtsdrängen und Zurückhalten wie bei einem Divisionsexempel mit gleichen Faktoren in Null aufgehe. Im einzelnen mag die Bewegung resultatlos geblieben sein, aber die Thatsache, daß die Bewegung überhaupt bestand, ist das wichtigste und unumstößliche Resultat.

Der echte Bürger blieb sich getreu in seinen Zweifeln, in seiner theoretischen Gewissenhaftigkeit. Der Philister, auf Fallstaffs Katechismus über die Ehre gestützt, konnte viel thatkräftiger erscheinen, denn er lief überall der Macht nach und schlug los, wo er sich sicher wußte.

Darum trat das Bürgertum in eine Bewegung, die es doch selber großenteils hervorgerufen, dennoch keineswegs bedeutsam in den Vordergrund. Das ist bei ihm allezeit nicht anders gewesen. Dem Bürgerstande, wo er als eine Macht der socialen und politischen Bewegung auftritt, fällt nicht die glänzende ritterliche Rolle der Aristokratie zu, nicht die abenteuerlich kecke des Proletariats, nicht die gemütliche des Bauern. Er muß durchfechten und hat nicht Ehre noch Gewinn davon, vielmehr gar häufig Spott und Hohn wegen seiner unpraktischen Gewissenhaftigkeit, seines linkischen, ungeschickten Anstellens. Zu einer künstlerischen Figur taugt der in den Kämpfen des öffentlichen Lebens sich abmühende Bürger fast gar nicht, Proletarier, Bauer und Edelmann sind da dem Dichter und Maler zehnmal ausgiebigere Gestalten. Der Bauer schiert sich in Revolutionszeiten den Teufel um Grundsätze; was ihm für seine Verhältnisse im kleinen und großen vorteilhaft scheint, sucht er sich herauszuholen. Der liberale deutsche Bürger ficht so lange für Grundsätze, bis alle anderen sich hinter seinem Rücken in den realen Nutzen geteilt haben. Er kann Staatsumwälzungen

anspinnen, aber er kann sie nicht ausbeuten, ganz wie die Männer des bürgerlichen Gewerbes in Deutschland industrielle Erfindungen machen, damit andere Nationen den Vorteil davon ziehen.

Im Mai 1849 trat in Frankfurt ein Kongreß der konstitutionellen und Bürgervereine Süddeutschlands zusammen, um über das Verhalten dieser zahlreichen Klubs des liberalen Bürgertums bei den damaligen „Reichsverfassungskämpfen“ Rats zu pflegen. Als der Kongreß eben eröffnet werden sollte, platzte die Nachricht von dem Ausbruch der Empörung in Karlsruhe und Rastatt, von der Flucht des Großherzogs von Baden wie eine Bombe in die Versammlung und die badischen Mitglieder beschlossen, sofort wieder nach Hause zu gehen. Das war menschlich, denn die Leute besaßen Haus und Familie. Proletarier dagegen würden nun erst recht auf dem Kongreß geblieben sein. Bauern wären vermutlich auch abgezogen, hätten aber wohl lieber den ganzen Kongreß gleich mit nach Baden genommen, weil sich selb fünfzig jene knurrende Defensive, die oberste Bauerntaktik, sicherer durchführen läßt als selb zwei oder drei. So war also der Kongreß von vornherein gelähmt. Nun beriet man sich über einen Anschluß an die demokratischen Märzvereine „zur Durchführung der Reichsverfassung“. Es gedenkt dem Verfasser noch sehr lebhaft, daß ein Redner auftrat, denn er selber war dieser unglückliche Redner, den man auslachte, weil er warnend darauf hinwies, daß bei ihm zu Lande die bürgerlich Konstitutionellen durch einen ähnlichen „Anschluß“ erst kürzlich von der Demokratie ins Bockshorn gejagt worden seien. Es war sicherlich klug, zu lachen, denn warum hatten sich jene auch ins Bockshorn jagen lassen? Die also lachten, wünschten übrigens vielleicht in ihrem stillen Sinn die Reichsverfassung samt allen Märzvereinen dahin, wo der Pfeffer wächst. Sie beschlossen aber doch den „Anschluß an die Märzvereine zur Durchführung der Reichsverfassung“. Denn um der Ehren- und Gewissenssache der politischen Konsequenz willen mußten sie zu der Reichs-

verfassung halten, und an sich war gegen den Wortlaut der
demokratischen Programme zur „Durchführung" dieser Verfassung
durchaus nichts einzuwenden. Man sah, welchem Abgrund man
zueilte, man wußte recht gut, daß hinterdrein lediglich die De-
mokraten lachen würden, blieb aber doch „bei den Grundsätzen"
stehen. Das war bürgerlich. Tief bewegt verließen wir diesen Kon-
greß: er hatte im kleinen Raume das ganze Drama dargestellt,
welches der bürgerliche Liberalismus während jener Jahre auf
der großen Bühne der vaterländischen Geschichte abspielen sollte.

Um folgerecht in den Grundsätzen zu sein, spricht man auch
in neuester Zeit (1851) immer wieder von einem Anschluß des
Restes der konstitutionellen Partei an die Demokraten. Man
sieht voraus, daß die konstitutionelle Partei ruiniert würde, falls
ein solcher Bund zustande käme. Man unterschätzt nicht die
Breite der Kluft, welche die sociale Frage zwischen beiden Par-
teien aufgerissen hat. Aber steif stehen bleiben bei schulgerechten
Grundsätzen, das ist Bürgertrotz, steif stehen bleiben bei der Sitte
Bauerntrotz, beim geschichtlich überlieferten Rechte Adelstrotz, und
steif stehen bleiben bei der absoluten Majestät des Elends, wel-
ches Bürger, Bauern und Barone zusammen auffressen werde,
der Trotz des vierten Standes.

Es ist dermalen sehr wohlfeil geworden, auf die „Pro-
fessoren" zu schelten. Man versteht darunter jene Politiker der
Schule, welche, statt von der Thatsache des Volkslebens aus-
zugehen, wie es nun einmal historisch geworden vorliegt, und
statt von der jeweils gegebenen politischen Weltlage, von den
allgemeinen Sätzen ihrer meinetwegen vortrefflichen Lehre aus-
gehend, das kranke öffentliche Leben kurieren wollten. Man ver-
gesse nicht, daß diese Professoren bei dem gebildeteren Bürgertum
die Autorität ersten Ranges gewesen sind. Man vergesse auch
nicht, daß fast alle die größten reformatorischen Geister des neueren
Bürgertums von Luther bis auf Lessing und Goethe gar viel
und just nicht das schlechteste von dieser Professorenart an sich
gehabt haben. Nur vergaßen die „Professoren" der letzten Jahre

über dem gebildeten Bürgertum die Gesamtheit der Gesellschaft;
im Besitze so vieler Wissenschaften übersahen sie die „Wissenschaft
vom Volke", sie vergaßen, daß es auch noch Proletarier, Bauern
und Edelleute gibt, und es war kein König von Preußen da,
der sie, wie die Demokraten an die Existenz der Fürsten, an die
Existenz dieser Mächte erinnert hätte.

Nicht alle Bürger huldigten dem konstitutionellen Fortschritt
dieser Schule. Aber echt bürgerlich ist es, daß keiner dem
„Fortschritt" als solchem abhold sein will, nur denkt sich jeder
bei diesem Fortschritt etwas anderes. Es gibt höchst konservative
Bürger, nicht vereinzelt, sondern in großen Gruppen, die noch
lange nicht bis zum Konstitutionalismus gekommen sind. Aber
gleich mächtig ist im ganzen Bürgerstande das tiefgewurzelte
politische Rechtsbewußtsein, welches sich weit eher mit einer miß-
lichen Politik der Verfassungstreue befreundet als mit einer noch
so erfolggekrönten Politik der Gewalt. Wenn der französische
Dichter seinen König als einen Bürgerkönig preist, der die Fran-
zosen *gezwungen* habe, glücklich zu werden, so wird der deutsche
Bürger schwerlich viel bürgerliches an solch sanftem Zwange
finden. In der meisterlichen Scene im Egmont, wo der ver-
soffene Schreiber Vansen, so ein Stück von einem litterarischen
Proletarier alten Stiles, die Bürger aufstachelt, geht er von
dem „Herkommen, den Rechten des Regenten und der Staaten
und Provinzen" aus. Sowie er von den „Landrechten" und
ihrer Verletzung spricht, werden die Bürger mißtrauisch, denn
„*die alten Fürsten haben's auch schon probiert*", wie
Soest, der Krämer, sagt. Die Exegese der alten gesetzlichen Frei-
heiten und Privilegien, welche Vansen zum besten gibt, wird
mit den Ohren verschlungen von dem lauschenden Volk. Und
als er endlich beteuert: „Ich will's euch *geschrieben* zeigen,
von zwei-, dreihundert Jahren her" — da geht der Lärm los
und die Bürger rufen: „Und wir leiden die neuen Bischöfe?
Und wir lassen uns von der Inquisition ins Bockshorn jagen?
Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!"

Die ganze Kraft, die ganze Schwäche des Bürgertums ist in dieser Scene unübertrefflich gezeichnet.

Möchten unsere Staatsmänner nicht vergessen, daß dieses zähe Festhalten des Bürgers am geschriebenen Recht, das vorzügliche Gewicht, welches er der formell exakten Fortbildung der formellen Politik beilegt, ganz derselbe ehrenfeste Charakterzug ist, der als die formellste Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel den Bürgerstand reich und stark gemacht hat. Die „rettende That“ läßt sich der friedliebende Bürger in der höchsten Not, wenn es dem Staate und der Gesellschaft an Hals und Kragen geht, wohl auch einmal gefallen; aber in ruhigeren Zeiten tasten sie an das kaufmännische Rechtlichkeitsgefühl des Bürgers. Wenn man öffentliche Verträge so ohne weiteres einseitig auflösen kann, warum sollte man nicht auch unbequeme Privatverträge einseitig lösen dürfen? Das ist eine ganz einfache bürgerliche Frage.

Es ist dieses kaufmännische Rechtlichkeitsgefühl des Bürgertums in der Politik dafür gesetzt, daß die Wahrung der politischen Formen als ein Damm gegen allerlei Willkür feststehen bleibe, und wir sehen mit Freuden, wie diese bürgerliche Richtung mehr und mehr bei allen Ständen Eingang findet. Aber einseitig ist die Auffassung, daß mit diesen Formen nun auch schon irgend eine positive Politik geschaffen sei. Solche Einseitigkeit hängt vielen Konstitutionellen an.

Das Bürgertum sieht sich überall gesamthaftbar verbunden in dem Einstehen für die formelle Rechtlichkeit des Verfassungslebens. Der realistische Bauer weiß nichts von dergleichen einigenden politischen Kerngedanken des Standes. Bürger und Bauer sind überhaupt die entschiedensten socialen Gegensätze. Wenn einmal die Ausebnung der Gesellschaft wiederum einen großen Ruck vorwärts machen würde, wenn die gegenwärtigen natürlichen Gruppen sich nochmals zusammenzögen, dann würden wohl immer noch zwei Hauptschichten übrig bleiben: Bürger und Bauern.

In dem Festhalten an dem Gedanken des Rechtsstaates mag ebensogut eine konservative als eine liberale Tendenz liegen. Der Doppelnatur des Bürgertums ist hier wiederum der freieste Spielraum gelassen, und die aus dem Bürgerstande hervorgehende Neuerung wird immer nur mäßigen Schrittes vorwärts schreiten. Was das Bürgertum erringt, ist meist scheinbar gering, aber es bleibt auch sitzen. Man mag z. B. die Reformen des Gerichtswesens aus den letzten Jahren (1848 und 1849) noch hie und da beschneiden und verkürzen, ganz wegtilgen wird man sie niemals wieder. Darum ist es die größte Kunst des Staatsmannes, der social und politisch bewegenden Kraft des Bürgertumes Zugeständnisse zu machen, nämlich die rechten Zugeständnisse und zur rechten Zeit. Je genauer dieser Punkt getroffen wird, um so konservativer wird das Bürgertum. Dem Philister aber, den bald der Bewegungsschwindel, bald ein Stillstands- oder Rückschrittsgelüsten erfaßt, soll man niemals das mindeste Zugeständnis machen, denn je mehr man ihm zugesteht, desto unverschämter wird er. Hätten die Regierungen im Jahre 1848 in ihrer Herzensangst den Philistern nicht so viele Zugeständnisse gemacht, so würden die Bürger vielleicht die Kraft und den Mut behalten haben, die Bewegung, welche sie heraufbeschworen hatten, auch wieder zu bannen.

Fünftes Kapitel.

Resultate.

Als eine Ruine des alten Bürgertums ragt der Handwerkerstand in die moderne bürgerliche Welt. Ist der Bürgerstand das verkleinerte Abbild der modernen Gesellschaft, dann fällt dem Handwerker darin die sociale Rolle zu, welche der Bauer in dem großen Originalgemälde spielt. Der Handwerker ist der konservative Mann als solcher unter den Stadtbürgern. Er wird aber nicht konservativ bleiben, wenn er verarmt oder verkommt. Gerade wegen der einflußreichen Stellung der Gewerbe im Bürgertum ist das materielle Gedeihen des Kleingewerbes eine Lebensfrage für die erhaltende Politik. Reichtum hat noch keinen Bürger zum Demagogen gemacht, desto öfter die Armut.

Aber für den socialen Politiker hat der Gewerbestand noch ein ungleich tieferes Interesse. Hier sind nicht bloß Trümmer noch des alten Korporationswesens, an denen man studieren mag, sondern auch viele kräftige, lebensfähige Triebe eines gesunden Innungsgeistes, an welchen sich die pädagogische Kunst des Staatsmannes erproben kann.

Wo ist denn noch ein gleiches Genossenleben wie bei den Handwerkern? Und doch, wie locker erscheint dasselbe gegen früher? Aber die Innungen schließen sich unleugbar wieder fester zusammen, die Gewerbevereine mehren sich. Es ist in diesen Vereinen in Sachen der Reform des gewerbtreibenden Bürgertums schon manch ein Wort vom Stuhle des Handwerkers herab

gesprochen worden, welches die Weisheit der Katheder zu Schanden machte. Lange Zeit unterschätzte man das *sociale* Gewicht der Gewerbehallen, bis endlich die Londoner Weltindustrieausstellung mit einemmale den Leuten eine turmhohe Leuchte darüber aufsteckte. Bemerkenswert sind auch die jetzt so zahlreichen Versuche von Innungen oder auch nur von ganz losen gewerblichen Privatvereinen, Handwerkserzeugnisse auf gemeinsamen Verkauf zu fertigen. Die Kaufleute haben diesen Vorteil schon längst gekannt; die meisten großen Häuser sind durch gemeinschaftliche Unternehmungen das geworden, was sie sind. Die Handwerksmeister werden bald einen Schritt weiter thun, sie werden genossenschaftlich je für den gewerblichen Bestand des einzelnen einstehen müssen, wo jetzt einer des andern Verderben ist. In Westfalen sollen die großen ritterschaftlichen Grundbesitzer bereits hie und da begonnen haben, sich solidarisch zusammenzuthun, um ihre verschuldeten Standesgenossen von dem völligen Ruin und dem proletarischen Aufgeben des Grundbesitzes zu erretten. Kann das der Adel, dann kann es auch der Bürger. Dem Standesgeist des Adels hält er am sichersten die Wage, indem er ihn nachahmt. Wo aber die gewerbliche Genossenschaft des einzelnen Meisters Sicherheit geworden wäre, da würde auch bald wieder Gewerb und Stand seine Ehre werden. Und dies ist kein Kommunismus, sondern nur die alte goldene Wahrheit, daß sechs mäßig bemittelte Leute zusammen einen Reichen machen, aus dem mit der Zeit leicht sechs reiche Männer werden können.

Man beachte doch nur, daß der vormärzliche Polizeistaat, der gar keine Freiheit und am wenigsten eine absolute, gelten lassen wollte, die absolute Fessellosigkeit des Gewerbes ganz allein in seinen Schutz nahm. Das muß wohl eine bedenkliche Freiheit sein, die sich solcher Gönnerschaft erfreut. Der Polizei- und Beamtenstand fürchtete sich vor einem selbständigen und kräftigen Gewerbestande, und er wußte wohl, daß eine recht allgemeine Pfuscherwirtschaft der sicherste Zügel ist für bürgerliche

Gewerbe, einer von den Zügeln nämlich mit scharfem, ins Fleisch schneidenden Gebiß, mit denen man selbst das feurigste Roß zum lendenlahmen Klepper zügelt. Zunftmeister, die im Kreise der Gewerbsgenossen ihre Tüchtigkeit erprobt, sollte es keine mehr geben, sondern nur noch „Patentmeister", deren jeder, auch ungelernt, ein beliebiges Gewerbe treiben kann, wenn er sich nur für ein paar Gulden ein Patent löst und einen Gesellen hält, und ist er ein spekulativer Kopf, so kann er's auch mit einem halben Dutzend verschiedenartiger Gewerbe zu gleicher Zeit probieren. Das hieß eine Staatsprämie auf die Pfuscherei und Schwindelei setzen. Der Staat versteigerte seine Bauten und öffentlichen Unternehmungen an die Wenigstfordernden. Das war abermals eine Prämie auf die Schwindelei. Er ließ — und läßt — gewöhnliche bürgerliche Handwerke von Züchtlingen betreiben, und drückt durch solche Konkurrenz, die ihm kaum Arbeitslöhne kostet, den Verdienst des Bürgers herunter. Indem er den Verbrecher züchtigt, züchtigt er zugleich den redlichen Handwerksmann. Man muß in Ländern gelebt haben, wo man unter dem Aushängeschild der Gewerbefreiheit solche Politik trieb, um den Haß zu begreifen, der dort allgemein gegen diese Freiheit entbrannte. In solchen Ländern war es dann auch, wo die Handwerksmeister beim ersten Aufzucken der achtundvierziger Bewegung keine drängendere Frage kannten, als die Errettung von solch mörderischer Freiheit.

Es gibt alte, gewerbreiche Städte, in denen das alte Zunftwesen nicht untergegangen ist, wohl aber sich weiter gebildet hat zum Segen des Handwerks. Es gibt auch herabgekommene alte Reichsstädte, wo man heute noch an allem Zopf des alten Zunftwesens hängt und dasselbe in all seinen erstarrten Formen festhält. Dort ist gemeiniglich der Handwerker durch den veräußerlichten Innungsgeist ebenso träge, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt geworden, als er in den Ländern der absoluten Gewerbefreiheit träg, stümperhaft, verknöchert und mißvergnügt ist. Beide Extreme verderben den Gewerbestand.

Die Frage der Gewerbefreiheit ist keineswegs eine bloß nationalökonomische. Sie hat ebenso entschieden ihre sociale und politische Seite, und so gewiß der Volkswirt befugt ist, hier ein Wort mitzureden, so wenig steht ihm allein das letzte Wort zu. Man wähne doch ja nicht, als ob die Parteistimmen, wie sie heute für, morgen gegen die Gewerbefreiheit ungestüm erschallen, aus purem Eifer für Arbeit und Erwerb des Volkes redeten. Ueberall lauert der social-politische Hintergedanke. Der konservative Mann, welcher das Volk still und friedlich fortschreitend in poesiegeweihten alten Sitten erblicken möchte, den Bürger selbständig und eigenartig in seinen Genossenschaften, Gesellen und Lehrlinge sittlich gefestigt durch das Band der engeren Familie des Meisters und der weiteren Familie der Innung, wird für eine Reform der alten Gewerbegesetze reden, nicht aber für fessellose Gewerbefreiheit. Der Liberale dagegen, welcher die Zertrümmerung altbürgerlicher Sitte, die Ausgleichung politischer, örtlicher und Standesunterschiede als eine Bürgschaft nationaler Freiheit erkennt, die proletarische Schar selbständiger Miet- und Lohnarbeiter als die Hechte im Karpfenteiche des alten feisten Städtebürgertums, der Liberale, welcher überall nur nach möglichst raschem Umlauf der Ideen und Kapitalien fragt, wird für die Gewerbefreiheit schwärmen. Beide werden auch die volkswirtschaftliche Lichtseite ihres Glaubensbekenntnisses darzulegen wissen. Das letzte Motiv bleibt aber doch ein social-politisches. Und der Bureaukrat, welcher hinter seinem Schreibtische sieht, wie dem Mann im Monde der Bart wächst, folgt bald dieser, bald jener Ansicht, je nachdem die politischen Stürme mächtiger von der Rechten oder von der Linken blasen; er kann überdies aus seinen statistischen Tafeln heute beweisen, daß die Gewerbefreiheit, und morgen, daß die Bindung des Handwerks das Volkswohl am augenscheinlichsten fördere. Vorgefaßte Meinungen der Stämme und Städte und die gekreuzten eigennützigen Interessen einzelner Kreise der Gewerbe und des Publikums thun dann noch weiter das ihrige, um die Sachlage recht gründlich zu verwirren.

Doch erkennt man wenigstens immer allgemeiner, daß die Gesamtheit der Gewerbtreibenden selber über die Bedürfnisse ihrer Genossenschaft am besten Bescheid weiß. Wo die Behörden in Gewerbesachen urteilen und handeln müssen, da sollte ihnen immer ein technischer Beirat von Handwerkern begutachtend zur Seite stehen. Es ist in diesem Betracht in den letzten Jahren in vielen deutschen Ländern vieles gebessert worden. Der Beamte meint zwar gemeiniglich, der Schuster solle bei seinem Leisten bleiben, für seine Person glaubt er aber, nicht bloß mit dem Aktenleisten, sondern im Notfall auch mit dem Schusterleisten fertig zu werden.

Aus socialem Konservatismus sollten Gemeinden und Innungen bei dem Meisterwerden und der Niederlassung wenigstens zusehen, daß das notdürftige Kapital zum Gewerbebetrieb vorhanden sei. Neumodische Sentimentalität und Hoffart sieht in dem Gesellenstande nur das drückende Abhängigkeitsverhältnis und nennt diese Forderung in ihrer Strenge inhuman. Der „Geselle" heißt aber so viel als der „Genosse" des Meisters; lächerlicherweise wollen dagegen jetzt die Gesellen statt dieses viel ehrenwerteren und bedeutsameren Titels den der „Gehilfen" führen! Sonst gab es auch noch einen „Gesellenstolz", jetzt gibt es nur noch „Meisterstolz". Eines rechtschaffenen Meisters Gesell all sein Lebtage zu sein, ist lange so kein Unglück, als eines jämmerlichen Geschäftes Meister. Die Leute im Staatsdienste oder sonstwo sind oft froh, wenn sie nur Gesellen sein dürfen. Kann übrigens ein junger Handwerker Lohnersparnisse statt ererbten Vermögens nachweisen, so sollen sie ihm, wenn er um das Recht der Niederlassung anhält, bis zu doppeltem Betrage anzurechnen sein, weil nämlich Fleiß und Sparsamkeit auch ein schönes Kapital im Geschäfte ist. Das wäre zugleich echt „bürgerlich" gehandelt, nach dem Grundsatze unseres Standes, daß die Kraft, Reichtümer zu erwerben, ein größerer Besitz sei als der Reichtum selbst.

Wenn einer Meister werden will, so soll er auch eine

ordentliche Probe seiner Tüchtigkeit ablegen. Zum Meister gehört auch ein Meisterstück. Auch auf die besten Zeugnisse hin, daß der Meisterschaftskandidat so und so viele Jahre Lehrling und Gesell gewesen, soll ihm das Meisterstück nicht geschenkt werden. Aber auch die Meister selber soll man auf ihre Tüchtigkeit ansehen, und nur den tüchtigsten fremden Meistern sollten die Gemeinden die Einbürgerung freigeben.

In der Gründung von Gewerbeschulen und Vereinen hat die neuere Zeit bereits Großes gewirkt. Wenn der Staat hierin den Gewerbekorporationen nur nicht hemmend entgegentritt, so ist schon das Beste gewonnen. Der Bauersmann wird niemals so gescheit sein, ganz aus eigenem Antrieb sich genossenschaftlich zusammenzuthun, um dergleichen Institute zur Förderung seiner ökonomischen Verhältnisse zu gründen. Dagegen hat er in anderen Dingen wieder vor den übrigen Ständen seinen aparten Verstand. Das sind eben die Gegensätze der socialen Bewegung und des socialen Beharrens. Zur Zeit der alten Innungen hatte man Zunftversammlungen, wo die gemeinsamen Angelegenheiten des Gewerbes zu gegenseitiger Lehre und Förderung besprochen wurden; man hatte Schaustellungen der Meisterstücke, wo die Meister den Lehrlingen und Gesellen oft einen kritischen Unterricht gaben; selbst das Haus des Meisters war, in höherem Sinne als es jetzt sein kann, eine Schule für seine Leute. Wie viel von diesen trefflichen Bräuchen war verloren gegangen, und wie viel ist in der neueren Zeit durch die Gewerbe bereits wieder erobert worden! An solchen Thatsachen mag man zumeist die Macht des Fortschrittes im Bürgertum erkennen und ehren.

Ueber das Wandern der Handwerksgesellen ist bereits eine kleine Bibliothek zusammengeschrieben worden. Uns kümmert hier bloß der sociale Gesichtspunkt. Die Wanderjahre sind die Universitätsjahre des Handwerkers. Es ist die dringendste Gefahr vorhanden, daß der Geselle, welcher immer zu Hause bleibt, zum Spießbürger vertrockne, wohl gar zum socialen Philister entarte. Frische Luft ist das beste Heilmittel wider beides.

Viele, die wandern könnten, bleiben jetzt hinter dem Ofen sitzen; das würde vor fünfzig Jahren noch als eine Schmach angesehen worden sein. Darum frißt die Seuche des Philistertums auch im Gewerbestande von Tag zu Tag drohender um sich. Es war eine der äußersten Anmaßungen und zugleich eine der ärgsten social-politischen Verkehrtheiten des Polizeistaates, daß er den Handwerksburschen das Wandern ganz und gar verbieten wollte.

Solche und andere Hauptstücke zu einer aus dem Materiellen herausgearbeiteten socialen Festigung des Gewerbestandes sind just nichts Neues; sie sind aber auch nichts Veraltetes; denn sie sind großenteils noch immer — fromme Wünsche.

Die Partei der altständischen Restauration war dem Schutze der einheimischen Industrie vor der Ueberflutung durch die ausländische Konkurrenz nicht hold. Wiederum vorwiegend aus social-politischen Gründen. Die Industrie ist der geradeste sociale Gegensatz zum Grundbesitz. Insofern die altständische Partei ihre stärkste Spitze bei den adeligen Gutsbesitzern sucht, kann sie freilich keine sonderliche Freude haben an dem großen socialen Vorsprung, den die Uebermacht des modernen Industrialismus vor dem Bürgerstande gewonnen hat. Das zahlt dann wohl der Industrielle wieder heim, indem er gar keine ständische Gliederung gelten lassen will und am allerwenigsten den Regierungen gestatten möchte, daß sie dem geschlossenen großen Grundbesitz ähnlich Schutz und Gunst zuwenden, wie er sie doch für sich und seine Industrie fordert. Beide verfahren gleich einseitig, und das rechte Maß liegt in der Mitte. Der Staat muß jede berechtigte gesellschaftliche Macht und jeden Beruf zu stützen und zu fördern wissen. Es liegt so wenig im konservativen Interesse, durch unmäßige Schutzzölle den Handel und den Grundbesitz zu ruinieren, als es in diesem Interesse liegt, aus purer Besorgtheit um das Gedeihen der Gutsbesitzer der Industrie den notwendigen Beistand zu entziehen, der ihr mit mäßigem Schutze geleistet werden könnte.

Das ist der Fluch, welcher ebensowohl auf den Männern des abstrakt konstitutionellen wie des altständischen Staatsideals

lastet und jede Verständigung unmöglich macht, daß beide nur je eine Hälfte der gesellschaftlichen Mächte als berechtigt und vorhanden anerkennen wollen; für jene gibt es nur noch Bürgertum und Proletariat, für diese nur noch Bauern und Aristokratie.

Eine einseitig ins Uebermaß gesteigerte industrielle Entwickelung kann allerdings social gefährlich werden. Denn im Gleichgewicht aller wirtschaftlichen und socialen Mächte ruhet die nachhaltigste Lebenskraft der Nationen. Ich bin nicht der Ansicht, daß man lediglich das materielle Wohlbefinden der Nation auf seine äußerste Spitze zu treiben brauche, um dieselbe nach außen mächtig, im Innern kraftvoll und gesund zu machen. Die Industrie gleicht die Gegensätze in der Gesellschaft weit gründlicher aus als es alle socialen Theorien vermögen, und die einseitige und übermäßige Pflege des Industrialismus würde alle Individualität der Gruppen des socialen Lebens zerstören, was nur Erschlaffung und Verfall der Nation zur Folge haben könnte. Das stelle ich jenem rohen Materialismus entgegen, der die Blüte der Völker ausschließlich nach den Produktionsziffern mißt und kein weiteres Heilmittel der socialen Gebrechen kennt als Zölle, Handelsverträge, Fabrik- und Eisenbahnanlagen. Ich bin aber keineswegs der Ansicht, als ob sich die Industrie in Deutschland jetzt schon zu so verderblichem Ueberfluß gesteigert habe. Der Staat soll das Gefährliche im Industrialismus aufzuheben, das Segensreiche aber sich zu gewinnen wissen, und dies geschieht, indem er der Industrie jenen mäßigen Schutz gewährt, der ihr natürliches Gedeihen fördert, die übrigen Faktoren der materiellen und socialen Existenz aber nicht gefährdet.

In alten Zeiten drohten die Manufakturen und bürgerlichen Gewerbe dem Adel und den Fürsten nicht weniger als der Industrialismus dem modernen Staat. Die offene Feindseligkeit zwischen beiden war auch leider häufig genug vorhanden. Aber mitunter finden wir auch, daß die Fürsten den Bürger in ihr Interesse zogen, indem sie durch klugen Gewerbeschutz als seine Freunde, nicht als seine Gegner auftraten.

Jener Gewerbeschutz hat die alten Bürger so konservativ machen helfen; und gab ihnen kein kaiserliches oder fürstliches Privilegium solchen Schutz, dann wußten sie ihn schon selber sich zu schaffen. Man muß nur die alten Chroniken, dazu auch manche spätere Gesetzbücher und Landordnungen nachschlagen, da steht nicht nur von altmodischen Rechten und Freiheiten, sondern auch von einem Schutz der Arbeit alten Stiles zu lesen, der niemand beeinträchtigte. Die einschlagenden Maßregeln waren freilich für einen kleinen Haushalt berechnet und passen nicht mehr für unsere Verhältnisse. Aber der Grundgedanke paßt für uns, das Princip, durch einen, gleichviel ob materiellen oder ideellen Schutz von Gewerb und Industrie den Bürger stark und wohlgesinnt zu erhalten. Und wenn wir durch so manches ehemals reiche, jetzt verkommene alte Städtchen wandern, wo ehedem etwa viele reiche Gerber gewohnt, die ihr Leder auf hundert und mehr Stunden weit verführt, oder reiche Leineweber, oder Tuchmacher, oder Strumpfwirker, die mit ihren Warenballen auf keiner großen Messe gefehlt und jetzt lauter proletarische Spießbürger sind: dann mögen wir die Frage nicht vergessen, ob der Verfall, neben anderen Ursachen, nicht vielleicht gleichzeitig gekommen sei mit der Aufhebung des alten Gewerbeschutzes.

Ich will ein lehrreiches Exempel jenes altmodischen Verfahrens hierhersetzen. Der Nationalökonom darf darüber lächeln: der Socialpolitiker dagegen wird sich mittelbar manche Lehre daraus ziehen.

Vor ein paar hundert Jahren herrschte in den weiland nassau-oranischen Städten Siegen und Herborn ein großartiger Gewerbefleiß. Nah und fern auf den deutschen Handelswegen gingen die wollenen Tücher dieser zwei Städte. Wenn ein räuberischer Ritter einen rechten Fang thun wollte, dann paßte er den Herborner Tuchmachern auf, die zur Frankfurter Messe zogen. Nun muß man aber auch zusehen, wie die alten oranischen Grafen ihre heimische Wollenindustrie geschützt und dadurch den tüchtigen Bürgerstand sich bewahrt haben.

Die auswärtigen Manufakturen drohten im sechzehnten Jahrhundert das Land mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen; Lundisches Tuch, Kirsai und Sammet that den Stoffen der Siegener und Herborner Tuchmacher großen Abbruch. Da führte Graf Wilhelm von Nassau-Oranien eine ganz eigene Art von Schutzzoll ein, der freilich gerade so naiv erscheint, wie es die damaligen Zustände mit sich brachten. Er verordnete nämlich, daß fremdes Tuch zwar nach wie vor ins Land gebracht werden dürfe, allein — nur die einheimischen Tuchmacher sollten das Recht haben, es feilzuhalten, während die eigentlichen Kaufleute und Zwischenhändler nur inländisches Erzeugnis ausbieten durften. Das wäre gerade, wie wenn man jetzt keinen anderen als den deutschen Eisenproduzenten erlauben wollte, englisches Roheisen direkt zu beziehen. Sie würden sich wohl nicht allzu eifrig ihres Vorrechtes bedienen, und gerade so haben es die Herborner Wollenweber auch gemacht. So kam bald der Putz von fremdem Zeug stark aus der Mode und die Leute trugen wieder, was dem Bürger am besten steht, ein Kleid, das zu Hause gewoben war. Dann wurden aber auch die Tuchmacher immer geschickter. Denn anfangs mußten sie zwar noch die feinen Tücher aus der Fremde verschreiben, weil sie nie solche gefertigt hatten. Aber mit jedem Ballen, der herüberkam, sahen sie ihren Nebenbuhlern tiefer in den Profit, und nun ging ihnen erst recht ein Licht auf, wie viel besser es sei, wenn sie es selber versuchten, auch die feinen Stoffe zu weben. Die Verordnung wirkte wie ein Prohibitivzoll, ohne doch die schlimmste Wirkung eines solchen auszuüben, nämlich die Förderung der einheimischen Faulheit. Die Wollenmanufakturen nahmen lustig zu und der Erfolg zeigte, wie brauchbar jene Verordnung gewesen. Denn sie hat nicht bloß ein paar Jahre gegolten, um dann unter die alten Akten zu kommen, sondern sie blieb jahrhundertelang in Kraft und ist zu drei verschiedenen Malen erneuert worden.

Neben der ausländischen Konkurrenz hatten aber die oranischen Tuchmacher noch mit einer andern Gefahr zu kämpfen.

Die ausgezeichnete Wolle, welche man an der Sieg und Dill erzielte, führte fremde Käufer ins Land, die den Herdenbesitzern diesen Rohstoff für ausländische Manufakturen abkauften. Dadurch konnten die Siegener und Herborner Meister kaum mehr das nötige Material im Lande auftreiben. Ja manche gewissenlose Meister ließen sich sogar verleiten, die weit geringere Wolle der angrenzenden Gegenden zu verarbeiten und dies als echtes Herborner Fabrikat auszubieten. Dadurch war der Kredit beider Städte bedroht. Da erließ der obengenannte Graf eine andere Verordnung, welche die Tuchmacher schützen und doch den Wollproduzenten den Preis nicht verderben sollte. Um Pfingsten, hieß es, ist ein großer Wollmarkt abzuhalten, auf dem sich kein auswärtiger Käufer einfinden darf, bis die eingebürgerten Tuchmacher ihren nötigen Jahresbedarf gekauft haben. Damit aber die Bauern nicht in Geldnot kommen, weil sie auf diesen Markt warten müssen, sollen ihnen die gräflichen Rentmeister oder die Zunft der Tuchmacher schon vorher Vorschüsse auf ihre Wolle zahlen, wenn sie es verlangen. Ist der Markt überreich befahren, dann sollen die Rentmeister oder die Zunft auch über Bedarf Wolle aufkaufen, nur damit der Rohstoff im Lande verarbeitet und die Ehre des inländischen Tuches gewahrt werde. Und andererseits, damit nicht etwa ein Tuchmacher in Nachteil komme, weil er auf den Tag des Marktes vielleicht noch nicht so viel bares Geld zusammenbringen kann, um seinen Jahresbedarf zu bestreiten, hat die Zunft ihm das nötige Geld vorzustrecken. So waren die Herdenbesitzer gut gestellt, weil ihnen die Verwertung alle Zeit gesichert, ja durch die Berechtigung zu Vorschüssen gleichsam eine Prämie auf den Verkauf im Lande gesetzt war; die Tuchmacher aber doppelt gut, sowohl wegen des billigen Preises, als auch, weil eine plötzliche Geldverlegenheit ihr Geschäft nicht sofort ins Stocken bringen konnte.

Ich bin wahrhaftig nicht der Ansicht, daß es angehe, auch heute noch durch solche Maßregeln den Markt zu beherrschen, aber man kann sich an denselben wenigstens abmerken, daß der

Gewerbfleiß ehedem oft ganz anders nach innen und außen geschützt und gefördert war als jetzt; daß die Regierung wie die Gewerbegenossenschaft selber sich weit mehr zur solidarischen Haftbarkeit für das gewerbliche Gedeihen des einzelnen Bürgers verpflichtet fühlte. Aus diesem Bilde eines höchst patriarchalischen Kleinlebens heimelt uns wenigstens jener Hauch der Zufriedenheit und des Behagens in den Grenzen des gesicherten Berufes und Standes an, welche dem bürgerlichen Leben der Gegenwart fast ganz verloren gegangen ist.

Mit diesem Behagen im Stande ist der eigentliche Zauber des deutschen Bürgertums geschwunden. Sich stolz zu fühlen in der notwendigen Beschränkung seiner socialen Existenz ist eine wahre Bürgertugend. Wer besitzt sie noch? Von den Schranken nach oben will der moderne Bürger in der Regel nichts mehr wissen, die Schranken nach unten hält man dagegen in der That um so fester, je weniger man es vielleicht in der Rede Wort haben will. Darin liegt ein hoffärtiger Egoismus, sittliche Verderbnis. Der Mann des vierten Standes ist wenigstens so folgerecht, überhaupt keine sociale Schranke mehr gelten zu lassen. Das ist eine Phantasterei, aber sie kann ganz wohl einmal die Frucht einer idealen sittlichen Weltanschauung sein.

Der Staatsmann soll alles anregen und fördern, was den Bürger dazu bringen kann, sich wieder stolz und behaglich in den Grenzen seiner gesellschaftlichen Stellung zu fühlen. Obenan steht hier ein möglichst reiches Maß socialen Selfgovernments. Steins preußische Städteordnung hat in diesem Betracht herrliche sociale Lichtpunkte. Die Städte erhielten das Recht zurück, ihre Magistrate wieder aus sich heraus zu wählen. Die Stadtverordneten, gleichfalls aus der Wahl der Bürgerschaft hervorgegangen, standen als überwachende sachverständige Behörde neben dem Magistrat. Als höhere Korporation über den Städten stehen die Landschaften mit einer auf das ständische Princip gegründeten Selbstverwaltung. Dann erst kommt als Spitze des Ganzen die Nationalvertretung.

Die zahlreichen Trümmer des früheren Korporationswesens

im Bürgertum sollte man verjüngen, man sollte sie stützen, indem man sie weiterbildet. Das gelehrte Korporationswesen und die Selbstverwaltung der Hochschulen betrachtet der Deutsche mit Recht als ein Heiligtum der Nation; wer es angreift, vergreift sich an dem Bürgertum.

Die kargen Reste alter Bürgersitte vor gänzlichem Untergang zu retten, müßte eine noch viel angelegentlichere Aufgabe der Socialpolitik sein, als den Sitten des Bauernstandes besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn der Bauer erhält seine Sitte von selber; man braucht ihn nur einfach gewähren zu lassen. Der Bürger wird täglich mehr geneigt, jeden Schimmer früheren Herkommens wegzutilgen.

„Da wir noch sangen unsern Sang,
Da wir noch tranken unsern Trank,
Da wir noch trugen unser Gewand,
Stund es gut im deutschen Land."

Dieser alte Spruch drückt das Behagen des Bürgers in seiner Sitte, in seinem Stande aus, er wurde von Menschen gemacht und gesungen, die sich wohl in ihrer Haut fühlten. Er hat jetzt beim deutschen Bürgerstande kaum einen Sinn mehr. Als es in unsern protestantischen Städten noch Sitte war, daß jede Bürgerfamilie sich ihren Platz in der Kirche kaufte, ihren Namen auf dem Sitz anschlagen ließ und nun für lange Generationen an diesem Platz als einem kostbaren Besitztum festhielt, gingen die reichen Bürger auch regelmäßig in die Kirche. Ein solches Verpachten der Plätze im Hause Gottes widerstrebt gewiß unsern modernen Ansichten und es wird niemand zur Wiedereinführung dieses meist erloschenen Brauches raten. Aber ich bin überzeugt, das Bewußtsein an einem bestimmten Platze in der Kirche gleichsam zu Hause zu sein, ein ganz bestimmtes Miteigentum an diesem Tempel der Gemeinde zu besitzen, führt die Leute hundertmal zur Kirche, wo sie sonst nicht hingegangen wären, und weil sie sich auf diesem mit dem Namenszuge gezeichneten Stuhle heimisch fühlten, fühlten sie sich auch heimisch in der Gottesverehrung.

So half eine ganz äußerliche Sitte eine weit tiefer gehende Sitte des inneren Menschen stützen. Als die Bürger keine eigenen Stühle mehr in der Kirche hatten, wurden die Kirchen auch viel leerer. Ich führe dieses Exempel an gerade um seiner scheinbaren Geringfügigkeit willen. Der Mensch ist abhängiger von äußeren Einflüssen als man gemeinhin glaubt und eben diese äußeren Einflüsse sind im socialen Leben der größten Beachtung wert. Sie sind die kleinen Hebel, mit denen der Socialpolitiker die schwersten Lasten bewegt.

Ehrt man im Bauern die Kraft des Beharrens und zähen Festhaltens an dem Ueberlieferten, dann ehrt man im Bürger die Macht der Reform. Der Staatsmann, welcher jenem strengen Rechtsbewußtsein des Bürgers in Sachen der formellen Politik frivol ins Gesicht schlägt, der verletzt im Bürgertum zugleich die öffentliche Moral. Und wer jenem Universalismus des Bürgertums, der die Geistesbildung zum Gemeingut aller Stände gemacht hat, mit Fesseln und Schranken entgegentritt, der verübt in einem Angriff auf das Bürgertum zugleich einen Angriff auf die ganze gebildete Gesellschaft. In der Anwartschaft jedes Gesellschaftsgliedes auf die höchsten Ehren und Würden der Kunst, der Wissenschaft und des Dienstes an Kirche und Staat ist dem Einigungstrieb im deutschen Volke, wie er sich am entschiedensten beim Bürgertum ausgebildet hat, der rechte Weg gewiesen. Wer diesen Weg versperrt, der wird diese berechtigte sociale Nivellierung in jene krankhafte und verkehrte verwandeln, welche alle natürlichen Gegensätze des Gesellschaftslebens in den großen Urbrei des allgemeinen Menschentums auflöst.

Ich sprach vorwiegend von den „Bauern" als ganz bestimmten socialen Persönlichkeiten, weniger von dem allgemeinen Begriff des „Bauerntums". Dagegen habe ich weit seltener von „den Edelleuten" und „den Bürgern" geredet als von „der Aristokratie" und dem „Bürgertum". Die gleiche absichtliche Inkonsequenz ließ ich in den Ueberschriften der Abschnitte walten. Denn bei den Bauern ist die Persönlichkeit, die Charakterfigur des Standes

das social Entscheidende, bei Aristokratie und Bürgertum der Standesgeist, der gemeinsame gesellschaftbürgerliche Beruf. Der aristokratische und der bürgerliche Geist hat sich längst auch über die Schranken des Standes hinaus verbreitet, der bäuerliche Geist kaum. Es erscheint uns schon sprachlich fremdartig, von einem „bäuerlichen Geiste" zu sprechen. Der bürgerliche Geist aber findet seit dem Mittelalter seine Ausgangspunkte in dem Voranschreiten des Bürgertums in Gewerbe und Industrie, in Kunst und Wissenschaft, und in den religiösen Kämpfen.

Man übersehe nicht, welche tiefe Bedeutung das religiöse Moment noch für den Bürger hat. Das deutsche Nationalgefühl war dem protestantischen Bürgertum durch Jahrhunderte nur noch lebendig in dem Drang nach kirchlicher Unabhängigkeit vom Auslande, nach religiöser Entwickelung von innen heraus. Bei einem großen Teil des Bauernstandes hat die Kirche wesentlich das Amt eines Zuchtmeisters zu verwalten, zur Abwehr gänzlicher äußerer Verwilderung. Wo sie ihm nicht mit strenger Autorität gegenübertritt, wird ein solcher Bauer wenig Respekt vor der Kirche haben. Bei dem Bürgertum schafft umgekehrt die eigene Teilnahme des Standes an den religiösen, der Gemeinde an den engeren kirchlichen Entwickelungen erst den rechten Eifer für das kirchliche Leben. Es lugt auch hier etwas konstitutioneller Geist hervor. Die Einrichtung der Pfarrgemeinderäte und ähnlicher Körperschaften zur Mitberatung in Sachen der örtlichen Kirchenverwaltung ist eine echt bürgerliche, die, wenn sie recht ausgeführt und gehandhabt wird, das religiöse Leben in der Gemeinde wohl segensreich erhöhen kann.

In dem Maße als der sociale Philister ausgerottet wird, muß auch das Behagen in den Grenzen des Standes bei dem Bürger wieder wachsen. In dem Maße als der Staat aufhört, die unechten Stände künstlich zu hegen, wird er auch eine kräftigere Stütze an den natürlichen Ständen finden, namentlich an dem Bürgertum, welches von den unechten Ständen zumeist unterwühlt worden ist.

Der Staatsmann soll nicht bloß auf ein Bruchstück der Gesellschaft, er soll auf die ganze Gesellschaft schauen, dazu mahnt ihn besonders der Bürgerstand als der universellste. Jedes bestimmte politische Programm wird freilich auch in einer bestimmten socialen Gruppe seinen hauptsächlichsten Rückhalt suchen müssen. Aber es wird keinen langen Bestand haben, wenn es diese einzelne Gruppe darum für die ganze Gesellschaft nimmt. Die vorwiegend ständischen Bauern und Aristokraten haben uns gezeigt, daß es noch eine Macht der Gesellschaft neben dem Staate gibt; das Bürgertum, welches in seinen so vielfach abgestuften konstitutionellen Tendenzen den Gesellschaftsbürger mit dem Staatsbürger verschmelzt, zeigt uns, daß die Gesellschaft sich nicht trennen soll vom Staate, nicht den Staat bekämpfen soll. Der höhere Standpunkt über beiden wird darin liegen, daß die Gesellschaft ihre Interessen in den Interessen des Staates geltend mache, der Staat dagegen seine Entwickelung niemals absperre von der breiten Unterlage der Gesellschaft in ihrer natürlichen, historischen Gliederung.

Die Gegensätze, deren Ausgleichung ich angedeutet, sind erst möglich geworden, indem sich das Bürgertum an den Mächten des socialen Beharrens rieb und ihr Princip bekämpfte. Die Kämpfe über das ständische oder konstitutionelle Staatsideal oder ein drittes, in welchem beide Gegensätze versöhnt werden, sind kein Unheil, sie sind ein Segen, denn sie haben erst Leben in die moderne Gesellschaft gebracht, individuellere Gestaltung; ja man kann sagen, in diesen Kämpfen ist die Gesellschaft aus ihrem bisherigen Traumleben erst wieder zum hellen Selbstbewußtsein erwacht. So erwies sich auch hier das Bürgertum, indem es diese Kämpfe angeregt, recht eigentlich als die „Macht der socialen Bewegung".

II. Der vierte Stand.

Erstes Kapitel.

Wesen und Entwickelung.

Eine Art von physikalisch-chemischem Prozeß in der neuesten Kulturgeschichte liegt unserer Untersuchung vor. Die organischen Gebilde der alten Gesellschaftsgruppen beginnen hie und da zu verwesen, von den uralten Gesteinschichten der Stände, die so lange als die ehernen Säulen der Civilisation festgestanden, wittert aller Orten die Rinde ab, und die künstlich gebundenen Stoffe, welche das sociale Leben in Blut und Mark und Nerven warm und lebendig erhielten, zersetzen sich, lösen sich in ihre Grundbestandteile auf; aber in diesem Prozesse der Zersetzung selber einigen sie sich wieder zu neuen Stoffen, und aus den verwitterten Gesteinen und den verwesten Organismen sprießt ein neues, fremdartiges Leben auf.

Dies ist der Bildungsprozeß des vierten Standes. In den aufgelösten Bestandteilen, die, seit mehr als dreihundert Jahren mürbe gemacht, nun endlich von der Aristokratie, dem Bürger- und Bauerntum abgefallen sind, treibt er seine Keime. Die Fahnenflüchtigen, die Marodeurs der alten Gesellschaft sammelt er unter sein Banner zu einer neuen furchtbaren Armee. Freilich ist diese zur Zeit noch ein wild einherbrausender Schwarm, der des bändigenden Führers harrt, ein Schwarm, der sich selber noch nicht recht kennt, noch nicht recht hat, dem jetzt erst allmählich die Ahnung seiner zermalmenden Gesamtmacht aufzugehen

beginnt. Und mit dieser Ahnung fängt auch erst die Geschichte des vierten Standes an. Bewußtlos bestand er, seit die Menschheit besteht, aber daß er zum Selbstbewußtsein zu kommen, daß er seine zerstreuten Glieder zu sammeln beginnt, dies ist erst ein Akt der neuesten Geschichte.

Gewöhnlich verbindet man einen ganz andern Begriff mit dem „vierten Stande" als den hier entwickelten. Man begreift unter demselben die Lohnarbeiter, die Männer, welche bloß eine Arbeitskraft zu entfalten haben, nicht aber ein Kapital, die Tagelöhner der Fabriken, des Handwerks, des Ackerbaues, zu denen sich allenfalls auch noch die Tagelöhner der Geistesarbeit gesellen könnten. Dieser Einteilungsgrund ist ein vollkommen stichhaltiger, wenn man die Gesellschaft überhaupt nach rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten gliedert. Man wird dann auch nicht von Bürgern, Bauern, Aristokraten ꝛc. zu reden haben, sondern von den Kreisen der Urproduktion, des Handwerkes, der Industrie, der Geistesarbeit u. s. w. Eine solche volkswirtschaftliche Gliederung der Gesellschaft ist für sich ganz berechtigt; sie hat aber gar nicht die Aufgabe, sociale Stände zu zeichnen, sondern die Berufskreise. Stand und Beruf ist etwas wesentlich Verschiedenes.

Unter den natürlichen Ständen denke ich mir die wenigen großen Gruppen der Gesellschaft, welche nicht nur durch den Beruf, sondern durch die aus der Arbeit erwachsene Sitte und Lebensart, durch ihre ganze naturgeschichtliche Erscheinung, durch das Princip, welches sie in der geschichtlichen Fortbildung der Gesellschaft vertreten, unterschieden sind. Wollte ich den vierten Stand bloß nach dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt als den Stand der Lohnarbeiter bestimmen, so hätte ich z. B. auch gar kein Recht gehabt, den bürgerlichen Rittergutsbesitzer von dem adeligen zu unterscheiden. Dem Nationalökonomen sind beide ganz gleich geartete Gestalten. Mir ist dagegen der bürgerliche Rittergutsbesitzer weder ein Aristokrat noch ein Bauer, sondern nach seiner ganzen socialen Erscheinung ein Bürger.

Ganz unzweifelhaft bildet sich aber neben den drei Ständen, die durch historische Standessitten und einen festen historischen Beruf zusammengehalten sind, ein vierter heraus, dessen Trachten gerade dahin geht, jene Standessitte zu zerstören, jene gesonderten historischen Berufe in einen allgemeinen der ganzen Gesellschaft aufzulösen, überhaupt die einzelnen Charaktergestalten der Stände auszugleichen. Wo dieses Streben bloß als theoretische Ueberzeugung waltet, da erscheint es freilich nicht als der Grundgedanke eines Standes, sondern einer Partei. Es ist die Partei der Socialdemokraten. Allein durch den teilweisen Verfall der alten Gesellschaftsgruppen ist jene Tendenz nicht mehr bloß eine theoretische geblieben, sie hat sich bereits einen socialen Körper angebildet, der zwar noch nicht als ein fertiger, wohl aber als ein werdender Organismus besteht. Dies ist der sociale vierte Stand. Er ist der Stand der Standeslosen, der aufhören würde, ein Stand zu sein, sobald er seine Gegensätze, die übrigen Stände, zertrümmert hätte und dann selber die völlig uniforme Gesellschaft als solche geworden wäre. Die Lohnarbeiter, welche der Volkswirt den vierten Stand nennt, fallen für den Socialpolitiker zum großen Teil gar nicht hierher. Sie gehören in ihrem Kern teils zum Bauernstande, teils zum Bürgertume.

Man hat mir nun eingewandt, wenn dieser sociale vierte Stand eigentlich nur die Summe der Entartung aller übrigen Stände bezeichne, dann sei es noch weit logischer, diese entarteten Bauern, Bürger und Aristokraten in den Abschnitten von den Bauern, Bürgern ꝛc. abzuhandeln. Und indem ich selber bereits der entarteten Elemente jener Stände im einzelnen besonders gedacht, sei das Kapitel vom vierten Stande eigentlich nur eine summarische Wiederholung und erweiterte Ausführung der Abschnitte vom entarteten Bauern, Bürger und Aristokraten. Ich glaube, dem ist nicht also. Das entartete Glied jener Stände gehört an sich durchaus noch nicht zum vierten Stande. Der sociale Philister z. B. ist himmelweit entfernt von der

Tendenz des vierten Standes, alle gesellschaftlichen Unterschiede auszugleichen. Er kann ökonomisch der reichste Bürger sein, politisch der konservativste, er kann eben diesen vierten Stand verabscheuen wie die Pest und ist doch ein entarteter Bürger. Der verjunkerte Baron, der in veräußerlichtem Standesdünkel abfällt von dem wahren Geiste der Aristokratie, ist nichts weniger als ein Glied oder ein Kandidat des vierten Standes, und dennoch ist er ein entarteter Aristokrat. Der Edelmann aber, welcher die feste Grundlage des Lebens und Wirkens in seinem Stande verloren hat und dadurch zur Verneinung seines Standes wie der Stände überhaupt kommt, der nicht bloß aus theoretischer Ueberzeugung, sondern auch gezwungen durch die innere Notwendigkeit seiner ganzen verschobenen socialen Existenz, mit Sitte und Beruf seines eigentümlichen Lebenskreises bricht: dieser ist der wahre Kandidat des vierten Standes. Es handelt sich daher hier nicht um bereits erörterte, sondern um ganz neue gesellschaftliche Elemente.

Vorwerfen könnte man mir nur mit Recht, daß ich den Namen des „vierten Standes" in einer ungebräuchlichen Weise angewendet habe. Ueber den Grund, warum es mir besonders passend dünkte, diese unfertige Gesellschaftsgruppe nur zu numerieren, nicht eigentlich zu benennen, werde ich mich weiter unten aussprechen. Mag man ihn den Stand der Standeslosen, die Negation der Stände nennen, so habe ich nichts dagegen. Die Bezeichnung der Lohnarbeiter als vierter Stand ist eben auch noch keineswegs allgemein gebräuchlich geworden, und ich verwahre mich nur wiederholt dagegen, als ob ich diese höchst ehrenwerte Klasse der um ihr tägliches Brot ringenden Arbeiter als solche zu dem socialen vierten Stande, dem Stande des Abfalles und der Standeslosigkeit hätte zählen wollen.

Am Ausgang des Mittelalters nannte man die Bauern den vierten Stand. Durch den Wegfall des Klerus, der dazumal an der Spitze der ganzen deutschen Gesellschaft stand, sind die Bauern inzwischen avanciert. Großenteils unfrei und nur halbgültig

in Recht und Sitte waren auch sie, freilich in anderem Sinne, ein Stand der Standeslosen, solange sie den Namen des vierten Standes führten.

Also nicht Proletarier als solche bilden den vierten Stand, nicht bloß Besitzlose, die von der Hand zum Mund leben, Heloten des Kapitals, beseelte Werkzeuge, welche als Rad, Walze, Kurbel von Fleisch und Blut neben den eisernen Rädern, Walzen und Kurbeln unlösbar und unerlösbar in den Mechanismus unserer märchenhaften Maschinenwelt eingekeilt sind: sie alle machen nur ein Glied und gerade das bewußtlosere des vierten Standes aus. Der vierte Stand umfaßt nicht bloß „Arbeiter", sondern auch Faulenzer, nicht bloß Arme, sondern auch Reiche, nicht bloß Niedere, auch Hohe; er ist uns der Inbegriff aller derjenigen, die sich losgelöst haben oder ausgestoßen sind aus dem bisherigen Gruppen- und Schichtensysteme der Gesellschaft, die es für einen Frevel an der Menschheit halten, zu reden von Herren, Bürgern und Bauern, die sich selber für das „eigentliche Volk" erklären, und die da wollen, daß alle Naturgruppen der Stände sich auflösen in den großen Urbrei des eigentlichen Volkes. Wenn die sociale Demokratie vom eigentlichen Volke redet, so ist sie nicht so einfältig, wie man ihr das wohl angedichtet hat, darunter bloß die Gesamtsumme aller armen Teufel zu verstehen, sie meint vielmehr alle diejenigen, welche sich frei gemacht haben von dem historischen Begriff der Gesellschaft, welche nicht erst Bürger, erst Bauern, erst Herren und dann als solche Volk sein wollen, sondern von vornherein Volk, „Volk sans phrase", pures Volk, das Volk an und für sich — den Inbegriff des vierten Standes. Darum ist mit dem Begriffe des vierten Standes der Gedanke der Polemik gegen alle übrigen Stände untrennbar verknüpft. Darum wird er es auch für eine Verleumdung erklären, wenn man ihn überhaupt einen Stand nennt, allein ich komme in der Borniertheit meiner korporativen Auffassung der Gesellschaft leider nicht darüber hinaus.

Der vierte Stand will also kein Stand sein, er will ja

vielmehr alle Stände verneinen und die allgemeine und unteilbare Gesellschaft einheitlich darstellen; aber die eherne Faust der Notwendigkeit, die Gesetze der Logik haben ihn bereits in die Schranken eines Standes zurückgetrieben. Denn dadurch, daß er gegen die übrigen Stände Opposition macht, hat er diese bereits gezwungen, sich wieder fester in ihre Eigenart zusammenzuziehen, und statt sich zur Allgemeinheit zu erweitern, muß er sich um so mehr zu einem Besondern beschränken, je treuer er seinem Grundsatze des Kampfes wider jedwede Standesgliederung bleibt. So ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Jeder Stand hat das geheime Gelüsten, alle übrigen zu beherrschen, jeder Stand hat seine Epoche, in welcher er despotisch auftritt; aber weder den Aristokraten, noch den Bürger, noch die Bauern gelüstete es jemals, die ganze Gesellschaft in den Kreis ihres Standes zu ziehen, weil sie ja dadurch diesen selber, der nur durch den Gegensatz und die Beschränkung existiert, vernichten würden. Der vierte Stand stellt dagegen in der Theorie den Anspruch, die ganze Gesellschaft gleichsam mit Haut und Haaren aufzuspeisen. Das ist aber eine sehr unfruchtbare Theorie, die bloß verneinend und aufzehrend verfährt. Es ist ein ganz neuer Zug, daß ein Stand sich wesentlich durch den allen Gliedern gemeinsamen Drang charakterisiert, daß sie das nicht sein wollen, was sie sind. Während in jedem andern Stande der Trieb, bei sich selber zu bleiben, das Ganze zusammenhält, wird hier die Gemeinschaft bestimmt durch den Trieb, über sich hinauszugehen. Die übrigen Stände stellen das gesellschaftlich organisierte Behagen dar, der vierte Stand das gesellschaftlich organisierte Mißbehagen. Die ersteren wollen die historische Gesellschaft erhalten, der vierte Stand will sie zerstören. Seine Philosophie ist die jenes Mannes, der sein Haus in Brand steckte, um das darin nistende Ungeziefer gründlich zu vertilgen, die Philosophie des Kommunismus. Nicht als ob alle Glieder des vierten Standes Kommunisten seien, allein die Gedanken eines

vollkommenen Abbruches und Neubaues der Gesellschaft, von den unschuldigsten philanthropischen Phantasien aufsteigend bis zum äußersten Wahnsinne der Gleichmacherei, zündeten zumeist bei dem vierten Stande; er fand in denselben sein korporatives Bewußtsein ausgesprochen, die Formel, in welcher seine tausendfältigen Glaubensbekenntnisse einig sind. Die Wortführer des theoretischen Socialismus und Kommunismus schufen den vierten Stand nicht, aber sie weckten ihn aus dem Schlafe.

Was ein Bauer ist, was ein Bürger, was ein Edelmann, ist leicht zu sagen, was der vierte Stand ist, unendlich schwer. Ich sage unendlich, denn die Fassung seines Begriffes ist vergleichbar dem Ausdruck einer Zahlengröße in genäherten Brüchen, wobei man dem wahren Wert bis auf eine unendlich kleine Differenz immer näher kommt, ohne ihn jemals ganz aussprechen zu können. Dies schreibt sich daher, daß der vierte Stand noch keine abgeschlossene, sondern eine erst im Werden begriffene Größe ist. In der Staatskunst läßt sich vollends noch gar keine Norm, keine Handhabe für den vierten Stand finden. Und doch ist er da, pocht an die Thüre und fordert, daß man Notiz von ihm nehme. Der Statistiker kann dir sagen, wie viele Menschen im Staate zum Bauernstande, wie viele zum Bürgerstande zählen; für die Männer des vierten Standes wird er keine runde Summe finden, die rund genug wäre. Denn derselbe ist zur Zeit noch überall und nirgends, er steckt unter Bürgern, Bauern und Herren, vielleicht gar unter Fürsten und Prinzen als unsichtbare Loge. Er hat kein Zunftzeichen, keine eigene Rubrik in den Klassensteuerverzeichnissen, denn sein Gemeinsames ist nicht ein Beruf, nicht das Eigentümliche des Besitzes, sondern ein sociales Princip, welches die Bürgermeisterei und das Steueramt zur Zeit noch nicht einzuregistrieren versteht. Und doch muß das Gemeinsame wieder mehr als ein bloßes Princip sein, denn sonst würde es sich ja nur um die Partei handeln, nicht um einen Stand. Frage den kesselflickenden Zigeuner, der heimatlos im Lande umherzieht und am Mittag noch nicht weiß, ob er am

Abend eine Stätte findet, wohin er sein Haupt lege, allen äußeren Wahrzeichen nach ein Glied des vierten Standes, nach seinen socialen Grundsätzen. Er wird dich auslachen über die Frage, die ihm sinnlos erscheinen muß. Die „Gesellschaft“ ist ihm höchst gleichgültig, denn der einfache Begriff derselben geht schon über seinen Horizont. Auch die Stände der Gesellschaft schüren ihn blutwenig; er fühlt sich vielleicht in seinem Vagabundenleben ganz behaglich. Und dennoch schlummert der Neid gegen die Glücklicheren in ihm, der Drang, in ihre Rolle mit einzutreten: es fehlt nur einer, der ihn wachrufe. Erlebt er das nicht, dann erleben's seine Kinder, seine Enkel. Nennt ihn wenigstens einen Kandidaten des vierten Standes, wenn ihr ihn kein Glied nennen wollt. Die Theologen würden sagen, er gehört potentia zu demselben, wenn auch nicht actu.

Das sind eben die unbestimmbaren, widerspruchsvollen Elemente eines noch trüb aufgärenden Neubildungsprozesses. Wäre der vierte Stand in sich selber klar und abgerundet, er würde vielleicht schon als eine sociale Völkerwanderung die alte Gesellschaft überflutet und von Grund aus umgewurzelt haben. Allein er sucht sich selber noch, wie er auch vom wissenschaftlichen und staatsmännischen Standpunkte aus noch gesucht wird. Er ist für beide Teile das unbekannte X in dem großen socialen Regeldetri-Exempel und keiner hat noch den richtigen Ansatz finden können, um dieses X vollkommen herauszurechnen.

Man eifert vielfach gegen die Bezeichnung „vierter Stand“. In der That ist das ein sehr ungefügiger und anscheinend nichtssagender Titel. Es ist nur ein Notbehelf und wird über kurz oder lang einem anschaulicheren Worte weichen. Aber zugleich ein höchst charakteristischer und darum ganz vortrefflicher Notbehelf! Man weiß diesen Stand noch nicht weiter zu bezeichnen als indem man ihm eine Nummer gibt. Er hat noch gar keinen Namen, als ein ungetauftes Kind liegt er noch in der Wiege. Unpersönliche Dinge unterscheidet man nach Nummern. Und der vierte Stand ist auch noch keine fertige sociale Persön-

lichkeit. Mit dem dürftigen Worte „vierter Stand“ ist gerade dies gesagt, daß er das noch nicht zu findende X in der Gesellschaft sei. Darum behalten wir diesen Namen bei, der scheinbar nichtssagend, in der That aber höchst charakteristisch ist und ein Triumph richtigen Sprachgefühls.

Anfangs hatten die Socialdemokraten ihre besondere Liebhaberei an der Bezeichnung des „vierten Standes“ und brachten dieses Fachwort recht eifrig in Schwung. Die „Emancipierung des dritten Standes“ durch die erste französische Revolution war sprichwörtlich geworden, und es fügte sich zu einem bequemen Parallelismus der banalen Phrase, daß man nun von einer Emancipierung des vierten Standes als der Hauptaufgabe der gegenwärtigen Revolutionszeit redete. Jene äußerste Partei, welche in Paris im ersten Taumel der Februarrevolution den Grundsatz, daß alle Arbeit heilig sei, so weit ausdehnte, daß sie auch die Arbeit der Freudenmädchen heilig sprechen wollte, hatte dann noch nicht einmal genug an einem vierten Stand und sprach in zarter Rücksicht auf die Insassen der Bordelle, Diebshöhlen und Zuchthäuser bereits von einem fünften, dem die nächste Revolution gehören solle!

Als aber auch die Gegner der Demokratie den „vierten Stand“ als Schlagwort häufiger gebrauchten, merkten erst die Demokraten, welch ein reaktionäres, die verhaßte „ständische Gliederung“ voraussetzendes Wort sie selber bevorzugt hatten, und wollen nun ihre eigene frühere Ausdrucksweise durchaus nicht mehr gelten lassen. Uns aber wird das Wort darum nur um so viel werter, denn es legt das Zeugnis ab, daß selbst die Demokratie im unbewachten Augenblicke dem Gedanken der Standesgruppe ihre Huldigung darbringen mußte.

Wir unterscheiden zwei große Gruppen des vierten Standes: er besteht aus solchen, die noch nichts sind und noch nichts haben, und solchen, die nichts mehr sind und nichts mehr haben; solchen, die erst eintreten wollen in die vollgültige Gesellschaft, und solchen, die von derselben ausgestoßen wurden. Diese beiden Gruppen

stehen einander gegenüber wie Idealismus und Realismus, wie die socialistische Partei der kommunistischen, wie der verneinende Trieb einer tollen phantastischen Jugend dem verneinenden Trieb eines teuflisch verbitterten Alters. Auf der einen Seite steht ein Teil der Arbeiter, der Handwerksgesellen, der Dienenden, der litterarischen Jugend, des Beamtenproletariats; auf der andern bankerotte Kleinbürger, verdorbene Bauern, heruntergekommene Barone, Industrieritter, Strolche, Tagediebe und Vagabunden aller Farbe. Diese Elemente können nicht einträchtig Hand in Hand gehen; nur die Stunde des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind, gegen die historische Gesellschaft macht sie jezuweilen zu Verbündeten.

So ist denn der vierte Stand auch in sich selber zerfahren, wie er hervorgegangen ist aus der Zerfahrenheit der Gesellschaft. Alle bindenden Elemente der anderen Stände fehlen ihm. Das Gemeinsame des geschichtlichen Bestandes, der überlieferten Sitte fesselt seine Glieder nicht, denn gerade in dem Verfall der überlieferten Sitte keimte der vierte Stand erst auf und die volle Zerstörung derselben ist sein eifriges Ziel. Der vierte Stand ist Weltbürger, wo die andern Stände national, ja partikularistisch sind. Der Bürger und Bauer trägt in jedem Lande sein besonderes Gepräge; der Mann des vierten Standes ist sich überall gleich. Kultur und Elend nivellieren bekanntlich am gründlichsten und beide Kräfte sind es ja, die im Verein den vierten Stand zumeist ans Licht gezogen und zum Bewußtsein gebracht haben. Das gebildete Glied des vierten Standes schwärmt in Deutschland für die Polen, die Ungarn, die Italiener, die Franzosen, nur für die Deutschen nicht. Die Nationalität ist ihm eine widernatürliche Schranke, vom selbstsüchtigen Kastengeist gehegt; wie es das Standesbewußtsein vertilgen will, so auch das Nationalitätsbewußtsein. Und betrachten wir alle diese über ganz Europa zerstreuten Gieder des vierten Standes, die sich einig wissen im Kampfe wider die Standes- und Nationalitätsschranken, dann erhalten wir eine gewaltige unbekannte

Nation neben den bekannten, ein X auch im Völkersysteme, ein Volk, welches sich nicht auf der Landkarte unterbringen läßt und doch existiert, dessen Nationalität darin besteht, keine zu haben und dessen Patriotismus die Zerstörung des eigenen Volkstumes ist. Jene Geschichtslosigkeit und Vaterlandslosigkeit, welche man sonst bloß als das Ergebnis einer verschrobenen Schulstubenweisheit betrachtete, hat sich im vierten Stand in einer großen Volksschicht leibhaftig verkörpert. Es gibt daher keine größeren Gegensätze als den vierten Stand und die Bauern: jener ist der unhistorische Stand als solcher, wie dieser der historische. Daher rekrutiert sich auch der vierte Stand in der Regel weit weniger aus den Reihen des Landvolkes als der Bürgerschaft und Aristokratie.

Tiberius Gracchus, einer der großen Propheten des vierten Standes, sprach, als er seine Vorschläge einer neuen Ackerverteilung vor das versammelte römische Volk brachte, von den Proletariern jener Tage: „Die wilden Tiere Italiens haben ihre Höhlen und ein Lager, auf welchem sie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrschaft auf Tod und Leben kämpfen, besitzen nichts als den Genuß der Luft und des Tageslichts, weil man diese ihnen nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind im Lande umher. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherren in der Schlacht sie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen, denn unter allen ist kaum ein einziger, der eine Grabstätte der Seinen und einen eigenen Hausaltar besitzt. — — Sie haben die Welt besiegt und werden Herren derselben genannt, ihnen selbst aber gehört auch nicht eine einzige Scholle Land." Der römische Demagog wollte dem Proletarier Hausgötter, eine Scholle Landes und eine Grabstätte wieder erwerben. Die moderne Demagogie dagegen trachtet den Mann des vierten Standes noch vollends zu befreien von der Fessel der Hausgötter und des heimischen Bodens. Familie und Vaterland sind auch so ein Stück alten Zunftzwanges, dessen man quitt werden muß; Patriotismus ist Rückschritt, Nationalstolz gehört zum Aristokratentum. So furchtbare Fortschritte hat die Idee des vierten Standes, der alle andern verschlingen soll, seit Gracchus Zeiten gemacht! Wir sahen im Jahre 1848 jene Scharen der Sturmvögel, welche überall da heranzogen, wo ein Kampf gegen die bestehende Ordnung des Staates und der Gesellschaft begann; wir sahen jene bunte Reihe von Streitern aus aller Herren Ländern, die auf allen Revolutionsschlachtfeldern Europas und im Solde aller Nationen kämpften, die nirgends zu Hause waren, außer in dem Getümmel des Umsturzes; sie stellten uns die leibhaftig gewordene Vaterlandslosigkeit des vierten Standes dar. Diese Thatsache ist eine ganz neue. Wenn der Landsknecht des Mittelalters dem Banner folgte, darunter am meisten Geld und Ehre zu gewinnen war, so gab er damit sein Vaterland nicht auf, er stritt ja nur, um zu streiten, er trieb sein Handwerk daheim oder in der Fremde und wanderte mit dem Schwert zu fremden Meistern in die Lehre, wie unsere Handwerksburschen mit friedlichem Werkzeug. Aber der gewappnete Proletarier des neunzehnten Jahrhunderts stellte sich mit bewußtem Grimm gegen die Fesseln des Vaterlandes unter Italiens und Ungarns Fahnen, er sah keinen Frevel darin, die roten Hosen über den Rhein zu rufen, wenn sie nur auch die roten Mützen hätten mitbringen können; die Heiligkeit seiner fixen Idee, die Gesellschaft, die ganze Menschheit ausebnen und gleich machen zu wollen, ließ ihm alles andere, was sonst uns heilig dünkt, profan werden. Die Kette der organischen Gliederung läßt sich nirgends durchbrechen, ohne daß sie ganz auseinander springt; wer diese Gliederung bei der Familie, den Ständen, dem Staate aufgibt, der gibt sie auch bei den Nationen auf, und wer seine Standesehre darein setzt, keinem Stande anzugehören, der muß folgerecht auch seinen Nationalstolz dareinsetzen, kein Vaterland zu haben. Weder das klassische Altertum noch das Mittelalter hat von dieser Verleugnung aller natürlichen Stufenreihen der Menschheit etwas gewußt, sie gehört lediglich der neuesten Zeit an.

Man muß aber nicht meinen, es sei nun in dem vierten Stande nichts weiter als Abfall und Verneinung, Fäulnis und Zerfall dargestellt. Ein Hauptzug des modernen Geistes hat sich in ihm verkörpert, nur ist er vorerst höchst einseitig und schief zu Tage gekommen, wie das bei dem Durchbruch jeder neuen Idee zu geschehen pflegt. Seit dem Ausgange des Mittelalters dreht sich der eigentliche Kern aller socialen Kämpfe um die Grundfrage, ob die Stände körperschaftlich gegliedert bleiben sollen, oder ob der Fortschritt von der antiken und mittelalterlichen Gesellschaft zur modernen nicht vielmehr darin bestehe, daß die großen historischen Gruppen und Schichten derselben in ein gleichartiges Ganze verschmolzen werden. Der vierte Stand ist das praktisch handgreifliche Resultat dieses Gedankenkampfes, er ist in seinem dunklen und chaotischen Dasein das Siegeszeichen, welches die Idee der allgemeinen Gleichmacherei bei ihrem dreihundertjährigen Weltgang gewonnen hat. Erst stritt man nur für die freie Befähigung jedes Menschen zu jeglichem Beruf, für das Recht der Teilnahme jedes Standes an Staatsangelegenheiten. Aber im Geiste des vierten Standes fragt es sich nicht mehr, ob ein Stand vor dem andern politisch bevorzugt sein solle oder nicht, ob einer den andern beherrschen, ausbeuten solle oder nicht, sondern ganz allgemein, ob nicht in der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft an sich zugleich die Zwingherrschaft der Gesellschaft liege, ob eine solche Gliederung von Natur notwendig sei oder ein ungeheurer Betrug, den durch Jahrtausende der Mensch an dem Menschen verübt.

Alle Schichten der Gesellschaft, vom König bis zum Bettelmann, und alle politischen Parteien haben seit dreihundert Jahren nacheinander — oft unbewußt — wider die körperschaftliche Gliederung und zu Gunsten unterschiedloser Gleichheit gefochten, und doch vermochten sie die Thatsache der historischen Gruppen niemals ganz umzustoßen. Alle wollten die Gesellschaft gleich machen und brachten doch nichts weiter zuwege, als daß sie den vierten Stand schaffen halfen.

Die Fürsten brachen die selbständige Macht des großen

Adels, sie verwischten die vielverschlungene sociale Gliederung des Mittelalters, sie hoben die ständischen Vorrechte auf und ließen die Ständevertretung allmählich einschlafen, die ganze Gesellschaft sollte sich in dem neuen Begriff der Unterthanen auflösen. Sie nivellierten also freilich nur in ihre eigene Tasche und dachten keineswegs daran, sich selber zu nivellieren, allein dies thaten auch alle Nachfolger bis zu den modernsten Kommunisten. Denn wo einer nicht zu gewinnen hofft, denkt er auch nicht ans Gleichmachen. Richelieu, indem er die Selbständigkeit der französischen Aristokratie vernichtete, warb dem vierten Stande zahllose Rekruten. Wenn deutsche Fürsten ins Maßlose Titel ohne Mittel verliehen, um dadurch den erblichen Würdeträgern die Spitze zu bieten, so gründeten sie, ohne es zu ahnen, förmliche Pflanzschulen des vierten Standes, welcher dereinst gerade dem auf solchem Wege gefestigten Unterthanenbegriff am schärfsten zu Leibe gehen sollte.

Der bureaukratische Staat faßte die Gesellschaft nur unter den Begriff der mechanischen Verwaltung. Alle Stände schmolzen ihm, wie schon bemerkt, in zwei große, unförmliche Gruppen zusammen: die „Dienerschaft" und die „Bürgerschaft", d. h. Staatsdiener und Nichtstaatsdiener. Der Hochmut, welcher in dieser Unterscheidung steckt, brachte nämlich in kleinen Stätchen und Städtchen das fröhliche Selbstbewußtsein des Bürgers auf eine niederträchtige Weise herunter. Scharen Verblendeter, die an der Hobelbank oder beim Schusterleisten höchst brauchbare und ehrenwerte Menschen geworden wären, strömten dem gleißenden Elend des Schreibstubenproletariats zu. Der Handwerksmann verlor den Respekt vor sich selber, wenn er sah, wie erhaben sich jeder Angestellte über ihn dünkte, der nur einen Tintenklecks auf einen Stempelbogen machen konnte.

Als ein erkünstelter Stand schob sich das Beamtentum zersprengend und auflösend in die natürlichen Stände. Aus dem natürlichen, gesunden Genossengeiste ward ein verschrobener, widernatürlicher. Der rechtschaffene Stolz auf die Herrlichkeit des Berufes und die Würde des Standes ward zum ärgerlichen Hoch-

mut gegenüber dem bürgerlichen Standesgenossen, der, statt Uniformsknöpfen auf dem Amtsfrack, nur das Schurzfell trug. Der bureaukratische Staat suchte aber auch aus politischem Grundsatz die körperschaftliche Gliederung der Gesellschaft auszuglätten, weil sich das Einförmige leichter administrieren und registrieren läßt als das Mannigfaltige, weil die centralisierte Staatsverwaltung notwendig auch die centralisierte Gesellschaft nach sich ziehen muß, weil ihm der Staat eine tote Maschine ist, während die geschichtliche Gliederung der Gesellschaft ein organisches Leben zu entfalten sucht und allerdings rasch in Widerspruch treten wird zu dem toten Tabellenregiment der Bureaukratie. Da diese den Wohlstand des Volkes nicht nach dessen innerer Gesundheit und Kraft, sondern nach seiner äußeren Korpulenz bemißt, so bot sie alles auf, die Zahl der Köpfe zu steigern, unbekümmert, ob die anschwellende neue Volksmasse nachgehends das gemeine Gut vermehren oder nur von demselben zehren werde. Absolute Freizügigkeit, schrankenlose Gewerbefreiheit, Patentmeisterschaft waren die Zaubermittel, durch welche die Bureaukratie den öffentlichen Wohlstand erhöhen wollte. Und als nun plötzlich ganze Scharen von Proletariern den deutschen Staatshämorrhoidarius in gar entsetzliche Verlegenheiten setzten, konnte er gar nicht begreifen, wo diese Leute mit einemmal herkämen, da er doch selber die Brütöfen gebaut hatte, um so viel hunderttausend Küchlein des vierten Standes höchst kunstreich auszubrüten.

Ich könnte mich hier überhaupt ganz kurz fassen und brauchte eigentlich nur das Summarium aller der socialen Sünden zusammenzustellen, die ich in den vorhergegangenen Abschnitten, als von den einzelnen Ständen und gegen dieselben verübt, aufgezeichnet habe, um die Mitarbeit aller Faktoren des öffentlichen Lebens zum Aufziehen des vierten Standes anschaulich zu machen.

Jener bürgerliche Altliberalismus, der die Bureaukratie in Kleinigkeiten befehdete, in der Hauptsache aber, ohne es zu merken, Hand in Hand mit derselben ging, wollte von der geschichtlichen Gliederung der Gesellschaft nichts wissen. Geschichtlos sein, hieß

ihm freidenkend sein, und die Gesellschaft vergaß er überhaupt über dem Staat. Er erkannte nur Staatsbürger an. Der leere Begriff eines freien Staates war der moralische Kopfabschneider, welcher jede kulturgeschichtliche Besonderheit im Völkerleben wegrasieren sollte. Nur die Freiheit war das Recht, die Freiheiten das Unrecht. Der Staat sollte nicht um des Volkes willen da sein, sondern das Volk um des Staates willen. Diesen Begriff einer schulgerechten Staatsfreiheit, welcher von den leibhaften Mächten des Volkslebens gar nichts weiß, hat aber das Volk niemals verdauen können; als es ihm endlich vergönnt wurde, frei zu sein, führte es zwar „die Freiheit" in Liedern und Reden im Mund, griff aber mit der Hand wieder nach „den Freiheiten". Die Altliberalen hobelten die Gesellschaft gleich im Namen der officiellen Bevormundung. Sie waren die Advokaten des vierten Standes, weil sie in jeder ständischen Gliederung Mittelalter und Rückschritt witterten. Als freilich der vierte Stand endlich als eine thatsächliche Macht auf die Bühne trat und mit der Staatsidee des Altliberalismus keineswegs sehr säuberlich umsprang, verleugnete und bekämpfte ihn der letztere, wie der Mensch dann immer Konsequenz und Logik abschwört, sobald ihm die eigenen Gedanken über den Kopf wachsen. Der Altliberalismus ging endlich wenigstens negativ auf das sociale Leben ein, er hielt den Socialisten und Kommunisten den Widerpart, da er doch selber ihren Lehren die Steige ins praktische Leben geebnet hatte, aber eine eigene positive Mitarbeit am Fortbau der Gesellschaft vermochte er nicht zu liefern. Es läßt sich überhaupt insofern ein merkwürdiger Fortschritt in der Entwickelung des Altliberalismus wahrnehmen, als er von seiner Abstraktion des alles verschlingenden Staatsbegriffes mehr und mehr zurückkam, je mehr es seinen Stimmführern vergönnt wurde, an praktischer staatsmännischer Thätigkeit teilzunehmen. So war er ursprünglich Kosmopolit, später leuchtete ihm die Notwendigkeit einer geschichtlich organischen Gliederung der Nationalitäten ein. Aber nun noch einen Schritt weiter zu gehen und diese selbe Not-

wendigkeit auch bei der Gesellschaft einzusehen, vermochte er nicht. So befürwortete er das allgemeine gleichheitliche Stimmrecht, indes er den Kommunismus und Socialismus bekämpfte, als ob nicht die revolutionäre Macht dieser Lehren ein Kinderspiel wäre, gegen die Macht der Thatsache des allgemeinen Stimmrechtes gehalten. Es erging ihm wie den Frauen, welche die Logik immer nur bis zu einem gewissen Punkte gelten lassen, indem sie die ganze Kette der Vordersätze zugestehen, aber, wenn dann endlich der Schlußsatz daraus hervorgehen soll und muß, wieder abspringen und sagen, sie meinten, es sei doch anders.

Wie der konstitutionelle Altliberale den Menschen nur unter den Gesichtspunkt des Staatsbürgers fassen wollte, so wollten die aufgeklärten Pastoren nur von allgemeinen Christen etwas wissen, aber ja von recht allgemeinen, denn specifisch christliche Christen würden eben doch wieder eine körperschaftliche Gliederung ausgesprochen haben. Die Philosophen wollten nur Menschen, reine Menschen passieren lassen, die Demokratie nur die Allgemeinheit des „eigentlichen Volks", bei welch wunderlichem Ausdruck freilich sogleich der Verdacht hervorspringt, als erkenne man das unvermeidliche Fortbestehen einer zweiten Gruppe, des „uneigentlichen Volkes" neben dem eigentlichen an. Alle diese Abstraktionen halfen den vierten Stand hervorbilden. Die erste französische Revolution gedachte zunächst den dritten Stand zu befreien; bald aber ward sie inne, daß die volle republikanische Freiheit nur bei der Vernichtung aller Stände bestehen kann, doch indem sie alle Stände zerstören wollte, schuf sie in den Schreckenstagen die Herrschaft eines neuen Standes, des vierten. Diese aber führte im Ring zum Wiederermannen des dritten Standes und weiter zum Emporsteigen einer neuen Aristokratie.

Darin liegt eben ein ungeheurer Humor, daß so viele, so verschiedenartige und sonst in allen Stücken feindselige Mächte des öffentlichen Lebens als so treue Bundesgenossen gegen die Thatsache der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft gekämpft, und doch nichts weiter zuwege gebracht haben, als ein

neues Glied — den vierten Stand. Diese großartige Allianz konnte die bestehenden Korporationen verschlechtern und ein babylonisches Wirrsal in den Grundbegriffen der gesellschaftlichen Mächte hervorrufen, aber die Korporationen selbst niederreißen, den Glauben an ihre Notwendigkeit aus dem Bewußtsein des „eigentlichen Volkes" tilgen, das vermochten diese Souveräne, Bureaukraten, Liberale, Pastoren, Philosophen, Kommunisten und Demokraten doch nicht. Indem sie die bestehenden Stände vernichten wollten und statt derselben einen weiteren zu den bestehenden erschufen, erging es ihnen just wie einem kleinen Landtage des achtundvierziger Jahres, welcher so lange über Ersparnisse im Budget beriet, bis die Beratungskosten selber zu einem neuen Posten desselben angelaufen waren, der alle Ersparnisse wenigstens um das Dreifache überstieg.

Drei folgenreiche Revolutionen in jenem Frankreich, welches doch seinen Nacken am tiefsten unter das Joch einheitlicher Staatsallmacht beugt, brachten es nicht einmal fertig, die Nivellierung auch nur der gesellschaftlichen Sitte im Sprachgebrauch durchzuführen. Und Frankreich ist das gelobte Land des vierten Standes. Selbst eifrig socialdemokratische Franzosen lächelten bereits im ersten Jahre der neuen Republik wieder, wenn sie sich noch je zuweilen mit „citoyen" anredeten. Und gerade das „eigentliche Volk", nämlich die unteren Klassen, hat sich am allerwenigsten in diese sprachliche Vernichtung der Standesunterschiede finden können. Sein Instinkt ließ es nicht loskommen vom alten Sprachgebrauch, der ja nicht willkürlich gemacht, sondern zusamt seinen Lächerlichkeiten aus der innersten Natur des Menschen erwachsen war. Jedem Menschen ist sein Zopf angeboren, warum soll denn der sociale Sprachgebrauch nicht auch seinen Zopf haben? Wo man dem Volke den „Bürger" und das brüderliche „Du" durch Dekrete aufdrängte, da wurde es sofort konfus im Handhaben der neumodischen Redeweise. So las man in Paris kurz nach der Februarrevolution an der Thüre eines Klublokals, dessen Besucher sich, wie die Studenten sagen

würden, den „Du-Komment" zur Pflicht gemacht hatten, die Aufschrift: „Ici tout le monde se tutoie; — fermez la porte, s'il vous plaît!" Die unausrottbare Sitte kann wohl keinen größeren Triumph über ein äußeres Machtgebot feiern als in diesen drei Worten. Als in den neunziger Jahren die Stadt Mainz von den Truppen der französischen Republik besetzt und von den Klubisten terrorisiert war, erging an die Nachtwächter der Befehl, fürder nicht mehr zu singen: „Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen" 2c., sondern: „Hört, ihr Bürger" 2c., mit der ausdrücklichen Motivierung, daß es keine Herren mehr gebe, sondern jedermann bloß Bürger sei. Die Nachtwächter merkten sich das, sangen aber ganz folgerecht von nun an auch am Schlusse statt: „Lobet Gott den Herrn" — „Lobet Gott, den Bürger". Und es mußte ein neues Dekret erscheinen, welches ihnen befahl, den lieben Gott einstweilen noch im Genusse seiner alten Titulatur zu lassen.

Und doch waren jene Klubisten in ihrem ersten Dekret nur demselben Drange gefolgt, dem unsere ganze geistige Entwickelung seit der Reformation sich hingegeben hatte, und die Nachtwächter, indem sie unbewußt eine Satire auf diesen weltgeschichtlichen Zug des modernen Geistes sangen, setzten das naive Volksbewußtsein dagegen, welches nicht einsieht, warum man unsern Herrgott noch in seinem überlieferten Recht lassen müsse, wenn man einmal mit dem überlieferten Recht der Gesellschaft gebrochen habe.

Der Organismus der Gesellschaft war am Ausgang des Mittelalters erstarrt und veräußerlicht. Er mußte reformiert, neu belebt werden. Das Widerspiel zu den korporativen Schranken der mittelalterlichen Gesellschaft entfaltete sich darum jetzt in seiner ganzen Breite und Tiefe. Aber gerade die Geburt des vierten Standes, welche das Resultat einer dreihundertjährigen Arbeit der Nivellierung war, bürgt uns dafür, daß wir bereits über ein bloßes Verneinen des korporativen Lebens hinausgekommen sind und der Versöhnung beider Gegensätze entgegengehen.

Der vierte Stand ist nun einmal da. Die entfesselnden Fortschritte in allen Reichen der Geistesarbeit wie der industriellen mußten ihn naturnotwendig schaffen. Alle Sünden an der Gesellschaft helfen dem vierten Stand die Stätte bereiten, aber man hüte sich vor der frevelhaften Ansicht, als ob diese Gruppe darum in Sünden gezeugt, als ob sie an sich das böse Princip in der Gesellschaft sei! Der vierte Stand hat ebensogut sein historisches Recht, als irgend ein anderer Stand. Ein Teil des Bürgertums drängt gegenwärtig darauf hin, die ganze Gesellschaft als aufgegangen im Bürgertume zu betrachten. Der vierte Stand führt diese Ansicht zur äußersten Konsequenz. Insofern er bloße Negation ist, Abfall der Stände von sich selbst, kann er nie und nimmer ein festes organisches Gebilde werden. Die sociale Gefahr des verneinenden vierten Standes beruht aber zum großen Teile darin, daß er nur erst ein werdendes, schwankendes Gebilde ist, welches sich erst einen festen Bestand erringen könnte, indem es die ganze Gesellschaft verschlänge. Es gibt aber im Gegensatz hierzu beweglichere Elemente des Bürgertumes — die täglich wachsende Schar eben jener Lohnarbeiter aller Art — die bis jetzt nur eine volkswirtschaftliche Gruppe bilden, aus denen sich jedoch ein neuer, ein echter vierter Stand auch social entwickeln könnte. Diese Elemente müßte man zu einem korporativen Ganzen zusammenzuführen suchen. Man müßte den vierten Stand bekämpfen und auflösen durch — die Arbeiter. Denn gerade in den gediegenen Elementen dieser Arbeiter, als den beweglichsten Teilen des Bürgertums, liegt ein Recht zur selbständigen socialen Existenz, welches man mit den Forderungen des hier geschilderten vierten Standes, als der Gruppe der socialen Verneinung, zu vermengen liebt, wodurch eine wirklich gefährliche Verwirrung in die Sache gekommen ist. Denn der „Arbeiter" hat eine Zukunft, ein Recht als Gesellschaftsgruppe, er bildet nur noch keinen Stand aus dem Gesichtspunkte der „Naturgeschichte des Volkes", er deutet erst einen künftigen idealen vierten Stand vor; der gegenwärtige vierte Stand dagegen hat neben ihm nur ein Recht der Existenz, wie Mephisto neben Faust.

Zweites Kapitel.

Das aristokratische Proletariat.

Der Schwerpunkt des vierten Standes liegt in Deutschland nicht bei den Tagelöhnern oder Fabrikarbeitern, wie in Frankreich und England, noch weniger bei den verdorbenen Bauern. Denn nicht die untern Schichten der Gesellschaft sind bei uns am meisten zerbröckelt und verwittert, sondern die höheren. In der Aristokratie und im gebildeten Mittelstande Deutschlands ist die Existenz des einzelnen durchschnittlich weit mehr gefährdet, ein zermalmender Wettkampf weit übermächtiger als bei den Handwerkern und im Bauernstande. Die Proletarier des Geistes sind für Deutschland dasselbe Schreckgespenst, was für Frankreich die brotlosen Handarbeiter, für England die Fabrikleute. Die gebildeten Proletarier sind bei uns der Sauerteig, der das gesamte übrige Proletariat immer erst in Gärung versetzt. Das eigentlich gefährliche Proletariat unseres Vaterlandes geht nicht in der Bluse, sondern in Oberrock und Frack, es fängt bei apanagierten Prinzen und mediatisierten Reichsfürsten an und geht bis zum letzten hungrigen Litteraten abwärts.

Der verarmte und zurückgekommene Adel hat sich in Deutschland erstaunlich breit ausgewachsen. Die Ursachen sind von mir oben in dem Kapitel von dem Adel bereits angedeutet worden. Der seit Jahrhunderten so widernatürlich erschwerte Uebergang des Edelmannes, der seinen aristokratischen socialen Beruf zu erfüllen nicht mehr imstande ist, zum Bürger- und Bauerntum erzeugte zuletzt das Vorurteil, daß es nobler sei, als

aristokratischer Proletarier zu vegetieren, denn als tüchtiger Bürger einem ehrenwerten Erwerb sich hinzugeben. Ein proletarischer Baron aber ist ein Widerspruch in sich selber, er glaubt einem Stande anzugehören, dessen socialen Beruf er doch keineswegs mehr üben kann, und fällt durch diesen Gegensatz seiner scheinbaren und seiner wirklichen Existenz notwendig dem vierten Stande anheim.

Denn wer ist in materiellem Betracht ein Proletarier? Dessen möglicher Erwerb ihm keine annähernde Gewähr für die dauernde Deckung seiner Bedürfnisse gibt. Aber diese Bedürfnisse sind höchst relativ. Vielleicht hat sich irgend ein Socialdemokrat durch einen Physiologen ausrechnen lassen, wie viel Centner Kartoffeln, Brot, Fleisch der Mensch zum mindesten jährlich braucht, um seinen Verdauungswerkzeugen zu genügen und also sein Dasein fristen zu können, und setzt nun eine Normalsumme von so und so viel Centnern Kartoffeln jährlich fest, bei deren Nichterwerb das Proletariat beginnt. Allein der Bettler, wenn er nur diese Portion Kartoffeln hat, ist ein Fürst, der Fürst aber, wenn er bloß eine solche Portion Kartoffeln hätte, wäre weit ärmer als der ärmste Bettler. Denn nicht da beginnt das sociale Elend, wo der Hunger in den Eingeweiden zu brennen beginnt, sondern wo die Kraft des einzelnen nicht mehr ausreicht, die körperlichen und geistigen Güter zu erwerben, welche ihm durch seine gegebene Stellung in der Gesellschaft — über die einmal keiner hinauskommt — als das geringste Maß des Bedürfnisses bezeichnet werden. Der Vornehme hat unter dieser Tyrannei seiner eigenen Geschichte weit mehr zu leiden als der Geringe. Je höher er steht, um so näher ist ihm die Grenzlinie gerückt, wo er aus seinem Stand herausgestoßen wird, ohne in eine andere Gesellschaftsgruppe eintreten zu können, wo er dem Chaos des vierten Standes verfällt. Ihr sprecht, indem das geringste Maß des Bedürfnisses des Menschen sich nicht nach so und so viel Centnern Kartoffeln bestimme, sondern bedingt sei durch seine gesellschaftliche Stellung, durch die Sitte, in welcher er aufgewachsen, sei

es eben bedingt durch ein Vorurteil. Ja wohl, alle gesellschaftliche Sitte ist ein Vorurteil, und doch würde der Mensch zur Bestie werden, wenn ihr dieses Vorurteil glatt wegrasieren könntet.

Es gedenkt mir aus meinen Kinderjahren eines armen Mannes. Ob er schon keinen Beruf hatte und nichts that und in abgetragenem Rocke umherging, hatten doch die Leute einen gewissen Respekt vor ihm; denn der arme Mann war ein Reichsgraf und dazu der letzte unmittelbare Nachkomme eines großen Kriegshelden und gewaltigen Geistes, dessen Name unter den Besten in der deutschen Geschichte genannt wird. Das Besitztum dieses Grafen war zerronnen bis auf einen kleinen Rest, auf dem nur noch ein einziger Pächter saß, und dieser kleine Rest so überschuldet, daß der Graf weit ärmer war als sein eigener Pächter. So ward dieses Gut zuletzt auch noch Eigentum des Pächters. Und der vordem reichsunmittelbare Graf wanderte eines Tages zu Fuß auf jenes, einst sein kleinstes, Gut, um sich bei der Wohlthätigkeit seines früheren Pächters, der unlängst noch sein Unterthan gewesen, ein Unterkommen zu suchen. Dieser nahm ihn auf und gab ihm das Gnadenbrot von dem Acker, den er einst von ihm zu Lehen getragen; allein der Acker hätte den Grafen auch nicht mehr standesmäßig nähren können. Und ob der Graf auch nichts mehr hatte, begleitete ihn doch noch — sein Privatsekretär! Er lebte von treuer ehemaliger Dienstleute Barmherzigkeit und lebte dennoch wie ein Graf; niemand konnte sagen, daß der Kostgänger des Hofbauern, der kein Gefolge mehr besaß als einen Privatsekretär, zur Aristokratie gehöre, und doch war er auch kein Bürger, kein Bauersmann. Die Bauern sagen heute noch, er sei so eigentlich kein Graf mehr gewesen, aber wenn man ihn dann schlechtweg bei seinem Namen nannte, fielen sie einem doch gleich berichtigend ins Wort und sagten: der Herr Graf! Und in diesem Widerspruche deckten's die Bauern auf, weß Standes Glied der Graf eigentlich gewesen: er war ein Glied des Standes der Widersprüche, des vierten Standes.

Eines Tages bewegte sich ein Karren, davor zwei Kühe gespannt waren, von dem Hofe gegen das Dorf; des Hofbauern Junge führte das Fuhrwerk, auf dem Karren lag ein Sarg, und hinter demselben gingen der alte Hofbauer und der Privatsekretär als Leichengefolge. Der Sarg umschloß die Hülle des letzten Reichsgrafen aus einem der berühmtesten deutschen Geschlechter. So begruben sie ihn auf dem kleinen armen Kirchhofe zwischen versunkenen Bauerngräbern. Und auf den Kirchhof schaut die stolze Burg herab mit ihrer geborstenen Warte, es war die letzte Burg, die der Reichsgraf da unten besessen, freilich nur, da sie schon halb in Trümmern lag. Das Grab stand längere Zeit ohne Zeichen und Schmuck, und ward vergessen, wie die versunkenen Bauerngräber zur Rechten und Linken. Da kamen eines Morgens Steinmetzen in das stille Thal, brachten einen Grabstein, setzten ihn auf des Reichsgrafen Grab, und keiner weiß bis auf diesen Tag, wer den Stein hat setzen lassen.

Auf der Vorderseite des Steines ist in goldenen Lettern des Verstorbenen berühmter Name zu lesen. Darüber das Wappen des stolzen Geschlechtes. Auf der Rückseite aber steht in schwarzen Lettern: „Er starb im Elend.“ Und am Sockel sind die Worte eingegraben: „Von einem Freunde vaterländischer Geschichte.“

Das ist die Mär vom aristokratischen Proletariat. Der Reichsgraf, welcher zuletzt auf der Welt nichts mehr besaß, war an seiner Geburt gestorben, seines Geschlechtes große Geschichte hatte ihn nicht erhalten, nicht ernähren können. Und ein Unbekannter, ein Freund eben jener zermalmenden Geschichte, nicht ein Freund des Hauses oder des Verstorbenen, erweist ihm die letzte Ehre, weil die Tragödie dieses hochgeborenen Proletariers, den er vielleicht nie mit Augen gesehen, ihn erschüttert hat. Er starb im Elend? Zu dieser Lapidarschrift wollte ich den Socialdemokraten führen, dem das Elend da anfängt, wo das geringste Maß der Kartoffeln aufhört, welches zur Beschwichtigung der Verdauungswerkzeuge erforderlich ist. Dieser Reichsgraf,

dem noch ein Privatsekretär folgte, hatte lange Zeit ein schönes Besitztum, und als er nichts mehr hatte, hatte er doch noch einen Freund, und wenn es auch nur ein geringer Bauersmann, ein ehemaliger Dienstmann war, der ihn pflegte, der ihm die Augen zudrückte, und doch war er unendlich ärmer gewesen als der arme Arbeiter, den oft genug der wirkliche Hunger beißt, den man ohne Hemd begräbt, und dem man trotzdem nur auf sein Grab schreiben würde: er entschlief im Herrn — und nicht: er starb im Elend!

Nicht bloß der Kampf der Arbeit mit dem Kapital bedingt das Proletariat, sondern auch der Schicksalskampf mit der Geburt, mit dem Stande, mit der historisch gegebenen Stellung in der Gesellschaft. Die Geburt ist nichts Zufälliges, nichts Willkürliches, so wenig als Körperstärke und Geistesgaben; sie ist vielmehr die ehernste Notwendigkeit, sie ist die erste und festeste historische Schranke, welche das Einzelwesen gefangen hält, damit ihm fürs ganze Leben die Lehre im Gedächtnis bleibe, daß das menschliche Streben an geschichtlichen Vorbedingungen hängt, über die keiner hinaus kann und auf welche er, als auf etwas Gegebenes, weiterbauen muß. Wollt ihr, daß der Mensch, aller historischen Voraussetzungen bar, bloß nach den toten, allgemeinen Grundsätzen des abstrakten Rechtes und der Billigkeit zum Erringen seiner Ziele Vollmacht habe, dann zertrümmert erst die historische Fessel der Geburt — wenn ihr könnt. Der Arbeiter kämpft nicht gegen die Herrschaft des Kapitals, er kämpft gegen die Herrschaft des Erbrechts, also abermals gegen die eherne Schranke der Geburt. „Vom Rechte, das mit uns geboren ist," will der Despot des historischen Rechtes nichts wissen, vom Elend, das mit uns geboren ist, weiß der Despot des philosophischen Rechtes nichts. Dieses Elend kann uns vielleicht im Kittel des Arbeiters, es kann uns aber ebensogut unter einer Grafenkrone mitgegeben sein.

Der vierte Stand steigt in Deutschland hoch hinauf. Es gibt deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche ein Jahreseinkommen von nur fünfzigtausend Gulden besitzen, und die mit ihren meisten Bedürfnissen auf die Gnade und den Beutel ihres regierenden Vaters oder Bruders angewiesen sind, dessen Einkünfte selber vielleicht wiederum bloß in einer knapp zugeschnittenen Civilliste bestehen. Würden solche fürstliche Personen sich untereinander verheiraten und neue, weiter auseinander gehende Familienzweige begründen, so käme zu der bereits vorhandenen Kandidatur des vierten Standes im zweiten, dritten Glied bereits der leibhaftige vierte Stand. Denn in den Bürgerstand eintreten und die Rente, vor welche mit jedem neuen Sprößling ein weiterer Divisor gesetzt würde, durch einen bürgerlichen Erwerb wieder steigern, könnten und würden diese armen Leute nicht. Das Bedürfnis würde fürstlich bleiben, das Einkommen immer bürgerlicher werden. Solche Prinzen werden sich mit Fug und Recht nicht einmal verheiraten wollen und sollen. Ein Tagelöhner aber, dem man das Heiraten untersagen möchte, muß schon sehr arm und hilflos sein. Indem den fürstlichen Familien der große Grundbesitz mehr und mehr abhanden kommt, wird ihnen zugleich das einzige Mittel entzogen, ihr Vermögen zu mehren und für eine ausgebreitetere Nachkommenschaft zusammenzuhalten. Die Domänenfrage, über welche man hier und dort so heftig gestritten, ist nicht bloß eine staatswirtschaftliche, sie schließt zugleich die Frage in sich, ob die weitere Descendenz des Fürsten dem vierten Stande verfallen oder in den Reihen der Aristokratie bleiben solle. Ein kleiner Fürst ohne Privatbesitz wird durch seine Civilliste mit der Zeit zur Abdankung gezwungen werden; eine Civilliste ohne erhebliche landesherrliche Domänen ist das natürliche Gegengift wider den dynastischen Partikularismus. Wer mag seinen Kindern und Kindeskindern ein so unsicheres Brot wie eine moderne Prinzenapanage in Aussicht stellen! Der konstitutionelle Staat hat den nachgeborenen Prinzen, namentlich in den kleineren und kleinsten Ländern, nicht nur die Grundlage einer festen aristokratischen Existenz entzogen, sondern ihnen meist auch die Möglichkeit irgend eines Berufes

abgeschnitten. Denn rechnen wir den Kriegsdienst ab, so fällt jede andere praktische Thätigkeit, der in alten Zeiten ein Prinz mochte obgelegen haben, jetzt den verantwortlichen Ministern zu. Ein nachgeborener Prinz ist in der Regel gezwungen, beruflos zu bleiben gleich dem bedenklichsten Teile der Proletarier, und wenn auch er noch so eifrig musiziert, malt, dichtet oder den Wissenschaften obliegt, so wird er doch niemals ein rechtschaffener Musikant, Maler, Dichter, Gelehrter, ja nicht einmal ein Litterat von Fach; man wird seine Thätigkeit eine „Passion“ nennen, keinen „Beruf“, und wo er etwas angreift, bleibt er sein Lebtag zum Dilettanten verurteilt. Die Begeisterung aber für einen festen, praktischen Beruf allein kann den strebenden Menschen in sich befriedigen. Diese Befriedigung erzeugt den echt konservativen Geist; sie ist den nachgeborenen Prinzen versagt, wie einem großen Teile der Proletarier. So ragt die Kandidatur zum vierten Stande überall auch in die höchste Schicht der Gesellschaft. Nicht als ob dort das wirkliche Proletariat schon eingebrochen sei, aber die Vorbedingungen desselben kündigten sich bereits an: der Geist des vierten Standes, der durch die ganze moderne Welt geht, hat auch die Thür zu den Königsschlössern gefunden, auch zu den Fürstensöhnen ist das Mißbehagen im eigenen Stande, die Berufslosigkeit und Zerfahrenheit, der Zwiespalt zwischen der äußeren Existenz und der gesellschaftlichen Stellung durchgedrungen, und wenn just die Prinzen auch nicht den Kampf gegen die historische Gesellschaft beginnen werden, so legen sie doch Zeugnis ab von der Gewalt der alles umstrickenden Idee des vierten Standes.

Die früheren Erwerbsquellen der hohen und niederen Aristokratie sind mehr als zur Hälfte vertrocknet. Die Bedürfnisse haben sich verdoppelt. Der Eintritt in den geistlichen Stand sicherte vordem Tausenden von Adeligen ein standesmäßiges Leben. Sie trachteten nicht bloß, wie das heutzutage in katholischen Ländern freilich auch noch der Fall ist, die obersten Würdenträger der Kirche zu werden, sondern griffen im Mittelalter auch

zu der wirklichen geistlichen Arbeit in Klöstern und an kleinen Pfarreien. In dem rheingauischen Dorfe Lorch war noch im sechzehnten Jahrhundert ein Pfalzgraf und Herzog — Georg von Bayern — Pfarrer. Eine solche Dorfpfarre würde jetzt selbst dem neuesten Baron zu gering sein. Von der ehrenvollen Ausnahme, welche hier immer noch einzelne Adelsgruppen machen, habe ich oben bereits geredet. Das eben ist der Fluch der nobeln Faulenzerei, der sich der Adel im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in den zahllosen, damals neu geschaffenen Hofämtern und Sinekuren aller Art hingab, daß fast alle Berufsarbeit, welche früher noch innerhalb der Grenzen der Aristokratie stand, jetzt aus denselben herausgetreten ist. Solange ein Baron des Mittelalters noch ein Brevier lesen oder einen Degen führen konnte, gab es für ihn kein Proletariat. Walther von Habenichts war auch ein armer Teufel, er führte die Proletarier nach dem gelobten Land und ließ sie von den Türken totschlagen, aber er selber war darum noch lange kein Proletarier. Die Ritter, welche vom Stegreif lebten und wegelagerten, wußten wenigstens, was sie thun und treiben sollten, um zu leben, und das weiß das moderne Adelsproletariat eben nicht. Der Bauer, den jene bestohlen und geschunden, erkannte noch immer das Aristokratische ihres Berufes an, denn in seinem Glauben sausten seine Quälgeister nach ihrem Tode doch wiederum als feurige Ritter durch die Flur, und die Hölle selbst mußte also Respekt vor ihrem Rang und Wappen gehabt haben. Beim Adel des Mittelalters war der adelige Beruf an den Besitz gebunden, und doch hing er anderseits auch wieder bei weitem nicht in dem Grade vom Besitze ab, wie bei der modernen Aristokratie. Der alte Ritter verpfändete Burg und Hof und Wams und Tressen dazu und blieb doch ein Ritter, wenn dagegen der moderne Baron seinen Mantel aufs Pfandhaus trägt, so ist damit seine aristokratische Stellung jedenfalls sehr zweifelhaft geworden.

Das aristokratische Proletariat ließ sich seit langer Zeit am

besten in den deutschen Kleinstaaten beobachten. Dort drängte es sich aus aller Welt Enden zusammen, um Hofämter und Offizierstellen zu erhalten. Auch die kleinsten Höfe wollten sich mit dem Glanze alter Namen umgeben. Ein eigentlicher Landesadel war oft nicht mehr vorhanden, die weiland reichsunmittelbaren Familien blickten mit dem ganzen Groll der Mediatisierten auf ihre ehemaligen Kollegen, die so glücklich waren, ihre Souveränetät zu retten, und würden sich's nie und nimmer verziehen haben, bei denselben Hof- und Militärdienste anzunehmen. Wie die Bureaukratie alle Schleusen aufzog, damit das bürgerliche und bäuerliche Proletariat ins Land einströme, und durch die Erhöhung der Bevölkerungsziffer den Schein des Staatswohlstandes erhöhe, so wurde von den Höfen die ganze Flut des adeligen Proletariats in diese kleinen Ländchen geleitet. Aber diese Versorgung eines armen Barons, dessen Güter, wie die Bauerngüter zu Zeiten des armen Konrad, auf der Fehlhalde und dem Hungerberg, am Bettelrain und zu Nirgendsheim lagen, mit einer Lieutenants- oder Kammerjunkerstelle führte eigentlich nur wieder zu einer neuen Sorte von Proletariat, die auf das vorhandene gepfropft wurde. Denn das militärische Proletariat, wie es in den Tagen der Landsknechte Deutschland in Schrecken setzte, ist von den Gemeinen zu den Offizieren avanciert, und fängt jetzt bei den Kadetten, Fähndrichen und Lieutenants an, wie vordem bei den Troßbuben und Stallknechten. Bekanntlich sind unsere niederen Offiziersgagen darauf berechnet, daß der Inhaber der Stelle etwas eigenes Vermögen mitbringe, aus welchem er zusetzen könne. Die meisten Militärverfassungen sprachen es selber aus, daß diese Stellen proletarisch dotiert seien, indem sie nur Söhne der vermögenderen Klassen in die Kadettenschulen zuließen, und die niederen Offiziere, außer gegen Hinterlegung einer hohen Kaution, zum Cölibat verurteilen. Ein Bürgerlicher schlägt sich noch am ersten durch in diesem Offiziersproletariat, da ihm Entsagen und Arbeiten von Haus aus näher liegt. Statt dessen nun besetzte man in den kleinen Ländchen solche

Stellen fast durchgehends mit den von nah und fern herzugerufenen verkommenen und verdorbenen Adeligen. Diese kamen in einen Beruf und fanden doch keinen. Da sie nicht wegen ihrer Kriegstüchtigkeit, sondern wegen ihres Namens herbeigezogen worden waren, so lag ihnen gemeiniglich die Kriegswissenschaft zu hoch, die Gamaschenknöpferei aber zu niedrig. So recht bequem lag dagegen das Wirtshaus. Sie glaubten eine Existenz gefunden zu haben, und hatten doch keine, da schon der „Standesaufwand" allein, den man von ihnen forderte, die schwindsüchtige Gage überstieg. Proletarier im Besitz, Aristokraten im Genuß, sind diese Offiziere bereits wirkliche Mitglieder des vierten Standes. Mit grenzenloser Frivolität nahm man seitens der obersten Militärbehörde in der Regel die Sache hin, wie sie eben war, und stellte wohl gar „halboffiziell" die Behauptung auf, ein Lieutenant, der keine Schulden mache, sei ein schlechter Offizier. Dies ist das Widerspiel zu jener würdigen „aristokratischen Depense", von welcher ich oben redete.

Nicht wenige Glieder des Offizierproletariats haben wir wiedergefunden in den Insurgentenheeren der Jahre 1848 und 1849. Der Schritt von dem geheimen Zerfallensein mit der Gesellschaft zum offenen Kampf gegen dieselbe war diesen Männern wahrlich weit leichter gemacht als den verführten Handarbeitern und Taglöhnern, die unter ihrem Kommando fochten. Der Kasernendienst mit ein paar hundert Gulden Gage ist freilich ebensogut eine Zufluchtsstätte für den heruntergekommenen Adel, wie es das ritterliche Kriegshandwerk für den in der Erbschaft totgeteilten Junker des Mittelalters war. Aber es ist dies eine Zufluchtsstätte, die in andern Formen uns allen offen steht — die Zufluchtsstätte des vierten Standes. Viele mittellose adelige Subalternoffiziere haben das empfunden und sind in den Friedensjahren nach Amerika gegangen, wo sie das wenigstens ganz sein können, was sie hier sein müssen und doch zu sein nicht scheinen dürfen — Proletarier. Noch mehr, ein heruntergekommener Edelmann kann in Amerika sogar Bürger oder Bauer werden, er kann dort

die Last seines Namens, seiner Geburt, seiner Geschichte von sich werfen, und es bleibt ihm noch ein drittes übrig neben der Wahl, ein vornehmer Herr oder ein Lump zu sein.

Indem die kleinen Fürsten das aristokratische Proletariat hegten und sein Wachstum förderten, haben sie zugleich die ganze sociale Stellung der Aristokratie verrückt. Nur durch festes Zusammenziehen des ganzen Standes kann man die konservative Macht der Aristokratie erhöhen. Sie ist nur in ihrer Beschränkung stark und in diesem Betracht das gerade Widerspiel des vierten Standes, der in seinem riesigen Wachstum nach außen, in seiner Korpulenz so erstaunlich sich kräftigt. Man kann ein Wortspiel daraus machen und sagen, der vierte Stand würde dann erst eigentlich ein „Stand" werden, wenn es aufhört, „Stände" zu geben. Wenn Karl Vogt in der Paulskirche den Antrag stellte, man möge, um den Adel aufzuheben, nur jedwedem freigeben, den Adelstitel anzunehmen, so könnte man glauben, er habe den kleinen Höfen das Verfahren abgelauscht, wie man die Aristokratie am besten um den Kredit bringt. Die Bevorzugung des aristokratischen Proletariats — nicht der Aristokratie — ist es, was vorzugsweise den Groll aller andern Stände gegen den Adel erzeugt hat. In Marburg hatten die adeligen Studenten bis vor kurzem — vielleicht auch noch — nur ein einziges Vorrecht, nämlich — doppelte Immatrikulationsgebühren bezahlen zu müssen. Ein solches Privileg ist jedenfalls der Aristokratie am förderlichsten. Ich deutete schon in dem Abschnitte von der Aristokratie an, wie oft gerade der gediegene, konservative Bürger, der nichts weniger als Staat und Gesellschaft umstürzen will, einen gründlichen Haß auf den Adel geworfen hat. Diese Stimmung, welche mit dem ganzen übrigen socialen Charakter jener Bürger im Widerspruch steht, ist hervorgerufen durch das aristokratische Proletariat, die Feindseligkeit gegen dieses überträgt sich unbewußt auf die ganze Aristokratie. Es muß den Zorn des ehrenfesten Bürgers herausfordern, wenn er sieht, wie etwa der hergelaufene proletarische Hofkavalier in

nobler Verschwendung sich anläßt, als seien ihm die Thaler in Scheffeln zugemessen, indes er Brot und Fleisch auf jahrelangen Borg nimmt; es muß sein sittliches Gefühl empören, wenn er bemerkt, wie der proletarische Baron aus dem achtzehnten Jahrhundert nicht bloß die Tradition der adeligen Berufslosigkeit und Sinekurenjägerei überkommen hat, sondern wie er dazu auch an der weitherzigen Moral der höheren Stände aus jener verderbten Zeit mit dem Konservatismus der Liederlichkeit festhält, und wie der zerfahrene militärische Müßiggänger alten Namens, aber nicht alter Ehrenfestigkeit, den schleichenden Betrug an einem armen Handwerker durch Schuldenmacherei für einen Zug vornehmen Wesens hält. Es reizt den Spott des Bürgers und Bauern, der in seinem reichlichen Erwerb sich behaglich fühlt, wenn er auf den erwerblosen Adeligen blickt, der auf silberner Schüssel täglich Kartoffeln mit Salz ißt.

Der trefflich gezeichnete arme Baron in Immermanns Münchhausen spekuliert auf die Fabrikation von Luftsteinen, indes die wirklichen Steine seines Rittersitzes an allen Ecken auseinanderbersten. Aber der Leser wird sich erinnern, daß dieser Immermannsche Baron keineswegs unsere sittliche Entrüstung herausfordert; im Gegenteil: sein harmloses Leben erregt in uns ein Gemisch von Heiterkeit und Mitleid. Dieser Baron ist aber auch kein Proletarier, er ist nur ein armer Teufel, er bleibt dabei ein echter Aristokrat; in dem Maße, als seine Besitztümer mehr und mehr dem Reiche der Phantasie anheimfallen, treten auch seine Bedürfnisse und Ansprüche mehr und mehr in das Reich der Phantasie hinüber, in seinen Ueberlieferungen, in seiner Gedankenwelt, in seinen Sitten, in seinen Grillen hat er die genauesten Grenzmarken seines Berufes und Standes gefunden, und er fühlt sich über die Maßen behaglich innerhalb derselben; die Pfeiler seines baufälligen Hauses wanken unter seinen Füßen, aber die Pfeiler seiner socialen Existenz stehen ihm, in seiner Einbildung, fest wie die ewigen Berge.

Dieses Bild bezeichnet uns nicht bloß eine einzelne Figur

es schildert eine ganze Gattung. Der heruntergekommene grundbesitzende Adel wird höchst selten dem vierten Stand verfallen, er wird darbend und entsagend an dem Schattenbilde seiner gesellschaftlichen Stellung und an der überlieferten Sitte festhalten und nicht, wie mehrenteils der proletarische Hof- und Militäradel, dieselbe in Unsitte verkehren, er wird allenfalls den Humor herausfordern, gemischt mit einer Rührung des Mitleids, aber nicht den Haß und Groll der übrigen Stände. Er ist dem ordentlichen Bürger und Bauern nur ein verblaßtes Abbild der vollgültigen Aristokratie, vor deren geschichtlichem Charakter, vor deren Beruf als der selbständigsten und bewußtesten Hüterin des erhaltenden Princips im Staate, als betraut mit den Interessen des großen Grundbesitzes, der großen Industrie, des massenhaften Kapitals, der Mann des kleineren Gewerbs und des kleineren Ackerbaues immer Respekt gehabt hat. Aber gerade darum ist ihm das aristokratische Proletariat in tiefster Seele verhaßt, denn hier tritt ihm die Bevorzugung eines Standes entgegen, der kein Stand, kein Beruf mehr ist, nur noch eine alte Formel, ohne allen Kern, und weil das aristokratische Proletariat leider zahlreicher geworden ist als die Aristokratie selber, so kommt er leicht dazu, beides untereinander zu mengen.

Als die hessischen Bauern im März 1848 die Standesherren im Vogelsberg so hart bedrängten und ihre Besitzungen plünderten, konnten viele diese Wut der Bauern nicht begreifen, welche sich plötzlich gegen Leute richtete, von denen die ganze Gegend schon lange weit mehr Vorteil gezogen, als die unbedeutenden besonderen Lasten der standesherrlichen Bezirke ausmachten. Die Feindseligkeit der Bauern zielte aber gar nicht auf die Standesherren als solche, sie zielte auf die Bevorzugung des aristokratischen Proletariats, welche ihnen gleichbedeutend geworden war mit dem Begriff der Aristokratie überhaupt und ihren Vorrechten. Die Herren auf dem Lande erhielten den Streich und den Herren in der Stadt galt er. Man sieht daraus, daß es ein Akt der Selbsterhaltung für die Aristokratie ist, den

in der rauhen Luft dieser Zeit immer reichlicher abwitternden Teilen ihres Standes den Uebertritt in die Bürgerschaft und das Ergreifen einer bürgerlichen Hantierung zu vermitteln, und nicht durch Ansprüche und Zugeständnisse ohne Sinn und Verstand die verdorbenen Aristokraten für die Reihen des vierten Standes systematisch zu pressen.

Mit Dekreten kann man auch hier nicht einschreiten. Nun es einmal zur Sitte geworden, daß auch der nachgeborene Sohn den Adelstitel führe, läßt sich das nicht flugs auf dem Wege der Gesetzgebung abschaffen, denn die Sitte ist gewaltiger als das Gesetz. Aber der Adel selber muß dazuthun, wie ich schon oben anzeigte, statt verkehrter Sitte rechte Sitte herauszubilden. Und wohl können auch die Höfe und Ministerien dahin wirken, daß die Bevorzugung des aristokratischen Proletariats aufhöre, welche dem Bürger ein Aergernis ist, dem Adel ein Ruin. Wenn die künstlichen Hegestätten des aristokratischen Proletariats, wie wir sie namentlich in den kleinen Ländchen beobachten, allmählich eingehen, dann wird es auch der verdorbene Baron nachgerade klüger finden, in die neue Welt zu wandern, oder in der alten einer nährenden Thätigkeit sich zu widmen, als berufslos von eines kahlen Namens hungrigen Renten zu zehren. Der Haß des Bürgers gegen den Adel wird mit dem aristokratischen Proletariat von selber schwinden, und die ganze gesellschaftliche Stellung der Aristokratie eine würdigere und einflußreichere werden. Oder sollte dies gerade das dämonische Schicksal des Adels sein, daß ihm nur die Wahl gelassen bleibe zwischen des Besitzes Fülle und dem Bettelstab?

Drittes Kapitel.

Die Proletarier der Geistesarbeit.

Die Proletarier der Geistesarbeit sind in Deutschland die eigentliche streitende Kirche des vierten Standes. Sie bilden die große Heersäule der Gesellschaftsschicht, welche offen und selbstbewußt mit der bisher überlieferten socialen Gliederung gebrochen hat. Die Beweise liegen jetzt genugsam vor, daß der proletarische deutsche Handarbeiter im großen und ganzen noch keineswegs zum hellen Bewußtsein seines socialen Standpunktes gekommen ist. Er kann im schlimmen Falle ahnen und wittern, daß er ein Vorkämpfer des Umsturzes der Gesellschaft sei, wie der Bauer instinktiv der Kämpe des konservativen Principes ist. Das Geistesproletariat dagegen weiß und fühlt sich als vierten Stand, es will die alte Gesellschaftsordnung in der Praxis wie in der Theorie niederreißen.

Ich fasse auch diese Gruppe des vierten Standes in ihrer ganzen Konsequenz, im weitesten Rahmen. Beamtenproletariat, Schulmeisterproletariat, perennierende Predigtamtskandidaten, verhungernde akademische Privatdocenten, Litteraten, Journalisten, Künstler aller Art, von den reisenden Virtuosen bis zu den wandernden Komödianten und den Drehorgelleuten und Bänkelsängern abwärts. Ueberschlägt man in Gedanken diese Legion der deutschen Geistesproletarier, dann muß man wohl zu dem Resultate kommen, daß in keinem Lande Europas die in Rede stehende Gruppe des vierten Standes zahlreicher und mannigfaltiger vertreten sei als bei uns. Es liefert dies den Beweis,

daß der Umsatz des materiellen Kapitals der Nation unverhältnismäßig zurücktritt neben dem Groß- und Kleinhandel, Schacher und Wucher, der mit dem geistigen Pfunde getrieben wird. Deutschland erzeugt mehr geistiges Produkt als es brauchen und bezahlen kann. Eine solche Ueberproduktion, die nicht bloß vorübergehend ist, sondern andauernd, ja stets im Wachsen begriffen, zeugt von einem krankhaften Zustande der gesamten Nationalarbeit, von einer widernatürlichen Verteilung der Arbeitskräfte. Das Geistesproletariat ist eine weit schärfere Satire auf den Nationalwohlstand als alles Fabrikarbeiter- und Bauernelend.

Wir stehen hier vor einem Zirkel. Die Geistesarbeit schießt ins Kraut, weil ihr der materielle Erwerb nicht hinreichend breite und tiefe Wurzel bietet, und diese Wurzel kann wiederum nicht zur rechten Entfaltung kommen, weil jeder Ueberschuß von Kraft aufwärts in das endlose Blätterwerk treibt. Darin liegt mancherlei Gefahr für Deutschlands sociale Zustände. Wie der vierte Stand in andern Ländern durch den plötzlichen und übergewaltigen Aufschwung der Industrie erzeugt wurde, so ist er in Deutschland wesentlich das Ergebnis einseitig überwuchernder geistiger Erhebung. Wir sahen oben, daß auch der deutsche Bürgerstand seinen überwiegenden Einfluß in der modernen Gesellschaft den zwei großen Thatsachen der *geistigen* Erhebung durch die Reformation und die klassische Periode der neueren Nationallitteratur verdankt, während erst in jüngster Zeit die Industrie ihr Gewicht zu Gunsten des Bürgertums in die Wagschale zu werfen beginnt. Das Ueberwuchern des Geistesproletariates ist die Kehrseite jenes fröhlichen Aufschwunges im Bürgertum.

Andere Völker brauchen uns eben nicht zu beneiden um das Uebergewicht des Geistesproletariates über die Proletarier der materiellen Arbeit. Denn der Mensch wird viel leichter überstudiert als er sich mit seinen Händen krank arbeitet, und gerade das Geistesproletariat erzeugt die bösartigeren Krankheitsstoffe. Der Widerstreit des Erwerbs mit dem Bedürfnisse, der eingebildeten

gesellschaftlichen Stellung mit der wirklichen ist bei dieser Gruppe des vierten Standes am unversöhnlichsten.

Die Proletarier der Geistesarbeit waren da, seit man überhaupt des Geistes Weben und Schaffen als Arbeit zu betrachten und auf den Markt zu bringen begann, und gar viele Männer, deren Bildsäulen die Geschichte in dem Pantheon des nationalen Ruhmes aufgestellt, waren nichts anderes als solche Proletarier. Aber in den Zeiten, wo das deutsche Nationalbewußtsein fast nur in der Litteratur und Kunst noch lebendig war, mußten die Proletarier der Geistesarbeit eine immer höhere Meinung von ihrer Bedeutsamkeit bekommen und immer schneidender den Widerspruch empfinden, worin ihre materielle Stellung hierzu stand. Daß der Geist des vierten Standes in diese Proletarier gekommen, ist eine neue Thatsache. Weil das Zeitalter die Intelligenz auf den Thron gehoben, glaubten die großen und kleinen Leute, welche aus der Intelligenz Profession machten, daß sie selbst nun auch wenigstens auf Sammetpolstern sitzen müßten. Was von socialen Bewegungen im Sinne des vierten Standes in neuester Zeit in Deutschland auftauchte, das ist von den Proletariern der Geistesarbeit ausgegangen oder angeregt worden. Es ist eine furchtbare Ironie auf unsere Staatseinrichtungen, wenn man erwägt, wie im Jahre 1848 Subalternbeamte — also die eigensten Pflegekinder des Staates — in Masse für die Zerstörung der historischen Gesellschaft wühlten, während Bürger und Bauern und Taglöhner sich ruhig verhielten; und man könnte kein beißenderes Epigramm auf unsere öffentliche Erziehung schreiben, als wenn man die Durchschnittsziffer der verdorbenen Litteraten ermittelte, welche alljährlich durch unsere gelehrten Staatsschulen zum Kriege gegen die Gesellschaft eingeschult werden. Gerade diejenige Gesellschaftsschicht, mit welcher sich der Staat in Deutschland zunächst befaßt und an der er fast ausschließlich seit Jahr und Tag gedoktort hat, das studierte Bürgertum, ist am gründlichsten social zerfahren. In Frankreich erlebten wir neuerdings auf anderm Gebiet ein Gegenstück hierzu. Je mehr

sich zur Zeit der provisorischen Regierung der Staat als solcher mit den brotlosen Arbeitern befaßte, um so proletarischer, um so gefährlicher für die Gesellschaft wurden sie.

Die aristokratische Truppenschar zum vierten Stande erschien uns als der verwitternde Abfall einer längst bestehenden und abgeschlossenen Gruppe der Gesellschaft; in dem Proletariat der Geistesarbeit dagegen erblicken wir eine ganz neue Gruppe, die sich, durch neue Kulturströmungen emporgetrieben, erst zum Leben aufringt. Daher konnte ich die aristokratischen Proletarier nur nach dem schildern, was sie nicht mehr sind, während ich die vorliegende Gruppe hauptsächlich nach dem schildern muß, was sie werden will. Dort bedingte der Mangel an Lebensthätigkeit den socialen Krankheitszustand, hier die Ueberfülle des widernatürlich auf einen Punkt gehäuften Schaffensdranges. Das aristokratische Proletariat geht zu Grunde, weil es am unrechten Orte in der Vergangenheit lebt, die Geistesproletarier, weil sie über dem Phantasiebild einer socialen Zukunft die Gegenwart vergessen. Während aber bei dem aristokratischen Proletariat, wie bei den schlechtweg so genannten Arbeitern immer noch Trümmer von gesellschaftlicher Organisation des Standes übrig geblieben sind, indem jene noch an der Tradition der vollgültigen Aristokratie, diese an der Ueberlieferung des Handwerks, dem sie verwandt, in gewissem Grade festhangen, fehlt bei dem Geistesproletariat auch jeder Gedanke einer geschichtlichen Gliederung des Standes und der Arbeit, weil hier überhaupt eine Geschichte erst geschaffen werden soll. Es ist dieses daher in der That der vollendetste Mikrokosmus des ganzen vierten Standes; die Idee desselben ist hier am umfassendsten verwirklicht.

Das Geistesproletariat rekrutiert sich aus allen Ständen; hier herrscht schrankenloseste Gewerbefreiheit, hier gilt keine Zunft, kein Fach, kein Meister, kein Geselle. Nicht bloß verdorbene Schneider, wie Weitling, auch verdorbene Grafen, wie St. Simon, versuchten es, nachdem sie andere Formen des Proletariates bereits durchgemacht, zuletzt noch einmal unter den Litteraten.

Und es ist, beiläufig bemerkt, charakteristisch genug, daß diese dunkle, unmeßbare Größe des vierten Standes, in welcher die Gegensätze zertrümmerter und neu aufsprossender Gesellschaftsschichten vereinigt liegen, in neuerer Zeit ihren ersten begeisterten Propheten in eben diesem Grafen St. Simon fand, dem heruntergekommenen Aristokraten, dem phantastischen Schwärmer, zur Hälfte in jugendkühnem idealistischem Aufschwung, und schon halb im Todeskampfe sein letztes Buch, „Das neue Christentum" verfassend.

Es schien mir lehrreich, eine aus dem Kleinen herausgearbeitete Musterung des Künstlerproletariates dem Leser vorzuführen. Nicht als ob dessen sociale Bedeutung so hervorragend wäre. Aber gerade in der Art und Weise, wie sich aus den einzelnen Künstlerberufen die Ansätze zum Proletariate entwickelten, deuchte mir so anziehendes Material zur Erkenntnis der Genesis des vierten Standes überhaupt gegeben, wie kaum irgendwo anders.

Es wird uns nämlich die beachtenswerte Erscheinung begegnen, daß der Künstler, je mehr er sich von seinem alten und natürlichen Zusammenhang mit dem bürgerlichen Handwerk losgerissen, je mehr er sich von der strengen äußerlichen Zucht technischer Lehr- und Gesellenjahre frei gemacht hat, und je mehr die alten künstlerischen Genossenschaften sich auflösten, immer entschiedener dem Proletariat in geistigem und materiellem Betracht verfallen ist.

Die Männer der bildenden Kunst, welche durch die ganze Technik ihres Kunstbetriebes gezwungen sind, auf dem festen Boden des Handwerks zu stehen, haben bis zu dieser Stunde den Geist des vierten Standes am meisten aus ihren Reihen fern gehalten. Die Musiker dagegen und Schauspieler, welche sich von der alten socialen Zucht der Korporation und des Handwerks fast ganz befreiten, haben dadurch eine förmliche eigene Familie des Künstlerproletariates ausgebildet.

Wir werden von den social gebundensten Künstlerberufen zu den social am meisten entfesselten vorschreiten.

Bei den bildenden Künsten kommen vorweg die Jünger der Baukunst hier kaum in Betracht. Der innigste Zusammenhang ihrer Kunstübung mit dem Handwerk und der Wissenschaft hat sie seit dem Mittelalter sehr entschieden in die Reihen des gewerbetreibenden Bürgerstandes eingewiesen. Der zünftige Charakter war bei den Baukünstlern des Mittelalters aufs förmlichste ausgebildet. Die Bauschulen und Bauhütten sorgten dafür, daß nicht jeder konnte zugelaufen kommen. Je leichter das Lehrgeheimnis einer Kunst zu ergründen scheint, desto mehr wird sie dem Zulauf solcher Leute ausgesetzt sein, die nachgehends auf halbem Wege stehen bleiben, um sich dann als künstlerische Proletarier der wirklichen Künstlerschaft beizugesellen. Wenn die mittelalterigen Baugewerke ihr Lehrgeheimnis mit größter Eifersucht bewahrten, dann lag wenigstens der einfache Sinn darin, daß keiner sich für einen Eingeweihten der Kunst halten solle, der nicht in strenger Zucht zur Künstlerschaft emporgestiegen war. Das Mittelalter hatte in seinen Korporationen ein Organ, um das Maß dieser Zucht festzustellen. Uns fehlt ein solches Organ und an dem Mangel desselben klebt das künstlerische Proletariat.

Man wird noch keine Silbe von einem Proletariat der Baukünstler als einer socialen Gruppe gehört haben, während sich uns ein ganz eigen geprägtes Musikantenproletariat, ein Schauspielerproletariat merklich genug aufdrängt. Man wird auch nirgends von einem besondern Proletariate der Bildhauer hören, obgleich es schier mehr verdorbene als geratene Bildhauer in Deutschland gibt. Denn auch bei diesem Künstler ruht die Hälfte seiner Meisterschaft im Handwerk. Er hat harte Lehrjahre durchzumachen, er arbeitet mühselig und langsam, während das Proletariat nur da sich einnistet, wo man gleich ernten kann, nachdem man gesäet hat. Sowohl das Studium als die Ausübung der plastischen Kunst setzt einen gewissen Kapitalbesitz, eine „Auslage" voraus. Der Volksmund würdigt die Gediegenheit der Berufsgeschäfte mit gutem Mutterwitz nach dem Maße dieser Auslage und stellt im Sprichwort das Geschäft der Barbiere

und der Musikanten als die leichtesten und liederlichsten hin, weil beide keine Auslage haben. Der plastische Künstler errichtet eine Werkstätte, wo Lehrling und Geselle unter den Augen des Meisters arbeiten; dadurch ergibt sich schon ein Anflug von natürlicher Organisation in dieser Künstlergenossenschaft. Er kann auch nicht, wie die Musiker und Schauspieler, bei unstätem Vagabundieren seine Kunst ausüben, sondern ist dazu an den bestimmten Ort gefesselt. Durch seinen Bund mit dem Handwerk ist zugleich seiner Existenz ein fester Boden geschaffen. Er meißelt ja nicht bloß griechische Götter, sondern, wenn es etwa augenblicklich mit den reinen Kunstwerken nicht recht gehen will, achtet er es seiner Ehre nicht zu gering, auch im künstlerischen Handwerk sein Heil zu suchen. Und mit einer so realen Grundlage der Kunst geht am sichersten ein gediegenes bürgerliches Leben Hand in Hand.

Man kann es nicht genug preisen, daß die meisten alten Maler, namentlich die deutschen, sich so erstaunlich konzentrierten in der Wahl ihrer Stoffe. Es gehört zum Wesen des Geistesproletariates, daß es nicht bloß in allen Ländern umhervagabundiert, sondern auch in allen Zweigen seiner Kunst oder Wissenschaft. Die Litteraten, welche alles wissen und auf Verlangen in allem arbeiten, bezeichnen darum den Gipfel dieses Proletariates. Ein Meister, der bloß Madonnen und Heilige, oder bloß nüchterne und betrunkene Bauern, oder bloß Hirsche, bloß Rindvieh, bloß Schafe malt, wie das meist die Alten gethan, kann gar nicht von dem auf weitester Peripherie herumtaumelnden Schwindelgeiste des vierten Standes angesteckt werden. Indem er seine Schöpferkraft energisch auf einen Punkt zusammenfaßt, wird ihm auch im socialen Leben der Gedanke des unstäten Umherfahrens ein Greuel sein. Die treffliche künstlerische und sociale Rückwirkung einer strengen technischen Schulzucht zeigt sich leuchtend bei den Meistern der altitalienischen und altdeutschen Malerschulen. Diese Leute wußten ganz bestimmt, was sie lernen und bei wem sie lernen sollten; die Meister einer Kunstschule hielten auch äußerlich als in einer festgeschlossenen Genossenschaft

zusammen, sie setzten ihrem Wirkungskreis aufs genaueste Maß und Schranke und standen darum in der Kunst wie im socialen Leben fest auf den Beinen. Bei dem modernen Geistesproletariat wird man niemals von einer bestimmten „Schule“ reden können, da stäubt alles auseinander. Es wird z. B. niemand einfallen, von einer Berliner, Leipziger ꝛc. Litteratenschule zu sprechen, weil hier zuletzt wohl doch wieder nur die allgemeine Zerfahrenheit das gemeinsam Charakteristische wäre. Es ist sehr bemerkenswert, daß von dem Augenblicke an, wo man wieder von besondern Schulen der modernen Malerei zu reden begann, nicht bloß der proletarische Geist des Kunstideals schwand, sondern auch ein großer Teil der Maler, die vordem in der wirklichen Vasallenschaft des vierten Standes gestanden, sich wiederum zu größerer bürgerlicher Selbständigkeit aufzuringen begann. In einer langen Zeit künstlerischen Verfalles war der Maler, sofern er nicht in Hofdiensten stand, dem ganzen Jammer des vierten Standes fast rettungslos preisgegeben. Mit den Malerschulen ist wieder Genossenleben und Genossenhilfe erwacht. Der Korporationsgeist bei den Malern hat bereits die Anforderung einer strengen technischen Schulzucht bedeutend gesteigert, damit die engere Genossenschaft rein erhalten bleibe von dem Eindringen meisterloser Schwindler, welche überall die wahren Apostel des Künstlerproletariates sind. Mit Freuden bemerkt man, daß seit dem höheren Aufschwung der modernen Malerei jene Schwärme halbreifer Porträtmaler bedeutend abgenommen haben, die ohne irgend eine feste Existenz gleich Irrlichtern im Lande umherfuhren, namentlich die Provinzialstädtchen und reicheren Dörfer brandschatzten und mit dem leicht erworbenen Verdienste von der Hand zum Mund lebten, bis sie allmählich im Elend untergingen. Dagegen lebt jetzt eine verwandte Art des Proletariats unter den zahllosen Daguerreotypisten und Photographen auf. Allein insofern bei ihnen der Erwerb gewisser Handfertigkeiten fast ganz an die Stelle der künstlerischen Begabung tritt, gehören sie mehr dem Proletariate jener Fabrikarbeiter an, deren ganze Existenz

von einer einzigen Manipulation abhängt, die nur so lange ihren Wert behält als die Maschine, womit sie arbeiten, in ihrem jeweilig unvollkommenen Zustande bleibt.

Bei den Musikern stoßen wir zuerst auf ein vollständig ausgeprägtes Künstlerproletariat. Die Musiker bildeten bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein eine ziemlich festgeschlossene Genossenschaft. Wer ein Meister der Tonkunst werden wollte, der mußte als Kalikant, als Chorsänger, als Stadtpfeifer oder Zinkenist — also beim Handwerk — seine Künstlerlaufbahn beginnen; dann stand ihm aber auch in den zahlreichen fürstlichen und gräflichen Privatkapellen, die fast samt und sonders eingegangen sind, und in den gleichfalls bedeutend verminderten Kantoren- und Organistendiensten die Aussicht einer gesicherten bürgerlichen Existenz offen. Man pflegt so selten vom socialen Standpunkte aus einen Blick auf die Kunstentwickelung zu werfen, und doch ist es z. B. unzweifelhaft, daß der Verfall des heiligen römischen Reiches nicht wenig zum Verfall der echten deutschen Kammermusik beigetragen hat; denn als es nicht mehr so viele Fürsten im Reiche gab, wie Tage im Jahr, gab es auch nicht mehr so viele Hofkapellen; dadurch ward wiederum der Instrumentalmusik recht eigentlich ihr festes Brot entzogen, der alte solide Kammermusikus verwandelte sich in den modernen fahrenden Virtuosen und mit der socialen Stellung der Künstler ward Weg und Ziel der ganzen instrumentalen Kunst vollständig verrückt. Der musikalische Lehrling des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts suchte die Meister auf und arbeitete bei ihnen ganz so, wie es bei den Gewerken, wie es bei den alten Malerschulen Sitte war. Der musikalische Dilettantismus war erst im dürftigsten Keime vorhanden und es fiel keinem Dilettanten ein, der etwa in seiner bürgerlichen Existenz Schiffbruch gelitten, nun flugs unter die Musiker zu gehen und da als Meister sein Brot zu gewinnen, wo er doch niemals als ordentlicher Lehrling gearbeitet hatte. Die musikalischen Körperschaften schlossen sich sehr strenge ab. So hatten z. B. die sogenannten

„gelernten Trompeter", welche durch eine strenge, bis aufs Tüpfelchen geordnete Schulzucht gegangen waren und ihre Zungenstöße als ein heiliges Lehrgeheimnis bewahrten, ihre besonderen bis zu Josephs II. Zeit erneuerten kaiserlichen Privilegien und ließen keinen „ungelernten" mit sich blasen, der nicht zur Zunft oder, wie sie es nannten, zur „Kameradschaft" gehörte. Das mag Zopf gewesen sein; es steht aber doch kunstgeschichtlich fest, daß es diese Leute bei ihrer strengen Zucht zu einer fabelhaften Kunstfertigkeit brachten und einem modernen Trompeter müssen sich die Haare sträuben, wenn er liest, mit welch wunderbaren Fanfaren so ein alter gelernter Hoftrompeter die hohen Herren alltäglich zu Tafel blies. Und wenn man erwägt, daß Händel und Bach und die andern ehrwürdigen Altmeister in der Zucht eben solch strenger Schule aufgewachsen sind und in der Beschränkung eines engen, aber gefesteten bürgerlichen Daseins gewirkt haben, dann müssen diese zopfigen Verhältnisse doch wohl auch mit der freien künstlerischen Genialität verträglich gewesen sein.

Gegen all dieses halte man nun einmal die Spitze des modernen musikalischen Proletariats, das fahrende Virtuosentum. Künstler, die heimatlos durch die Alte und Neue Welt ziehen, nicht aus ihrer Kunst selber, sondern aus dem äußerlichsten Gaukelspiele mit derselben Profession machend, angespornt durch den Ehrgeiz des augenblicklichen Erfolgs, in das abenteuerliche ihrer Maske nicht selten den ganzen Zauber ihres Künstlertums setzend, nach raschem, leicht verdientem Gewinn begierig, in ihrer ganzen Existenz der Grille eines täglich wechselnden Publikums preisgegeben! Die Erntetage des Virtuosenproletariats traten immer da ein, wo die Nation in ihrer tiefsten Erniedrigung versunken war. So florierte das Proletariat der Gesangvirtuosen, das Kastratentum, an den Höfen zur Zeit ihrer größten Verderbtheit im achtzehnten Jahrhundert, während sich die gediegene Tonkunst gerade damals in den Schoß des tüchtig gebliebenen Bürgerstandes zurückgezogen hatte. Die Instrumentalvirtuosen

hatten ihre besten Tage in den beiden Restaurationsepochen der zwanziger und dreißiger Jahre. Mit dem höheren Aufwallen des nationalen und politischen Lebens in dem eben verstrichenen vierten Jahrzehnt nahmen diese Nomadenzüge zusehends ab. In den Tagen des litterarischen und musikalischen „jungen Deutschlands“ war jenes Virtuosenproletariat, welches in der Buhlerei mit der eigenen kleinen Persönlichkeit die Spitze seiner Kunstleistungen fand, zum letztenmale wie Unkraut an allen Wegen aufgesproßt. Schlägt man in den Geschichtsbüchern der Tonkunst die Lebensläufe der fahrenden Virtuosen nach, dann ist es einem, als ob man in ein großes Spital von bürgerlich, sittlich und künstlerisch Kranken träte, in ein Musterhospital, bequem eingerichtet zum Studium der ausgesuchtesten socialen und sittlichen Gebrechen. Es gibt nur eine Gruppe, die in solch pathologischem Betracht vielleicht noch etwas lehrreicher ist, die Gruppe der fahrenden Litteraten. Die fahrenden Virtuosen klammern sich an einen Beruf, der nie und nimmer eine volle Manneskraft erfüllen kann, sie sind dabei genötigt, einen Glanz des äußeren Lebens zu erheucheln, der ihnen in Wirklichkeit gar fern liegen mag, und gelangen durch diesen inneren Widerspruch zu jener bürgerlichen und künstlerischen Zerfahrenheit und Blasiertheit, welche heute in der Stimmung eines Opiumrausches auf Welt und Menschen herabblickt, und morgen in der Stimmung eines Opiumkatzenjammers. Der fahrende Virtuose will sich befreien von den bürgerlichen Schranken des Künstlers, er will seine Kunst befreien von der Zucht der Schule wie des Gedankens, er ist das schlagendste Exempel des vierten Standes unter den Künstlern, der über sich selber hinaus, der alle geschichtliche Organisation des Kunstschaffens und Künstlerlebens niederreißen will.

Als ein merkwürdiges Phänomen erscheint es übrigens, daß das fahrende Virtuosentum bei den Musikern historisch ist und sich durch die ganzen zwei letzten Jahrhunderte verfolgen läßt. Wir finden im siebzehnten Jahrhundert musikalische Abenteurer in ferne Meere verschlagen, wir lesen im achtzehnten von „Kunst-

reisen“ nach der Türkei, nach Armenien. Und in der Regel begegnen wir dabei denselben Charakteren voll inneren Zwiespaltes, in bürgerlicher und künstlerischer Zerfahrenheit zu Grunde gehend, wie bei dem modernen Virtuosenproletariat, nur mit dem Unterschiede, daß jene proletarischen Musiker der alten Zeit als Ausnahme, wenn auch in stetiger Reihenfolge auftreten, während sie bei uns zur überwiegenden Masse zu werden drohen. Der alte Neubauer, der, um als freier Künstler zu leben, bettelnd von Kloster zu Kloster zieht, und, mit Schillers Geiger Miller zu reden, „das Konzert für was Warmes gibt“, und für eine Nachtherberge seine Tonsätze verschleudert, die er anfangs im Weinrausche, später branntweintrunken in Kneipen oder auch auf den Hausfluren liegend, abgefaßt hat — dieses denkwürdige Exempel einer tief angelegten, aber verliederlichten Genialität ist ein rechtes Musterbild des alten fahrenden Musikantenproletariats. Und als hätte dieser wunderliche Mann empfunden, daß es mehr ein socialer als ein künstlicher Zwiespalt sei, der in seiner und seinesgleichen Person in die Künstlerwelt geschleudert werde, forderte er seinen entschiedensten socialen Gegenfüßler zum musikalischen Zweikampfe heraus, den ehrsamen Bückeburger Bach, der ein so schnurgerechter Bürger und Musiker war, daß er sich ein für allemal die Stunden festgesetzt hatte, in welchen an jedem Tage komponiert werden mußte. Hier öffnet sich dem Freunde der Kulturgeschichte eine ganz neue Welt voll der schroffsten Gegensätze. Die gemeine Redeweise sagt: jeder Musikant habe einen Sparren zu viel im Kopfe; das heißt ins Schriftdeutsche übersetzt: die Geschichte der Musik ist unendlich reich an socialen Originalstücken — und keiner hat sie noch bis jetzt nach dieser Richtung ausgebeutet.

Das fahrende Virtuosenproletariat zieht sich durch alle Stufen des Ranges abwärts vom feinsten Salonspieler bis zu den wandernden Kirmesmusikanten und den Drehorgelleuten. Man hört bei den Landleuten neuerdings wieder die Klage, daß seit der Revolution „alles von der Musik leben wolle“. Dies zielt auf die

eben bezeichnete Hefe des musikalischen Proletariats, welches sich in der That erstaunlich zu mehren beginnt. Der Bauer empfindet das unheimliche dieser Erscheinung, denn er weiß, daß jeder dieser Jahrmarktsvirtuosen eine gebrochene bürgerliche Existenz darstellt.

Es gibt aber auch eine Klasse fahrender Musiker, die keineswegs zum vierten Stande zählt, ob die Leute gleich nur in Kitteln aufziehen. Dies sind die seßhaften Dorfmusikanten, die in einer außerordentlich großen Zahl über ganz Deutschland verbreitet sind und entweder im Sommer den Ackerbau treiben und im Winter die Musik, oder im Winter ein Handwerk und die Musik im Sommer. Da selbst in den kleinsten Dörfern in der Regel wenigstens ein solcher Künstler sitzt, der dann in den statistischen Tabellen als „Musikant" aufgezählt wird, wo er doch viel richtiger unter die Bauern zu zählen wäre, so kommt gewöhnlich bei den Bevölkerungslisten eines Landes eine ganz fabelhafte Zahl von Tonkünstlern heraus. Es liegen mir z. B. solche Listen über das Herzogtum Nassau vor, wonach in diesem ackerbautreibenden, von großen Städten ganz entblößten Land je auf tausend Einwohner — also Weiber und Kinder mitgerechnet — ein Musikant käme, was ein entsetzliches musikalisches Proletariat erwarten ließe, wenn nicht diese Ueberzahl von Künstlern nebenbei an der Hobelbank, am Webstuhl oder hinter dem Pfluge einer ganz leidlichen bürgerlichen Existenz sich erfreute. So sind die meisten jener böhmischen und fuldischen Musikanten, welche in so großer Zahl die Welt durchziehen, keineswegs vagabundierende Proletarier, sondern meist Leute, die daheim eine Werkstätte oder ein kleines Gütchen wiederfinden, wann sie nach jeder Wanderfahrt auf eine Weile nach Hause gehen. Diese vielbesungenen wandernden Musikanten tragen daher auch nichts weniger als das Gepräge der Blasiertheit und socialen Zerrissenheit, vielmehr finden wir bei ihnen meist die gesunde Natur des Bauern oder Handwerksmannes wieder, nur durch die künstlerische Nebenarbeit in eine gemütlichere und liebenswürdigere Form gegossen.

Ich komme zu den Schauspielern. Sie waren früher das Künstlerproletariat als solches, die von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßenen, die Parias der Künstlerwelt, der historische und uranfängliche vierte Stand unter den Künstlern. Das ganze Wesen der dramatischen Kunstübung drängt zur Genossenschaft, und in der That hat sich früher ein ziemlich strenges Zunftwesen bei den Komödiantentruppen, die unter dem eisernen Scepter des „Komödiantenmeisters" standen, durchgebildet. Allein die Zunft auf der Bühne vermochte höchstens für die strenge handwerkliche Zucht der einzelnen einige gute Früchte zu tragen, sonst sind die alten Schauspieler dabei so proletarisch und armselig gewesen, wie nur irgendwann. Dies ist ganz natürlich. Nicht aus dem Drang, sich in der Genossenschaft einen festeren bürgerlichen Bestand zu gründen, waren die alten Komödiantenbanden zu einer Zunftordnung getrieben worden, sondern einmal durch die gebieterische Notwendigkeit der Bühnendisciplin und dann durch den socialen Verruf, welchen ihnen die ganze bürgerliche Gesellschaft entgegengeschleudert hatte. Die Bürgerschaft selbst hatte den Schauspielern den vierten Stand aufgedrungen, indem sie dieselben aus ihrem Kreise ausgeschlossen hatte. Das Genossenleben der Schauspieler übte also viel mehr künstlerische als sociale Einflüsse. Der Komödiant, dem man kein ehrlich Begräbnis gönnte, zählte überhaupt kaum im socialen Leben. Schon das ewige Wandern, zu welchem die ganze Genossenschaft verdammt war, mußte den proletarischen Geist bei derselben einbürgern. Erst allmählich begann durch die Hoftheater und stehenden Stadtbühnen für den Schauspieler die Möglichkeit, sich bürgerlich seßhaft zu machen und aus den proletarischen Verhältnissen herauszutreten. Allein die Wandertruppen haben wohl heute noch wenigstens der Masse, wenn auch gottlob nicht dem künstlerischen Einfluß nach, das Uebergewicht. Und daß die Vorliebe für die Seßhaftigkeit selbst unter den Mitgliedern der stehenden Bühnen noch nicht allzugroß geworden, dafür bürgt wenigstens der Umstand, daß das einzige gemeinsame Band, welches bis jetzt (1851)

die größten Bühnen Deutschlands umschlingt, ein Kartellvertrag — wider das Durchgehen der Schauspieler ist!

So arm und elend aber die wandernden Schauspieler in der Regel sind, so deutlich die Wahrzeichen des vierten Standes bei ihnen hervorleuchten, so finden wir hier doch durchschnittlich keineswegs jenes gefährliche Proletariat, welches aus Neid, Zorn und Aerger die ganze Gesellschaft über den Haufen werfen will, oder wenigstens, gleich dem nobeln musikalischen Proletarier, heute abgespannt, morgen überreizt, übernächtigen Blickes dreinsieht, als habe es, wie die Rheinländer sagen, die Pfalz vergiftet. Der wandernde Komödiant ergibt sich in sein Elend mit Humor, er hat es gar nicht besser haben wollen, er ist in dem Bewußtsein zu seiner Truppe gegangen, daß er hiermit jeder Anwartschaft auf eine feste bürgerliche Stellung entsage, er hat wohl gar seinen Familiennamen mit einem Phantasienamen vertauscht, weil er selbst den Zusammenhang mit seiner Familie im Bühnenleben vergessen will. Ob er gleich in der Regel blutwenig Kenntnis von der Geschichte seiner Kunst und seines Berufes besitzt, so weiß er doch das eine mindestens, daß die wandernden Komödianten seit unvordenklichen Zeiten die vollgültigsten Proletarier gewesen sind. Er stellt sich geflissentlich auf jenen naiven Standpunkt der guten alten Zeit, wo der Elende sein Elend hinnahm als etwas Gegebenes, bei welchem man nicht nach dem Warum fragt, als eine Thatsache der ewigen Weltordnung, darüber kein Grübeln und kein Protestieren hinaushilft. Obgleich die fahrenden Schauspieler vielleicht die allergrößte Ursache hätten, über einen durch Jahrhunderte an ihnen verübten Frevel der historisch-bevorrechteten Gesellschaft empört zu sein, so verfallen sie doch am wenigsten auf diesen modernen Gedanken. Wie der mittelalterige Proletarier sein Elend hinnahm aus Gottergebenheit, so nehmen sie das ihrige hin aus Leichtsinn. Diese wandernden Komödianten, welche nicht einmal über den Jammer ihres Standes hinaus wollen, sondern gerade in ihrer Pariastellung sich ebenso behaglich fühlen, wie der Zigeuner in seinem

Landstreicherleben, sind eine der seltsamsten Ausnahmen in dem modernen socialen Leben und darum der höchsten Beachtung wert. Viele der fahrenden Schauspieldirektoren, namentlich bei den kleineren und wilderen Truppen, welche man in Oesterreich „Schmieren" nennt, machen ihren periodischen Bankerott, der alljährlich im Frühjahr so gewiß eintritt, als etwas später der Wald grün wird. Wenn sich die Mitglieder im Herbste zu einer solchen „Schmiere" anwerben lassen, dann wissen sie recht gut, daß sie trotz ihres Kontraktes in den ersten Monaten auf volle, in den spätern auf halbe Gage und in den letzten auf Teilung spielen werden. Sie nehmen das vorweg als eine vollendete Thatsache hin, über welche kein Mensch hinaus kann, und werden durch dieses proletarische Leben mindestens nicht zum Kommunismus bekehrt, denn sie wissen aus alter Erfahrung, daß bei dem Spielen auf Teilung noch weniger für den einzelnen herausspringt, als bei dem vorhergegangenen Stadium der halben Gage. Mit dem einbrechenden Lenze, wo ja überhaupt die Wanderlust erwacht, wandert dann die versprengte Truppe in dem großen Kollektantenschwarm, der die festangestellten und gutbesoldeten Kollegen in den Hauptstädten periodisch heimsucht, ins Weite. Dieses Kollektieren der Schauspieler, wobei oft weit erklecklichere Summen herauskommen, als wenn man auf Teilung spielt, ist ein höchst interessanter Ueberrest des alten genossenschaftlichen Wesens. Selbst dem geizigsten Mitgliede der Hof- und Stadttheater ist es in der Regel Ehrensache, dem kollektierenden Bruder in Apollo reichlich zu geben; bei vielen Theatern bestehen nebenbei auch noch eigene Hilfskassen zu diesem Zwecke, und nur wenn man sich einmal überzeugt hat, mit welch schönen Ziffern diese Kollektantenlisten meist bedeckt sind, begreift man, wie es zugeht, daß nicht ein bestimmtes Prozent der wandernden Komödianten allsommerlich Hungers stirbt. Dem Hofschauspieler erscheinen diese Spenden wie eine Art progressiver Einkommensteuer, die von der gesamten deutschen Bühnengenossenschaft stillschweigend auf seine hohe Gage gelegt ist.

Man sieht also, daß hier in aller Unordnung und Auflösung doch wieder ein Schatten gemütlichen Genossenlebens übrig bleibt, an welchem manche andere Gruppe des vierten Standes sich immer noch ein Exempel nehmen könnte. Bei diesem Schatten hat es dann freilich sein Bewenden. Die im großen und ganzen wenigstens gescheiterten Plane neuester Zeit zur Herstellung umfassender Pensions- und Hilfskassen für den gesamten deutschen Schauspielerstand, und überhaupt zu einem durchgebildeten, die materielle Existenz des einzelnen festigenden Korporationswesen, haben abermals den Beweis geliefert, daß mit den stehenden Bühnen noch lange nicht der ins Weite schweifende proletarische Geist bei der großen Mehrheit des begünstigteren Schauspielerstandes gebrochen ist. Man kann mit Kreuzern, man kann auch mit Louisdoren von der Hand zum Mund leben. Wenn ein Hofschauspieler, der sich mit seiner kinderreichen Familie einen vergnügten Neujahrsabend machen will, sechs Flaschen Champagner kommen läßt, dazu aber auch für sechs Kreuzer Scheitholz einzukaufen befiehlt, damit man den Feuerwein im Warmen genießen könne, so ist damit das Proletariat im Schoße des Ueberflusses wohl greifbar genug gezeichnet. Und dieses Beispiel ist nicht erfunden, es ist geschichtliche Thatsache, zu der sich noch viel lustigere fügen ließen. Nirgends sehen wir öfter aus barem Mutwillen eine festbegründete materielle Existenz aufgeben, als bei den seßhaften Schauspielern, für die das Wanderproletariat noch seine Poesie hat. Männer, die sich von der Pike heraufgearbeitet hatten und bürgerliche und künstlerische Ehren die Fülle besaßen, haben sich noch in alten Tagen zurückgesehnt nach dem Vagabundenleben der Wandertruppe, sie haben die alten Genossen wieder beneidet, welche auf Martini volle Gage beziehen, zu Weihnachten auf halben Sold gesetzt werden, um Lichtmeß auf Teilung spielen und um Johanni betteln gehen.

Wir haben nach alledem in den wandernden Komödianten Kandidaten des vierten Standes vor uns, welche von alters her wie außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehend angesehen wurden und dennoch keinen Groll auf dieselbe werfen — Proletarier, welche in Leichtsinn und Humor ihr sociales Elend verwinden, wie die andern in Groll und Rachsucht oder in dem harmloseren Schwindel einer allgemeinen Weltverbesserung: Leute, welche mit der historischen Gesellschaft zerfallen und doch nicht mit ihr verfeindet sind, indem sie die geheime Schmach in ihrer Pariastellung wegspielen, weggaukeln, wegträumen, wegtrinken und den seßhaften Philister verachten, den sie nicht beneiden können. So war es schon vor Jahrhunderten, als Kaiser Heinrich III. seinen Palast zu Ingelheim bei dem Zuströmen einer unendlichen Menge der histriones und joculatores nicht anders rein halten konnte, als indem er befahl, diesen dramatischen Künstlern nichts mehr zu essen und zu trinken zu geben; so ist es heute noch. Weil gegen die lange Leidensgeschichte dieses Standes sein modernes sociales Elend wie eine Spielerei erscheint, so ist es ihm leicht gemacht, spielend die socialen Kämpfe der Gegenwart zu verlachen.

Die Leute, welche auf die Dichtkunst ihren ausschließlichen Erwerb gründeten, sind, wie bekannt, allmählich ausgestorben, seit im sechzehnten Jahrhundert die Zunft der Hofpoeten in die Zunft der Hofnarren aufzugehen begann. Das weitgespannte Zelt des Litteratentums herbergt jetzt auch denjenigen, der vordem als poeta laureatus in fürstlichem Brot gestanden haben würde. Wir gehen also zu dem wunderlichen socialen Phänomen der modernen Litteraten über.

Man kann sagen, das Litteratentum in Deutschland ist erst beiläufig zwanzig Jahre alt. Denn solange mag es ungefähr her sein, daß eine ganze zahlreiche Klasse von Gebildeten die Schriftstellerei als Gegenstand des alleinigen Erwerbes, als Grundlage eines vollen materiellen Bestandes aufzufassen begann. Zu unserer Großväter Zeiten noch war mit Büchern und Zeitungen für den Schriftsteller blutwenig Geld zu verdienen, und wenn sich ja einmal ein armer verunglückter Student ausschließlich in

den Tagelohn der Buchhändler begab, so verstand sich bei ihm das obligate Loch im Rockärmel und die Dachstube von Hogarths gequältem Dichter ganz von selber. Die kümmerlichen Honorare, welche die Heroen unserer klassischen Litteraturepoche für ihre dem Verleger mitunter sehr einträglichen Meisterwerke bezogen, sind vielfach im einzelnen bekannt. Wer sich überzeugen will, daß selbst die geistvollste Tagesschriftstellerei in den hierfür doch am empfänglichsten gestimmten Tagen der ersten französischen Revolution nur einen gar mageren Verdienst gewährte, der mag Georg Forsters kummervolle Briefe nachlesen. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß zu selbiger Zeit in den zahlreichen Sinekuren von Historiographen, Bibliothekaren, fürstlichen Privatsekretären und besoldeten Titularräten aller Art dem bekannteren Schriftsteller nicht selten eine sorgenfreie litterarische Thätigkeit vergönnt wurde, und daß diese Stellen jetzt in eben dem Maße zusammengeschrumpft sind, wie die ehemaligen Hofkapellisten- und Organistendienste, und, wollte man sie erneuern, gewiß die landständische Censur nicht mehr passieren würden. In etwas späterer Zeit sehen wir wohl eine Reihe publikumsbeliebter Roman- und Schauspielschreiber auftreten, die sich ein ganz hübsches Auskommen zusammengeschrieben haben mögen; allein das waren dazumal eben so rare Ausnahmen, wie heutzutage ein Litterat, der durch seine Feder reich wird. Kein Mensch dachte bis gegen die neueste Zeit daran, durch ein Zeitungsunternehmen schriftstellerische Existenzen zu garantieren. Die Originalartikel jener kulturgeschichtlich bedeutenden Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts sind wohl größtenteils milde Gaben gewesen, wenn auch aus den Federn der gefeiertsten Schriftsteller. Vollends bei den meisten politischen Tageblättern vertrat bis tief in die Gegenwart herein der Rotstift und die Papierschere ausschließlich die Stelle des Honorarbudgets. Die Periode des eigentlichen modernen Journalismus hatte sich seit den Befreiungskriegen vorbereitet; sie brach herein, als mit der Julirevolution die Geister aufs neue aufgerüttelt wurden. Mit dem Journalismus kamen

die eigentlichen Litteraten, und ihre Masse wuchs mit der von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Korpulenz desselben. Aber der Journalismus war noch keine selbständige Macht, und doch hatten wir nun schon eine Journalisten-Genossenschaft, welche eine selbständige Macht sein wollte. Es hätte von Rechts wegen umgekehrt gehen müssen. Der Journalismus war im vormärzlichen Staate nur geduldet wie weiland die Schutzjuden; die Litteraten aber wollten keineswegs Schutzjuden sein. In dem Seitenblick auf englische und französische Preßverhältnisse schwelgend, begann das deutsche Litteratentum sich zu fühlen, und doch waren solche Zustände in Deutschland noch gar nicht vorhanden. Die Nation war reicher geworden an politischem Geiste; aber reicher für die Tagesschriftsteller war sie darum durchaus nicht. Nicht die Steigerung der buchhändlerischen Rente, sondern der sehr unangenehme äußere Zwang der gesteigerten Konkurrenz hatte die Buchhändler bestimmt, der schriftstellerischen Industrie mindestens einen Bettelpfennig zu gewähren. Das Litteratentum als Profession, als Stand war in Deutschland eine verfrühte Erscheinung, ein sociales Siebenmonatskind.

Daraus läßt sich folgern, daß die deutschen Litteraten, ob sie schon mit den ersten Anfängen des Journalismus gleichzeitig auftauchten, doch nicht durch denselben ans Licht gerufen worden seien. Im Gegenteil könnte man vielleicht richtiger sagen, das vor der Zeit zur Welt gekommene Litteratentum habe selber erst im Drang der Not die gleich ihm halbreife Zangengeburt des modernen Journalismus zu Tage gefördert.

Das deutsche Litteratentum war in seinen Anfängen der Ausfluß einer socialen Krankheit. Die Ueberschätzung der geistigen Arbeit, die Mißachtung der gewerblichen hatte sich seit dem Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts — von wo die alte kernfeste Tüchtigkeit des Gewerbsmannes allerdings in dem Maße zu wanken begann, als der gelehrt-litterarische Aufschwung der Gebildeten seinem Höhepunkte zustrebte — wie ein zehrendes Fieber der ganzen Generation bemeistert. Das ist die Kehrseite des

geistigen Aufschwunges im deutschen Bürgertum. Von oben und unten war diese krankhafte Einseitigkeit unterstützt, in der wir selber wohl zum größten Teile noch in unserer Jugend befangen waren. Der bureaukratische Staat ignorierte möglichst die selbständigen Mächte der Industrie und des Handels, weil seinem Grundsatze gemäß die Gelehrten- und Beamtenwelt den politischen und socialen Ausschlag geben sollte. In der ganzen langen Restaurationszeit seit den Befreiungskriegen waren die jeweiligen Helden des Tags: Beamte (nicht Staatsmänner), Litteraten, Virtuosen und Sängerinnen. Wie in den Tagen der Kreuzzüge alles zum Schwerte griff, und wer kein Schwert gewinnen konnte, wenigstens zum Stecken, wie damals Kinder selbst sich zu einem Kreuzesheere zusammenthaten und die Weiber sich in die Reihen der Kämpfer mischten, so stürmte jetzt alles zum wissenschaftlichen Studium; die Weiber strickten und spannen Bücher, und Kinder spielten mit der Geige und mit der Litteratur und wurden, vom Scheitel zur Sohle kaum drei Fuß hoch, doch schon Kunst- und Litteraturgrößen. Die Donquichotterie der litterarischen Ehrsucht ist einer der bedeutsamsten socialen Charakterzüge der neuesten Zeit. Der Handwerksmann, welcher vordem seinen größten Stolz darein gesetzt hatte, daß Kinder und Kindeskinder in seinem eigenen Gewerbe fortarbeiteten, glaubte jetzt seinem Sohne keinen besseren Freibrief durchs Leben mitgeben zu können, als indem er ihn studieren ließ. Arme Witwen hungerten und bettelten, um nur ihre Kinder studieren zu lassen, sie weinten vor Freude, wenn sie dieselben für das also gewonnene Schmerzensgeld dem Privilegium — des Beamtenproletariats entgegenführen konnten. Es war als ob der einzige menschenwürdige Beruf nur aus dem Besitz der fadenscheinigen Weisheit irgend einer Brotwissenschaft — oder auch einer brotlosen — quellen könne, als ob andererseits der nur ein halber Mensch sei, der nicht acht Jahre lang seinen Bröder und Buttmann gelernt, um ihn im neunten wieder zu vergessen.

Eines der naturnotwendigen Produkte dieser krankhaften

Zeitstimmung war das vorzeitige Entstehen des deutschen Litteratentums. Bei tausend Unberufenen war der Ehrgeiz zur ausschließlichen Triebkraft der Geistesarbeit geworden, und dieser Ehrgeiz konnte in der Tagesschriftstellerei ein rasch und mühelos errungenes, wenn auch noch so geringfügiges Genügen finden. Wer ernten wollte, ohne gesät zu haben, wurde Litterat. Wie das Litteratentum selber eine vorweggenommene Erscheinung war, so steckte es auch wiederum meistenteils sein Ziel dahin, das Idol des Zeitalters, den Ruhm der Geistesgröße vorwegzunehmen. Und der halbfertige Student z. B. nahm seinerseits als Litterat sogar noch einen Beruf vorweg, eine Existenz, die ihm von Rechts wegen erst nach weiterer jahrelanger saurer Arbeit zugestanden hätte. Der gefährliche Vorsatz, durchs Lehren lernen zu wollen, schuf zahllose halbreife Litteratenexistenzen. Darum haben die guten Mispeln und die schlechten Litteraten das Gemeinsame, daß beide schon zu faulen beginnen, wo sie eben erst halb reif sind. So erschien der Litterat in wissenschaftlichem Betracht als ein widerspruchsvolles Zwittergeschöpf, wie er das dann auch gesellschaftlich werden sollte; die Spannkraft zu einem ernsten Studium, zu einem tüchtigen, praktischen Wirken ging rasch verloren, während es doch gerade sein eigenster Beruf hätte sein müssen, das ernste Studium in die Münze des praktischen Lebens umzusetzen. Der Bauer würde von einem solchen halben Manne sagen, er sei für den Wagen zu kurz und für den Karren zu lang.

Der Ehrgeiz als alleinige Triebkraft der Geistesarbeit erzeugt aber auch jenen luftigen Sybaritismus im bürgerlichen Leben, der einen großen Teil unserer Tagesschriftsteller kennzeichnet. Die Prahlerei mit vornehmem Wesen, mit glänzendem Hausrat, mit goldenen Ketten und Champagner haben sie den französischen Schriftstellern glücklich abgeguckt, da sie ihnen doch den Erwerb der hohen überrheinischen Honorare noch nicht haben abgucken können. Und wo diese Vornehmthuerei nicht in natura ausgeführt werden kann, da sucht sie sich wenigstens überall in

der Schreibart vorzudrängen. Es läßt sich kaum eine größere Selbstironie denken, als wie sie in jenem hochgeborenen Stil steckt, der namentlich in den Zeiten des jungen Deutschlands bei deutschen Feuilletonisten und Belletristen Mode war. Prüft man diese Schreibart, die möglichst mit Salonsausdrücken um sich wirft, die Anschauungen der vornehmen Welt als die natürlichen, angestammten des Autors heuchelt, und die verzwickte, verschnürte Redeweise der sogenannten „feinen Gesellschaft" als etwas Neues, Geniales und Frisches in unser Schrifttum wieder eingeschmuggelt hat, dann sollte man meinen, unsere Litteraten seien allesamt auf Parkettböden großgewachsen und müßten stolpern, wenn sie einen Fuß auf die grob gehobelten Dielen in eines Bürgers oder Bauern Stube setzten. Und doch ist der Verfasser in der Regel wohl ein ganz armer Schelm gewesen, dem es sauer genug geworden ist, die lebenswarmen Anschauungen, die derben naturwüchsigen Ausdrücke der Gesellschaftsschicht, in welcher er aufwuchs, wieder abzustudieren und die fremden vornehmen Phrasen dafür einzutauschen. Das ist eben der Fluch der modernen Schriftstellerei, daß sie — im Geiste des vierten Standes — die Gesellschaftsschicht zu verleugnen sucht, in welcher sie von alters her ihre Wurzeln getrieben hat.

Vom litteraturgeschichtlichen Standpunkt hat man diesen Gedanken schon längst dahin ausgesprochen, daß unsere neuere Nationallitteratur ausschließlich eine Litteratur der Gebildeten, nicht des ganzen Volkes geworden sei. Es gilt aber auch, die Wahrheit dieses Satzes vom socialen Standpunkt aus anzuerkennen. Früher war es die Gelehrtenaristokratie, welche sich wissenschaftlich und gesellschaftlich von ihrem natürlichen Boden, dem Bürgertum, abzulösen suchte, jetzt ist es das Gelehrtenproletariat. So finden wir auch bei den musikalischen Genossen des vierten Standes die Schreibart der sogenannten „Salonsmusik" ausgebildet, in welcher gleichsam der ehrenfeste bürgerliche und volksmäßige Stil der alten Meister zum Baron übergeschnappt

ist, da doch die Schöpfer desselben keineswegs Barone geworden, sondern vielmehr durchschnittlich aus dem dritten Stand in den vierten zurückgegangen sind. Die Versöhnung des Schrifttums mit dem Volkstum kann keineswegs auf litterarischem Wege (etwa durch das jetzt wieder in Mode kommende Liebäugeln mit volkstümlichen Redewendungen) gestiftet werden, sondern nur auf socialem. Wenn sich der gelehrte Aristokrat oder Proletarier erst wieder einmal in aufrichtiger Hingabe an das Leben des Bürgertums erfrischt und gekräftigt hat, dann wird sich auch seine Schreibart verjüngen und kräftigen. Aus der Rede und Anschauung des Bauern leuchtet die alte derbe Naturkraft unserer Sprache, aus der Rede des Bürgersmannes die reiche, breite Fülle ihrer frühlingskräftigen Entfaltung, aus der abstrakten, abgeglätteten, gebürsteten und modisch ausgebügelten Redeweise der Bildungsaristokratie die greisenhafte Abgelebtheit. Dr. Martin Luther, der größte deutsche Volksschriftsteller, war auch ein Litterat, und zwar nicht etwa ein populärer Verwässerer, sondern ein ganzer Gelehrter, der aus den Tiefen des Geistes heraus der Wissenschaft und dem Leben neue Bahn gebrochen, und doch hat er es in seiner Schreibart nie verleugnet, daß er des Bergmanns von Eisleben Sohn sei; seine ganze Schriftstellerei beweist, daß er seinen socialen Boden im Bürgertume sich zu wahren wußte, und er ward ein wahrhaft volkstümlicher Schriftsteller, weil er stets neue Kraft und Fülle des Gedankens und Ausdrucks aus der bürgerlichen Lebenssphäre zog, in welcher er einmal durch Geburt und Erziehung mit allen Mächten seines Daseins festgewachsen war.

Das Litteratentum hat sich aber nicht bloß zur Gesellschaft, sondern auch zum Staate gar eigen gestellt. Die *Vermengung und Verwechselung der politischen mit der socialen Opposition*, welche einen Grundzug jeglichen Revolutionstreibens der neuesten Zeit bildet, hat in dem litterarischen Proletariat ihre natürlichen und eifrigsten Apostel gefunden, und namentlich wußte dasselbe zur entscheidenden Stunde oft genug

dem Arbeiterproletariat begreiflich zu machen, daß aus der Gleichheit des Besitzes erst die Gleichheit des Rechtes aufkeime, und letzteres solchergestalt zum Kampfe gegen die historische Staatsordnung zu entflammen, welche demselben leider außerdem ein ganz gleichgültig Ding war und geblieben wäre.

Der aristokratische Proletarier als solcher kümmert sich wenig genug um die Staatsordnung, die ihn mindestens nicht direkt in den vierten Stand hinabgestoßen hat, ja er hätte sogar einige Ursache, dem modernen Staate hold zu sein, denn eben derselbe ist es ja, der ihm fast allein noch ein Hungerbrot bietet, und der ihm insofern auch eine sociale Genugthuung gibt, der für ihn die Rache der Gesellschaft insofern übernimmt, als er die vollgültige Aristokratie immer mehr herabzudrücken, zu entkräften und dadurch den Unterschied zwischen dem Aristokraten und dem aristokratischen Proletarier immer mehr auszugleichen sich befleißt. Das künstlerische Proletariat war niemals gewohnt, Ansprüche an den Staat zu machen, fühlt sich also auch nicht gekränkt, wenn es von demselben vollständig ignoriert wird. Es hat übrigens genügende Ursache, politisch konservativ zu sein, da der Künstler wohl weiß, daß jede Staatserschütterung seinen materiellen Bestand zuerst mit erschüttern wird.

Ganz anders ist es bei dem litterarischen Proletariat. Hierher flüchten sich die Ausgestoßenen nicht sowohl der Gesellschaft als des Staates, die Schiffbrüchigen, welche in „herrschaftliches Brot“ zu kommen vergebens hofften. Aus Rachedurst gegen den Staat, der ihm eine Existenz versagt, gegen die Polizei, die ihn für eine verdächtige Person erklärt, wird der litterarische Proletarier zur Rache gegen die Gesellschaft getrieben, der Proletarier des Gewerbes, des Tagelohns kommt dagegen umgekehrt erst durch den Groll gegen die Gesellschaft zum Groll gegen den Staat. Nur bei der originellen Gruppe des jüdischen Geistesproletariates finden wir, daß der völlig gleichzeitige, ebenmäßig und gleichbegründete Haß gegen die Gesellschaft wie gegen den Staat den verneinenden Litteraten geschaffen hat. Diese jüdischen

Litteraten, wie wir sie in den letzten Revolutionsjahren immer da in der Vorderreihe fanden, wo es galt, die Lichter auszulöschen und die Feuer anzuzünden, sind gleich sehr Ausgestoßene der Gesellschaft wie des Staates. Das echte Judentum haben sie verlassen und dem Christentum haben sie sich nicht zugewandt, vom germanischen Staat wollen sie nichts wissen und von der hebräischen Theokratie auch nichts. Sie sind so plötzlich einer überstrengen Schule des religiösen, politischen und bürgerlichen Zwanges und der Beschränkung entlaufen, daß sie überhaupt keine historische Schranke, keine beschlossene Form weder in staatlichen noch in socialen und kirchlichen Dingen mehr anerkennen mögen. Sie sind daher die echten Litteratenköpfe, in Holzschnittmanier gezeichnet, die wahren Vorbilder der modernen Litteratenwirtschaft, sie vertreten das Litteratentum in allen Konsequenzen des vierten Standes. Daß es auch unbeschnittene Litteraten gibt — aber beschnitten im Geist, wie der Apostel sagt —, die sich dieser Gruppe angeschlossen haben, braucht so wenig erwähnt zu werden, als daß nicht jeder jüdische Schriftsteller zu ihrer Sippschaft gehört.

Gleich als ob in der Tagespresse das Schwert oder wenigstens der Wespenstachel für jeden gegeben sei, der irgend einmal von obenher verletzt worden, glaubt ein solcher Gekränkter der herrschenden Staatsgewalt nicht besser auftrumpfen zu können, als indem er unter die Litteraten geht. Wer politische Einflüsse auf kürzestem und leichtestem Wege gewinnen will, wird Journalist, gleichwie derjenige Tageskritiker wird, der in der Kunstwelt eine Rolle spielen möchte und doch fühlt, daß er zum Künstler verdorben sei. Darin liegt wiederum eine der faulen und giftigen Seiten des modernen Litteratentums, daß so viele diesen Beruf ergreifen, nicht in der Absicht, etwas Tüchtiges, die Menschheit Förderndes zu wirken, sondern um persönliche Einflüsse zu üben. Der verworfene Schacherer mit Theaterrecensionen, dessen Standort die großen theatralischen Börsenplätze sind, ist wohl längst aller Ehre bar geworden, nur des

einzigen Ehrgeizes nicht, auf die Bühnenwelt seinen persönlichen Einfluß zu üben, und wäre es auch nur jener negative Einfluß, der jedem allgemein Verabscheuten von selbst zufällt. Er brandschatzt die Künstler, nicht bloß um damit sein Leben zu fristen, sondern auch, weil noch des Bestechens wert zu sein für ihn der letzte Beweis persönlichen Einflusses, persönlichen Wertes überhaupt ist. Und wer gleich diesem unsaubersten Bodensatz des Litteratentums die Mehrheit einer ganzen Künstlerschaft zu entsittlichen vermag, der kann sich immerhin ebensogut eines persönlichen Einflusses rühmen, wie jene Publizisten mit ihrem herostratischen Ruhme prahlen mögen, denen es gelungen ist, Zucht und Sitte aus ganzen Volksschichten wegzuätzen. Und dennoch finden wir bei den armen Sündern, die ihren ganzen Lebensunterhalt von Schauspielern und Virtuosen erpressen, oft noch eine Ritterlichkeit in der Schurkerei, welche wir bei jenen politischen Tageschreibern, die lediglich auf „Einflüsse" arbeiten, vergeblich suchen. Das kommt daher, weil die ersteren hauptsächlich durch den Hunger nach Brot, die anderen aber durch den Durst nach Rache unter die Waffen, d. h. unter die Feder gerufen worden sind. Man findet z. B. bei den theatralischen Wegelagerern häufig jenes Prinzip folgerecht durchgebildet, welches das Haupt des Schinderhannes in einer Glorie volkstümlicher Romantik strahlen läßt, daß sie nämlich bloß den reichen Künstlern das Pistol auf die Brust setzen, den ärmeren aber wohl gar selber einen Zehrpfennig mitgeben. Ein derartiger „Kunstrichter", dessen Name in ganz Deutschland bekannt und sprichwörtlich geworden war, hatte einen vollständigen und wohl proportionierten Tarif, nach welchem er die Schauspieler brandschatzte, und dieser Tarif war — lange vor den Märztagen — nach den Grundsätzen der progressiven Besteuerung des reinen Einkommens entworfen. Der Künstler, welcher 3000 Gulden Gage bezog, mußte etwa 30 Gulden jährlich für gute Bedienung seitens des Recensenten steuern, der mit 1000 Gulden Besoldete dagegen für die gleichen Dienste nicht etwa 10, sondern 2½ Gulden;

wer unter 800 Gulden stand, wurde gar nicht mit Geld in Anspruch genommen, und für kollektierende Kunstproletarier zahlte der wunderliche Aristarch selber in der Regel einen ganz anständigen Beitrag. Der Mann war also wenigstens doch nobel in seiner Gemeinheit.

Der Litterat, welcher Rache zu nehmen hat an den bestehenden Staatseinrichtungen und Staatsgewalten, tritt als die verkörperte, persönlich gewordene *sociale* Opposition denselben gegenüber. Er macht in Lehre und Leben Profession aus dem glücklich gefundenen Gedanken, den staatlichen Mächten durch die gesellschaftlichen Schach zu bieten. Das radikale litterarische Proletariat würde keinen Einfluß auf die verdorbenen, abgewitterten Schichten des Bürgertums gewonnen haben, wenn es das Geheimnis dieser Taktik nicht besäße. Mit jedem Stück Rückkehr zur genossenschaftlich gefesteten Gesellschaft geht ein Stück von dem politischen Einfluß des litterarischen Proletariats verloren. Darum bekämpft ein echter Staatsmann das Litteratentum, nicht indem er die Litteraten ausweist und einsteckt, sondern indem er den Gewerbestand gediegener zu machen, den Arbeiter und Taglöhner zu einer festeren Existenz heraufzuziehen sucht. Das Gedeihen der materiellen Arbeit ist der Todesstoß für das eigentliche Litteratenwesen. Jede neue Industrieschule, jedes neue Realgymnasium, der moralische und materielle Erfolg jeder Gewerbeausstellung, die Blüte jedes Gewerbevereines ist jedesmal ein neues Bollwerk wider das Ueberfluten des Litteratentums. Durch die langjährige krankhafte Entfremdung der Nation von ihren eigenen materiellen Interessen wurde der Bürgerstand und das Arbeiterproletariat empfänglich für sociale Schwindeleien; der nämliche krankhafte Zustand war zugleich Regen und Sonnenschein für das aufwuchernde Litteratentum, und die geschickte Verschmelzung beider Ergebnisse warb dem radikalen Geistesproletariat seinen tiefgreifenden politischen Einfluß. Dieses Litteratentum sieht das Heil der Welt in dem Evangelium des Socialismus und Kommunismus, weil darin in der That nur sein eigenes Heil, sein

politischer Einfluß auf die Massen gegeben ist. Jene Schriftsteller, welche die großen Fragen der thatsächlichen Volkswirtschaft in den dreißiger und vierziger Jahren mit oft übergewaltigem und einseitigem Eifer in der Tagespresse zur Sprache brachten und dadurch nicht wenig beitrugen, daß auch bei dem in der Stubenluft vegetierenden Teile der Nation Handel und Gewerbe wieder für eine des „Gebildeten“ würdige Hantierung angesehen wurde, haben sich dadurch unsterbliche ärztliche Verdienste um das deutsche Volk erworben, indem sie die Empfänglichkeit für den Krankheitsstoff des verderbten Litteratentums allerwege minderten. Die radikalen Proletarier der Geistesarbeit haben darum auch niemals sonderlichen Anteil gezeigt für jene praktischen Disciplinen, welche uns auf dem Wege der Geschichte und der Erfahrung zu Aufschlüssen über das materielle Gedeihen der Gesellschaft führen, denn sie würden sich dadurch den Boden der eigenen Existenz unter den Füßen wegdemonstriert haben. Sie wandten sich lieber der Theologie, der Aesthetik, dem Naturrecht zu, oder der philosophischen Staatswirtschaftslehre und Socialtheorie. Sie wurden um ihrer Existenz, um ihres Einflusses willen die Förderer und Mehrer jenes modernen Wahns, daß man durch die Aesthetik Kunstwerke schaffen, durch das Naturrecht ein öffentliches Leben aufbauen, durch die Religionsphilosophie die Kirche ersetzen müsse; nur zu der natürlichen Konsequenz wollten sie sich nicht verstehen, daß man auch, statt den Verdauungsprozeß zu vollziehen, sich durch physiologische Studien sättigen und so das materielle Essen und Trinken überflüssig machen könne. Es erging ihnen aber mit den auf philosophischem Wege erzeugten Kunstwerken, Staatsbildungen und Religionsschöpfungen wie einem großen Chemiker der Gegenwart, der nicht nur die Theorie vom „Humus“, als gleichsam der gegebenen, historischen und materiell-praktischen Grundlage des Pflanzenlebens, aus der Pflanzenchemie hinausdemonstrieren wollte, sondern auch den Versuch unternahm, auf einem wüsten, möglichst humusarmen Sandhügel einen Garten anzulegen, um in demselben die köstlichsten Pflanzen auf dem

Wege des chemischen Prozesses zu ziehen. Die Pflanzen fielen aber genau so aus wie jene modernen Kunstwerke, welche lediglich vermittelst der Kunstphilosophie geschaffen wurden: es war bei ihnen Herbst, bevor es Frühling gewesen war. Der geniale Chemiker hatte eben, wie jene Litteraten, von dem physiologischen Moment im Pflanzenleben nichts wissen wollen und mußte doch zuletzt eingestehen, daß auch er bei seiner Gärtnerei über den Humus nicht hinauskomme.

Ueberall bei dem vierten Stande drängt sich die verneinende Bedeutung für die Gesellschaft in den Vordergrund und bildet das eigentlich Charakteristische der einzelnen Gruppen, während bei der Aristokratie, dem Bürger- und Bauersmann die positiven Merkmale die charakteristischen sind. So habe ich auch bei dem litterarischen Proletariat vorwiegend das Verneinende seines Wesens herausgehoben, womit ich aber keineswegs diese Berufsgruppe als eine an sich unberechtigte, als ein bloßes bösartiges Geschwür im gesellschaftlichen Organismus hingestellt haben will. Die Thatsache, daß allmählich ein unabhängiger, selbständiger Schriftstellerberuf möglich geworden, ist von größter kulturgeschichtlicher Tragweite. Die Gelehrten und die Bureaukraten, beide die engherzigsten aller Zunftleute, würden gar erstarren, wenn tüchtige Litteraten nicht fort und fort das Fachwerk der privilegierten Fakultäts- und Amtsweisheit durchkreuzten und verschöben.

Der echte Schriftsteller vom Fach soll ein Bürger im strengsten Sinne des Wortes sein, nicht mehr und nicht weniger, wie auch vor Zeiten die größten Maler und Musiker die einfachsten Bürger gewesen. Aber noch ist der Schriftstellerberuf ein Beruf der Selbstentsagung; der deutsche Schriftsteller soll still und um Gottes willen arbeiten wie die alten Künstler gethan, und wofern er sein Amt faßt als das eines Agitators und nicht als das eines Künstlers, ist er verloren. Die Verkennung dieser Thatsache ist der Fluch des Journalismus. Man muß freilich auch die Journalisten gelten lassen, denn sie sind die wahren Kosaken der modernen Civilisation; es wird nicht jeder zum Gardegrenadier

geboren. Nur möchte ich, daß sie dann auch tüchtige Kosaken seien, und nicht solche, die sich kaum im Bügel zu halten vermögen.

Den historischen Beweis für die Nützlichkeit und Notwendigkeit des litterarischen Proletariates haben uns die deutschen Universitäten geliefert. Diese Anstalten, welche, wie wir gesehen, als das rechte Probestück des Segens einer freien, selbständigen und dabei eng in sich begrenzten körperschaftlichen Gliederung dastehen, setzten weislich an die Pforten des akademischen Lehramts ein Stück litterarischen Proletariats — die unbesoldeten Privatdocenten, diese jungen Männer, welche vielfach, von ein paar Kollegienhonoraren und kümmerlicher Schriftstellerei zehrend, unter Hunger und Not die Gesellenjahre des akademischen Lehramts durchmachen, sind bei ihrer kläglichen materiellen Existenz das festgeschmiedete Bandeisen, welches die akademische Korporation trotz dem Widerspruch und Gegenzug eines ganzen Jahrhunderts zusammengehalten hat. Die Freiheit des wissenschaftlichen Berufes ist in ihnen gewahrt und doch zugleich eine mächtige Schranke gesetzt, denn wem der Privatdocent den Geschmack am Professor nicht versalzt, der mag einer Professur wohl wert sein. Die gelehrte Genossenschaft kann nicht ein einzelnes Meisterstück einfordern wie die Gewerbezunft, aber sie fordert das Meisterstück, daß Einer jahrelang unter Arbeit und Entsagung zum Lehramt sich tüchtig erweise, und hat das letztere dadurch immer leidlich rein zu erhalten gewußt. Mit dem Geistesproletariat der Privatdocenten würde der ganze Organismus unseres nichts weniger als proletarischen Universitätswesens zusammenstürzen, es würde verschwinden jener wunderbar versöhnte Doppelzug der akademischen Lehrfreiheit und der streng abgemarkten genossenschaftlichen Gliederung. Wir finden aber auch bei dem Privatdocenten in der Regel keineswegs die Schattenseiten des litterarischen Proletariats herausgebildet, namentlich nicht jene wissenschaftliche und sociale Zerfahrenheit, jene geistige Halbreife, gemischt mit einbrechender Fäulnis. Dies kommt daher, weil dem Privatdocenten ein festes Berufsziel vorgesteckt ist, weil ihm neben dem freien geistigen

Schaffen auch die Zucht des strengen Studiums, neben dem genialen Zeugen auch das wissenschaftliche Handwerk steht. Gerade der edelste Teil der Litteraten geht in der Regel an dem Wahn zu Grunde, daß das bloße genial produzierende Weben des Geistes ein ausschließlicher und ununterbrochener Beruf fürs ganze Leben sein könne. Auch der begabteste Schriftsteller, der von seiner Feder leben will, muß ein Handwerk nebenbei treiben, und wenn es auch nur darin bestünde, daß er Uebersetzungen liefert oder Landtags- oder Schwurgerichtsverhandlungen aufzeichnet. Jeder Künstler und Gelehrte sollte sich's wohl merken, daß Paulus nicht bloß der eifrigste und begeistertste Apostel, sondern auch ein Teppichwirker gewesen ist; daß Rousseau, obgleich schon ein halber moderner Litterat, es doch nicht verschmähte, Notenschreiber zu sein.

Bei dem hochgestiegenen Einfluß des Litteratentums in den langen Friedensjahren hätte man glauben sollen, dasselbe müßte in den Jahren allgemeiner Gärung und Erschütterung erst recht übermächtig werden. Es zeigte sich aber die auffallende Thatsache, daß in der Revolutionszeit der Einfluß des Litteratentums auf das Arbeiterproletariat zwar zunahm und praktisch wurde, bei den Gebildeten dagegen, wo er früher Wurzel gefaßt, fast ganz aufhörte. Das Litteratentum ist nur solange staatsgefährlich, als die Staatszustände selber in Zerfahrenheit und Fäulnis dem Litteratenwesen wahlverwandt sind. Als der Staat zwei Jahre lang keine Zeit mehr hatte, sich um die Litteraten zu bekümmern, hörten sie auf, als solche eine öffentliche Rolle zu spielen. Die Journalistik schwoll übermäßig an, aber in demselben Maße verminderte sich naturgemäß der unmittelbare Einfluß der Journalisten, und die vielen großen und kleinen Parlamente nahmen denselben vollends das Wort vom Munde weg. Die modernen ausebnenden socialen Lehren und der Polizeistaat teilen den Grundfehler, daß beide der Staatsgewalt als solcher zumuten, stracks in die Gestaltung der socialen Lebensmächte einzugreifen. Der Staat kann aber die Gesellschaft nur mittelbar dadurch reformieren, daß er sich selbst reformiert und der

materiellen Grundlage des Volkslebens Raum gibt, sich kräftig aus sich selber zu entwickeln. Der Staat kann nur die Hindernisse wegräumen helfen, welche sich der naturwüchsigen Entfaltung der einzelnen Gesellschaftsgruppen in den Weg drängen. Er kann aber noch keinen Bauern direkt in seinem Bauertume reformieren, geschweige denn einen Litteraten. Jeder Versuch derart führt nur zu neuen socialen Auswüchsen, und wenn das Litteratentum wirklich mit vielen bösartigen Geschwüren behaftet ist, dann hat die quacksalbernde Hand des Staates sicherlich nicht wenige derselben erzeugt.

Eine ganz ähnliche Rolle wie das Litteratentum spielt ein großer Teil des Beamtenproletariates. Diese Accessisten und Referendare, diese studierten Unterbeamten aller Fächer, denen der Staat oft Jahrzehnte lang genau so viel und so wenig Besoldung gibt als nötig ist, um den sittsamsten Philister in einen verzweifelten Demokraten und Kommunisten zu verwandeln, haben sich mit den Litteraten in die Aufgabe geteilt, den Groll gegen die Staatseinrichtungen in einen Groll gegen die Gesellschaft zu übersetzen. Wir erblickten dieses Beamtenproletariat 1848 oft genug an der Spitze der Kammeropposition, namentlich in den Kleinstaaten. Wie die radikale Partei früher die Staatsdiener als zu servil gerne von den Landtagen verbannt hätte, so würden die Regierungen dieselben damals als großenteils zu radikal von der Wählbarkeit gerne ausgeschlossen haben. Diesen proletarischen Unterbeamten ist nur dadurch mittelbar und auf dem langsamsten Wege zu helfen, daß das Uebermaß der geistigen Arbeit überhaupt gemindert und die Ehre der materiellen Arbeit mehr und mehr gesteigert wird. Wie man in Frankreich unlängst im Drange des ersten socialen Sturmes Staatsarbeiterwerkstätten gründete, so wußte man in Deutschland gleichzeitig nichts besseres zu thun, als bedeutende Summen zur Unterstützung des Beamtenproletariats und namentlich der Schullehrer auszuwerfen. Hier wie dort goß man einen Tropfen Wasser auf einen heißen Stein und mehrte wohl gar nur die Staatsfaullenzer, indem man die

Staatsarbeiter fördern wollte. In Paris wiederholt gegenwärtig (1853) die kaiserliche Regierung dasselbe Experiment, nicht gewitzigt durch die Erfahrung ihrer republikanischen Vorgängerin. In dem Maße, als man die Stellen für die Anfänger reicher dotiert, wird auch der Zudrang zum Staatsdienste wachsen, und was etwa am Beamtenproletariat gemindert würde, das wird dann am Litteratenproletariat dreifach gemehrt.

Das Beamtenelend ist nichts Neues. In früherer Zeit waren die kleinen Stellen der öffentlichen Diener noch viel schlechter ausgestattet als heutzutage. Die Subalternbeamten lebten dazu in einer persönlichen Abhängigkeit, welche sich mit unsern Begriffen von der Würde des öffentlichen Dienstes durchaus nicht reimen läßt. Weil jetzt das Schullehrerproletariat so häufig als das schwärzeste Nachtstuck modernen socialen Jammers hingestellt wird, so dürfte es vielleicht lehrreich sein, dessen frühere Zustände dagegen zu halten. Zur Zeit der Reformation hatte der Schullehrer in der Hauptstadt des Nassau-Weilburgischen Landes einen Jahresgehalt von 18 bis 20 Gulden und war dabei nicht von der Gemeinde angestellt (was den modernen Schulmeistern schon wieder als etwas Unwürdiges erscheint), geschweige denn vom Staate, sondern vom Scholaster, der den Schulmeister *mietete* und die Präbende — für sich bezog. Ein solcher Dienst war, wie fast alle Kirchen- und Staatsdieneranstellungen damaliger Zeit, *vierteljährig kündbar*; also war an das, was wir etwa „ein festes Brot" nennen, gar nicht zu denken. Der Gehalt wurde nicht regelmäßig ausbezahlt, sondern der Lehrer selber mußte ihn eintreiben, wobei er in der Regel abermals zu kurz kam; ein Teil des Gehaltes, der von den Schulkindern in der Form von Schulgeld gesteuert wurde, konnte fast nie ganz beigetrieben werden. An vielen Orten hatte der Schullehrer zugleich die Kost (das Rundessen bei den reicheren Bauern) und einen Sommer- oder Winterrock als Teil seiner Besoldung, wodurch er dem vermögenderen Teil der Gemeinde gegenüber schier auf eine Bank mit dem Gesinde kam.

Die Klage über das Schullehrerelend ist also sehr alt. Im Jahre 1848 gab es Gemeinden, die ganz treuherzig glaubten, die Schullehrer gehörten zu den abgeschafften öffentlichen Lasten, und demgemäß einkamen, daß man ihnen mit den übermäßigen Steuern auch die Lehrer wegnehmen möge. Auch diese Würdigung des öffentlichen Dienstes ist durchaus nichts Neues. Sie ist vielmehr nur ein ganz abgeschwächter Nachklang jener abhängigen Stellung, zu welcher früher selbst weit höher gestellte Beamte sich bequemen mußten und, ohne darum gleich die Gesellschaft zertrümmern zu wollen, sich auch wirklich bequemten. Zur Reformationszeit hegten die Vorfahren der nämlichen Bauern die gleiche Ansicht auch von den Pfarrern. Mit der neuen Glaubensfreiheit, meinten sie, seien auch alle Arten von Pfarrern abgeschafft, und wollten ihren Beitrag zum Gehalte des Pfarrers nicht mehr zahlen, indem sie behaupteten, „derselbe habe ja nichts mehr zu thun". Die Bauern wollten also damals noch so wenig an die Souveränität der Pfarrer und höheren Beamten glauben, wie sie jetzt an die Souveränität der Schulmeister und Subalternbeamten glauben wollen, ja sie konnten beiläufig nicht einmal einsehen, daß die rein geistige Arbeit einer Predigt auch eine Arbeit sei, während sie sagten, wenn früher ein Priester die Messe gelesen, dann habe er doch etwas „gethan", und man habe doch gewußt, wofür der Mann eigentlich sein Geld bekomme.

Ich führe diese historischen Parallelstellen an, nicht etwa als einen Trost für das moderne Beamtenproletariat, wodurch ich in die Logik jenes Philosophen verfallen würde, der in der Voltaireschen Erzählung ein unglückliches Weib damit trösten will, daß er ihr vorhält, wie es vor ein paar tausend Jahren der Hekuba und Niobe noch weit schlechter ergangen sei als ihr. Ich möchte vielmehr durch die geschichtliche Parallele deutlich machen, daß es nicht die Armut, nicht die abhängige Stellung an sich ist, was so viele Beamte dem vierten Stande und dem Kampf gegen die historische Gesellschaft zuführt. Die modern

bureaukratischen Ideen und Idole mußten erst hinzutreten, um den Widerspruch der Ansprüche des kleinen Beamten an Staat und Gesellschaft mit seinen materiellen Mitteln so schneidend zu machen, wie wir ihn nur immer beim Litteratentum vorgefunden.

Was Wunder, wenn der proletarische Beamte die Fehde gegen seine herrische Stiefmutter, die bestehende Staatsgewalt, für gleichbedeutend nahm mit der Fehde gegen die Gesellschaft, und so auf gleichem Boden mit dem radikalen Litteratenproletariat zusammentraf? Vergißt dagegen der Beamte die Ansprüche an ganz besonderen Standesrang und Standesehre und faßt sich bescheiden als einen Bürger, der mitarbeitet am Aufbau des Staates, dann schwindet ihm auch beim kümmerlichsten Leben die Gefahr, dem vierten Stande zu verfallen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Beamten, die zufällig Proletarier sind, und dem Beamtenproletariat als solchem. Der Schulmeister in alter Zeit klagt oft genug, daß all sein Brot vorgegessen sei, und doch zählt er noch lange nicht zum Beamtenproletariat. Er ist ein Bürgersmann, wenn auch ein armer, er ist vom Scholaster abhängig, und doch fühlt er sich als Bürger und weiß, daß und wo er seine feste Stellung in der Gesellschaft hat, und wenn er nur 20 Gulden Gehalt jährlich bezieht, so macht die Gesellschaft auch nur für 20 Gulden Ansprüche an ihn, und er braucht sich nicht reicher und vornehmer zu heucheln als er wirklich ist. Der moderne Accessist dagegen, dessen Brot „vorgegessen", ist ein hochstudierter Mann, ein Mann, der zum allerwenigsten einmal Minister werden will, ein Mann, dem der Traum von allerlei Rang und Würde auf Stempelpapier dekretiert worden ist, der vielleicht 200 Gulden Gehalt bezieht und für 400 Gulden „Standesaufwand" machen muß, der im Bürgerstande nicht leben *soll*, im Beamtenstande aber weder leben noch sterben *kann*, der die Gesellschaft reformieren will, weil er sein knappes Gehalt nicht reformieren kann, mit einem Wort ein vollendetes Glied des vierten Standes. Nach geläufiger

bureaukratischer Ansicht erscheint der „Staat“ verpflichtet, jedem Landeskind, welches studiert und sein Examen cum laude bestanden hat, auch eine standesgemäße Existenz zu sichern; der Staat kann dies aber im vorliegenden Falle nicht sofort, folglich kommt ein Unrecht des Staates gegen den einzelnen zu Tag, welches in gangbarer Begriffsvertauschung zu einem Unrecht der Gesellschaft gegen den einzelnen umgewandelt wird.

Das geistliche und das Soldatenproletariat des Mittelalters ist ausgestorben, das Litteraten- und Beamtenproletariat ist zum reichlichen Ersatze dafür eingerückt. Jene zahllosen fahrenden Anhängsel der Geistlichkeit, die von milden Gaben lebten, und bei denen es allezeit schwer zu entscheiden war, wo der Vagabund aufhörte und wo der (oft nur angebliche) Geistliche anfing, sind samt den Landsknechten ihrer Zeit ebensogut Kosaken der Civilisation und doch zugleich Landplagen gewesen, wie heutzutage die Litteraten und das Beamtenproletariat. Aber sie waren eben auch nur Landplagen, keine Plagen der Gesellschaft; darin liegt der große Fortschritt zum Schlimmern.

Wer die wundersamen Entwickelungen der letzten Jahre aufmerksam durchstudiert hat, der wird mit uns befürchten, daß Deutschland, namentlich in seinen Kleinstaaten, vorderhand viel eher sociale Beamtenrevolutionen zu gewärtigen hat, als eigentliche Arbeiterempörungen. Wenn die proletarischen Beamten loskommen wollen vom vierten Stand, dann bleibt ihnen unter den gegebenen Staatsverhältnissen keine andere Wahl, als die ganze Gesellschaft in den vierten Stand aufzulösen. Das ist der Kommunismus, den sie in ihrer Anstellungsurkunde offiziell vom Ministerium dekretiert erhalten haben.

Das Beamtenproletariat ist weit gefahrdrohender als das litterarische. Die Schriftstellerei gehört im vorliegenden Betracht in das Kapitel von der Industrie und dem Handel. Das Barometer des buchhändlerischen Marktes wird immer mit der Verwertung auch die Masse der litterarischen Produktion bedingen, und wenn der Litterat noch so viel von dem Urrecht des Menschen

auf Arbeit phantasiert, so kommt er damit doch nicht über die Rechnungsbücher des Zeitungsunternehmers oder Bücherverlegers hinaus. Die Regierungen brauchen keine Schutzzölle gegen das Einfluten der Litteraten anzulegen, der buchhändlerische Markt wird von selber bewirken, daß die Zahl der proletarischen schriftstellerischen Existenzen nicht über ein gewisses Aeußerstes steige. Dagegen läßt sich dem übermäßigen Anwuchs des Beamtenproletariats nur durch äußere Repressivmaßregeln ein Ziel setzen, die immer höchst bedenklich sind. Die Anwartschaft auf ein Amt ist ein viel praktischeres, viel verlockenderes und darum auch viel gefährlicheres „Urrecht“, als das philosophische Urrecht des Menschen auf Arbeit. Das hat sich zu allen Zeiten bewährt. Der alte Michael Ignaz Schmidt sagt in seiner „Geschichte der Deutschen“ in seiner trockenen Manier von den Hofnarren: „Da die Narrheit anfing, ein Amt zu werden, vervielfältigte sich diese Klasse von Leuten so sehr, daß man endlich gezwungen war, von Reichs wegen dem ferneren Anwuchs Einhalt zu thun.“

Viertes Kapitel.

Die Proletarier der materiellen Arbeit.

Das Geistesproletariat ist bis jetzt in Deutschland der eigentliche Grundstock des vierten Standes, es ist in socialem Betracht das Stammproletariat, das Arbeiterproletariat hingegen das abgeleitete. Der deutsche Arbeiter, auch der untersten Stufe, hat lange gekämpft und an den letzten Resten echt bürgerlichen Herkommens festgehalten, bis er dem Geiste des vierten Standes Eingang gab. Die socialen Lehrsätze des vierten Standes sind in Deutschland nicht unter den Arbeitern selber weitergebildet oder gar ausgebrütet worden, sie wurden ihnen von außen her beigebracht, namentlich durch die französischen Leidensgenossen.

Aber merkwürdig genug nahm der deutsche Arbeiter, sowie er sein Vaterland verließ, überaus rasch den socialen Charakter des fremdländischen Proletariers an. Ja er steigerte denselben noch. Die proletarische Entartung unter den eingewanderten deutschen Arbeitern in Paris soll tiefer gefressen haben als bei den eingeborenen Pariser Genossen. Ueberhaupt muß man ins Ausland gehen, um das deutsche Proletariat der materiellen Arbeit von seiner dunkelsten Schattenseite kennen zu lernen. Auch die litterarische deutsche Emigration in Paris, London und der Schweiz gestattet oft tiefere Blicke in die schaurigen Mysterien des deutschen Geistesproletariates, als der Originalstamm ihrer Leidensgenossen in Deutschland selber. Die Auswanderung ganzer Massen verkommener Leute nach außerdeutschen europäischen Hauptstädten wirkt gar traurig auf die Heimat zurück. Diese

Verstoßenen sind die Dolmetscher, welche die Irrlehren der auswärtigen Socialdemokraten dem gemeinen Manne in Deutschland erst verdeutscht haben. Nicht bloß aus Paris, London und der Schweiz, auch aus Petersburg und Konstantinopel, aus Polen und den Donaufürstentümern tönen die Klagen über die sociale Auflösung, welche diese deutschen Emigranten des vierten Standes überall rasch in sich aufnehmen, steigern und fortpflanzen, und wenn der Engländer die Schmach des deutschen Namens bildlich darstellen will, dann zeichnet er ein hessisches Besenmädchen.

Das Geistesproletariat hat, ich wiederhole es, bei uns den ersten Schritt zur Entwickelung des „vierten Standes“ gethan, der Arbeiter folgt bloß nach. Eine allgemeine Charakterfigur des deutschen Arbeiters, wie etwa des französischen Ouvriers, existiert nicht, dagegen wohl eine Charakterfigur des deutschen Geistesproletariers. Der deutsche „Arbeiter“ ist nur ein übersetzter „Ouvrier“. Man hat mit Recht den allgemeinsten Ausdruck — Arbeiter gewählt, denn wir haben noch gar keine fest gezeichnete Persönlichkeit des Proletariers der materiellen Arbeit. Er ist noch in eine unendliche Menge von Sondercharakteren zersplittert; die Zersplitterung unserer Industrie schon in geographischer Hinsicht bringt das mit sich. Man hat vor einigen Jahren Arbeitervereine (z. B. in Köln) zu gründen versucht, zu dem Zwecke, ein sociales Gemeinbewußtsein des deutschen Arbeiterproletariats herzustellen. Die Sache mußte scheitern, weil alle äußeren Vermittelungspunkte eines solchen Gemeinbewußtseins noch fehlen. Nur bei einzelnen Gruppen des Arbeiterstandes gelang etwas dergleichen, wie bei den Schriftsetzern und Buchdruckergehilfen. Aus dem zähen Widerstande, welchen diese social wie gewerblich durch ganz Deutschland organisierte Genossenschaft den Arbeitgebern in Berlin, Leipzig und anderwärts entgegensetzte, kann man einen Schluß ziehen auf die ungeheure Macht, welche dem gesamten Arbeiterproletariat zufallen würde, sofern es sich in ähnlicher Weise zu einem socialen Gemein-

bewußtsein erheben könnte. Darin beruht eben großenteils die vorwiegende Macht des Geistesproletariats, daß es durch das wunderbare elektrische Telegraphennetz des litterarischen Verkehrs ein stetes Gemeinbewußtsein frisch erhält.

Die Erschütterungen des Jahres 1848 waren in Frankreich von Anbeginn socialer Natur, in Deutschland erhielten sie erst allmählich diesen Charakter. Das Gemeinbewußtsein des Arbeiterproletariats fehlte, die Arbeiter konnten erst nach und nach im Verlaufe der Revolution reif gemacht werden für den socialen Umsturz. Aber obgleich nun auch aller Orten der Arbeiter nachzudenken begann über das Verhältnis der „Arbeit zum Kapital", obgleich der Kommunismus überall verkommene Leute bestrickte, so konnte doch ein Gemeinbewußtsein dieser „Errungenschaften" nicht hergestellt werden. Der französische Ouvrier ward sich vollkommen klar darüber, was er wenigstens mit seiner gesellschaftlichen Theorie will, wenn er auch nicht begreift, was diese Theorie selber will; dem deutschen Arbeiter erscheinen die Verheißungen der socialen Reform wie Zauberbilder, die formlos in mystischem Helldunkel schweben. Er opfert dem Idol der gesellschaftlichen Reform, und müßte doch auf den Altar schreiben wie weiland die Männer von Athen: dem unbekannten Gott!

Darum kann man wohl sagen, die deutschen Lohnarbeiter wurden berührt, nicht aber erfüllt vom Geiste des vierten Standes.

Das lehrreichste Uebergangsgebilde von dem gewerbetreibenden Bürger zum Arbeiterproletariat ist uns in den wandernden Handwerksburschen gegeben. Nicht als ob alle wandernden Handwerksburschen Proletarier oder gar Glieder des vierten Standes seien. Im Gegenteil, es ist einer der größten polizeistaatlichen Schnitzer, wenn man sie vorweg dafür ansieht. Von dem Augenblicke an, wo man ein Recht hätte, die wandernden Handwerksburschen schlechtweg in den vierten Stand zu verweisen, wäre der vollkommene Ruin des deutschen Gewerbestandes besiegelt. Wurde doch im Jahre 1846 von einem norddeutschen Staate ein Antrag

auf Paßfreiheit innerhalb des Bundesgebietes gestellt, wobei man unterschieden haben wollte zwischen bescholtenen und unbescholtenen Personen. Zu den „unbescholtenen und sichern", denen das Ehrenrecht eines Generalpasses zu erteilen sei, sollten die Beamten, die durch Stand und Verhältnisse Ausgezeichneten, die fest Ansässigen, wegen entehrender Verbrechen nicht Bestraften gezählt werden. Dagegen zu den „Unsichern" (also mutmaßlich Bescholtenen!) die Handwerksbursche, das Gesinde, die gemeinen Soldaten! Dieser Urpolizeigedanke, wäre er in solcher Formlosigkeit ausgeführt worden, würde die Handwerksbursche in der That zu dem gemacht haben, was sie bis jetzt nur in der Minderheit sind, zu Gliedern des vierten Standes. Es gemahnt jener Polizeigedanke an eine abscheuliche Redewendung, die im Deutschen trivial geworden ist, und die man häufig am Eingang schlecht geschriebener Biographien findet, wenn es heißt: „Er war von armen, aber ehrlichen Eltern geboren" u. s. w. — als ob die Armut selbstverständlich auf Spitzbuberei schließen lasse!

Das Handwerkerproletariat findet sich viel mehr bei den kleinen Meistern als bei den Handwerksburschen, und ist von jenen erst auf diese übertragen worden. Und unter den Handwerksburschen sind wiederum nicht diejenigen die eigentlichen Kandidaten des vierten Standes, welche barfuß mit dem Ranzen auf dem Rücken durch die Welt laufen, und auf welche jeder Thorschreiber und Polizeidiener ein besonderes Anrecht der Amtsautorität zu haben glaubt, sondern jene vornehmthuerische Klasse, welche nicht mehr „auf die Wanderschaft geht", sondern „zu ihrer Ausbildung reist", welche sich schämt, der Genossenschaft der Wanderburschen anzugehören, über ihren Stand hinaus will und daher jedem socialen Agitator eine gefundene Beute ist.

Solange der Handwerksbursche noch nicht vornehm geworden ist, solange er noch „fechten" kann, ist er nicht reif zum modernen Proletarier. Denn gerade dadurch, daß er über seine Armut nicht ergrimmt, nicht philosophiert, sondern das Betteln selbst in den ritterlichen, burschikosen Begriff des „Fechtens"

aufgehen läßt, stellt er sich ganz auf den Standpunkt der armen Leute der ältern Zeit, die auch nicht zähneknirschend bettelten, wie unser Proletariat. Das Almosen erschien als stiftungsmäßige Pflicht der Klöster, als religiöse und moralische Schuldigkeit des begüterten einzelnen, es war kein erniedrigender Akt persönlicher Gnade. Nur der wandernde Komödiant und der Handwerksbursche schmeckt das unaussprechlich Niederdrückende des Bettelns noch nicht, beide betteln allein noch mit Humor. Und selbst der mittelalterliche Gedanke einer gleichsam stiftungsmäßigen Pflicht zum Almosengeben an die Wanderburschen hat sich nicht nur in den Zehrpfennigen erhalten, welche viele Stadtkassen nach hundertjährigem Brauch immer noch auswerfen, nicht bloß in allerlei Unterstützungskassen der Zünfte und Meister, sondern auch in der Sittenregel, welche in dem Bürgerstande vom Vater auf den Sohn forterbt, daß man jedem Straßenbettler die Gabe immerhin versagen möge, nur dem Handwerksburschen nicht. In den Handwerksburschenliedern finden wir tausend humoristische Bezeichnungen für den Zustand des Burschen, dem „das Moos“ ausgegangen ist, aber kaum je eine bittere Klage oder gar einen Racheschrei. Wer über sein Elend noch scherzt, der ist kein echter moderner Proletarier. Wie fürchterlich steht diesem Humor der stille Groll des hungernden Fabrikarbeiters gegenüber!

Der Handwerksbursche dagegen, welcher „zu seiner Ausbildung reist“, welcher zu vornehm geworden ist zum „Fechten“, wird, wo ihn das Elend trifft, alsbald auch dem wirklichen Proletariat verfallen. Er schämt sich der Sitte seines Standes, er schämt sich seiner Berufsgenossen, also auch insgeheim seines Berufes selber, sein Ehrgeiz zielt dahin, mit einer höheren bürgerlichen Stellung zu prahlen, als ihm gebührt, er fährt in einen Gasthof und ist eben darum ein Kandidat des vierten Standes, und der Wanderbursche, welcher vielleicht barfuß in die Gesellenherberge einzieht, ist ein Kandidat des soliden Bürgertums. Diese Gesellenherbergen sind von jeher ganz besonders geeignet gewesen, den Stolz und den Gemeingeist des Gewerbestandes zu

heben und die Wanderburschen vor proletarischer Zerfahrenheit zu bewahren. Schon auf dem Schilde prangten die Wahrzeichen des Gewerbes, und von der Decke des Zimmers hing meist ein kunstreiches altes Meisterstück herab, die geschichtliche Erinnerung an frühere Handwerkstüchtigkeit fortpflanzend. Der Wirt war selber ein halber Handwerksmann. Er war mindestens eine ebenso gute Quelle für alle ins Fach einschlagenden Nachfragen wie ein modernes Kommissionsbureau. Gesellen aus aller Herren Ländern trafen da zusammen und einer hörte vom andern etwas Gutes und Nützliches. Man zechte auch miteinander und fühlte sich stolz in dieser Genossenschaft. Was würde wohl ein Student dazu sagen, wenn man ihm zumutete, daß er, statt in die erste beste Burschenkneipe zu gehen, in einem „Gasthofe“ kneipen solle!

Vor längeren Jahren kam ein reicher Pariser Schneidergesell „zu seiner Ausbildung“ nach Frankfurt a. M., wo, wenigstens damals, noch viele der alten Zunftvorschriften mit Strenge aufrecht erhalten wurden, und stieg in einem der ersten Gasthöfe ab. Als er nachgehends als arbeitsuchender Geselle sich einschreiben ließ, wurde ihm bedeutet, daß er nach der Zunftordnung in der Schneidergesellenherberge seinen Aufenthalt zu nehmen habe. Der feine Mann aber aus dem Heimatlande der souveränen Taglöhner und der socialen Schwindelei war so entrüstet über diese deutsch-mittelalterliche Anmutung, daß er sofort wieder nach Paris zurückfuhr. Er mag seinen vaterländischen Schneidern ein schönes Bild von der deutschen Barbarei entworfen haben. Solches hätte aber neben dem Franzosen nur dem vornehmen deutschen Handwerksburschen-Proletariat begegnen können, denn ein wirklicher Handwerksbursche wäre viel zu stolz gewesen, an der Herberge vorbeizuziehen, die seines Gewerbes Zeichen trägt, und hätte sich geschämt, mit fremden Leuten zu tafeln, wo er mit seines Berufes Genossen an einem Tische hätte sitzen können.

Ich habe vielfach die Gelegenheit wahrgenommen, die Gesellenherbergen in verschiedenen deutschen Staaten durch eigene

Anschauung kennen zu lernen und das Treiben in denselben zu beobachten. Ich fand, daß z. B. in Oberdeutschland, wo sich noch viele Reste der alten Genossenschaftssitten beim Gewerbe erhalten haben, diese Herbergen nicht selten noch mit all den unschätzbaren Vorzügen ausgestattet sind, die ich oben von jenen der älteren Zeit rühmte, während in den Staaten des mittleren Westdeutschlands, wo oft jede Art von Gewerbeorganisation seit Menschenaltern zertrümmert lag, diese Gesellenherbergen in den kleinen Landstädten vielfach eher Gaunerherbergen genannt zu werden verdienen, und als wahre Hochschulen für das nichtsnutzigste Handwerksburschenproletariat erscheinen. Der am meisten heruntergekommene Wirt im Orte ist immer noch zum Herbergsvater gut genug. In seinem Hause nehmen dann versoffene Orgelleute, liederliche Harfendirnen und ähnliches fahrendes Gesindel aller Art den Handwerksburschen in Empfang, und daß dieser in solcher Atmosphäre nicht eben gerade zu Zucht und Ehre des Bürgertums vorgebildet wird, ist wohl einleuchtend. Auch von der Reinlichkeit, Billigkeit, wirtschaftlichen Ordnung und Gediegenheit, welche viele der alten oberdeutschen Gesellenherbergen immer noch auszeichnet, ist da wenig zu verspüren. Wenn es der Polizei ja so sehr auf der Seele brennt, sich der Handwerksburschen ganz besonders anzunehmen, dann kann sie das nicht besser thun, als indem sie diese Schlupfwinkel des Vagabundentums säubert und wirksame Mittel ergreift zur Wiederherstellung der gediegenen Herbergen des alten Stils. Früher fiel freilich ein solches Geschäft der Polizei nicht zu, sondern die Zünfte sorgten dafür, daß ihre Herbergen gediegen waren. Und so sollte es von Rechts wegen auch heute noch sein.

Zu dem proletarischen Hochmut, welcher die Scheidelinie gezogen hat zwischen dem „reisenden Handwerksbeflissenen“ und dem Wanderburschen, fügt sich meist der gleich verderbliche Dünkel, daß ein solcher Gesell nicht mehr in der Familie des jeweiligen Meisters leben will. Leider ist freilich das Familienleben vieler unserer kleinen Handwerksmeister oft schon derart heruntergekommen, daß der Geselle nur noch auf dem Umwege des schlechten Beispiels Zucht und Sitte lernen könnte. Aber darin liegt ja gerade der große Vorzug des Handwerksburschen, der selber noch um seine Existenz ringt, vor dem proletarischen Fabrikarbeiter, der sich äußerlich in ganz gleicher Lage befindet, daß jener von Familie zu Familie wandert und solchergestalt immer das anschaulichste Musterbild eines im kleinen wohlgegliederten Daseins vor Augen hat, während der Fabrikproletarier in der Genossenschaft seiner Mitproletarier sich in der Regel vereinsamt fühlt. Und weil ihm das Leben in der naturgemäßen Beschränkung der Familie verwehrt ist, wie es ihm meist auch immer verwehrt bleibt, sich selber eine Familie zu gründen, so verfällt er in krankhaftem Drange um so leichter auf das Phantasiegebilde einer kommunistischen Familie der Menschheit. Das Leben in der Familie ist das beste Schutzmittel vor allen socialen Verirrungen, und wenn diese jetzt so übermächtig allwärts emporwuchern, so ist dies das sicherste Zeichen, daß das Heiligtum des Hauses gar vielfach zertrümmert sein muß. Wenn Owen in seiner Musterfabrik zu Neu-Lanark die Genossenschaft seiner Fabrikarbeiter auf eine Höhe des Selbstgefühls, der Zufriedenheit und Tüchtigkeit erhob, wie wir das sonst nur im gediegensten Handwerkerstande zu finden gewohnt sind, so erzielte er ein solches Resultat doch hauptsächlich nur dadurch, daß er die ganze Arbeitergenossenschaft in eine große Familie verwandelte, aber nicht in eine kommunistische, sondern in eine patriarchalische Familie, in welcher der Fabrikherr fast ganz die Rolle der alten Handwerksmeister spielte. Es war ein wohlthätiger Zwang, es war die Macht der Persönlichkeit des Meisters, also das genaue Widerspiel zu dem abstrakten Socialismus, wodurch der in seinem gemütlichen Wesen dem Deutschen verwandte Owen die anfangs widerstrebenden Fabrikarbeiter in die Bindung einer großen Familie einführte. Und bekanntlich wurden nicht nur die Fabrikarbeiter veredelt und ihre materielle Wohlfahrt im einzelnen erhöht, sondern auch der kaufmännische Gewinn des Unternehmens

wies sich in ganz anderen Ergebnissen aus, als wir sie bei den Schauspielertruppen zu Tage kommen sehen, wenn dieselben als kommunistische Familie auf Teilung spielen. Bedeutende Staatsmänner erkannten zur Zeit der Owenschen Musterfabrik, wo eben die erste große Angst über den Dämon des Fabrikproletariats das ganze Geschlecht zu schütteln begann, das Praktische in dem Beginnen dieses Mannes an, und es ist ein wahres Unglück, daß derselbe durch die socialistischen Schwärmereien und unpraktischen Versuche seines späteren Lebens die großen Lehren von Neu-Lanark selbst wieder fälschte und zum Argwohn auch gegen dieses merkwürdige Unternehmen herausforderte. Es will mir wenigstens nicht einleuchten, wie das Fabrikproletariat auf irgend eine Weise nachhaltig gefestet und der kommunistischen Luft entzogen werden könne, außer indem man die Fabrik nach Art der alten Werkstätten zu einer großen patriarchalischen Familie durchbilde, damit der proletarische Arbeiter in dem beschränkten Kreise dieser Familie das finde, was er in dem Phantasiebild der socialistischen Familie der Menschheit vergeblich sucht. Darin liegen die großen Gegensätze zwischen dem armen Handwerker und dem armen Fabrikarbeiter, daß der Handwerker sich immer noch durch die Familie gefesselt hält und beschränkt durch die alte Sitte der Genossenschaft, während der Fabrikarbeiter in der Regel familienlos ist, heimatlos und seine Genossenschaft nicht in der Vergangenheit oder Gegenwart, sondern in den unbegrenzten Weiten der Zukunft sucht. Er hat keine Geschichte, das ganze Wesen der durchaus modernen Maschinenindustrie lenkt seinen Sinn vom Historischen ab. Es gilt also, ihm allmählich eine Geschichte zu schaffen, eine Heimat, eine sociale Schranke, und das alles findet sich von selber, wenn man ihm eine Familie schafft, nicht eine solche Familie, wie er sie wohl öfters leider besitzt, nämlich ein hungerndes Weib und verkümmernde Kinder, sondern ein Familienbewußtsein, wie es auch der Handwerksbursche besitzt, der darum doch nicht mit Kindergeschleppe durch die Welt zieht.

Es gibt ewige Handwerksbursche, welche niemals Aussicht haben, einen eigenen Herd zu gründen, und doch vermag bei ihnen der Geist des vierten Standes den Geist des Bürgertums nicht zu verdrängen, während die meisten Fabrikarbeiter eben dadurch proletarisch werden, daß sie an der Hoffnung auf den eigenen Herd zu verzweifeln beginnen. Der ewige Handwerksbursche erscheint in seinen alten Tagen in der Regel weit mehr als ein durch und durch „gepichter Kerl", denn als ein zerfahrener Proletarier. Er wandert freilich heimatlos von Land zu Land, aber überall findet er in der Familie seines Meisters auch für sich ein Stück Familienleben wieder und in jeder Werkstatt ein Stück Heimat. Er vergißt darüber doch seinen ursprünglichen vaterländischen Boden nicht, wie denn die perennierenden Handwerksbursche oft die bedeutsame Sitte haben, sich nicht durch ihre Namen, sondern durch ihre Landsmannschaft gegenseitig zu bezeichnen. Wenn dieses genossenschaftliche Leben der Familie auch in jeder Fabrik heimisch würde, dann könnte der Fabrikarbeiter nicht mehr um deswillen proletarisch werden, weil er keine Familie, kein Vaterland, keine Geschichte besitzt. Ganz ähnlich wie mit den ewigen Handwerksburschen verhielt es sich mit den ewigen Studenten, die früher häufiger vorkamen, jetzt wohl fast ganz ausgestorben sind. Eine höchst lehrreiche Reliquie dieser Art lebte noch vor wenigen Jahren in Gießen. Es war ein Mann, der gerade ein Vierteljahrhundert ununterbrochen akademischer Bürger gewesen war, und als er, stark in den Vierzigen, sein bereits ergrauendes Haupt zur Ruhe legte, ward er — als Student begraben. Mit achtbaren Geistesgaben und einem seltenen Fleiße ausgerüstet, hatte er fast alle Fakultäten mehrfach durchstudiert und einen nicht gewöhnlichen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, aber so oft er auf den Punkt gekommen war, sich einer Prüfung für den öffentlichen Dienst zu unterziehen, wurde er durch körperliches Elend und Geldnot wieder zurückgeschleudert. Wenn lediglich das Mißverhältnis der Arbeit zum Kapital den Proletarier

machen könnte, dann wäre dieser Mann, der sich von Korrekturen für Buchhändler, von schlecht bezahlten Privatstunden und den milden Gaben seiner Studiengenossen fünfundzwanzig Jahre lang das Leben fristete, ein Proletarier im vollsten Sinne des Wortes gewesen. Namentlich zum litterarischen Proletarier waren gewiß alle Wege aufgeschlossen. Und dennoch verfiel dieser Dulder niemals dem Geiste des vierten Standes, er war und blieb ein ganz gediegener akademischer Bürger, der ewige Student, wenn auch der ärmste. Es erging ihm wie den ewigen Handwerksburschen: die Hochschule war seine Heimat geworden, die Genossenschaft der Studenten, wo er bei jedem einzelnen in den letzten Jahren füglich Vater hätte sein können, seine Familie. Er stand als die wunderlichste Ausnahme in der bürgerlichen Gesellschaft und gehörte doch nicht zu dem großen Stande der Ausnahmen, zum vierten Stande. Ein subalterner Staatsbeamter in seinem Elend, in seiner Hoffnungslosigkeit würde ein litterarischer Proletarier geworden sein, ein Fabrikarbeiter in seiner Lage ein Kommunist: der ewige Student war und blieb ein ganz konservativer akademischer Bürger. Das ist der Zauber eines, wenn auch nur geträumten, Familienbewußtseins, der Zauber des genossenschaftlichen Lebens!

Einen Beleg, wie sogar ein bloß scheinbares Leben in der Familie den Fabrikarbeiter vor dem proletarischen Geist bewahrt, liefern uns die westfälischen Hüttenarbeiter, die als die gesuchtesten Männer ihres harten Berufes ins Rheinland ziehen, um dort an den Hohöfen zu schaffen, und durch Fleiß und Sitte gleich ausgezeichnet sind. Diese Leute sind meist die nachgeborenen Söhne westfälischer Bauern, welchen nach Landesbrauch entweder gar nichts von dem väterlichen Gute zufällt oder nur ein so geringer Teil, daß sie keine Familie ausschließlich durch dessen Bewirtschaftung ernähren könnten. Sie bleiben jahraus jahrein auf dem Hüttenwerk und bekommen außer einer kurzen allsommerlichen Ferienzeit (wann der Ofen kalt steht) niemals Urlaub. Diese Ferien von wenigen Wochen sind dem Haus und der

Familie gewidmet, das ganze übrige Jahr gehört dem Beruf. Die Familie aber wohnt daheim in Westfalen, sie sitzt auf dem kleinen Bruchstücke von einem Gütchen, mit welchem der Vater abgefunden worden ist. Der Mann sieht also Weib und Kind eigentlich im ganzen Jahre nur ein einzigesmal. Und dennoch nimmt er von diesem Jahresbesuch das Bewußtsein des Familienlebens und des gediegenen westfälischen Bürger- und Bauerntums mit in sein Fabrikleben, und erhält sich das ganze Jahr über fest und tüchtig kraft dieses Bewußtseins. Wenn die Bursche eben erst konfirmiert sind, kommen sie oft schon auf das auswärtige Hüttenwerk und sehen für ihr ganzes Leben die Heimat nur in den jährlichen Sommerferien wieder, sie verheiraten sich in diesen Ferien daheim, und es ist schon vorgekommen, daß ein solcher Hüttenmann, der mit seiner Frau — aus der Entfernung — in musterhafter Ehe lebte, die Frau, als sie ihn in einem Anflug von jener ehelichen Sentimentalität der gebildeteren Stände einmal auf der Hütte besuchen wollte, sofort wieder heimschickte, weil ihm ein solcher Besuch weder mit seiner Stellung als Hüttenarbeiter, noch mit der seiner Frau als Bewirtschafterin des kleinen heimatlichen Gütchens vereinbar schien. Bei diesen Hüttenarbeitern sieht man, wie Bauernmajorate nach beiden Seiten hin nützlich sind, und nicht nur den Bauernstand vor dem Ruin bewahren, sondern auch das beste Mittel bieten, das industrielle Proletariat von Grund aus zu reformieren.

Das englische Arbeiterproletariat steht einem an seiner Sitte festhaltenden, im beschränkten Kreise sich begnügenden Bauerntum noch viel näher als das französische, welches sich wohl am meisten „städtisch" emancipiert hat; es ist darum auch trotz seiner Masse noch nicht so gefahrdrohend geworden für die Gesellschaft wie letzteres.

Die Arbeiter in den Bergwerken, welche in neuerer Zeit dem industriellen Proletariat immer näher gerückt sind, haben sich doch im Durchschnitt musterhaft gediegen bewahrt, weil der

Gedanke, die ganze Genossenschaft als eine patriarchalische Familie zu fassen, bei ihnen ein uralt überlieferter ist. Der Bergwerksarbeiter ist nicht nur wie jeder Fabrikarbeiter den Schwankungen des Marktes preisgegeben, auch Krankheit, Verstümmelung oder Tod steht bei seinem Geschäftsbetrieb jeden Augenblick in Gottes Hand. Dieses drohende Unglück faßt er auf als sein Schicksal; das Unglück plötzlicher Brotlosigkeit erscheint so gering daneben, daß es ihm hier leicht gemacht ist, zu entsagen. Aber eben weil ihm der Umsturz der Gesellschaft mutmaßlich nur einen sehr geringen Teil von der Gefahr seiner Existenz abnehmen könnte, greift er einstweilen bei dem Praktischen und Erreichbaren zu, um sein Los zu bessern. Die persönliche Gefahr erzeugt wie auf dem Schlachtfelde die Mannszucht unter diesen Arbeitern, und der gemeine Bergmann will nicht gescheiter sein als der erfahrene Steiger, weil er diese Vermessenheit mit seinen gesunden Gliedern bezahlen könnte. Er fährt mit Gebet in den Schacht, wo sein Genosse in der Fabrik mit einem Fluch an die Arbeit geht. Darum findet man zwar häufig, daß ganze Knappschaften pietistisch, selten aber socialistisch sind. Die Hilfsvereine der Bergwerksarbeiter, die Knappschafts- und Bruderkassen, wie sie in Belgien, in Schlesien, am Harz, in Nassau, Westfalen und anderwärts bestehen, sind wahre Musteranstalten in ihrer Art. Bei vielen Knappschaftskassen werden nicht nur regelmäßige Geldbeiträge erhoben, sondern auch ein paar Kuxe zum Besten der Kasse gebaut. Dies ist vortrefflich. Indem der Bergmann auch je zuweilen die Haue dafür ergreifen muß, daß er ein Gnadenbrot erhält, wenn er schwach, und Arznei, wenn er krank wird, und ein ordentliches Leichenhemd, wenn man ihn in den Sarg legt, wird es ihm mit jedem Schlage, den er gegen das Gestein führt, einleuchtender werden, daß für einen Gulden genossenschaftliche Hilfe, die man selber hat miterarbeiten helfen, mehr wert sei als ein Wechsel von Millionen auf die künftige „Organisation der Arbeit" ausgestellt.

Nicht bloß die Handwerksbursche sind durch das Leben in

der Familie des Meisters lange Zeit vor proletarischer Zerfahrenheit bewahrt worden, auch bei den Dienstboten und selbst bei den ständigen Taglöhnern fand bis fast auf unsere Tage hin das Gleiche statt. Das ist gerade ein glänzender Zug der germanischen Völkerstämme, daß ihnen der Diener des Hauses wenigstens zu unserer Väter Zeiten noch auch als ein Glied des Hauses erschien. Die Dienenden sind erst dadurch eigentlich proletarisch geworden, daß man sie aus dem Hause, aus der Familie schob. Zu welch liederlichem Proletariat, zu was für unstet von einem Dienst zum andern wandernden Mietlingen sind die meisten Dienstboten herabgesunken! Die Sache hat ein schweres sociales Gewicht. Die Verderbnis der Dienstboten ist für Deutschland, wo der Ruin der kleinen Gewerbe und des kleinen Bauern mit jedem Tag eine Schar neuer Knechte und Mägde schafft, kaum minder wichtig als der Wachstum des Fabrikenproletariats. Es wird selten ein schlechter Brauch aus der Stadt auf das Land vertragen, daß dies nicht durch Knechte oder Mägde geschieht. Und es handelt sich hier sogar um die Verdunkelung eines nationalen Ruhmes, denn was man im schönen alten Wortsinn das „Hausgesinde" nennt, dieses echt patriarchalische Verhältnis des treuen Dienstboten zu der Familie ist, wie gesagt, doch stets ein besonderer Ruhm deutscher Völkerschaften gewesen.

Die deutschen Schriftsteller, welche sich mit der socialen Frage, namentlich in der Tagespresse, befassen, bleiben in der Regel viel zu ausschließlich nach dem Vorgange der Franzosen bei dem industriellen Proletariate stehen. Nicht in dem Verhältnis der Arbeit zum Kapital liegt für uns der Kern der socialen Frage, sondern in dem *Verhältnis der Sitte zur bürgerlichen Entfesselung*. Die sociale Frage ist zuerst eine ethische, nachher eine ökonomische. Der Arbeiter bricht zuerst mit seiner Sitte, und nachher fühlt er sich arm, nicht aber umgekehrt bricht er darum mit seiner Sitte, weil er sich jetzt erst arm fühlte, denn arm ist er immer gewesen, meist sogar früher viel ärmer.

Die Dienstboten erhalten in der Regel einen weit höheren Lohn als vordem und ihre Arbeit ist meist kleiner geworden, und dennoch blieben sie früher Glieder des Bürger- und Bauerntums, aus welchem sie hervorgegangen, während sie jetzt in die Reihen des vierten Standes einzurücken beginnen. Nicht das Mißverhältnis der Arbeit zum Kapital macht hier den Proletarier, sondern der Umstand, daß der Einzelne bei erhöhtem Lohne familienlos, heimatlos geworden ist. Unser Familienleben ist untergraben, darum verderben unsere Dienstboten. „Der Herr muß vorauf!" sagt ein norddeutsches Sprichwort. Wo man von der Verderbnis des Gesindes redet, da soll man zuerst Nachfrage halten nach dem Verderbnis der Herrschaft.

Unseren Familien ist der echte Begriff des „Hausregiments" abhanden gekommen. Sonst wurde kraft dieses Hausregiments in und mit der Familie das Gesinde erzogen. Jetzt halten es die Familienhäupter für nobler, das Gesinde ganz beiseite liegen zu lassen, als ihm in der That vorzustehen. Es ist eine wahre Ironie auf unser wohlgeschultes und doch so schlecht erzogenes Geschlecht, daß man sich neuerdings hie und da genötigt sah, eigene „Dienstbotenschulen" zu errichten, welche dem Gesinde den Uebergang aus der Familie des väterlichen Hauses in die Vereinsamung ihres weiteren Lebens vermitteln sollen! Jene alten Prachtexemplare von Mägden und Knechten, die gleichsam als unveräußerliches Stück des Hausinventars durch ganze Geschlechter in der Familie blieben, werden bald ganz ausgestorben sein. Sie mußten ihr Lebtage fremdes Brot essen wie der ewige Handwerksbursche, wie der ewige Student, und wurden doch so wenig proletarisch wie diese. Wir verlangen moralische Dienstleistungen von dem Gesinde, wir verlangen die Hingabe einer ganzen Persönlichkeit an uns — und was ist es denn für ein moralischer Gegendienst, den wir bieten? Oder welches Musterbild der großen gesellschaftlichen Gliederung der Welt findet das Gesinde in der Regel noch in der Familie, daß es sich daran ein Exempel nehmen könnte? „Der Herr muß vorauf!"

Wir wollen, daß unsere Knechte wahre Spartaner seien, da dieselben doch täglich sehen, daß die Herrschaft ihr Standquartier keineswegs in Sparta, sondern in Capua aufgeschlagen hat. Und in solchem Widerstreit von Lehre und Beispiel wird dann auch zwar kein Spartaner herausgebildet, wohl aber ein vollwichtiger moderner Proletarier. „Der Herr muß vorauf!"

Dem Leben und Wirken des Arbeiters in und mit der Familie des Herrn steht das maschinenmäßige Gebrauchen und Verbrauchen des Fabrikproletariers von seiten des Unternehmers am schroffsten entgegen. Jener Fabrikarbeiter, welcher nichts gelernt hat, welcher gar keine persönliche Fertigkeit besitzt, sondern bloß als einfache mechanische Kraft eingereiht ist unter die übrigen mechanischen Kräfte der Maschine, der sich gewärtigen muß, daß man seine Stelle morgen durch ein Kind ersetzt und übermorgen durch einen neu eingefügten Hebel, eine Schraube, dieser Arbeiter, mit dem der Unternehmer im Grunde gar nichts weiteres anfangen kann, als daß er ihn eine Weile abnutzt, um ihn dann als überflüssig beiseite zu werfen, ist unstreitig äußerst günstig vorbereitet zum Eintritt in den vierten Stand. Es ist ihm aber weder durch höhere Löhne, noch durch kürzere Arbeitszeit zu helfen, sondern allein dadurch, daß er mehr lernt, sich mannigfaltige Handfertigkeiten erwirbt; und dazu kann ihm niemand besser den Weg bahnen, als die Genossenschaft der Fabrikarbeiter selbst, die sich im Sinne der gegenseitigen Erziehung, Unterstützung und Förderung zu einer patriarchalischen Familie, aber nicht im Sinne der Teilung des Gewinnes zu einer kommunistischen zusammenthäte. Aristoteles sagt in seiner Ethik: „Der Sklave ist ein beseeltes Werkzeug, das Werkzeug ein unbeseelter Sklave." So ist denn jener Fabrikarbeiter oft viel weniger noch als ein Sklave, denn seine Arbeit sinkt häufig genug auf gleichen Rang mit der Verrichtung des seelenlosen Maschinenteiles herab, den man auch herauswirft, sobald man ihn durch einen bessern ersetzen kann.

Wir sahen die Fabrikarbeiter selber ihre eigenen Maschinen

zertrümmern. Es war die Wut des selbst zum seelenlosen Werkzeug herabgesunkenen Sklaven, der seinen übermächtigen, wenn schon nur aus Holz gehauenen, aus Eisen geschmiedeten Nebenbuhler zerschmettern will. Der Fabrikarbeiter hat häufig ganz dieselbe Furcht vor jeder Verbesserung der Maschine — und wenn ein solcher Fortschritt gleich ihm allein zum Nutzen wäre — als etwas dämonischem, als einer ziellos entfesselten Kraft, wie der Bauer vor dem Lernen. Als in den Spindelschleifereien von Sheffield eine Verbesserung eingeführt werden sollte, lediglich um den verderblichen Einfluß des Eisenstaubes auf die Lungen der Arbeiter zu beseitigen, widersetzten sich diese aufs äußerste. Aehnlich erging es mit der Einführung der Davyschen Sicherheitslampe. Jacquard wurde fast gesteinigt, weil er den kunstvollen Mechanismus an den Seidenwebstühlen, der seinen Namen trägt, erfunden hatte, und der in erster Linie die beklagenswerten Arbeiter an den früheren Seidenwebstühlen, die sogenannten tireurs de lacs, welche den ganzen Tag in den unnatürlichsten Gliederverrenkungen verharren mußten, von ihrem qualvollen Geschäft erlöste.

Als im März 1848 ein brotloses Lohnkutscherproletariat die Schienen der Taunuseisenbahn aufriß und gleich daneben hungernde Schiffszieher die Dampfboote des Rheins und Mains beschossen, sah ich einen Maschinenarbeiter, welcher die vollendete Verwüstung höhnisch überschaute und mit der dämonischen Siegesgewißheit eines Propheten des Proletariats ausrief: durch dieses Land wird keine Maschine mehr fahren. Es lag ein sittlicher Grimm in diesem Ausruf, denn es war vielleicht des Mannes eigene Existenz, die vor ihm mit der Eisenstraße in Trümmern lag, und doch begrüßte er freudig diesen Ruin, weil die unheimliche Nebenbuhlerschaft der Maschine zugleich die tiefste Demütigung für das Menschenbewußtsein des Arbeiters ist.

Der proletarische Handarbeiter faßt die stets riesenhafter aufsteigende Maschinenindustrie mit dem Seitenblicke des geheimen Grauens auf als den vermessenen Wettkampf eines riesenhaften

Weltkapitals mit der schwachen Arbeitskraft des einzelnen. Wie ganz anders der arme Bauer, der oft nicht minder scheuen Blickes zu den rätselhaften Eisenstraßen mit dem schnaubenden Teufelsrappen hinüberschaut! Cholera und Kartoffelkrankheit, verkehrte Witterung, Erdbeben, teure Zeit, Krieg und Aufruhr der letzten Jahrzehnte sind seinem Aberglauben häufig genug als das natürliche Gefolge dieser titanischen Neuerung erschienen. Da ist ihm der Bau der Eisenbahn das letzte Wahrzeichen der himmelstürmenden Vermessenheit, mit welcher der übermütige Mensch den ewigen Naturgesetzen Gottes eine Wette anbietet. Sie ist ihm der Turmbau von Babel ins Neumodische übersetzt. Auch der Turm von Babel, „des Spitze bis an den Himmel reiche", sollte der Einigungsdom aller Völker der Erde werden. „Und der Herr sprach: — — sie haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie fürgenommen haben zu thun. Wohlauf! lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme. Also zerstreute sie der Herr in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache und sie zerstreuet von dannen in alle Länder."

Und der einfältige Bauer hat so seine eigenen Gedanken darüber, daß dieser babylonische Ausgang spät oder bald auch die Eisenbahnen treffen werde. Wollt ihr diese Einfalt schelten? Es liegt in ihr der tiefe Gedanke verborgen, daß die Geschichte von der modernen Industrie eigentlich nur die neue Auflage der alten Tragödie vom Doktor Faust sei.

Aber nun halte man gegeneinander das Ende, welches hier der religiöse Kindesglaube der Bauern, dort der sociale Kindesglaube des Proletariers diesen Riesenwerken der modernen Kultur prophezeit! Das zeichnet beide Stände.

Jenes äußerste Elend der Fabrikarbeiter, welches häufig doch auch daher rührt, daß sie zu wenig gelernt haben und zu beschränkten Geistes sind, läßt sich nur auf dem Wege der

körperschaftlichen Organisierung des ganzen Standes bekämpfen. Indem man die „Arbeiter“ selbständiger macht, entreißt man sie dem vierten Stande. Die reichste Unterstützung von außen hilft dem Arbeiter nichts, solange er sich in sich selber hilflos fühlt, und gerade das Bewußtsein dieser Hilflosigkeit erzeugt den proletarischen Geist. Im Jahre 1848 hat man in manchen deutschen Staaten die Ueberzahl der brotlosen Arbeiter dadurch zu beschäftigen und ihr Mißvergnügen zu beschwören gesucht, daß man ihnen völlig nutzlose Wegbauten u. dgl. zuwies; in Paris ließ man gleichzeitig durch eine ganze Heerschar von Arbeitern Erdarbeiten ohne allen Sinn und Zweck ausführen, man ließ die Leute arbeiten, damit sie überhaupt nur die Hand rührten, wie reiche Leute sich mitunter eine Drehbank oder Schnitzbank anschaffen, um zur Beförderung der Verdauung zwecklos daran zu bosseln; man schuf sich einen Vorwand, um jenen Arbeitern einen Lohn auszahlen zu können, der wenigstens nicht ganz wie ein Almosen aussah. Das war ein höchst gefährliches Spiel. Denn wenn etwas, dann mußte diese sinnlose Arbeit dem Arbeiter das Elend seines Daseins recht anschaulich vor die Seele führen. Ein unverhülltes Almosen wäre weit weniger bedenklich gewesen. Wo vollends gar der Anblick des vollendeten Tagewerks selber dem Arbeiter zuruft, daß er überzählig sei in der Gesellschaft, da wird selbst der reichste Lohn den Geist der proletarischen Empörung in ihm nicht ersticken können!

Ein musterhaftes neues Institut von hohem socialem Werte, welches die armen Arbeiter unterstützen will, indem es ihnen einerseits Mittel zur *Selbsthilfe* gibt, andererseits einen eigenen Herd sichert, ist die Berliner „gemeinnützige Baugesellschaft“. Sie baut Häuser für Handwerker, Fabrikarbeiter, Taglöhner ꝛc., deren Erbauungskapital durch den billigen Mietzins von 6 Prozent nicht nur verzinst, sondern auch getilgt wird, so daß der Bewohner nach 30 Jahren das Haus als *freies Eigentum* erhält. Bei genossenschaftlicher Miete in den größeren Häusern der Gesellschaft erhält der einzelne nach 5, 10 Jahren ꝛc. eine entsprechende Geldprämie. Die sämtlichen Insassen eines Hauses treten zu einer Genossenschaft zusammen und wählen einen Hauswirt, der dann wieder unter der Oberaufsicht eines von der Gesellschaft ernannten Hausvorstehers steht. Die materiellen und sittlichen Vorteile einer gemeinsamen Wirtschaft des ganzen Hauses unter strenger Aufsicht von außen sind einleuchtend. Ebenso werden die von einer einzelnen Familie bewohnten kleineren Gesellschaftshäuser mächtig dazu beitragen, den Familiengeist unter diesen Arbeitern neu zu beleben. Auf solche Weise wird in der That der „Arbeiter“ bewahrt vor dem vierten Stande; es wird einer gesunden gesellschaftlichen Organisierung der Lohnarbeiter, einem künftigen wahren und echten vierten Stande, vorgearbeitet. Das Unternehmen, welches, auf alle größeren Städte Deutschlands ausgedehnt, ein Kapital von vielen Millionen zu Gunsten der Armut flüssig machen würde, setzt darum nicht das mindeste *Geldgeschenk* des Reichen an den Armen voraus, sondern nur einen auf sicherer Hypothek ruhenden rückzahlbaren *Vorschuß*. Es entzieht die Unbemittelten den Schlingen des Wohnungswuchers, leitet sie zu erhöhtem Familienleben, zur gefesteten Genossenschaft, und stellt ihnen als Prämie den Erwerb eines freien Grundeigentums oder eines kleinen Kapitals in Aussicht. Es wird mit der Zeit aus abhängigen Lohnarbeitern vielfach wieder selbständige Bürger machen! Ich halte diesen Versuch für einen der glücklichsten zur Besserstellung der arbeitenden Klassen; denn er gibt die Unterstützung nicht als ein *Almosen*, sondern er ermöglicht dem Bedrängten *die rechte Selbsthilfe*.

Es haben diese Bauten der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft eine bemerkenswerte Aehnlichkeit mit der kleinen Stadt der Armen, wie sie einst das reiche Patriciergeschlecht der Fugger mitten in den größeren Ring der Stadt Augsburg hineingebaut hat, mit der Fuggerei. Hier wie dort wird unbescholtenen armen Arbeitern ein billiges Obdach gegeben. Aber im sechzehnten Jahrhundert gründete das einzige Geschlecht eine

ewige Stiftung, wo im neunzehnten eine Gesellschaft zu einem Aktienunternehmen zusammentritt. Und doch ist diese moderne Gesellschaft weiter gegangen als jene alten Patricier, denn sie macht es dem Armen möglich, daß derselbe das dargeliehene Gut zuletzt als Eigentum erwerbe. Indem sie ihren Plan nicht auf die Erbauung einer gewissen Häusermasse beschränkt, sondern es offen läßt, ihn je nach Bedürfnis zu erweitern, indem sie den Armen nicht im Sinne der Fugger eine stiftungsmäßige Spende gibt, sondern, was höher ist, die Möglichkeit, sich selber die Spende zu erringen, zeigt sie, wie weit wir vorgeschritten sind, das Wesen der Armut im Zusammenhange mit dem socialen Leben zu erkennen und hiernach auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen.

Der geschäftliche Beruf des Fabrikarbeiters trägt fast in allen Stücken noch das Gepräge des Halben, Unfertigen, Werdenden. Daraus entspringen die entscheidendsten socialen Folgen. Der Fabrikarbeiter ist kein Handwerker mehr, auch kein bloßer Taglöhner, er ist eine dritte gesuchte Größe, ein X in der gewerblichen Welt, wie der vierte Stand in der socialen.

Ihr sagt: die Maschine nimmt alle grob mechanische, gedankenlose Handarbeit den Menschen ab — welcher Fortschritt zur Veredelung des gesamten Menschendaseins! Wo der Handarbeiter früher tagelang fast unausgesetzt den Arm schwingen mußte, daß ihm der Schweiß über den ganzen Körper rann, da sitzt jetzt der Fabrikarbeiter an der Maschine, die jenen Arm darstellt, und regelt nur dieselbe mit Bequemlichkeit, braucht nicht zu schwitzen, auch nicht so unausgesetzt körperlich thätig zu sein. Wenn der Handarbeiter alten Stiles drauf los schlug, daß ihm der Kopf dampfte, so konnte er wenig denken, und mit dem Schweiß der körperlichen Anstrengung gehen nicht bloß allerlei überflüssige Säfte ab, sondern auch die überflüssigen Gedanken.

Während dagegen die Maschine für den Arm des Fabrikarbeiters hämmert, stößt, webt, spinnt, bleibt ihm selber Muße

genug, mit seinen Gedanken zu weben und zu spinnen. Ist das nicht ein ungeheurer Fortschritt? Aber gerade dieses Spiel des Denkens, dieses Brüten, Sinnen und Träumen, wie es sich bei dem Bildungsstandpunkte des Fabrikenproletariats in den arbeitslosen Minuten an der Maschine von selbst ergibt, ist das social gefährliche bei dem Fabrikenproletariat im Vergleich zu den Proletariern der Handarbeit. So sind auch diejenigen Handwerker, denen bei einer sitzenden Lebensart und geringem körperlichen Kraftaufwand das Brüten und Sinnen den ganzen Tag über gestattet ist, z. B. die Schuster und Schneider, am öftesten mit kommunistischen und socialistischen Vapeurs geplagt. Von dergleichen Krankheitsanfällen bei Grobschmieden, Steinmetzen, Holzhauern, kurzum bei Arbeitern, die allezeit im Schweiße ihres Angesichts schaffen müssen, habe ich noch wenig gehört. Ich verkenne wahrhaftig den großartigen Fortschritt der Gesittung nicht, welcher darin liegt, daß die gröbste Arbeit mehr und mehr der Menschenhand abgenommen wird. Aber solange die Fabrikarbeiter noch auf der gegenwärtigen Stufe gewerblicher Halbschlächtigkeit sich befinden, wird dadurch mittelbar ein furchtbar ungesunder Dilettantismus der Bildung bei den Massen des Arbeiterproletariates gehegt. Da man nun den Leuten das Denken nicht verbieten soll noch kann, so wird die einzige Rettung darin liegen, daß man ihrem Geiste gesunde und naturgemäße Bildungsstoffe zuführt. Wir sehen manchmal Barren und Reck für die Erholungsstunden versessener und verkrümmter Fabrikarbeiter neben den riesigen Maschinenschornsteinen aufgebaut. Wohlan, schaffet den in ihrer Gedankenwelt versessenen und verkrümmten Leuten aus den Fabriken nicht minder die gehörigen geistigen Turnplätze! Gerade durch ihre Bildungsarmut werden die großen Massen der untersten Fabrikarbeiter, die meist aus der Knabenschule unmittelbar an die Maschine kommen, so hilflos, durch die Bildungsarmut werden sie dann auch weiter nicht selten so verschroben in all ihrem Dichten und Trachten. Weil diese Fabrikarbeiter, die an gewerblicher Ausbildung meist

noch tief unter dem gröbsten Handarbeiter stehen, doch so viel mehr Muße zum Nachdenken haben als dieser, muß ihnen auch ein weit umfassenderer Stoff des Nachdenkens gegeben werden. Der Staat, die Gemeinde und die Genossenschaften der Fabrikherren wie der Fabrikarbeiter selbst haben hier das gleiche Interesse, Arbeiterschulen zu gründen, damit diese Proletarier aus so elendem Zwitterwesen herausgerissen werden, welches das materielle Wohl der einzelnen Arbeiter nicht weniger als die Sicherheit der ganzen Gesellschaft bedroht. Wie wenig ist noch geschehen für die geistige und sittliche Erziehung des Fabrikenproletariats! Und hintendrein kommen dann die Leute, fürchten sich vor der socialen und politischen Verschrobenheit der Fabrikarbeiter, und klagen unsere stolze Maschinenindustrie als den allgemeinen Sündenbock an, da sie doch selber keine Hand gerührt haben, den etwaigen verschrobenen Arbeitern die Köpfe zurechtzusetzen! Hier gilt es innere Mission zu üben, nicht bloß des Glaubens, sondern auch einer gesunden volksgemäßen Intelligenz.

Das Proletariat der Fabrikarbeiter ist auf halbem Wege auch in seinem Genossenleben stehen geblieben. Es hat so viel Gemeinbewußtsein gewonnen, daß es über das Maß seiner Leiden und Gebrechen ziemlich einverstanden ist, aber den zweiten Schritt, sich auch über die Abhilfe derselben aus sich heraus zu verständigen, vermag es nicht zu thun. Es gehört also auch in diesem Betracht in das unendliche Kapitel von den modernen Halbheiten. Es gibt eine große Klasse des gewerblichen und industriellen Proletariats, welche noch viel elender und hilfloser ist als die Fabrikarbeiter im ganzen genommen, und doch die Gesellschaft vorderhand durchaus noch nicht gefährdet, weil sie jenen ersten Schritt zur Korporation noch nicht gethan, und also auch wenigstens jenes negative Gemeinbewußtsein noch nicht gewonnen haben. Die wandernden Scherenschleifer z. B., die fahrenden Zinngießer, Kesselflicker, Korbflechter ꝛc., welche unter Sonnenbrand und Regenguß an den Straßenecken ihren jämmerlichen Verdienst sich erarbeiten, sind oft weit schlimmer daran

als die Fabrikarbeiter, aber sie leben zerstreut, sie sind noch zu keinem Gemeinbewußtsein gekommen, sie fassen ihre Not nur vereinzelt, persönlich, sie werden daher auch höchstens nur für sich persönlich rauben oder stehlen, wenn sie auf jener Stufe der Verzweiflung angelangt sind, wo der Fabrikarbeiter als Kommunist den Raub an der ganzen Gesellschaft vollziehen will.

An das Gewerbeproletariat schließt sich das Handelsproletariat. Hier hat man am frühesten wahrgenommen, welche bürgerliche und geschäftliche Nichtsnutzigkeit das fahrende Leben erzeugt, und schon seit Jahrhunderten eifrig dagegen gearbeitet. Unsere alten Polizeigesetze enthalten meist die schärfsten Verfügungen gegen die wandernden Trödler, Hausierer u. dgl., welche allezeit den Ruin des Bauern fördern halfen, früher aber noch weit mehr als jetzt. Es ist dies eine Klasse des Proletariats, deren schädliche sociale Einflüsse nicht mehr im Wachsen, sondern im Abnehmen begriffen sind. Mit jeder neuen Eisenbahnanlage wird auch eine neue Landschaft von einem Teil des Krebsschadens der Hausierer befreit. Dagegen können wir uns wohl ein Bild von dem Unheil machen, welches früher diese Leute bei den Bauern stifteten, wenn wir lesen, wie jetzt der einsame Siedler in den Wäldern Amerikas von den Hausierern betrogen und verdorben wird. Noch Justus Möser zeichnet ein Bild von der Landplage der Hausierer, dessen Farben jetzt schon allzu grell erscheinen dürften. Namentlich übten noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die wandernden Spezereihändler, „ohnbekannte Hausierer, Theriakkrämer, Storger und Landfahrer" einen so verderbenden Einfluß auf das Landvolk, daß wenigstens das Hausieren mit Gewürzwaren fast überall unterdrückt wurde, „dieweil dies Hausiren nicht allein unsern Hintersaßen, Bürgern und Gewerbsleuten, sondern auch dem gemeinen Hausmann, als welcher zu Zeiten, auch ohnnöthiger Weise, zum Kaufen angereizt und umb das Seine gebracht wird, zu sonderem Schaden und Nachtheil gereicht". Ein gutes Teil des traurigen Umstandes, daß der Bauer da und dort von seiner alten Tracht und Lebens-

weise gelassen hat, und damit schließlich proletarischer Verliederlichung und Zerfahrenheit verfallen ist, haben diese „Landfahrer“ auf dem Gewissen. Sie sind die rechten Apostel des vierten Standes unter den Bauern gewesen, und haben hier mit ihren schlechten Kattunen, mit ihrem modischen Flitterzeug und früher mit ihren Spezereien, namentlich mit ihrem Kaffee, mindestens ebenso stark die Gesellschaft unterwühlen helfen, als anderwärts die Geistesproletarier mit ihren Büchern und Zeitungen. Welch schlechten Begriff man früher von diesen Hausierern gehabt, geht daraus hervor, daß die alten Gesetzgeber die Fälschung der Ware und die Ausgabe falscher oder beschnittener Münze fast als Regel bei ihnen vorauszusetzen scheinen, und danach ihre Maßregeln treffen. Das proletarische Bewußtsein ist bei diesen Leuten selten zum Durchbruch gekommen, gerade wie bei den wandernden Korbflechtern und Scherenschleifern, weil sie zerstreut leben; aber desto mehr haben sie mittelbar darauf hingewirkt, das proletarische Bewußtsein unter dem gemeinen Manne zu verbreiten. Weniger was sie sind, als was sie gethan, verdient die Beachtung des socialen Forschers.

Ganz eigentümlich stehen die wandernden Schacherjuden inmitten dieses Handelsproletariats. Am buntesten zeigt sich hier die seltsame Mischung des umherschweifenden Lebenswandels der Heimatlosigkeit mit einem gleichsam idealen Nationalitätsbewußtsein; ein körperschaftliches Zusammenhalten, da sie doch in der Zerstreuung leben, und beiläufig meist trotzdem wieder einer den andern in seinem Geschäft aufs giftigste verdächtigt und anfeindet. Wir finden weiter eine historische Heilighaltung der Familie im Vagabundenleben, die sie von fast allen andern fahrenden Proletariern vorteilhaft unterscheidet und eine tiefere Sittlichkeit erwarten ließe, verschmolzen mit allerlei Nichtsnutzigkeit, wo es den Betrug des Bauern gilt, mit jenem hündischen Wesen, welches sich stoßen und schlagen läßt und dem Zuchtherrn die Hand noch küßt, wenn nur dabei ein Kreuzer verdient wird. Der wandernde Schacherjude fängt mit nichts an, wie der Fabrikarbeiter, er lernt auch nichts, er bringt nur sein angestammtes Rechentalent mit ins Geschäft, er läßt sich aber durch die Kluft zwischen Arbeit und Kapital nicht abschrecken, sondern schindet sich frischweg und ohne alle Socialphilosophie, bis er zuletzt selber — Kapitalist geworden ist. Die Unverdrossenheit des Schacherjuden, der schwerbepackt von Dorf zu Dorf läuft und an den jämmerlichsten Gewinn die größten Strapazen setzt, sticht seltsam ab gegen die sonstige Scheu des Juden vor jeder harten Arbeit und körperlichen Anstrengung. Noch mehr, der Schacherjude auf dem Lande, von allen Seiten gefährdet, gehaßt, angespieen, die Ueberlieferung vielhundertjähriger Schmach und Verfolgung im Herzen, empört sich nicht, wird weder Socialist noch Kommunist. Und doch hätte er ein unendlich größeres Recht zum Kampfe wider die historische Gesellschaft als der Fabrikproletarier. Er läßt sich um Gottes willen anspeien und hofft auf den künftigen Messias, auf die Freuden Zions, die für einen sonst so realistischen und auf gleich bare Zahlung haltenden Mann in verzweifelt nebelgrauer Ferne liegen. Der Schacherjude fühlt die Pein nicht, daß er keinen rechten Platz in der Gesellschaft wie im Staate hat, da ihm beide höchst gleichgültig sind und ein solcher Platz durchaus nichts bares abwerfen würde. Der Fabrikarbeiter *fühlt sich* als Paria; der Schacherjude aber in seinem Stumpfsinn gegen das ganze abendländische Kulturleben ist ein wirklicher Paria, ohne daß er daran denkt. Die innern Widersprüche des vierten Standes sind also für ihn gar nicht vorhanden. Der jüdische Geistesproletarier, den ich oben zeichnete, ringt nach einer Stellung in dem modernen Staate, in der modernen Gesellschaft; für den fahrenden Schacherjuden hat ein solches Ringen gar keinen Sinn. Der jüdische Geistesproletarier hat mehrenteils gebrochen mit seinem alten Volkstum, mit seiner väterlichen Sitte, er sucht eine neue und steht solchergestalt zwischen Thür und Angel. Der Schacherjude lebt aber trotz aller äußeren Störungen in seiner alten Sitte, er hat in dem Bewußtsein derselben jenen festen Platz ererbt, den er in der

modernen Gesellschaft nicht erst zu suchen braucht. Er lebt in dem Traum der Vergangenheit, wie der jüdische Geistesproletarier im Traume der Zukunft. Der Traum der Vergangenheit ist die Reaktion, der Traum der Zukunft die Revolution. Das korporative Zusammenhalten mit seinen Genossen hat ihn dem Bauersmann so gefährlich gemacht, der Gesellschaft im ganzen wird er durch das nämliche unschädlich. Er ist ein armer Teufel, ein heimatloser, geschundener, mit Füßen getretener Mensch, er lebt mit den bevorrechteten Gliedern der Gesellschaft auf dem Kriegsfuße, aber nicht mit den Vorrechten der Gesellschaft, das modern proletarische Bewußtsein der innern Widersprüche seiner Stellung fehlt ihm, und darum ist er doch immer nur — Kandidat des vierten Standes.

Ganz ähnlich wie mit dem wandernden Schacherjuden verhält es sich mit dem Zigeunerproletariat, welches sich in einigen Gebirgsgegenden Deutschlands noch erhalten hat. Auch hier gibt der Nachhall der alten Clanverfassung und das Familienleben dem verkommenen und verdorbenen Wandervolke einen eigentümlichen socialen Halt. Bei dem Landvolke herrscht in manchen Gegenden die Ansicht, welche früher wenigstens wohlbegründet gewesen sein mag, daß man den Zigeuner ohne Furcht vor Diebstahl bewirten dürfe, wofern er auch sein Nachtlager im Hause nehme, daß er aber allezeit da zu stehlen suche, wo er bloß Speise und Trank zu sich nehme und dann wieder weiter ziehe. In dieser Ansicht ist jedenfalls die zwiefältige sociale Stellung, welche der Zigeuner mit dem Wanderjuden teilt, sehr gut versinnbildet. Sofern er der Familie, dem Haus, und sei es auch nur für eine Nacht, angehört, ist er ein Freund der gesellschaftlichen Ordnung; wo er sich's aber bloß gönnt, im Vorbeigehen seinen Wanderstab hinzustellen, wird er sofort ein Feind dieser Ordnung, wenn auch nicht der Gesellschaft selber.

In dem Maße als dieses niederste wandernde Handelsproletariat in neuerer Zeit abgenommen hat, beginnen übrigens die vornehmen wandernden Handelsleute zuzunehmen. Die

vagabundierenden Makler und Agenten, die hausierenden Handlungsdiener, die fahrenden Subskribentensammler und Aktienschwindler sind für die Städte eine ebenso große Plage geworden, wie weiland die „Storger und Theriakkrämer" für das Land, und haben teilweise bereits ganz ähnliche Polizeiverfügungen hervorgerufen, wie ehedem ihre minder eleganten Genossen.

Von dem entarteten Bauer habe ich in dem Abschnitt von den Bauern ausführlich geschrieben. Wir haben noch kein Recht, die entarteten Bauern unter der Rubrik vom „vierten Stande" abzuhandeln. Das Gemeinbewußtsein eines „Bauernproletariats" haben sie wenigstens in Deutschland noch nicht gefunden. Aus dem Gesichtspunkte des vierten Standes betrachtet, fallen sie daher in eine Klasse mit jenen proletarischen Künstlern und Handwerkern, die zwar zum Ruin der Künstlerschaft und des Gewerbestandes sattsam beitragen, doch ohne darum bereits die Rolle einer bewußt verneinenden Gesamtgruppe gegenüber der Gesellschaft übernommen zu haben. Das Bauerntum erscheint uns hier wohl verwittert, aber das verwitterte Bruchstück hat sich noch nicht zu einer socialen Neubildung abgelöst.

In einer Zeit, wo eine bedeutsame industrielle Erfindung die andere drängt, ist es natürlich, daß dieser Erfindungsgeist seinen Charlatanismus und eben damit auch sein eigentümliches Proletariat erzeugt hat. Eine ganze Gruppe großstädtischer Proletarier lebt von diesem Charlatanismus und prellt durch die fortlaufende Schwindelei mit neuen Entdeckungen, Erfindungen und Enthüllungen den arglosen Philister derart, daß dieser Berufszweig ebensogut dem Gebiete der Kriminalstatistik als der socialen Wissenschaft anheimfällt.

An jeden neuen Anstoß im gewerbenden, wissenschaftlichen und politischen Leben hängt sich sofort ein eigenes Proletariat, welches wenigstens auf ein paar Monate Profession aus der neuen Errungenschaft macht. So hat unsere letzte politische Bewegung ein selbständiges Proletariat geschaffen, welches von der Revolution nicht bloß geistig, sondern auch mit Mund und Magen

zehrte. Zu den sieben freien Künsten, die Rhabanus Maurus als bei den Deutschen im Schwange gehend aufzählt, war als achte die Kunst der Wühlerei erfunden, und sie nährte geraume Zeit besser ihren Mann als manche andere Kunst. Dies gehört eben auch zu dem ewig schwankenden, unfertigen Wesen des vierten Standes, daß in stetem Wechsel neue Gruppen desselben über Nacht wie Pilze aufschießen und am nächsten Abend schon wieder verfault sind, um andern Platz zu machen. Wie der Begriff des vierten Standes sich nur annähernd geben läßt, so wird die Bilderreihe seiner einzelnen Bestandteile noch viel weniger vollständig sein können. Wer vermag beispielsweise den Umfang jener in sich selbst verschwommenen Gesellschaftsgruppe auszumessen, welche man in der Stadt unter dem Namen der „Bummler", auf dem Land unter dem Namen der „Stromer" zusammenfaßt!

Fünftes Kapitel.

Das Standesbewußtsein der Armut.

Wie bei den Bauern und dem Grundadel der feste liegende Besitz vorwaltet, bei den Bürgern dagegen das Ringen nach dem Erwerb in erste Linie tritt, der feste Besitz in die zweite, so fällt bei dem vierten Stande der feste Besitz fast ganz weg, und ihm ist nichts übrig als die Arbeit. Er ist in diesem Betracht ein zum einseitigen Extrem verflüchtigtes Bürgertum. Der Proletarier zählt nationalökonomisch nur durch seine eigene Person, durch Kopf oder Arm. Seine Standesehre ist die Ehre der Arbeit. Daraus mag ein stolzes, berechtigtes Selbstgefühl quellen, aber ebenso leicht Neid und blinde Selbstüberhebung. Der besitzlose Arbeiter erfährt an sich im günstigen Falle nur die sittlich veredelnde Kraft der Arbeit. Daß auch das Festhalten des ererbten und erworbenen Besitzes sittlich läuternd wirken könne, begreift er nicht. Und doch zeigt uns täglich der Ruin so mancher wohlhabenden Familie, wie das Zuratehalten des Erworbenen oft eine weit härtere Tugendprobe sei, als das Zusammenraffen des Erwerbes. Geld einzunehmen verstehen gar viele, Geld auszugeben nur wenige.

Indem dem vierten Stande lediglich die Arbeit ohne den Besitz geblieben ist, tritt er in Gegensatz zu der ganzen übrigen mehr oder minder besitzenden Gesellschaft. Diese Thatsache hat man mit einem sehr einseitig gewählten Ausdruck als das „Mißverhältnis der Arbeit zum Kapital" bezeichnet. Dieses Mißverhältnis soll ausgeglichen werden durch irgend eine neue

„Organisation der Arbeit". Man spricht dabei von einer „Verteilung des Besitzes", als ob irgend jemand denselben willkürlich ausgeteilt hätte, als ob nicht die Mannigfaltigkeit des Besitzes und Nichtbesitzes ebenso notwendig für den einzelnen wäre, wie Geburt, Talent und dergleichen Dinge, über welche kein Mensch hinauskommen wird, so lange die Welt steht. Nur wer immer bloß den einzelnen Menschen statt der Gesellschaft ins Auge faßt, kann von einer „ungerechten Verteilung" des Besitzes reden. Der Gedanke, eine systematisch gerechte Verteilung des Besitzes einzuführen, ist dem vergleichbar, wenn einer systematisch das Wetter machen wollte, so daß jeglicher für jeden Tag und jede Stunde das seinem besonderen Zwecke und Vorhaben erwünschte gute Wetter bekäme. Damit, daß es aber der eine ausschließlich gut erhielte, erhieltens eben tausend andere wieder schlecht und am Ende müßte alles zu Grunde gehen.

Gerade in dem sogenannten Mißverhältnisse der Arbeit zum Kapital, in der ungleichartigen Zusammensetzung der Gesellschaft liegt das persönlich menschliche derselben. Bei der Gesellschaft der Hunde, der Pferde, des Rindviehs u. s. w. herrscht vollständige sociale Gleichheit. Die völlige Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze ließe sich nur herstellen durch ein goldenes Zeitalter der allgemeinen Dummheit und des allgemeinen Elendes, nicht aber der völlig gleichmäßigen Bildung und des völlig gleichmäßigen Besitzes. Dieses Gelüsten nach allgemeiner Gleichmacherei der Gesellschaft ist jedenfalls die maßloseste Reaktion, denn sie greift viel weiter zurück als zum Mittelalter, sie greift zurück auf Adam und Eva. Wenn einmal das Feigenblatt wieder das allgemein menschliche Kostüm geworden ist, dann erst haben alle Standesunterschiede aufgehört.

Ich möchte die Existenz in den verschiedenen Gruppen der Gesellschaft vergleichen mit dem Leben des Menschengeschlechtes in den verschiedenen Erdzonen. Ist es nicht schreiend ungerecht, daß der Eskimo im Norden, der Feuerländer im Süden stumpfsinnig verkümmert, indes dem üppigen Orientalen die süßesten

Früchte in den Mund wachsen, und die Bewohner der gemäßigten Himmelsstriche geradezu von der Luft gescheit werden und weltbeherrschend dazu? Warum gleicht ihr dieses Mißverhältniß nicht aus, warum verpflanzt ihr die Eskimos nicht nach Italien, die Feuerländer nach Griechenland? Und dennoch wird dies gerade wieder als ein Zeugnis von der Majestät des Menschengeschlechtes gepriesen, daß er unter allen Klimaten sich eigentümlich entwickelt, überall dasselbe und doch überall ein anderes! So quillt auch die Majestät der Gesellschaft als eines lebensvollen Organismus aus der wunderbaren Biegsamkeit, mit welcher der Gesellschaftsbürger in jeder socialen Zone, auch in der Eiszone des untersten Proletariats sich individuell zu entwickeln vermag.

Das Moment der Arbeit ohne die Grundlage des Besitzes ist es aber nur teilweise, was den Proletarier, was das Glied des vierten Standes macht. Der Widerspruch seiner socialen Anforderungen mit seiner wirklichen Existenz, der Bruch mit der geschichtlichen Gliederung der Gesellschaft und die daraus hervorspringende Zerfahrenheit und Vereinzelung sind die eigentlich charakteristischen Kennzeichen. Nun haben aber leider die Arbeiter selbst den falschen Feldruf ergriffen und statt der „Organisation des Arbeiterstandes" die „Organisation der Arbeit" auf ihre Fahne geschrieben. Die socialen Theoretiker, welche die hier zu Grunde liegende Begriffsverwirrung angestiftet, mögen zusehen, wie sie dies verantworten können; sie haben mehr dazu beigetragen, den Arbeiter elend zu machen, als es die „Herrschaft des Kapitals" gethan, denn sie haben ihm den einzig rettenden Gedanken aus der Seele hinaus disputiert, daß der Arbeiterstand sich aus sich selber reformieren und also auch sich aufhelfen könne, ohne daß er vorerst so beiläufig die ganze Welt zu reformieren brauche.

Es ist übrigens höchst bezeichnend, daß der vierte Stand bis zum letzten Fabrikproletarier abwärts sich fort und fort mit der theoretischen Erörterung seiner Stellung in der Gesellschaft quält. Diese Angstfrage der gesellschaftlichen Stellung liegt

den echten Söhnen der übrigen Stände weit ab. Schon der einzige Umstand, daß das Proletariat über sich selber, als über eine sociale Erscheinung philosophiert, reicht hin, um zu beweisen, daß der vierte Stand eine durch und durch moderne Erscheinung ist. Und zwar gehört diese theoretische Selbstschau des vierten Standes wieder wesentlich nur dem alten Europa an. Sobald der Proletarier in die neue Welt kommt, wo noch keine verwitternde Gesellschaft sich abzubröckeln beginnt, läßt er die theoretische Frage der socialen Existenz fallen und versucht einmal wieder ganz ohne Reflexion zu existieren, falls er nicht verhungern will.

Rapp mußte in seiner kommunistischen Kolonie den guten Platz im Himmel von der regelmäßigen Arbeit in der Kolonie abhängig machen, er mußte seinen Kindern die Rute des Despoten zeigen, damit sie in dem freien Amerika den Geschmack an der socialen Gleichheit nicht verlören. Der Proletarier wühlt in Europa die Pflastersteine auf, um gegen Staatseinrichtungen zu kämpfen, von denen er sich gar selten persönlich belästigt fühlt, und für Verfassungsideale, die über seinem Gesichtskreise liegen, weil er glaubt, daß mit der alten Staatsordnung auch die alte gesellschaftliche falle, weil man ihm gesagt hat, daß, wofern er die Monarchie ausstreiche, auch das Wort der Schrift ausgestrichen sei: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Und wenn er nun in die neue Welt kommt, wo die alte Staatsordnung nicht besteht, dann findet er, daß die neue Gesellschaftsordnung, für welche er sich daheim hat blutig schlagen lassen, hier noch immer als eine unerträgliche Sklaverei sich bewährt hat.

Die „Massenarmut“ ist das Gespenst, vor welchem eine Zeit wie die unserige, die Wohlleben und Reichtum zu einem Selbstzweck des Menschendaseins gemacht hat, entsetzt zusammenschrickt. Aber die Massenarmut des gemeinen Mannes wird nur da gefährlich, wo die Massenfaullenzerei der begüterten Leute ihr gegenübertritt. Der hat kein Recht mitzureden über den Empörungsgeist des besitzlosen vierten Standes wider die

Besitzenden, der nicht selber, hoch oder gering, im Schweiße seines Angesichtes sein Brot ißt. Erst seit Nichtsthun auch im Bürgerstande für vornehm gilt, ist die Massenarmut ein Schreckwort geworden. Die Massenarmut an sich ist kein Kind der neueren Zeit. Es bedarf nur eines gründlichen Einblickes in die Bücher der Geschichte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß im Gegenteil die Massenarmut im Laufe der Jahrhunderte sich ununterbrochen verringert habe. Aber durch die Hoffart, mit welcher der sich selbst vergötternde Reichtum den verarmten Massen entgegentrat, ist in den grollenden Seelen der Armen jenes Selbstbewußtsein des Pauperismus geweckt worden, welches im Fiebertraum des Hungerwahnsinnes den Besitz für einen privilegierten Diebstahl ansieht. Wie wollt ihr, deren Götze der Reichtum ist, mit dem Armen rechten, weil er mit dem Knüttel und mit Pflastersteinen diesen Götzen zerschmettern will, wie der Jehovah des alten Bundes heischt, daß man die Götzenbilder zerschmettere? Der Verdienst der arbeitenden Klassen war in alten Zeiten ein verhältnismäßig weit geringerer als gegenwärtig, ja das eigentliche Proletariat ist vordem in weit furchtbareren Scharen vorhanden gewesen, aber die Schreckgestalt des modernen „Pauperismus“ hat gerade erst mit der Besserstellung der unteren Klassen und mit der gleichzeitig wachsenden Ueberschätzung des Besitzes ihren Anfang genommen.

Werfen wir einige flüchtige Blicke auf dieses merkwürdige Phänomen in der Geschichte des Elendes.

In der nassau-katzenelnbogischen Polizeiordnung von 1616 findet sich ein langer Abschnitt über das fahrende Proletariat, der uns ein trauriges Bild entwirft, wie sehr damals eine arme, ackerbautreibende, von großen Städten entblößte, also für das Vagabundentum jedenfalls sehr unergiebige Gegend von wanderndem Gesindel und Stromern aller Art überschwemmt war. Schon die Menge der Arten und Unterarten, nach welchen obige Polizeiordnung diese Proletarier gliedert, zeugt für die Masse derselben. Da ist die Rede von „herrenlosen und gartenden

Knechten, Sonnenkrämern, Knappsäcken, Zigeunern, Mordbrennern, reislaufenden Burschen, Spitz- und Lotterbuben" u. s. w. Es wird verfügt, daß, wo die Heuschreckenplage der Zigeuner in Massen angezogen käme und Gewalt drohete, die Sturmglocken geläutet werden sollen, damit die gesamte Gemeinde die Landstreicher abwehren könne. Was will unser heutiges Vagabundentum angesichts von Zuständen bedeuten, die solche Verordnungen nötig machten! Von den Bettlern wird als etwas häufig Vorkommendes angeführt, daß sie ihre gesund geborenen Kinder verstümmelten und lähmten, damit dieselben nachgehends als Krüppel ihr Brot sich müheloser erbetteln, denn mit gesunden Gliedern erarbeiten möchten. Dergleichen mag jetzt wohl noch vereinzelt in großen Städten vorkommen, wenn dagegen in einem abgelegenen Bauernlande, wie es heute noch die Grafschaft Katzenelnbogen ist, ein solches Verbrechen so häufig war, daß ein Gesetz dagegen erlassen werden mußte, auf welche Stufe mußte da das Bettelvolk herabgesunken sein!

Einzelne Formen des Proletariats sind wohl neu erstanden in der modernen Gesellschaft, aber andere sind dafür ausgestorben. Würde sich das militärische Proletariat, wie es am Ausgange des Mittelalters existierte, bis auf unsere Zeit fortgeerbt haben, dann wäre wohl längst kein Stein der gesellschaftlichen Ordnung mehr auf dem andern. Die Gefahr, welche man jetzt in aufgeregten Zeiten von der Hefe der großstädtischen Massen fürchtet, erscheint wie eine Spielerei gegen die frühere Bedrängnis des einzelnen wie der Gesamtheit durch die brotlosen Scharen entlassener Kriegsknechte. Als Kaiser Friedrich III. von König Karl von Frankreich 5000 solcher Leute begehrte, schickte ihm derselbe 40000, um sie nur los zu werden, und nur mit äußerster Mühe und unter Androhung eines Reichskrieges vermochte man diese zügellosen Horden, die sich selber Armagnaken nannten, der Volksmund aber „arme Gecken", wieder nach Frankreich zurückzuspedieren. Schwärme ähnlicher, fast nur auf den Raub angewiesener Proletarier zogen fortwährend im Reiche umher.

Wie winzig erscheint neben diesen stehenden Heeren des Elendes und der Verzweiflung die kleine Rotte militärischer Proletarier, wie sie in den letzten zwei Revolutionsjahren von Krawall zu Krawall zog, um endlich in Baden und Ungarn Auflösung und Untergang zu finden! Nur ein kleiner Unterschied machte diese Rotte so viel gefährlicher als jenes stets neu sich rekrutierende Armeekorps: die brotlosen Landsknechte der alten Zeit befehdeten *den einzelnen Besitzer*, die brotlosen Landsknechte unserer Tage *den Besitz*.

Hortleder in seinem Urkundenbuche „von den Ursachen des deutschen Krieges" teilt ein Verzeichnis und höchst interessantes steckbriefliches Signalement von etwa hundert Proletariern mit, die im Jahre 1540 die Lande der Fürsten des Augsburgischen Bekenntnisses durch Brandstiftungen verwüsteten. Diese armen Teufel hatten sich für ein wahres Spottgeld — meist fünf Gulden auf den Mann — zu jener systematischen Mordbrennerei anwerben lassen, obgleich sie wohl vorher wissen konnten, daß der Turm und der Galgen rasch das Ende vom Lied sein werde. Wenn man nun aus der so geringen Verwertung der Arbeitskraft auf die größere Armut der alten Zeit schließen kann, wie viel einleuchtender wird dann noch der Schluß, wenn man erwägt, daß das gräßlichste Verbrechen um so billigen Preis erkauft werden konnte, ja daß die Hingabe von Leib und Leben so wohlfeil zu haben war! Welch ein armseliges Leben muß es gewesen sein, das eine ganze Schar von Menschen für solchen Spottpreis losschlug!

Fast bei jedem kleinen Neste hatte man ja damals einen Galgen aufgebaut, der großenteils dem Schutze des Besitzes gewidmet war, und ein Schluß aus der Statistik des Verbrechens auf die Statistik der Armut hat immer eine annähernde Richtigkeit. Und dennoch war das große Elend damals lange nicht so furchtbar anzuschauen als jetzt das so viel kleinere. Der Armut fehlte noch das Bewußtsein ihrer eigenen Lage. Die Bettler glaubten, daß sie Bettler von Gottes Gnaden seien, wie

die Könige ihren Stuhl auf Gottes Gnade gründeten. Sie erfaßten ihre Armut als die unerforschliche Fügung des Himmels und waren resigniert in diesem Glauben. Sie grübelten nicht über den Unterschied zwischen Reich und Arm, und fragten nicht murrend an: warum es nun einmal so und nicht anders geordnet sei? Sie nahmen eine Hungersnot hin wie man Regen und Sturm und böses Wetter hinnimmt, sie sahen Hunderte neben sich verschmachten und verderben, ohne daß dadurch der Gedanke des Aufruhrs gegen die Reichen in ihnen entbrannte. Die Fehde wider den Reichtum war noch nicht zu einem Standesbewußtsein geworden; es gab Proletarier, aber keinen vierten Stand. Es ist in alten Chroniken erzählt von einer Hungersnot, die im Jahre 1601 in Liefland ausgebrochen, wo viele Bauern im Hungerwahnsinn ihre Nachbarn und Verwandten erschlugen, um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Der Henker kam zuletzt und hielt mit Galgen und Rad Abrechnung über das grauenhafte Mahl und dann — war es wieder still, und es steht nirgends geschrieben, daß hier, auf der letzten Stufe des Elends, die Armen sich zusammengethan und die Faust erhoben hätten wider die Reichen.

Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nannten sich die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands selber „arme Leute", und führten diesen Namen als einen ganz ehrbaren Titel, der ihnen in ihrer Ueberzeugung ebenso notwendig und unabänderlich zukam, wie den Glücklicheren das Prädikat von Rittern und Herren. Der Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden mochte bestehen, aber er war nicht organisiert. Das Proletariat fühlte sich trotz seiner furchtbaren Ausdehnung durch keine gemeinsame Idee verknüpft. Dieses Gemeinbewußtsein des Proletariats als eines vierten Standes ist, ich wiederhole es, erwacht in der Opposition gegen den Müßiggang der Besitzenden, gegen die Selbstüberhebung des Reichtums, gegen den modernen Götzendienst des Mammons. In den Wäldern Nordamerikas mögen auch viele Tausende der elendesten Proletarier umherschweifen,

dennoch wird man dort jetzt noch ebensowenig von den Gefahren des Proletariates, von dem Pauperismus, von einem vierten Stande reden können als ehedem in Deutschland. Erst da wo die Armut sich reibt mit dem Uebermut des Besitzes, wo der Arme auf engem Raum mit dem Reichen zusammengedrängt sich der socialen Unterschiede klar bewußt wird, erst da erhebt sich das Gespenst des Pauperismus. Erst als das Licht der allgemeinen Bildung auf die Armut fiel, erkannte sie, wie gar arm sie sei. Der vierte Stand umschließt die zum socialen Selbstbewußtsein erwachte Armut, und die Thatsache, daß die Armut vor hundert Jahren weit größer gewesen ist als in dieser Stunde, wird nie wieder den einmal erwachten Neid des Armen gegen den Reichen wegtilgen können. Wäre der Pauker von Niklashausen, wäre Thomas Münzer mit seiner socialen Predigt bei der Masse des Volkes durchgedrungen, so würden die Begriffe des Pauperismus und des vierten Standes nicht von heute datieren, sondern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Bauernkrieg zeigte das erste Aufleuchten des Selbstbewußtseins der Armut, aber sein trauriger Ausgang bekundet zugleich, daß das Volk eben wegen seines fürchterlichen Elends nur erst eine dämmernde Vorahnung dieses Bewußtseins gewonnen hatte. Kam doch der gelehrte Hesse Mutianus auf den kuriosen Gedanken, der in unsern Tagen fast bei jedem verunglückten Aufstande von den Unterliegenden geltend gemacht worden ist, daß die reichsstädtischen Kaufleute und Juden (also „Bourgeois" und „Geldsäcke") den ganzen Bauernkrieg künstlich angezettelt hätten, um durch die Bauern die Fürsten zu stürzen und dann eine Art von venetianischer Kaufmannsrepublik und Geldaristokratie in Deutschland einzuführen.

Als im Jahr 1349 das „große Sterben" gekommen war und das Elend aufs äußerste überhand nahm, erfolgte nicht etwa ein Krawall, wie wir es in den dreißiger Jahren aus Anlaß der Cholera in Italien erlebten, sondern der großartige weltgeschichtliche Bußgang der Geißelfahrer. Dieser Gegensatz dünkt mir weit

die Könige ihren Stuhl auf Gottes Gnade gründeten. Sie erfaßten ihre Armut als die unerforschliche Fügung des Himmels und waren resigniert in diesem Glauben. Sie grübelten nicht über den Unterschied zwischen Reich und Arm, und fragten nicht murrend an: warum es nun einmal so und nicht anders geordnet sei? Sie nahmen eine Hungersnot hin wie man Regen und Sturm und böses Wetter hinnimmt, sie sahen Hunderte neben sich verschmachten und verderben, ohne daß dadurch der Gedanke des Aufruhrs gegen die Reichen in ihnen entbrannte. Die Fehde wider den Reichtum war noch nicht zu einem Standesbewußtsein geworden; es gab Proletarier, aber keinen vierten Stand. Es ist in alten Chroniken erzählt von einer Hungersnot, die im Jahre 1601 in Liefland ausgebrochen, wo viele Bauern im Hungerwahnsinn ihre Nachbarn und Verwandten erschlugen, um sich an ihrem Fleische zu sättigen. Der Henker kam zuletzt und hielt mit Galgen und Rad Abrechnung über das grauenhafte Mahl und dann — war es wieder still, und es steht nirgends geschrieben, daß hier, auf der letzten Stufe des Elends, die Armen sich zusammengethan und die Faust erhoben hätten wider die Reichen.

Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nannten sich die Bauern in verschiedenen Gegenden Deutschlands selber „arme Leute", und führten diesen Namen als einen ganz ehrbaren Titel, der ihnen in ihrer Ueberzeugung ebenso notwendig und unabänderlich zukam, wie den Glücklicheren das Prädikat von Rittern und Herren. Der Neid des Besitzlosen gegen den Besitzenden mochte bestehen, aber er war nicht organisiert. Das Proletariat fühlte sich trotz seiner furchtbaren Ausdehnung durch keine gemeinsame Idee verknüpft. Dieses Gemeinbewußtsein des Proletariats als eines vierten Standes ist, ich wiederhole es, erwacht in der Opposition gegen den Müßiggang der Besitzenden, gegen die Selbstüberhebung des Reichtums, gegen den modernen Götzendienst des Mammons. In den Wäldern Nordamerikas mögen auch viele Tausende der elendesten Proletarier umherschweifen,

dennoch wird man dort jetzt noch ebensowenig von den Gefahren des Proletariates, von dem Pauperismus, von einem vierten Stande reden können als ehedem in Deutschland. Erst da wo die Armut sich reibt mit dem Uebermut des Besitzes, wo der Arme auf engem Raum mit dem Reichen zusammengedrängt sich der socialen Unterschiede klar bewußt wird, erst da erhebt sich das Gespenst des Pauperismus. Erst als das Licht der allgemeinen Bildung auf die Armut fiel, erkannte sie, wie gar arm sie sei. Der vierte Stand umschließt die zum socialen Selbstbewußtsein erwachte Armut, und die Thatsache, daß die Armut vor hundert Jahren weit größer gewesen ist als in dieser Stunde, wird nie wieder den einmal erwachten Neid des Armen gegen den Reichen wegtilgen können. Wäre der Pauker von Niklashausen, wäre Thomas Münzer mit seiner socialen Predigt bei der Masse des Volkes durchgedrungen, so würden die Begriffe des Pauperismus und des vierten Standes nicht von heute datieren, sondern aus dem sechzehnten Jahrhundert. Der Bauernkrieg zeigte das erste Aufleuchten des Selbstbewußtseins der Armut, aber sein trauriger Ausgang bekundet zugleich, daß das Volk eben wegen seines fürchterlichen Elends nur erst eine dämmernde Vorahnung dieses Bewußtseins gewonnen hatte. Kam doch der gelehrte Hesse Mutianus auf den kuriosen Gedanken, der in unsern Tagen fast bei jedem verunglückten Aufstande von den Unterliegenden geltend gemacht worden ist, daß die reichsstädtischen Kaufleute und Juden (also „Bourgeois" und „Geldsäcke") den ganzen Bauernkrieg künstlich angezettelt hätten, um durch die Bauern die Fürsten zu stürzen und dann eine Art von venetianischer Kaufmannsrepublik und Geldaristokratie in Deutschland einzuführen.

Als im Jahr 1349 das „große Sterben" gekommen war und das Elend aufs äußerste überhand nahm, erfolgte nicht etwa ein Krawall, wie wir es in den dreißiger Jahren aus Anlaß der Cholera in Italien erlebten, sondern der großartige weltgeschichtliche Bußgang der Geißelfahrer. Dieser Gegensatz dünkt mir weit

bezeichnender für die Geschichte des Elends, als die Vergleichung der früheren Arbeitslöhne mit den gegenwärtigen.

Solange der Reichtum auf der einen Seite noch nicht fest geschlossen war, konnte auch auf der andern das Selbstbewußtsein der Armut nicht erwachen. Fürsten und Ritter sanken selbst oft genug zeitweilig in höchst proletarische Zustände herab, was bei aller Schroffheit der Standesunterschiede immerhin ein Trost für den armen Mann gewesen sein mag. Diese Versöhnung der Stände in der Gemeinschaft des Leidens und der Entsagung hat sich das Mittelalter gar herrlich in dem Sagenkreise von der Landgräfin Elisabeth von Thüringen versinnbildlicht. Dagegen traf der Haß des Armen schon früh genug die Klasse, welche das Geld am festesten in Händen hielt, welche in rohem Materialismus den Gelderwerb als Selbstzweck auffaßte und das wahre Aposteltum für den modernen Kultus des Reichtums übernommen hatte, nämlich die Juden. In diese Rolle der mittelalterlichen Juden droht jetzt die ganze besitzende Klasse gegenüber den Proletariern zu treten, und jene Wutausbrüche des durchwühlten Pariser Proletariats, wie sie im Juni 1848 so schaurig aufflammten, ließen sich leicht mit dem Fanatismus des niedern Volks bei den Judenmetzeleien in eine durchgeführte Parallele setzen.

Jener aussätzige Barfüßermönch, der im vierzehnten Jahrhundert in so schönen schwermütigen Liedern sein eigenes Elend besang, war auch ein litterarischer Proletarier, und wohl wenige unserer hungernden Litteraten möchten Lust haben mit seinem Los zu tauschen. So pflanzte sich das litterarische Proletariat herauf durch alle Geschlechter, von Cardanus, in dem ich ein rechtes Urbild des modernen Litteraten erblicke, der aber seine Zerrissenheit und seinen Kummer mannhaft wegphilosophierte, bis auf die schreibenden armen Schlucker des achtzehnten Jahrhunderts; es erschien oft in weit kläglicherer Gestalt als heutzutage; aber noch vor fünfzig Jahren wurde aus dem armen Poeten ein Lorenz Kindlein, wenn es hoch kam, ein Faustischer Zweifler, der den Himmel stürmte: jetzt geht man weit über

den Himmel hinaus: man stürmt die Gesellschaft. Es bringt daher keinen Trost für den gegenwärtigen Zustand der Verarmung, wenn man in Zahlen haarscharf nachrechnet, daß die Armut in früheren Zeitläuften viel größer gewesen sei. Die Armut von damals und von heute sind ganz ungleichartige Größen, mit denen sich gar nicht gegeneinander rechnen läßt. Nicht die (täglich abnehmende) Massenverarmung als solche bildet das Gespenst des Pauperismus, sondern das täglich zunehmende Bewußtsein der Massen von ihrer Armut. Die Notizen zu einer Geschichte der Armut fließen in den alten Quellenschriften so sparsam, weil die Armut zu selbiger Zeit noch gar nicht als eine bewegende und zerstörende Macht im politischen und socialen Leben angesehen wurde, sondern als eine Thatsache der Privatexistenz, die sich ganz von selbst verstehe, die von Gott einmal geordnet sei wie Sommer und Winter, Tag und Nacht. Sonst würden die in allem Einzelwerk so scharfblickenden und gerade die kleinen Züge des öffentlichen Lebens mit der größten Liebe zusammentragenden städtischen Chronisten gewiß ein reichliches Material geliefert haben.

Das Bewußtsein der Massen von ihrer Armut, die korporative Erhebung der besitzlosen Arbeiter zur Erkämpfung ihres socialen Rechtes war freilich schon einmal weltgeschichtlich geworden, aber nicht im germanischen Volksleben, sondern im römischen Altertum. Viel eher müssen wir auf den Sklavenkrieg des Spartakus, auf die Unruhen der Gracchen zurückblicken, als auf das germanische Mittelalter, wenn wir die ersten Ansätze zur Bildung des vierten Standes, als der zum socialen Selbstbewußtsein erwachten Armut aufspüren wollen. Diesen Unterschied hat schon Shakespeare aufs feinste herausgefühlt. In überraschend wahren Zügen schildert er das ganze Behaben des sein Recht ahnenden Proletariates im Coriolan. Es zeugt für den göttlichen Seherblick des großen Poeten, für seinen wunderbaren historischen Instinkt, daß er in einem römischen Stück dieses Proletariat zeichnet, für welches in den Tragödien aus der

englischen Geschichte kein Raum gewesen wäre; denn zu Shakespeares Zeiten gab es wohl arme Teufel in England, aber kein zum socialen Bewußtsein sich aufringendes Proletariat.

Ich bemerkte oben, daß alle Stände durch ihre socialen Sünden Geburtshelfer bei dem vierten Stande gewesen seien. So sind es auch wieder vorzugsweise die Sünden der besitzenden Klassen, welche die Verkehrtheiten der socialistischen und kommunistischen Lehren bei den Besitzlosen einimpfen und fortpflanzen halfen. Darüber spricht Vilmar, bei dem man gewiß keine zu große Vorliebe für das kommunistische Proletariat, keine übertriebene Feindschaft gegen die Aristokratie des Besitzes argwöhnen wird, in seinen Schulreden folgendes schlagende Wort:

„In unserer Mitte, in unsern Gesellschaften, in unsern Familien, in unsern Herzen wohnt schon der Kommunismus. Wir selbst sind Kommunisten. Ehe wir die Franzosen, ehe wir unsern Landsmann, den Schneider Weitling und seine Helfershelfer, strafen und richten, wollen wir uns selbst richten und strafen. Oder hat nicht die Begierde nach einem behaglichen, mit allen Reizen der modernen Bequemlichkeit ausgeschmückten Leben bei uns in den letzten Jahrzehnten auf eine schreckenerregende Weise zugenommen? Ist nicht die Putzsucht, die Kleiderpracht, der Modehunger bei uns in einer Weise im Schwunge, wie sie seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht gewesen sind? Achten wir denn wohl ein Leben, welches nicht mit reichen Möbeln, schwellenden Polstern; sybaritischen Betten, mit goldenen Uhren und Ketten, mit echten Ringen und Knöpfen, und mit all dem tausendfältigen namenlosen Flimmer und Flitter reichlich ausgestattet ist, noch für ein Leben? Ist nicht der Genuß dieses Komforts und das Prangen mit demselben, ist nicht das von Jahr zu Jahr verschwenderischer gewordene Gesellschaftsleben uns eine völlig unentbehrliche Bedingung unseres Daseins geworden? Uebernehmen wir denn nicht Geschäft und Amt hauptsächlich, wo nicht einzig, um zu diesen Dingen zu gelangen? Trachten wir denn nicht, es jedem besser Eingerichteten, kostbarer Gekleideten,

teuerer Lebenden und glänzender Bewirtenden gleich zu thun, ja ihn zu übertreffen? Sind wir denn — die Hand aufs Herz! — sind wir denn zufrieden, wenn wir in eben diesen Dingen des sinnlichen Genusses nicht alles haben können, was der andere auch hat? Spielen denn nicht, und zwar in ganz eigentlichem Sinne, die goldenen Uhren und die Flaschen Champagner bei uns ganz dieselbe Rolle, die sie in den Augen des kommunistischen Handwerksgesellen spielen? Und wir wären nicht innerlich Verbündete des Kommunismus?“ Und dann wendet der Redner später folgende Worte über die alle Stände versöhnende Ehre der Arbeit an seine jugendlichen Zuhörer: „Ihr sollt nicht mitdenken den heutigen Gedanken aller Welt: möglichst wenig Arbeit, möglichst reiche Besoldung, sondern ihr sollt arbeiten wollen um zu dienen, ihr sollt arbeiten wollen ohne Entgelt, um der Arbeit willen, um des Nächsten willen, um Gottes willen. Gehet ihr mit diesen Gesinnungen nicht voran, wie wollt ihr denn dereinst verlangen, daß die Stände, welche ihr zu leiten bestimmt seid, euch folgen sollen, wenn ihr ihnen Beschränkung und Genügsamkeit predigt? Niemals ist es weniger am Orte gewesen als in diesen Zeiten, sich seiner begünstigten Stellung im Leben, seines Reichtums, seiner Bequemlichkeit, seiner Genüsse zu überheben, sich als den privilegierten Herrn, der nur Ansprüche zu machen habe, zu betrachten, alle andern als seine Diener, die nur da seien, um Ansprüche zu befriedigen. Abgesehen davon, daß dies unter allen Umständen unchristlich ist, so ist es heutzutage nicht einmal klug. Je mehr ihr euch überhebt, desto gewisser wird der Sturm des Kommunismus noch gegen euch, vielleicht in wenigen Jahrzehnten, ausbrechen!“

Ich habe eine Masse von Einzelzügen über den vierten Stand zusammenstellen müssen, ohne daß dieselben an so bestimmte verbindende Fäden gereiht wären wie bei den übrigen Ständen. Dies liegt in der Natur der Sache. Der vierte Stand fließt in eine unendliche Mannigfaltigkeit selbständiger Gebilde auseinander, weil bei ihm die zerfließenden Bestandteile der

alten Gesellschaft in einem allgemeinen Gärungsprozeß begriffen sind. Im System der Gesellschaft findet er seine Stelle als Ganzes, in der Praxis des öffentlichen Lebens wird man stets wieder auf seine verschiedenen Gruppen zurückgreifen und dieselben im einzelnen behandeln müssen. Der vierte Stand läßt sich auch durchaus nicht wie die Aristokratie, das Bürger- und Bauerntum unter einen einzelnen bestimmten staatsmännischen Gesichtspunkt zusammenfassen. Es gibt nichts Verderblicheres, als nach einem Geheimmittel gegen den verneinenden Geist des vierten Standes im allgemeinen zu spüren und etwa vorauszusetzen, wenn man irgendwie Mittel und Wege auffände, um das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Kapital auszugleichen, dann sei damit das moderne Proletariat und der proletarische Geist aus der Welt verbannt. Durch dieses Verfahren ist erst die rechte Dunkelheit in die sociale Frage des vierten Standes gebracht worden. Nur indem man in die Fülle des individuellen Lebens hinabsteigt, kann man wieder zu klaren Anschauungen des vierten Standes kommen. Mit dem neuen Begriff des vierten Standes, den man dadurch gewinnt, wird man zu der Einsicht gelangen, daß die Angstfrage des modernen Proletariats weit mehr eine ethische ist als eine bloße Geldfrage, obgleich bei einzelnen Gruppen das ökonomische Moment bedeutungsvoll genug hineinspielt. Dies haben wenigstens jene Theologen erkannt, welche die innere Mission vorwiegend als die werkthätige Liebe des Evangeliums angesichts der Entsittlichung und Zerfahrenheit des vierten Standes betrachten. Aber die Theologen und die liebeseifrigen Christen überhaupt reichen hier allein so wenig aus als die Finanzmänner oder die Nationalökonomen allein. Der vierte Stand hat der ganzen historischen Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen, darum muß auch die ganze historische Gesellschaft denselben aufheben, nicht zu einem Kampfe des Hasses, sondern zu einem Kampfe der Liebe. Hierin liegt die bewegende Kraft des vierten Standes in ihrer tiefsten Bedeutung, und sie ist eine riesige Kraft. Wenn die Aristokratie, wenn das

Bürgertum, wenn die Bauernschaft sich selber reformieren, dann reformieren sie damit die verschiedenen aus diesen einzelnen Ständen hervorgegangenen Gruppen des vierten Standes.

In dem großartigen Epigramm, welches der vierte Stand dadurch auf sich selber gemacht hat, daß er durch das Bemühen, alle Stände zu zertrümmern, doch nichts weiter zuwege brachte, als schließlich in seiner eigenen Person den alten positiven Ständen einen neuen negativen hinzuzufügen, in diesem tief ironischen Epigramm hat er selber den archimedischen Punkt gezeigt, auf welchem der Hebel zu seiner Reform anzusetzen ist. In dem Maße, als der Trieb zur körperschaftlichen Gliederung beim Adel, bei Bürgern und Bauern wieder genährt wird, muß er auch im Interesse der Selbsterhaltung bei dem vierten Stand erwachen; derselbe wird aber eben dadurch nicht gefestigt werden, sondern in seine Teile auseinandergehen. Als Kern derselben aber mag wohl im Laufe der Zeit eine neue Gesellschaftsgruppe der Lohnarbeiter zurückbleiben, die sich dem alten Bürgertum anreihen wird, wie die Bauern der Grundaristokratie. Die Gesellschaft hat nur solange von den Proletariern zu fürchten, als sie selber proletarischen Geistes alle geschichtlichen Thatsachen von Stand und Standessachen ausebnen will. Und der Staat kann weder durch Polizeidiener den Uebergriffen des Proletariates steuern, noch durch Staatsarbeiterwerkstätten und Staatsalmosen die Macht desselben zu seinen Gunsten ausbeuten; er kann im vorliegenden Falle nichts klügeres thun, als daß er der Gesellschaft nicht länger wehrt, sich wieder zu größerer korporativer Selbständigkeit im einzelnen auszuprägen, sich aus sich selber heraus zu reformieren. Wenn er der Industrie und dem Gewerbe wieder verstattet, sich wie vordem auf die eigenen Beine zu stellen, dann hat er damit mehr für die ökonomische Wohlfahrt des Volkes gethan, als wenn er ein eigenes Ministerium der Arbeit gründet und dasselbe nach allen möglichen trefflichen Grundsätzen Versuche auf dem Papier anstellen läßt.

„Selbst ist der Mann!“ sage ich oben mit den Bauern.

Das gilt bei allen materiellen Fragen. Und da beginnt immer der proletarische Geist, der Geist der Verzweiflung an sich selber einzuziehen, wo der einzelne, wo die Körperschaft nicht mehr zu sagen wagt: „Selbst ist der Mann!"

Der vierte Stand ist einmal da, und weil auch einmal die Fabriken da sind, weil der Journalismus da ist, weil überhaupt die Welt nicht die alte geblieben, wird auch seine Einwirkung keine bloß vorübergehende bleiben. Aber je mehr die alten Stände sich wieder festigen und dadurch diesen vierten Stand auseinandersprengen werden, desto weniger wird die Demokratie fürder noch sagen können, daß in dem Proletariat das eigentliche Volk liege, weil es vaterlandslos und familienlos, daß in ihm die Macht der Nation, weil es elend, daß in ihm der Reichtum der Nation, weil es ohne Besitz ist, daß in ihm der Geist der Nation, weil ihm Bildung und Sitte ein überfirnißter Despotismus heißt. Die „Namenlosen" mögen der „Dünger der Weltgeschichte" sein, nicht weil sie, wie die moderne Barbarei der Gleichheit behauptet, eben namenlos sind, sondern weil sie kraft des Gesetzes vom Druck und Gegendruck uns alle, und sich selber mit, aus dem dermaligen Zustande der Namenlosigkeit, der drohenden allgemeinen Verwaschenheit herausreißen werden zu den höheren organischen Gebilden individuell geprägter Stände, in welchen die Einzelgruppe erst wieder recht zur Geltung kommt, erst wieder recht ihren Namen erhält und der einzelne Namenlose wieder zehnmal mehr als jetzt aus der Gruppe selber sich aufringt zu der höchsten Menschenwürde eines „Namhaften".




943.01
R4441
v.1-2
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021106649



VOLUME 3


SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN





Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Dritter Band.

Die Familie.

Zehnte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.



Stuttgart 1889.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Die Familie.

Von

W. H. Riehl.

Zehnte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.



Stuttgart 1889.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Buch über die „Familie" bildet den Schlußstein meiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik" und zwar, wie mir scheint, nicht bloß den Schlußstein als den zuletzt eingefügten, sondern auch als den eigentlich schließenden Stein, der das Gewölbe erst zusammenhält und den festen Mittelpunkt ausmacht, darin der Gegendruck aller Pfeiler und Mauern seine Stütze findet.

In „Land und Leute" legte ich die Methode meiner naturgeschichtlichen Volksstudien dar und bezeichnete zugleich in der ethnographischen Dreigliederung Deutschlands die natürliche Vorbedingung der Verschiedenheit des Volkslebens wie der socialen Standpunkte. Die „bürgerliche Gesellschaft" sucht die großen Naturgruppen des Volkes auf, welche durch Stand und Beruf, Sitte und Lebensart gegeben sind, den Staat und sein Rechtsleben noch nicht voraussetzen, dennoch aber im Staate als Stoff und Inhalt für die plastische Staatskunst berücksichtigt werden müssen. Es gibt aber noch andere, noch ursprünglichere Gruppen im Volksleben, die gleichfalls den Staat nicht voraussetzen, trotzdem aber seine

höchste Beachtung heischen, und ihrerseits vom Staate vorausgesetzt werden. Diese Gruppen sind die Familien.

Die Familie ist der Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit. Daher konnte ich in diesem Buche viele Begriffe erst wissenschaftlich entwickeln und feststellen, die in den beiden andern Bänden als gegeben vorausgesetzt sind. In dem Gegensatz von Mann und Weib z. B. läßt sich erst die sociale Ungleichheit als ein ewiges Naturgesetz im Leben der Menschheit erweisen. Der Begriff der Sitte und ihre Bedeutung für das Rechtsleben des Staates hat hier erst seine erschöpfende Darstellung gefunden. Die theoretische Scheidung und das in der Praxis unlösbare Sichdurchdringen der Gebiete des Staates, der Familie und der Gesellschaft konnte hier erst mit der rechten Klarheit erörtert werden. An dieses und anderes dachte ich, als ich oben das Bild vom „Schlußstein“ gebrauchte.

Nun wird man aber fragen, warum ich denn bei den vorliegenden drei Bänden den Stiel nicht geradezu umgekehrt habe und also der inneren Logik der Sache gemäß zuerst die „Familie“ geschrieben, dann die „bürgerliche Gesellschaft“ und zuletzt meine Methode in „Land und Leuten“ gerechtfertiget und auf die bestehenden deutschen Zustände angewandt?

Darauf habe ich zweierlei zu erwidern.

Erstlich ist das ganze Werk nicht nach einem vorgefaßten symmetrischen Plane gemacht worden, sondern es ist binnen Jahr und Tag mit dem Verfasser gewachsen. Das System lag in dem Bewußtsein des Verfassers, aber nicht um ein System darzustellen, schrieb er die drei Bücher, sondern um Thatsachen, in denen sein System verborgen steckt, reden zu lassen für die Art der politischen Forschung und Erkenntniß, welche nun einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit unauflösbar verwoben ist. So bearbeitete er also die drei großen Stoffe in der Reihenfolge, wie sie ihm durch das persönliche

Bedürfniß, sich dieser Dinge quitt zu machen, eingegeben ward, nicht nach einem vorgefaßten systematischen Gesammtplane.

Zum Andern meint er aber, es sei dennoch gut, daß er gerade diese, scheinbar verkehrte, Reihenfolge gewählt. Und in der That, wenn ich jetzt, wo die Resultate dieser fünfjährigen Arbeit schwarz auf weiß und übersichtlich vor mir liegen, noch einmal das Ganze zu schaffen und neu zu ordnen hätte, würde ich eben die Bände doch gerade so folgen lassen, wie sie gegenwärtig vorliegen. Es scheint mir nämlich, ein richtiger Instinkt habe mich geleitet, in der Reihenfolge der Stoffe genau denselben Weg einzuschlagen, der meine ganze Methode der politischen Forschung und Darstellung charakterisirt. Ich gehe von der Anschauung des Besondern aus, um durch Vergleichung und Schluß von da den Weg zum Allgemeinen zu finden. Nach derselben Logik folgen sich die drei Bände dieser Naturgeschichte des Volkes. „Land und Leute“ enthält die individuellsten Untersuchungen, wie ich sie in einzelnen Gauen unsers Vaterlandes, bei ganz bestimmten Stammespersönlichkeiten angestellt habe. Die „bürgerliche Gesellschaft“ geht schon zum Allgemeineren über, sie sucht aus den örtlichen Anschauungen zu schließen auf die einheitlichen Grundlagen der großen socialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation. Die „Familie“ endlich behandelt die universellste aller Gliederungen der Volkspersönlichkeit; die allgemeinsten Grundlagen des organischen Volksthumes sind in ihr dargestellt, und der Socialpolitiker wird hier häufig sogar über den Gesichtskreis der Nation hinaus auf die Culturgeschichte der Menschheit blicken müssen. Man sieht also, die Reihenfolge dieser drei Bände war eine zufällige und ist doch für mich eine innerlich nothwendige gewesen, indem sie aus meiner Art, politisch zu denken, mir selber unbewußt, hervorgewachsen ist. Und so sind die drei Bücher mit mir gewachsen und ich mit den Büchern, und in

der, nach dem System verkehrten, nach meiner analytischen Methode aber doch wieder überwiegend praktischen Reihenfolge der Bände mag sich wiederum die Persönlichkeit des Autors unverhüllt spiegeln.

Abgesehen von den wissenschaftlichen Lesern wünsche ich mir namentlich für die „Familie" auch noch einen Leserkreis anderer Art. Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde — nennt's meinetwegen ein Idyll vom deutschen Hause! — und so als Hausbuch sich einbürgere in dieser und jener Familie, namentlich auch bei deutschen Frauen.

In bangen Tagen häuslicher Angst und Sorge hat mich die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes, der ja so ganz besonders im deutschen Gemüth anklingt, getröstet und muthig erhalten. Vielleicht fühlen es einige Leser, vorab dem zweiten Theile, an, daß dieses Buch dem Autor während des Schaffens wie zu einem Trostgedicht wurde, und verspüren wohl gar unter ähnlichen Umständen eine annähernd ähnliche Wirkung des Buches.

Wenn man nun eine Arbeit solcher Art vollendet hat, dann empfindet man zwar wohl auch jenen Abendfrieden, der den Menschen beim Abschluß jedes Tagewerks in geheimer Wonne überschleicht; aber andererseits ist es einem auch, als ob man von einem lieben Freunde scheide, einen langgewöhnten, belebenden Umgang aufgebe. Wie man sich langsam einem Freunde nähert, so lebt man sich auch langsam in ein Werk des Geistes ein, und die Freundschaft wird meist dann erst recht fest geschlossen sein, wenn man just dem Verkehr ein Ende machen muß. Da verspürt man eine Leere, die nicht so bald wieder ausgefüllt sein wird. Aber der Kern, die tragende Idee solchen Verkehrs bleibt doch fest in uns sitzen nach dem Abschiede vom Buche wie vom Freunde. Und ich glaube fast, dieses Buch würde von allem, was ich geschrieben, die größte, praktische, politische Wirkung

üben, wenn es ihm gelänge, auch nur bei wenigen verwandten Geistern die gleiche Begeisterung zu festigen, die es bei mir selbst gefestiget hat, nämlich die Begeisterung für das große, unser Volk veredelnde und zur sittlichen Einheit verbrüdernde Kleinod des deutschen Hauses und der deutschen Familie.

München, am 14. December 1854.

W. H. R.

Vorwort zur neunten Auflage.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches sind siebenundzwanzig Jahre verflossen.

Ein siebenundzwanzigjähriges Buch ist schon ein altes Buch in unserer schnell lebenden Zeit; viele Bücher werden kaum so alt, die meisten sterben sogar schon in der Wiege, und die Kindersterblichkeit der Bücher ist noch größer als die Kindersterblichkeit unter den Menschen. Nur lassen sich die literarischen Mortalitätsziffern weit schwerer feststellen als die menschlichen; denn daß ein Buch todt ist, erfährt man erst spät und allmählig, während man den Tod eines Menschen augenblicklich weiß. Die Schwingungen des Geisteslebens spotten der Ziffer, hier wie anderswo, sie lassen sich nur schätzen, nicht zählen. Aber diese Schätzung hat doch ihre äußeren Anhaltspunkte, die zuletzt auch auf Zahlenreihen zurückgreifen.

So könnte ich wohl Ziffern dafür zeugen lassen, daß sich dieses anspruchlose Buch durch siebenundzwanzig Jahre lebendig erhalten hat. Sieben Oktav-Ausgaben und eine sehr starke Volksausgabe würden die Grundlage des Rechenexempels bilden, wozu sich nun diese neunte Ausgabe als der am meisten beweisende Schlußfaktor fügt.

Lebenszeugnisse anderer Art gesellen sich hinzu. Meine „Familie“ hat fortwährend viele Zustimmung und vielen

Widerspruch erfahren; sie ist gelobt worden, sogar in Versen, und scharf getadelt, doch letzteres immer nur in Prosa. Sie wurde oft benützt, oft erwähnt in andern Büchern, sie wurde auch ganz und theilweise in fremde Sprachen übersetzt, obgleich sie ein eigensinnig deutsches Buch ist. Verboten wurde sie freilich meines Wissens nicht, was sonst auch als ein Lebenszeichen der Bücher gilt. Wenn einmal der vollendete Socialismus herrscht und folglich die wirkliche Familie „verstaatlicht“ wird, dann könnte auch diese gedruckte Familie verboten werden. Sie wird aber diese Zeit nicht mehr erleben.

Hausbücher existiren im socialistischen Gemeindewesen nicht; es gibt da nur noch öffentliche Bibliotheken, aus welchen jeder Staatsbürger seine Bildung gratis schöpft, wie das Wasser aus dem Marktbrunnen.

Im Gegensatze hierzu wurde dieses Buch vielfach „Hausbuch“: es ist oft zu Geschenken an festlichen Tagen des Hauses benützt und zum Andenken in der Familie bewahrt worden — das erfährt der Autor ja wohl auch so unter der Hand —; es hat andere Hausbücher veranlaßt, ja hier und da wohl auch Einfluß auf die treue Pflege der Sitte des Hauses geübt. Dieser praktische Erfolg ist mir der werthvollste. Denn meine „Familie“ will kein Lehrbuch sein, sondern ein Lesebuch; aus dem Leben geschöpft, will es auf das Leben wirken, und vielleicht ist es gerade darum lebendig geblieben.

So ziemt es sich denn, daß dieses Vorwort zunächst ein Wort des Dankes werde für alle die Theilnahme, welche das Buch gefunden. Von jeglichem Pessimismus weit entfernt, glaube ich überhaupt, daß es mir in meinem Leben wie mit meinen Büchern besser ergangen sei, als ich irgend hätte wünschen und hoffen dürfen, und daß ich also alle Ursache habe mit Gott und der Welt zufrieden zu sein. Dieß gilt auch insbesondere von der „Familie“.

In den früheren Auflagen habe ich stets den ganz unveränderten Text der ersten wieder abdrucken lassen, — nicht weil ich zu träg gewesen wäre, fortschreitend zu erweitern und zu bessern, noch weniger, weil ich die Anmaßung gehabt hätte, das Buch für nicht verbesserungsbedürftig zu halten. Ein Lehrbuch hätte ich binnen siebenundzwanzig Jahren mindestens dreimal umarbeiten müssen; ein Lesebuch, welches bloß anregen und erbauen, trösten und ermuntern soll, kann während eines Menschenalters schon stehen bleiben wie es ist. Ich schrieb es als ein Ganzes aus einem Guß; ich wollte ein kleines Kunstwerk bieten, das ebenso durch die Form wie durch den Inhalt sprechen sollte. Ein wesentlich veränderter Inhalt würde die festgefugte Form zersprengt haben. Den Kern des Inhaltes halte ich aber heute noch als innerste Ueberzeugung fest, und so durfte ich auf Verbesserungen im Einzelnen verzichten, die nur das Ganze geschädigt hätten. In frischer jugendlicher Begeisterung schritt ich, damals erst dreißig Jahre alt, zuerst an dieses Werk, und im Feuer der Jugend ging ich dabei wohl manchmal etwas ungestüm in's Zeug und schoß über's Ziel hinaus: — sollte ich später bei ruhigerem Pulsschlag mildern, dämpfen, beschneiden? Dem Buche wäre sein Bestes geraubt und nicht viel Besseres dafür gegeben, das Werk wäre ein Flickwerk geworden. Nur indem das Buch blieb wie es war, konnte es alt werden und doch jung bleiben.

Seit den Tagen, wo die „Familie“ zuerst erschien, sind wir in eine neue Zeit eingetreten, Deutschland, Europa hat sich gründlich verändert, neue Ideale des politischen und socialen Lebens erfüllen und bewegen unser Volk, wir denken anders, empfinden anders wie damals. Wir haben viel lernen und viel vergessen müssen.

Diesen Wandlungen habe ich mich wahrhaftig nicht verschlossen; ich habe redlich an mir gearbeitet vorzuschreiten mit der vorschreitenden Zeit; ich habe, was leicht ist, zu

lernen getrachtet, und, was unendlich schwerer, ich habe auch gekämpft, daß ich vergessen lernte.

Hätte ich diesen ganzen Umbildungs-Prozeß unserer großen Zeit und meiner kleinen Person in diesem Buche widerspiegeln wollen, so würde ich dasselbe aus allen Fugen getrieben haben. Es mußte bleiben wie es ist, oder es durfte überhaupt nicht mehr sein.

Die Familie ist der Schwer- und Angelpunkt unsers social-politischen weil unsres nationalen Lebens. Der deutsche Staat änderte sich und die deutsche Gesellschaft — und die deutsche Familie blieb doch im Wesentlichen was sie war. Ja mir scheint sogar, in dem Maße, als wir beweglicher wurden in Staat und Gesellschaft, blieben wir um so beharrender in der Familie.

Ein Glück, daß es also geschehen ist!

Das in Sitte und Sittlichkeit, im Gemüthsleben und im Troste und opferfreudigen Entsagen des tiefsten göttlich-menschlichen Gemeinbewußtseins gegründete Haus, welches ich zu schildern und für welches ich zu begeistern versuchte, steht auch heute noch auf seinem altgefesteten Grundbau. Und es wird stehen bleiben.

Nicht alle, aber doch fast alle sociale Parteien werden einig sein in diesem Gedanken. Darum hoffe ich auch heute noch, daß dieses alte Buch Leser bei allen Parteien finden werde.

Von politischen Seitenhieben, die ich in oft ungestümem Eifer vordem in diesen Bogen so nebenher führte und die ich mit gutem Bedacht trotzdem nicht beseitigte, wird gar keine Partei durchaus befriedigt sein; aber die erhaltende, sittigende und versittlichende Macht des Hauses steht über den Parteien und ihr gilt der Grundgehalt meines Buches.

Die Partei entwickelt sich aus dem Leben; doch wehe uns, wenn wir alles Leben nach der Schablone der Partei bemessen würden. Erst dann, wann wir vollauf gelernt haben, fest in der politischen Partei zu stehen und doch diese Partei

zu vergessen, wo es sich um die Gebilde der Kunst, um die Probleme der Wissenschaft, um die Thatsachen des sittlichen und religiösen Volksgeistes handelt, erst dann sind wir ein politisch reifes Volk.

Aus allen diesen Gründen habe ich die neue Auflage nicht umgearbeitet, sondern den alten Text fast unangetastet stehen lassen, selbst wo er mir sehr fremdartig entgegentrat, ja wo ich geneigt gewesen wäre mit mir selbst in Wortwechsel zu gerathen. Dagegen aber habe ich durch viele kleine Zusätze die Substanz des Buches, welche mir fest bestehen blieb, vermehrt und verstärkt. Absichtlich bezeichnete ich nur in wenigen Fällen diese Zusätze durch Beifügung der Jahreszahl (1881) ausdrücklich als neu; ich wob sie außerdem ganz ohne Abzeichen in den Text, ich versteckte sie darin, wenn man so sagen will. Der Leser soll im Einzelnen gar nicht merken, daß und was Neues in das Buch gekommen ist. Liest aber ein früherer Leser aufmerksam die neue Auflage, dann wird sie ihm doch etwas reicher, ja ich hoffe sogar etwas lebendiger und frischer erscheinen als die älteren Drucke. Denn was ich einschob, sind fast durchweg kleine aus dem Leben gegriffene Beobachtungen und Thatsachen, und das Leben belebt.

Wenn meine „Naturgeschichte des Volkes" irgend einen bleibenden Werth haben sollte, so gründet derselbe in den „Quellenstudien aus dem Leben", deren ich mich stets in allen meinen Schriften, auch in meinen novellistischen und musikalischen, befliß, und durch solche Studien suchte ich auch diese neue Auflage der Familie zu bereichern.

Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel für die zwei andern Worte: „Aus dem Leben für's Leben!"

München, 25. November 1881.

W. H. R.

Inhalt.

Erstes Buch.

Mann und Weib.

Seite

Erstes Kapitel. Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz . 3
Zweites Kapitel. Die Scheidung der Geschlechter im Processe des Culturlebens 27
Drittes Kapitel. Die Emancipirung von den Frauen . . 55
Viertes Kapitel. Zur Nutzanwendung 89

Zweites Buch.

Haus und Familie.

Erstes Kapitel. Die Idee der Familie 119
Zweites Kapitel. Das ganze Haus 150
Drittes Kapitel. Die Familie und die bürgerliche Baukunst 173
Viertes Kapitel. Verläugnung und Bekenntniß des Hauses 209
Fünftes Kapitel. Die Familie und der gesellige Kreis . . 250
Sechstes Kapitel. Zum Wiederaufbau des Hauses . . . 276

Erstes Buch.

Mann und Weib.

Erstes Kapitel.

Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz.

Wäre der Mensch geschlechtslos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, daß die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seyen. Indem aber Gott der Herr Mann und Weib schuf, hat er die Ungleichheit und die Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwickelung gesetzt.

Es ist der verwegenste Gedanke des modernen Radikalismus, daß das Verhältniß der Ungleichheit und Abhängigkeit auch zwischen Weib und Mann, wie es die Natur gegeben, wie es die Sitte von Jahrtausenden weitergebildet und in die ehernen Tafeln aller Gesetzgebungen eingeschrieben hat, ein Ausfluß barbarischer Tyrannei, ein bloßes Siegeszeichen der rohen physischen Gewalt sei.

Die älteste Satzung des widerrechtlichen socialen Despotismus steht diesen freien Geistern in den Eingangskapiteln der Genesis, wo zum Weibe gesagt ist: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn und er soll dein Herr seyn."

Bedeutungsvoll aber ist es Jehovah selber, der dort mit eigenem Worte diese Satzung aufstellt. Und zwar unmittelbar nach dem Sündenfalle.

Trifft sich's hierbei nicht seltsam, daß gerade radikale deutsche Socialphilosophen, die kleinen Jünger eines großen Meisters — Hegels — auf den Satz pochen, daß in dem Sündenfall der Mensch erst Mensch geworden, während er vorher als zahme Bestie im Paradies, zu deutsch im Thiergarten, umhergewandelt

sei? Wohlan! wir halten euch beim Wort. Unmittelbar mit diesem „Menschwerden" hing die Unterordnung der weiblichen Persönlichkeit unter die männliche in der *Familie* zusammen, aus welcher, naturnothwendig wie aus dem Saatkorn die Pflanze, aufgesproßt ist die ungleichartige Gliederung der bürgerlichen und politischen Gesellschaft. Prophetisch sind in jenem Kapitel der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts die zwei mächtigsten Hebel zur Herausbildung eines öffentlichen Lebens neben einander gestellt, jene Hebel, über welche sich gerade jetzt die sociale Theorie am meisten den Kopf zerbricht: die natürliche organische Gliederung der Gesellschaft in ihrem Grundbau, der Familie, und die Berufung zur mühevoll erobernden individuellen Arbeit. Denn unmittelbar nachher heißt es: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen." Und beides ist ausgesprochen in der Form eines *göttlichen* Fluches, das heißt eines Fluches, dessen geheime Frucht ein Segen ist.

Es ist scheinbar ein kleines, ja ein eitles Ding, zu reden von dem Gegensatz zwischen Weib und Mann, und stecken doch so große Folgerungen darinnen. Es ist dieser Gegensatz ein Ding, welches sich von selbst versteht, und doch ist derjenige der Weiseste, *welcher zur rechten Zeit immer gerade die Dinge zu sagen weiß, die sich von selbst verstehen.*

In dem Buche von „Land und Leuten" habe ich gezeigt, wie mit den Verschiedenheiten der Bodenbildung, selbst innerhalb eines einzelnen Landes, die größte Mannichfaltigkeit nicht nur der gesellschaftlichen Zustände, sondern auch der Anschauung und Parteiung des Gesellschaftslebens gegeben sein müsse. Also schon die Landes- und Volkskunde legt Protest ein gegen die Ausebnung der Gesellschaft.

Hier gehe ich aber noch viel weiter zurück: die beiden Begriffe „Mann und Weib" führen uns auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der *natürliche* Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein *naturwissenschaftlicher* wird, wo der Anatom für uns den Be-

weis antritt, daß die Ungleichartigkeit der ursprünglichen und buchstäblich „organischen" Gliederung des Menschengeschlechtes eine unvertilgbare, von Gott gesetzte, bis auf Nerven-, Blut- und Muskelbildung durchgeführte sei. *In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt.* Wer Mann und Weib nicht wieder zur Geschlechtseinheit zurückführen kann, der vermesse sich auch nicht, das Menschengeschlecht zur socialen und politischen Einheit und Gleichheit zu führen.

Ein tiefsinniges, oft sehr gedankenlos gebrauchtes Wort des Volksmundes sagt: „*Vor Gott sind alle Menschen gleich.*" Allerdings vor Gott, und nur vor Gott, und eben darum nicht vor den Menschen. Die Urparagraphen des göttlichen Sittengesetzes sind als die gleichen in unser aller Herzen geschrieben. Also nur das Göttliche ist das allgemein Menschliche. Es gibt vielerlei richtige Staats- und Gesellschaftsverfassungen, wie es Männer und Weiber gibt, Mongolen und Kaukasier, Binnenland- und Küstenbewohner, aber es gibt nur ein einziges und gleiches Grundgesetz der Religion für Alle. Indem sich die Menschheit besondert, bildet sie erst den Staat und die Gesellschaft. Eine einheitliche menschliche Universalgesellschaft bestand nur im Paradiese und auch da nur — bevor Eva geschaffen war. Sie wird wiederkommen nach dem jüngsten Tag, wo auch nicht mehr Mann und Weib sein, wo nicht mehr gefreit werden wird, das heißt, wo die Menschen eben aufhören sollen Menschen zu sein.

Es stehet geschrieben, daß bis dahin Ein Hirt und Eine Heerde werden soll, nämlich in göttlichen Dingen; es stehet aber nichts geschrieben von Einem König und Einem Volk. Ein *Universalstaat* widerspricht der Idee des Staates: denn dieser ist gegründet auf die Besonderungen von Land und Volk, von Stand und Beruf, von Mann und Weib. Unser Staat ist männlichen Geschlechts, der Universalstaat aber müßte generis neutrius sein; denn so lange die Männer bloß direct das staatliche Leben schaffen,

die Frauen aber nur mittelbar in der Familie dafür wirken, ist eben auch der rechte Universalstaat noch nicht da.

Consequent ist darum auf der einen Seite nur der Social=politiker, der die Idee der Menschheit nur in der Summe der mannichfaltigst abgestuften, von Natur ungleichartigen Thatsachen der Familien, Volksgesellschaften und Staaten verwirklicht sieht, und auf der andern Seite der Socialist, der sich nicht scheut, seinen Traum eines Universalstaates auch durch den Traum einer in sich gleichen Universalgesellschaft zu begründen, und schließlich den Muth besitzt zu sagen: auch der unterschiedliche Beruf von Mann und Weib ist nur eine willkürliche, barbarische Satzung der finsteren Vorzeit.

Wenn im Universalstaate nicht Mann und Weib ebenso gleich berufen sind, wie Edelmann und Bettelmann, dann wäre der Universalstaat doch wieder ein Sonder=Staat der Männer. Man muß darum den tollen Muth dieser Consequenz der Socialisten bewundern, welche den beiden Geschlechtern trotz aller leiblichen und seelischen Ungleichartigkeit doch die gleiche politische und sociale Berufung zusprechen und ganz resolut ein Gesetz der Natur entthronen wollen, um ein Gesetz der Schule und des Systems an seine Stelle zu setzen. Périsse la nature plutôt que les principes!

Nicht zu Ehren eines Principes, wohl aber zu Ehren der Natur hielten die beiden Wetterauischen Gemeinden Kirchgöns und Pohlgöns noch im sechzehnten Jahrhundert folgenden in unvordenklicher Zeit geschlossenen Pakt aufrecht. Wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, dann brachen die Nachbarn dem Manne, der sich solches hatte gefallen lassen, die First vom Dache ab, und die Mannschaft des verbündeten Dorfes kam solenniter herbeigezogen mit einem Esel, auf welchen die Frau gesetzt und im Orte herumgeführt wurde, „damit die Männer nach Gottes Gebot Herren bleiben und die Oberhand behalten sollen.“ Der Mann, der sich's hatte gefallen lassen, wird so gut gestraft wie die Frau, welche den Frevel verübt, und nur durch Spendung einer Ohm

Bier an die verbündeten Gemeinden konnte sich das straffällige Ehepaar von der Strafe loskaufen. Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur zu Ehren wird man dann die Ohm Bier ausgetrunken haben. Die Kirchgönser und Pohlgönser waren also praktische Social=Politiker, keine Socialisten. Wie aber ein Mann gestraft würde, der seine Frau geprügelt, darüber scheint nichts pactirt gewesen zu seyn. Durch Letzteres wäre das Recht und die Sittlichkeit verletzt gewesen, und deshalb kam es dem Pfarrer und dem Amtmann zu, solche Gemeinheit zu strafen; prügelte aber das Weib den Mann, so war dadurch noch obendrein eine offene Empörung gegen ein Naturgesetz der Gesellschaft verkündet, und die Gemeinden als sociale Körperschaft traten zusammen, nicht um dem Pfarrer oder Amtmann ins Handwerk zu greifen, sondern lediglich um diese Empörung niederzuschlagen. Das Haus des geprügelten Mannes ist von innen heraus zerstört, und zum Wahrzeichen dessen wird ihm die First vom Dache gerissen.

Klüglich hat man sich bisher (1854) begnügt, die sogenannte Emancipation der Frauen vorzugsweise poetisch zu verherrlichen. Die Lehre von der Ausgleichung des Geschlechtsgegensatzes gehört bis jetzt mehr der Novellistik an als der wissenschaftlichen Literatur. Sie klingt einleuchtender in Poesie als in Prosa, und fast nur, wo sie gereimt behandelt wurde, entging sie dem Schicksale, ungereimt zu erscheinen. Auch war es den Socialisten selten recht geheuer, wenn sich die Gelegenheit ergab, einmal thatsächlich zuzugreifen und die Frauen als gleichberufene Mitarbeiterinnen einzuführen in das politische Leben. Die Kirchgönser und Pohlgönser sind in ihrer Vertheidigung von Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur weit zuversichtlicher aufgetreten. Es gibt gewisse Wahrheiten, die nur wahr sind, wenn man sie gleich der Decorationsmalerei aus einiger Entfernung und bei künstlichem Licht betrachtet. So erwies sich die Lehre von dem gleichen Beruf der beiden Geschlechter berechtigter in der Poesie als im System, aber immer noch berechtigter im System als in der That.

Die Frauen sind, um ein Bild aus dem Feudalwesen zu nehmen, noch „Wildfänge“ in dem großen Lehensreiche der conservativen Staatspraxis. Es gilt, diese herrenlose Sippe in einen festen Unterthanenverband zur Staatspraxis zu bringen, ihnen die Vergunst der Theilnahme zu schaffen an kaiserlichem Recht und Landrecht der social-politischen Wissenschaft. Die politische Würdigung des Gegensatzes von Mann und Weib aus dem Gesichtspunkte der Naturgeschichte des Volkes ist eben die Aufgabe dieses Abschnittes.

Wie uns die Socialisten zu Untersuchungen über das Proletariat zwangen, so haben sie uns auch die Untersuchung über Mann und Weib zur Gewissenspflicht gemacht. Denn wer den Feind schlagen will, der muß sich auf Feindes Gebiet begeben und nicht warten, bis er zu ihm herüberkommt. So lange uns die Socialisten nicht aus der behaglichen Beschränkung aufgestört hatten, daß die Politik lediglich das angewandte Staatsrecht sey, war die Erörterung des Geschlechtsgegensatzes und seiner politischen Folgen kaum flüchtiger staatsmännischer Beachtung würdig. Jetzt aber ist sie zu einem Eckstein des ganzen Systems der Naturunterschiede der Gesellschaft und damit auch des Staates geworden. Das Staatsrecht erscheint uns nunmehr bloß als die Formenlehre der Politik; ihr gegenüber steht die Lehre von den politischen Stoffen, die ich als die „Wissenschaft vom Volke“ bezeichne. In dieser Wissenschaft wird auch der Gegensatz der beiden Geschlechter nach seiner politischen Bedeutung zu untersuchen seyn.

So gewiß Stoff und Form im Staatsleben sich fortwährend durchdringen, so gewiß müssen sie doch theoretisch gesondert behandelt werden. Dem Aesthetiker gesteht es Jedermann zu, daß er Inhalt und Form des Kunstwerkes scheidet und gesondert betrachtet, obgleich es niemals ein Kunstwerk gegeben hat, welches bloß aus Form oder ein anderes, welches bloß aus Inhalt bestanden hätte. Aus der Durchdringung beider geht erst das Kunstwerk hervor, wie der Staat erst aus der Durchdringung des

gesellschaftlichen Stoffes und der Rechtsformen. Warum soll denn dem Politiker verwehrt sein, was dem Aesthetiker nicht nur erlaubt ist, sondern sogar als wissenschaftliche Schärfe von ihm gefordert wird?

Die Lehre von der „bürgerlichen Gesellschaft“ bildet die eine Halbschied der Gesammtlehre von den politischen Stoffen. Die Lehre von der „Familie“ gibt die andere Hälfte.

Staatsrecht und Gesellschaftskunde berühren nur beiläufig den Gegensatz von Mann und Weib, sie haben ihn nicht in der ganzen Breite seiner Thatsachen und Folgerungen zu erforschen. In einem System der „bürgerlichen Gesellschaft“ wird man bei Aufstellung der einzelnen Gruppen nicht etwa wieder gesondert behandeln müssen den Bauer und die Bäuerin, den Bürger und die Bürgersfrau 2c. Im Gegentheil ist gerade die höhere Einheit dieses Unterschiedes das „Bauernthum“, das „Bürgerthum“, der eigenste Gegenstand der Gesellschaftskunde. Der Staat ist männlichen Geschlechtes und die Gesellschaftsgruppen sind generis neutrius: wo bleiben da die Frauen? Sie sollen bleiben in der „Familie“, die ja die vorwiegende Signatur der Weiblichkeit schon in ihrem Geschlechtsartikel aufzeigt.

In der Lehre von der Familie ist die ursprünglichste natürliche Gliederung des Volkes, wodurch dasselbe dem Geschlechte nach in Männer und Frauen gespalten wird, zu erörtern und abzumachen. Die Familie setzt nur das Individuum voraus; Staat und Gesellschaft aber setzen bereits die Familie voraus, und haben es darnach im Allgemeinen nur mit dem öffentlichen Stellvertreter der Familie zu thun, mit dem Manne.

Mit dieser „Voraussetzung“ der Familie meine ich es aber ernstlich. Die Lehre von der Familie muß ebensogut wie die Gesellschaftskunde als ein selbständiger Wissenschaftszweig bearbeitet werden, oder unsere ganze Staatswissenschaft steht in der Luft. Mit dem bloßen Familienrecht ist es hier nicht gethan. Die Lehre von der Familie ist eine sociale Disciplin, ein Theil der Volkskunde.

Wie für die Wissenschaft, so muß auch für die Staatskunst die Lehre von der Familie erst noch erobert werden. Familienleben und Staatsleben bedingen sich nicht in ihrem Princip, wohl aber in ihren Wirkungen. Weit gründlicher denn der Staat hat die Kirche seit alten Zeiten die Macht der Familie ausgenützt. Und doch handelt es sich hier um eine wahre Naturmacht zur Stütze der erhaltenden Staatskunst, um einen am Anfang der Tage aus dem Boden gewachsenen Felsenpfeiler, nicht um künstlich gefugtes Mauerwerk. Ueber der unmittelbaren Beziehung des Mannes zum Staate wird die in der Familie vermittelte des Weibes vergessen. Freilich handelt der Mann auf der politischen Bühne, während die Frau nur eine ruhende Macht im Staate ist. Der aber weist sich als einen schlechten Logiker aus, der die ruhende und leidende Kraft für gleichbedeutend nimmt mit einer nicht vorhandenen. In der That, die Frauen könnten sich beschweren darüber, daß man sie vergißt im öffentlichen Leben. Ich bin ein Mitkämpfer für die verrufene „Emancipation der Frauen", indem ich kämpfe für eine bedeutend erweiterte Geltung und Berücksichtigung der Familie im modernen Staat. Denn in der Familie stecken die Frauen. Sie sollen wirken für das öffentliche Leben, aber man soll ihrer dabei nicht ansichtig werden, denn sie sollen zu Hause bleiben. Diese Wirksamkeit im Hause aber ist den Frauen zur Zeit noch sehr verkümmert, und wird es bleiben, so lange die Lehre von der Familie das Aschenbrödel unter den Disciplinen der Volkskunde bleibt.

In dem Gegensatz von Mann und Frau sind gar manche Grundzüge der natürlichen Gliederung der Gesellschaft bereits vorverkündet. Andererseits wirkt Standesart und Standessitte ebensosehr bestimmend auf das Gepräge des Weibes oder Mannes, wie die Standessitte wiederum so oft mit der Familiensitte untrennbar zusammengewachsen ist.

Auf den untersten Stufen der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die ächte Civilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Das Bauernweib ist in jeder Beziehung, bis auf das allgemeine körperliche Gepräge hinab, noch ein Halbmann: erst im höheren Culturleben tritt das ganze Weib dem ganzen Mann in jedem Zug charakteristisch gegenüber. Von dieser merkwürdigen Thatsache und ihren Folgen wird das nächste Kapitel ausführlich handeln.

Hier beschäftigt uns der Gegensatz von Mann und Weib noch in seiner Allgemeinheit. Und da erscheint dann dem Social-Politiker jene doppelte Naturmacht in demselben verborgen, die in der einfachsten Hauptgliederung der Gesellschaft schon bestimmter zu Tage tritt: eine Macht des „socialen Beharrens" und der „socialen Bewegung", der That und der ruhenden Kraft.

Der Mann strebt in der Familie doch schon wieder über die Familie hinaus, aus den Familien gestaltet er die größern Kreise der Gesellschaft und des Staates, und so wird *der* Staat als die letzte, dem Manne eigenste Frucht dieses Strebens zuletzt ein rein *männliches* Wesen. Das Weib nimmt nur insofern Antheil an den Entwickelungen jener Kreise, als es dieselben auf die Familie zurückbezieht, es beharrt in der Familie; nicht umsonst stempelt die Sprache *die* Familie als *weiblich*; sie ist des Weibes ursprünglichster Besitz. Der Mann also stellt in der Familie die Potenz dar, welche das Bürgerthum hauptsächlich in der Gesellschaft vertritt; das Weib die Potenz der Aristokratie. Adel und Bauern beharren im Stande, der ihr eigenster Besitz ist, sie beziehen Gesellschaft und Staat auf den Stand zurück; das Bürgerthum aber sucht hinauszugehen über den Stand, es sucht denselben zur Gesellschaft zu erweitern.

Wo Staat und Gesellschaft stille stehen, da wuchert darum die Weiberherrschaft auf, nicht minder ein ausschließendes Regiment der Mächte des socialen Beharrens. Der Acker „junkert", sagt

der Bauer, wenn das Land nur noch Halme und Aehren erzeugt, aber keine Samenkörner darin, welche die Aussaat hundert- und tausendfältig weiter tragen. Sowie die absoluten Staaten des Orients stille standen und junkerten, brach die Weiberherrschaft durch, sie brach durch trotz des Harems und im Harem. Und obgleich im Orient das Haus zugleich der Kerker der Frauen ist, wußten sie doch in der Zeit der politischen Stagnation die Thüre zu finden, durch welche man in den Thronsaal schlüpft. Als Frankreich junkerte, beherrschten Mätressen mit dem Schlage ihres Fächers das Land. Aber auch nur, wo das Beharren im Staatsleben den Gegensatz der Bewegung verliert, ist ächtes Weiberregiment möglich. Elisabeth von England und Maria Theresia führten kein Weiberregiment; sie waren Männer in Frauenkleidern.

Das Weib ist von Haus aus conservativ, und wo es radikal wird, ist es radikal — aus Aristokratismus. Es stehet vorwiegend unter dem Zauberbanne der Sitte gleich den Gesellschaftsgruppen der Bauern und der Aristokratie. Ganz wie bei letzteren ruht seine gesellschaftliche Geltung mehr in dem, was es ist und darstellt, als in dem, was es thut. Ein Hinwegsetzen über die Sitte, welches bei dem Manne vielleicht noch als Originalität oder harmloser Eigensinn passiren könnte, bezeichnet der Sprachgebrauch mit scharfem Verständniß bei dem Weibe bereits als „unweiblich".

Bei dem Stande, der in seiner ganzen Lebensführung zumeist dem Naturtrieb der Sitte folgt, bei den Bauern, sind vorzugsweise die Frauen die Hüterinnen dieses Triebs. Die Frauen sollen aber überhaupt sorgen, daß das heilige Feuer des häuslichen Herdes niemals erlischt, das heißt, ihr Beruf ist es ganz besonders, die Sitte des Hauses zu pflegen, zu schirmen und fortzubilden. Schon darin ist ihnen ein positiver p o l i t i s c h e r Beruf gegeben. Unsere besten volksthümlichsten Sitten sind uns bewahrt worden durch Frauenhände. Solche Sitten aber sind wesentliche Züge unserer Nationalität; unsere Nationalität würde unendlich mehr sich abgeschliffen haben, wenn die Frauen nicht gewesen wären.

Die altherkömmlichen Festesherrlichkeiten des Bauernvolks haben sich nur da frisch und leiblich ganz erhalten, wo eine Feier der Familie gilt, das heißt, wo die Frauen mitthun dürfen. Das Haus ist die Citadelle der Sitte. Während die Festgebräuche des Schwerttanzes, des Hahnenschlags 2c., überhaupt alle die bäuerlichen Kampf- und Festspiele, bei welchen auf Kirmessen und an andern Jubeltagen der Mann allein prunken konnte, fast durchweg abgekommen oder bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft sind, haben sich die alten Bräuche bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen 2c., soweit die Frauen dabei die Hand im Spiele haben, viel lebendiger erhalten. Es ist hier sogar ein Uebermaß der festlichen Bräuche zeitweilig eingetreten, namentlich sind die deutschen Hochzeitsitten zu einer so üppigen Mannichfaltigkeit angewachsen, daß sie der Culturhistoriker gar nicht mehr übersehen und ordnen kann. Mit ihren unmäßigen Hochzeiten, Polterabenden, Kindsbieren, Vor- und Nachkindtaufen 2c. haben die Frauen zuletzt die Polizei ins Haus gerufen und durch das Unmaß der häuslichen Sitte auch die Ertödtung ächter und berechtigter Sitten leider fördern helfen.

Bei der Ausstattung der Mädchen herrscht bei norddeutschen Hofbauern noch häufig die alte deutschrechtliche Auffassung der Aussteuer als einer Absteuer, d. h. einer standesmäßigen Abfindung, die nach dem Stand der Eltern und nicht nach ihrem Privatbesitz bemessen wird. Es ist dieß ein uraltes Verfahren, das außerdem nur noch bei hohen Potentaten annähernd vorkommt, und bloß die Mädchen, die conservativen Frauen haben bei jenen Hofbauern für sich daran festgehalten; denn bei den Jungen ist mitunter das romanistische Gleichtheilungsprincip schon durchgedrungen, wo bei den Mädchen noch eine Absteuer und keine Aussteuer stattfindet.

In Gegenden, wo bei den Männern die Volkstracht durchaus verloren gegangen ist, tragen doch häufig die Weiber noch das altmütterliche Kleid. Aber kein einziges Beispiel des umgekehrten Falles ist mir bekannt. Es mögen leicht zwei Drittel

der noch florirenden bäuerlichen Originaltrachten Weibertrachten sein. Unter diesen letzteren sind aber mehrere noch ächt mittelalterlich, während die männlichen deutschen Bauerntrachten kaum je über das siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert hinaufgehen. Man kann wohl einen Bauernburschen des neunzehnten Jahrhunderts sehen, der in dem Sonntagsrocke des achtzehnten seine Braut, die in einem bürgerlichen Festkleid des fünfzehnten prangt, zum Altare führt. Dieses Bild ist eine Illustration zur Geschichte der Frauen. Der zähe, beharrende, conservative Geist des weiblichen Geschlechts spiegelt sich darin.

Die Frauen allein zeichnen in allen Ständen noch Jungfrauen, Frauen und Wittwen durch bestimmte Schattirungen der Tracht aus. Diese Symbolisirung der verschiedenen Stufen der Familienglieder fand gewiß auch ursprünglich in der männlichen Tracht statt. Allein die beweglicheren Männer haben die Abzeichen jener Stufen weggeworfen und Junggesell, Ehemann und Wittwer gehen in dem gleichen Rock daher. Die Familie ist die Welt der Frauen, darum kündet die Frau auch gleich durch ihre Haube aller Welt, wie sie in der Familie steht.

Die kargen Reste von Volkstrachten im Bürgerstande, soweit sie in Deutschland noch erhalten sind, fallen meines Wissens ausschließlich den Bürgerinnen zu. Bürgersfrauen tragen in Eger noch den schwarzen, mit Gold verbrämten, innen mit Scharlach gefütterten Faltenmantel des siebzehnten Jahrhunderts, und in den bayerischen Städten tragen die Bürgersfrauen noch die Riegelhauben, die alten Mieder mit den Silberketten, während bei dem städtischen Mannsvolk keine Spur der entsprechenden Tracht mehr vorhanden ist.

Die Mägde vom Lande, welche in der Stadt dienen, hängen, wenn nur einmal die erste Anfechtung abgeschlagen wurde, länger und zäher an ihrem heimathlichen Kleid, als die Knechte. Es ist solche Beharrlichkeit um so höher anzuschlagen, als die bäuerlich gekleidete Magd der Verspottung um ihres Rockes willen wehrlos preisgegeben ist. Um der Sitte ihrer alten Umgebung

treu bleiben zu können, muß sie gegen die Sitte ihrer neuen Umgebung verstoßen. Darin liegt für das weibliche Naturell ein tiefer tragischer Conflikt, den ich manchmal mitempfand, wenn ich sah, wie der städtische Pöbel in sündlicher Frivolität die Bauerndirne wegen ihres Rockes verhöhnte, wegen der treuen Anhänglichkeit an die überlieferte heimische Sitte.

Die Tracht ist überhaupt ein höchst wichtiges Ding, wo es sich um die Familie und ihre Sitte handelt. Die große Hauptscheidung der Tracht in männliche und weibliche findet sich bei allen Völkern, und in allen Perioden der Geschichte. Hier ist ein wahrer consensus gentium. Die Civilisation hat diesen Unterschied nicht entfernt auszugleichen vermocht. Die besondere Frauentracht ist der handgreifliche Protest aller Nationen gegen die Berufung von Frauen und Männern zu gleichem Wirken. Die Frauen halten nicht mit Unrecht so viel auf ihr Kostüm: es ist das Wahrzeichen ihrer Eigenartigkeit; und ein ächter Socialist muß beim Anblick jedes Weiberrockes in die Zähne knirschen, denn solange es noch besondere Weiberröcke gibt, ist es auch noch nichts mit einem folgerechten Socialismus.

Hat aber das Weib erst einmal den Bann des alten Herkommens in Sitte und Tracht durchbrochen, hat es den natürlichen Conservatismus seines Geschlechts erst einmal verläugnet, dann wird es auch weit zügelloser, radikaler, neuerungssüchtiger in der Mode als der Mann. So wird die Großmutter ihre alten Geschichten und Sprüche treuer und vollzähliger den Enkeln überliefern als der Großvater, und doch konnte man wiederum mit Grund den Frauen zur Last legen, daß sie z. B. jene zur Zeit der Kreuzzüge beginnende Verwälschung unserer Sprache durch eingeflickten fremdländischen Wortflitter hauptsächlich angestiftet hätten, indem sie bei der damaligen weiblichen Liebhaberei des Sprachstudiums nichts Eiligeres zu thun hatten, als mit jedem neugelernten fremden Worte sofort die altüberlieferte deutsche Redeweise neu aufzuputzen.

Hier zeigt es sich, daß der Stab der strengen Sitte dem

Weibe eben ein wahres Naturbedürfniß ist. Es wird haltlos, sobald es diesen Stab von sich wirft. Darum liegt ein tiefer Sinn in jener altisländischen Rechtssatzung, kraft deren das Aufgeben der landesüblichen Tracht der Frau als ein Ehescheidungsgrund geltend gemacht werden konnte.

Man sollte nun meinen, die Modesucht der städtischen Frauen stehe in geradem Widerspruch zu dem Beharren der Bauernweiber bei der überlieferten Tracht. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Der bestimmende Grund für die Modesucht der Städterin ist durchaus nicht jener Drang nach gesellschaftlicher Nivellirung, welcher den Bürger sein besonderes standesmäßiges Kleid mit dem möglichst form- und farblosen, gleichsam allgemeinen Rock der gebildeten Welt vertauschen heißt. Aus Vornehmthuerei, nicht aus Liberalismus, aus dem falschen aristokratischen Gelüste einen ganz bestimmten und zwar möglichst hohen Rang repräsentiren zu wollen, hascht die Frau nach jeder neuen Mode; aus einem ächten Aristokratismus hält die Bauernfrau an dem ererbten Kleide fest. So alt wie unsere Volkstrachten ist daher auch die Klage, daß die Dienstmägde in Schleiern einhergehen, „geschmückt wie Hofjungfrawen", denn sie wird bereits im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Jener eigenthümliche Stolz der Gelehrten, der die Geringschätzung der äußeren Abzeichen des Ranges durch eine möglichst nichtssagende und nachlässig geordnete Tracht ausdrückt, wird bei dem Weibe niemals Wurzel fassen. König Salomo war ein Mann, darum prunkt er mit jenem Bettlerstolz, der, indem er fortwährend ausruft: „Alles ist eitel", eben darin sich selbst als den Allereitelsten bekundet.

Das Weib weiß recht wohl, daß der äußere Rang — ganz im Sinne der Aristokratie — bei ihm viel strenger berechnet wird, als beim Manne. Einem bedeutenden Manne öffnen sich alle Schranken der vornehmen Geselligkeit; er kann hoffähig werden bloß um seines Talentes willen. Die geistvollste Frau dagegen wird niemals hoffähig werden, weil sie geistvoll ist. Sie steht in ihrem einmal angeborenen oder angeheiratheten Rang, über

den sie durch eigene Kraft nicht hinaus kann. Darum wacht sie um so eifersüchtiger über denselben, und sucht sich wenigstens in ihrem Putz zeitweilig in einen höheren Rang hinaufzuträumen.

Der Mann kann seinen Lebensberuf wählen, er kann ihn wechseln, er kann sich selbst im reiferen Alter noch neue Berufe schaffen. Der Frau wird der Beruf angeboren und sie muß in ihm verharren. Das allein gibt den Frauen schon ein aristokratisches, conservatives Gepräge.

Aber die Zeiten wechseln. Das Mittelalter kannte auch viele angeborene Familienberufe der Männer. Die Neuzeit kennt deren nur noch wenige. Andererseits streben jetzt viele Frauen nach freier Berufswahl, hauptsächlich von zweierlei Motiven getrieben, durch den Ehrgeiz und durch die Noth.

Es legten in den letzten Revolutionsjahren viele deutsche Frauen den entschiedensten politischen Freisinn zur Schau. Aber nirgends verfuhren sie wie jene demokratischen Männer, welche den Rock mit dem Kittel vertauschten, sich wie Tagelöhner kleideten, um Volksmänner zu werden, und geradezu renommirten mit der Maske einer *möglichst niedrigen* bürgerlichen Stellung. Diese unächten Blousenmänner wollten ausebnen, indem sie alle Gesellschaftsgruppen *herabzogen* zu der unreifsten und untersten des vierten Standes. Dergleichen fällt keiner Frau ein. Keine einzige vornehme Demokratin hat sich, um volksthümlich zu werden, den Schurz einer Küchenmagd umgebunden. Die weiblichen Radikalen wollten nur insofern nivelliren, als sie gern *alle Stände gleich vornehm gemacht* hätten. Die Männer wollten alle Stände *gleich gering* machen. Das ist der Gegensatz von Mann und Frau. Wenn die Demokratinnen alle Welt *gleich vornehm* zu machen sich vermaßen, so übersahen sie den Widerspruch, der in den Wörtern „gleich" und „vornehm" liegt. Aber gerade derselbe Widersinn ist ja auch angedeutet in dem Wort, daß die Frauen nur aus Aristokratismus radikal werden. Von dem Augenblicke an, da die Londoner Schenkmädchen im Bloomercostüm paradirten, war diese neumodische Tracht auch für

die freisinnigste Dame „unmöglich" geworden; sie ist von nun an ein weiblicher Taglöhnerkittel, sie stellt nichts vornehm Apartes mehr dar.

Es ist also derselbe Geist des Beharrens, welcher bei der weiblichen Landbevölkerung sich beugt unter die Alleinherrschaft der Sitte als einer unwandelbaren, und in der Stadt unter die Despotie der Mode, als der rastlos wechselnden. Die frei sich bewegende Selbstbestimmung fehlt hier wie dort. Im Begriff der weiblichen Modesucht selbst liegt es schon, radikal zu sein aus Aristokratismus.

Der Mann ist im Allgemeinen gleichgültiger gegen die Mode, weil er es auch gegen die Sitte ist. Die Unabhängigkeitserklärung von der Herrschergewalt der Sitte kündigt hier, wie bei den Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft, die Macht der Bewegung an. Darum nennen wir es weibisch, wenn Laffen und Stutzer jeden Wechsel der Mode mitmachen, wie es andererseits auf die noch nicht vollständig vorhandene Durchbildung des Geschlechtsgegensatzes deutet, wenn bei abgeschlossenen Bauerschaften Männer und Weiber gleich treu an der alten Kleidersitte hängen. Männer, welche jeder Mode nachlaufen, gehören übrigens merkwürdig genug meist solchen Berufsweisen an, deren Arbeit ebensogut in Weiber- als in Männerhänden seyn könnte, wie z. B. Schneidergesellen, Ladendiener, Schauspieler u. s. w.

Deutschland besitzt kein revolutionäres Proletariat unter den Frauen. Unsere armen Taglöhnerinnen stecken noch viel zu tief in der Weiblichkeit, um revolutionär seyn zu können. Die weiblichen Demagogen sind gebildete Frauen, Blaustrümpfe, die ihr Geschlecht verläugnen, vornehme Damen, die Monate lang in den Logen der Parlamente zuhörten, weil sie zu Hause nichts zu thun hatten. Eine Frau, die an die Gleichstellung ihres Geschlechtes mit den Männern denkt, muß bereits sehr viele confuse Bücher gelesen haben. Von selber verfällt eine deutsche Frau noch nicht auf den Gedanken der „Emancipation der Frauen". Die wenigsten Frauen verstehen den Sinn dieser Theorie; die

ganz wenigen aber, welche selbige verstehen, haben sie mißverstanden. Erscheinungen wie die russischen Nihilistenstimmen oder geistesverwandte Pariser Bürgerinnen muthen uns Deutsche doch gottlob noch sehr ausländisch an.

Das Weib hält die natürlichen Stufenfolgen im Familienleben und den Gesellschaftsgruppen streng auseinander, nicht aus politischem Bewußtsein, sondern aus Instinkt. Es hat die Selbstbeschränkung auf einen engen Kreis im Hause kennen gelernt; es wird nur vollgültig, indem es sich eins weiß mit einem Mann; es existirt nicht für sich, sondern nur in und mit der Familie; es kann mit Anstand nicht einmal allein spazieren gehen; es lernt also von Jugend auf seine Persönlichkeit einem höheren Ganzen unterordnen. Das Weib beurtheilt die Gesellschaft nach dem Hause; es begreift die Gliederung der Gesellschaft als eine Naturnothwendigkeit, der man seinen persönlichen Eigensinn ebensogut beugen müsse wie der Idee der Familie, während der Mann noch nach Beweisen für die Vernünftigkeit dieser Gliederungen sucht. Auch darum sind die Standesschranken für das Naturell des Weibes weit fester gefugt, als für den Mann, oft sogar zu fest und unübersteiglich. Es läßt sich recht gut eine Naturgeschichte der Gesellschaft für Frauen schreiben, nicht aber eine Philosophie der Gesellschaft.

Ein Bauernbube kann es weit eher zum vornehmen Herrn bringen, als ein Bauernmädchen zur Dame. So sahen wir wohl, daß im Jahr 1848 Geheimräthe, dieweil ihnen der Angstschweiß auf der Stirne stand, mit Proletariern Brüderschaft tranken, nicht aber daß die gleich heftig erschreckten Geheimräthinnen mit den Marktweibern smollirt hätten. Man würde es geradezu „*unweiblich*" nennen, wollte eine Bürgersfrau die Sitten einer Bäuerin annehmen. „*Unmännlich*" wäre der entsprechende Schritt des Mannes wenigstens nicht.

Wenn eine Frau aufsteigt zu höheren Gesellschaftsstufen, so thut sie dieß zumeist durch die Familie; der Mann dagegen schwingt sich rasch empor im öffentlichen Leben. Wir halten es

für eine weit bedenklichere Ehe, wenn ein Fräulein einen Bauern, als wenn ein feingebildeter Herr eine Bauerndirne heirathet. Denn das Bauernmädchen kann fein werden in seinem Hause, das Fräulein aber wird verbauern im Bauernhaus und wird doch ihrer Lebtage keine rechte Bauernfrau. Diese Sätze stehen scheinbar im schnurgeraden Widerspruch zu den kaum erst ausgesprochenen Worten, daß es ein Bauernbube weit eher zum vornehmen Herrn bringen könne als ein Bauernmädchen zur Dame. Und doch sind beide Sätze richtig, ja sie wurzeln im gleichen psychologischen Grunde. Der Unterschied ist nur bedingt durch das Hinzutreten der Familie. Das Haus vermag das Weib zu adeln und zu entadeln weit über die persönliche Kraft hinaus.

Es ist sogar eine erbliche Schwachheit des weiblichen Geschlechts, die gesellschaftlichen Unterschiede bis ins verderbliche Extrem festzuhalten. Das Weib verknöchert weit eher in seinem Standesbewußtseyn, gleich dem Aristokraten und dem Bauern, als daß es gleich dem Bürger in den umgekehrten Fehler der Gleichgültigkeit gegen alles gesellschaftliche Leben, in das „sociale Philisterthum" verfiele. Es liegt ein erstaunlicher Drang zum körperschaftlichen Zusammenhalten in der weiblichen Natur, und sollte sich derselbe auch nur in der Art äußern, wie bei jenen Württembergerinnen, welche Anno 1848 einen Aufruf erließen, daß alle schwäbischen Mädchen sich verbinden möchten, keinen Reaktionär mehr zu heirathen!

Eine heillose Verwirrung ist bei uns eingerissen im Gebrauch der Wörter „gesellig" und „gesellschaftlich" (social). Wenn man von den Formen des persönlichen Umganges, von den öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten einer Stadt spricht, nennt man das wohl gar das „gesellschaftliche" oder „sociale Leben" — zur Verzweiflung social-politischer Ohren. Diese Verwechselung des „Geselligen" und „Gesellschaftlichen" muß wohl von den Frauen aufgebracht worden seyn. Denn sie schauen die Gesellschaft ja fast nur im Spiegel des geselligen Lebens; sie erstarren so tief im socialen Standesbewußtseyn, daß sie auch im geselligen Leben,

wo gerade vor der Gleichheit der Bildung und des Strebens alle Standesunterschiede fallen sollten, den Rang nicht vergessen können, der ihnen angeboren oder mit ihrem Manne angetraut ist.

Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung; er vertritt das Haus nach außen. Durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig; so haucht sie in der That dem Hause den Odem des Lebens ein.

Das innerste Leben des Hauses, sein individueller Charakter wird fast immer bestimmt durch die Frau, die äußere Stellung gibt der Mann dem Hause. Auch hier springt das beharrende, aristokratische Wesen der Frauen hervor. Wenn sich eine Norddeutsche nach Süddeutschland verheirathet, so hält sie in der fremden Gegend ihre heimathlichen Sitten dennoch fest, impft sie dem Hause ein, und die Kinder werden trotz der süddeutschen Umgebung schwer davon loskommen können. Der Mann fügt sich allmählig den fremden Bräuchen der Frau. Zieht der Mann in einen fremden Gau und gründet sich dort eine Familie, so wird man von seinen mitgebrachten Sitten im neuen Hause kaum etwas verspüren; er selber wird vielmehr sehr rasch umgemodelt werden und der häuslichen Art seiner Frau ganz folgen. Der weibliche Geist des häuslichen Beharrens ruht nicht über ihm. Wenn die Großmutter oder Urgroßmutter eines mitteldeutschen Hauses eine Schwäbin war, dann findet man immer noch etwas schwäbische Küche, allerlei schwäbische Ausdrücke und Sprüchwörter, einigen schwäbischen Aberglauben und ein klein wenig Schwabentrotz in der Familie überliefert. War aber bloß der Großvater ein Schwabe, dann wird man im mitteldeutschen Hause kaum mehr etwas Schwäbisches aufspüren können. Diese Thatsache ist von großer Wichtigkeit für den Ethnographen, der die Bewegung und Verbreitung der Sitten erforscht. Er wird hier zu einem paradoxen Satze kommen: Gerade dadurch, daß die Frauen am zähesten aushalten bei den ererbten häuslichen Sitten, tragen sie am meisten zur Verschmelzung und Bindung der Volkseigenthümlichkeiten bei. Der Mann, der, wenn er auswandert, seine hei-

mische Sitte rasch mit der fremden vertauscht, fördert dadurch das starre Abschließen der Volkscharaktere. Ursache und Wirkung kreuzen sich also hier in diagonaler Entgegensetzung.

Es ist uns nunmehr schon nahe gelegt, den öffentlichen und nationalen Beruf der Frauen zu begreifen. Sie bewahren das instinctive Leben, das Gemüthsleben des Volkes, welches sich kundgibt in der nationalen Sitte, und eben damit den eigentlichen Genius des Volkes, die verborgensten, dunkelsten, aber eigensten Kräfte, aus welchen in dem männlichen Staatsleben seine bewußte Seelenthätigkeit, sein politisches Schaffen entspringt. Der politische Volkscharakter ruht in letzter Instanz bei dem Weibe, die politische That bei dem Mann. Ueber die unermeßliche Wichtigkeit dieser Vorbildung des Staatslebens in der häuslichen Sitte werde ich im ersten Kapitel des zweiten Buches dieser Schrift eingehender reden, und dabei möge man sich erinnern an den hier angedeuteten politischen Beruf der Frauen.

Unsere Religionsbegriffe lernen wir bei den Männern; beten aber lernen wir bei der Mutter. Die Mutter lehrt uns die Selbstbeschränkung, der Vater öffnet uns den ersten Blick in die Welt. Ein einseitiges Muttersöhnchen wird daher leicht zum Stubenhocker, der in sich hinein verkrüppelt. Die Großmutter wird uns am schönsten die Mährchen und Sprüche des Hauses erzählen, der Großvater aber die Geschichte der Zeit, die er selber durchgelebt.

Fühlt man nicht klar in diesen wenigen weltbekannten Zügen den Gegensatz männlicher und weiblicher Natur?

Aber auch die praktischen Folgerungen sollte man herausfühlen.

Die sociale Tugend ist es, deren Grund zuerst von Frauenhänden in uns gelegt wird; zur politischen bedarf es der Lehre und des Beispiels der Männer. Wie von fernher dämmert uns in dem Naturunterschiede der Geschlechter bereits ein Schattenbild des großen Doppelreiches von Gesellschaft und Staat entgegen. Die Sitte, die bewegende Kraft der Gesellschaft wird gehegt und bewahrt vom Weibe, das Weib steht im Naturleben der Sitte; der Mann erst schafft aus dem Rechtsbewußtsein das Gesetz, die

bewegende Kraft des Staates. Gesellschaft und Staat aber werden erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung ein lebendiges Ganze, wie Weib und Mann zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachen.

Dann wiederholt sich im innern Kreise der bürgerlichen Gesellschaft dasselbe Gleichniß, welches doch auch wieder mehr als ein Gleichniß, welches eine Thatsache ist.

In Weib und Mann sind uns hier die Mächte des Beharrens und der Bewegung vorgebildet. Die Mächte des socialen Beharrens aber, Aristokratie und Bauernthum, sind die reinsten gesellschaftlichen Mächte. In den Mächten der socialen Bewegung, namentlich im Bürgerthum, wird die Gesellschaft schon über sich hinausgeführt zum Staate. Die Macht des Bürgerthums am Ausgange des Mittelalters weissagt den Sturz des feudalen, des aristokratischen Gesellschaftsstaates. Man hat mir vorgehalten, ich habe in meinem Buch von der „bürgerlichen Gesellschaft" die Mächte des socialen Beharrens mit besonderer Vorliebe behandelt. Das ist ganz richtig, aber auch natürlich. Denn in ihnen lebt eben das gesellschaftliche Element am reinsten, vollsten, mächtigsten. Wer dagegen ein Buch vom Staate schreibt, der wird am ausführlichsten in die Ideen und Thaten des Bürgerthums eingehen müssen, denn dieß ist der am meisten staatliche Stand. So behandle ich auch in diesem Abschnitt von „Mann und Weib" das Weib mit der größeren Liebe und Ausführlichkeit. Ihm gilt fast immer mein Hauptsatz, dem Mann nur der erläuternde Gegensatz. Denn das Weib bildet das vorzugsweise familienhafte Geschlecht, es ist ganz erfüllt von der Idee der Familie, während der Mann, selbst sofern er in der Familie steht, doch auch schon wieder über die Familie hinausgreift.

Man hat in unsern Tagen gar oft die Forderung einer politischen Volkserziehung gestellt. Seltsam genug aber verstand man darunter die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Parteilehren. Wenn aber das Volk seine Parteigrundsätze nicht erlebt, dann wird es sie gewiß auch nicht erlernen.

Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volkes scheint mir vielmehr darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden socialen Nationaltugenden, werden auch bei den Männern allmählig wieder einziehen.

Statt dessen suchen wir, wunderlich genug, die jungen Mädchen mit jedmöglicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung auszustatten, mit einer durchaus männlichen Bildung, und sind nachher erstaunt, daß die Sitte des deutschen Hauses schwindet, daß unsere Kinder den inneren socialen Halt und die rechte Selbstbeschränkung im Hause nicht mehr eingepflanzt erhalten! Der Unterschied von Mann und Weib konnte nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir die Frauen wie Männer erziehen, aber die Grundfesten der Gesellschaft wurden erschüttert.

Hiermit bin ich aber weit entfernt von dem Gedanken, daß die Frauen in Unbildung stecken bleiben sollten. Ich will nur, daß ihre Bildung eine weibliche sei, eine gemüthliche, sittliche, religiöse, eine Bildung des Lebens, nicht der gelehrten Schule. Man versuche es, einen wissenschaftlichen Stoff zu einem Vortrage vor Frauen zu gestalten. Wer bei dieser Aufgabe durch Thatsachen beweist, durch Bilder und Anschauungen erläutert, durch sittliche Wärme und gemüthliche Frische begeistert und erhebt, der wird seine Zuhörerinnen fördern und belehren. Und doch können die dargebotenen Resultate streng wissenschaftlich erarbeitet sein; aber die streng wissenschaftliche Methode wäre hier nicht am rechten Ort. Man kann den Frauen vielerlei Gelehrsamkeit bieten, nur nicht jegliche Gelehrsamkeit. Die Form entscheidet, und es gibt außerdem große Wissensgebiete, die immer vorwiegend männliche Domänen bleiben werden, wie es Gebiete des Gemüthslebens gibt, die ein besonderes Heiligthum der Frauen sind.

Weiter unten werde ich reden über die Emancipirung von den Frauen. Diese ist nöthig geworden eben durch die Mißachtung der natürlichen Berufe beider Geschlechter in der Erziehung. Die Frauen werden in allerlei männlicher Kunst und Wissenschaft aufgezogen und haben in Folge dessen unser Geistesleben weibisch gemacht, statt daß sie, in den Mysterien des deutschen Hauses herangebildet, unserem Familien- und Gesellschaftsleben den ächten weiblichen Grundton hätten geben müssen. So gehen die Wirren der socialen Frage bis auf den verkannten Unterschied von Mann und Weib zurück.

Das Mittelalter machte mit feinfühligem Sprachsinne eine Abstufung in den Wörtern „Weib" und „Frau". „Weib" bezeichnet einmal den allgemeinen Geschlechtsgegensatz, und so mußte ich dieses Buch wohl überschreiben: „Mann und Weib". Anders gefärbt wird aber die Bedeutung dieses Wortes, wenn man es dem Worte „Frau" gegenüberstellt. Dann wurde die bewegliche, unstäte, schmiegsame Naturseite des andern Geschlechts, welche radikal macht aus mißverstandenem Aristokratismus, in dem Ausdruck „Weib" zusammengefaßt. „Frau" war das treu beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des andern Geschlechts. Von einer „Würde der Frauen" konnte Schiller singen, aber nicht von einer „Würde der Weiber". So sagt Walther von der Vogelweide zum Lobe seiner Landsmänninnen, daß in Deutschland die „Weiber" noch besser seien als anderwärts die „Frauen".

In dieser sprachlichen Unterscheidung liegt eine klare Erkenntniß des Berufes der Frauen angedeutet, wie die Willkür, mit welcher wir jetzt oft beide Wörter zusammenwerfen, und gar noch die französische „Dame" dazu nehmen, ein Beweis mehr ist, wie sehr diese Erkenntniß im modernen Leben verdunkelt wurde.

Die Socialisten appelliren an die Weiber, wir wollen an die Frauen appelliren.

Es ist nun zunächst meine Aufgabe, darzustellen, wie die höhere Gesittung naturgemäß zu einer immer tieferen Ausprägung des Charakteristischen bei beiden Geschlechtern führen muß, also zur immer bestimmteren Unterscheidung von Mann und Frau. Daraus ergibt sich, daß das Streben, den Frauen den gleichen Beruf mit den Männern zu überweisen, keine That des Fortschrittes, sondern der wahrhaften Reaction, der Rückkehr zur ursprünglichen Rohheit wäre. Das leitet uns denn zu dem Kapitel über die Emancipation von den Frauen. Mit dem Versuch eines solchen Rückschrittes, der ein durchaus widernatürlicher ist, würde aber den „Frauen" die Schmach angethan, daß man sie als zu „Weibern" entartet voraussetzte.

Zweites Kapitel.

Die Scheidung der Geschlechter im Processe des Culturlebens.

Bei fast allen Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus vergangenen Jahrhunderten überraschen uns die bestimmt geführten Conturen und Züge; es dünken uns diese Köpfe zu männlich gegenüber dem Urbild weiblicher Schönheit, welches uns Modernen vorschwebt.

Sowie die mittelaltrigen Maler den allgemeinen Typus der Engel- und Heiligenköpfe aufgeben, so wie van Eyck und Memling Madonnen und weibliche Heilige mit persönlichen, individuell durchgebildeten Köpfen malen, schleichen sich in diese so tief empfundenen Bildnisse zartester Jungfräulichkeit gewisse harte Züge ein, welche uns die Köpfe auffallend männlich oder ein klein wenig zu alt erscheinen lassen. Van Eyck'sche Madonnen mit dem Christuskind auf dem Schooße sehen uns häufig wie Dreißigerinnen aus. Dennoch folgte der Maler der Natur; aber die Natur ist seitdem eine andere geworden. Auch die zarte Jungfrau hatte vor drei Jahrhunderten noch männlichere Züge als jetzt, und wer in dem Porträt der Maria Stuart ein Gesicht wie aus dem Modejournal geschnitten sucht, der wird sich enttäuscht finden, durch die bestimmten, für das Auge des neunzehnten Jahrhunderts fast männlich bestimmten Umrisse dieser gepriesenen Schönheit.

Der Unterschied von Mann und Weib entwickelt sich immer tiefer mit der steigenden Gesittung. Und diese immer individuellere

Ausprägung des Geschlechtsgegensatzes erstreckt sich über den ganzen Menschen an Leib und Seele. Nicht bloß die alten Maler, auch unsere Aerzte und Anatomen können hier die Beobachtungen des Socialpolitikers vermehren helfen.

Bei dem rohen Naturmenschen, deßgleichen bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Weib noch vielfach verwischt und verdunkelt. Er verdeutlicht und erweitert sich in gleichem Schritt mit der wachsenden Cultur.

Bei sehr abgeschlossen lebenden Bauerschaften, bei einer verarmten und gedrückten Landbevölkerung wie bei den in harter körperlicher Arbeit und Entbehrung erstarrten Proletariern hat der männliche und weibliche Kopf fast ganz die gleiche Physiognomie. Ein in Männertracht gemaltes Frauengesicht aus diesen Volksschichten wird sich kaum von einem Mannskopf unterscheiden lassen. Namentlich alte Weiber und alte Männer gleichen sich hier, wie ein Ei dem andern.

Selbst der mittlere Durchschnitt der Körperlänge wird sich beim gemeinen Volke für beide Geschlechter weit gleichmäßiger stellen als bei den verfeinerten Klassen. Unsere kleinen städtischen Weibchen neben den langaufgeschossenen Männern künden den Culturmenschen an. Wer Scenen aus den Nibelungen malt, der darf seine Kriemhild und Brunhild nur um weniges kleiner messen als seinen Siegfried und Hagen. Das Weib des Recken ist selber noch reckenhaft gewesen. In den norddeutschen Marschen sind grenadiermäßige, ihrem Manne schier gleichgewachsene Bauernweiber noch nahezu die Regel. In unsern Städten sind solche Erscheinungen bereits eine auffallende Ausnahme. Mit dem höheren Alter wird die Bauernfrau sehr häufig ein förmliches Mannweib.

Selbst die Klangfarbe der Stimme der beiden Geschlechter ist bei einfacheren Zuständen der Gesittung im Allgemeinen gleichmäßiger. Der hohe Tenor, als die weibliche Mannsstimme, und der tiefe Alt, als die männliche Frauenstimme, sind bei den

Culturmenschen viel seltener als bei den Naturmenschen, wo männliche und weibliche Art noch unterschiedsloser ineinander übergreift. Unsere Kapellmeister reisen nach Ungarn und Galizien, um helle, hohe Tenore zu suchen, und für den tiefen Alt wird fast gar nicht mehr componirt, weil die mannweiblichen Contra-Altistinnen bei den civilisirten Völkern aussterben. Herrschend wird dagegen der bestimmteste Gegensatz der geschlechtlichen Klangfarbe: Sopran und Baß. Diese Thatsache ist bereits bestimmend geworden für unsere Gesangschule, bestimmend für unsere vocale Tondichtung — auf welche versteckte Seitenwege führt doch hier die Wahrnehmung des stets sich erweiternden Gegensatzes zwischen Mann und Weib!

Dinge, welche die emancipirten Damen als eine ganz neue Eroberung hinzustellen suchen, finden sich bei den niedern Volksklassen in frischer und berechtigter Ursprünglichkeit längst vor, nur daß sie hier in einem etwas abschreckenden bucolischen Parfüm durchdrungen sind. Die Tirolerinnen z. B. gehen, ohne es zu ahnen, in fast vollständiger Bloomertracht: Männerhut, kurzer Rock und hohe Schnürstiefeln. Auch das Kleid der patriarchalisch in den Harem gekerkerten Türkinnen wollten socialistische Damen zum Abzeichen der befreiten Weiblichkeit erwählen; sie vergaßen nur, daß auch der Schleier zum türkischen Costüm gehört.

Als Seitenstück zu den jungen Damen mit der Papier-Cigarre im Munde sind mir bei mittel- und niederdeutschen Bauernhochzeiten, Kindtaufen und Metzelsuppen häufig häßliche alte Weiber aufgestoßen, die, als holzschnittmäßige Vordergrundsfiguren, mit dem qualmenden Thonpfeifenstummel, einem sogenannten „Backenwärmer", am Tische saßen und eine Tabakssorte in die Luft bliesen, bei deren Arom es selbst einem starknervigen Städter schwarz vor den Augen hätte werden können. Bei der untersten Hefe des Bauernvolkes, dazu bei Vagabunden und Zigeunern, hat die Verschmelzung männlicher und weiblicher Sitte ihren wahren geschichtlichen Boden. Hier sind die Frauen emancipirt. Hier herrscht keine prüde Unterscheidung zwischen männlicher und

weiblicher Decenz, und eine Zote, die den Männern zu ungewaschen ist, findet bei den Weibern immer noch eine gute Statt.

Der gemeine Mann bezeichnet das Weib gerne geschlechtlos als „das Mensch“ und zwar keineswegs immer im verächtlichen Sinn, sondern gerade auch dann, wenn ihm das Treue, Geduldige, Entsagende der weiblichen Natur vorschwebt. Also: ein treues, ehrliches, fleißiges Mensch. Er ahnt noch nicht die tiefe Herabsetzung, welche darin liegt, wenn man eine Person als geschlechtlos bezeichnet.

Die Volkssprache kennt sogar Wörter, darin die beiden Geschlechtsbezeichnungen geradezu zusammengekoppelt sind, wie etwa wenn sie die Frauen „Weibskerle“ nennt. Das ist wiederum kein Schimpfwort: es soll nur die dem Weib aus dem Volke eigene selbstbewußte, aktiv vorschreitende Mannesnatur bezeichnen. Mit der Logik der gebildeteren Sprache vertragen sich solche Wörter nicht mehr, weil den gebildeteren Kreisen die Scheidung von Mann und Weib bereits zum vollsten Bewußtsein gekommen ist.

Recht klar veranschaulicht sich das der steigenden Cultur Schritt für Schritt folgende Auseinandergehen männlicher und weiblicher Art in der Kleidersitte.

Die Tunica, womit wir den gemeinen Mann des deutschen Mittelalters auf alten Bildern und Holzschnitten bekleidet sehen, ist, gleich dem heutigen Bauernkittel, nur ein abgekürzter Weiberrock. Die Wörter „Kappe“ und „Haube“ gelten in der älteren Sprache oft unterschiedslos für die Kopfbedeckung beider Geschlechter. In Altbayern nennt man heute noch die Kappen der Männer Hauben, wie anderwärts die Hauben der Weiber Kappen. Die altbürgerliche Riegelhaube ist nichts weiter als der männliche Haarbeutel, auf einen Weiberzopf angewandt.

Dagegen ist die Tracht der beiden Geschlechter wohl niemals gründlicher geschieden gewesen als bei der feinen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Hier scheint überhaupt die Trennung der Geschlechter ebenso ins Uebermaß erweitert, als sie bei den untersten Volksschichten unter dem rechten Maß zurückgeblieben

ist. Ein unversöhnlicherer Gegensatz ist nicht wohl denkbar, als der des Fracks und des langen Frauengewandes, des topfartig geschlossenen runden Männerhutes, und des gleich den Scheuledern der Pferde zu beiden Seiten offenen Schirmhutes unserer Damen. Selbst in den Farben der Gewandung hat das eine Geschlecht die dunklen charakterlosen und abgedämpften, das andere die hellen, vollen und saftigen für sich ausschließlich in Beschlag genommen.

(Seit ich dies schrieb [1854] hat sich die Mode geändert. Die oberbayrischen Bäuerinnen haben ihre spitzen Männerhüte mit runden vertauscht und die städtischen Damen die zierlichsten Männerhütchen der Renaissance-Zeit, Rubenshüte u. dgl. aufgesetzt. Da aber die Männer durchaus nicht gleichen Schrittes entgegengekommen sind, so daß sie sich einzelne weibliche Kleidungsstücke zugelegt hätten, so bleibt doch mein Satz bestehen. Der Trieb der Frauen, sich zu vermännlichen, ist überhaupt eine Weile gestiegen; der Trieb der Männer, sich zu verweiblichen, wurde aber nicht beobachtet.)

Auch der geschäftliche Beruf des Weibes aus dem Volke fällt mit dem des Mannes noch völlig zusammen. Je mehr dagegen die Berufskreise Reichthum und Bildung voraussetzen, um so weniger ist dem Weibe eine Mitarbeit an dem Berufe des Mannes vergönnt.

Bei dem bäuerlichen Taglöhner und dem armen Kühbauern schafft die Frau ganz das Gleiche wie der Mann. Auch die geistige Bildungsstufe Beider wird völlig gleichartig seyn. Beide arbeiten im Acker, lenken Pflug und Wagen gemeinsam, säen, ernten und verkaufen gemeinsam oder in zufälliger Abwechslung. Das Walten im Hause ist nur eine gelegentliche Zugabe für die Frau. Ja, männlicher und weiblicher Beruf findet sich auch hier oft ebenso ausgetauscht, wie die Bezeichnung von Kappe und Haube. So bewacht der Hirt vielleicht, Strümpfe strickend, die Heerde, während seine Frau hinter dem Pfluge geht. Es ist selbst oft, als wäre der alttestamentliche Fluch, daß das Weib mit Schmerzen gebären solle, von solchen Weibern genommen;

denn sie gebären wohl gar „hinter den Hecken", packen den neugebornen Wurm auf, tragen ihn eine Stunde Wegs weit nach Hause und stehen nach drei Tagen wieder an ihrer gewohnten Arbeit. Gerade Schwangerschaft und Kindbett ist es ja, was in andern Kreisen den Frauen unmöglich macht, einen äußern geschäftlichen Beruf stätig durchzuführen gleich dem Mann, der immer seines Körpers Herr ist.

Bei einer reichen, blühenden, an großen Verkehrsstraßen gelegenen bäuerlichen Bevölkerung tauscht die Frau schon durchaus nicht mehr so consequent ihre Arbeit mit der des Mannes. Da würde es die Frau in der Regel schon für sehr unschicklich halten, das Gespann zu lenken oder auch nur einen Kahn zu steuern; sie würde ausgelacht werden, wenn sie hinterm Pfluge ginge, und der Mann, wenn er Strümpfe strickte. Die Hauptthätigkeit der Frau ist in den entwickelteren Schichten des Bauernthumes schon selbständiger auf das Haus beschränkt; auch die Unterscheidung männlicher und weiblicher Tracht und Sitte ist bei blühenden Bauerschaften in der Regel weit höher entfaltet als bei armseligen, zurückgebliebenen. Aber wenigstens ein Theil des landwirthschaftlichen Geschäftes wird doch überall auf dem Lande unterschiedslos von Mann und Weib geübt werden.

Aehnlich geht es beim handarbeitenden Proletarier. Taglöhner und Taglöhnerinnen üben meist den ganz gleichen Beruf. Bei den Fabrikarbeitern stehen Männer und Frauen, Kinder und Greise oft durchweg in der nämlichen Thätigkeit.

Nur bei Straßenräubern von Fach und gemeinen Dieben hilft auch die Frau mit im Geschäft; bei vornehmen Gaunern übt der Mann in der Regel seinen Beruf ganz allein.

Hier sei nun ferner daran erinnert, daß die Theilung des Berufs nicht bloß nach dem Geschlecht, sondern selbst nach den Altersstufen immer verwischter wird, je tiefer wir zu besitz- und bildungslosen Volksschichten hinabsteigen. Bei dem armen Kleinbauern muß schon der Schulbube dem Vater die halbe Berufsarbeit abnehmen. Die Beschäftigung der Frau, der heran-

wachsenden Kinder und des Hausgesindes fällt in eins zusammen. In den Städten haben die Kinder, bis sie zu Jünglingen und Jungfrauen herangereift sind, ihre eigenthümliche Kindertracht. Auf den Dörfern steckt der fünfjährige Bube schon in den verkleinerten Wasserstiefeln und dem Miniaturrocke des Vaters, und ruft uns in dieser drolligen Zwergenmaske die alte naturgeschichtliche Wahrheit ins Gedächtniß, daß nur die höchsten Formen des organischen Lebens auch die reichsten und bestimmtesten Gliederungen in sich schließen. Der unterschiedlose Beruf der Geschlechter ist ein trauriges Erbtheil armer und verkommener Leute, und das gliederungslose, abstracte Staatsbürgerthum wollen wir den Würmern und Mollusken nicht streitig machen.

Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf, wie sie beim entwickelteren Bauernthum bereits begonnen, setzt sich bei den Bürgern stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Schenkwirth, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerb ist die Frau noch ein ganzer Gesell im Geschäft. Bei den größeren Gewerben aber und vollends bei den geistigen Berufen hört diese weibliche Mitarbeit ganz auf. Des Ministers Frau kann nicht mehr im Kabinet aushelfen, wie des Krämers Frau im Laden. Je höher der Berufskreis: um so gesonderter ist die Thätigkeit von Mann und Frau.

Während man aber in Europa eine Frau nirgends auch nur in das unterste Bureau des Ministeriums läßt, setzt man in Oesterreich, England, Rußland, Spanien, Portugal Frauen auf den Thron. Man läßt sie zu keinem öffentlichen Amte zu, nur zu dem höchsten, staatlichsten, männlichsten von allen — zum Königsamte. Griechen und Römer kannten solches Frauenregiment nur bei den Barbaren, und nur ein Heliogabal konnte seine Mutter in den Senat führen. Die weibliche Thronfolge ist bei unsern Gesittungszuständen eine der wunderlichsten Abnormitäten, die aus dem Mittelalter stehen geblieben sind, und erklärt sich nur aus der Auffassung, daß das ganze Land als Privateigenthum des regierenden Hauses gedacht wird. Wenn der Mann

stirbt, dann nimmt ja die Frau auch das Regiment über ihr ererbtes Haus in die Hände. Je geläuterter aber die Idee des Staates und der Familie wird, um so sicherer muß die weibliche Thronfolge abgeschafft werden.

In der Urgeschichte der Völker zeigt sich eine verwandte Vertuschung der Geschlechtsgegensätze wie bei den rohen Urschichten der modernen Gesellschaft.

Im altgriechischen Olymp theilen sich Götter mit Göttinnen ganz ähnlich in die himmlischen Berufsgeschäfte, wie heutzutage die Proletarier und die Kleinbauern mit ihren Weibern. Pallas übt Mannesberufe, und Göttinnen mischen sich in das Getümmel des Kampfes. Es ist eine der bedeutsamsten culturgeschichtlichen Signaturen des deutschen Volkes, als des familienhaftesten, daß die Göttinnen des deutschen Olymps nur wie himmlische Mütter des Hauses gedacht werden. Wo die griechische Göttin den Speer führt, da führt die deutsche den Rocken.

Dies hängt eng zusammen mit einer andern Thatsache, die ein Stolz der germanischen Volksstämme sein sollte. Mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Weltgeschichte werden die Frauen erst wahrhaft frei, eigenartig; das volle Bewußtsein über Beruf und Stellung von Mann und Weib ist der Menschheit erst von den Germanen hell entzündet worden. Die Frauen des Orients und des klassischen Alterthums wandeln dahin wie in einem Traumleben, nur der Mann waltet dort im klaren Sonnenlichte des Tages. Erst die Germanen haben die Würde der Frauen und die Würdigung der Frauen mitgebracht in die abendländische Welt. Wie eine eingeborne göttliche Gabe seines Stammes hat das rohe Krieger- und Jägervolk die wahre Idee von der Stellung der beiden Geschlechter herübergetragen aus seiner dunklen asiatischen Urheimath, gleich als ein Erbstück aus dem verlorenen

Paradiese. An dieser germanischen Erkenntniß der Berufe von Mann und Weib konnte das Christenthum erst recht fest anknüpfen und zu ganz neuen Entwickelungen der Gesittung treiben. So ist die reinere Erfassung des Geschlechtsgegensatzes im deutschen Geiste zu einem der granitenen Pfeiler geworden, auf denen die große Epoche des neuen christlich-germanischen Culturlebens ruht.

Bei Jakob Böhme finden wir den sinnvollen Mythus tief und herrlich entwickelt, daß der Urvater Adam ursprünglich ein volles Bild Gottes gewesen sei, „Mann und Weib und doch keines von beiden". Auch Platon hat diesen Gedanken, und in der biblischen Schöpfungsgeschichte wird das Weib nur abgelöst aus dem männlichen Urmenschen, nicht neu geschaffen.

Die theosophische Anschauung des großen Schusters von der Geschlechtseinheit im Urmenschen ist das Spiegelbild der geschichtlichen Thatsache von der Verdunkelung des Geschlechtsgegensatzes bei den Naturvölkern. Eine Semiramis und Deborah, eine Sibylle und Velleda ist nur bei ganz unentwickelten Gesellschaftszuständen denkbar. Als in der Zeit der Karolinger die Seherin Thiota aus Allemannien ihre Weissagungen verkündet, wird sie bereits kraft bischöflichen Synodalbeschlusses öffentlich mit Ruthen gepeitscht und hört von da an auf zu weissagen.

Die faule, veräußerlichte Civilisation des späten römischen Alterthums sucht aus Blasirtheit uralte Anschauungen und Zustände wieder aufzuwärmen. Da ergötzt sich dann auch die verderbte Sinnlichkeit an der Darstellung des Hermaphroditen, des geschlechtseinheitlichen und darum geschlechtslosen Menschen. Gesunden Naturen ist ein solcher Zwitter ebenso zuwider, wie eine emancipirte Dame, der Hermaphrodit der modernen veräußerlichten Civilisation.

Die Sage von den Amazonen symbolisirt uns die im Urzustande noch nicht vollzogene Trennung des männlichen und weiblichen Berufs. In einem Lande wie Dahomey, wo Sklavenjagd noch die nobelste Arbeit ist und Menschenopfer der höchste Fest-

prunk, gibt es auch jetzt noch Amazonen. Dort besteht die Hälfte des Heeres aus Weibern. Dort schlägt aber auch der König seinen Unterthanen noch nach Belieben die Köpfe ab; der Oberhenker ist sein erster Minister, und als Oberhofmeisterin des Harems figurirt die Frau Oberhenkerin. Man ist so glücklich, die reinste Civilehe zu besitzen: die Braut reicht ihrem künftigen Gemahl einen Schnaps, und mit dieser einzigen sinnreichen Ceremonie ist die Ehe geschlossen.[1] Trotzdem ahnen selbst die Dahomer schon den Berufsgegensatz von Mann und Weib; denn die Amazonen dürfen sich nicht verheirathen, weil sie, wie sie selber sagen, „ihr Geschlecht vertauscht" haben und „Männer, nicht Weiber sind".

Es sind zwar in den deutschen Befreiungskriegen, in den polnischen und italienischen Revolutionskämpfen allerlei verkappte weibliche Husaren aufgeritten, und bei den letztjährigen Wiener Straßengefechten gab es auch einige Barrikadenamazonen. In solchen Erscheinungen mag der Patriotismus oder die politische Schwärmerei ein Wunder wirken, allein bis zur Generalissima gleich der Jungfrau von Orleans wird es in unserer modernen Gesellschaft auch die heldenmüthigste Schwärmerin nicht mehr bringen können. Der Gedanke der strengsten Theilung der Arbeit zwischen Mann und Weib ist eine zu tief gewurzelte Grundlehre aller höheren Gesittung geworden.

In Südamerika kann Manuelita, die Tochter des Dictators Rosas, noch das Amt eines Unterstaatssecretärs im Kabinette ihres Vaters führen, ihre Büreaux einrichten, alle Fäden einer verwickelten modernen Verwaltung in Händen halten, und doch eine liebenswürdige Dame bleiben. Mit diesem Zug aus dem dortigen Staatsleben muß man aber auch einen Zug aus dem geselligen Leben vergleichen. Manuelita sitzt am Pianoforte und singt im erlesenen Cirkel spanische Romanzen. Da tritt ihr Vater ins Zimmer mit einem silbernen Präsentirteller, worauf ein paar Menschenohren liegen, von dem Kopf eines Unitariers abgeschnitten.

[1] S. Dahomey and the Dahomans by F. E. Forbes. London 1851.

Langsam schreitet der Dictator auf das Pianoforte zu und stellt den Teller vor den Augen seiner Tochter nieder. Mit Wuth und Entsetzen springt sie auf; aber mit seinem festen, schrecklichen Blick bannt der Dictator ihre Zunge und ihre Mienen, daß sie, statt seine Barbarei zu verfluchen, ohnmächtig zu Boden sinkt. Wo solche Scenen noch möglich oder denkbar, da kann eine Frau immer noch Unterstaatssecretärin in einem wohlgeordneten Ministerium seyn.

Das heidnische Alterthum hatte Priesterinnen; die christliche Kirche kennt dergleichen nicht mehr. Die Nonnen des katholischen Mittelalters gehören nicht zum Klerus, aber doch zur geistlichen Welt. Sie stehen zwischen dem Klerus und den Laien und in alten Zeiten wurden sie vom Volke wohl als eine Art Priesterinnen angesehen. Hätten sie ihren geistlichen Beruf nicht als ein uraltes Erbstück in die Gegenwart herübergebracht, sie würden ihn jetzt gewiß nicht erworben haben. Nur indem sich diese geistlichen Frauen hinter ihren Klostermauern gleichsam außerhalb des Staates und der Gesellschaft gesetzt haben, konnten sie sich in unserer Zeit noch ihren Bestand retten. Dem Bewußtsein des gemeinen Mannes liegt freilich ein weibliches Priesterthum auch heute noch viel näher als den gebildeteren Schichten. In strengkatholischen Schichten Oberdeutschlands hält es der Bauer keineswegs für eine Profanation, wenn beim Läuten der Abendglocke die Dienstmagd sich erhebt und inmitten der anwesenden Männer die Gebetformeln vorspricht, indeß diese mit den Responsorien einfallen. Der gebildete Reflektionsmensch hat diese Naivetät nicht. Er würde den Patriarchen des Hauses zu solch priesterlichem Dienste erküren, aber gewiß nicht ein Weib, geschweige die Magd! Vielleicht belehrt ihn aber Tacitus über diese Naivetät, wenn er von den alten Deutschen erzählt, daß sie den Frauen vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit, eine Priester- und Sehernatur zugeschrieben. Und der Name Frau stammt von einer Göttin her, von Frouva, der frohen Frau, der huldvollen Schwester des Fro. Aber der Name der Göttin selber ist wieder aus der

Rippe eines Mannesnamens genommen, wie das Urweib aus des Urmannes Rippe.

Es zeugt für das höhere Alter der katholischen Cultusformen, daß in den katholischen Kirchen Männer und Frauen nebeneinander beten, während es protestantische Art ist, die beiden Geschlechter in den Kirchenstühlen abzusondern. Dem naiven Sinne der alten Zeit, der eben erst Nonnen zu Priesterinnen geschaffen, lag eine solche Scheidung ganz fern, und zu Ehren des Hereinragens der Familie in den Gottesdienst der Gemeinde wünschten wir, daß sie auch in den protestantischen Kirchen wieder beseitigt würde. Wenn Mann und Frau untrennbar zusammen durchs Leben gehen sollen, dann sollen sie auch in der Kirche neben einander beten.

Man könnte nun wähnen, weil bei den niederen Volksschichten eine so auffallende Gleichartigkeit der beiden Geschlechter in Natur, Sitte und Beruf herrscht, so müsse dort das Weib auch im bürgerlichen Leben drein reden können gleich dem Manne. Allein nirgends tritt in diesem Stücke das Weib tiefer in den Hintergrund der stillen Häuslichkeit zurück, als gerade bei den Bauern. Es pflügt mit dem Manne den Acker, aber „es schweigt in der Gemeinde". Das Amt der Gemeinde-Gänsehüterin schließt bezeichnend genug die ganze öffentliche Laufbahn in sich, welche einer Frau auf den Dörfern offen steht.

In der Last der Arbeit steht die Bäuerin dem Bauern gleich, in der Zucht des Hauses ist sie ihm am gründlichsten unterthan. Die Mädchen heirathen meist sehr früh und ehe ihr Charakter zu einiger Selbständigkeit gereift ist, bekommen rasch viele Kinder, arbeiten sich das Mark aus den Knochen, werden darum alt und häßlich vor der Zeit und gehen vollständig in der täglichen Plage um die Familie auf. Sie sind die wahren Leibeigenen, vielleicht nicht immer des Mannes, aber doch allezeit des Hauses. Die selbständige Persönlichkeit prägt sich bei der Bauern-

frau in der Regel erst dann aus, wenn sie eine Matrone geworden ist. Weibliche Originalköpfe, über den stillen Beruf ihres Geschlechtes hinausdrängende Frauencharaktere, die sich in der Stadt schon mit achtzehn Jahren als Dichterinnen, Malerinnen, Sängerinnen geltend gemacht hätten, müssen hier warten, bis sie alte Weiber geworden sind; dann erst können sie als zahnlose Hexen die Karte schlagen, das Vieh beschwören, oder sonstwie die Eigenart ihres Genius walten lassen. Das ist schier alles, was unsern Naturmenschen von dem persönlichen Erbtheil der Sibyllen und Velleden verblieben ist. Böse Hexen sind aus den Seherinnen geworden: „Wo der Teufel nicht selber kommen kann, da schickt er ein altes Weib." Von den jungen und schönen Bauernmädchen dagegen gleicht eine so sehr der andern, daß kein Dorfgeschichten-Dichter damit zurechtkommen kann, ein individuelles Porträt von dieser Art zu zeichnen, oder er mischt fremde, städtische Farbentöne hinein.

Es fügt sich zu einem wunderbar vollendeten Bau, den nicht Schulwitz ersonnen, sondern der aus dem innersten Wesen unserer Natur frei emporgewachsen ist, daß das Weib aus dem Volke, äußerlich zumeist dem Manne gleichgestellt, in der Zucht des Hauses ihm am strengsten untergeordnet ist, während die höhere Gesittung, welche Mann und Weib besondert, dennoch — oder gerade darum! — das Verhältniß des Weibes zum Manne in der Familie erst zur harmonischen Gleichstimmung gebracht hat.

Noch reicher und geordneter aber gestaltet sich dieser Bau, wenn wir ihn in seinem Verhältniß zu den natürlichen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft betrachten.

Die Familie des Bauern ist noch patriarchalisch gebunden. Bei den verdorbenen Bauerschaften geht es so wüst und gemein im Hause zu, daß alle feineren Züge des Familienlebens gleichsam von Schmutz überdeckt und verrostet sind; nur den groben Grundzug des patriarchalischen Hausregiments merkt man noch im Verhältniß von Mann und Frau. Der Großvater, der Patriarch des Hauses, heißt in manchen Gegenden „das Herrchen". Im Volksmund gelten aber auch im Allgemeinen „Mann" und „Herr"

vielfach als Ein Wort. Die Dorfschulzen auf der schwäbischen Alp reden ihre Gemeindebürger in den Gemeindeversammlungen nicht „ihr Herren Bürger“ an, sondern mit dem stolzen Amts- und Ehrentitel: „ihr Mannen-Bürger“. Als sich's ein neuerungssüchtiger Schulze beikommen ließ, seine Bauern als Messjes (messieurs) zu begrüßen, erhoben sich dieselben und riefen im Gefühl ihrer verletzten Mannes-Herrenwürde: wir sind nicht Messjes, wir sind Mannen.

Gegen solches „Mannen“-Bewußtsein tritt das Weib vollständig in den Hintergrund. Weil sich die weibliche Natur noch nicht zu ihrer vollen Eigenart herausgebildet hat neben der männlichen, bleibt sie trocken, spröde, unbedeutend, sie entbehrt der Idealität. Der Bauer ist oft ein viel größerer Virtuose der Persönlichkeit als unsere bürgerlichen oder aristokratischen Männercharaktere: allein mit den gebildeten Frauen kann sich in diesem Punkte die Bäuerin nur selten messen. Sie ist der leibeigene Gehülfe des Mannes, recht eigentlich die „Männin“ nach Luthers Ausdruck, die nicht aufkommen kann neben dem Manne, weil sie ihm gleich ist.

Hier trifft der höchste Idealismus mit dem gröbsten Realismus zusammen, wie hochstudirte Salondamen wohl auch mit Viehmägden und Zigeunerinnen auf dem gleichen Boden der Mannweiblichkeit sich begegnen. Plato kommt in seiner Republik auf dieselbe Vermischung des Berufes der Geschlechter, welche bei unsern Kleinbauern die unterste Stufe der Gesittung bezeichnet. Seine Frauen würden darum gerade so trocken, spröde und unbedeutend geworden sein, wie die verkommenen armen Bäuerinnen. Ich kann mir's nicht versagen, zur Veranschaulichung die Worte Hegels hierher zu setzen, in welchen er mit seinem kurzangebundenen Sarkasmus die Stellung der Frauen in Platons Idealstaat zeichnet: „Die Frauen, deren wesentliche Bestimmung das Familienleben ist, entbehren in der Platonischen Republik dieses ihres Bodens. In derselben folgt daher: indem die Familie aufgelöst ist und die Weiber nicht mehr dem Hause vorstehen, so

sind sie auch keine Privatpersonen und nehmen die Weise des Mannes als des allgemeinen Individuums im Staate an. Und Plato läßt die Weiber deßwegen ebenso wie die Männer vertheilen, alle männlichen Arbeiten verrichten, ja selbst mit in den Krieg ziehen. So setzt er sie auf beinahe gleichen Fuß mit den Männern, hat aber dennoch kein sonderliches Zutrauen zu ihrer Tapferkeit, sondern stellt sie nur hinterdrein, und zwar nicht als Reserve, sondern als arrière-garde, um wenigstens dem Feinde durch die Menge Furcht einzujagen und im Nothfalle auch zu Hülfe zu eilen.“

Man sieht eben, so wie die Frauen gleich berufen werden mit den Männern, kommen sie doch immer ins Hintertreffen, verlieren ihre Eigenthümlichkeit und gewinnen keine neue dafür, in der Platonischen Republik so gut wie bei unsern Kleinbauern.

Das Familienleben des Bauern hat darum auch eine sehr eintönige Färbung. Weil der Gegensatz der Geschlechter auf's kleinste zusammengeschrumpft ist, so wurzelt die eheliche Liebe hier auch weit mehr in der Freundschaft als in der Minne. Daher ist die Ritterlichkeit des Frauendienstes, wie sie in der Anschauung der feineren Welt immer noch durchklingt, dem Bauern ganz fremd. Die Bauersfrau bewahrt die Sitte des Hauses am treuesten und macht dadurch das Bauernhaus gar oft zu einem wahren Musterhaus, daran man dem Städter ein Exempel aufstellen kann. Aber dieses Leben in der häuslichen Sitte ist auch wieder passiv und unbewußt; ein Dritter erschauet wohl die in diesem Hause webende Poesie, aber die darinnen wohnen, ahnen sie selber nicht.

Dieselben Ursachen und dieselbe Wirkung finden wir auch in der Familie des germanischen Alterthums. Man muß die romantischen Züge aus dem mittelaltrigen Ritterschloß nicht in die Bauernhütte der deutschen Urwälder übertragen. Treffend sagt Weinhold in seiner „Geschichte der Frauen des Mittelalters“: „Die Hochstellung der Frauen unter den Germanen war eine mehr religiöse als weltliche, mehr eine passive als active. Wir

würden sehr irren, wenn wir die Frauen im Vordergrunde des Volkes und als die Mittelpunkte der Gesellschaft und des geistigen Lebens ansehen wollten. Die altgermanische Frauenverehrung ist durchaus nicht zu modernisiren; das Weib war Weib, zu deutsch ein Wesen hinter dem Manne. Rechtlich war die Lage der Frau völlig untergeordnet und läßt sich durchaus nur mit der des Kindes im väterlichen Hause vergleichen." Bei den Westgothen durften die Frauen nicht einmal ohne einen Beistand zur Ader lassen.

Erst als in den höher gesitteten Gesellschaftsschichten des Mittelalters die Sonderung der Geschlechter bis ins Aeußerlichste vollzogen wurde, kam die romantische Minne und der ritterliche Frauendienst in das patriarchalische Haus. Denselben mittelaltrigen Frauen, die so opfervollen Minnedienst begehrten, war es bei den beschimpfendsten Strafen verboten, Männerkleider zu tragen, und die scheidende Etikette im Verkehr beider Geschlechter ist wohl niemals peinlicher zugespitzt gewesen als in jener Zeit.

Seit dem Mittelalter blieb nun der Aristokratie das Streben eigen, nicht nur die Sonderung der Geschlechter immer schärfer zu vollziehen — was die nothwendige und wohlthätige Folge der entwickelten Gesittung überhaupt ist — sondern sie auch in allem äußeren Nebenwerk auf die letzte Spitze zu treiben. Dadurch sind wir dann endlich zu einem Extrem der Ueberweiblichkeit gekommen, das eben so einseitig ist als die Unweiblichkeit bei dem rohen Volk.

Selbst der leibliche Gegensatz von Mann und Weib hat sich in der sogenannten „feinen" Welt zu einer fast erschreckenden Bestimmtheit durchgebildet. Schier findet man in dem Schmächtigen, Marklosen, Krankhaften das eigenthümlich Weibliche, wenn man bei dem Mann die frische Natur noch allenfalls gelten läßt. Die Unterscheidung des „schwachen" und „starken" Geschlechts wird auf dieser Stufe eine bittere Wahrheit. Eine schmächtig in der Stubenluft aufgeschossene Gestalt mit blendend weißer Gesichtsfarbe gilt uns schon als der Typus ächter moderner Frauenart. Die weichen,

rundlichen, unterschiedslosen Formen in Gestalt und Zügen nehmen bei unsern Frauen so bedenklich überhand, daß wir fast den Sinn für persönlich charakteristische weibliche Schönheit verlieren. Wir zwingen unsere Maler immer mehr zu der Manier, einen Frauenkopf wie den andern zu bilden.

Während beim gemeinen Volk das Weib die volle Hälfte von des Mannes harter körperlicher Arbeit auf seine Schultern nimmt, wird unter feinen Leuten die einfachste Kraftäußerung und Leibesübung für unweiblich gestempelt. Eine Dame, die auch nur einen ehrlichen Tagemarsch rüstig zu Fuß machen kann, gilt für ein Mannweib. Wer die edle, schönen Frauen so wohl anstehende Reitkunst übt, erscheint schon halbwegs als eine Emancipirte. Schon bei den höfischen Frauen des Mittelalters gilt es als eines der obersten Gesetze des Anstandes, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schrittchen zu gehen, andeutend, daß nicht eine geschäftliche Nöthigung, sondern lediglich die freie Laune eine Dame zu dem plebejischen Akt des Gehens treiben dürfe.

Hiermit hängt zusammen, daß das lange bis auf die Füße herabfallende Hof- und Paradekleid, welches jede freie und rasche Bewegung hemmt und eine Zwangsjacke zum feierlich langsamen Tempo ist, allmählig auch das Werktagskleid der vornehmen Damen und dann leider sogar der Bürgersfrauen wurde. Die Bauernweiber haben bei ihrer Theilung des landwirthschaftlichen Berufs mit den Männern vernünftigerweise noch zumeist die netten kurzen Röcke beibehalten.

Hände, so fein und niedlich, daß man ihnen ansieht, es sei niemals mit denselben gearbeitet worden, Füße, so klein und nach dem Reihen hinauf widernatürlich zusammengedrückt, daß ein vollkommener Körper gar nicht ordentlich darauf stehen, geschweige gehen kann, gelten für besondere weibliche Schönheiten. Aphrodite zeigt uns auf den Bildsäulen der Griechen und Römer noch so kräftig ausgebildete und gut proportionirte Füße, daß eine moderne Dame sich schämen würde, dergleichen zu besitzen.

So kommen wir auch zu der Forderung, daß ein schönes

Frauengesicht nur Mienen haben soll, aber keine Züge. In den Mienen spiegeln sich die Stimmungen des Augenblicks, aus den Zügen aber spricht Schicksal und Charakter des Menschen. Hat eine Frau „Züge" — etwa wie eine van Eyck'sche Madonna — dann dünkt uns ihr Kopf schon männlich, denn eine moderne feine Dame soll keine Schicksale gehabt, sie soll nichts erlebt, sie soll auch keinen bestimmten Charakter haben. Auch das Volk sagt: „Die häßlichste Frau ist die beste Haushälterin." Ein häßliches Gesicht hat eben Züge und hinter den Zügen steckt etwas. Darum besitzen große Geister das Privilegium der Züge und damit ein gewisses Privilegium der Häßlichkeit, welches sie manchmal zu übertreiben pflegen.

Es ist offenbar, daß wir mit alle diesem bei dem unnatürlichen Extrem der Weiblichkeit, bei dem Ueberweiblichen angekommen sind. Wir gehen hier selbst weiter als das im Punkte der haarscharf ausgeklügelten Frauensitte doch äußerst pretiöse spätere Mittelalter. Damals gab man z. B. das Alleinreisen der Frauen noch in sehr liberaler Ausdehnung zu, während wir bald dahin gekommen sein werden, daß sich anständige Damen nur paarweise gleich den Nonnen vor ihrer Hausthüre sehen lassen dürfen.

So zwingen wir die gebildetere Frau, entweder in reiner Unthätigkeit zu verharren, oder die Schranken ihres Geschlechtes zu durchbrechen und ihrem Thätigkeitstrieb in Dingen, die außerhalb des Hauses liegen, Genüge zu leisten. Die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück, und die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Oelen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat.

Die Vertilgung der persönlichen Originalität im Weibe durch die Ueberweiblichkeit ist schon in den modernen Frauennamen angedeutet. Sie sind ohne Vergleich charakterloser als die Taufnamen der Männer. Nur ganz wenige ächt deutsche Frauennamen sind noch im Schwang, dafür unzählige fremdländische. In allerlei Formen und Unformen sind die neueren Frauennamen von männlichen abgeleitet, während die alte Zeit noch überwiegend viele, jetzt verklungene, selbständige weibliche Namen hatte. Wenn es unweiblich geworden ist, das persönliche Gepräge der „Züge" im Gesicht zu führen, dann ist auch ein wahrhaft persönlicher und originaler Taufname unweiblich und überflüssig. Und so glauben wir denn auch in unsern abscheulichen Christinen, Adolphinen, Georginen, Henrietten, Louisen, Charlotten, Albertinen, Seraphinen 2c. wunder wie bedeutsame Namen zu besitzen, während sie gegenüber den stolzen, selbständigen Namen einer Gerberg, Liuba, Rosamunde, Hedwig, Bertha, Gertrud 2c. doch eigentlich auf nichts deuten, als auf die Unselbständigkeit und Verblasenheit der persönlichen Natur bei unsern Frauen.

Die veräußerlichte und übertriebene Scheidung der Geschlechter bei der Aristokratie und die daraus hervorwachsende Ueberweiblichkeit ist allmählig auch in die höheren Schichten des Bürgerthums eingezogen. Hier fehlt aber der feste Zusammenhalt der Familie und des Stammes, der es bei der Aristokratie noch einigermaßen unschädlich macht, daß dort fast alle eigene That von den Frauen genommen ist. Im Bürgerthum tritt die sociale Geltung der Familie in den Hintergrund. Die Ehe hat allenfalls noch ihre Romantik, aber nicht mehr ihre Politik. Die Neigungsheirathen überwiegen in eben dem Grade, wie bei den Bauern und Edelleuten die Standes- und Convenienzheirathen. Die Aufstellung förmlicher Ehegedinge wird in den Städten immer seltener. Die modern bürgerliche Sitte hat die patriarchische Gewalt des Hausvaters möglichst abgeschwächt. Die altfränkische Forderung eines „Segens der Eltern" ist hier in der Oper und dem Schauspiel fast zu größerem Ansehen und drastischerer Wirksamkeit gekommen, als im wirklichen Leben. Ein Liebender, der nach altbürgerlicher Art zuerst beim Vater um die Hand der Tochter anhielte, um hintendrein seine Ehewerbung bei jener zu beginnen,

würde sich geradezu lächerlich machen. Bei dem Bürgerthum verengert sich die historische und sociale Anschauung von der im Stamme und allen seinen Zweigen erst abgeschlossenen Familie zu der des vereinzelten häuslichen Kreises. Da kann dann freilich die Poesie der Minne, das ideale Moment der Einigung und Gleichstellung beider Geschlechter im Hause, die freie Liebeswahl von Mann und Frau zur vollen Geltung kommen, während das Alles bei dem Bauern niedergehalten wird durch die Starrheit des Familienbegriffs. Allein, was die Familie an traulicher Innerlichkeit und dichterischer Weihe gewinnen mag, das geht ihr am äußeren Umfang und an festem Zusammenhalt verloren. Und hiezu kommt dann also der auf's äußerste zugespitzte Begriff der modernen Weiblichkeit.

Bei den französischen Damen berührt sich Unweiblichkeit und Ueberweiblichkeit am nächsten. Auch dem Hause ist dort der feste Boden der überlieferten Sitte fast ganz weggezogen. Darum droht in Frankreich aber auch das ganze Familienleben in Trümmer zu fallen. Auch bei den englischen Frauen grassirt die Ueberweiblichkeit. Weil aber in England ein wirkliches Hausregiment, strenge Familiensitte und Heilighaltung des häuslichen Herdes noch gangbarere Dinge sind, als in Frankreich, hat das weibliche Geschlecht seinen letzten Rückhalt noch nicht verloren. Als der Congreß der Friedensfreunde im Jahre 1850 in Frankfurt tagte, erregte es bei uns Deutschen kein geringes Aufsehen, daß die englischen Theilnehmer, sowohl aus Britannien wie selbst aus Nordamerika, fast sammt und sonders ihre Frauen über's Meer mitgebracht hatten. Ein Franzose und wohl auch ein Deutscher aus der verfeinerten Gesellschaft würde im Gegentheil froh sein, bei solchem Anlaß einmal auf ein paar Wochen familienlos erscheinen zu dürfen, und die Frau jedenfalls zu Hause lassen, um sich wieder einmal auf etliche Tage recht ohne alle Fessel in die goldene Zeit des Junggesellenlebens zurückzuversetzen.

Die veräußerlichte und übertriebene Sonderung der Geschlechter ist ein wahrer Keil zum Auseinandersprengen der Familie ge-

worden. Der feinen Dame ist das Walten im Hause zuletzt auch nicht mehr weiblich genug. Die Unweiblichkeit auf niederen Culturstufen verdunkelt die eheliche Liebe und Hingebung; die Ueberweiblichkeit der veräußerlichten Civilisation zerstört das „Haus".

Bei den Bauern und den Kleinbürgern kann es häufig ein Gebot der Nothwendigkeit sein, eine Frau zu nehmen, weil auf dem Acker und in der Werkstatt die Mitarbeit einer Hausfrau gefordert ist. Die Frau findet also ihren ganz bestimmten Beruf in der Familie bereits vor.

Ebenso kann der sociale Beruf des Aristokraten, der in dem Stamme erst dem Individuum vermittelt ist, um der Aufrechthaltung dieses Stammes, um der Pflege des historischen Familienlebens willen, zur Heirath gebieterisch zwingen, und die Prinzen regierender Häuser haben von allen Menschenkindern das Heirathen am nöthigsten. Auch hier findet die Frau, und sei sie noch so überweiblich geworden, wenigstens eine Seite ihres Berufes in der Familie bestimmt vorgezeichnet. Und dieser Beruf in der Familie ist zugleich ein Beruf im Stande, wie er bei der Bäuerin und Kleinbürgerin nebenbei ein geschäftlicher Beruf ist.

Bei dem reichern und gebildetern Bürger dagegen wird die Gründung einer Familie fast immer rein die Sache persönlicher Neigung sein. Ist daher die Frau zu fein, um in der Familie und dem Hause, rein um der Familie selbst willen, ihren Beruf und ihren Frieden zu finden, dann steht eine solche Ueberweibliche ganz ohne den sittlichen Halt eines festen Berufes in der Luft. Nichts thun ist aber hier schon so viel wie zerstören. Die Frau, welche das Haus nicht erbaut, reißt das Haus nieder. Eine Zwischenstellung gibt es nicht.

Nun hat aber auch die neuere Zeit eine große Zahl selbständiger weiblicher Berufszweige ausgebildet, durch welche das Weib der Familie ganz entrückt wird. Diese Künstlerinnen und Erzieherinnen aller Art bis herab zu den Köchinnen und Näherinnen treiben für sich ein eigenthümlich weibliches Geschäft, sie stehen

da als social ganz vereinzelte und eigenherrische Wesen und unterscheiden sich dadurch ganz bestimmt von der Frau des Bauern oder des Kleinbürgers, die ihrem Manne um der Familie willen in seinem — männlichen — Berufe aushilft. Die Familie besteht für diese selbständigen Frauen nur noch als etwas Zufälliges, wie auch ihr Geschlecht nur noch etwas Zufälliges ist. Diese Erscheinung, die wohl immer im Kleinen vorhanden war, rückt jetzt massenhaft vor, verwirrt die Klarheit des Gegensatzes von männlichem und weiblichem Beruf und hemmt eine durchgreifende Reform der Familie.

Dazu kommt eine andere Neubildung, der vierte Stand, in welchem die Familienlosigkeit geradezu zur Regel wird. Wo hier die Familie auftritt, ist sie meist zur Existenz gar nicht berechtigt.

Wie soll sie nun eine gesunde, vollgültige Familie werden? Der Stand setzt sonst das Haus voraus; der vierte Stand hat aber kein Haus. Er erweist sich also auch in diesem Sinne als der Stand, der sein eigenes Wesen verneint. Das Weib steht hier vereinsamt, fessellos; es kann sich nicht in seiner Eigenthümlichkeit entfalten, weil es von seinem natürlichen Boden, der Familie, abgelöst ist. Neben unberechtigten Familienexistenzen wuchert freie Liebe, wilde Ehe. Unweiblichkeit und Ueberweiblichkeit gehen hier oft die seltsamste Mischung ein. Nachdem daher den modernen Poeten die Bauernmädchen zu grob und die Fräulein zu fein geworden waren, haben sich die französischen Neuromantiker mit besonderer Liebe dem „Weib aus dem Volke“, den Frauen des vierten Standes zugewandt. Hier gehen noch die herbsten Gegensätze einträchtig miteinander, romantische Rohheit und pikante Fäulniß der Civilisation, hier kann man noch einen Teufel zum Engel verklären, und eine Buhldirne, die an den Straßenecken Abends auf den Fang lauert, zu einer Magdalena rein waschen.

Man muß sich nicht verhehlen, daß die „Marien-Blüthen“ und „Camelia-Damen“ dieser Poeten trotz ihrer künstlerischen und sittlichen Unwahrheit das Lesepublikum, namentlich das weibliche, am Herzen gepackt haben. Denn es spiegelt sich in ihnen eine

der unheimlichsten, aber auch sicherlich folgenschwersten Gährungen der Zeit, angerührt durch die übertriebene und veräußerlichte Sonderung der Geschlechter und die damit zusammenhängende innere Familienlosigkeit im höheren Bürgerthume und die äußere Familienlosigkeit beim vierten Stande.

Die Stellung der Frau in der Familie bei Bauern, Bürgern und Aristokraten ist kurz und bündig in Folgendem versinnbildet:

Bei den Bauern reden sich die Ehegatten mit Du an, das Kind aber muß den Vater Ihr heißen.

In der höheren Aristokratie sagt häufig nicht bloß das Kind zum Vater, sondern mitunter wohl auch zum Uebermaß der die Geschlechter scheidenden Etikette ein Gatte zum andern Sie.

Altbürgerliche Sitte war es, daß wenigstens das Kind den Vater Sie oder Ihr nannte. Neubürgerliche Sitte dagegen ist's, daß sich die ganze Familie, für welche die Gemüthlichkeit des häuslichen Lebens an die Stelle der patriarchalischen Zucht des Hauses getreten ist, durch die Bank duze.

Nicht bloß im gesunden, selbst im kranken leiblichen Leben scheiden sich in den verfeinerten Gesellschaftsschichten die beiden Geschlechter aufs bestimmteste. Die Gruppe der eigenthümlichen Frauenkrankheiten, welche bei den niedern Volksklassen nur klein und gleichsam die von der Natur diktirte Ausnahme ist, erweitert sich hier künstlich zur Regel. Das ganze Krankheitsleben der verfeinerten Frauenwelt ist ein individuelles, von dem Kreise der Männerkrankheiten unterschiedenes geworden, und die Berufung eigener Damenärzte wäre ebenso zweckmäßig wie die von eigenen Damenpredigern und Beichtvätern.

In den Dorfschulen erhalten Buben und Mädchen die ganz gleiche geistige Ausbildung; sie sitzen sogar meist zusammen auf der nämlichen Schulbank. Beim Kleinbürgerthum, in der niedern städtischen Volksschule, nehmen wir wohl noch das Gleiche wahr; aber so wie wir höher aufsteigen, sondert sich eine selbständige weibliche Erziehung von der männlichen ab. Wollte oder könnte man eigene Töchterschulen auf dem Lande errichten, so würde

man dort eine vollständige Revolution in die gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter werfen.

In der gebildeteren Gesellschaft haben wir aber nicht bloß eigene Schulen, eigene Lehrsysteme, eigene Lehrerinnen und Lehrbücher für das weibliche Geschlecht, sondern auch eine ganze Bibliothek von Schriften, welche alle Zweige der Wissenschaft, von der Astronomie bis zur Aesthetik, weiblich machen, für Frauen, popularisiren und verwässern. Es ist dieß also eine Art von Volksliteratur für gebildete Frauen.

Den Schriftstellern dagegen, die für das „wirkliche Volk", für die bildungärmeren Volksklassen, schreiben, wird es gewiß nicht beifallen, entsprechend eine gemeinnützige Literatur für Bauernfrauen gesondert abzuzweigen. Hier zielen die Bücher auf das ganze Volk, auf die in Bildung und Beruf noch nahe oder gleichstehenden Männer und Frauen zumal.

Die Literatur und Kunst für Frauen und von Frauen wird immer selbständiger. Sie wirkt bereits auf unsere gesammte Entwickelung in Wissenschaft und Kunst leise aber sicher zurück. Namentlich ist schier unsere ganze Belletristik geradezu unter den Pantoffel gekommen. Ich sprach oben von den männlichen Zügen der Frauenköpfe aus vergangenen Jahrhunderten. Ihnen zur Seite finden wir die prächtigen altdeutschen Männerköpfe, strenge, feste Physiognomien, mit den bestimmtesten Zügen, die ein stark bewegtes Leben eingegraben, ganze Naturen, ächte Charakterköpfe, an denen wir uns nicht satt sehen können. Dieser deutsche Männerkopf, den Keiner tiefer erfaßt und dargestellt als Holbein, verschwindet in der feinen, vornehmen Welt immer mehr. Die Einflüsse der Ueberweiblichkeit strahlen in diesen Kreisen von den Frauen auch auf die Männer über, und das Uebermaß der Sonderung der Geschlechter droht sich dadurch wieder auszugleichen, daß der feine Mann weibisch wird, ein Milchgesicht an Leib und Seele. Davon werde ich ein Mehreres reden im nächsten Kapitel, welches „die Emanzipirung von den Frauen" zur Ueberschrift führt. Die Holbeinischen Männerköpfe sind aber deßhalb doch

noch lange nicht ausgestorben in unserer Zeit. Eine Gallerie unserer großen Meister in Wissenschaft und Kunst würde hunderte der durchgebildetsten Prachtexemplare dieser Art enthalten; auch auf den Bauerndörfern, in den Werkstätten, unter den Handarbeitern finden sich solche ächte Charakterköpfe des deutschen Mannes noch in reicher Wahl. Nur im Salon entdecken wir sie kaum mehr. Mit anderer Barbarei der verfeinertsten Gesittung wuchern dort auch jene aus dem Modejournal geschnittenen weiblichen Männerköpfe ohne „Züge", hinter denen ein Maler aus Holbeins Zeit wohl Hermaphroditen vermuthen würde, nicht aber ganze Männer. Und die stecken auch in der That nicht dahinter.

Auf die Liebe und Liebesunfähigkeit solcher Milchgesichter zielt es wohl, wenn die Frauen im Volkssprüchwort verächtlich sagen: „Ein Kuß ohne Bart ist ein Ei ohne Salz."

Ich muß aus alle dem Vorhergehenden doch auch noch eine allgemeine Schlußfolgerung ziehen. Sie lautet so: Wenn das Weib in dem eigenartigen Gepräge seines Geschlechts sich recht klar von männlicher Art abhebt und die weibliche Sitte aufs unterschiedenste zuspitzt, dann nur kann es frei seine Einflüsse in Haus und Gesellschaft üben und herrschen wo es soll und — wo es nicht soll. Andererseits bleibt es in um so höherem Grade die Leibeigene des Mannes, als männliche Sitte und männliches Wesen noch ungeschieden in ihm vorhanden ist.

Mir fällt nicht ein, den für die Idealität des Familienlebens so bedeutsamen Zug in der Stellung des Weibes anzutasten, wonach in den höheren Gesellschaftsschichten die Last aller äußeren Berufsarbeit von ihm genommen ist, damit es im stillen, in sich befriedeten Sein die versöhnte Innerlichkeit des Gemüthslebens gegenüber dem nach Außen drängenden Schaffen des Mannes voll und rein und schön darstelle. Es stimmt vielmehr dieser ideellere Beruf der glücklicheren Hälfte der Frauen vollständig zu meinem Satze, daß dieselben, ächt aristokratisch, mehr durch das wirken sollen, was sie repräsentiren, als durch das, was sie thun,

ein Gedanke, der so alt ist, als die Erkenntniß der weiblichen Natur überhaupt und der so sinnreich aus einigen Schiller'schen Xenien hervorklingt, wenn der Dichter z. B. von der weiblichen Schönheit sagt:

„Wo sie sich zeige, sie herrscht; herrschet bloß, weil sie sich zeigt."

Und von der Frauen Tugend im Gegensatz zu der des Mannes:

„Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Und von dem „weiblichen Ideal":

„Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr."

Die Blütheperiode unserer klassischen Nationalliteratur im achtzehnten Jahrhundert zeigt auf tausend Blättern ein tiefes Verständniß der modernen deutschen Frauennatur. Man braucht nur die Art, wie Goethe Frauenart und Frauenliebe erfaßt, zu vergleichen mit dem Frauencultus und dem Minnedienst des Mittelalters, um den ungeheuern Fortschritt zu erkennen, den wir in der freien, eigenartigen Entfaltung beider Geschlechter und doch auch wieder in der Vereinigung des männlichen und weiblichen Berufes gemacht haben. Allein Goethe's Frauencharaktere haben auch noch „Züge", sie kranken noch nicht an der Blässe und Gestaltlosigkeit des Ueberweiblichen. In dem Kapitel von der „Verläugnung des Hauses" werde ich zeigen, wie die überlieferte deutsche Sitte des Hauses und die in ihr wohnende Poesie schier gar in Ungnade gefallen war bei unsern großen Literatoren aus Goethe's Zeit. Wenn diese Poeten nun aber auch vor der geschichtlichen Thatsache des deutschen Hauses zurückschreckten, dann wußten sie den Gegensatz männlicher und weiblicher Art in seiner Scheidung und Versöhnung um so tiefer zu erkennen und dichterisch zu gestalten. Kein Dichter hat die weibliche Natur in ihrer edelsten modernen Erscheinung wahrer und mannichfaltiger gezeichnet als Meister Goethe. Allein die ganze Bildung jener Zeit blieb eben stehen bei dem ersten Theile der Wissenschaft von der Familie, bei dem Buche, welches von „Mann und Weib" handelt, zu dem zweiten Buche, welches die historisch entwickelte Verfassung der deutschen Familie und die organisch erwachsene Sitte des Hauses zum Gegenstande hat, vermochte erst ein späteres Geschlecht wieder vorzudringen.

Dieselbe Einseitigkeit aber lastet schwer wie ein Alp noch jetzt auf der häuslichen Lebenspraxis fast der ganzen vornehmeren und gebildeteren Gesellschaft. Fassen wir den Muth, auch das zweite Buch der Familie uns wieder zu erobern, das Buch, welches den „Organismus der Familie und die Sitte des Hauses" im Titel führt!

Nach J. J. Wagners geistvollem Worte „schaut das Volk sich selber an in seinen Familien". In der Familie dämmern uns zuerst die natürlichen Gliederungen des Volkes auf. So schreibt auch schon Paulus an die Korinther: „Ich lasse Euch aber wissen, daß Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christus Haupt" — und entwickelt die einfachste Gliederung des Gottesreiches und das große Mysterium der Stellung Christi an dem Mysterium der Stellung von Mann und Weib.

Je tiefer wir eindringen in das Wesen der Familie, wie es durch die im Culturprocesse wechselnde Art von Mann und Weib mitbedingt wird, um so reicher und prachtvoller wird auch hier die natürliche Mannichfaltigkeit des gesammten Volkslebens vor unsern innern Sinnen aufleuchten. Recht als ein Spiegel des großen Weltorganismus, darinnen auch nicht das Gleichartige, steif Symmetrische, sondern das Ungleichartige, groß und klein, gerad und krumm, zur stolzen Einheit sich zusammenbaut, schauet uns dieses organisch gegliederte Volksthum an.

Wie will uns die Schulweisheit, welche nach den nivellirten

großen Städten, in denen sie sich eingesponnen, die ganze Welt bemißt, solche fröhliche, üppige Naturfülle wegdisputiren? Mag von politischen Folgerungen daraus entspringen, was da will: zuerst kommt uns die ewig junge Natur des Volkslebens und die Pflege ihres freien Wachsthums und hintendrein erst die „alte Schwiegermutter" Politik.

Drittes Kapitel.

Die Emancipirung von den Frauen.

In Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläuften ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen namentlich in die geistigen Berufe der Männer.

So geschah es in der Zeit nach den Kreuzzügen, wo die vornehmen Frauen mit Sprachstudien dilettirten und oft besser lesen und richtiger schreiben konnten als ihre Männer, während andererseits der Minnedienst in einer Weise überwucherte, daß er zu einem sittlichen und gesellschaftlichen Fluch zu werden drohte.

Aehnlich stand es am Ausgang des Mittelalters. Die gewaltigen Gährungen eines neuen Culturlebens brausten auf. Der Märzsturm dieser weltgeschichtlichen Frühlings-Tag- und Nachtgleiche rüttelte auch an allen Pfosten des deutschen Hauses. Da traten aus diesem sonst so verschwiegenen Hause gelehrte Streiterinnen des Humanismus, die mit Latein und Griechisch um sich schlugen und in den klassischen Staats- und Privatalterthümern besser zu Hause waren als in den „Alterthümern" der strengen deutschen Haussitte.

Als die Araber in Spanien sich unabhängig gemacht hatten von dem Khalifat, als die Omejjaden den höchsten Prunk eines orientalischen Hofes in Cordova entfalteten, da war mit diesen Thatsachen der Glaubensstaat des Islam bereits in seiner Idee

verläugnet, in seinem Kern angefressen. Alsbald kommen aber auch spanisch-arabische Dichterinnen in erklecklicher Zahl, und eine Favorit-Sultanin schreibt historische und ästhetische Untersuchungen. Das sind die Leichenhühner, die das Absterben des Reiches Mohameds ankündigen. Als mit der Ermordung Ali's, mit der Herrschaft der Omejjaden in Damaskus die Periode der großen Glaubensspaltung und des Glaubensspottes im Islam beginnt, sehen wir sogleich eine Frau, der strengen Bande orientalischer Frauenzucht vergessend, an der Spitze der Spötter. Die eigene Gemahlin des Khalifen Muavia macht ein Spottgedicht auf ihren Eheherrn; dieser aber als resoluter Muselmann schickt den Blaustrumpf im Harem sofort wieder zu ihrem heimathlichen Stamme zurück.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erscheint eine kurze Periode, wo in den Niederlanden und Italien die Malerinnen und Kupferstecherinnen wie Brombeeren an allen Wegen wachsen. In der Perücken- und Zopfzeit treten die fürstlichen Mätressen in den Vordergrund, nach Kräften sich in der Staatskunst versuchend. In Frankreich nahmen die Buhldirnen am Throne Revanche dafür, daß das salische Gesetz den Frauen verbietet, auf dem Throne das Land zu beherrschen, und die Pariser Damen wurden geistreich und trugen in Briefen, Memoiren und Romanen gar emsig Urkunden zusammen zur Gesellschaftskunde ihrer Zeit.

In unsern Tagen ist es vorwiegend die Kunst und die schöne Literatur, worin eine große Gruppe von Frauen auf die Zeitstimmung Einfluß übt. Immer deutet aber auch hier das massenhafte Hervorströmen geistig productiver Frauen und die Vergötterung der weiblichen Schöngeister auf eine Periode des politischen Stillstandes. Die Geschichte unseres politischen Elendes läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten.

Ein wahnsinniger Cultus der Sängerinnen bezeichnet die Zeit

der Karlsbader Beschlüsse. In den schwülen, matten Tagen nach der Julirevolution stoßen wir auf eine ganze Schaar von Schriftstellerinnen, welche das junge Deutschland mit einem Zwiebacksüpplein aufziehen helfen. Bettini's „Schwebereligion“ und die „Gedankenatomistik“ der Rahel würden zu einer andern Zeit schwerlich so begeisterte Bewunderer, selbst in Berlin nicht, gefunden haben. Nur an dem unheimlichen nebligen Vorabend der Februarrevolution konnte es noch Lärm erregen, daß etliche Frauen von deutschem Namen und französischer Art mit der „Emancipation“ gleichsam auf den Messen hausiren gingen, indem sie dem ganzen deutschen Publikum zeigten, wie eine emancipirte Frau ißt, trinkt, raucht und mit der Polizei Scandal hat.

Die Zeit der sprachgelehrten Frauen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der sprachgelehrten Wunderkinder gewesen, gerade so wie jetzt das künstlerische Dilettantenthum bei den Frauen mit den künstlerischen Wunderkindern zusammenfällt. Melanchthon schrieb bekanntlich, als er fünfzehn Jahre alt war, seine griechische Grammatik und hielt im sechzehnten als Magister Vorlesungen über die Philosophie des Aristoteles. Andreas Canter aus Gröningen legte schon vor dem zehnten Jahre die heil. Schrift öffentlich aus, ward im zehnten Jahre beider Rechte Doctor und disputirte öffentlich vor Kaiser Friedrich III., der ihn nach Wien berief. Das geht noch über die Milanollo's. Wie aber heutzutage das künstlerische Virtuosenthum miasmatisch in der Luft der Zeit schwebt, daß ja auch heuer zehnjährige Bübchen schon Verse machen so glatt und schön wie Platen und Rückert: — so erging es damals mit dem sprachgelehrten Virtuosenthum. Dringt nun ein solches Miasma einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst auch noch die Kinder daran, und wo die Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige.

Ich sage nicht, daß eine Frau überhaupt alle künstlerische und

literarische Productivität sich versagen solle. Aber das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Gar leicht unterschätzt man den Einfluß dieser aus dem Rahmen der Familie in ganzen Schwärmen heraustretenden Frauengeister. Kunst, Literatur und Gesellschaft der Gegenwart zeigen aber wahrhaftig genug sichtbarliche Spuren desselben.

Als die Schauspielkunst noch vorwiegend oder ausschließend von Männern geübt wurde, war sie ganz anders geartet als gegenwärtig. Die Gründung eines eigenen Berufs der Schauspielerinnen und Sängerinnen ist nicht bloß ein Bruch mit alten Sitten gewesen: sie schloß zugleich eine ästhetische Umwälzung der gesammten Bühnenkunst in sich. Ebenso erging es mit der Kirchenmusik, als die Kirchensängerinnen dazu kamen. Der ganze katholische Cultus hat durch dieses weibliche Element eine andere Nase bekommen. Die Kirchenmusik hat ihren Mönchscharakter, ihren ascetischen Ton verloren, sie ist dramatisch geworden, der Welt geöffnet, als die Frauen auf den Singchor stiegen; und die gemüthlichen Wiener Meister konnten zuletzt gar eine förmliche Volksmusik zur Messe machen, und weil die Kirchweih ja auch mit der Kirche zusammenhängt, so umklingt selbst etwas Kirchweihmusik naiv und rührend und weiblich schalkhaft den alten, strengen, männlichen Text.

Wenn man es in früherer Zeit als selbstverständlich ansah, daß die Schauspielerinnen, weil sie sich ja so manchmal hinwegsetzen mußten über weibliche Sitte, auch hinwegsprangen über die Sittlichkeit, so lag in dieser Folgerung eine aus tiefer Kenntniß der weiblichen Natur geschöpfte Wahrheit. Und die That bestätigte sie. Die Schauspielerinnen waren wirklich im Ganzen sehr zuchtlos, solange ihr Beruf außerhalb der Schranken der bürgerlichen Sitte gestellt erschien. Erst als dieses freie weibliche Künstlerleben allmählig selbst Sitte und Regel zu werden anfing und in der Gesellschaft einen bestimmten Platz zu finden begann, hob sich auch die Sittlichkeit hinter den Kulissen.

Es begegnen uns hier allerlei interessante Einzelzüge, charakteristisch für die Stellung der Frauen überhaupt. Die Schauspielerin tritt durch ihre öffentliche Wirksamkeit aus den Schranken des Familienheiligthums heraus. Die früher fast allgemeine Sitte, daß solche Künstlerinnen ihren Familiennamen dem Publikum gegenüber mit einem Künstlernamen vertauschten, ist hiefür höchst bezeichnend. Verheirathete Schauspielerinnen dienen zweien Herren; es liegt ein richtiger Gedanke der Forderung zu Grunde, daß eine Frau, welche sich einem öffentlichen Dienste widmet, der Familie entsage. Die weiblichen Priesterinnen, die Nonnen, sind darum auch mit Recht familienlos. Im priesterlichen Amt, in der Kinderzucht, in der Kranken- und Armenpflege 2c. tragen sie den Tribut an die Gesellschaft ab, welchen sonst das Weib in seiner Wirksamkeit für die Familie abzutragen pflegt. Der Staat stellt nicht gerne verheirathete Lehrerinnen an. Der Brauch der Schauspielerinnen, in der Ehe ihren ursprünglichen Namen mit dem neuerworbenen ihres Mannes zusammengekoppelt fortzuführen, findet seine sociale Rechtfertigung. Die verheirathete Künstlerin, selbständig wirkend und erwerbend, steht nur halb unter dem Hausregiment ihres Mannes. Man präsumirt auch in der Regel nicht mit Unrecht, daß sie ihren Mann mehr als andere Frauen unter dem Pantoffel habe.

Wir befinden uns hier aber auch auf einem der lehrreichsten Gebiete für das Studium der Frauennatur in ihren kunstgeschichtlichen Einflüssen. Eine vollere Hingabe des Künstlers an die Oeffentlichkeit als auf der Bühne läßt sich nicht denken. Er macht seine eigene Persönlichkeit als solche zum Kunstwerke. Daher scheidet sich auch hier der Gegensatz von männlicher und weiblicher Art ästhetisch am schärfsten ab. Das Weib, seinem vorwiegend passiven Wesen gemäß, wirkt auf der Bühne auch künstlerisch weit mehr durch das, was es ist, wie es sich gibt, als durch sein Handeln, mehr in dem fertigen, als in dem sich entwickelnden Charakter. Gerade der äußerlich hinreißendste Effekt genialer Darstellerinnen weist auf diesen Satz

zurück. Ich erinnere an Jenny Lind und Henriette Sonntag. Frauenrollen sollten darum vom Dichter mehr bloß angelegt als ausgeschrieben sein. Man erzählt von der Pasta, daß sie schon durch ihr bloßes Kommen und Gehen den Zuschauer in die ahndungsvolle Stimmung der Situation zu versetzen gewußt habe, und daß das ruhende Kunstgebilde ihres bloßen Erscheinens bei der weiblich maßvollen Plastik ihrer Geberden von weit hinreißenderer Wirkung gewesen, als das vordringende Spiel Talma's. Es war die ruhende Majestät der idealen Weiblichkeit, welche wesentlich nur erscheinen, nur sich geben darf, um zu wirken. Die gleiche Beobachtung wird man bei der Rachel machen können: ihre stärksten Effekte weiß sie meist in die Pausen zu legen, am wildesten bewegt erscheint sie, wenn sie stille steht, und durch die Kunst der Repräsentation ihrer Persönlichkeit macht sie die Sünden ihrer französisch manieristischen Declamation auch für den deutschen Zuschauer wieder gut.

Solche Erscheinungen, denen sich hundert verwandte anreihen ließen, mußten eine ganz neue Art von dramatischer Kunst schaffen.

Seit die Frauen die Bühne überwiegend beherrschen, wird das Schauspiel mehr und mehr durch die Oper verdrängt. Auf einen großen Sänger kommen gewiß vier gleich bedeutende Sängerinnen, aber auf vier selbstschöpferische Schauspieler kaum eine Schauspielerin vom gleichen Range produktiver Künstlerschaft. Dieses Verhältniß ist ganz naturgemäß. So wie der Bühnenkünstler singt, stellt er fast immer die handelnde Entfaltung des Charakters still und zeigt uns denselben in seiner objektiven Erscheinung; er tauscht die männliche Gedankenfülle des gesprochenen Wortes mit der weiblichen Gemüthsfülle des Tons. Hier sind die Frauen obenauf. Der Milder-Hauptmann fehlte der eigentliche Genius, ja selbst die strenge musikalische Schulbildung; sie sang die edelsten Recitative in Mozarts und Glucks Opern im Wiener Dialekt, ihr Organ ermangelte der Biegsamkeit, ihre Bewegungen der freien höheren Grazie. Und dennoch galt sie

Jahrzehnte hindurch für eine Künstlerin ersten Ranges. Es war die ruhende Schönheit der gewaltigen Fülle des reinen metallklingenden Tones, die Naturschönheit einer weiblichen Heldengestalt, welche ein Kunstwerk ahnen ließ, ohne daß ein solches ausgeführt vorhanden war. Nicht durch das, was sie that, sondern durch das, was sie repräsentirte, wirkte die Künstlerin.

Hier ist die Gefahr einer tiefen Verderbniß des Geschmacks durch den Einfluß einer solchen vorwiegend weiblichen Kunstrichtung sehr nahe gelegt. Die eigenthümlich weibliche Kunstauffassung der einzelnen großen Sängerinnen wirkte seit Faustinas Hasse's Tagen häufig selbst maßgebend zurück auf die ganze Schreibart des Componisten. Gar mancher neuere italienische und französische Meister ist zum Manieristen verdorben worden durch die Sängerinnen, denen er seine Rollen auf den Leib schrieb. Nur von sehr wenigen Sängern wird man einen ähnlichen Einfluß nachweisen können, und beim Schauspiel wird sich vollends gegen ganze Dutzende von Componisten kaum ein einziger Dichter finden, der seine Dramen für eine bestimmte Schauspielerin gedichtet hätte.

Durch den Beruf, auf der Bühne die eigene Persönlichkeit in freier, wechselnder Gestaltung als Kunstwerk zu setzen, wird es, wie schon angedeutet, den Künstlerinnen nahe gelegt, auch im bürgerlichen Leben nach freier Laune sich ihre wechselnde originelle Rolle zu schaffen, unbekümmert um die nüchterne Einförmigkeit der socialen Sitte. Der romantische Reiz dieser künstlerischen Entfesselung der Frauensitte wirkt ansteckend auch weit über die Künstlerkreise hinaus. Seit Frauen öffentlich die Bretter betreten, seit die bürgerliche Sitte sich allmählig ausgeföhnt hat mit dieser Thatsache, recken die Philinen, obgleich sehr selten im Geiste der Goethe'schen Romanfigur, in allen Ecken der verfeinerten Gesellschaft die Köpfchen in die Höhe. Es gibt wenig Grillen der modernen emancipirten Frauen, die ihren Ursprung nicht auf die Künstlerlaunen der weiblichen Bühnenwelt zurückführen ließen.

Ein Urbild einer solchen modernen Künstlerin, die auch das bunte Drama ihres wirklichen Lebens dichterisch frei gestaltete und

im hellen nüchternen Tagessonnenlicht ganz ebenso phantastisch auftrat, als sei sie von dem gedämpften Lampenschimmer der Schaubühne umleuchtet, war die Malibran. Wenn das ungelehrige Kind, von der geißelnden Ruthe ihres harten Vaters in die Vorhallen des Kunsttempels getrieben, plötzlich umschlägt, und in der eigenthümlichsten, genialsten Erfassung ihrer Kunst ganz in derselben aufzugehen scheint, trotz dem schmerzensfeuchten Ausdruck ihres tief wehmüthigen Auges naiv und ausgelassen fröhlich, scheinbar dennoch ein ganzes Kind ist und bleibt, wenn sie, die zarte Jungfrau, doch zugleich als kühne Reiterin auf wilden Rossen dahin jagt, bei ihren Seereisen als nicht minder kecke Schwimmerin in leichter Matrosenkleidung über Bord mitten in die Fluthen springt, ebenso in ihrem Gesang mit bestrickendem Zauber das Widersprechendste zu vereinigen weiß, und plötzlich, räthselhaft wie sie aufgetaucht, wieder verschwindet und gerade zur rechten Zeit in der vollen Frühlingsblüthe ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stirbt: dann glauben wir nicht nüchterne Wirklichkeit, sondern ein zartes Idyll, ein duftiges Mährchen vor uns entfaltet zu sehen, oder auch den vollendeten Roman eines ächt modernen künstlerisch emancipirten Blaustrumpfes.

Diese Damen arbeiten nicht bloß auf den ästhetischen, sondern auch auf den bürgerlichen Kulisseneffekt. Eine geraume Zeit erschien das fashionable Virtuosenthum als die affenmäßige männliche Copie einer solchen weiblichen Bühnenkunst außerhalb der Bühne. Diese eleganten Virtuosen, die bald genial struppig wie Buschmänner, bald geschniegelt wie Ladendiener auftraten, strebten gleichfalls mehr durch das zu wirken, was sie repräsentirten, als durch das, was sie leisteten. Interessant zu *sein* lag ihnen näher als interessant zu musiciren, und in Weiberlaune sich über die Sitte hinaus zu setzen, dieß eben dünkte ihnen interessant. Hier zeigte sich's recht deutlich, daß, wenn eine Nachahmung männlichen Wesens beim Weibe unter gewissen Umständen und in engen Gränzen noch passiren mag, die Koketterie mit weiblicher Art beim Manne unter allen Umständen läppisch und ekelhaft erscheint.

Es wirft interessante Streiflichter auf den Entwickelungsgang des Frauenthums, wenn wir der ächt modernen weiblichen Kunstübung des Bühnenberufs und ihren Folgen für Gesellschaft und Haus die entsprechend vorwiegende Neigung der kunstbegabten Frauen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zur Malerei vergleichend gegenüber stellen.

Während gegenwärtig die Frauen eine selbständige, sozusagen *weibliche Seitenlinie der dramatischen Kunstschöpfung* eröffnet haben, schmiegen sich jene zahlreichen Malerinnen im Gegentheil wunderbar treu und voll Selbstentsagung den großen männlichen Meistern an. Also auch hier ist in der höheren Bildungsepoche das weibliche Naturell eigenartiger hervorgetreten. Jene Malerinnen beschränken sich fast durchweg auf Kunstzweige, deren oberste Anforderung auf die treue und fleißige Ausführung, nicht auf neue Erfindung und geniale Composition zielt: Blumenstücke, Porträte, Miniaturbilder. Der Zahl nach sind diese Künstlerinnen sehr bedeutend, der kunstgeschichtlichen Geltung nach unbedeutend.

Die italienische Historienmalerin Sirani wird als die einzige genannt, „deren Lob nicht von Schmeichelei eingegeben, sondern von ihrem Verdienst gefordert worden sei," und dieses Lob ist doch auch schon längst von Vergessenheit gedeckt. Es handelt sich hier weniger um einen epochemachenden geistigen Aufschwung der Frauen, als um eine Fortsetzung der mittelalterlichen Damenliebhaberei an allerlei Curiositäten, an niedlicher Arbeit. Sie stickten mit Pinsel und Grabstichel.

Gar viele dieser Malerinnen waren zugleich — und darin klingt abermals eine mittelalterliche Reminiscenz durch — Sprachgelehrte. Die Porträtmalerin Anna Maria Schurmann, eine Musterfigur dieser Gattung, war eine wahre Tausendkünstlerin von Jugend auf. Sie dichtete, musicirte, malte, stach in Kupfer, schnitzte in Holz und Elfenbein, sprach im siebenten Jahre Latein, übersetzte im zehnten Seneca's Schriften ins Flandrische und Französische. Nebenbei handhabte sie noch das Griechische, Hebräische,

Syrische, Spanische und Italienische in Versen und in Prosa. Die Malerin Elisabeth Cheron war Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und übersetzte als ein weiblicher Ambrosius Lobwasser die Psalmen aus dem hebräischen Urtext in französische Reime. Dieß gibt ein ungefähres Bild von den damaligen als Künstlerinnen hervorragenden Frauen. Sie waren keine Emancipirten. Es handelte sich vor allem um einen Bienenfleiß, mit dem ein abenteuerlicher, jedenfalls sehr äußerlicher Wissenskram zusammengetragen und ein Kunstwerk ins feinste ausgedüftelt wurde. Es wird mit der dicken Gelehrsamkeit so mancher großen Philologen kaum anders gewesen sein. Von Joseph Justus Scaliger steht freilich geschrieben, daß er dreizehn Sprachen gesprochen, aber wie er sie gesprochen, steht nicht dabei.

Wenn man damals den Kupferstichen der beiden Töchter des Malers Klöcker das höchste Lob gab, indem man ihre Blätter mit dem Prädikat „muliebris industriae ingeniique monumenta“ einzeichnete, so würde sich eine moderne selbstschöpferische Künstlerin wenig von einem solchen Lob geschmeichelt fühlen, worin die industria, und mit Recht, vor das ingenium gesetzt ist.

Was es überhaupt mit dem aus dem Mittelalter herüberragenden gelehrten und künstlerischen Fleiß der Frauen in socialem Betracht auf sich hatte, leuchtet am klarsten daraus heraus, daß solche Gelehrsamkeit in jener früheren Zeit bei Männern als weibisch machend angesehen wurde, und daher die vornehmen Frauen mehrentheils besser lesen und schreiben konnten, als ihre Ehemänner. Noch Jahrhunderte später, zur Reformationszeit, wird die gelehrte Humanistin Olympia Morata, der die (wahrscheinlich unbegründete) Sage eine Berufung als Lehrerin der griechischen Sprache an die Heidelberger Universität zukommen läßt, geradezu wegen der in ihrer Gelehrsamkeit offenbarten ächten Weiblichkeit gerühmt und auch in diesem Sinne eine „Perle ihres Geschlechts“ genannt. Hier zeichnet sich wie in einem Epigramm der Gegensatz des romantischen und modernen Zeitalters: im Mittelalter galt die Gelehrsamkeit bei den Männern aus demselben

Grunde für unmännlich, aus welchem sie in der Gegenwart bei den Frauen für unweiblich gilt.

Die von den Frauen so fleißig geübte Kabinetsmalerei war an sich keine der Oeffentlichkeit zugewandte Kunst, und die weibliche Mitarbeit an derselben eine durchaus naturgemäße. Wenn aber einer der bedeutendsten unter den lebenden Aesthetikern die Blüthe der Kabinetsmalerei an sich als ein Wahrzeichen der politischen Verderbniß und darum auch als ein ästhetisch sehr zweideutiges Phänomen ansieht, so möchten wir ihm von unserm socialen Standpunkte entgegen halten, daß in diesem auch den Frauen so vertrauten Kunstzweige wenigstens eine Gediegenheit und Innerlichkeit des häuslichen Lebens, eine Fülle und Kraft des Familiengeistes ausgesprochen ist, welche, namentlich in der Sphäre des **Bürgerthums**, jene Epoche noch so ehrenwerth auszeichnet. **Das ächte Familienleben ist aber an sich schon eine Form des öffentlichen Lebens.** Im Reiche der Socialisten würde freilich die Pflege der Kabinetsmalerei ein Staatsverbrechen sein.

Die Bedeutung jenes harmlosen Kunstzweiges für das **Haus** und die **Familie** führt uns zurück auf die sociale Stellung der alten Malerinnen, die ebenso entschieden noch im Herzen der Familie war, als die modernen Künstlerinnen sich meist von der Familie zu emancipiren suchen. Ich bemerkte über diesen entscheidenden Punkt in meinen „Culturgeschichtlichen Briefen“: „Die meisten der alten Kabinetsmalerinnen stammten aus Malerfamilien, und sehr viele haben sich auch wieder mit Malern und Kupferstechern verheirathet. Landschaftsmalerinnen sind selten, Historienmalerinnen noch seltener, und kunsthistorisch von wenig Bedeutung; Anna von Deyster radirte zwar Landschaften, aber ächt weiblich — mit einer Nähnadel. Wir finden hier ein weibliches Künstlerthum, welches noch fast gar keinen Beischmack von Blaustrumpferei hat.“ — „Wo die malenden Männer selbst kaum erst der Zuchtschule des Handwerkes entronnen waren, wo der Künstlerberuf so häufig als ein Erbstück der Familie angesehen

wurde, und dadurch die Atmosphäre der Kunst auch für die Weiber eine häusliche war, da konnte sich auch die weibliche Künstlerschaft leichter in den rechten Schranken halten, indem sie vorwiegend nur die Aufgaben der sinnigen, feinfühligen Beobachtung, der zart detaillirten Nachahmung für sich erkor. Von der Frau des Landschaftsmalers Parmigiano aber steht geschrieben, sie habe mit ihrem Manne das Land durchzogen und ihm bei seinen Arbeiten geholfen — und diese rein aufopfernde Art weiblicher Künstlerschaft ist sicherlich von allen die beste gewesen."

Eine moderne Erscheinung, welche sich der Frau des Parmigiano würdig zur Seite stellt, war Dorothea Schlözer, die Tochter des bekannten Historikers.

In dem gelehrten väterlichen Hause ward sie selbst eine Gelehrte, aber sie blieb eine ächt weibliche Natur, eben weil ihr diese Gelehrsamkeit mit dem Hause überliefert war. Sie bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russische Münzgeschichte und trug als Jungfrau sogar den philosophischen Doktorhut. Als sie aber die Haube des Ehestandes aufsetzte, legte sie den Doktorhut bei Seite und lebte fortan nur noch der Familie.

Die modernen in der Oeffentlichkeit wirkenden Künstlerinnen, deren grundverschiedenes Gegenbild aus einer vergangenen Zeit ich eben skizzirte, haben aber doch immer nur einen vereinzelt thatsächlichen, nicht aber einen durchgreifenden und principiellen Kampf mit der überlieferten Frauensitte durchgefochten. Den Krieg gegen die Gesellschaft führen sie harmlos, naiv, unbewußt, durchaus mittelbar, und es werden sich wohl wenige Sängerinnen finden, die gleich der Schröder-Devrient — buchstäblich oder figürlich — auf den Barrikaden der Revolution gestanden haben.

Selbst in Nordamerika, wo doch die Lebensluft der Frauen, die häusliche Sitte, so dünn und trocken geworden ist, gibt es nur ganz zahme, sanfte Dichterinnen. Literarische Blaustrümpfe

sind höchst selten, gesellschaftstürmende Damen unerhört. Vor einigen Jahren erschien ein Werk: „the female poets of America", welches uns nicht weniger als neunzig nordamerikanische Dichterinnen vorführte. Ein französischer Berichterstatter in der Revue des deux Mondes, der in Paris ganz anders geartete Priesterinnen der Muse vor Augen haben mochte, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß diese Dichterinnen nicht sammt und sonders aus Eitelkeit oder Scandalsucht geschrieben, auch nicht, was bei einer Französin besonders pikant, aus Reue über verübten Scandal, sondern ganz harmlos, „wie bei uns junge Mädchen zeichnen oder singen". Es waren eben anmuthige Unterhaltungen, ein künstlerisches Spiel mit Versen, wie es Frauen ebenso wohl ansteht, als wenn sie stickten oder einen Lampenschirm malten. Am meisten aber fühlte sich der Franzose betroffen durch die Entdeckung, daß keine einzige dieser neunzig amerikanischen Dichterinnen das Glück der ehelichen Liebe in Versen schildere. Allein eben darum, weil diesen Frauen die eheliche Liebe kein Stoff zum Spielen war, kein Gegenstand, den man auf den Lampenschirm malt oder in Versen stickt, haben sie die eheliche Liebe aus ihrer Poesie gelassen, die dadurch das Präjudiz einer wirklich weiblichen Poesie erhält.

Es gibt aber in unserm alten Europa auch eine grundsätzliche und durchgreifende Fehde der Frauen gegen die historische Gesellschaft und den darauf gebauten Staat. Eine Reihe von Schriftstellerinnen und praktischen Professorinnen der „Emancipation" haben in dieser Richtung entschieden Front gemacht und sind mit offenem Visir in die politischen Schranken getreten. Hier steigt eine ganz neue, wesentlich moderne Erscheinung auf. Auch das achtzehnte Jahrhundert hatte seine freien Frauen. Aber die Zügellosigkeit des Lebensgenusses, die Befreiung von der drückenden Fessel der Sitte genügte ihnen, sie wollten nur für ihre eigene Person emancipirt sein. Jene dagegen wollten die ganze Welt emancipiren und rücken angriffsweise vor als die streitende Kirche des Frauenthums.

Der Gegensatz wird recht klar, wenn man die in Sitte und Sittlichkeit entfesselten Frauengestalten der Heinse'schen Romane etwa mit Gutzkows Wally vergleicht. Heinse's Hildegard von Hohenthal und ihre Genossinnen sind üppige, sinnlich vollsaftige, vor allem aber kunstberauschte Weiber. Sie bilden sich ein, in dem Epicuräismus des Schönheitsgenusses das Ideal eines ächt weiblichen Lebenswandels gefunden zu haben, aber sie übersehen, daß die derb sinnliche Naturschönheit erst zur künstlerischen verklärt wird, indem sie sich durchgeistigt und sich selbst ein strenges Maß setzt. Wally dagegen ist ein für die Kunst des seligen Genießens verlorenes, durchaus theoretisch raffinirendes Wesen, ein Kind gekünstelter Gesellschaftszustände, viel zu kokett und selbstbewußt in ihren Reflexionsspielereien, um noch sinnlich üppig sein zu können. Ganz nothwendig thut sie sich daher auch alsbald als Schriftstellerin auf, während Heinse's Frauen bloß im Kunstgenuß schwelgen. Indeß Wally eine lange pointirte Abhandlung gegen die christlich-kirchlichen Dogmen schreibt, ziehen es die Rubens-schen Weiber des üppigen Poeten aus dem achtzehnten Jahrhundert vor, mit Augen und Ohren zu schmausen, zu trinken und zu küssen. Wally verneint mit kaltem Bewußtsein die Sitte, jene im trunkenen Taumel und ohne Tendenz. Wo Heinse theoretische Auseinandersetzungen über das Ideal der gesellschaftlichen Stellung gibt, wird er geradezu komisch.

Die klassische Stelle hierfür findet sich am Schlusse des Ardinghello. In dem auf den „glückseligen Inseln" gegründeten Idealstaate, dessen oberster Würdenträger den officiellen Titel eines „Hohenpriesters der Natur" führt, wird den Frauen folgende Rolle zugewiesen: sie erhalten Stimmen bei den allgemeinen Geschäften, jedoch nur *zehn Procent* im Vergleich mit den Männern, und werden nicht *als bloße* Sklavinnen behandelt. „Neben anderem Amazonenhaften" rüsten sie Schiffe und laufen auf Streifereien aus. Sie sind Mitglieder des Staates, *obgleich die schwächeren*, und ihnen bleibt das Recht, besonders das gut oder nicht gut zu heißen, *was sie selbst betrifft*. Uebrigens

besteht immer der Hauptunterschied, daß die Männer *erwerben* und sie *bewahren*.

Man sieht, Heinse, obgleich im Punkte der Entfesselung der Frauenzucht und Sitte der keckste Stürmer und Dränger seiner Zeit, steht mit seiner Reducirung der politischen Währung der Frauen auf zehn Procent noch arg zurück in der Cultur gegen unsere modernen Verfechter der vollen politischen und socialen Gleichberechtigung der Frauen, und das Ikarien seiner glückseligen Inseln wäre heutzutage noch lange nicht ikarisch genug, um auf „Entschiedenheit" Anspruch machen zu können. Auch läßt Heinse doch noch den Grundunterschied gelten, daß die Männer *erwerben*, die Frauen *bewahren* sollen. Er ahnt den aristokratischen Beruf der Frauen.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert blühete eine reiche satyrische und polemische Flugschriftenliteratur über die Stellung von Mann und Weib. Sie war für den großen Markt bestimmt, eine Art Volksliteratur, oder, wenn man lieber will, Philisterliteratur. In diesen zahllosen Flugblättern macht sich jene Sorte von trivialen Späßen und platt komischen Scenen breit, über welche unsere Großeltern noch recht herzlich lachen konnten, und wo die Satyre nicht mit reinem Salz gesalzen war, da that es auch Salpeter aus der Kloake. Da tritt nun in solchen Blättern gemeiniglich der Advokat der Frauen auf und klagt über die Tyrannei, die Prügelsucht, die Trinklust der Männer; oder es kommt der Advokat der Männer und schildert das Pantoffelregiment der bösen Weiber, das Hauskreuz in Gestalt einer alten Schwiegermutter oder einer jungen Tochter, zu deren Hütung kein Argus Augen genug habe ꝛc. So harmlos amüsirte man sich damals noch über den Krieg der Männer und der Frauen. Nur die zufälligen Thatsachen der Haustyrannei wagte man anzugreifen, nur im platten Spaß den Männern das Scepter zu entwinden, aber nimmermehr im Ernst dem ersten Kapitel aus dem ersten Buche des ersten aller Bücher entgegen an eine wirkliche Ausgleichung von Beruf und Regiment zwischen Mann und Frau zu denken!

Wie ganz anders hat sich jetzt die vielfach von weiblichen Federn geschriebene Tagesliteratur über die gesellschaftliche und politische Unterdrückung der Frauen gestaltet! Sie ist theoretisch und mit einem Anfluge von Wissenschaftlichkeit disciplinirt, sie hat ihr Theil ergriffen an den großen Fragen des öffentlichen Lebens, sie erscheint im engsten Zusammenhange mit unserm politischen Liberalismus, mit den radikalen Gesellschaftslehren. Welcher Fortschritt gegenüber jener alten hausbackenen Schnurrenliteratur von „Männer- und Weiberherrschaft!“ Die emancipirten Frauen stellen sich jetzt gewappneten Armes auf den Boden des Naturrechts, um die äußersten Consequenzen der Ausebnung des historischen Sitten- und Rechtsbestandes zu ziehen, und jenes Heraustreten des Weibes aus dem Heiligthume des Hauses, welches bis dahin höchstens als Ausnahme seine Rechtfertigung fand, für die Regel zu erklären.

Dahinter steckt die Ueberweiblichkeit, die gar leicht in ihr Gegentheil, die Unweiblichkeit, umschlägt; sie hat bereits den verschiedensten Gebilden unsers nationalen Lebens ihren Stempel aufgeprägt, und von ihr müssen wir uns emancipiren.

An diese Ueberweiblichkeit knüpfen die Socialisten den Strick, womit sie die historische Gesellschaft erwürgen wollen. Erst wenn man das Weib dem Hause entrissen hat, kann man die Ehe „vor den Richterstuhl der Vernunft“ entbieten und statt ihrer die „freie Liebe“ decretiren. Mit dem Hause und dem Hausregiment aber fallen alle natürlichen Gruppirungen der Gesellschaft, und der erste Schöpfungstag, ein Chaos selbstsüchtiger Einzelwesen, wäre als höchster Triumph der Gesittung wiederhergestellt.

Merkwürdig genug ist es aber den Revolutionsmännern selbst in der Regel wieder Angst geworden vor den Frauen, wenn sie an deren Emancipirung gingen. Sie fürchteten das Zaubernetz der Ueberweiblichkeit. Im Jahr 1848 zog man die Frauen in Paris in das politische Klubleben. Als aber im Mai jenes Jahres der große Pariser Frauenklub seine erste — sehr stürmische — Sitzung gehalten, ließ das Ministerium Arbeitssäle für

müßige Frauenzimmer errichten und Armenküchen, in denen volksfreundliche Damen der Kochkunst sich widmen konnten. Also ein Revolutionsministerium selbst wußte nichts Eiligeres zu thun, als die politischen Frauen aus dem Klub geradenwegs in die Küche zu schicken. Man hatte kaum mit der Emancipirung der Frauen angefangen, als man schon flugs mit der Emancipirung von den Frauen wieder schloß. Es geschah dieß aber in denselben wunderlichen Tagen, wo das französische Ministerium decretirte, daß „keine Schriftsteller mehr als Erdarbeiter angestellt“ werden sollten.

Die Frauenklubs waren überhaupt ein gar lustiges Intermezzo zu dem trüben Schauspiele der Revolution. Die Frauen konnten auf der Tribüne immer nur sprechen, nicht reden, sie konnten Zwiesprach halten, aber nicht debattiren. Dagegen redeten und debattirten damals ganz bildungslose Arbeiter mit mehr Sicherheit als mancher kathedergewohnte Professor. Vor den Wirkungen der Ueberweiblichkeit auf diesem Wege brauchte man sich also nicht zu fürchten; aber wo sie sich still und unmerklich in unsere Sitten und Anschauungen einschleichen will, da mögen wir der Emancipirung von den Frauen gedenken.

Ganz ernsthafte Demonstrationen, an welchen 1848, namentlich in Paris, politische Frauen theilgenommen, glänzen jetzt durch den Humor des inneren Widerspruches zwischen Zweck und Mittel. Als Cremieux das neue Ehescheidungsgesetz in die Nationalversammlung eingebracht hatte, bewegte sich am 30. Mai eine „Damendemonstration“ über den Vendômeplatz, wo sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß von zwölf Köpfen in das Kabinet Cremieux's, des Justizministers, abordnete. Diese weiblichen Deputirten begrüßten dann den verblüfften Mann mit dem Rufe: „Es lebe Cremieux! Es lebe das Ehescheidungsgesetz.“ Die Art moderner Frauen, von denen wir uns emancipiren müssen, begreift nämlich nicht einmal, daß einzig und allein ein recht strenges Ehescheidungsgesetz, welches im Sinne des Wortes der Schrift die Lösung der Ehe aufs äußerste erschwert, zu besonderen

Gunsten der Frauen gemacht ist. Alle leichten Ehescheidungsgesetze sind zum Frommen der Fessellosigkeit der Männer und ein Spott auf die Würde der Frauen. Das allerleichteste Ehescheidungsgesetz entsteht, wenn man die Weibergemeinschaft zuläßt. Als aber vor drei Jahren eine Gesellschaft von Schwärmern tief hinten in Nordamerika die Weibergemeinschaft unter sich einführte, fanden sie, Zweihundert an der Zahl, nur sechzig Weiber, die mitthun wollten. Denn den Weibern mochte hier doch wohl klar geworden sein, daß eine solche allerleichteste Form der Eheschließung und Lösung weder ihrem Vortheil noch ihrer Würde zusage.

Die Auflehnung der verfeinerten Frauen wider die geschichtliche Familie und Gesellschaft war überall die ergötzliche Karikatur der Revolution, wie zu andern Zeiten die unmittelbare Theilnahme des weiblichen Pöbels an der Volksbewegung als ihr bestialisch diabolisches Zerrbild erschienen ist.

Auch in Deutschland traten Frauen auf und machten Profession aus der Lehre der Entfesselung weiblicher Art und Sitte. Wir sehen nicht bloß in Paris, sondern auch in norddeutschen Städten, namentlich in den Jahren 1842—48, Damen in Männerrock und Hosen, mit Sporen und Reitpeitsche, die wogende Feder auf dem Hut, die brennende Cigarre im Mund durch die Straßen stolziren und in den Bierkneipen zechen. Wir sehen Luise Aston — vor andern der „öffentliche Charakter" unter dieser Gruppe — ausgewiesen, eine „Märtyrerin". Sie wird wegen Preßvergehen angeklagt, weil ihre „wilden Rosen" als zu stachelicht erschienen waren, und steht mannhaft dem Berliner Polizeipräsidenten, Herrn von Puttkammer, Rede, und entwickelt ihm in großer Geläufigkeit ihre politischen, religiösen und socialen Ansichten, nicht ohne einige theoretische Excurse über die Ehe und die Freigebung der Naturrechte der Frauen. Nachgehends wird sie wieder ein Weib und geht mit in den schleswig-holsteinischen Feldzug, um in den Spitälern zu helfen und die verwundeten Krieger zu pflegen. Und diese vielbesprochene Dame war nicht etwa ein tolles Mädchen oder eine alte Jungfer, sondern eine

wenn auch geschiedene Gattin, eine Mutter. Die Ehe wirkt sonst am tiefsten dahin, das Weib weiblich zu bewahren. Die Ueberweiblichkeit aber begreift den Ernst der Ehe nicht mehr; wie in ihr das Geschlecht schrankenlos in seiner Eigenart sich gehen läßt, so auch das Individuum. Da bleibt kein Raum mehr zur Opferwilligkeit für die große Idee der Familie und des Hauses. Jene emancipirte Frau war die Tochter eines deutschen Landpfarrers, in der Einsamkeit des Dorfes erzogen, von früh auf nur ein schwärmerisches Gemüthsleben führend, dann einem reichen, nüchternen englischen Maschinenfabrikanten angetraut, aus ihrer Einsamkeit plötzlich in die fremde große Welt gestoßen. Da waren alle Vorbedingungen zur Ueberweiblichkeit gegeben.

Wenn Tausende von Männern gegenwärtig aus dem socialen Geleise kommen, weil sie, in zärtlichster Besorgniß um sich selbst, die „rechte Existenz" und den „rechten Beruf" verfehlt zu haben wähnen: dann werden Tausende von Frauen irre an der natürlichen Stellung des Weibes, weil sie bei gleicher Selbstverhätschelung in den falschen Ehebund getreten zu sein glauben. Gerade für den Ernst der Ehe sind wir im Durchschnitt viel zu sentimental gegenüber unserm werthen Ich, zu zärtlich gegen uns selbst. Das wirkt die Ueberweiblichkeit, die auch Männer weibisch macht. Vordem war man fatalistischer, oder wenn man will, gottergebener, biß die Zähne zusammen und hielt den einmal erwählten Beruf, die einmal geschlossene Ehe als eine in Gottes Rathschluß vollendete Thatsache fest, und so gab es gar keine communistischen Männer und nur wenige emancipirte Frauen. Das ist ja eben das eigentliche Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen kann.

In solchen Erscheinungen wie Luise Aston sehen wir die Frucht unserer ungesunden literarischen Entwickelungen. Aus Ueberweiblichkeit copirt die Dame die Männer, zeigt aber auch zugleich den Männern, wie weibisch sie geworden sind. Die Frau besitzt einen ungleich mächtigeren Nachahmungstrieb als der Mann. Er muß ihr zum Theil die mindere Schöpfungskraft ersetzen. Die

Gier, mit welcher so viele literarische Damen gerade der blasirtesten, zerrissensten, innerlich faulsten Poesie der Zeit nachahmend sich zuwenden, gemahnt mich an jene russischen Poeten und Künstler, die auch nur solche Schöpfungen des abendländischen Europa, welche tüchtig von der Verderbniß veräußerlichter Cultur angefressen sind, nachzuahmen pflegen.

Es ist sehr verführerisch, hier eine Parallele zwischen den Slaven und den Frauen zu ziehen. Die Slaven sind ein gemüthliches, häusliches, in der Selbstbeschränkung zufriedenes Volk, ganz nach guter Frauen Art, singen gern und gut und tanzen noch besser, halten fest an väterlicher Sitte und haben viel passive Tapferkeit, wie das alles auch bei guten Frauen sein soll. Aber es fehlt ihnen der erfinderische und künstlerisch selbstschöpferische Geist. Dafür sind sie wunderbare Virtuosen in der Nachahmung; gerade wie die Frauen. Wenn sie — die Slaven — aber einmal beginnen, fremde Art nachzuahmen, dann werden sie wahrhaft zügellos in der Aufnahme des Ausländischen, vor dem sie sonst spröde sich abschließen. Also: national und conservativ in den Sitten, im ruhenden Sein und Wesen; fessellos dem Fremden hingegeben in der Productivität. Das ist auch Frauen-Art, und bei diesem Geschlecht so wenig ein innerer Widerspruch wie bei jenem Volk.

Aber nicht bloß bei den sogenannten emancipirten Damen, auch bei Frauen ganz entgegengesetzter Art bricht die Ueberweiblichkeit hervor und steckt uns mit ihrem marklosen Wesen an. Als im vorigen Jahrhundert der Pietismus von einem deutschen Schloß und Herrenhause zum andern zog, waren es vorzugsweise die Gräfinnen und Baronessen, welche die neue weiche, schwärmerische Gemüthsstimmung hegten, dieselbe dann noch weicher und kranker auf die Männer wieder zurück leiteten, den Pfarrer spielten, als seien sie ordinirt und nach Außen aufs trefflichste Propaganda machten für ihre Partei. Das war auch Ueberweiblichkeit, die ins Männliche umschlug und unter deren Einfluß die ganze Sache verdarb.

Viele unserer heutigen milden und frommen Frauenvereine zur Heilung von allen möglichen sittlichen und socialen Schäden trifft derselbe Vorwurf. Der rechte Frauenverein ist das Haus. Wenn eine wohlhabende Frau einsam steht, dann soll sie sich vorerst umschauen, ob in ihrer Sippe keine Familie ist, bei der sie als „alte Tante" einziehen kann und mitarbeiten am Hause. Es ist dieß immer noch ein stolzerer und weiblicherer Wirkungskreis denn Präsidentin mehrerer Frauenvereine zu sein. Kann sie nicht alte Tante werden, dann gibt es vielleicht ein Asyl, wo sie arme Kinder erziehen und als in einer großen Familie mit den andern Frauen zusammenleben und wirken kann. Schickt es sich aber auch mit dem Asyle nicht, dann möge sie in Gottes Namen Frauenvereine gründen und leiten. Ich weiß recht wohl, wie viel Frauenmilde, Frauenbarmherzigkeit, Frauenaufopferung in solchen Vereinen als in einem köstlichen Gefäß geborgen liegt. Ich weiß aber auch, daß gar oft das überweibliche Gelüsten, die Männer nachzuahmen, dahinter spukt, und daß die großartigsten Gedanken umfassender Association zur Hülfe in unsern socialen Nöthen häufig travestirt werden in diesem weiblichen Vereinswesen und dadurch unmöglich gemacht. Es gibt auch viele Frauen, die dadurch ihrem Hause ohne Gewissensbisse zu entschlüpfen wähnen, daß sie in einen milden, frommen Verein gehen. Aber ihr Gewissen wird eines Tages wach werden und wird ihnen sagen, daß eine Frau nicht gerecht werden kann vor dem Herrn, wenn sie nicht vorher gerecht worden ist vor ihrem Hause. Es ist am Ende bloß ein kleiner Unterschied, durch Erziehung und Lebensgewohnheit bedingt, ob man sich dem Hause entzieht, indem man im Verein sich mit Plänen zur Aufhülfe der nothleidenden Klassen unterhält oder im Literatenklub über Freiheit und Gleichheit räsonnirt.

Ein merkwürdiges Zeugniß, wie ganz und gar der Begriff von dem Ernst und der Würde des Eheberufs in der zimperlichen Ueberweiblichkeit untergegangen ist, liegt darin, daß sich feine Damen am meisten geschmeichelt fühlen, wenn sie Einer gar nicht

für Hausfrauen oder Mütter hält. Es ist hier bei dem weiblichen Berufe ganz dieselbe Erscheinung, wie wenn der Schneider sich schämt, ein Schneider zu heißen — ächtes sociales Philisterthum! Wo ist doch der Stolz der Frauen hingekommen auf den Ehestand als den „ächten Stand", auf den Segen einer zahlreichen Familie und Verwandtschaft, auf das Haus mit allem was dazu gehört, auf die selbstgesponnene Leinwand, auf deren Menge die Frauen vordem so ehrgeizig erpicht waren, wie der Bauer auf den größten Misthaufen. Denn beides war das sicherste Wahrzeichen glänzender Wirthschaft.

Die Pariser Damen schicken ihre kleinen Kinder zur Erziehung aufs Land und übergeben ihr eigen Fleisch und Blut Miethlingen, damit sie selber für ehelos und kinderlos, und darum noch für jugendlicher und weil für jugendlicher, auch für schöner gelten mögen, als sie sind. Denn jung ist auch der Teufel schön gewesen. Dieß ist der schnurgerade Gegensatz zu dem vollständigen Aufgehen der Bauernfrau in der Familie. Verheirathet zu sein erweckt immer noch einen gewissen Respekt in den Kreisen des gemeinen Mannes, während der Ehe in der feineren Welt schon ein Beigeschmack des Philisterhaften anhängt. Darum wird es immer mehr „guter Ton", die Familienfeste möglichst kurz und still abzumachen, eine Taufe etwa, wie sie eine deutsche Schriftstellerin uns schildert, zu zwölf Personen bei einer Flasche Malaga und einer Schüssel Süßes, wovon der Conditor den Rest wieder an sich nimmt. Man schämt sich ordentlich, ein Kind zu bekommen und taufen lassen zu müssen. Wo diejenige Ehe für die reizendste gilt, von der es kein Mensch merkt, daß sie überhaupt vorhanden ist, da muß die natürliche Stellung beider Geschlechter, namentlich aber des weiblichen, bereits total verschoben sein.

Gegenüber dem Bilde der modernen Pariser Mütter, die sich ihrer kleinen Kinder schämen und dieselben „aufs Land" ins Exil schicken, stehe die wahrhaft poesiegetränkte Kunde, welche uns der Limburger Chronist von dem ächten Frauenstolz einer deutschen Mutter der alten Zeit überliefert hat. Die Frau vom Stein,

des großen deutschen Freiherrn Ahnfrau, hatte vier Töchter, von denen jede einem Ritter vermählt war, und zwei Söhne, beide Ritter und beide beweibt, und ihr Mann war auch ein Ritter. Da fügte es sich eines Tages, daß alle ihre Kinder in ihrem Hause waren, und es hatte die edle Frau sechs Töchter zu Tische sitzen und sechs Söhne, und diese sechs waren Ritter. „Und als sie also bey einander über einer Taffel sassen, da sagte die Frau ingemein: ‚dieser Ehren ist zu viel'. Darauff hatte niemand kein Acht; sehr kurtz darnach steht dieselbe Frau auff und gehet heimlich ihre Strassen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre."

Eine moderne Dame wäre vielleicht auch davon gelaufen, wenn sie sich als die Mutter von zwölf Kindern und Schwiegerkindern hätte präsentiren müssen, aber gewiß nicht, weil ihr „solcher Ehren zu viel" gedünkt, gewiß nicht, um im großherzigen Opfermuthe einer fast antik heidnischen Schicksalsbeschwörung durch das eigene Entsagen den Neid der Götter von den Häuptern der Kinder abzuwenden.

Uebrigens wurde auch im Mittelalter die Ueberweiblichkeit zu Zeiten Meisterin über ächte Frauenart. Der übertriebene Minnecultus setzt schon diese Ueberweiblichkeit voraus. Die feinste Schule der Galanterie an den provenzalischen Liebeshöfen stellte geradezu den Satz auf, daß sich die Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage. Man schloß dem entsprechend Liebesbündnisse, die keineswegs Ehebündnisse waren oder werden sollten, unter großen Feierlichkeiten und ließ sie selbst vom Priester einsegnen.

Das Schauspiel dieser Liebeshöfe, nur in anderm Kostüm, wiederholt sich in der Zeit Ludwigs XIV., wo überhaupt in so vielen Stücken ein letztes Aufleuchten mittelalterlichen Gepränges erscheint, und nicht bedeutungslos der Brustharnisch immer noch neben der Perücke getragen wird. Aeußerst klar sehen wir in der Geschichte der Frauen dieser Zeit, wie die Ueberweiblichkeit ausgebrütet wird, wie sie sich entwickelt und zuletzt das ganze französische Culturleben umstrickt, das ganze öffentliche Leben verfälscht

und verderbt. Zuerst nehmen wir da wahr, daß die Frauen
empfindsam werden, überfein; die Ehe und das Haus sind ihnen
zu plumpe Dinge, sie frischen jene Idee mittelalterlicher Liebes-
höfe wieder auf, daß die Liebe mit dem Augenblicke der Hochzeit
aufhöre. Dann werden wirkliche neue Liebeshöfe im Rococo-
geschmacke gegründet. Die feine Dame hält große Cour in ihrem
festlich geschmückten Alcoven, wobei allerlei Hoffitten nachgeäfft
werden. Der Alcoven wird zu einem förmlichen Tempel des
Minnecultus, und der Herr, welcher dort als Hofmarschall die
Etikette handhabt, führt den wunderlichen Ehren-Namen eines
„Alcovisten". Die Unterhaltung muß sich in verfeinerten über-
weiblichen Redeweisen bewegen; plumpe Wörter, wie „Ehestand",
„Sich-verheirathen" u. dgl. vermeidet man gänzlich. Man sagt
statt des Letzteren „donner dans l'amour permis", wie man
statt „Tanzen" sagt „Liebesrunen mit den Beinen zeichnen", „tracer
des chiffres d'amour". Von solchen verzwickten Redewendungen
sind hunderte in der Schriftsprache sitzen geblieben und haben die
kräftige und gesunde volksthümliche Redeweise verdrängt. So
wird also schon der Genius der Sprache weibischer durch die über-
weiblichen Frauen. Bei dieser Sprachverbesserung sind aber die
feinen Damen nicht stehen geblieben. Weil sie im Hause nichts
mehr zu thun hatten, so warfen sie sich zuerst auf die schöngeistige
Literatur. Die ganze marklose Schöngeisterei des achtzehnten Jahr-
hunderts ist weiblichen Ursprungs. In den Salons des Hotel
Ramboillet wird ein Forum für die schöne Literatur eröffnet,
viele Poeten sind schon so gefesselt von den weiblichen Einflüssen,
daß sie ihre Werke vor diesen Gerichtshof bringen. Die Frauen
selber werden schöpferisch und übertragen die verzwickte Empfind-
samkeit ihres Minnecultus im Alcoven in die Literatur. Dann
werfen sie sich auf wissenschaftlichen und religiösen Dilettantis-
mus. Das ganze Geistesleben des Zeitalters Ludwigs XIV.
kommt unter den Pantoffel. Furchtbar rasch geht es nun auf
der einmal betretenen abschüssigen Bahn in die Tiefe. Ludwig
selber, der sich anfangs streng gegen weibliche Einflüsse abzu-

schließen trachtete, erhält nachgerade ein vollständiges Karten-
spiel von vier Herzensköniginnen. Das Frauenregiment dringt
nun auch zur Politik vor. In der Mitte des siebzehnten Jahr-
hunderts war die Galanterie der überweiblichen Frauen noch ein
harmloses Spiel gewesen. Die Dame des Salons, wie wir sagen
würden, oder wie man damals hätte sagen müssen, die Dame
des Alcoven, empfing zwar ihren glänzenden Cirkel, nach höfischer
Sitte, im Bette liegend, allein der „Alcovist" machte dabei nicht
nur die Honneurs, er war auch ein Ehrenwächter. Das änderte
sich rasch, und der Alcov sah im Anfange des achtzehnten Jahr-
hunderts ganz andern Minnecultus. Mit den häuslichen Sitten
wird das Weib auch allemal der Sittlichkeit ledig. Und so ist
dann die letzte Folge jener Ueberweiblichkeit jenes Uebergreifens
der Frauen in Kunst und Literatur, in religiöses und politisches
Volksleben ein Abgrund von sittlicher Fäulniß. Mit der Frivo-
lität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische
Scheinseligkeit Hand in Hand, und die Büßerinnen selber unter-
wühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Molière, der
nur die besseren, unschuldigeren Zeiten dieses Weiberregiments
erlebte, hat in seinen „gelehrten Frauen" bereits prophetische
Blicke in die Zukunft solchen Treibens geworfen. Die Moral
der „gelehrten Frauen" ist: die Emancipirung von den Frauen.
Es ist darum ganz zeitgemäß, daß uns unlängst Adolph Laun
in Oldenburg diese Warnungskomödie gesondert übersetzt und mit
einer lesenswerthen Einleitung „über das Preziosenthum im sieb-
zehnten Jahrhundert" herausgegeben hat. Denn die Einflüsse der
Ueberweiblichkeit dringen wieder unmerklich in alle Poren unseres
Culturlebens ein. Die Folgen lassen sich bereits leise spüren.
Vor einem weiteren Fortschreiten auf dieser Bahn aber möge uns
der Himmel bewahren, sowohl um der Würde der Frauen wie
um der Würde der Männer willen.

Die Wurzel aller solcher weiblicher Krankheitseinflüsse steckt
in der von der feinen Gesellschaft angestrebten Ueberweiblichkeit.
So war es im Mittelalter und in der Rococozeit; so ist es noch

jetzt. Nur durch die Zucht des Hauses, nur durch das Leben in der Familie kann man diesen Teufel der Ueberweiblichkeit bannen. Wie sollen aber die Kinder für die Familie und in der Familie erzogen werden, wenn die Eltern selber ein strenges häusliches Leben längst aufgegeben haben? Dagegen finden wir meist eine vom Hause weit abführende, wohl gar von Frauen selbst geübte Damenpädagogik, welche den Schaum aller Kunst und Wissenschaft als „Bildungsstoff“ für halbwüchsige Fräulein abschöpft und dadurch die unerhörte Individualisirung und falsche Selbständigkeit der weiblichen Natur erzielen hilft. Von solcher Frauenart müssen wir uns emancipiren.

Gerade der natürliche conservative Beruf der Frauen zum Erhalten und Pflegen der überlieferten Sitten, zur Bewahrung des Hauses, zur Hebung eines Geistes der Selbstbeschränkung, des Maßes und der Opferwilligkeit geht bei dem überweiblichen Wesen am sichersten verloren.

In Rußland, dem Lande der raffinirtesten Ueberfeinerung bei der vornehmen Welt, hat die Polizei ein besonders scharfes Auge auf überweibliche Frauen. Auffallend vornehme Damen, die von ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland nach Petersburg zurückkehren, werden dort vom Thorschreiber oft ebenso vorweg für verdächtig angesehen, wie bei uns die Handwerksburschen, und der Czaar verbannt höchst gebildete unruhige Frauenköpfe nicht selten zur socialpolitischen Cur in das etwas minder gebildete Land Sibirien. Ein liberaler Schriftsteller macht nicht ohne Grund darauf aufmerksam, daß bei verschiedenen polnischen Aufstandsversuchen die „heroischen modernen Weiber“ weit mehr die Fäden der revolutionären Intrigue eingefädelt hätten, als die Männer, und daß die deutschkatholische Sache weit eifriger durch den Fanatismus der Frauen als durch die Nüchternheit der Männer befördert worden sei. Letzteres ist vollkommen richtig. Ronge ward von überweiblichen Frauen noch eine gute Weile mit zarten Spenden fast erdrückt, als Männer von Bildung längst nur noch ein Lächeln für ihn hatten. Seine Theologie entsprach so ganz

der veräußerlichten, ästhetisch und moralphilosophisch verdünnten Religionsidee, wie sie in Briefen, Memoiren und Romanen der schöngeistigen Frauenliteratur, in Stammbuchsprüchen und Almanachversen seit einem halben Jahrhundert entwickelt worden war, daß die überbildeten Frauen im Bekenntniß des Ronge'schen Katechismus im Grunde nur das als Geschenk noch einmal hinnahmen, was längst ihr eigenstes Besitzthum gewesen war.

So haben gar viele feine, überweibliche Frauen auch im ersten Rausche unserer letzten revolutionären Bewegung sofort ihren natürlichen Geschlechtsberuf des Beharrens und Bewahrens vergessen und den Radikalen begeistert zugejubelt. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich bebarteten Wortführern, mit ihren Turnerschaaren, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig deklamirenden Volksrednern stellten mehr dar, als sie thaten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht. Die gesetzten, glatt rasirten conservativen Männer dagegen, deren Chorführer in den Parlamenten einen bedenklich starken Beitrag zur Statistik der Glatzköpfe lieferten, stellten für ein Frauenauge äußerlich wenig oder nichts dar. Aber auch die politische Lehre der Demokraten entsprach jenem merkwürdigen radikalen Naturrecht der Gesellschaft, welches sich bei den Frauen sofort da ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben.

Dieses Naturrecht wird in folgender Weise entwickelt. Zuerst fällt die Frau auf den Gedanken, daß ihr in der Familie vermittelter öffentlicher Beruf ein geringfügigerer sei, als der unmittelbar politische des Mannes. Sie glaubt nun dem Manne nur gleich sein zu können, wenn sie das Gleiche wirkt, und beginnt demgemäß allerlei männliche Geschäfte eifrigst in's Weibliche zu travestiren. Jetzt ist die Folgerung nahegelegt, daß das Festhalten verschiedener Berufe der Geschlechter nur eine von den Männern in unvordenklicher Zeit ersonnene und wie durch einen Geheimbund des starken Geschlechtes fortwährend aufrecht erhaltene Tyrannei sei.

Mit den verschiedenartigen Geschlechtsberufen fallen dann natürlich auch die verschiedenen Berufe der Stände — und so geht es mit Siebenmeilenstiefeln weiter zur vollständigen Ausebnung von Gesellschaft und Staat. Vermag das Weib einmal nicht mehr die nothwendige Ungleichartigkeit des Berufes von Mann und Frau einzusehen, dann wird sie in der Regel noch weit ausschweifender in socialistischen Schwärmereien als der Mann. Selbst wo das Weib thun darf, was der Mann thut, darf es dasselbe doch nicht thun, wie es der Mann thut. Es ist z. B. die Sitte der städtischen Frauen, auch im gewöhnlichen Verkehr mit einem bis über die Knöchel herabfallenden — ursprünglich höfischen — Gewande einherzugehen, so überweiblich und darum für eine rührige Hausfrau so unpraktisch und widersinnig, daß eine Empörung gegen dieses Hofkleid in der Küche an sich ganz berechtigt erschiene. Obendrein bieten die Volkstrachten herrliche Motive zu zweckmäßigerem und schönerem Gewand. Jede einzelne Frau kann nun wohl ganz still in ihrem Kreise dahin wirken, daß die Sitte allmählig in ihrer Verkehrtheit erkannt werde und sich aus sich selbst umgestalte. Wenn aber eine Handvoll Frauen für eine solche Kleiderreform stracks eine Agitation eröffnen, weibliche Meetings mit langweiligen Reden und desto kurzweiligeren Debatten abhalten und nicht nur eine neue Sitte machen, sondern auch neue gesellschaftliche Grundsätze so beiläufig als Garnitur zu den neuen Röcken aufsetzen wollen, dann haben sie schon die Schranken ihres Berufes durchbrochen. Nicht um des Gegenstandes willen, sondern wegen der Art, wie sie ihn angreifen, sind sie unweiblich geworden.

Das weibliche Talent der Nachahmung können wir gegenwärtig hinreichend in unserem ganzen Geistesleben verspüren. Die Gewandtheit, eine neue Zeitstimmung aufzunehmen und in geschmeidige Formen zu gießen, der Reproduktionsgeist, welcher den Frauen einen so entschiedenen Beruf für die Bühne gegeben, ist von den Frauen auch immer mehr den Männern übermittelt worden. In der Leichtigkeit, mit welcher jetzt jegliches Wissen und jede Kunst Gemeingut wird, steckt mehr weiblicher Einfluß, als man ahnt. In männlicheren Zeiten vertieft sich der Einzelne in das Einzelne; jetzt haben Alle alle Weisheit mit Löffeln gegessen — aber es ist meist ein Schaumlöffel gewesen und das Beste ist doch durchgelaufen.

Ich sprach oben von dem Einfluß des weiblichen Singchores auf die Kirchenmusik. Der entschied sich schon in alter Zeit. Wie viel größer ist jetzt der weibliche Einfluß auf die ganze schöpferische Tonkunst geworden, da die Frauen nicht bloß mitsingen, sondern auch componiren und namentlich kunstrichtern, da sie ein „Publikum" geworden sind, auf welches der Tondichter vor allen Dingen rechnen muß. Man vergleiche z. B. die spröden, herben, einseitig männlichen musikalischen Formen und Gedanken aus Händels und Bach's Periode mit unserm heutigen flüssigen, zierlichen, schmiegsamen Styl, um dieses weiblichen Einflusses inne zu werden. Es ist in der ganzen Epoche keine einzige große, schöpferische Tondichterin aufgetreten, und höchstens sind sinnigen Frauen kleine volksthümliche Lieder trefflich geglückt, während es mit dem ausgearbeiteten Musikstück und dem strengen, contrapunktischen Satz, d. h. mit der höheren musikalischen Architektonik, bei den Frauen niemals recht flecken will. Und dennoch haben sie einen mächtigen Einfluß über unsere ganze musikalische Entwickelung erstreckt. Die Schnörkeleien und das zärtliche Girren der Zopfcomponisten haben sie schon auf dem Gewissen, dann zum guten Theil die Sentimentalitäten und Ueberschwänglichkeiten der Romantiker, und die Blasirtheit, Koketterie und raffinirte Putzsucht der neuesten Schulen obendrein. Wenn Mendelssohn manchmal so gar blaß und eintönig und traumhaft verschwommen im Colorit wird, daß sich diese dünne Farbe unmöglich auf die Dauer halten kann, dann möge man sich nicht bloß seiner angeborenen weiblichen Natur, sondern auch der weiblichen Einflüsse erinnern, die seine Entwickelung fortwährend begleiteten.

An der Ehre der geschmeidigen, wasserflüssigen Prosa im Schriftthum des neunzehnten Jahrhunderts haben die Frauen

keinen geringeren Antheil. Was uns die oft so holperige, ungefüge Rede des sechzehnten Jahrhunderts noch immer so frisch und wunderbar anziehend macht, das ist dagegen der männliche Geist jener harten Zeit, der aus ihrer volksthümlich kernhaften Sprache wie Feuer aus einem Felsen bricht.

Bei einer raffinirten, auf's Aeußerste und äußerlich entfalteten Gesittung ist die Gefahr eines übermächtigen Vordringens der weiblichen Art in eben dem Maße nahe gerückt, wie gegentheils bei rohen Naturzuständen, in der Urzeit, im heroischen Zeitalter, im niederen Volksleben die zarte Weiblichkeit leicht von der wilden, ungeschliffenen Mannheit erdrückt wird.

Weit zeitgemäßer wäre daher am Ende statt einer „Emancipation der Frauen" eine „Emancipation von den Frauen".

Unsere Buchhändler speculiren auf nichts eifriger als auf Damenlectüre: ein Dichter, den die Frauen kaufen, ist ein gemachter Mann. Die Frauen sind jetzt „ein Publikum" geworden für den Poeten, wie sie vor zweihundert Jahren ein Kunstrichtercollegium im Hotel Rambouillet waren. Am Ende sind sie gar „das" Publikum, und das Publikum erzieht sich seine Poeten. Können wir uns z. B. die „Amaranth" von Redwitz denken ohne die Voraussetzung eines Frauenpublikums? (Doch bleibe hier auch nicht ungesagt, daß sich dieser Poet in seinen späteren Werken von den Frauen emancipirt hat, ohne das ächt und edel Weibliche verloren zu geben.)

Wir haben „weibliche Hochschulen", Frauenzeitungen und Damenvorlesungen aller Art. Es gibt kaum eine Wissenschaft mehr, von der Metaphysik bis zur Maschinenkunde, welche nicht in eigenen Büchern zum besondern Handgebrauch der Frauen verarbeitet worden wäre. Von solch literarischer Betriebsamkeit im Frauendienste hat man sich noch nichts träumen lassen, als der Großvater die Großmutter nahm. Man hat aber damals auch nichts gewußt von dem rückwirkenden Einfluß, den die Frauen allmählig auch auf das wissenschaftliche Leben üben werden. Denn solche Beziehungen bleiben niemals einseitig.

Durchwandert die Säle unserer Kunstausstellungen: zwei Drittel der Gemälde sind in der Regel auf den Geschmack und das Urtheil der Frauen berechnet. Hat der Ernst der Kunst dabei gewonnen?

Seit es bei den Damen der feineren Welt wieder vorherrschend „guter Ton" geworden ist, kirchlich gläubig und politisch loyal zu sein, ist der Bruch mit der Revolution nicht bloß durch die Bajonette, sondern auch in der Stimmung der Massen entschieden. Haben die Frauen, jede durch gründliche Umkehr im eigenen Hause, einen solchen Umschwung bewirkt, dann haben sie in ächt weiblicher Art ihren Beruf erfüllt. Aber Mission nach Außen machen in der religiösen und socialen Welt, das sollen die Frauen nicht. Das Haus ist ihre Gemeinde. Das unmittelbare Leben im Glauben und im Gebet liegt der Frauennatur oft viel näher als der männlichen. Wir mögen die Frauen darum glücklich preisen. Aber wenn sie mit dem Glauben nicht etwa Berge versetzen, sondern noch viel mehr, den Staat und die Gesellschaft neu bauen wollen und diese Rechnung mit ungleichartigen Größen auch bei den Männern in Curs bringen, dann muß sich der Politiker seiner Haut wehren. Die Staatsmänner und Staatsbürger sollen als Menschen Gott im Herzen tragen; der Staat bleibt darum doch eine menschliche Anstalt und die Gesellschaft zeigt uns den Menschen zuvörderst von seiner wirthschaftlichen, beruflichen, ständischen Seite, nur mittelbar von seiner religiösen. Wer die Gesellschaft verjüngen und den Staat fortbilden will, der soll freilich im Namen Gottes an's Werk gehen, aber als Politiker an ein politisches Werk. Der Satz, daß nur durch Gottes Wort die zerfallende Gesellschaft wieder aufgebaut werden könne, ist so allgemein wahr, daß er speciell wieder nichts besagt, und der Staatsmann nichts mit ihm anfangen kann. Er würde zum politischen Quietismus führen; er ist Frauenweisheit im guten und schlimmen Sinne. Eine neue Gliederung der Stände, ein neues Innungsleben, eine Neubelebung tüchtiger Sitten und Gesetze das Hauses schafft man

nicht durch Gottes Wort. Gute Christen aber soll aus uns Allen Gottes Wort schaffen, damit wir fähig sind, gute neue Gesetze und gute alte Sitten zu ertragen und zu üben. Die heilige Schrift sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.

Es könnte Mancher mich mißverstehen, als wolle ich jede höhere Bildung von den Frauen genommen wissen, als wolle ich die Frauen ganz und gar nur in die Haushaltung schlachten. Ich bin aber nicht entfernt ein solcher Barbar.

Molière hat folgende treffende Verse über die feinere Geistesbildung der Frauen:

„Je consens qu'une femme ait de clarté de tout:
Mais je ne lui veux point la passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante;
Et j'aime que souvent, aux questions qu'on fait,
Elle sache ignorer les choses qu'elle sait:
De son étude enfin je veux qu'elle se cache,
Et qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache."

Das ist mir aus der Seele gesprochen. Eine Frau mag in künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist auf's reichste entfalten; aber diese Bildung soll ihr nur in seltenen Ausnahmefällen Selbstzweck sein, die Frau soll nur ganz ausnahmsweise Profession davon machen. Dann wäre aber solche Bildung nur ein müßiger Putz des Geistes? Keineswegs. Der Mann, die Familie, die Freunde, die ganze Umgebung einer Frau werden mittelbar die reichsten Früchte edler, durchgebildeter Weiblichkeit ernten. Herrschen soll die Frau, indem sie dient, den Mann aus seiner Beschränkung herausreißen, indem sie sich selbst beschränkt, Einflüsse üben, wo sie nur Einflüsse zu empfangen scheint. Das glänzendste Beispiel solch ächt weiblicher Wirksamkeit in den höchsten Sphären des Geisteslebens gibt uns die neuere Culturgeschichte in dem Verhältniß der Freundin Goethe's, Charlotte von Stein, zu dem Dichter. Eine reichbegabte, tiefgebildete Frau, wirkt sie bestimmend mit auf die Gestaltung der deutschen

Literatur, nicht indem sie selber auf den Markt tritt, Bücher schreibt u. dgl., sondern indem sie für den Freund und mit dem Freunde die Leuchte ihrer Gedanken entzündet und dadurch den versöhnten, milden, harmonischen Geist edler Weiblichkeit in des Dichters Seele gießt, der ihn auf dem klassischen Höhepunkt seines Wirkens so hoch vor Allen auszeichnet. In diesem Sinne hat die Freundin Theil an Tasso, an Iphigenie, an Egmont, an der italienischen Reise, die ja fast ganz für sie und im Gedächtniß an sie geschrieben wurde: sie hat Theil an der Unsterblichkeit des Poeten, den sie bestimmen half, indem sie sich von ihm bestimmen ließ; und indem sie im Hause blieb, ist sie doch auch vor die Nation getreten und ihr Name wird genannt werden, solange man Goethe's Namen nennt.

Solch ächter, in den Schranken der Weiblichkeit gehaltener Einfluß der Frauen tritt fast immer ein in den eigentlich klassischen Perioden des Culturlebens der Nationen. Ich komme noch einmal auf die Musikanten zurück, die mir nun eben an's Herz gewachsen sind. Mozart und Haydn zeigen den versöhnenden, sänftigenden Einfluß edelster Weiblichkeit in fast jeder Note, die sie geschrieben. Sie hatten es beide gern mit den Frauen zu thun. Mozart hat ja von der Liebe so innig in Tönen gedichtet wie kein Anderer; Haydn, in seinen Gedanken so deutsch gemüthlich, in seinen Formen so hellenisch plastisch, ist der größte Meister der Hausmusik. In seinen alten Tagen hat sich Vater Haydn noch besonders schöne Mädchenköpfe, die ihm in Wien aufstießen, malen lassen, zur Anlegung eines kleinen Schönheitskabinets. Aber für ein „Damenpublikum" haben beide niemals componirt. Sie componirten auch nicht vorwiegend für Männer, wie der spröde, in die Tiefen seines einsamen Geistes versunkene Sebastian Bach: sie componirten für das ganze Volk, für Männer und Frauen zumal. Das ist ein ganz anderes Ding als die Herrschaft, welche ein Publikum überweiblicher Damen auf die moderne Kunstentwickelung übt. Von diesen Damen müssen wir uns emancipiren, nicht von Frauen der anderen Art.

Die Deutschen hatten den großen Beruf in der Weltgeschichte, Mann und Weib zuerst in der ganzen Tiefe ihres Gegensatzes zu erkennen und namentlich die weibliche Natur frei zu machen, zu vollen Ehren zu bringen. Diese deutscheste That hat ihr kleines, aber wunderbar tiefsinniges Symbol in dem Charakter des deutschen Volksliedes gefunden. Das deutsche Volkslied ist männlich gegenüber den schwärmerisch weichen, weiblichen, oft weibischen Mollweisen der Slaven, gegenüber der schmiegsamen Anmuth der italienischen Gesänge. Dennoch aber klingt weibliche Innigkeit und Gefühlsunmittelbarkeit wiederum so klar und edel aus den meisten männlichen Rhythmen und männlichen Dur-Weisen unserer Lieder hervor, daß männliche und weibliche Art zum reinsten Einklang wie bei keiner andern Nation hier verbunden scheinen. Das haben die drei größten Meister der Versöhnung männlicher und weiblicher Art von den neueren Künstlern, Goethe, Haydn und Mozart, wohl herausgefühlt, denn gerade diese Drei haben wiederum das deutsche Volkslied in Wort und Ton zur Verjüngung der ganzen Kunst in ihre klassischen Schöpfungen hinübergeleitet.

Mann und Weib denken und handeln nach den gleichen, allgemein menschlichen Denk- und Sittengesetzen. Darum spricht man in der Logik nicht vom männlichen und weiblichen Geiste und in der Moral nicht vom männlichen und weiblichen Gewissen, sondern in beiden Wissenschaften nur vom Menschen. Die Psychologie dagegen scheidet schon zwischen Mann und Frau, und ihre Base, die Physiologie, noch viel mehr. Denn die Richtung, in welcher die Gesetze von Mann und Weib angewandt und entwickelt werden, ist eine unterschiedene. Es gibt nur Einen menschlichen Geist, aber es gibt eine männliche und weibliche Seele, die mitbedingt ist durch die höchst verschiedenartige Nerven-, Knochen-, Blut- und Muskelbildung von Mann und Frau. Es entspringt daraus ein gesonderter männlicher und weiblicher Beruf.

Wir treten hier vor das große Geheimniß des Zusammen-

hanges zwischen dem sterblichen Leib und dem unsterblichen Geiste. Ein moderner Naturforscher sagt: die Gedanken werden vom Gehirn erzeugt, wie der Urin von den Nieren. Das ist keine neue Weisheit. Ein Materialist des achtzehnten Jahrhunderts hat sie etwas derber, aber gleich ernstlich gemeint, in folgenden Spruch gefaßt: „Wenn ein hypochondrischer Dunst in unsern Eingeweiden wüthet, so kommt es nur darauf an, welche Direktion er nimmt. Steigt er aufwärts, so wird es ein sublimer Gedanke, steigt er abwärts, so wird eine Blähung daraus."

Zu so gemeiner Auffassung des Menschen wird derjenige nicht kommen, welcher im menschlichen Geiste zugleich den „Odem des Lebens", den göttlichen Geist erkennt, der in seinem Wesen und seinen Gesetzen unabhängig ist von den Besonderheiten des Körpers und des Geschlechts, in der Richtung der Entwickelung, die er einschlägt, aber mitbedingt durch den Körper. So kreuzt sich hier, wie in allen menschlichen Dingen, Willensfreiheit und Naturnothwendigkeit — göttliche Vorbestimmung.

Und ein Produkt dieser Kreuzung erkennen wir auch in den verschiedenen Berufen der Geschlechter. Das Weib kann thun, was der Mann thut, aber es soll es anders thun als der Mann. Er handelt in den Schranken der Sitte und des Hauses und indem die Ueberweiblichkeit diese durchbricht, wird sie zugleich zur Unweiblichkeit.

Es ist höchst unlogisch, daß gerade die Materialisten, denen der Gedanke aus dem Hirn sich absondert wie der Urin aus den Nieren, für die Gleichartigkeit männlichen und weiblichen Berufes eifern. Für sie gibt es ja nur eine Sonderung der Geschlechter, zuletzt Ueberweiblichkeit und Uebermännlichkeit; denn sie bleiben ja stecken in der körperlichen Ungleichartigkeit, welche ihnen die verschiedenen Phasen des Geisteslebens erzeugt, und von da gibt es für sie gar keine Brücke zu dem allgemein Menschlichen und Göttlichen im Menschen, außer in den Extremen, die sich berühren, indem das überweibliche Weib den Mann zum Weibe macht — auf der Stufe der veräußerlichten Gesittung — oder

der übermännliche Mann das Weib zum Manne — im Zustande der Rohheit und Barbarei. Wir erkennen in und mit der Besonderung der Geschlechter zugleich die Versöhnung des Gegensatzes; für den Materialisten gibt es eine Ausgleichung nur in dem widerlichen Bilde des Hermaphroditen.

Der griechische Mythus aber sagt, daß Atalantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, zur Strafe von den Göttern in den geschlechtlosen Hermaphroditen verwandelt worden sei, weil ihm die Liebe gefehlt habe.

Viertes Kapitel.

Zur Nutzanwendung.

„Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'," — sagt das Volk. Wenn es aber schon nicht gut ist, daß der Mann allein sei, dann taugt das noch viel weniger für die Frau. Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder sich verheirathen solle; aber einer Familie angehören, in einem Hause, zum mindesten in einer familienartigen Genossenschaft leben, sollte ein Jeder.

Es gehört zu den höchsten und schwierigsten politischen Aufgaben der Gegenwart, diesen Zustand, von dem wir sehr weit entfernt sind, möglichst wieder herzustellen.

Wenn mich der praktische Staatsmann fragte, was denn alle die in den vorhergehenden Kapiteln angestellten Untersuchungen über den Gegensatz und die Entwickelung männlicher und weiblicher Natur zum Aufbau einer „deutschen Social-Politik" nützen sollen? dann würde ich ihm erwidern: sie sollen vor allen Dingen zu der Erkenntniß führen, daß wir in unserer Gesetzgebung und Verwaltung noch kaum einen Anfang gemacht haben, auf diesen Urgegensatz alles menschlichen Lebens und seine ungeheuern Folgen Rücksicht zu nehmen. Wie wollen wir da von einem organischen Staatswesen reden?

Nur wer die Ursachen und Folgen der verschiedenen Abstufungen des Geschlechtsgegensatzes erfaßt hat, wird die politische Bedeutung der Familie ermessen.

Schon hier wird der Staatsmann eingestehen müssen, daß in

allen deutschen und europäischen Staaten noch wenig oder nichts geschieht, um die Stellung von Mann und Weib in ihrem fortlaufenden Entwickelungsproceß statistisch zu erforschen und den Männern der Gesetzgebung und Verwaltung als ein hochwichtiges Material geordnet vorzulegen.

Unsere Zahlenstatistiker rechnen pflichtlich aus, wie viele Männer und Frauen, wie viele Familien im Lande leben, wie viele Durchschnittsköpfe die Familie zählt, wie viele Ehen alljährlich geschlossen werden, wie viele vereinzelte Existenzen neben den Familien hergehen, wie viele Familien in einem Hause wohnen, und wie die Menschen fruchtbar sind und sich mehren. Das ist eine recht nützliche Wissenschaft; aber soll dieß unser ganzes statistisches Wissen von den Geschlechtern und der Familie bleiben? Dem Staatsmann soll ja doch nicht bloß ein Blick in das Kirchenbuch, es soll ihm auch ein Blick in's Haus eröffnet werden. Er soll auch wissen, wie das Verhältniß von Mann und Weib sich stellt in den verschiedenen Volksschichten, wie es sich entwickelt, stehen bleibt, zurück geht. Hat denn die Familie des Kleinbauern, wo Mann und Weib noch in gleicher Bildung gefesselt sind und hinter demselben Pfluge gehen, den gleichen politischen Sinn, wie die höhere bürgerliche Familie mit ihren voll und übervoll entfalteten Geschlechtsgegensätzen? Sollen beide in der Gesetzgebung über Einen Kamm geschoren werden?

Die Erkenntniß von diesen Dingen, nicht bloß in allgemeinen Umrissen, wie ich sie hier gezeichnet, sondern die genaue statistische Erkenntniß, die eindringt in das Detail nach den einzelnen Provinzen, Städten, Dörfern, eine Statistik, die das fortlaufende Werden der Gestalten dieser Zustände aufzeichnet und vergleichend zusammenstellt, ist mindestens ebenso wichtig für die Staatsverwaltung als die Zahlenstatistik der Bevölkerung. Es handelt sich hier nicht um zufällige Aperçus, nicht um persönliche Ansichten und Erörterungen, sondern um ein Erkennen und Festhalten ganz bestimmter Thatsachen, die sich in der Sitte und Lebenspraxis des Volkes fest und klar aussprechen.

Gar häufig findet man aber, daß selbst Localbeamte, die doch nur an und mit dem Volk fortwährend ihre Amtsthätigkeit zu üben haben, von den socialen und Familienzuständen ihres Bezirks wenig oder nichts wissen. Es haben mir bei meinen Entdeckungsfahrten in's Innere von Deutschland Beamte mitunter ganz naiv dieses Geständniß selber abgelegt, ohne etwas Arges dabei zu ahnen. Sie leben unter dem Volk und sehen und hören täglich, was es treibt; weil sie aber weder die Bedeutung der täglich wahrgenommenen Einzelzüge seines Lebens ahnen, noch dieselben durch Vergleichung mit den Zuständen anderer Landstriche in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen wissen, so vegetiren sie ebenso bewußtlos in diesem Volksleben fort, wie der ächteste Bauersmann. Forscht man bei solchen Leuten etwa auch nur, wie der gemeine Mann ihres Bezirkes seinen Tisch bestellt, so ist die regelmäßige Antwort, daß das Volk hier dasselbe esse, was man wohl auch anderwärts essen werde. Höchstens hört man, daß die Kost „gut" oder „schlecht" sei. Nun muß der Wißbegierige an ein förmliches, wohlberechnetes Inquiriren gehen, und von dem Frühstücke bis zum Abendbrod, von der täglichen Kost bis zu allen festlichen Speisen im Jahreskalender durchkatechisiren, und so wird er zuletzt ganze Seiten von Notizen über eigenthümliche Verhältnisse aufzeichnen können, wo man ihm anfangs gar nichts besonderes zu sagen wußte. Der Beamte hatte also wohl die Kenntniß von diesen einfachsten Thatsachen des Volkslebens, aber er wußte nicht, daß darin etwas Unterscheidendes liege, er hatte kein Bewußtsein seiner Kenntniß — d. h. eben kein „Wissen", obgleich er alles „wußte" und schließlich auch mittheilte. Wenn aber nun ein solcher Beamter sich nicht einmal der unterscheidenden Küche seines Bezirkes bewußt geworden ist, wie viel weniger wird er die so viel subtileren, aber auch so viel gewichtigeren Unterschiede im Wesen und Leben der Familie erfaßt haben?

Rein wissenschaftliches Material über die Stellung von Mann und Weib ist in wahrhaft ungemessener Fülle angehäuft. In der Rechtsgeschichte und im Privatrecht wurde wohl kaum ein

Kapitel gründlicher und vielseitiger durchgearbeitet als jenes, welches von den besonderen Rechtsverhältnissen des Mannes und Weibes handelt. Die allgemeine Culturgeschichte strotzt von Aufzeichnungen über Frauensitte und Frauenbildung. Die vergleichenden ethnographischen Studien über die Beziehungen der beiden Geschlechter bei den verschiedenen Völkern sind vollends bereits so sehr Gemeingut der Bildung geworden, daß es schwer ist, hier noch wichtige Thatsachen zusammenzustellen, ohne trivial zu werden. Aber für die Ausnützung aller dieser Weisheit zur Erkenntniß des *socialen und politischen Geistes* im Volk und vollends zu einer der Staatsverwaltung zu gut kommenden Erforschung des Lebens der Geschlechter und der Familien in einem Lande ist überall noch gar wenig geschehen.

Ich will nur auf eine einzige — freilich die gewichtigste — Thatsache in der Stellung von Mann und Weib hinweisen, um deren unabsehbare politische Consequenzen anzudeuten, die keineswegs bereits ihre ganze Berücksichtigung im Staate gefunden haben.

Als Resultat unserer Betrachtung erschien uns nämlich die Geltung der Frauen im öffentlichen Leben als eine bloß indirekte, in der Familie vermittelte. Wir wollen einmal diese Thatsache nach ihrer ganzen Ausdehnung und ihrem praktischen Werth zergliedern.

Alle Nationen, selbst die rohesten, haben wenigstens eine Ahnung davon, daß die häusliche Tugend zugleich die öffentliche Tugend des Weibes sei. Geschlechtliche Unsittlichkeit entwürdigt darum das Weib noch unendlich tiefer als den Mann; sie ist Hochverrath an der Familie. Folgerecht bestrafen selbst Nomaden und Wilde den Ehebruch der Frau schärfer als den vom Manne verübten; er ist eines der wenigen Staatsverbrechen, welche die Frau begehen kann. Selbst in unsern modernen Ehescheidungsgesetzen klingt diese Anschauung noch mitunter durch. Die alten Skandinavier gestatteten dem Manne Kebsweiber zu halten: die Frau aber verpflichteten sie bei Todesstrafe zur unverbrüchlichen ausschließlichen Treue gegen ihren Eheherrn.

Wir sind jetzt hoffentlich auf dem Punkte der Gesittung

angelangt, wo derartige Unterscheidungen vom Gesetzgeber nicht mehr gemacht werden dürfen. Dagegen besteht eine andere Thatsache, die aus dem gleichen Urgrund quillt. Die Frauen sind gegenwärtig im Allgemeinen ohne Zweifel sittlicher als die Männer. Sie haben den Libertinismus des achtzehnten Jahrhunderts weit gründlicher überwunden. Die meisten Männer schämen sich jetzt wohl, öffentlich solcher Unsittlichkeiten geziehen zu werden, mit denen ein galanter Herr vor hundert Jahren noch laut prahlte; die meisten Frauen sind dagegen wieder zu dem sittlichen Instinkt zurückgekehrt, sich solcher Unsittlichkeiten überhaupt, auch bloß vor sich selber, zu schämen. Das hat ihr ganz der Familie hingegebenes Leben gewirkt. Im Hause haben sie einen naiven religiösen Glauben, eine naive Sittlichkeit wiedergewonnen, so daß wir Männer sie hier auf Umwegen erst noch einholen müssen. Positiv ist hiermit also dasselbe bewiesen, was durch jene schärfere Bestrafung des Ehebruchs der Frau negativ bewiesen war.

Die Wahrheit, daß die Frauen durch das Haus besser sind als wir, aber auch durch das Haus in ihrer Wirksamkeit beschränkt, hat das germanische Alterthum schon so tief erfaßt in der Anschauung, nach welcher ihm die Frauen vorzugsweise religiös geweiht erscheinen, vorahnend, Wunder wirkend mit göttlichen Zauberkräften, während den Frauen selbst der ältesten deutschen Götter- und Heldensage kaum irgend eine männliche Heldenarbeit zugetheilt wird. Eine so reine und tiefsinnige Erfassung des Weibes finden wir wohl in der Urzeit keines andern Volkes wieder.

Die Orientalin geht verschleiert außerhalb des Hauses; sie existirt überhaupt nur im Hause. Ihre freie Persönlichkeit geht unter in der Familie; ihr Haus ist nicht ihre Burg, sondern ihr Kerker. Das ist das Uebermaß der Bindung weiblicher Wirksamkeit an das Haus, wie uns überhaupt der Orient die erdrückende, alles persönliche Leben tödtende Uebermacht der Familie zeigt.

In Rom, dem Rechtsstaate, kümmert sich die Regierung nicht um das Leben in der Familie. Die Frau lebt im Hause; die Kindererziehung gehört dem Innern des Hauses an. Aber der

Mann, als die einzige politische Person, ist zugleich der politische Despot des Hauses. Der Staat erdrückt das persönliche Leben der Familie: er erkennt nicht an, daß das Walten der Frau im Hause zugleich ein politisches, ein öffentliches Wirken ist.

Und die römischen Frauen haben sich furchtbar dafür gerächt; denn durch sie ist die alte einfache römische Familiensitte und, in nothwendiger Folge, auch die öffentliche Sitte zerstört worden. Weit flotter noch als unsere modernen emancipirten Damen haben die Römerinnen einen Aufstand gemacht und Sturmpetitionen überreicht, um die Zurücknahme des den Luxus beschränkenden Oppischen Gesetzes zu erzwingen. Mit der von den Frauen eingeleiteten Ueppigkeit im Hause war die Verderbniß des alten Römerthums angebahnt, und als der stolze römische Staat in Trümmer stürzte, ist es mit zur tragischen Sühne dafür gewesen, daß er die politische Macht des Hauses und die politische Wirksamkeit der Frauen im Hause nicht erkannt hatte.

Hier ist der Punkt, wo man in Wahrheit von einer gebotenen Emancipation unserer Frauen reden kann. Die Familie muß politisch emancipirt werden, dann sind die Frauen emancipirt.

Das Weib wirkt in der Familie, für die Familie; es bringt ihr sein Bestes ganz zum Opfer dar; es erzieht die Kinder, es lebt das Leben des Mannes mit; die Gütergemeinschaft der Ehe erstreckt sich auch auf die geistigen Besitzthümer, aber vor der Welt kommen die eigensten Gedanken, die eigensten sittlichen Thaten des Weibes meist nur dem Manne zu gut; auf seinen Namen häufen sich die Ehren, während man gar bald der Gattin vergißt, die ihm diese Ehren hat mitgewinnen helfen. Nun kann aber doch wahrlich die Frau fordern, nicht daß der Staat ihre Person theilnehmen lasse an dem öffentlichen Leben, wohl aber, daß er die große politische Macht der Familie, in weit höherem Maße als gegenwärtig, berücksichtige bei der Volksvertretung wie in der Staatsverwaltung. Wird man der Familie gerecht, dann wird man den Frauen gerecht, denn der Herd des Hauses ist ja

der Altar, darauf sie ihr verschwiegenes und doch so entscheidendes Wirken für Gesellschaft und Staat niedergelegt haben.

Wir leben in einer Zeit, die gezwungen ist, mit neuen Wahlgesetzen, mit neuen Systemen der Volksvertretung Versuche anzustellen. Denn die alten Formen fallen hier auseinander. Ueber die beste neue Art der Volksvertretung aber gibt es schier so viele Meinungen als Köpfe darüber urtheilen. Jeder hat seinen besondern Eintheilungsgrund, nach welchem er das Volk neu gegliedert haben will, Jeder seine apparte neue Art von Kammern und Landtagen. Man wird also in deutschen Landen so lange nach verschiedenen Richtungen experimentiren, bis sich der Kern einer allgemeineren Ueberzeugung über das Beste in allen den Versuchen gefestet hat, und dann gewinnt wieder ein bestimmtes neues Princip der Volksvertretung auf ein Menschenalter Bestand und Alleinherrschaft.

Da wir uns also eben in dieser Uebergangszeit befinden, wo Jeglicher Vorschläge zu einer neuen Zusammensetzung der Volksvertretung zu Markte trägt, so erlaube auch ich mir im Interesse der wahren Emancipation der Frauen folgenden Vorschlag.

Bei den Wahllisten soll nicht bloß auf Stand, Vermögen, Beruf ꝛc. der Wahlmänner und Wahlcandidaten gesehen werden, sondern ihre Eigenschaft als Familienväter oder Junggesellen soll ebensosehr mitentscheiden über Wahlrecht und Wählbarkeit. Nur ein Familienvater oder Wittwer kann Wahlmann sein; gewählt werden kann auch ein Junggesell; allein die Junggesellen müßten doch auch nur in geringerer Zahl gewählt werden dürfen, etwa so, daß in der Kammer höchstens auf zwei Familienväter ein Junggesell käme. Dünkt das den Hagestolzen zu hart, dann geben wir ihnen allenfalls zu, daß auch bei den Wählern auf je zwei Familienväter ein Junggesell mitwählen darf. Damit haben wir wenigstens unser Princip noch vollständig gerettet.

Diese Verkürzung der Jungesellen bei der Volksvertretung geschieht nicht etwa auf Grund des Spruches: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll',“ sondern aus folgenden beweglichen Gründen der socialen Politik.

Streng genommen sollte eigentlich nur der Familienvater (Ehemann oder Wittwer) als Vertreter des Volkes gewählt werden können, denn er allein ist der natürliche Repräsentant der großen öffentlichen Macht der Familie, die außerdem gar nicht vertreten und berücksichtigt ist. Nicht die Einzelperson, sondern die Familie ist die nächste Voraussetzung der Stände, der Gesellschaft, überhaupt der Volkspersönlichkeit. „In den Familien schaut," nach dem oben citirten Worte J. J. Wagners, „das Volk sich selbst an." Wenn das Volk sich selbst erschaut und erkennt in seinen Familien, dann wird es seine Persönlichkeit auch am reinsten im Kleinen widergespiegelt, d. h. vertreten wissen in einer mit Berücksichtigung der Familie gestalteten Volksvertretung. Der Mann ist nicht nur der rechtliche Vormund des Hauses: alle Bildungs- und Gesittungsarbeit des Hauses wird durch ihn erst den weiteren Kreisen, der Oeffentlichkeit vermittelt. Wo die Ehe eine wahre, eine geistig ebenbürtige und sittlich vollgültige ist, da weben stets zwei Personen in den vornehmsten Gedanken und Gesinnungen des Mannes — er selbst und seine Frau. In diesem hohen und reinen Sinn werden auch alle ächten Ehefrauen mitvertreten sein im Parlament, wenn der Ehemann darin sitzt. Allein nicht bloß Mann und Frau, das „ganze Haus" wirkt, in seinen Gliedern gegenseitig sich bestimmend, zusammen als eine moralische Gesammtpersönlichkeit. In dem „ganzen Haus" ist auch gar mancher Junggesell, gar manche Jungfrau eingeschlossen, die als Verwandte oder Geschäftsgehülfin Unterkunft bei der Familie gefunden haben. Es gehört selbst das Gesinde dazu, worunter ich freilich nicht solche Knechte und Mägde verstehe, die auf jeden Georgi und Michaeli in einen andern Dienst laufen. Sie alle werden insbesondere mitvertreten sein in dem Familienvater. Dabei mag man freilich auch ermessen, welches politische Gewicht in der Idee des Wiederaufbaues des „ganzen Hauses" liegt, wie ich dieses im zweiten Buche gezeichnet habe, halb als eine Ruine der Vergangenheit, halb als das Zauberschloß einer besseren Zukunft. Endlich gibt dann doch der Besitz einer Familie, wofern nur die

Ehegesetze die rechten sind, in noch weit höherer Weise eine Gewähr für die bürgerliche Gediegenheit des Volksvertreters und für sein natürliches Interesse an der Erhaltung des Staates als der bloße Besitz von Grundeigenthum.

Dieß ist also die einzige vernünftige politische Emancipation, welche die Frauen noch anzustreben haben: die durchgreifende Berücksichtigung der Familie im Staate. Die Emancipation der Frauen ist kurzweg zu verdeutschen in die „staatliche Anerkennung der Familie".

Der Gedanke, daß nur als Familienglied auch der Mann im Staate erst vollständig „seinen Mann stelle", schaut unstreitig auch aus dem seltsamen Antrage auf Einführung einer „Hagestolzensteuer" hervor, der vor einigen Jahren in mehreren deutschen Kammern eingebracht wurde. Dort haben die Antragsteller gewiß an den Spruch gedacht: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'." Es wäre aber doch sehr lustig, wenn man heutzutage, wo alles, was wir besitzen und thun, bereits besteuert ist, die Leute nun auch noch besteuern wollte für das, was sie nicht sind, nicht besitzen und nicht thun. Der Staat soll allerdings mit allen Mitteln dahin wirken, daß die furchtbare Zahl der von jedem Familienleben losgerissenen Einzelexistenzen, der Träger des proletarischen Geistes, verringert werde. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesen vereinzelten Leuten und einem Hagestolz. Ein Hagestolz kann ebensogut in einer Familie leben und wirken wie eine alte Jungfer. Nur die Familie repräsentiren kann er nicht, das kann allein der Hausvater und Eheherr. Der Staat soll so wenig einen Prohibitivzoll auf die Ehelosigkeit als eine Prämie auf's Heirathen setzen. Nur die Ueberzahl familienloser, keinem Hause angehörender Sonderinteressen soll er beschränken. Das wird aber geschehen, wenn die Idee des „ganzen Hauses" wieder zu höheren Ehren, und die Macht der Familie zur vollen politischen Anerkennung kommt*).

*) Der humoristische Einfall einer Hagestolzensteuer führt zu an-

Selbst die freiesten Frauen, die in Gedanken für einen gleichen Beruf mit den Männern schwärmen, ahnen in der Regel den inneren Widerspruch, wenn es gilt, hier zur That zu schreiten. Zur Candidatur für die französische Nationalversammlung von 1848 wurde von Männern Frau Dudevant, George Sand, vorgeschlagen. Aber mit dem natürlichen Takt eines Weibes wies die berühmte Dichterin, die man doch wohl für sehr freigesinnt, für sehr fehdelustig gegen die überlieferten Sitten halten mußte, das unsinnige Ansinnen der Männer entrüstet zurück.

Dem natürlichen Taktgefühl, dem angebornen Conservatismus der Frauen muß man eben zu Hülfe kommen, indem man in der erhöhten Anerkennung der Familie zeigt, daß man den weiblichen Beruf im Hause versteht und politisch würdigt. Ignorirt aber

dern und zwar sehr ernsten steuerpolitischen Erwägungen. Man strebt gegenwärtig eifrigst, die Steuern gerecht zu vertheilen und sucht auf's gründlichste das feste und wechselnde Einkommen jedes Staatsbürgers zu ermitteln, auf daß seine Steuerpflicht genau seiner Steuerkraft entspreche. Allein wenn ein Junggesell 6000 Mark jährlich einnimmt und ein Vater von sechs unversorgten Kindern gleichfalls 6000 Mark, so ist Jener doch weit „steuerkräftiger“ und müßte weit stärker zur Steuer herangezogen werden als Dieser. Beide zahlen aber die gleiche Steuer und das ist gar nicht gerecht. Die erste Gundbedingung eines gerechten Steuergesetzes ist die Berücksichtigung der Familienverhältnisse der Steuerzahler. Bei der Miethsteuer springt die hier waltende Ungerechtigkeit am klarsten in's Auge. Vermag man den oft sehr verschleierten Erwerb und Besitz jedes Bürgers an's Licht zu ziehen, damit, wie man sich anmuthig ausdrückt, auch nicht die kleinste Summe „durch die Maschen des Steuernetzes schlüpfe“, dann wird es der Staatsgewalt doch viel leichter sein, auch den Familienstand jedes Bürgers und die hiermit verbundenen Versorgungspflichten festzustellen. Die Gerechtigkeit der Rücksichtnahme auf diese Pflichten bei der Schätzung der Steuerkraft sieht wohl Jeder ein. Allein man fürchtet die weiteren Consequenzen. Unser moderner Staat blickt fast durchweg nur auf die Individuen, nicht auf die Familie. Wird er letzteres einmal thun, und er wird es thun müssen, dann ist ein Neubau des ganzen Staatsgebäudes aus den Fundamenten unvermeidlich. (1881.)

der Staat die Familie, dann legt er selber ja den Frauen die Frage in den Mund, ob sie denn eine vollkommene Null im öffentlichen Leben für alle Ewigkeit sein und bleiben sollen?

Wer dem Gedanken der in der Familie vermittelten politischen Stellung der Frauen weiter nachgeht, dem wird dadurch auch ein neues Licht aufgehen über die grenzenlose Halbheit in unsern bisherigen Zusammensetzungsarten der Volksvertretung.

Die Censustheorie z. B. wägt die Stimme des Einzelnen zur Volksvertretung nach der Summe des Beitrags, den derselbe durch seinen Besitz und Erwerb zum Nationalvermögen leistet. Da müßte aber doch wahrlich die Frau des armen Kleinbauern oder Handarbeiters, noch mehr die selbständige Taglöhnerin, die Künstlerin &c. ebensogut ein Stimmrecht haben wie der Mann. Beide treiben das gleiche Geschäft, erwerben, besitzen, *selbständig*, stehen in der Bildung auf wesentlich gleicher Stufe. Warum läßt man solche Frauen nicht mitwählen zum Parlament? Auf die Frage muß die Censustheorie schlechterdings die Antwort schuldig bleiben. Nur aus Instinkt, der Ueberlieferung folgend, handelt man gescheidter als man in der That ist, und schließt die Frau ohne Grund von der Wahl aus. Denn wollte man zugestehen, daß die Frauen um deßwillen nicht mitwählen, weil die Volksvertretung ja nicht ein Abbild der Einzelnen in der Nation darbieten soll, sondern das verkleinerte Bild *aller natürlichen Organismen* der Volkspersönlichkeit, und folglich die Frauen ja schon vertreten seien in dem Organismus der Familie — so würde damit die Censustheorie sich selber den Hals brechen, denn nur indem sie die politische Bedeutung dieser natürlichen Organismen läugnet, besteht sie.

Nur eine ständische Wahlform verträgt sich mit dem Erkennen und Anerkennen der Familie. Darum hat sich der einseitige moderne Constitutionalismus auch niemals sonderlich mit der Lehre von der Familie befaßt; man geht nicht ohne Noth auf's Glatteis, und aus der Idee der Familie wächst die Idee der natürlichen Stände auf.

Man rechnet z. B. aus, daß die ritterbürtigen großen Grund-

besitzer einer Provinz etwa nur ein Zwanzigstel von sämmtlichem Grund und Boden ihres Landstriches inne haben und demgemäß besteuert sind, und folgert nun hieraus, daß es doch schreiendes Unrecht sei, solcher Zwanzigstels=Minderheit ein gleiches Gewicht im Landtag einzuräumen wie der neunzehnfach mehr steuernden Mehrheit der übrigen Grundbesitzer. Vom Standpunkt der reinen Censustheorie ist diese Folgerung ganz richtig. Ich frage dann nur immer wieder, woher man das Recht leitet, die selbständig erwerbenden Bäuerinnen und Taglöhnerinnen, noch mehr die sogar selbständig steuernden Putzmacherinnen, Lehrerinnen und Sängerinnen vom Wahlakt auszuschließen? Entweder stellt die Volksvertretung die gesammte Volkspersönlichkeit nach der Gliederung ihrer natürlichen Organismen dar — (und dies ist das einzige Mittel, die Proportionen des Urbildes auch auf das Abbild richtig zu übertragen) — oder sie ist bloß aus den erwerbenden und besitzenden Individuen gegriffen, wobei man davon absieht, das Volk als ein organisches Ganze, eine Persönlichkeit zu fassen. Im ersteren Falle gehört der Stand wie die Familie zu diesen natürlichen Organismen; nnd mit demselben Recht, womit man die Familie als solche vertreten sein läßt in den Männern, läßt man die ritterlichen Grundbesitzer gesondert wählen neben den Kleinbauern und wägt beide Gruppen als sociale Mächte im Ganzen, nicht aber zählt man die Köpfe ihrer Mitglieder im Einzelnen. Wer aber bloß die steuerzahlenden Individuen abschätzt und zählt, der hat gar kein Recht, die steuerzahlenden selbständigen Frauen zu übergehen. Sowie er es aber damit rechtfertigt, daß er die Frauen als nur in der Familie zählend gelten läßt, wird er seinem eigenen Principe untreu und steht schon mit einem Fuß auf dem ketzerischen Boden der organischen Gliederung der Volkspersönlichkeit.

Die vereinzelten, familienlosen Frauen, namentlich der arbeitenden Klassen, werden in Zukunft den Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten. Ihre Zahl droht sich in geometrischer Steigerung zu vermehren, während die Zahl der in der Familie wirkenden Frauen nur in arithmetischer wächst.

Nicht von der zunehmenden Ehelosigkeit spreche ich, sondern von der wachsenden Familienlosigkeit. Was nützt aller Beweis, daß der Beruf des Weibes in der Familie gegeben sei, wenn Tausende von Frauen keine Familie mehr finden können, die sie aufnimmt? Die Familie schließt sich, namentlich im wohlhabenden Bürgerthum, immer enger ab; lieber miethet der moderne Hausvater drei wildfremde Mägde, als daß er ein einziges armes Bäschen in seine Familie aufnähme.

So sehen sich unzählige Frauen in einen Zustand versetzt, welcher vollkommen dem des socialen Proletariats entspricht. Sie sind berufslos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände.

Vom Stricken und Spinnen kann auch das genügsamste weibliche Wesen kaum mehr leben. Der Kreis der von Frauen selbständig betriebenen Geschäfte hat sich zwar nach andern Seiten bedeutend, ja übermäßig erweitert, aber dennoch ist er viel zu klein für die täglich wachsende Masse vereinzelter verdienstloser Frauen. Hier bildet sich eine Gruppe der stillen und verschämten Armuth, deren Elend auf ganz eigenthümlichen und neuen Voraussetzungen beruht. Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen, wie bei dem männlichen Arbeitervolk; sie machen auch keine Aufläufe und bauen eine Barrikaden. Sie verhungern und verkommen ganz in der Stille, und ihr Nothschrei stört nicht die behagliche Verdauung dinirender und soupirender Minister. Gott allein siehet ihr verschwiegenes Dulden. Auch daran möget ihr erkennen, wie die Entsagung die eigentliche Pfahl= und Herzwurzel ist von dem natürlichen Conservatismus des Weibes.

In der Verzweiflung haben sich viele vereinzelte Frauen

allerlei neue Hantierungen vom Zaune gebrochen, die oft nur halb Gewerb, halb Bettelei sind. Soll man es nun gestatten, daß auf solche Existenz hin die Frau sich etwa mit einem ähnlich proletarischen Mann verheirathet? Geben zwei halbe Existenzen zusammen eine ganze? Ich glaube nicht. Ein familienhaftes Haus wenigstens werden sie gewiß nicht geben, und ein familienloses Haus ist schlimmer als gar keines.

Als in den dreißiger Jahren der vielbesprochene „Donner der Julikanonen" nur insofern an der Spree widerhallte, daß die Berliner Schneidergesellen Krawall machten wegen der Schneidermamsellen, lachte man über diesen Contrast großer Ursachen und kleiner Wirkungen. Ich glaube aber, es steckt eine dräuendere revolutionäre Zukunft hinter dem Krieg der Schneidergesellen gegen die Schneidermamsellen als hinter der ganzen Julirevolution. Denn die Noth der Familienlosigkeit und der weiblichen Beruflosigkeit zeigt sich hier zusammengekoppelt mit der Angstfrage des Proletariats.

Die einfachen Hantierungen der Fabrikarbeiterinnen entsprechen noch allenfalls dem Begriff einer untergeordneten weiblichen Gewerbthätigkeit. Sie sind bloß eine Arbeit, kein Beruf, sie erheischen kein meistermäßiges Erlernen und drängen das Weib nicht, gleich so mancher anderen Arbeit, aus den Schranken ihres Geschlechts. Sieht man aber die von der verdorbenen Luft, dem Staub und Maschinenöldunst der Fabriksäle gebleichten Gesichter dieser Arbeiterinnen, die gekrümmten Gestalten kaum entfalteter Jungfrauen, und erwägt dabei die sittlichen Folgen eines derartigen massenhaften Zusammenlebens vereinzelter Bursche und Mädchen, dann möchte man es wahrlich nicht auf sein Gewissen nehmen, die Fabriken als Zufluchtsstätten für beruflose Frauen besonders zu empfehlen.

Es haben ehrenwerthe Fabrikherrn wohl ein sittlich veredelndes Vereinswesen unter ihren Arbeitern begründet, welches den Männern ein Stück des Hauses ersetzen kann: die volle Familie niemals, den Frauen aber gar nicht. Was auf der einen Seite

durch die Fabriken gewonnen wird, indem eine große Zahl von Frauen dort wenigstens Arbeit und Unterhalt finden, das kehrt sich andererseits wieder zum Schaden, denn hunderte von Frauen, die, wenn sie ihren Eigenwillen opfern wollten, ächt weiblich einer Familie dienen könnten, gehen, um frei und fessellos zu sein, in die Fabrik. Dadurch wird aber der Geist der Familienlosigkeit selber wieder gehegt, der eben darin wurzelt, daß Jeglicher sein eigener Herr zu sein begehrt, und nicht erkennt, daß es höher ist, seinen Eigenwillen vor der großen sittlichen Institution der Familie zu beugen. „Eines Andern Knecht soll Niemand sein, der für sich selbst kann bleiben allein." Der Vers ist nicht für Frauen gemacht. Er war der Wahlspruch des Paracelsus, und ein Mann wie Paracelsus durfte wohl ein so stolzes Wort im Munde führen. Heutzutage aber will es ihm jeder Esel nachsprechen, der doch nichts weniger als ein Paracelsus ist.

Es gibt viele familienlose Frauen, die, wie man sagt, „von ihrem Gelde leben können." Sie verkümmern aber auch als mit sich selbst zerfallene alte Jungfern. Sie stehen vereinsamt und ohne Beruf. Ich möchte sie dem aristokratischen Proletariat vergleichen. Ihr Geschlecht und ihre Stellung verbietet ihnen geschäftsmäßig zu arbeiten. Sie verzehren ihre Renten als unsers Herrgotts Tagediebe. Viele dieser Frauen üben Werke der Mildthätigkeit, um nur überhaupt etwas zu thun. Das ist gewiß ein heiliger Beruf für Frauenhand, und Gott wird ihnen vergelten. Aber ein voller, ganzer, das Weib erfüllender Beruf ist es doch noch nicht, und ich glaube, viele von diesen in wohlhäbiger Unabhängigkeit lebenden Frauen beneiden manchmal eine arme Dienstmagd, der es vergönnt war, unter Müh und Plage sich in eine Familie einzuleben, die Kinder aufziehen zu helfen und liebzugewinnen, als wären sie ihr eigen Fleisch und Blut, und mit ihrem harten Stück Brod unvermerkt auch den Frieden eines weiblichen Berufs im Hause zu finden. Es ist wohl das fürchterlichste Ding, beruflos, ziellos ein Pflanzendasein zu leben, und sei es auch ein üppiges, und es gehört die ganze natürliche Entsagungskraft,

der Duldermuth einer Frau dazu, um bei einem solchen Dasein nicht aus der Haut zu fahren.

Als man den Kreis der Familie auch in den Städten noch weiter zog und eine wenn auch entfernte Base nicht vereinsamen ließ, so lange noch ein Platz am Tische und eine Schlafstätte noch in den Dachkammern vorhanden war, da fanden solche arme Wesen nicht nur eine Häuslichkeit, sondern auch einen Beruf in der Familie, der sie nahe standen und als natürliche Hausgenossen einverleibt waren. Das ist anders geworden, wie ich im Kapitel vom „ganzen Hause" zeigen werde. Aber muß es anders geworden sein?

Das Volk hält jede häßliche Frau vorweg für eine gute Haushälterin. In den gebildeteren Kreisen ist man jetzt versucht, jede häßliche Frau vorweg für eine Schriftstellerin oder für eine Gouvernante zu halten. Eine häßliche Frau ist in der Regel auch eine Verbissene, Verbitterte, Gekränkte. Und in der That ist die überwiegende Zahl der modernen Schriftstellerinnen lediglich durch Verbitterung über die Verschrobenheit ihrer Stellung in Familie und Gesellschaft, wozu sich noch der Fluch der raffinirten Ueberweiblichkeit gesellt haben mag, zur Schriftstellerei getrieben worden. Groll und Trotz gegen Gott und die Welt war oft genug die einzige Begeisterung, welche sie an's Werk trieb, und doch — wie gemäßigt haben die meisten geschrieben gegenüber unsern im Weltschmerz unter den Literaten gegangenen Männern! Der sociale Roman ist seit Johanna Schopenhauers Tagen äußerst fleißig von Frauen angebaut worden. Damen aber, welche solche Romane schrieben, um der Gesellschaft Fehde anzukündigen, haben dies meist nur im Sinne eines veräußerlichten Aristokratismus gethan. Bettler sollen Fürstenbrüder werden, — aber die Verbrüderung muß jedenfalls im Salon und mit Anstand vor sich gehen.

Neben den Schriftstellerinnen stehen die Gouvernanten. Die Frau soll erziehen; das beste Theil unserer Erziehung haben wir Alle wohl von Frauen erhalten. Soll aber die Frau auch lehren und ein Gewerb aus dem Lehramt machen?

Sie soll lehren in der Familie. Sowie sie öffentlich lehrt,

treten dieselben Gefahren ein, wie bei der öffentlichen Kunstübung der Frauen, und wenn die Frauen massenhaft dem Lehramt zuströmen, wenn es sich gleichsam von selbst versteht, daß jedes häßliche und nicht allzureiche Mädchen aus guter Familie Lehrerin wird, dann ist damit bereits ein krankhafter Zug in der ganzen Physiognomie des weiblichen Geschlechtes angezeigt.

Diese Gruppe vereinzelter Frauen ist um so gefährlicher, weil sie in der That einen ächt weiblichen Beruf üben, nur nicht in weiblicher Art; weil auch am Ende weniger die Erscheinung an sich als die Massenhaftigkeit ihres Auftretens den Staatsmann stutzig machen muß.

Auch hier tritt immer wieder die Frage, wie die Familie diese tausend durch den weiblichen Lehrberuf sich absondernden Elemente auf's Neue an sich ziehen könne, als die eigentliche Frage der „Nutzanwendung" für den Staatsmann in den Vordergrund.

Auf die verschobene Stellung der beiden Geschlechter zu einander übt das weibliche Erziehungswesen den entscheidendsten Einfluß. Ein Unterrichtsminister würde zwar gewiß darüber lachen, wenn man ihm sagte, daß das Studium des Gegensatzes von Mann und Weib speciell in sein Departement einschlage; es hat aber doch seine Richtigkeit. Zur gerechten oder verfälschten Herausbildung jenes Gegensatzes, in dem die Gesundheit und Dauerbarkeit der Familie beruht, wirkt die Erziehung auf's Entschiedenste mit.

Ich verwies oben bereits auf den Einfluß der Dorfschulen, wo Mädchen und Buben bis zur Confirmation auf denselben Schulbänken sitzen.

So treibt die Ueberweiblichkeit der feinen Welt in der Töchtererziehung dieser Kreise ihre erste tiefe Wurzel. Wo ein Mädchen schon mit dem ABC-Buch auf den Isolirschemel einer aparten weiblichen Bildung gestellt wird, da ist es kein Wunder, wenn die erwachsene Dame zuletzt vor lauter Weiblichkeit zu Grunde geht.

Die erste Erziehung gehört der Frau, aber — in der Familie. Vornehme Damen schicken ihre kleinen Mädchen, wann

diese kaum ordentlich laufen können, häufig bereits in eine weibliche Pension, nicht um sie besser erziehen zu lassen, sondern um sie los zu werden. In einem Lebensalter, wo das Kind noch rein in der Zucht des Hauses stehen sollte, wird hier bereits die künftige Dame in ihm vorgebildet. Gegenüber solchen Müttern erscheint mir der berühmte Strauchdieb Matthias Weber, weiland Zeit- und Ruhmesgenosse des Schinderhannes, immer als ein höchst respectables Gegenbild. Als Weber vor seiner Hinrichtung gebeichtet hatte, sagte er zu dem Beichtvater, nun habe er nur noch einen Herzenswunsch: nur eine kleine Weile möchte er frei sein, um — noch einmal etwas recht Großes stehlen zu können! Als ihm der Beichtvater staunend diesen letzten Wunsch verwies, erwiederte der Räuber: „Ja, das wollt' ich, ich würde das Geld nehmen und dafür mein armes Kind erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen!" Der Spitzbube hatte noch väterliches Gefühl; er hätte bei besseren Verhältnissen sein Kind gewiß nicht in ein Pensionat geschickt, um es los zu werden.

Die Tochter soll, noch weit entschiedener als der Sohn, möglichst lange in der elterlichen Familie gehalten werden, denn wenn sie auch nebenbei in die Schule geht, ihre Hochschule wird immer das elterliche Haus sein.

Die ausschließliche Bildung durch Privatunterricht, die vorzugsweise bei den Töchtern eingerissen ist, läßt zwar das Kind im Hause, trägt aber auch von der andern Seite zu der bei dem weiblichen Geschlecht so verfänglichen Vereinzelung der Persönlichkeit und des Geschlechtes bei. Ueberall liegen hier Keime, aus denen später die Ueberweiblichkeit aufsproßt.

Auch in den Städten sollte man die Mädchen bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre durchaus in die Volksschule schicken, seien ihre Eltern so vornehm wie sie wollen. Die Kinder werden hier von den Kindern gemeiner Leute zwar manche Rohheit lernen, sie werden aber auch vor der Ziererei überweiblicher Art gründlich bewahrt und erhalten Auge und Sinn für des Volkes derbe und kräftige Natur. Es liegt ein unberechenbarer Gewinn für die

Charakterbildung der Männer und Frauen der höheren Kreise darin, wenn sie wenigstens in der Schule mit der Gesammtheit der Kinder aus dem Volke auf einer Bank gesessen und mit den barfüßigen Kameraden und Gespielinnen unter dem gleichen Kriegsrecht des Bakels gestanden haben.

Die Mädchen erhalten hier auch wenigstens noch männliche Schulmeister und keine weiblichen „Erzieherinnen". Sie sollen den Ernst und die harte Disciplin einer öffentlichen Volksschule durchkosten, als Präservativ gegen die Ueberweiblichkeit.

Das Weib kann die mannigfachsten Bildungsstoffe in sich aufnehmen; es kann in der Kunst und Wissenschaft festen Fuß fassen, und sofern es dadurch nur dem weiblichen Hauptberuf, welcher der Familie gehört, nicht untreu wird, mag eine solche anspruchslose und feine männliche Bildung auch dem Weibe ein köstlicher Schmuck werden. Dieses Ausnahmeverhältniß aber wird in den meisten weiblichen Erziehungsanstalten zur Regel verkehrt. Geradezu auf der Grundlage der Wissenschaft und Kunst soll hier das Mädchen erzogen werden. Und es ist das noch nicht einmal die männlich ernste, strenge Kunst und Wissenschaft, in welche mühsam einzudringen schon allein zur Zucht des Geistes wird, sondern bei der weiblichen Erziehung ist ein bloßes Dilettantenwesen mit Musik, Malerei und Poesie obenauf, die Sprachbildung zielt nicht auf die logische Zucht der Erkenntniß der Sprache und ihrer Gesetze, sondern auf ein renommistisches Parliren. Wenn dazu der Unterricht in allen möglichen Wissenschaften von Frauen ertheilt wird, die selbst niemals Gelegenheit hatten, die festen Fundamente eines streng wissenschaftlichen akademischen Studiums zu legen, was soll da anders herauskommen als eine Oberflächlichkeit, die zur ächten Zucht des Geistes zu wenig und zur Bewahrung der naiven natürlichen Frauenart viel zu viel ist? So fängt denn der Blaustrumpf bereits im Institute an, und jene specifisch weibliche Literatur der glänzend lakirten Oberflächlichkeit hat hier ihre wahre Universität gefunden.

Man spricht von der strengen Häuslichkeit, dem festen Cha-

rakter der Mütter und Frauen der guten alten Zeit, und im ehrenden Gedächtniß an sie nennt man den natürlichen Scharfblick, die natürliche Gesundheit und Schlagfertigkeit des Urtheils „Mutterwitz" — als den von der Mutter ererbten Witz. Diese Frauen mit den vollen ehrwürdigen Gesichtern in den großen steifen Halskrausen, die Frauen, von denen wir den Mutterwitz geerbt, hatten aber auch ganz andere weibliche Erziehungsanstalten durchzumachen als unsere Pensionen und Institute, in denen gemeinhin der Mutterwitz todtgeschlagen wird.

In der „Christlichen Kirchenordnung" des Landes Braunschweig-Wolfenbüttel vom Jahre 1543 finden wir einen Abschnitt „Von der Jungfrouwen Scholen", der uns ein höchst anschauliches Bild von den „Dameninstituten" des sechzehnten Jahrhunderts gibt. Die Jungfrauen sollen in diesen Schulen lesen und schreiben lernen und zwar ziemlich bedächtig, nämlich „allein lesen" in einem bis zwei Jahren. Dann lernen sie Psalmen singen, lernen den Katechismus und ein gutes Stück der Bibel auswendig. „Wer seine Jungfrauen mehr will lassen lernen, der lasse sie auch mit dem Schreiben lernen, geschriebene Briefe zu lesen" u. s. w. wie es naiv genug heißt.

Wenn die Schulstunden der Mädchen vorüber sind, dann „sollen sie bei ihrer Mutter sein zu Haus', sollen etwas lesen, und lernen von ihrer Mutter tüchtig haushalten und was dar mehr zu gehöret. Man soll ihnen auch nicht zu viel auflegen, Maß ist zu allen Dingen gut. Man lasse die kleinen Kinder zu Zeiten auch spielen, daß sie darnach desto fleißiger zum Studiren wieder ankommen."

Auch über die religiöse Erziehung in den Jungfrauenschulen redet die Schulordnung Dinge, die heute noch nützlich zu hören sind. Da heißt es unter Anderem: „Salomon am Ende seiner Sprüche sagt, daß es nicht genug ist: wenn eine Hausfrau schön ist, so sie nicht auch gottesfürchtig ist: die nach Gottes Worte Gott allezeit in allen ihren Geschäften vor Augen hat. Gottlose Mütter fragen nichts nach Gott, das heißt nach Gottes Wort,

darum halten sie auch ihre Knechte und Mägde nicht zu Gottes Wort und ziehen gottlose Kinder auf. Aber aus solcher Jungfrauen-Schule können wir viele Hausmütter kriegen, die mit Gottes Wort zu Gottes Furcht gehalten sind, die gedenken bei Christo zu bleiben, in welchem sie getauft sind, die halten nachgehends ihre Kinder und Gesinde auch zu Gottes Wort" . . . „Von solchen Hausmüttern, die Gott fürchten, wird nachmals die Stadt besetzet mit ihren Kindern, die fromme Bürger und Bürgerinnen werden, und kommt von ihnen ein edel Geschlecht, die Kinder Gottes werden durch den Glauben an Jesum Christum bis zum jüngsten Tag: darum wollen wir traun solche Jungfrauen-Schulen nicht versäumen, sondern in Ehren halten."

Diese Jungfrauen-Schulen hatten auch damals schon eine „Jungfrauen-Schulmeisterin", obgleich die alte Zeit weit bedenklicher war als die unsrige in der Zulassung der Frauen zum Lehramt, und schon Karl der Große wollte, daß nicht Frauen, sondern Männer die Mädchen erziehen sollten. Allein die „Jungfrauen-Schulmeisterin" sieht dann doch ganz anders aus als die moderne „Erzieherin". „Zu dieser Schule soll man vorschaffen eine ehrliche Matrona, die wohl lehren kann und mit den Jungfrauen wohl und vernünftig kann umgehen, die Gottes Wort liebt und gern in der Bibel sonst was gutes lieset." Aus dem Nonnenkloster geht die Jungfrauen-Schule hervor, darum fordert man zuerst eine Matrone zur Schulmeisterin, und zwar, da das Kloster wie die Jungfrauen-Schule im Sinne der Zeit nur die häusliche Erziehung ergänzen soll, wo möglich eine verheirathete oder verwittwete, keine alte Jungfer. Joh. Ludw. Vives in seiner damals als klassisch anerkannten Schrift „de institutione christianae foeminae" fordert sogar, daß der Mädchen-Schulmeister verheirathet sei und obendrein, daß er womöglich eine schöne Frau habe — „ita demum in alienas minime exardescet."

In diesen Jungfrauen-Schulen erkennen wir erst recht die ehrsamen Hausfrauen, wie sie uns von den Bildern Dürer's, Holbein's und Kranach's hellen Auges entgegenschauen, und in

den modernen Pensionaten und Instituten mögen wir die Damenköpfe unserer Almanachkupfer und Modejournale erkennen.

Mit allen diesen Erörterungen über die politische Vertretung der Frauen durch eine erweiterte Anerkennung der Familie, dann über die vereinzelten Frauen und damit zusammenhängend über die Erziehung zur Ueberweiblichkeit habe ich also nur verschiedene Folgen der Einen Thatsache dargelegt, daß der Beruf der Frauen überall in der Regel nur ein in der Familie vermittelter sein könne.

Diesem Centralsatze sind aber überhaupt alle Untersuchungen über Wesen und Natur der Frauen zugewandt. Er ist der geheime Kern aller im Vorhergehenden aufgestellten Thesen über den Geschlechtsgegensatz. Er führt uns auch hinüber zu dem nächsten Buche, welches von dem Ideal und der Reform des Hauses und der Familie handelt.

Wo aber bleibt die Nutzanwendung?

Was soll man denn beginnen mit den vereinzelten Frauen? Wie soll man die täglich wachsende Heerschaar Derjenigen mindern, die ohne ihr Verschulden losgelöst sind von der Familie, hinausgestoßen, einsam dastehend in der eigensüchtigen, wirr bewegten Welt, beruflos, mittellos, oder doch wenigstens von vornherein ohne Gnade verdammt zu einem verfehlten ziellosen Leben? Was soll man mit diesen Aermsten anfangen? Soll man sie in Nonnenklöster sperren? in Pfründnerhäuser einkaufen? barmherzige Vereine aus ihnen organisiren? soll man die Wittwenkassen erweitern, Lebensversicherungen für Schwestern und Basen gründen, die voraussichtlich alte Jungfern werden? soll man die Ueberzahl der familienlosen Frauen über's Meer nach Australien schicken? soll man sie todtschlagen?

Mit einem Sturme solcher Fragen wird der Socialpolitiker leicht vom praktischen Staatsmann übergossen. Er gibt aber auf so viele Fragen ganz kaltblütig nur eine einzige Antwort: „Beginnen“ soll man mit der ganzen Legion der vereinzelten Frauen gar nichts. Man soll sie ihrer Wege gehen lassen nach wie vor. In allen den eben aufgeworfenen Fragen mögen gute Aushülfen

für einzelne Fälle liegen — nur das Todtschlagen will ich nicht empfohlen haben — allein für den Krankheitszustand als Ganzes und in seiner Wurzel ist durch solche örtliche Linderung noch nichts gewonnen.

Man will aber helfen, augenblicklich helfen! — Ja man mag augenblicklich helfen, aber die Frucht wird sich frühestens zeigen binnen heute und fünfzig Jahren — gerade wie bei der „Reform der Gesellschaft“. Wer in solchen Dingen sogenannte praktische Rathschläge begehrt, wundersame Geheimmittel, die von heute auf morgen wirken, der möge bedenken, daß in der Regel nur der Idealist oder der Charlatan derlei praktische Rathschläge in socialen Fragen gibt: der besonnene, ehrliche, gründliche und praktische Mann glaubt auch hier an keine Universalpillen.

Aber soll man denn solche Krankheitszustände ganz sich selber überlassen?

Gewiß nicht. Der Verfasser, welcher ein ziemlicher Ketzer im Glauben an die medicinische Facultät ist, befolgt für seine Person bei Unpäßlichkeit das Selbstheilverfahren der Hunde, die sich lediglich durch Fasten, heftige Bewegung und Schlafen curiren und ist dabei so wohl gefahren, daß er seit seinen Kinderkrankheiten — unberufen! — für den Dittersdorfischen Doctor und Apotheker mehr Geld ausgegeben hat als für den wirklichen. Er glaubt auch, daß alle vernünftigen Heilmittel keinen andern Zweck haben können, als eine oder mehrere der Wirkungen dieser drei Naturhülfen künstlich zu erzielen.

Die Naturhülfen müssen wir auch für das sociale Heilverfahren aufsuchen. Die Rückführung der vereinzelten Frauen zur Familie wird nur dann erfolgen, wenn die ganze Nation wieder tiefer durchdrungen sein wird von dem Geiste der Familienhaftigkeit. Einen solchen „Geist“ citirt man aber nicht wie ein Gespenst durch ein Zauberwort mit etwas social-politischem Hocuspocus. Man kann ihn nur entzünden — langsam und allmählig — bei den Einzelnen, man kann durch ein treffendes Wort den Leuten klar machen, was sie wohl geahnt und gefühlt,

aber nicht auszusprechen gewußt haben, man kann solchergestalt allmählig eine stille Gemeinde der Gleichgesinnten stiften, und in Jahr und Tag, wann vielleicht längst unsere Kinder an unsere Statt eingerückt sind, wird der ursprüngliche zündende Funke zu einem hellen Feuerschein geworden, der Geist wird in allem Volke „entzündet" sein. So zu wirken soll der Stolz, aber auch zugleich die Selbstbescheidung des Socialpolitikers sein.

Meine Antwort, wie man die vereinzelten Frauen ins Familienleben zurückführen solle, war darum in sehr wenigen Worten gegeben, sie folgt aber auch noch in vielen. Denn das ganze nunmehr folgende Buch vom „Haus und der Familie" ist eigentlich auch eine Antwort darauf. Dort habe ich nämlich meine Ansicht über das Urbild der Familie, über ihren Verfall und Wiederaufbau niedergelegt. Ich habe wiederum viele einzelne praktische Rathschläge angedeutet, aber kein einziges Universalmittel. Den Geist der Familienhaftigkeit wünschte ich zu entzünden durch dieses Buch, und wenn mir dieß gelänge bei einigen Wenigen, Gleichgesinnten, wenn ich nur ein Dutzend deutscher Männer und Frauen bewegen könnte, die verklungene Idee des „ganzen Hauses" wieder in sich aufleben zu lassen, dann würde ich mich glücklich preisen, mit diesem Buche einen großen praktischen Erfolg gewonnen zu haben. Mit dem Geiste der Familienhaftigkeit werden die Frauen nicht mehr fessellos und persönlich eigenherrisch ins Weite schweifen wollen; sie werden ihre Seligkeit wieder darin finden, zu Hause zu bleiben. Die Familien selber aber werden sie dann auch wiederum nicht mehr von sich stoßen, sie werden es Gott danken, die natürlichen Genossen des Hauses statt gemietheten Volkes wieder in ihre Mauern einziehen zu sehen. Ein Jeder fange nur in seinem eigenen Hause an, dann wird die deutsche Familie bald reformirt sein.

Der Staat kann viel thun, er kann trefflichen Hebammendienst verrichten bei socialen Geburten, aber selber ein neues sociales Leben zeugen oder gebären kann er nimmermehr. Und gerade den allgemeinsten Urverhältnissen der socialen Erscheinungen

gegenüber ist der Staat am ohnmächtigsten. Wo es nicht für das deutsche Haus begeisterten Männern und Frauen gelingt, einen wahren apostolischen Glaubenseifer für die große sittliche und nationale Idee der Familie anzufachen, da wird es dem Staate nie und nimmer gelingen, die verschobene Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in die rechte Linie zu rücken.

Das deutsche Haus baut sich auf wie die gothische Kirche: von Innen nach Außen. So wird aus dem Innern der Familien heraus die Stellung von Mann und Weib wieder ins Loth gebracht werden müssen. Dann wird auch wieder herrlich erfüllt werden, was Goethe so wunderbar schön von dem Beruf der Frauen gesagt hat und was ich den ächten deutschen Frauen zur Erbauung, den modernen Damen aber zum Trutz als den rechten Zimmermannsspruch hierhersetzen will, da ich nun den letzten Balken zum äußeren Fachwerk meiner Familie aufgeschlagen:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung:
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!"

Zweites Buch.

Haus und Familie.

Erstes Kapitel.

Die Idee der Familie.

Der philosophische Mythus Platons, Jakob Böhme's und so manches anderen Denkers, daß in dem Urmenschen Mann und Weib in Einer Person vereinigt gewesen sei, findet seine praktische Deutung in der Ehe.

Die in ihre zwei Gegensätze gespaltene menschliche Gesammtpersönlichkeit sucht in der Ehe wieder einheitlich zu werden. In einem einzelnen Mann oder einer einzelnen Frau kann sich die Idee der Menschheit niemals vollständig darstellen. Ein Ehepaar gibt erst einen Mikrokosmus der ganzen Menschheit. Die Menschheit ist ausgegangen von dem „ersten Paar"; und wenn sie ausstürbe bis nur auf ein Paar, könnte sie doch wieder aufwachsen und blühend werden wie vorher.

Durch die leibliche und sittliche Verbindung von Persönlichkeiten der beiden Geschlechter zur Wiederherstellung des ganzen Menschen — die Ehe — entsteht die Familie. Denn mit jener Wiederherstellung des ganzen Menschen ist zugleich die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes gegeben, und die drei Elemente der Familie: Vater, Mutter und Kinder sind in ihr bereits vollständig vorausgesetzt. Die Familie ist darum der erste und engste Kreis, in welchem wir unser ganzes menschliches Wesen wiederfinden, uns in uns befriedigt und bei uns selbst daheim fühlen.

Sie ist die ursprünglichste, urälteste menschlich-sittliche Genossenschaft, zugleich eine *allgemein menschliche*; denn mit der Sprache und dem religiösen Glauben finden wir die Familie bei allen Völkern der Erde wieder.

Die Ehe und die Familiengründung ist der erste Ausfluß des hohen Urrechtes des Menschen: der *freien Persönlichkeit*. Bei dem Thiere verbinden sich die Geschlechtsindividuen gattungsmäßig und eben darum nur vorübergehend: bei dem Menschen verbinden sich die Personen für die ganze Lebensdauer. Wenn moderne Socialisten Staats-Kinderzeugungs-Anstalten an die Stelle der Familie setzen wollen, so heißt das nichts anderes, als die Bestialität an die Stelle der Menschlichkeit setzen. Um aber den Begriff der Familie logisch zu vernichten, muß z. B. Peter Leroux von einem Grundsatz ausgehen, welcher schon durch die bekanntesten physiologischen Thatsachen widerlegt wird: von dem Grundsatz: „die *Menschheit ist virtualiter in jedem einzelnen Menschen*. Die Menschheit ist der Mensch — der Mensch die Menschheit." Wir sagen umgekehrt: der einzelne Mensch kann nicht einmal für das verkleinerte Bild der Menschheit gelten, geschweige, daß er selbst die Menschheit wäre; die Menschheit ist erst im Bilde repräsentirt durch zwei Menschen, durch Mann und Weib, und wiederum nicht durch Mann und Weib in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrer Verbindung durch die Ehe zur *Familie*.

Die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts sagten statt des „Ehestandes" auch: der „*ächte Stand*". In der That ist er auch der Urstand: die Basis aller weitern Gesellschaftsentwickelung. Als die *Wiederherstellung des ganzen Menschen* weihet die Kirche den Ehestand und erkennt in ihm eine göttliche Einsetzung.

Man hat es katholischerseits den Protestanten als ein Inconsequenz vorgehalten, daß sie zwar ein für das ganze Leben bindendes Ehegelübde statuirten, dagegen ein gleiches Gelübde der Ehelosigkeit nicht wollen gelten lassen. In dem Ehegelübde ist aber eigentlich nur das *Urrecht* der menschlichen Persönlichkeit,

das Recht auf die Wiederherstellung des ganzen Menschen in der Vereinigung von Mann und Weib besiegelt und erfüllt; das Gelübde der Ehelosigkeit dagegen ist ein Verzicht auf dieses Urrecht. Der qualitative Unterschied beider Kategorien springt auch schon daraus hervor, daß eine auf Zeitdauer abgeschlossene Ehe eigentlich gar keine Ehe, ein logisches Unding ist, während sich eine auf Zeitdauer gelobte Ehelosigkeit recht wohl denken läßt.

Ich kann meine Persönlichkeit ganz und ungetheilt nur *einer* anderen Persönlichkeit darbringen, nicht aber einer Mehrzahl von Persönlichkeiten. Daher kann eigentlich nur aus der Monogamie eine wirkliche Ehe hervorgehen. Je reifer die Menschheit wird, um so allgemeiner wird die Monogamie.

Die Familie ist uns aber nicht bloß religiös, sondern auch social und politisch ein Heiligthum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die social-politische Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die nothwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwickelung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen.

Der Staat setzt die Familie voraus, aber er ist keineswegs, wie man so oft behauptet hat, die erweiterte Familie, noch ist der Organismus der Familie schlechthin ein Vorbild des Staatsorganismus.

Die Familie ist nur das natürliche Vorgebilde der Volkspersönlichkeit, d. h. der bürgerlichen Gesellschaft. Beide sind, gleichsam als Naturprodukte unserer geschichtlichen Entwickelung, bestimmt durch die Idee der Sitte; der Staat dagegen ruht auf der Idee des Rechtes. So verkehrt es daher ist, den Staat als eine erweiterte Familie zu betrachten, so verkehrt ist es, bei der Familie oder der bürgerlichen Gesellschaft nach der beiden Organismen zu Grunde liegenden Rechtsidee zu fragen. In dem Wesen beider liegt gar keine Rechtsidee, wohl aber kann und muß der

Staat die Familie wie die Gesellschaft hinüberziehen in seine Rechtssphäre. Aber auch dann noch betrachten wir mit gutem Grund das Familienrecht nicht als einen Theil des öffentlichen Rechtes, sondern des Privatrechts.

Es ist ein Zeichen der höchst niedrigen politischen Entwickelungsstufe des patriarchalischen Staates (der eben überhaupt nur annähernd für einen Staat gelten kann), daß hier wirklich der Staat als eine erweiterte Familie erscheint.

Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der Autorität und Pietät.

Die Familie steht unter der natürlichen Obervormundschaft der Eltern und speciell des Familienvaters. Diese Obervormundschaft ist ein Urrecht, in der Natur der Sache gegeben. Weil Vater und Mutter die Auctores, die Urheber der Familie sind, darum besitzen sie von selber auch die Auctoritas, die Macht der Autorität. Weil aber die Autorität die Gewalt des Urhebers ist, so ist sie andererseits gegründet auf die natürliche Liebe und Aufopferung des Erzeugers für sein Kind.

Ebenso steht der Mann zu seiner Frau in dem aus der Liebe hervorwachsenden Verhältniß der Autorität. Nicht gezwungen durch äußere Unterdrückung, sondern weil sie es ihrer Natur nach gar nicht anders kann und mag, tritt die Frau unter die Autorität des Mannes. So war es, seit die Welt stehet und so wird es bleiben. Die Frau gibt ihren Namen auf und nimmt den Namen des Mannes dafür hin; denn in diesem Namen allein ist zugleich der durch die langen Reihen der Generationen fortlebende Namen der Familie gegeben. Ohne den „Familien-Namen", der naturgemäß von der Frau das Opfer ihres eigenen Namens fordert, hätten wir keine Familiengeschichte. Die Familien-Namen sind jüngeren Datums als die Personen-Namen, weil das historische Gesammtbewußtsein sich erst auf einer späteren, das heißt höheren Culturstufe ausprägt. Der Bauer sagt: ich „heiße" Karl und

„schreibe mich" Huber; der Personen-Name gehört schon der Zeit an, wo man nur mündlich verkehrte, der Familien-Name kam erst als das Volk schreiben und lesen lernte.

Auch die Religion des Vaters wird für das Bekenntniß der Familie entscheidend; denn er ist der Repräsentant der Familie. Eine völlige Verschiedenheit der Religion beider Ehegatten kann gar nicht gedacht werden, denn eine solche Ehe würde von vornherein ihrem vollen Begriffe nicht entsprechen. Wo sie scheinbar vorkommt, da hat der eine oder andere Theil die Religion, welcher er dem Namen nach angehört, in der That bereits aufgegeben. Wohl aber wird z. B. Verschiedenheit der Confession innerhalb der gemeinsamen christlichen Kirche eine wahre Ehe nicht unmöglich machen. Es liegt dann aber im Begriff der Familie, daß alle Kinder der Confession des Vaters folgen, als des Hauptes, des Repräsentanten, des Namengebers der Familie. Ohne diese Voraussetzung kann wenigstens der historische Geist der Familie nicht aufrecht erhalten werden. Bei den Häusern der Fürsten und des hohen Adels, wo der historische Zusammenhang der Familie noch mit besonderer Sorgfalt gewahrt wird, gilt es daher als allgemeiner Grundsatz, daß die Confession des Familienhauptes, d. h. eben die historische Confession der Familie, maßgebend bleibe für alle Glieder der Familie. In Rußland, wo patriarchalische Zustände noch so tief in das sociale, religiöse und politische Leben eingreifen, müssen sich selbst die Schwiegertöchter des Kaisers bequemen, die Confession des Hauptes der kaiserlichen Familie anzunehmen.

Das Alles sind Ausflüsse des natürlichen Autoritätsverhältnisses in der Familie, für welche der Staat keine Analogie hat.

Schon bei der Aufstellung dieser einfachsten Begriffe der Familie öffnet sich vor uns ein wahrer Abgrund gewaltiger Consequenzen. Fragt mich Einer: warum bist du Protestant? so kann ich (wie mir dünkt ohne den Vorwurf der Oberflächlichkeit) nur antworten: weil mein Vater Protestant war. Ich bin es mit Ueberzeugung; aber ich würde zu dieser Ueberzeugung niemals

gekommen sein, wenn ich nicht in protestantischen Anschauungen und Ideen aufgewachsen, wenn meine Familie nicht protestantisch gewesen wäre: mein religiöses Bekenntniß, scheinbar das Individuellste, was ich nur besitze, ist mir also wesentlich eingeimpft worden durch die Autorität der Familie. Der gemeine Mann hält darum das Abfallen vom Glauben der Väter („Umfallen“ sagten unsere Vorfahren schlechtweg) auch deßhalb für ganz besonders schimpflich, weil er darin neben Anderem die größte Verläugnung der Familie sieht. Nun in Zeiten der wildesten religiösen Erregung werfen ganze Völker die Scheu vor einer solchen Verläugnung der Familie von sich. Darum sind aber auch die großen religiösen Krisen der Menschheit niemals ohne die gründlichste Umwälzung der Familie wie der Gesellschaft vor sich gegangen.

Wir ahnen gar nicht, wie sehr die Autorität der Familie unser innerstes Selbst gefesselt hält. Dieses Schauspiel wiederholt sich, wenn wir im Großen statt auf einzelne Menschen auf ganze Generationen blicken. Die vergangenen Geschlechter stehen zu den gegenwärtigen im Verhältniß der Autorität, des Urheber-Rechtes, wie der Vater zum Sohn. Sie haben uns die Bahnen unserer Entwickelung fest bestimmt, und wir folgen diesen Bahnen so gewiß als ich Protestant bin und sein muß, weil mein Vater Protestant war. Aber auch diese Fesselung der natürlichen Autorität hat Maß und Ziel. Dem Kinde wird niemals der ganz gleiche Beruf mit dem Vater zufallen, und wenn ich schon ein Protestant bin, weil mein Vater einer war, so bin ich doch ein ganz anderer Protestant als mein Vater.

Wenn das Familienhaupt den übrigen Gliedern der Familie gegenüber im Verhältniß der *Autorität* steht, so stehen diese zu ihm im Verhältniß der *Pietät*, der liebe- und ehrfurchtsvollen Hingebung. Ich sagte, auch bei den Generationen der Menschheit wiederhole sich das Verhältniß der väterlichen Autorität der vorangegangenen Geschlechter zu den nachfolgenden. So soll sich auch das Verhältniß der Pietät gegen die Vorfahren bei jedem lebenden Geschlechte wiederholen.

Autorität und Pietät sind die bewegenden sittlichen Motive in der Familie. Im Staate sind sie das nicht; sie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtsein tritt an ihrer Statt in die erste Linie vor.

Aus dem Grundverhältniß der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die *Familiensitte* auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formirung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist.

Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der *Sitte* gründlicher zu bestimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser. So lange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein Einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es auf's neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt Niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so thäte das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Ansprüche haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und *wächst* das Volkslied, und ganze Generationen sind sein Dichter und Componist gewesen.

Aehnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem Einzelnen willkürlich *gemacht* werden: sie wird und

wächst wie das Volkslied. Eine von einem Einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Etymologisch ist dieß angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen“. Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen, und das Vorurtheil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht ächt und gut zu sein. Ein „ganz neues Volkslied“ ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volke gesungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht sein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt sich nun aber weiter, was denn eigentlich der substantielle Werth der Sitten sei, die ächt sind, weil sie alt sind. Sind sie auch gut, weil sie alt sind? sind etwa die ältesten die besten? Sollen wir unsern Trieb zur freiesten, buntesten, individuellsten Entwickelung jener Sitten in Fesseln dahin geben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum ist? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufstellen, begründet auf die in der modernen Zeit unstreitig geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechts, des Wohlstandes, der Bildung?

Hier stelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meisten Sitten gut sind, weil sie alt sind, und daß wirklich in der Regel die ältesten die besten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines Einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte sich und wuchs mit denselben Generationen unseres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unserer geistigen Fundamental-Anschauungen zugewachsen ist. Es wiederholt sich also auch hier ein Verhältniß, welches der väterlichen Autorität verwandt ist. Weil die nationale Sitte geschaffen ist von der ganzen Volkspersönlichkeit, darum legen wir

ihr höheren Werth bei, als dem Brauch, welchen ein Einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein Einzelner die Gesetze mache; die Vertreter der ganzen Nation, nämlich der Fürst mit seinen Ministern zusammt den Volksabgeordneten beschließen die Gesetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und besser sei, wenn ein solches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volkspersönlichkeit geschaffen werde: um wie viel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anschlagen, die seit Jahrhunderten tagt, um stätig und langsam die nationalen Sitten herauszubilden!

Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, die eigentlichen Grundgesetze der Staaten. Sie bauen ein Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunst-Musik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volksthümlichen Sitte. Die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben die Aufgabe der Social-Politik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der Einzelne in Jahrzehnten altert: darum ist die Volkssitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Musikanten. Denn die schwer zu verwüstende Jugendfrische des Volkes sprüht und glüht in seinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder sind, um so jugendfrischer müssen sie natürlich sein, weil ihre Keime alsdann ja in dem frühesten Jugendalter des Volkes gesäet wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. Tausende von Sitten erstarren, sterben ab und werden vergessen. Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten aus, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter besitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die

häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauses und der Familie ersönnen, würden doch schwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachsen, denn alle Welt würde unsere neuen Regeln kritisiren und nur die Wenigsten würden sie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche so theoretisch schöpferisch ist auf dem Gebiete des Rechts wie die unsrige, wird es niemals praktisch auf dem Gebiete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiter bilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen Sitten pflanzen; aber Cardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Cardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wieder gewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Cardinalsitten fallen; denn in dem Aufgeben dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation, die innerste Culturmacht derselben, verläugnet und abgeschworen.

Ich habe gezeigt, wie die Idee der Familie eine ganze andere sei, als die Idee des Staates, indem die Familie gegründet ist auf das Bewußtsein der liebevollen Autorität und Pietät unter ihren Gliedern, der Staat aber auf das Rechtsbewußtsein; wie dem entsprechend der innere Lebensgang der Familie geregelt wird durch die Sitte, der Lebensgang des Staates aber durch das Gesetz.

Dieser starre principielle Gegensatz wird jedoch in der Wirklichkeit flüssig. Die staatlichen Rechtsverhältnisse greifen hinüber in die Familie, und der Staat, der eben nicht bloß nackter Rechtsstaat ist, sondern zugleich ein socialer, in der Volkspersönlichkeit

gewurzelter Staat, kann sich dem Rückschlage der Familienzustände durchaus nicht entziehen.

Hausregiment und Staatsregiment sind zwei grundverschiedene Dinge. Dennoch reißt der Verfall des Hausregimentes auch das Staatsregiment unrettbar mit sich fort.

Als Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen seinen Sohn Georg eines Tages aus der Schule rufen ließ, und dieser zierlich aufgeputzt mit neuen, engen, glatten Stiefeln und einem feinen hohen Filzhütchen erschien, schnitt der Vater dem geputzten Prinzen mit eigener Hand die Stiefel von den Füßen ab; und sandte ihn, mit einem Paar seiner eigenen großen Stiefel und einem rauhen Filzhut angethan, zum großen Gelächter der Gassenbuben zu seinem Lehrmeister zurück.

Man würde es heutzutage sehr unpolitisch finden, wenn ein Fürst seine väterliche Gewalt so angesichts der Oeffentlichkeit übte, daß er einen Erbprinzen, und wäre derselbe gleich noch ein ABC-Schütze, zur Strafe für ein häusliches Vergehen dem Spotte des Marktes preisgäbe. Vor dreihundert Jahren war das Verfahren Philipps im Gegentheil politisch. Zeigte der Fürst, daß er ein kraftvolles Hausregiment führe, so erwartete man auch ein kraftvolles Staatsregiment von ihm. So war es in dieser ersten Blüthezeit der neuen patriarchalischen Fürstensouveränetät. Im constitutionellen Staatsrecht gibt es kein Kapitel vom Hausregiment, wohl aber in der Social-Politik.

Beiläufig bemerkt, ist die öffentliche und handgreifliche Demonstration des Hausregiments bei jenem Prinzen Georg gar nicht übel angeschlagen. Der Ahnherr der hessen-darmstädtischen Linie zeichnete sich nachgehends durch seine kluge, sparsame Führung des Staatshaushaltes aus, durch ein patriarchalisch-ökonomisches Staatsregiment.

Man begehrt gegenwärtig wieder dringender als vorher Anerkennung der Autorität des Fürsten, der Verwaltung, der Gesetzgebung, der Kirche, in Summa aller öffentlichen Lebensmächte. Das kann nichts anderes heißen, als daß man die be-

wußt oder instinktiv dargebrachte Beugung des Eigenwillens vor diesen Gewalten im Interesse der Gesammtheit fordert. Bei den Massen zieht dieser Geist des Respects vor der Autorität nur ein, wenn das Geschlecht die volle Autorität der Familie wieder durchempfunden hat. Eine anscheinend wieder gewonnene Autorität der öffentlichen Mächte steht so lange wurzellos in der Luft, als in der Sitte des Hauses die Autorität des Hausregiments nicht restauriert ist. Es kann kein patriarchalisches, rein auf das Verhältniß von Autorität und Pietät gegründetes Staatsregiment mehr bestehen in dem civilisirten Europa, wohl aber ein patriarchalisches Familienregiment, und dieses letztere muß bestehen, wo ein ächt conservativer Geist bei den Staatsbürgern einziehen soll. Im Hause allein aber kann bei uns das Volk den Geist der Autorität und Pietät noch gewinnen, im Hause kann es lernen, wie Zucht und Freiheit miteinander gehen, wie das Individuum sich opfern muß für eine höhere moralische Gesammtpersönlichkeit — die Familie. Und im Staatsleben, obgleich es auf eine andere Idee als die Familie gebaut ist, wird man die Früchte dieser Schule des Hauses ernten.

Der tiefste Grund zur Autorität in der Familie, zum Hausregiment, wird gelegt bei der Erziehung der Kinder.

Früher erzog man die Kinder im Hause; moderne Art ist es dagegen, sie möglichst früh hinaus in die Schule zu schicken. Die deutschen Fürstensöhne des sechzehnten Jahrhunderts wurden im früheren Knabenalter noch von ihren Müttern erzogen; später nahm der Vater in Gemeinschaft mit den Hofmeistern die Erziehung in die Hand. Regieren lernten die Prinzen gleichfalls im väterlichen Hause, indem sie schweigend zuhören durften, wenn wichtige Staatsangelegenheiten verhandelt wurden. Nachgehends schickte man sie fleißig in die Schreibstuben der fürstlichen Räthe, auf daß sie dort mitarbeiten und die Kunst des Regiments von unten herauf kennen lernten. (Gegenwärtig hält man es zwar noch für passend, daß ein Prinz im Militär von unten herauf dient und zur Probe einmal Schildwache steht, würde es aber

durchaus nicht mehr für passend halten, wenn er sich auch durch die Bureaux der Ministerien von unten auf arbeitete, obgleich er doch später weit mehr regieren als commandiren soll.) Hatte der Prinz zu Hause ausgelernt, dann ging er in die Fremde, d. h. an den Hof eines befreundeten deutschen Fürsten, um anderer Leute Art und Weise kennen zu lernen. Auch dort kam er in die Zucht des Hauses und lernte fremdem Hausregiment sich fügen. Auf diese Art bildete man zwar keine Gelehrten (obgleich Ludwig der Getreue von Hessen-Darmstadt bei seinem häuslichen Erziehungscursus das ganze Corpus juris auswendig gelernt hat); aber man bildete Persönlichkeiten.

Der Segen solcher ächten familienhaften Gesellen-Erziehung ging früher durch alle Stände. Wer Cavalier werden wollte, der zog nicht auf die Pagerie, sondern ging zu einem erfahrenen alten Hofherrn, in dessen Haus er wie in kindlichen Pflichten und Rechten gehalten wurde und nebenbei alle Handgriffe eines Cavaliers erlernte. Der Künstler suchte sich seinen Meister auf, und der Meister machte eine Schule, die zugleich eine Schule der häuslichen Autorität war. Nicht bloß die Kunst, auch das Familienleben wurde trocken durch die Akademien. Bei dem Handwerk lebt das heutzutage noch halb und halb in alter Weise fort. Der ächte Bauer allein aber gehet noch bei keinem andern auf die hohe Schule der Landwirthschaft als bei seinem eigenen Vater. Dadurch ist zwar die bekannte Verstocktheit gegen ökonomische Fortschritte unter das Bauernvolk gekommen; allein auf der andern Seite ist auch der Bauer ein um so größerer Virtuos der Persönlichkeit geblieben, familienhafter und in seinem Stand gefesteter als irgend ein anderer moderner Mensch.

Es gehört jetzt zum vornehmen Ton, die Kinder so früh als möglich aus dem Hause zu schaffen, oder sie wenigstens im Hause ganz an einen gemietheten Hofmeister abzugeben. Man sagt, unsere Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind so complicirt geworden, daß sich der Vater der häuslichen Erziehung seiner Kinder gar nicht mehr widmen kann. Damit wäre aber nur der Beweis geführt,

daß unsere Erwerbsverhältnisse überspannt und maßlos geworden sind, daß wir in Vielthuerei und der Hetzjagd nach Geldgewinn uns selber verderben, nicht aber daß wir unsere Kinder der häuslichen Erziehung entreißen müssen. In unserer statistischen und finanz-politischen Zeit mißt man die Arbeit nur nach dem daraus hervorspringenden materiellen Erwerb. Das ist grundfalsch. Die häusliche Kindererziehung ist eine Arbeit, durch welche man gar nichts erwirbt — höchstens Gottes und seiner Kinder Segen — und dennoch sollte sie die vornehmste Arbeit eines jeden Staatsbürgers sein. Wer aber von vornherein keine Zeit hat, seine Kinder selbst zu erziehen, dem sollte auch das Heirathen von rechtswegen von vornherein verboten sein. Man verbietet ja auch das Heirathen wegen mangelnder Subsistenzmittel. Die häusliche Erziehung gehört auch zur Subsistenz der Familie; denn der Mensch lebt nicht vom Brode allein.

Der Zeitpunkt, in welchem die häusliche Erziehung übergehen muß in die öffentliche, wird nach den verschiedenen Culturstufen der Völker ein verschiedener sein. Wir können die häusliche Erziehung nicht mehr so weit erstrecken, wie das Mittelalter: nicht aus dem eitlen Grund, daß die Familienväter keine Zeit mehr übrig hätten für ihre Kinder, sondern weil der Staat eine ganz andere Stellung zur Familie eingenommen hat. Denn in der Schule baut sich der Staat eine Brücke zur Familie und macht ein in der modernen Staatsidee tief begründetes Oberaufsichtsrecht über die Familie geltend, wie es das Mittelalter nicht gekannt hat. Ihrer Form nach gehört die Schule dem Staat, ihrem Inhalte nach aber sollte sie eine Vertretung und Fortsetzung des Hauses sein. Ganz verkehrt aber ist das moderne Extrem, nach welchem die Schule das Haus absorbirt und überflüssig macht.

Unser modernes Schulwesen ist aufgekommen mit der Reformation, mit der modernen Fürstensouveränetät, mit der modernen Staatsidee des sechzehnten Jahrhunderts. Das ist eine culturgeschichtliche Thatsache von großer Tragweite. Die Stellung der

Schule zur Familie hielt auch gleichen Schritt mit der Entwickelung jener Staatsidee.

Zuerst bildete sich die absolute Fürstengewalt als das entscheidende Moment im neuen Staate heraus, der die Feudalwelt stürzte. Die Organisirung der Schulen als Bildungsanstalten war damals eine Frucht des Humanismus und der Reformation; ihre Organisirung als Erziehungsanstalten dagegen eine Frucht des neuen Staatslebens. Die neuen souveränen Fürsten mochten wohl fühlen, daß die Idee der in ihrer Person dargestellten Staatsallmacht, die sich ihnen vorerst noch wie eine dunkle Ahnung aufdrängte, den mittelalterlichen Absolutismus der Familie und der häuslichen Autorität beugen müsse. Die Anlegung der öffentlichen Schulen bot ein vortreffliches Mittel dazu; denn in diesen Schulen tritt ja das Kind aus der Autorität der Familie heraus unter die Autorität einer öffentlichen Anstalt. Kein Jahrhundert war eifriger in der Gründung öffentlicher Schulen und in der Zerstörung der Winkelschulen als das sechzehnte. Beiläufig bemerkt trat man durch die Schulen auch nicht bloß der Uebermacht der Familie entgegen, sondern nicht minder der Uebermacht der Kirche.

Wie aber die neue Fürstensouveränetät sich selber noch keineswegs frei gemacht hatte von den patriarchalischen Reminiscenzen des Mittelalters, so ging auch der patriarchalische Geist der Familienautorität vorerst noch durch die neuen Schulen. Es gab noch keine Schullehrer und Schulgehülfen, sondern Schulmeister und Schulgesellen. Sie handhabten als Patriarchen der Schule die väterliche Autorität. Luther nennt die Schulmeister auch Zuchtmeister, Bildung und Zucht war eines. An den zehn Geboten lernten die Kinder das ABC, und am Vaterunser und dem Glauben lernten sie buchstabiren. Um sich zum Lateinsprechen zu rüsten, mußte der Tertianer der Lateinschule vorerst den ganzen Terenz auswendig lernen, und durfte dann in der Klasse (bei dem „Haufen" pflegte man etwas zuchtmeisterlicher zu sagen) nur lateinisch reden. Durch so harte Zucht kam die Autorität des Hauses in die Schule. Man vermeinte auch, aus ein und dem-

selben Schulbuche müsse für alle Ewigkeit gelernt werden. Von Melanchthons griechischer Grammatik ist z. B. in alten protestantischen Schulordnungen ausdrücklich gesagt, daß „Grammatica Philippi für alle Zeiten“ Schulgrammatik bleiben müsse. Wisset ihr nicht, daß auf ererbten Büchern aus der väterlichen Bibliothek ein ganz anderer Segen ruhet, als auf neu erkauften? Jene Bücher lebt man durch; die neuen liest man bloß durch. Darum saß ein eigener huldreicher Zauber in der alten Weise, welche in Schule und Haus die Lehr- und Hausbücher von Geschlecht zu Geschlecht forterben und immer brauchbar bleiben ließ, während der ganze grelle Individualismus der modernen Zeit losgelassen ist in dem Brauch, daß jeder Schulmeister mit einem eigenen Lehrbuch experimentiren muß.

Die politische Entwickelung blieb aber nicht stehen bei der absoluten Fürstensouveränetät. Während der Blüthezeit dieser neuen Herrschergewalt wurden allmählig neue Gedanken über die Rechtsordnung des Staates wissenschaftlich durchgearbeitet. Sie gingen dann auch in die öffentliche Meinung, in die Staatspraxis über. Da gab es keinen Glauben mehr an patriarchalische Autorität, nicht im Staate, auch nicht in der Familie. Wäre es nicht Barbarei gewesen, wenn die Schulmeister allein noch patriarchalische Autorität geübt hätten? Neue Ideen wurden allmächtig: Gleichheit des Rechts, Gleichheit der Stände, Freiheit der Staatsbürger, allgemeine Humanität, allgemeine Weltverbrüderung. Es war eine Periode der Verläugnung des Hauses und der Familie, wie ich weiter unten nachweisen werde. Das Haus mußte also auch aus der Schule fortgeschafft werden. Basedow, der selbst aus dem elterlichen Hause fortgelaufen war, weil er die häusliche Zucht seines Vaters, eines Perückenmachers, nicht ertragen wollte, begründete den Philanthropinismus in der Erziehung, der sich ebenso bestimmt auf die Theorien Locke's, Rousseau's 2c. stützte, wie es nachgehends die Staatsgrundsätze der Revolution gethan. Bildung aller Art sollte den Kindern gleich gebratenen Tauben in den Mund fliegen. „Bitter für den Mund, ist für's Herz

gesund“ — war ein verachteter Bauernspruch geworden. Der Mühsal und Plage der häuslichen Zucht sollte die liebe Jugend ganz überhoben werden. Der Schmutz und die Armseligkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Hauses kam der feinen Welt plötzlich zur haarsträubend genauen Anschauung. Man erkannte dabei freilich nicht, daß doch auch die etwas kannibalisch klingende Redeweise der Bauern einen tiefen Sinn birgt, nach welcher just der Bube, der am meisten Läuse hat, dereinst der gesündeste, kräftigste und schmuckste Bursche werden wird.

Die philanthropischen Erzieher trieben nicht nur den Geist der häuslichen Zucht aus der Schule, sondern sie suchten überhaupt die Schule an die Stelle des Hauses zu setzen. Dies fand abermals die Sympathie und Begünstigung des Staates, der gerade in die Phase des modernen Bureaukratismus überzugehen begann. Der bureaukratische Staat, welcher alles eigenthümliche sociale Leben verneinte, wollte noch viel weniger der Familie die Berechtigung eines selbständigen sittlichen Kreises im öffentlichen Leben zuerkennen. Er suchte daher den Sieg der reinen Schulerziehung über die Hauserziehung nach Kräften zu fördern.

Die Zucht- und Meisterlosigkeit des Geschlechtes, welches Deutschlands tiefste Erniedrigung in der Napoleonischen Zeit miterlebt und theilweise mitverschuldet hat, hing nicht wenig mit der Zerstörung aller patriarchalischen Autorität in Schule und Haus zusammen. Aus den neumodischen Schulen, in welchen vernünftige Ueberzeugung und freundschaftlicher Verkehr die alte Zucht ersetzen sollte, kamen tausend anmaßliche Vielwisser hervor, aber gar selten ein Charakter. Wie sehr das Zeitalter, da es die gesunde Praxis der überlieferten häuslichen Zucht aufgegeben, einem pädagogischen Theoretisiren verfiel, und darüber den einfachsten Mutterwitz in Erziehungsfragen verlor, zeigt das Beispiel des Philosophen Fichte. Dieser Denker, der selbst der philanthropischen Erziehungsspielerei in seinen Schriften als ein Reformator gegenübersteht, wandte sich an den Philosophen Johann Jakob Wag-

ner, um ihn als Erzieher für seinen anderthalbjährigen Knaben zu engagiren, weil „das Kind beim ersten Erwachen seiner Vernunft gleich als völlig vernünftig behandelt werden, daher unablässig in verständiger und gesetzter Gesellschaft sein solle, die sich mit ihm unterhalte, als ob es selbst verständig sei." Erst als die Ausführung des Problems herannahete, nahm Fichte wahr, daß der anderthalbjährige Kleine noch nicht einmal zwei Worte deutlich sprechen konnte, also schlechterdings außer Stande war, die ihm zugedachte philosophische Erziehung bereits aufzunehmen! Im Gegensatz zu Fichte's „verständiger und gesetzter Gesellschaft" für Kinder, die eben laufen lernen, sagt der Bauer: „Jung bei jung und alt bei alt; denn was jung ist, das spielt gern, und was alt ist, das brummt gern."

Durch die Entfernung vom Hause und ihre Folgen führte der Weg zum Wiedererkennen des Werthes der altmodischen naturalistischen häuslichen Erziehung. Indem wir abkommen von dem Begriff der büreaukratischen Staatsallmacht, indem wir die Bedeutung der socialen Mächte wie der Familie neben dem Staate wieder zu würdigen beginnen, können wir uns auch einer Umgestaltung unsers Erziehungswesens nicht lange mehr entschlagen. Wir müssen dem Hause wiedergeben, was des Hauses ist; in der Schule aber nicht den Geist der häuslichen Zucht verläugnen, sondern vielmehr verklärt und geläutert wiederum walten lassen. Radowitz unterscheidet einmal die Perioden der Pädagogik nach „geprügelten und geschmeichelten Generationen", die sich fort und fort wechselsweise folgen, denn die Väter suchen vorzugsweise das bei den Söhnen nachzuholen, was man in ihrer Jugend versäumte. Dem Lehrer des nachmaligen Grafen Eberhard im Barte von Württemberg, Johannes Nauclerus, ist „eingebunden" worden, dem Jungherrn nicht zu viel lateinisch zu lehren, „sondern wäre genug, wenn er schreiben und lesen kundt". In Folge dessen empfand Graf Eberhard später den Mangel gelehrter Bildung so bitter an sich selber, daß er die Gelehrten auf's höchste in Ehren hielt, und dieweil er selbst kein Latein gelernt, stiftete

er die hohe Schule in Tübingen, damit andere Leute um so besser Latein lernen möchten. — Unsere Generation war noch halb und halb eine „geschmeichelte"; es wird also wohl wieder eine „geprügelte" kommen müssen.

In Nordamerika, wo das Familienleben fast ganz untergeht in dem Rennen und Jagen nach Gelderwerb, besteht auch kaum eine häusliche Erziehung. Die Frauen, die dort überhaupt für das eigene Führen der Haushaltung zu vornehm sind, mögen sich noch viel weniger mit der Zucht ihrer unartigen Rangen plagen; die Väter haben keine Zeit dazu. Auch gehört es zur amerikanischen Freiheit, dem Kind möglichst seinen Willen zu lassen. Strenge Uebung der häuslichen Autorität wäre eine „feudale" Reminiscenz aus der alten Welt. Dafür ist denn auch die großstädtische amerikanische Gassenjugend die ungezogenste und bösartigste, die es gibt. Die Volksschulen können nicht gedeihen, weil die Vorschule der häuslichen Zucht fehlt, weil überhaupt nur dann ein Volk für das ganze Erziehungswerk begeistert und opferwillig sein wird, wenn die Väter bei der Uebung des häuslichen Erzieheramtes dessen Bedeutung selber durchempfunden haben.

Ein höchst merkwürdiger nordamerikanischer Schriftsteller und Agitator, der Congregationalist Theodor Parker, legt in einer seiner geistvollen Abhandlungen die Schattenseiten des Erziehungswesens seines Landes mit großem Scharfblicke dar, kommt aber zuletzt zu der Forderung, daß die Erziehung und Bildung für alle Menschen eine möglichst gleichmäßige und ausgedehnte werden, daß der künftige Arbeiter dieselbe Erziehung erhalten müsse wie der künftige Gelehrte ꝛc. Das ist ächt amerikanisch. Wer die Gesellschaft nivelliren will, der muß nicht damit anfangen, daß er den Besitz ausgleicht, sondern die Erziehung. Die Erziehung erhält ihren Grundton im Hause, welches ein anderes ist je nach den verschiedenen Gesellschaftsgruppen. Der Arbeiter wird seinen Sohn ganz anders erziehen, als der Gelehrte. Darum ist noch lange kein Kastenwesen in dieser socialen Unterscheidung der häuslichen Erziehung festgestellt. Denn wenn in dem Sohn des

Arbeiters ein mächtiger Charakter und ein Talent steckt, dann durchbricht er den Bann des Hauses und wird in seiner Bildung sich bis zum höchsten wissenschaftlichen Range durcharbeiten. Die Erziehung soll also — im Gegensatz zu der Forderung jenes Amerikaners — für jeden gesellschaftlichen Kreis die beste sein, aber nicht für jeden die gleiche. Maß und Richtung sind hierbei bezeichnet durch die Familienzustände, das Haus der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Daran mag man die Bedeutung des Hauses und der häuslichen Erziehung für das Fortbestehen wie für die Verjüngung unserer gesammten bürgerlichen Gesellschaft erkennen.

Die modernen „Rettungshäuser" sind neben anderem ein thatsächlicher Beweis, daß man die Bedeutung der Familienzucht für die Erziehung wieder begreifen lernt. Nicht bloß Waisenkinder, sondern überhaupt familienlose Kinder, Kinder welche „hinter den Hecken jung geworden" sind, sollen hier ein Haus wiederfinden; zuerst sollen sie erzogen werden in christlicher Familiensitte, in der liebevollen Zucht des Hauses, und alsdann gebildet in allerlei nützlicher Kenntniß; zuerst soll ihnen das Haus erschlossen werden und nachher die ganze Welt. Darin ist ein großer Gedanke geborgen.

So schrieb ich vor fast einem Menschenalter. Seitdem ist das Schulwesen mächtig vorgeschritten, aber nicht immer fortgeschritten. Auf die geschmeichelte Generation folgte zwar nicht die geprügelte (denn Prügel sind streng verpönt), wohl aber die „stramm" abgerichtete. Die Schule soll gleichmäßig, gattungsmäßig erziehen, die Schüler sollen in geschlossener Front, gleichen Schrittes auf dem breiten Heerweg des Wissens marschiren, wie ein gut exercirtes Regiment. Die Gerechtigkeit der Noten, des Examens entscheidet; die statistische Tabelle von einem Gewimmel schön geordneter Ziffern erfüllt, gibt doch zuletzt das allein wahre Bild der Leistung von Schülern und Lehrern. Statt in der individuellen Liebe zum Lernen erzieht man die Kinder in der Furcht vor schlechten Noten und mißlungenem Examen. Die materielle

Lage der Lehrer hat sich ungemein verbessert, dafür ist ihnen aber die Freiheit der Berufsübung ungemein beschnitten worden. Es ist fast unmöglich, ein recht schlechter oder ein recht guter Lehrer zu sein. Die Schablone der Lehrordnung verhindert das eine und erschwert das andere, wenigstens bei den Volksschulen. Nur auf Universitäten existiren noch ganz schlechte Lehrer neben überragend vortrefflichen — kraft der akademischen Freiheit. Der Volkslehrer darf seine Schüler nicht persönlich behandeln, das widerstritte der allgemeinen Gleichheit und Gerechtigkeit; aber die unpersönliche Schablone widerstreitet jeder subjectiv genialen Pädagogik, und die hat doch immer das Höchste geleistet. Privatinstitute zur persönlichen und familienhaften Erziehung von Kindern unabhängiger Eltern, die kein Examen, sondern das Leben in's Auge gefaßt wissen wollen, sind im Aussterben begriffen; denn ein Examen droht den Söhnen doch, das Freiwilligen-Examen. Die Verstaatlichung alles Schulwesens und die Abwendung der Schule von der Familie führt mit Macht zum Staatssocialismus, aus welchem leicht ein Socialismus ganz anderer Art erwachsen könnte, und in dem Streben nach militärisch straffer Festigung jeglicher Staatsgewalt hat man fast vergessen, daß der stärkste Schutz des Staates und der Gesellschaft in einem kräftig eigenartig und vielgestaltig entwickelten Familienleben gegeben ist. (1881.)

Auf den uranfänglichsten Stufen der Civilisation der Völker ist das Familienleben schon kräftig entwickelt, das Staatsleben dagegen schlummert noch. Auch der Gedanke der Freiheit und des persönlichen Menschenrechtes des Individuums schlummert noch, während das Recht der Familie bereits entschieden zum Bewußtsein gekommen ist.

Dadurch entsteht eine Zwingherrschaft des Hauses, eine Despotie der Sitte, die im patriarchalischen Zustand jede andere öffentliche und private Freiheit verschlingt. Und doch ist diese

Zwingherrschaft zugleich der älteste Adelsbrief des Menschen; denn in der Despotie der Familien- und Stammessitten ist der erste Grundunterschied einer Horde roher Wilden von einer Horde Bestien gegeben.

Während bei uns die Familie schier aufgehoben wird durch die Fessellosigkeit des Individuums, droht die Familie bei rein patriarchalischen Zuständen das Individuum geradezu zu vernichten. Schwache und krüppelhafte Kinder werden bei den alten Germanen, bei den Indianern Nordamerikas und selbst noch bei den Spartanern ausgesetzt und getödtet, damit sie die Familie nicht verunzieren und belästigen. Uneheliche Kinder, die der Familie doch nur zur Schande gereichen würden, wurden früher von den Kabylen ohne weiteres erdrosselt. Im Orient kaufte der Bräutigam die Braut seinem Schwiegervater ab, nicht als *seine* Sklavin, sondern um sie als Sklavin der allgewaltigen Familien-Idee zu bezeichnen. Eine alte Jungfer zu bleiben, ist nirgends schimpflicher als im Orient; denn nur in der Familie gilt das Weib, nicht als Individuum. Die Furcht, mehr Töchter zu besitzen, als man verheirathen kann, führt in Indien nicht selten zum Kindermord. Bei den Hindus, wo überhaupt so manches Symbol einer richtigen Idee in ungeheuerlicher Verzerrung dargestellt wird, zeigt die Wittwenverbrennung, wie sich der Despotismus der Familie bis zur Vernichtung des Individuums steigert. Gerade bei dem ritterlichsten indischen Volke, bei den Radschputen, ist die Wittwenverbrennung bis in die neueste Zeit nicht auszurotten gewesen: wie uns bei diesem besonderen Stamm so mancher mittelalterlich romantische Zug in der phantastischen Umbildung des Orients entgegentritt, so auch in der Wittwenverbrennung der bis zur wahnsinnigen Selbstvernichtung gesteigerte mittelalterliche Cultus des Hauses und der Minne. Die Wolga-Kalmüken behandeln ihre Frauen mit der feinsten patriarchalischen Courtoisie; so wie aber die Frau im Hauswesen etwas versieht, hört die Courtoisie auf (denn der Genius des Hauses steht höher als die persönliche Würde des Weibes) und die Sünderin wird tüchtig durchgepeitscht.

Die Peitsche, womit dieß geschieht, zugleich Schwert und Scepter des Hausregiments, wird aber wie eine heilige Reliquie von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Das merkwürdigste Beispiel, in welchem Grade ein Volk geradezu aufgehen kann in der Familie und dem damit zusammenhängenden familienhaften Stammesleben, geben übrigens die Zigeuner. Schon der Name, den sich das Volk selber gibt, „Rom“ oder „Romanisaal“ heißt nach der Auslegung des großen Zingaristen Borrow Familienvolk. Das Volk hat kein Land, keine Stadt, kein Haus, es ist nur bei sich selbst zu Hause, d. h. beim Stamm, bei der Familie. Diese einzige Basis des Volkslebens ersetzt ihm jede andere. Nur innerhalb der Familie und des Stammes gibt es eine Sittlichkeit, gibt es Recht und Gesetz; die ganze übrige Welt ist dem Zigeuner vogelfrei. Den Bruder der großen Stammesfamilie soll er nicht betrügen, nicht bestehlen, er soll ihm kein Geld schuldig bleiben; wenn er andere Leute betrügt oder bestiehlt, so hat das nichts zu sagen. Denn nur innerhalb des Stammes gilt das Sittengesetz. Wenn der Bruder ihn beleidigt, so ist seine Ehre gekränkt und er fordert eclatante Genugthuung; der Fremde dagegen mag ihn treten, mag ihm ins Gesicht speien, das kränkt seine Ehre so wenig, als der Biß eines Hundes meine Ehre kränkt — es reizt höchstens seine geheime Rache. Die Familienpietät ist des Zigeuners Religion, der Gehorsam gegen die Sitte der Stammesfamilie seine Staatsbürgerpflicht. Jede öffentliche sittliche Macht wird bei ihm verschlungen von der Familie. Der Zigeuner hat Familienüberlieferungen. Er liebt es, dieselben beim Feuer des nächtlichen Lagers im Walde den Seinen zu erzählen und träumend in dem vergangenen Glanze seines Geschlechtes zu schwärmen. Aber er hat keine Volksgeschichte. So fest die Familie sein Volk zusammenhält, so zerbröckelt ihm ihr Absolutismus doch wieder den historischen Begriff des Volkes in die Erinnerung an lauter einzelne Familien. Der Zigeuner rettet Einzelzüge aus seiner Familienüberlieferung oft mit wunderbarem historischem Instinkt; aber er

kann uns nicht einmal andeuten, wann sein Volk nach Spanien, nach Europa gekommen ist. Er weiß nicht, woher es kommt und wohin es geht. So vernichtet das Uebermaß der Familienhaftigkeit den historischen Geist nicht minder, wie auf den kahlen Höhen der Civilisation die Verläugnung der Familie denselben auslöscht. Wie könnte der Zigeuner auch eine Geschichte seines Volkes haben, da eine Geschichte der andern Völker für ihn so wenig existirt, als für uns eine Geschichte der Hunde? Erst indem ein Volk an andern Völkern sich reibt, indem es sein Wesen mit dem ihrigen vergleicht und mißt, wird es sich auch seiner eigenen Volkspersönlichkeit historisch bewußt. Eine Familien- und Stammestradition, die sich bloß in sich selbst versenkt, kann niemals zu einer Volksgeschichte werden.

Die Zigeunermutter wacht über ihrem Kind wie die Löwin über ihrem Jungen. Aber so tief die wilde Mutterliebe in ihrer Brust sitzt, bringt sie doch auch diese der Idee der Familie zum Opfer dar. Oder wollt ihr lieber sagen dem Idol der Familie? Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ließ die deutsche Justiz gelegentlich ein ganzes Dutzend Zigeuner der Reihe nach an den Chausseebäumen aufknüpfen, lediglich weil sie Zigeuner waren. Da nämlich der Stamm der Zigeuner alle Draußenstehenden im Punkte des Bestehlens und Betrügens für vogelfrei erklärte, so erklärte die Justiz alle Zigeuner im Punkte des Hängens für vogelfrei. Oftmals bot man Generalpardon jedem, der die Schlupfwinkel der übrigen Horde angeben wollte. Sie ließen sich aber der Reihe nach aufhängen und schwiegen. Es ist hierbei vorgekommen, daß man hochschwangere Mütter — aus Menschlichkeit! — von der Execution ausnahm, um sie vorerst gebären zu lassen. Dann erst wurden sie zum Galgen geführt und ihnen Pardon unter derselben Bedingung wie den Andern geboten. Allein sie überwanden selbst die Mutterliebe, die ihnen befahl, zum Schutze des verlassenen neugeborenen Wurmes ihr Leben zu erhalten und den Stamm zu verrathen; sie ließen sich aufhängen, zu Ehren des allmächtigen Familiengeistes ihres Volkes

und überließen das Kind unserem Herrgott und ihren Henkersknechten.

Das urpatriarchalische Uebermaß des Familienthums, welches die Familie zu einem Moloch macht, dem die freie Persönlichkeit in den Rachen geworfen wird, ist in den Ueberlieferungen auch des deutschen Volksaberglaubens noch tief in das germanische Mittelalter hereingedrungen. Aus dem dunkelsten Alterthum dämmert dort der Glaube herüber, daß ein Hausbau am festesten wird, wenn man ein lebendes Kind in die Fundamente einmauert. Vernichtet werden muß der Einzelne, vernichtet das theuerste Kleinod der Familie, ein unschuldiges Kind, damit das ganze Haus fest stehe über der Leiche des zu Tode gemarterten Einzelmenschen.

Auf den bloßen Grundlagen der natürlichen Autorität und Pietät kann die Familie sich erweitern zum familienhaften Stamm; die Familiensitte kann als Stammessitte den Schein eines bürgerlichen Gesetzes annehmen, die Sühne des Hausfriedensbruches kann sich in der Blutrache bis zum Vernichtungskrieg ganzer Völkerstämme erweitern: allein niemals wird diese quantitative Ausdehnung der Familie den Stamm auch qualitativ auf die Potenz eines Staatsvolkes erheben. Die starre, reine Familienherrschaft erzeugt die Gesittung, um sie selber wieder zu verschlingen. Der bloße Familienstaat erstarrt; das bezeugt die Geschichte des Orients zur Genüge. In großen Zügen hat sie ihre Warnungen aufgezeichnet, wohin die ausschließliche Uebermacht des Familienprincipes führt, wenn das Staats- und Gesellschaftsleben daneben verkümmert und verkrüppelt bleibt. Sorgen wir aber, daß die Nachwelt nicht bei uns selbst ein Warnungszeichen nach entgegengesetzter Seite erkennen muß, ein Warnungszeichen, wohin die einseitige Uebermacht des Staatsprincipes führt, wenn die Familie und das Haus daneben verläugnet wird!

Der organische Zusammenhang des Hausregiments mit dem Staatsregiment besteht am unmittelbarsten in der germanischen Urzeit; er lockert sich in der Feudalzeit; er löst sich auf in dem

modern büreaukratischen Staate. Die Familie sinkt dem letzteren zur bloßen statistischen Formel herab. Wie der Patriarchalismus die Familie fälschlich als das Vorbild des Staates ansieht, so tragen die mechanischen Administrationsschulmeister unserer Zeit den Staat in die Familie hinüber und möchten gar auch das Haus nach ihrem Schubladensystem der Statistik und Verwaltung regiert wissen.

Die Sittenlehre der Edda hebt noch an mit der Sitte des Hauses. Erst aus der Sittlichkeit der Familie wächst ihr die allgemeine Sittlichkeit hervor. So setzt auch das germanische Alterthum das Haus voran, als den wahren Herd der öffentlichen Sittlichkeit, der nationalen Kraft und Tugend. Es kennt nicht nur ein durchgreifendes Hausregiment, sondern auch eine entsprechende Hauspolizei. Seltsam genug steigert sich bei den alten Deutschen die Autorität des Hausvaters zum Uebermaß wegen der Ohnmacht des staatlichen Elementes, während der altrömische Bürger ein Tyrann des Hauses sein konnte kraft der Uebermacht der Staatsidee, die in ihm, dem Bürger, allein den ganzen Menschen sah.

Im patriarchalischen Deutschland war die Polizei Sache der Familie; sie ward vom Hausvater über alle zu derselben gehörige Personen geübt. In unsern meisten modernen Strafgesetzbüchern dagegen kann das allgemeine Büttelamt des Staates selbst bis zu den unerzogenen Kindern am häuslichen Herde vordringen. Es ist schon ein Zeugniß besonderer Mäßigung und Anerkennung der Familie, daß das bayerische Gesetz vom Jahre 1813 der Polizeibehörde bloß das Recht der „Mitwirkung“ zugesteht, wenn der Vater seinem bösen Buben die Ruthe applicirt, wofern derselbe gegen ein öffentliches Gesetz gesündigt hat.

Dem entgegen möchte ich einen Zug der deutschen Volkssitte stellen, welcher anzeigt, wie tief der Gedanke, daß der Vater nicht bloß der Meister, sondern auch der verantwortliche Stellvertreter seiner Kinder sei, heute noch im Volksbewußtsein wurzelt. Wenn eine Krankheit durch „Besprechung“ geheilt

werden soll, dann ist zum Gelingen durchaus nötig, daß der zu besprechende Kranke den vollen Glauben an die Besprechung habe. Soll aber ein Kind durch Besprechung geheilt werden, dann muß der Vater für das Kind den Glauben an die Besprechung haben. Dem Bauern geht also die Stellvertretung des Kindes durch den Vater so weit, daß um des Glaubens willen, den der Vater hat, das kranke Kind geheilt werden kann. Und dieser Vater soll dem Staate gegenüber nicht einmal mehr die volle Zucht seines Kindes auf sein Gewissen und seine Verantwortung nehmen dürfen!

In den lateinischen Rechtsbüchern des deutschen Mittelalters heißt der Gemeinfreie, der in Beziehung zur Gesellschaft nur homo liber ist, in Beziehung auf sein Weib baro. Es symbolisirt das tiefe Durchdrungensein des Zeitalters von der Würde des Hausregiments, daß der Hausvater allezeit Freiherr ist über Frau und Kinder.

Bei den Juden vom alten Schlag, die bekanntlich noch viel mehr altpatriarchalische Familiensitten bewahren als wir, hört man häufig die ächt jüdische Redewendung, daß der Sohn den Vater nicht seinen Vater nennt, sondern umschreibend sagt: er ist „der Vater über mich“; selbst der Oheim ist wohl auch noch „der Onkel über ihn“. Das ist der ins Hebräische übersetzte baro des mittelaltrigen Hauses.

Vor den Wagen der Cybele ist ein Löwe und eine Löwin gespannt, beide ziehen unter Einem Joch. Sie sind ein verwunschenes Ehepaar, Hippomenes und Atalante. Zur Strafe wurden sie hier eingejocht, weil Hippomenes sich des Undankes gegen Aphrodite schuldig gemacht, und nun in dem Frevel, der Frevel gebärt, das Heiligthum der Cybele entweihen mußte mit seiner persönlich schuldlosen Frau, auf daß Beide, als das gesammthaftbare Ehepaar die völlig gleiche Strafe treffe.

Die altdeutsche Gesammtbürgschaft der Gemeinden hatte ihr Fundament in der noch älteren Gesammtbürgschaft der Familie. Durch Frevel und Niedertracht eines einzigen Familienglieds konnte

das ganze Haus zu Schande werden und seine bürgerlichen Rechte und Ehren verlieren. Bei einer solchen Haftbarkeit aller Familiengenossen geht die freie Persönlichkeit auf in der Familie; die Autorität der Familien muß bis zur wirklichen Herrschaft entwickelt, und die Sitte des Hauses ein festes, heiliges Gesetz sein, bei dessen Aufrechthaltung einer für den andern einsteht.

Beim gemeinen Manne finden sich auch jetzt noch mehr Trümmer dieser alterthümlich strengen Anschauung der Familie, als in der feinen Welt, in welcher man sich nicht mehr gar viel daraus macht, wenn ein Vetter oder eine Base ein mauvais sujet ist. Die Selbstherrlichkeit des Individuums ist auch hier das Losungswort der Civilisation. Selbst essen schmeckt am besten.

Als man Anno achtundvierzig in der Noth des Augenblickes mehreren deutschen Kammern Gesetze vorlegte, welche die Gesammtbürgschaft der Gemeinden in Fällen des Aufruhrs wiederherstellen sollten, machten die meisten Abgeordneten ein kurioses Gesicht zu dieser Institution aus den germanischen Urwäldern. Das lebende Geschlecht konnte kein rechtes Verständniß von der tiefen sittlichen und politischen Bedeutung dieser Gesammtbürgschaft haben, weil es die Gesammtbürgschaft der Familie nicht mehr kennt, die auf einer ganz andern Idee des Hauses ruht als die unsere, ganz andere Sitten des Hauses erzeugte; weil unsere Gemeinden längst vergessen haben, daß sie ursprünglich ein Clan gewesen sind, und weil unser Staatsregiment erst an der Außenpforte der socialen Politik angekommen ist. In England, wo die Sitte des Hauses weit dauernder gewesen als bei uns, ist auch die Gesammtbürgschaft der Gemeinden ein stätiges Rechtsherkommen geblieben bis auf diesen Tag.

Der einzige Ort, wo im modernen Leben noch ein patriarchalisches Hausregiment eingewachsen ist in den Organismus einer öffentlichen Corporation, ist — die Kaserne. Die Kaserne steht aber der Phalanstere der Socialisten bedenklich nahe. Man sieht, ein Spiel mit den Analogien patriarchalischer Zustände kann in unserer Zeit mitunter Kinderspiel mit Feuerzeug sein. In der Kaserne existirt noch eine Art öffentliches Familienleben. Die Truppe, welche beim gemeinsamen Kartoffelschälen auf dem Kasernenhof eine gemüthliche Hausdisciplin durchgemacht hat, wird im Felde um so besser zusammenzuhalten wissen. Wenn um der Schuld eines Einzelnen willen eine ganze Rotte kriegsrechtlich decimirt wird, das ist noch so etwas wie Gesammtbürgschaft der Familie. Die Stärke der altdeutschen Heerverfassung beruhte großentheils auf der Haftbarkeit der einzelnen Streit- und Stammesgenossen für einander. Der Organismus der Familie gab Basis und Vorbild zur militärischen Organisation, und die wohlgeschulten römischen Legionen konnten diesen sogenannten Barbaren nicht widerstehen. Aber unsere Familie ist eben nicht mehr die altdeutsche und soll sie nicht mehr sein. Das gute Recht des Individuums und die berechtigte Idee des modernen Staates tritt dazwischen. Die Kaserne besteht im modernen Leben, weil die Ausnahme neben der Regel bestehen soll, und in diesem Sinne mag man das im Style eines großen mit absolutem Hausregiment geleiteten Familienlebens eingerichtete Hauswesen unserer Soldaten wie einen letzten Nachklang der Familienorganisation des alten Heerbannes anerkennen. So hat sich denn auch die patriarchalische Autorität, der familienhafte Corpsgeist unter den Soldaten als ein kräftiger, rücksichtsloser Gegendruck in Tagen allgemeiner Zuchtlosigkeit gut bewährt.

Hier bin ich abermals bei dem Punkte angelangt, wo sich der Gegensatz von Familie und Staat als ein flüssiger zeigen muß. Aus dem Autoritätsprincip der Familie geht niemals das Rechtsprincip des Staates hervor, aber der in der Familie genährte Geist der Autorität und Pietät soll auch heute noch Staatsregiment und Staatsbürgerthum durchdringen, weihen und verklären.

Gerade so steht es mit dem Verhältniß der Sitte des Hauses zum Gesetz des Staates. In der Urzeit fällt Familiensitte und Staatsgesetz zusammen. In den Perioden des entwickelten Rechtsbewußtseins krystallisiren sich die instinktiven Sitten zu einem

Gewohnheitsrecht, welches die Grundlage der ältesten und allgemeinsten Gesetze der Völker wird. Von da an ist Sitte und Gesetz für alle Folgezeit theoretisch geschieden. Praktisch soll aber der Geist der Volkssitte immerfort erfrischend und verjüngend auch durch das bewußte Rechtsleben gehen. Nur der todte Rechtsstaat, nur der starr mechanische Verwaltungsstaat hebt diesen innerlichen, ideellen Zusammenhang zwischen Sitte und Gesetz geflissentlich auf.

Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Philosophie wie der Staats- und Volkswissenschaft, die öffentlichen Rechtsgewohnheiten der Völker mit den Resten der überlieferten Familiensitten zu vergleichen, auf daß man inne werde, welch geheimnißvoller Austausch zwischen der Sitte des Hauses uud der nationalen Gesetzgebung besteht. Da kann man ahnend hinabschauen in die unergründliche Tiefe des Seelenlebens der Nationen. Ein Volk wie die Franzosen, welches nicht mehr fähig ist, Hausregiment zu führen und zu ertragen, kann auch mit keinem Staatsregiment mehr zurecht kommen. Und doch sind Hausregiment und Staatsregiment grundverschiedene Dinge geworden. Je gefesteter die Sitte des Hauses, um so gefesteter ist das Gesetz. Das Rechtsleben des französischen Staates wird gipfeldürr werden, weil die Sitte des Hauses abgeschnitten ist, welche allein den Wurzeln neue Säfte zuführen könnte. Im achtzehnten Jahrhundert entwickelte sich auch bei uns der Geist der Familienlosigkeit: der Polizeistaat und die socialistische Standeslosigkeit folgte im neunzehnten: nun wird die Umkehr folgen müssen oder der Ruin.

Es ist aber die Sitte des Hauses gerade derjenige Punkt, wo jeder Einzelne Großes wirken kann, um (mit einem Modeausdruck) „die Gesellschaft zu reformiren", tüchtigen Bürgersinn zu wecken, einen ächt conservativen und loyalen Geist im Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken. Die höchste Aufgabe für den Neubau der halb zertrümmerten Gesellschaft ist für Jeden gegeben in der Erneuerung der Familiensitten. Selbst den Frauen ist hier das Reich ihrer politischen Wirksamkeit angewiesen. Statt über neue Verfassungen zu phantasiren, wollen wir unsere Familie wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir auch politische Männer. Wer den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Im eigenen Hause müssen wir zuerst uns rein machen.

Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigem Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier. An unsern Kindern und Enkeln wird es sein, die alten Formen in Staat und Gesellschaft, die uns noch zum leidlichen Nothbehelf genügen, umzubilden, wenn wir erst einmal gesorgt haben, daß sich eine würdigere, größere und strengere Lebenspraxis herausbilde, und daß das kommende Geschlecht die rechten Männer habe, um neue, bessere Staatsformen ertragen zu können. Wo wir das aber nicht thun, werden die nach uns kommen, noch schlimmer daran sein als wir; die Sünden der Väter werden sich an den Söhnen rächen, und unser eigen Blut wird, wie ein schneidendes Wort des Volksmundes sagt, unsere Knochen im Grabe verfluchen.

Zweites Kapitel.

Das ganze Haus.

Es zeigt die Auflösung des Familienbewußtseins an, daß es mehr und mehr Sitte wird, die einzelnen Genossen des „Hauses" in Gruppen abzusondern: Mann und Frau, die Kinder, das Gesinde, die Geschäftsgehülfen ꝛc. bilden in dem vornehmeren Hause je eine Familie für sich. Der alte Gedanke des „ganzen Hauses" ist damit faktisch aufgehoben.

Schon die Ausdehnung der Familie selber wird von der nivellirenden modernen Gesittung immer enger gefaßt. In den bürgerlichen Kreisen hält man es für höchst kleinstädtisch und altmodisch, entferntere Verwandtschaftsgrade noch zur Familie zu ziehen. Die Aristokratie und die Bauern dagegen, die auch hier als „Mächte des socialen Beharrens" erscheinen, erkennen die Familie noch in viel weiteren Gränzen an. Ein Andergeschwisterkindsvetter gehört dem Bauern noch zur nächsten Verwandtschaft, und er läßt ihm seinen vollen vetterlichen Schutz angedeihen. Vettern und Basen werden bis in die entferntesten Grade förmlich aufgesucht, man ist stolz auf eine recht große Sippe und beobachtet sorgfältig die Verwandtschaftstitulaturen. Bei Fürsten und Bauern sagt man noch „Herr Vetter" und „Herr Bruder"; im feineren Bürgerstande sind diese Titel Rococo. Ja dem Bauern fallen die Begriffe der „Verwandtschaft" und „Freundschaft" auch sprachlich noch ganz zusammen. „Freundschaft" in den Bauernsprache ist Blutsfreundschaft. Ein „Freund" ist jedenfalls ein

Vetter; wäre er das nicht, so müßte man ihn durch das geringere Prädikat eines „guten Freundes" unterscheiden. Der patriarchalische Araber rechnet sogar den bloßen Milchbruder noch zu seinen wirklichen Verwandten.

Das allmählige Zusammenschrumpfen des uranfänglich auf den ganzen Stamm ausgedehnten Begriffes der Verwandtschaft mit zunehmender Civilisation geht durch die historische Entwickelung des gesammten Volkes. Bis auf Innocenz III. galt die Verwandtschaft schon im siebenten Grade als ehehindernd. Dieser Papst beschränkte das Ehehinderniß auf den vierten Grad, und später ging man noch weiter zurück. Im patriarchalischen Rußland sind die Verwandtschaftsgrade noch in ganz mittelalterlicher Weise ein unbedingtes Ehehinderniß.

Den Gleichnamigen nennen wir einen „Namensvetter". Das ist ein beachtenswerther Ausdruck. Der Bauer sieht heute noch den Namensvetter nicht als einen ganz Fremden an, wenn ihm derselbe auch noch so fern stehen sollte. In dem Namensvetter steckt ihm eine mögliche Vetterschaft, deren Enthüllung späteren Forschungen der Genealogen vorbehalten bleibt. Bis dahin gilt der mögliche Vetter einstweilen als ein halber wirklicher Vetter. Lächelt nicht über diese Heilighaltung des eigenen Namens; es schlummert eine sittliche Idee darin, — der Instinkt der Familienehre! Je familienhafter die Völker und Stände sind, um so scrupulöser sind sie mit dem Namen. Beim hohen Adel und den ächten Bauern sucht die Familie selbst ihren kleinen Kreis herkömmlicher Vornamen erblich beizubehalten, und wenn alle Prinzen eines Hauses Friedrich Wilhelm und alle Jungen einer Bauernsippschaft Hans und Peter heißen, so liegt beiden das gleiche Motiv concentrirten Familienbewußtseins zu Grunde. Die Gevatterleute zählen dem Bauer zwar an sich schon zu den Verwandten; er nimmt sie aber auch am liebsten aus seiner wirklichen Verwandtschaft. Das Wort „Gevatter" — compère — bestätigt etymologisch diese uralt volksthümliche Auffassung. Schon dieser äußere Grund wirkt dann mit, daß die Familie auch in den

Namen auf einen bestimmten engen Kreis beschlossen bleibt; denn die moderne Unsitte, den Kindern andere Namen als die der Gevattersleute beizulegen, kennt der ächte Bauer noch nicht.

Im gebildeten Mittelstand herrscht die vollendetste Willkür bei der Wahl der Vornamen; es kommt hier nur die persönliche Liebhaberei, nicht die Familie, in Betracht. „Es ist eins wie die Kuh heißt, wenn sie nur gute Milch gibt." Sehr charakteristisch ist der hier um sich greifende Brauch, den Kindern nachgehends einen Phantasie-Vornamen statt ihres ächten Taufnamens beizulegen. Während bei ausgeprägtem Familiengeiste ein Vorname für ganze Generationen, durch ganze Jahrhunderte gelten wird, hält er hier nicht einmal für den Einzelnen durch's ganze Leben wieder. Wer etwa als kleiner Bube Christoph hieß, den tauft man, wenn er in die Flegeljahre kommt und zu nobel wird für den Christoph, in einen Alexander um u. s. w. Um die Juden zu einer größeren Assimilirung mit unserem socialen Leben zu führen, hat sie der moderne Staat gezwungen, sich Vor- und Zunamen nach deutscher Art beizulegen. Die Resultate dieses Experiments sind höchst bemerkenswerth. Die ächten Juden vom alten Schrot und Korn, die noch eine Familienhaftigkeit besitzen, welche uns Deutsche oft beschämt, fixirten einfach ihre alt nationalen Namen zu der neuen befohlenen Form. Die modernisirten Juden dagegen, denen mit der Nationalität zugleich das Familienbewußtsein und der sociale Conservatismus entschwunden ist, sprangen nun sofort zu den wunderlichsten Phantasienamen über, die mit der Abstammung, dem Beruf und der Persönlichkeit dessen, der sie trägt, gar keinen Zusammenhang mehr haben und, indem sie den Juden verstecken sollten, den Juden von seiner schwachen Seite gerade erst recht hervorhoben. Statt ihrem Adler, Hirsch, Bär (großentheils Namen, die von den alten bildlichen Wahrzeichen der Judenhäuser entnommen waren) die stolzen nationalen Patriarchen-Namen eines Moses, Abraham, Isak &c. vorzusetzen, suchten sie sich hinter einen romantisch-ritterlichen Adelbert, Hugo oder Richard zu verbergen. Den Mädchen gaben sie die seltensten Phantasienamen wie Veilchen, Blümchen, Lilli, Mimili, oder wandelten gar die nationale Miriam in den von allen Frauennamen am meisten christlich geweiheten der Maria um. Wie läßt uns hier der Name in die innersten Zustände der Familienverfassung hineinschauen!

Untersuchungen über die Geschichte der Tauf- und Familiennamen geben dem Culturhistoriker gar merkwürdige Aufschlüsse über die Wandelungen im nationalen, gesellschaftlichen und Familiengeiste des Volkes. Im früheren Mittelalter z. B. herrschen in Deutschland die ächt deutschen Taufnamen fast ausschließend. Das Volk nennt seine Söhne nach den Helden der eigenen Vorzeit. Im späteren Mittelalter dagegen, als die Weltherrschaft der römischen Kirche festgegründet war und vielfach die nationalen Besonderungen ausglich, nehmen die lateinischen und griechischen Namen der Heiligensage überhand und verdrängen die altdeutschen. In der Reformationszeit und den nächstfolgenden Jahrhunderten kommen die biblischen Namen alten und neuen Testamentes besonders in Schwung. Es bildet sich sogar eine Unterscheidung vorwiegend protestantischer und vorwiegend katholischer biblischer Namen. In unserer Zeit geht die adelige Familie wieder mehr zu den mittelalterlich ritterlichen Vornamen zurück, der Bauer hält fest an der Ueberlieferung der letzten Jahrhunderte, in der nivellirten und verfeinerten bürgerlichen Welt dagegen ist ein bis zu vollständiger Confusion gesteigerter Eklekticismus eingerissen. Man greift nach den Namen aller Zeiten und Nationen und läßt die Wahl dabei lediglich durch Zufälligkeiten und persönliche Liebhaberei entscheiden. Der Name charakterisirt die Persönlichkeit, die Familie, den Stand, den Beruf nicht mehr. Er sinkt zu einem rein äußerlichen Abzeichen zurück, und wenn ein ehrsamer Schneider seine Kinder Athelstan, Jean-Noë und Oscar oder Natalie, Zaire, Olga und Iphigenie taufen läßt, so ist das im Grunde nicht mehr werth, als wenn er sie einfach nummerirte; denn jene Namen sind hier eben so unlebendig wie die todte Nummer.

Die allgemeine Festigung der Familiennamen geht in Deutsch-

land mit der Herausbildung der einzelnen Gesellschaftsgruppen Hand in Hand. Indem der deutsche Kleinbauer im sechzehnten Jahrhundert die Grundsteine zu dem modernen Bauernstande legt, organisirt er seine Familiennamen, die sich früher größtentheils auf Spitznamen oder wechselnde Eigenschaftsnamen beschränkt hatten. Ohne Familiennamen können wir Deutsche uns auch keine sociale Namhaftigkeit denken.

In Japan, wo (wie in China) Familie und Staat noch vollständig zusammenfallen, und eben darum ein ächtes Staatsleben noch so wenig existiren kann als ein ächtes Familienleben, wird selbst der Familienname des Einzelnen nicht respektirt von der patriarchalischen Staatsallmacht. Er ist überhaupt noch kein bleibender. Das zeigt die tiefste Stufe des socialen Bewußtseins an. Der erwachsene Mann führt dort einen andern Namen als das Kind. Kommt ein neuer Oberbeamter in eine Provinz, so müssen alle Untergebene, welche denselben Namen wie er führen, sich einen neuen Namen suchen. Das Staatsoberhaupt ertheilt nicht nur neue Titel, sondern es ehrt auch ausgezeichnete Männer durch Verleihung eines neuen Namens. Bei uns verleiht umgekehrt der Fürst die größte Auszeichnung dadurch, daß er einen neuen Namen zu einem alten stempelt; denn das Adelsprädicat besagt im Grunde nichts anderes. Einen neuen Namen nimmt man nur dann an, wenn der alte gar zu häßlich und lächerlich, oder wenn er mit einem unauslöschlichen Schimpf bedeckt worden ist. Darin bekundet sich das germanische Bewußtsein von dem historischen Zusammenhalt der ganzen Familie.

Ueberhaupt ist das Wesen des Namens als der nothwendigen Marke der freien menschlichen Persönlichkeit von keinem Volke tiefer erfaßt und folgerechter ausgebildet worden als vom deutschen. Das hängt zusammen mit der dem deutschen Geiste eigenthümlichen klaren Erkenntniß des Berufes der beiden Geschlechter und der Familie. Kein Volk hat gleich dem unsern den Namen stets in Ehren gehalten. Unser jetzt gangbares System der Tauf- und Familiennamen ist ein wunderbares, allmählich aus unserer ganzen

Gesittung hervorgewachsenes Zeugniß, wie wir neben der Bindung des Individuums an Stamm und Familie zugleich doch auch wieder dessen eigenartige Persönlichkeit anerkennen. Das Alterthum hatte diese folgerechte Durchführung der Familiennamen nicht, weil es eben die Bedeutung der Familie und des Stammes noch nicht in ihrer ganzen Tiefe entwickelt hatte. Aus den socialen Kämpfen des deutschen Mittelalters ging mit einer neuen Idee der Familie und Gesellschaft auch der moderne Organismus der Namen hervor und die ganze gesittete europäische Welt, die mit uns Theil genommen an diesen Kämpfen, genießt jetzt mit uns auch diese Frucht.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen den deutschen Personen- und Familien-Namen. Da die alten Deutschen, welche nur Personen-Namen kannten, diesen eine weissagende Kraft beimaßen, so wählten sie dieselben als schmückende, glückverkündende Ehrennamen, und die besten Eigenschaften des Muthes, des Glückes, der Liebe und Treue sind in ihnen versinnbildet. Die Familien-Namen kommen viel später: sie sind nicht gewählt, wie der Taufname des Kindes, sondern geworden, allmählich entstanden und darum von sehr ungleichem Werth. Das familienhafte Volk der Deutschen hat so tiefe Poesie in seinen uralten Personen-Namen geborgen und oft so entsetzliches Prosa, ja Schlimmeres als dies, in seinen späteren Familien-Namen. Hätten wir die letzteren heute zu erfinden, so würden wir sie besser und schöner machen — vielleicht nur gar zu schön! Wir würden die vielen gleichlautenden Berufsnamen, wie Müller, Schmied, Schneider &c. beseitigen, die eigentlich gar keine unterscheidenden Namen mehr sind, wir würden die vielen Spitz- und Scheltnamen verwerfen und es gäbe keinen Klopstock, keinen Schmutzer, keinen Rindfleisch, keinen Kußmaul, keinen Angstwurm. Diese Namen entstammen offenbar einer Zeit, wo die naive Poesie des Volksmundes nicht mehr mitwirkte bei der Namengebung und anderseits jene bewußte und reflektirende Bildung noch nicht vollauf erwacht war, welche Wort und Gegenstand überall in Ein-

klang zu bringen sucht. Und doch mögen wir uns auch von einem unschönen oder nichtssagenden Familien-Namen nicht gerne trennen. Der beharrende deutsche Familien-Geist spricht sich neben Anderem darin aus, daß so viele treffliche deutsche Familien den Muth haben, ihren häßlichen Namen zu ertragen. War es doch der Name ihrer Väter, welche sie nicht verläugnen wollen!

Mit der „ganzen Familie" hängt nun das „ganze Haus" zusammen. Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die „Familie", nicht mehr das „Haus", den freundlichen, gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor Alters mit dem Worte „Ingesinde" umfaßte. In dem „ganzen Hause" wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältniß der Autorität und Pietät. Das ist für die sociale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.

Wir haben noch Familienfeste, aber kaum mehr Hausfeste, Familiensitten, aber kaum Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es gibt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdrucke sagen, „ein Haus machen", aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus als Inbegriff einer socialen Gesammtpersönlichkeit, das „ganze Haus", hat der Vereinzelung der Familie weichen müssen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere social-politische Thatsache als in der zunehmenden Lockerung der Familienbande. Das Familienbewußtsein stellt sich schon von selber wieder her; das Bewußtsein des Hauses aber wird, einmal erloschen, kaum wieder zu entzünden sein. Durch das Absterben des Hauses, als der halb naturnothwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verloren gegangen und die günstigste Gelegenheit zur socialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Vordem rechnete man selbst die Nachbarn wenigstens halb und halb noch mit zum ganzen Hause. Die Nachbarschaft trägt nach altem Styl die Todten des Hauses zu Grabe. Wenn arme Leute den Singchor der Schulknaben nicht bezahlen konnten, dann traten an manchen Orten die Nachbarn des Verstorbenen zusammen und sangen am offenen Grabe und beim Leichengottesdienst. Jedes Ereigniß des Hauses mußte dem Nachbar angekündigt, zu jedem größeren Feste des Hauses mußte er geladen werden. Kurz nach einer glücklichen Entbindung versammelten sich die Nachbarinnen bei der Wöchnerin und tranken das „Kindsbier". „Nachbar" ist dem Bauern die freundschaftliche Titulatur, welche zunächst nach dem „Vetter" kommt; sie steht um einen Grad höher wie „Landsmann" und um zwei Grade höher wie ein bloßes: „guter Freund".

Diese Heranziehung des Nachbarn zum „ganzen Hause" hat ihren guten historischen Grund in der Geschichte der deutschen Familie. Um den Hof des Stammvaters siedelten sich in uralter Zeit allmählich die weiter abzweigenden Glieder der Sippe an, und wenn dann zuletzt aus dem Hofe ein Weiler entstand, so waren ja alle Ortsgenossen auch Stammesgenossen, alle Nachbarn auch Vettern. In der Jachenau in Oberbayern herrschte bis zur neuesten Zeit der Brauch, daß zur Hochzeit aus jedem Hause des Dorfes ein Gast geladen werden mußte: alle Gemeindegenossen zählten zur Familie, alle Häuser zum „Hause". Es gibt auch heute noch abgeschlossene kleine Dörfer in Deutschland, in denen sämmtliche Familien wirklich unter einander verwandt, alle Nachbarn Vettern sind, und das „ganze Haus" sich erweitert zur „ganzen Gemeinde". In solchen Dörfern bewahren sich dann nicht nur die originellsten Sitten, sondern es herrscht da häufig auch das fröhlichste wirthschaftliche Gedeihen. Wenn aber den Landgemeinden zugemuthet wird, jeden fremden Lump unbesehen in ihren Verband aufzunehmen, dann werden sich die ordentlichen Leute nachgerade dafür bedanken, alle Nachbarsleute wie halbe Vettern anzusehen.

Eines der merkwürdigsten Dörfer, in welchem der familien-

hafte Zusammenhang aller Ortsnachbarn gleichsam das Dorf selbst zu einem „ganzen Hause“ macht, ist Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe in der Pfalz. Mitten in einer nivellirten, von den Einflüssen der französischen Herrschaft tief berührten Gegend gelegen, hat es lediglich durch den Familienzusammenhalt seine Eigenthümlichkeit zu retten gewußt. Und es ist dabei reich geworden bei nur mäßiger Gunst der Lage. Fast alle Familien des Ortes sind unter einander verwandt; und bei allen wirthschaftlichen Interessen erscheint das Dorf als eine festgeschlossene Verbrüderung. Dem Gesetze nach darf es dort keine geschlossenen Erbgüter, nicht Majorate oder Minorate geben. Damit aber jede Familie in Glanz und Wohlstand bleibe, stehen alle Ortsnachbarn für Einen Mann und machen durch eine treu bewahrte Sitte jenes Gesetz illusorisch. Die Familie beschließt, wer von den Kindern das Gut erben soll. Für die Nichterbenden sucht man in den Nachbardörfern, wo der Boden wohlfeiler ist, ein Stück Landes anzukaufen, oder sie finden im Heimathdorfe selbst ihr Unterkommen. Wollte Einer, der bei solcher Erbtheilung durch die Familie zu kurz gekommen, gerichtliche Klage erheben, so würde das Gut zu gleichen Theilen zerstückt werden müssen. Keiner aber wagt eine solche Klage, für die ihn die Verachtung des ganzen Hauses und der ganzen Gemeinde treffen würde. Und das ist mitten in der „aufgeklärten“ Pfalz. Die Gemeinde hält so klettenfest zusammen, daß sie neben der officiellen Gemeindeordnung noch eine private Ordnung aus alter Zeit bewahrt und handhabt. Um in der damit zusammenhängenden Gemeindeversammlung stimmfähig zu werden, muß man *Familienvater* sein. Sämmtliche verbrüderte Ortsgenossen hielten sich bis vor wenigen Jahren einen Flurschützen nach eigenem Schnitt, der die Uebertreter der Flurordnung um mäßige Summen pfänden durfte ohne Protokoll. Man glaubte, dergleichen innere Gemeindepolizei müsse man im Stillen abmachen und nicht jeden kleinen Feldfrevel gleich an die große Glocke der öffentlichen Polizeistube hängen. Diese Familiengemeinde hat sich eine Kirche und ein Schulhaus gebaut nach

eigenen Rissen, mit eigenen Händen — und mit kaum glaublich geringem Geldaufwand. Sie bewirthschaftet die Felder nach gemeinsamem überliefertem Plan, und diese Felder ertragen, als ob ein ganz besonderer Segen auf ihnen ruhe. Es ist der Segen des Familienzusammenhanges und der guten Nachbarschaft in einer Gemeinde, die da stehet wie ein einiges „ganzes Haus“.

Es gehört heutzutage viel Muth, viel Selbständigkeit dazu, wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgerthums die Idee des „ganzen Hauses“ noch praktisch aufrecht halten will.

Wenn der Beamte, der Gelehrte es ja wagt, in den der häuslichen Muße gewidmeten Abendstunden mit Frau und Kindern und Gesinde sich um einen großen Tisch zu setzen, so möchte er wenigstens gewiß nicht gern in dieser Situation von einem Dritten überrascht werden, denn man würde ihn einen Sonderling nennen. Und doch ist gerade ein solches regelmäßiges Zusammensein des ganzen Hauses so fein und löblich und unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins, für die Kräftigung des Hausregiments.

Bei vielen deutschen Bauerschaften ist der einzige Umstand, ob das ganze Haus einschließlich des Gesindes an Einem Tisch sitzt, gerade maßgebend für die Beantwortung der Frage, ob das Gesindeverhältniß dort schon ein rein rechtliches geworden oder ob es noch ein theilweise patriarchalisches sei, ob die alten Sitten überhaupt verschwunden sind, oder ob sie festgehalten und fortgebildet werden.

Wenn der reichere Handwerker oder Kaufmann die Lehrjungen, Gesellen oder Gehülfen mit seiner Familie am selben Tisch essen ließe, dann glaubt er gegenwärtig schon der Würde seines Hauses etwas zu vergeben. Und doch ist es gerade durch dieses Ausschließen vom Gesinde und Geschäftspersonal aus dem Kreise des „ganzen Hauses“ gekommen, daß jene Leute keinen rechten Respekt mehr haben vor dem Hausvater und Meister, oder daß der Respekt jedenfalls nicht über ihre Lehr- und Dienstzeit

hinausreicht. Früher hielt das Band, welches den Lehrling an den Meister fesselte, oft für das ganze Leben fest. Der Meister stand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegenüber, wenn dieser längst selber Meister geworden war. Er redete den ehemaligen Lehrling, und mochte es derselbe zu noch so hohen Würden und Ehren gebracht haben, seine Lebtage mit „Er" an, während dieser ihm mit dem respektvollen „Ihr" erwiderte. Weil der Lehrling dem Hause des Meisters **wirklich** angehört hatte, darum nur konnte sein Verhältniß zu jenem immer ein kindliches bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientensinn entsprang dieses Herkommen, sondern aus der Pietät des deutschen Familiengeistes. Je mehr die freiwillige Anerkennung einer natürlichen Autorität in allen Bezügen unsers bürgerlichen Lebens altfränkisch ward, um so sicherer mußten die späteren Geschlechter politisch haltlos und social meisterlos werden. Wie will man jetzt neue künstliche Autoritäten im Gesellschaftsleben schaffen, bevor man den alten natürlichen einen neuen Widerhalt gegeben hat!

Gegenwärtig hört man in den Städten häufig, daß sich sogar die Knechte und Mägde einer und derselben Herrschaft gegenseitig mit „Sie" anreden! Also haben diese Leute gar keine Ahnung mehr von ihrer natürlichen Verbrüderung als Glieder desselben Hauses. Es macht sich zwar lustig, ist aber doch sehr probat, wenn der Hausherr neu eintretenden Dienstboten die Verpflichtung auflegt, sich binnen vierundzwanzig Stunden mit ihren bereits zum Hause gehörigen Genossen zu duzen, andernfalls wieder hinzugehen, wo sie hergekommen sind. Das wäre schon ein kleiner Versuch zur „Reform der Gesellschaft".

Im alten deutschen Bauernhaus redete der Herr den Knecht mit „Du" an, der Knecht den Herrn mit „Ihr". Also ganz dieselbe Anrede wie zwischen Vater und Kind. Ja es kam sogar häufig vor, und ist bei abgeschlossenen Bauerschaften noch immer nicht ganz verschwunden, daß das Gesinde seine Herrschaft „Vater" und „Mutter" anredet. Noch charakteristischer für die ehemalige Familienhaftigkeit des Gesindes ist ein alter Brauch, der sich auf

schleswig'schen Bauernhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Gesinde gibt nämlich nur denjenigen Familiengliedern die respektvollere Anrede mit „Ihr", welche im Alter ihm vorangehen; wer jünger ist, und wäre es der Dienstherr selber, den nennt die Magd „Du". Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

Bei manchen norddeutschen Bauerschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit dem der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher einmal recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechtete und verdorbene, sondern uralt freie Bauernschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus", wird besonders gerühmt in der Zeit unsers unverdorbenen ältesten Volksthumes. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gährungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältniß des Herrn zum Knechte dringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Rohheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christenthum

in uns aufzunehmen und so die große neue Culturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen.

Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deutschem Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt eine schauerliche Barbarei, es steckt aber auch eine tiefsinnige Auffassung des „ganzen Hauses“ dahinter, wie die indische Wittwenverbrennung ein Symbol der Untheilbarkeit der Familie ist und in ihrer Grundidee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, welche die Wiederverheirathung einer Wittwe mit tiefem Schimpf belegte. „Wenn es auf den Herrn regnet, trauft es auf den Knecht.“ Das Gesinde soll im „ganzen Hause“ sein Schicksal als eins erkennen mit dem des Herrn. Auf mehreren Kirchhöfen Südbayerns und Tirols fand ich Familiengräber angesehener, ja vornehmer Leute, in welchen — laut Inschrift — auch die Särge alter treuer Dienstboten des Hauses beigesetzt waren. Das ganze Haus behauptete sich bis in's Grab. In einem bloßen Vertrags- und Miethverhältniß hatten jene Dienstboten zu ihrer Herrschaft gewiß nicht gestanden, sondern auch zugleich in einem gemüthlichen.

Die alten Dienstboten-Ordnungen räumten dem Herren weit größere Rechte ein als den Dienern, verfügten sogar mancherlei Dienstzwang in offenbarer Erinnerung an die alte Hörigkeit. Kein vernünftiger Mensch wird daran denken, jene harten alten Polizeistatute wiederherstellen zu wollen. Wir gehen aber auf der entgegengesetzten Seite zu weit, wenn wir das Dingen des Gesindes zu einem bloßen Arbeits-Vertrag machen mit gleichen Rechten auf beiden Seiten. Denn wir dingen eine Magd nicht bloß zur Arbeit, wir fügen sie auch ein in unser Haus, und Friede und Unfriede des Hauses, Sitte und Unsitte der Kinder können vielfach mitbedingt sein durch das Gesinde. Die Autorität des Hausvaters muß auch gegenüber der modernen Dienerschaft bestehen, und der Dienst im Hause hat nicht bloß seine rechtliche und wirthschaftliche, sondern auch seine sittliche und gemüthliche Seite.

Wenn unsere Mägde einmal die deutschen Sprach- und Gesellschaftsalterthümer studiren, so werden sie finden, daß das gegenwärtig ihnen so besonders verhaßte Wort „Magd“ ein sprachliches Zeugniß ist für den früheren innigen Zusammenhang des Gesindes mit dem Hause. Bei den Angelsachsen bezeichnet die „Maégd“ gerade das, was wir im umfassenden Sinne das „ganze Haus“ nennen; Maégsceaft ist die Verwandtschaft, und die Spillmagen und Schwertmagen leiten auch nicht aus dem Magen ihren Ursprung, sondern hängen eben mit den Sprachwurzeln dieser Maégd und Maégsceaft zusammen. Magd ist ein Ehrentitel, der aus dem Familienleben, als sich dasselbe verengerte, auf die Dienstbotenkreise ausschließlich überging. Während unsere Voreltern noch der Mutter Gottes keinen schöneren Namen zu geben wußten, als indem sie dieselbe die reine „Magd“ nannten, kündigt einem jetzt die niedrigste Dirne den Dienst, wenn man sie Magd titulirt, statt ihr die nobleren Prädikate einer Köchin oder eines Stubenmädchens zu geben!

Die Sprachforschung liefert überhaupt gar merkwürdige Urkunden zur Geschichte des fortschreitenden Zusammenschrumpfens des Familienbegriffs. Worte wie Gesinde, Magd, Haus, Sippe u. s. w. hatten früher sämmtlich einen weit umfassenderen Sinn als jetzt. Von den Etymologen können unsere Hausväter lernen, daß das Radicalmittel wider die Entartung des Gesindes nicht in Medaillen und Prämien für brave Mägde u. dgl. besteht, sondern in der entschiedenen Aufnahme der Dienstboten in den Bann des „ganzen Hauses“. Dann muß es das Gesinde selbst wieder als eine Ehre anerkennen, wenn es gründlich unter die hausväterliche Polizei und Strafgewalt gestellt wird. Im deutschen Volksaberglauben thun selbst die Hausgeister den faulen Knechten und Mägden die Ehre an, sie zu züchtigen für ihre Lässigkeit im häuslichen Dienst. Sie blasen ihnen das Licht aus, ziehen ihnen im Bette die Decke vom Leib, stoßen ihnen die Milchkübel um. Das geschieht den „Mägden“ und „Knechten“. Ein modernes Stubenmädchen, eine Köchin oder ein Bedienter ist dagegen gar nicht mehr werth, daß ein Hausgeist sich herabläßt, ihnen eine tüchtige Lection zu geben.

In vielen süddeutschen Städten von noch etwas altmodischem Schnitt ist es in den Gasthöfen der Brauch, daß der Wirth mit seiner Familie an der Spitze der Gasttafel sitzt und nicht bloß vorschneidet, sondern auch vorißt. Auf dem Dorfe sitzt dann am untern Ende der Tafel auch das Gesinde. Der meist corpulente Wirth mit seiner corpulenten Familie soll nicht bloß den Vorsitz führen als die leibhaftige Urkunde, daß seine Küche gut anschlägt; er soll auch dem Gaste den Eindruck gemüthlicher und patriarchalischer Häuslichkeit selbst im Wirthshause schaffen, er soll der Gasttafel das Gepräge einer Haustafel geben: als Hausherr sitzt er obenan vor allen Gästen. Dieß ist der letzte Abglanz jener väterlichen Würde, welche in früheren Jahrhunderten der deutsche (und englische) Gastwirth seinen Gästen gegenüber behauptete, zugleich ein Zeugniß, wie tief das Bedürfniß des „ganzen Hauses“ im deutschen Geiste gewurzelt ist.

Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kinder und Gesinde — das „ganze Haus“ — um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des „Hauses“. Darum ist er ganz abgesehen von seiner sittlich-religiösen Bedeutung auch in socialem Betrachte Gold werth. Wenn man nicht in die Kirche gehen konnte, dann las nach alter Sitte der Hausvater dem ganzen Hause am Sonntag Morgen aus der Postille vor. Am Weihnachts- und Neujahrsabend versammelte er das Haus um sich und las ein Kapitel aus der Bibel; das Gleiche geschah wohl auch an jedem Sonntag Abend. Ging die Familie zum Abendmahl, dann sprach der Hausvater als Eröffnung des Ganges zur Kirche ein Gebet in der Familienhalle. Bei vereinzelten Bauerschaften geschieht das Alles noch. Merken die städtischen Väter denn nicht, daß sie mit dem Aufgeben dieser Sitten freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der

Hand gegeben haben? Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem „ganzen Hause“ vorzubeten, nicht so leichtsinnig wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht darin für einen stolzen Geist, als in einer ganzen Collection von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der „feingebildete“ Nachbar möge sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, deß schämen sie sich! „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt“, wie's in dem alten Burschenliede heißt. Denn es gehört mehr Muth und begeisterte Ueberzeugung dazu, in der Sitte, im socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen, als im politischen. Der politisch-conservative Mann kann sich in bewegter Zeit höchstens verhaßt machen, der social-conservative aber wird dem ganzen vornehmen und geringen Pöbel lächerlich erscheinen, und das fürchtet der Philister weit mehr als jenes. Der nivellirende Radicalismus hat sich jetzt in die feste Citadelle der häuslichen und bürgerlichen Lebenspraxis zurückgezogen, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der social Conservative heute noch ganz in derselben ungedeckten Position ficht, wie der politisch Conservative Anno achtundvierzig, und er hat nicht darauf zu hoffen, daß ihm jemals Polizeidiener, Gendarmen und mobile Colonnen secundiren werden. Viel' Feind', viel' Ehr!

Bei der Wiederherstellung der gefesteten Häuslichkeit, der ganzen Familie und des ganzen Hauses schließt sich aber Ring an Ring, ein Schritt führt zu tausenden und selbst die wirthschaftlichen und politischen Consequenzen der oft scheinbar harmlosesten und gleichgültigsten Gebräuche sind hier kaum abzusehen. Aus dem Neubau des Hauses wächst ein Neubau der Gesellschaft und des Standes unabwendbar hervor. Ich will dafür nur noch ein kleines Beispiel heranziehen. Zu der Idee des ganzen Hauses gehört es auch, daß Eltern und Großeltern, wenn sie sich in

ihren alten Tagen zur Ruhe setzen, im Hause der Kinder wohnen. Auf dem Lande ist dafür von Anbeginn her meist schon ein eigenes Stübchen vorgesehen; allein selbst bei den schwankenden Wohnungs- und Erwerbsverhältnissen der Städter läßt sich diese schöne Sitte noch in sehr vielen Fällen aufrecht erhalten. Am festesten aber zeigt sich dieses Zusammenwohnen von Großeltern, Kindern und Enkeln auf dem Lande, wenn der Grundbesitz geschlossen ist. Bei Gleichtheilung der Güter, wenn Grund und Boden, Haus und Hof zu einer beweglichen Waare wird, muß dieses Beisammenbleiben der Alten und Jungen allmählig verschwinden. Es wird, wie in den Städten, eine zufällige, keine nothwendige Erscheinung mehr sein. Zieht der Volkswirth diesen großen sittlichen Faktor auch mit in Berechnung, wenn er die Vortheile der geschlossenen und getheilten Güter gegeneinander wägt? Kann der Statistiker eine Ziffer finden zur Schätzung des Segens, der in's Haus kommt, wenn die Kinder auf dem Schoße der Großmutter den Ueberlieferungen der Familie lauschen können, und den alten Leuten in denselben Räumen, wo sie ihre Jugend verlebt, das Alter „wiederblühsam" wird im Kreise der Enkel und Urenkel? Ist die Unverträglichkeit der Jungen mit den Alten, die in den Städten das Zusammenwohnen von ganzen Generationen einer Familie so selten macht, nicht mitbedingt durch den Geist der absoluten modernen Geldwirthschaft, welche das wirthschaftliche Interesse der Einzelnen so hoch erhoben hat über das wirthschaftliche Interesse der Familien und Körperschaften? „Es gibt nur eine böse Schwiegermutter in der Welt, aber Jeder glaubt, er habe sie." Gefällt euch dieser Gedanke besser oder der andere, daß das Haus erst ganz ist und auch der ganze Segen des Hauses erst in ihm wohnt, wenn Urahne, Großmutter, Kind und Enkel einträchtig bei einander wohnen und das Gesinde im Hause einheimisch wird, gleich als habe es dazu gehört von Anbeginn und zähle auch zu den Kindern des Hauses?

Wir werden aber unsere deutschen Zustände rücksichtlich des „ganzen Hauses" immer noch tröstlich und hoffnungsreich finden,

wenn wir nach Amerika hinüberschauen. Amerika hat nach Meister Goethe's Wort „keine verfallenen Schlösser und keine Basalte"; es hat aber auch nicht einmal eine Ruine von dem, was wir im stolzen (die Philologen sagen im „eminenten") Sinne das „ganze Haus" nennen. Die Nordamerikaner der besseren Klasse führen freilich meist ein sehr strenges, abgeschlossenes eheliches Leben; allein gerade durch die hier waltende Ausschließlichkeit kommen sie nicht einmal zum vollen Begriff der Familie, geschweige zu dem des Hauses.

Es gibt kein Gesinde, sondern nur gemiethete Dienstboten in den Vereinigten Staaten. Darum ward dieses Land das gelobte Land fauler, hoffärtiger, meisterloser Mägde und viele verlegene Waare der Art, für die es in Deutschland keinen Abnehmer mehr gab, ist bereits mit Glück und gutem Absatz dorthin exportirt worden.

Die Miethverträge mit den Dienstboten laufen dort in der Regel nur auf einen Monat; Kündigungsfristen sind keine vorbehalten, und wenn die Magd am letzten Abend des Monats aufkündigt, kann sie am nächsten Morgen gehen. So ist schon vorweg dafür gesorgt, daß die Dienerschaft im Hause nicht warm wird, daß sie beileibe nicht dazu kommt, ein wirkliches Glied des Hauses zu werden, daß ihre schwankende proletarische Stellung nur ja keine gesellschaftlich feste werde. Eine solche nordamerikanische Magd, die sich nicht „verdingt", sondern „vermiethet", kleidet sich dann wie eine Dame, läßt sich Mistreß tituliren, und wenn (was in den Mittelklassen gewöhnlich ist) der Hausherr die Schuhe selber putzt, Haus und Straße kehrt und mit dem Henkelkorb zu Markte geht, so hat seine Mistreß Magd nichts dagegen einzuwenden.

Auch das Verhältniß der Gesellen zum Meister, des Gehülfen zum Geschäftsherrn, welches im „feudalen alten Europa" vordem eine Art Adoption war, ist in der neuen Welt zum bloßen Miethvertrag veräußerlicht worden. In den deutschen Großstädten ist man mehrentheils auch schon zu diesem Fortschritte gekommen. Gesellen werden nach der Stückzahl ihrer Arbeiten bezahlt oder ver-

miethen sich auf kurze Dauer für bestimmte einzelne Arbeiten. Fragen die ökonomischen Vertheidiger der Gewerbefreiheit auch nach den ungeheuern sittlichen und socialen Nachtheilen, die aus diesen Verhältnissen erwachsen? Und wenn auch aus keinem andern Grund, so wäre schon allein um deßwillen das Innungswesen einer verjüngten Wiederherstellung würdig, weil nur durch Innungen das familienhafte Verhältniß zwischen Meister und Gesell dauernd wieder befestigt werden kann.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit Nordamerika's läßt es schon an sich kaum zu, daß der Gesell und Gehülfe sich im „Hause" einbürgere. Eine ungeheure Masse von Arbeitern und Geschäftsleuten wandert ja dort fortwährend probirend von einem Geschäft zum andern. Ein Müllergesell, der sein Glück übermorgen als Kaminfeger versucht, im nächsten Quartal bei einem Maurer handlangert und über's Jahr vielleicht von dem Geschäfte profitirt, das er weiland seinen Müllereseln abgelernt hat, und selber Sackträger wird, kann doch weder bei seinen Eseln noch bei seinen Meistern recht zu Hause sein. Bei den größeren stabilen Geschäften dagegen ist der Herr überall um so mehr geneigt, seine Familie außer Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen zu setzen, als die Abschließung der engeren Familie vom „Hause" von vornherein ein Grunddogma des häuslichen Anstandes in den Vereinigten Staaten ist.

Hier kann uns Deutschen recht klar werden, wie viele Nachklänge des alten Zunft- und Gewerbewesens in den häuslichen Sitten unsers kleinen Gewerbestandes noch festsitzen. Die Sitte des Hauses und die Satzung der Gilde bedingen sich gegenseitig. Was für die Festigung dieser Sitte des Hauses bei der Aristokratie Hausgesetze und Familienverträge gewirkt haben, das wirkte im Bürgerstand das Gesetz der Gewerbgenossenschaft. In Amerika kann es vorkommen, daß sich ein Geselle auf Monatsgage arglos ohne weitere Klausel vermiethet, und wenn der Zahltag kommt, zahlt ihm der Meister etwa nur Dreiviertheile des Bedungenen unter dem Vorgeben, der Rest gleiche den Schaden aus, den ihm

der Geselle durch Abnützung der Werkzeuge, mißlungene Versuche u. dgl. gemacht! Eine solche Ueberlistung würde bei unsern Handwerksmeistern auch der ärmste Teufel, der zäheste Geizhals für schimpflich halten, und zwar lediglich deßhalb, weil in ihm noch immer der Gedanke dämmert, daß ein Gesell als Genosse des Hauses nach nobleren Grundsätzen behandelt werden müsse als ein fremder Dritter, mit dem man bloß einen Miethvertrag abgeschlossen hat. Dahinter spuken alte, scheinbar längst begrabene Zunftideen.

Wenn der Geselle nicht einmal einen Wochen- oder Monatslohn erhält, sondern nach der Zahl der gearbeiteten Stücke bezahlt wird, dann ist die vollständigste Ablösung vom Hause des Meisters damit attestirt und besiegelt. Solange bei uns der Geselle noch einen wesentlichen Theil seines Lohnes in Naturalleistungen, in Kost und Wohnung, bezieht, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß für den gewerbetreibenden Mittelstand der Begriff des „ganzen Hauses" noch zu retten sei.

Als das Verhältniß des Gesellen zum Meister noch ein durchaus familienhaftes war, erhielt er gar keinen Lohn, sondern nur die häusliche Verpflegung, dazu höchstens ein geschenktes Geld. In dem Maße als der Geselle mehr in klingender Münze bezahlt wird, löst sich dieses Verhältniß. Ebenso geht es beim Gesinde. In einem alten Handwerksburschenlied zeigt sich jener innige Zusammenhang der häuslichen Verpflegung mit der Hausangehörigkeit recht klar empfunden. Der Geselle zählt je in einem Verse auf, was er an jedem Wochentage arbeitet und was ihm dafür zu Theil wird; zuletzt am Samstag zahlt ihm der Meister den Lohn, aber zu allerletzt in der Sonntagsfrühe geht er noch zur Frau Meisterin „und kriegt ein reines Hemde". Solange die Handwerksburschen diesen Vers vom „reinen Hemde" noch singen können, brauchen wir uns noch nicht vor nordamerikanischen Zuständen zu fürchten.

Das seit der französischen Revolution immer ungestümer andrängende Begehren, alle öffentlichen und privaten Naturalleistungen

in Geld zu verwandeln, hat seine tiefe sociale Schattenseite. Bisher hat man nur die (oft gleichfalls problematischen) wirthschaftlichen Lichtseiten ins Auge gefaßt. Wie das Ingesinde durch die ausschließliche Geldlöhnung frei gemacht von den Banden des Hauses und also auch dem Hause entfremdet wird, so treibt die Kapitalisirung der Naturalabgaben den Bauer aus seiner ländlichen Abgeschlossenheit in die Stadt, und wo er sonst dem Grundherrn patriarchalisch verhaftet war, wird er es jetzt dem Geldjuden — aber jedenfalls nicht patriarchalisch.

Kehren wir noch einmal zum Hauptthema dieses Abschnittes zurück.

Ein recht augenfälliges Zeichen der Lockerung der Bande des Hauses und der Familie liegt in der immer mehr abkommenden Familiengastfreundschaft. Wer auch nur zehn bis fünfzehn Jahre zurückdenkt, wird wahrgenommen haben, daß man sich zusehends entwöhnt hat, Verwandte und Freunde des Hauses bei sich zu beherbergen. Statt den Gast durch einen solennen Familienschmaus zu ehren, führt man ihn wohl gar an die Gasttafel des Wirthshauses. Das würde zu unserer Väter Zeit eine grobe Beleidigung gewesen sein.

Merkwürdigerweise hat sich die Familiengastfreundschaft in vielen Städten und Dörfern des westlichen Mitteldeutschlands noch in hohem Grade lebendig erhalten, während sonst gerade dort die alten Familiensitten am meisten abgestorben sind. Daran mag man die Fähigkeit zur Wiedererweckung eines tiefern Familienlebens auch in diesen social aufgelösten Gauen erkennen.

Bei der mäßigen Gastfreundschaft, die heutzutage in unsern Städten noch geübt wird, ist es höchst charakteristisch, daß man sich in den meisten Familien bestrebt, in Gegenwart eines Gastes, und stehe er dem Hause noch so nahe, die Sitte des Hauses zu verbergen. Von hundert Familien z. B., in denen noch ein Tischgebet gesprochen wird, werden neun und neunzig dieses Gebet weglassen, wenn ein Gast am Tische ist. So macht man's auch mit dem andern Herkommen des Hauses. Die Kinder werden

vom Tische geschickt, die Mägde müssen das Zimmer räumen, Hund und Katze werden vom Ofen verjagt, das ganze Haus wird suspendirt. Man schämt sich jeder originalen häuslichen Sitte angesichts anderer Leute, statt daß man stolz auf dieselbe sein sollte. (So schämt man sich auch, eine eigenthümliche, seinen Bedürfnissen angemessene, eine persönliche Wohnung sich zu bauen, und macht alle Häuser nach Außen über einen Leisten, da doch noch lange nicht alle Insassen über einen Leisten gemacht sind.) Der Gast soll durchaus nicht merken, daß er in einem individuell organisirten Hause ist; es soll ihm vorkommen, als sei er in dem Hause der nivellirenden Civilisation, — im Wirthshause. Dieß ist das Gegenstück zu dem, was ich oben von den süddeutschen Wirthshäusern alten Styles erzählte. Der Gast soll sich aber nach dem Hause richten und nicht das Haus nach dem Gaste.

Jene alte Gastfreundschaft, die in so inniger Beziehung zu dem Gedanken des „ganzen Hauses" steht, hat sich aus der Stadt auf das Land zurückgezogen. Wenn noch irgend Jemand im schönsten Sinne des Wortes „ein Haus macht", dann sind es die deutschen Landpfarrer. Bei ihrer Vereinsamung suchen sie in dem Hause ihre sociale Welt. Wer als Student einmal im Lande umher gezogen ist, heute bei diesem, morgen bei jenem verwandten, befreundeten, empfohlenen oder auch ganz unbekannten Pfarrer Quartier suchend, der kennt dieses selige Behagen, überall ein Daheim zu treffen, überall eine Familie von originellem Gepräge, einen Hausherrn, der noch ein Charakterkopf, ein Haus, das noch ein wirkliches, eigenartiges und ganzes Haus ist. Dieß sind die Wanderungen, auf denen man Charaktere und Sitten kennen lernt. Der deutsche Bursch nennt solche Art, als Gast von Familie zu Familie zu wandern, mit prächtigem Ausdruck „onkeln". Man begrüßt ja gleichsam jeden gastfreundlichen Hausherrn als seinen Onkel und läßt sich auf einen oder ein paar Tage zum Neffen adoptiren. In diesem „onkeln" liegt eine Fülle aus dem ächt deutschen Leben gegriffener Poesie, die uns in der Erinnerung auch bei greisem Haupte noch warm wie Maiensonne in's Herz

hinein scheinen wird. Das ist die Poesie des schönen Bildes vom „ganzen Hause", — eine halb verklungene Sage.

Schon mancher Landpfarrer hat sich all sein Hab und Gut wegonkeln lassen. Das war nicht gescheidt. Aber nur ihr sollt ihn nicht meistern und sagen, daß es nicht gescheidt gewesen, die ihr in den großen Städten auch die letzten Trümmer des „ganzen Hauses" niederzureißen fleißig seid, eine Sitte des Hauses nur noch bei verschlossenen Thüren kennt, die Gastfreundschaft im Wirthshause übt, nur die Narren, wie das Sprüchwort sagt, Onkel heißet und in eurem Haus- und Familiengesetzen als ersten Paragraphen aufstellt, daß der eigene Mund der nächste Vetter sei.

Drittes Kapitel.

Die Familie und die bürgerliche Baukunst.

Wie eine Illustration dem Texte, stellt sich dieses Kapitel dem vorigen gegenüber. Die Architektur des modernen Wohnhauses ist das steinerne Sinnbild der erlöschenden Idee vom „ganzen Hause".

Die besseren städtischen Bürgerhäuser aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert öffnen dem Eintretenden sogleich große Hausfluren, Vorplätze und Höfe. Häufig ist das ganze Erdgeschoß lediglich Vorhalle; die Wohnungsräume beginnen erst im ersten Stock.

Diese großen Vorplätze waren aber allen Hausgenossen zur gemeinen Benutzung; sie sind gleichsam die Allmende des „ganzen Hauses". Dasselbe gilt von den traulichen Gallerien und bedeckten Gängen, welche gegen den innern Hofraum oft durch alle Stockwerke gingen. Hier soll man sich versammeln und ergehen können, hier sollen die Kinder beim Regenwetter sich tummeln und spielen. In der warmen Jahreszeit tafelte das ganze Haus häufig auf dem Flur des ersten Stockes, ein schönes Herkommen, welches in Oberdeutschland noch nicht ganz erloschen ist. Jener besonders wichtige Raum war in den Bürgerhäusern katholischer Gegenden häufig sogar mit einer Art Hauskapelle geziert, indem an der Hauptwand ein großes Crucifix aufgestellt war mit einem Betstuhl.

In den reichen Bürgerhäusern erschienen diese Vorplätze mit Säulen, Bildnereien und Gemälden geschmückt, und an dem im Hofe traulich rauschenden Brunnen fehlte selten allerlei zur Kurz-

weil angebrachter Zierrath von wasserspritzenden Nymphen, speienden Delphinen, Larven und derlei Dingen.

Wir belächeln jetzt diese Spielereien der Rococozeit, und unsere Künstler könnten solchen Zierrath in der That viel vernünftiger, kritischer und kunstmäßiger machen. Dennoch erscheint uns auch wieder jener kindisch phantastische Schmuck ehrwürdig, er ist geweiht; denn er gibt Zeugniß von den behaglichen, sinnigen Stillleben der deutschen Familie in einer Zeit der Erniedrigung, wo eine deutsche Politik verloren gegangen war, von einem deutschen Reiche nur noch der Schatten übrig geblieben, und das deutsche Volk allein noch Rettung für sich gefunden hatte in der Gediegenheit, Ehrenhaftigkeit und Innerlichkeit des deutschen Hauses.

Der „häusliche Herd", welcher jetzt nur noch eine Redefigur, war auch vor Zeiten einmal eine Wirklichkeit. Im alten deutschen Bauernhause stand der Herrscherstuhl der Hausfrau hinter dem Herde. Im reicheren Bürgerhaus war die Küche eine stattliche, oft schön gewölbte Halle, und in geselligen Stunden versammelte sich wohl auch die Familie in der Küche und verzehrte ihr Abendbrod am „häuslichen Herd". Dort wies auch der Volksglaube den guten Hausgeistern ihren vornehmsten Sitz an, in eigens am Herde angebrachte kleine Nischen legte man ihnen Speise, auch etwas Reisholz und zu Zeiten ein Käppchen und ein Röckchen zum Lohn für treue Dienste.

In den modernen großstädtischen Privathäusern sind fast alle dem „ganzen Hause" dienende Räume auf das dürftigste Maß beschränkt: die breiten Vorplätze sind zu einem armseligen schmalen Hausgang zusammengeschrumpft, statt der Familie und der Hausgeister tummeln sich nur noch Mägde und Köchinnen in der profanirten Küche; namentlich sind aber die Höfe (die früher nur in den engen Gassen der Handwerker und Kaufleute eng und klein waren, in patricischen Quartieren aber weit und schmuckreich), jetzt selbst bei den reichsten großstädtischen Häusern häufig zu schmalen, feuchten, stinkenden Winkeln geworden, wohin keine

Sonne und kein Nord dringt; die heimeligen inneren Gallerien sind durchaus verschwunden, und wo sonst das ganze Haus auf dem Hausflur getafelt, da verzehren jetzt höchstens des Hauses Bettelleute dort ihr Gnadenbrod.

Paris und London und Neu-York kann man in unsern ueuen deutschen Großstädten wiederfinden, wer aber das deutsche Haus suchen will, der muß in alte abgestorbene Reichsstädte gehen, und wo Einer in Romanen die trauliche, schmuckreiche innere Einrichtung der patricischen deutschen Wohnung aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert abgeschildert siehet, da wird ihm vielleicht das Herz noch einmal weit bei dem Gedanken an das Behagen des deutschen Hauses.

Wir begreifen wohl noch den gleichsam poetischen Werth jener Räume für das häusliche Leben, aber nicht mehr den reellen, weil uns die alte Gesammthäuslichkeit kein nothwendiges Bedürfniß mehr ist.

Der Blick auf die dem „ganzen Hause" gewidmeten, für den Häuserspeculanten überflüssigen Vorplätze, Gallerien, Höfe ꝛc. leitet zu einer ethnographischen Parallele. Bei den meisten aufgelösten mitteldeutschen Bauerschaften ist die volksthümliche örtliche Bauart der Häuser zugleich mit der Volkstracht aufgegeben worden und man baut möglichst billige und rentable viereckigte Wohn-Kasten im Kleinen, wie in den Städten im Großen. Hier ist denn auch der Hausflur, obgleich für das Bauernhaus noch viel wichtiger als für das bürgerliche, zu einer winzigen Ecke zusammengegangen. Bei den reichen, selbständigen, an alter Art festhaltenden Bauerschaften des deutschen Nordens und Südens dagegen finden sich noch große, stolze Hausfluren als die Regel, ja in Oberdeutschland noch offene und bedeckte Gallerien und Erker bei den Bauernhäusern. In manchen rheinischen Gegenden kann man den Wohlstand eines Bauern ziemlich sicher nach der Größe seiner Hausflur bemessen. Der bäuerliche Proletarier hat da oft gar keine Hausflur, nicht einmal einen Hausgang. Man tritt durch die Hausthüre unmittelbar in die Küche, wohl gar in

die Wohnstube, wodurch das Haus eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Hundehütte erhält. Oder der Hausgang ist so eng, daß ein schmaler, hungriger Mensch wohl hindurch gehen kann; wenn er aber drinnen stirbt, so kann man ihn im Sarg nicht hinaustragen. Es ist diese Beschränkung sogenannter überflüssiger Räume keineswegs immer durch die Mittellosigkeit des Erbauers geboten. Da in solchen mitteldeutschen Taglöhnerfamilien die Häuslichkeit und das Familienleben überhaupt leider auf sein kleinstes Maß zusammengeschrumpft ist, so bedarf man in der That der Räume nicht, die der ganzen Familie dienen sollen. Nicht durch neue Hausfluren, sondern durch einen neuen Geist der Familienhaftigkeit wäre also hier die Bauart zu verbessern. Die stolzen Hausfluren kommen dann wieder von selber, auch im armen Hause.

Aehnlich wie mit der Hausflur des Bauernhauses verhält es sich mit dem Hofraum. Auch der äußere Schmuck des Hofes ist kein übler Maßstab für den Wohlstand des Bauern. In der Pfalz haben die alten Hofthore der reichen weinbauenden Ortschaften geradezu einen monumentalen Charakter. Als die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. die Pfalz verbrannten, wurden die Häuser in diesen Dörfern zerstört, nur die massiven, in stattlichen Spitzbogen und Rundbogen gewölbten Hofthore blieben mehrentheils stehen und stehen heute noch neben den später neu wieder angebauten Wohnungen und legen Zeugniß ab von dem Reichthum und der Wohnlichkeit dieser Bauerndörfer in alter Zeit. Auf dem Schlußstein des Thorbogens ist die Jahreszahl der Erbauung eingehauen, oft auch der Name des Erbauers oder das Zeichen seines Berufes, nicht selten steht auch ein Vers dabei, der uns anzeigt, was in jenem Jahre Korn und Wein gegolten. Auch ziert wohl mancherlei Ornamentenwerk die großen Sandsteinblöcke der Thorpfeiler. Wo hält wohl jetzt noch der Bauer so viel auf den sinnigen und massiven Schmuck seines Hauses und Hofes? Haus und Gehöfte der damals so reichen Pfälzer Weinbauern muß wie eine kleine Burg anzuschauen gewesen sein, während freilich anderwärts der deutscher Bauer zu selbiger Zeit auch noch

in Lehmhütten wohnte, die an die Hütten der Wilden erinnern. Zu dem stattlichen Doppelthor stimmte die hohe steinerne Hofmauer. Das Haus stand mit der schmalen Giebelfronte gegen die Straße gekehrt, die Längenseite mit den meisten Fenstern und der Hausthüre ging also auf den Hof; ein unberechenbarer Vortheil für ein Bauernhaus, denn auf seinen Hof soll der Bauer aus dem Fenster schauen, nicht auf die Straße. An der Langseite im Hofe war die große steinerne Bank angebracht, auf welcher das „ganze Haus“ am milden Sommerabend plaudernd beisammen saß. Durch diese Frontstellung des Hauptgebäudes und den beschlossenen Hof war das Haus gleichsam überall nach Innen gekehrt, während wir es jetzt mit der langen Straßenfaçade nach Außen gewendet haben. In diesem einzigen Umstande liegt eine ungeheure Krisis im Familienleben angedeutet. Der trauliche Binnenhof hat den besten Theil seiner Bedeutung für die gemüthliche Häuslichkeit verloren, seit wir die Hauptseite des Hauses von ihm weggewendet haben und höchstens noch die Küchen- und Abtrittsfenster auf den Hof schauen lassen. Nur durch den Hof konnte man in's Haus gelangen; man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Heiligthum des Hauses ein. In dem Maße als die Familie an öffentlicher Bedeutung verloren hat, sind die Häuser gegen die Straße offener geworden. Im Orient, wo die Idee der freien Persönlichkeit wie der Gesellschaft und des Staates noch vielfach gefangen gehalten ist in dem Bann der übermächtigen Familie, sind die Häuser in gleichem Extrem ganz nach Innen gekehrt, der Harem kerkermäßig abgeschlossen: das Haus hat gar keine Straßenfronte, weder architektonisch noch social. In jenen Bauernhöfen der reichen Pfalz mußte der Bauer, wenn das große Hofthor hinter ihm in's Schloß gefallen war, sich fühlen nicht wie der Türke im Kerker seines Hauses, wohl aber wie der Ritter in seinem Burgfrieden. Ahmte er vor Zeiten doch selbst den Ritter darin nach, daß er die Strafe des Burgfriedensbruches in seinem Hofe so gut versinnbildete, wie der Ritter in seinem Schloßhofe. Wo dieser das Bild der abgehauenen blutigen

Hand als Warnungsmal für den Friedensbrecher aufstellt, da nagelte der Bauer den schlimmsten Friedensbrecher seines Hofes, den Habicht oder die Eule, zum warnenden Exempel an das Scheuerthor:

„Wer diesen Burgfrieden bricht,
Der wird also gericht."

Es ist eine höchst bemerkenswerthe Thatsache, daß in der ganzen bayerischen Vorder=Pfalz, wo fast durchaus das löbliche Herkommen noch herrscht, die Bauernhäuser nach Innen, nach dem Hofe gekehrt zu stellen und nur die schmale Giebelfront auf die Straße zu richten, eine große Reinlichkeit und Ordnung die Hofräume auszeichnet, während in dem angränzenden Westrich, wo man die Häuser mit der Langseite nach Außen gewendet hat, Schmutz und Unordnung als unmittelbare Folge eingezogen ist. Die Straße selber wird hier zum Hof, die Misthaufen sitzen auf der Straße, das Ackergeräthe fährt lüderlich daneben umher, der Hof ist offen geworden, er ist aus dem Frieden des Hauses heraus=gerückt, der Gasse preisgegeben; das Heiligthum des Hofes aber wie des Hauses, wie der Familie, vor allem des deutschen Hauses und der deutschen Familie, ist gegründet in deren Abgeschlossenheit und Innerlichkeit.

In der mannichfaltigen Bauart unserer Bauernhäuser, die sich sehr genau nach ethnographischen Gruppen abscheidet und hierin den Volkstrachten entspricht, hatte sich die wunderbar reiche Viel=artigkeit des deutschen Volksgeistes ein schönes Denkmal gesetzt. Es bezeichnet andererseits den viel tieferen Standpunkt des slavi=schen Volkslebens, daß das slavische Bauernhaus überall gleich=förmig, ohne bildungsfähige architektonische Motive ist und z. B. durch das ganze weite russische Reich sich wesentlich gleich bleibt in der Dürftigkeit und Nüchternheit seiner Linien und dem Schmutz seiner inneren Ausstattung. Wo noch eine ursprüngliche Bauart des deutschen Bauernhauses besteht, da sollte man sie zu erhalten, nöthigenfalls mit Schonung ihrer charakteristischen Formen zu

verbessern suchen. Außerdem wäre es jetzt hoch an der Zeit, in Bild und Schrift eine Zusammenstellung aller deutschen Volksbauweisen ebensogut wie aller deutschen Volkstrachten zu veranstalten; denn in vielen Strichen dürfte bald mit dem letzten ächten Bauernrock auch das letzte ächte Bauernhaus verschwunden sein.

Während sich vordem ein Herrenhaus und Schloß wieder dadurch vor dem stattlichsten Bürger= und Bauernhaus auszeichnete, daß es, wenn auch nicht an sich größer, doch Höfe, Gallerien, Vorplätze und offene Hallen in weit größerem Verhältnisse besaß, sieht man jetzt in den Städten sogar fürstliche Paläste, die nicht einmal eine weite, stattliche Vorhalle, geschweige denn einen ordent=lichen Hof besitzen, und die sich nur durch den Portier und die Schildwachen als Paläste legitimiren. Es lag ein tiefer Sinn in der Forderung, daß ein Herrenhaus gerade die dem „ganzen Hause" geweiheten Räume, die unnützen und doch so nothwendigen, in gedoppeltem Maße besitzen solle; denn die höchste Bedeutung der Aristokratie wurzelt darin, daß sie die Familie und das „Haus" am umfassendsten auf die sociale Potenz erhoben hat. Solche von ächt aristokratischem Schmuck entblößte Herrenhäuser namentlich der modernen Beamtenaristokratie in den großen Residenzstädten nennt man in Norddeutschland sehr passend „Hôtels", da dergleichen Gebäude in der That eines bessern und deutschen Namens in der Regel nicht werth sind.

Schauen wir in das Innere unserer Wohnungen, so findet sich's, daß das „Familienzimmer", der gemeinsame Aufenthalt für Mann und Weib und Kinder und Gesinde immer kleiner geworden oder ganz verschwunden ist. Dagegen werden die besondern Zimmer für einzelne Familienglieder immer zahlreicher und eigenthümlicher ausgestattet. Vater, Mutter und Kinder beanspruchen für sich bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemächer. Man raffinirt förmlich darauf, neue Zimmer zu erfinden. Sie sollen auch im Einzelnen wieder charakteristisch ausgestattet werden. Die Vereinsamung des Familiengliedes selbst im Innern des Hauses gilt für vornehm; sie ist darum schon in

dem Aeußeren einer „fashionablen“ Einrichtung zu veranschaulichen. Die eigentlichen „Familienmeubel“ sind altväterisch geworden. Als der Großvater die Großmutter nahm, da galt es noch als das Wahrzeichen eines soliden Hauses, eines Hauses vom alten Glanze, daß die Braut einige capitale Familienmeubel, alte, treue Diener des Hauses, zur Aussteuer mitnehmen mußte. Jetzt gilt umgekehrt nur diejenige Aussteuer für vornehm, bei welcher alles funkelneu ist. So tief haben uns die Tapezierer, Schreiner und Meubelhändler unterjocht! Das Ehebett existirt nur noch bei den Bauern und den Engländern, und die Wiege der Kinder steht nicht mehr zu Handen bei dem Bett der Eltern. Das „Kinderzimmer“ muß vielmehr möglichst entfernt vom elterlichen Schlafgemache sein; denn ein „gebildeter“ Vater kann in der Regel gar kein kleines Kind mehr schreien hören. Wer aber Kinder in die Welt setzen will, der muß sie auch können schreien hören, und wer das eine nicht kann, soll auch das andere bleiben lassen.

Ganz besonders sind hier wiederum die Bauernhäuser in's Auge zu fassen. Hier ist die ganze Familie schon durch den gemeinsamen Beruf aller ihrer Mitglieder viel enger zusammengeschlossen als in der Stadt, darum auch im Hause vorzugsweise auf gemeinsame Räume angewiesen. Nichts desto weniger sucht man jetzt in den reicheren Bauernhäusern gleichfalls eine Menge gesonderter Räume und isolirter Winkelchen anzubringen, die dem alten Bauernhause ganz fremd waren. Hierin zeigt sich's schon, daß das patriarchalische Zusammenleben und Wirken der Bauernfamilie gebrochen ist. Ein Haus mit vielen kleinen Stuben ist gar kein ordentliches Bauernhaus mehr. Selbst das wirthschaftliche Hausregiment wird zerstört durch die vielen gesonderten kleinen Räume; in der großen Familienhalle dagegen, wo der Speisetisch zur Seite des Herdes steht, herrscht der Bauer und die Bäuerin. So ist z. B. in alten Bauernhäusern der Stall häufig unmittelbar an die Küche gebaut und durch einen bedeckten Gang mit derselben verbunden, damit die Hausfrau die Hantierung des

Gesindes in Küche und Stall mit Einem Blick übersehen und ihr Zepter ungetheilt führen könne.

Ein herrliches Muster altpatriarchalischer Einrichtung zeigt in dieser Beziehung das alte Sachsenhaus, wie es Justus Möser geschildert und wie es bei den reichen oldenburgischen Marschbauern und in Schleswig heute noch besteht. Hier steht der Herd im Mittelpunkte des Hauses, und hinter dem Herde thront die Bauernfrau. „Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist gleichfalls hinter dem Herde und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zuschlagen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt, daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wiederum aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz beim Herde ist der schönste unter allen.“ So zeichnet Möser das plastische Bild der Bauernfrau, die in der patriarchalischen Würde längst verklungener Zeiten von ihrem Sitz hinter'm Herde das ganze Haus beherrscht. Auf diesem Herde aber brennt das Feuer den ganzen Tag und glimmt die ganze Nacht hindurch, urväterlicher Poesie zu Ehren und der modernen Feuerpolizei zum Trotz; wann aber der Hausherr stirbt, dann wird nach altem Brauch das Herdfeuer gelöscht.

Auf der untersten Stufe bäuerlicher Armuth treffen wir freilich

ein scheinbar ähnliches Bild wieder, wo auch die ganze Familie auf einen einzigen häuslichen Raum zusammengedrängt ist; aber nicht in eine weite, geräumige Wohn- und Speisehalle, sondern in ungesunde Winkel, nicht im Bewußtsein der Familienhaftigkeit und des Familienregiments, sondern bloß aus Noth.

Wenn der Städter sieht, wie in der Bauernhütte oft nicht bloß die Familie, sondern dazu auch noch Hühner, junge Gänse und Enten, Hunde und Katzen in einer Stube zusammenwohnen, dann macht ihm dieß wohl den Eindruck des äußersten Elendes, und er bedauert die armen Leute recht herzlich, die mit Hühnern und Gänsen ihr Zimmer theilen müssen. Ein Zeichen von Wohlstand und Gesittung ist es nun freilich nicht, wenn das „ganze Haus" mitsammt den Hausthieren in einer einzigen engen Stube lebt und webt. Es bleibt aber doch noch sehr die Frage, ob es unappetitlicher und gesundheitswidriger, wenn, wie auf dem elendsten Bauerndorf, Hühner und Gänse in der Stube sitzen, oder, wie in den reichen Häusern Wiens, die Mägde in der Küche schlafen. Und ob wir jenen armen Leuten nicht das beste Theil ihres häuslichen Behagens mitnähmen, wenn wir, ich will nicht sagen die Kinder, sondern auch nur die Hühner und Gänse, Hunde und Katzen in ein besonderes Gemach einquartierten, das ist eine zweite Frage.

Wer will entscheiden, was menschenwürdiger sei: das bittersüße Elend dieses gemeinsamen Lebens, oder die Vereinsamung eines wohlbezahlten Fabrikarbeiters?

Jene Hausthiere, mit welchen die arme Bauernfamilie ihr Zimmer theilt, sind ihr in der That Glieder des Hauses. Der Bauer schließt oft eine keineswegs sentimentale, sondern durchaus naive Freundschaft, aber eine Herzensfreundschaft, mit seinem Vieh, von der die wenigsten Stadtmenschen einen Begriff und ein Verständniß haben. Sein Vieh ist ihm eine nothwendige Ergänzung zum „ganzen Hause", und es charakterisirt das alte deutsche Bauernhaus vieler Stämme, daß der Stall mit der Wohnung wenigstens *unter einem Dache* steht.

Ein armes geplagtes Bäuerlein, welches über Niemand Herr und Meister ist, übt ein absolutes Hausregiment wenigstens über sein Vieh. Es ist ein wunderbares Geheimniß der Menschennatur, daß der Mensch nicht fröhlich leben kann, er habe denn eine andere lebende Seele, und wär' es auch bloß ein Hund, die er *meistere*. Gegenüber unserem Hunde sind wir wie allwaltende Götter, schicksalspinnende Dämonen. Darum vertraut der ächte Hund blind seinem Herrn. (Was freilich ein Hund im stillen Sinne denkt, wenn er die frevliche Hand des Herrn leckt, die ihn malträtirt, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt.) Darum finden wir in der Genossenschaft der Thiere eine Ergänzung, die uns kein menschlicher Umgang bieten kann. Das Hausvieh soll im Hausregiment unser eingeborenes Gelüsten zum aufgeklärten Despotismus auf seinen Rücken nehmen, und es ist noch lange nicht menschenunwürdig, wenn die armen Leute ihr Geflügel in der Wohnstube herbergen. Der Bettelmann ist zufrieden, weil er seinen Hund als seinen letzten Knecht behandeln kann, und der Hund dankt ihm dafür, indem er seines Zuchtmeisters letzter Freund wird. Der rohe Materialismus unserer Zeit, der die Existenz bloß nach dem Essen und Trinken abmißt, sagt freilich, es sei eine Sünde, wenn man erbetteltes Brod auch noch mit einem Hunde theile. Es stehet aber geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brode allein, und ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, auf dem Wege der Besteuerung den armen Mann dahin zu bringen, daß er seinen letzten Freund und Hausgenossen zum Schinder führt.

Treibt ihr dem Bauern seine Hühner und Gänse, Hunde und Katzen aus der Stube, so zerstört ihr seine Häuslichkeit. Man lasse jeden nicht nur nach seiner Façon selig werden, sondern auch schon auf Erden möglichst nach seiner Façon glücklich sein. Zu einem ganzen Hause gehört auch ein Hund, und den alten Jungfern muß der Mops, gerade wie beim Bettelmann, das ganze übrige Haus ersetzen. Der Fanatismus, mit welchem gegenwärtig so Mancher, der gar nicht recht weiß, was eigentlich ein Hund ist, für die Vertilgung der Hunde durch hohe Steuer eifert, zeigt

eben auch, wie sehr die Idee des „ganzen Hauses“ sich verdunkelt hat. Denn gerade darin bewährt sich so recht die läuternde und veredelnde Kraft des hausgenossenschaftlichen Lebens, daß dasselbe selbst der in seinen Kreis gezogenen Thierwelt eine höhere Weihe, daß es selbst dem Verhältniß des Menschen zum Thiere eine humane Deutung gibt.

Das ist derselbe Hund, der Hausgenosse, den wir auf mittelaltrigen Grabsteinen zu Füßen des Hausvaters und der Hausmutter ausgehauen sehen. Für Mohammeds Hündlein ist ein Platz im türkischen Himmel reservirt, und in dem frommen Mittelalter durfte der Hund — nicht bloß der steinerne, sondern auch der lebendige — die Familie in die Kirche begleiten. Es wurde den Leuten wohl häuslicher in der Kirche, wenn während des Gebetes der Hund zu ihren Füßen lag. Heutzutage verbietet die Polizei nun gar das Mitnehmen der Hunde in's Wirthshaus. So steuert unsere ganze Zeit der eigensüchtigen Vereinzelung zu, der Vereinzelung selbst zwischen Mensch und Hund. Aber freilich, wo der Menschen so viele geworden sind wie in den Großstädten und auch der Hunde so viele, da kann der Hund nicht mehr überall hin mit dem Menschen gehen. In den Massen vereinsamt der Mensch, im kleinen Häuflein wird er gesellig.

Ein deutscher Meister, Schnorr, hat die Austreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese dargestellt, den Verwiesenen folgt auf dem Bilde nur — der Hund. Das ist ein tiefsinniger Gedanke, eines deutschen Meisters würdig. In dem treuen Hausthier ist uns in der That der letzte Zeuge der unschuldsvollen Freundschaft aller Creatur aus dem Paradiese nachgezogen.

Ich knüpfe nach dieser Abschweifung wieder an bei meiner Kritik der Räume des modernen bürgerlichen Wohnhauses.

Jene dem „ganzen Haus“ gewidmeten Plätze und Hallen sind also auf das Kleinste zusammengedrängt, die Gastzimmer für Freunde des Hauses u. dgl. sind entweder ganz verschwunden oder doch bedeutend beschränkt worden. Der bedeutsamste Raum im vornehmeren bürgerlichen Hause wird dagegen einem ganz neuen Gemache zugetheilt: dem Salon.

Aller architektonische Schmuck, der sonst auf Hof, Vorhalle, Hausflur und Familienzimmer verwendet wurde, kommt jetzt dem Salon zu gut. Es ist aber dieser Schmuck nicht mehr, wie bei dem alten Familienzimmer, durch eine feste, langsam und organisch nur sich umbildende Sitte bestimmt, sondern er wechselt nach Mode und persönlicher Laune. Der Salon dient aber auch nicht, wie jene Räume, dem „Hause“, sondern der „Gesellschaft“ und diese Gesellschaft des Salons ist weit entfernt, gleichbedeutend zu sein mit dem engen, festgeschlossenen Kreis der Freunde des Hauses. Die nichtsnutzige, sociale Fiction der sogenannten „Gesellschaft“, als des Inbegriffs einer Gruppe von interessanten oder eleganten feinen Leuten, bei denen man von den bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Qualitäten absieht, die bonne société, bezeichnet vielmehr geradezu die Auflösung des häuslichen Freundeskreises und des Familienlebens.

Die wohlhabenden Leute hatten wohl immer ihr Prunk- und Staatszimmer und auch im reichen Bauernhause wird die stattlich geputzte „Obenhinaufstube“ nicht fehlen. Das sind aber keine Salons. Der Unterschied ist ein sehr wesentlicher, ein social begründeter. Die Staatsstube stand neben der Familienstube in zweiter Linie, sie diente den Festlichkeiten des Hauses; sie hatte ihren typischen Schmuck, ihre herkömmliche, provinciell unterschiedene Einrichtung, die so fest stand, wie die Sitten, welche die Feste des Hauses regelten. Sie war nicht der Schauplatz der gewöhnlichen häuslichen Geselligkeit. Die Freunde des Hauses versammelten sich im Familienzimmer. Der Salon dagegen hat das Familienzimmer in die zweite Linie geschoben; er ist zum bedeutsamsten Raum des modernen Hauses geworden; da er aber fast nur eine negative Bedeutung für die Familie hat, so ist in dem Salon der Schwerpunkt des architektonischen Hauses außerhalb des socialen gerückt und damit das „ganze Haus“ windschief geworden. In den großen Städten gibt es jetzt unzählige Fa-

milien der „guten Gesellschaft“, die selbst ihre Gesundheit dem Salon zum Opfer bringen. Wohn- und Schlafzimmer werden in die ungesundesten und engsten Räume des Hauses verlegt, damit nur für den Salon der beste und glänzendste Theil übrig bleibe. Hinterdrein wundert man sich dann noch, warum die Cholera nicht aus unsern großen Städten auszutreiben sei! Das ist ja dieselbe vornehme Lumperei, die mit dem elegantesten Rocke gleißt, darunter aber kein ganzes Hemd auf dem Leibe hat. Wo noch ein ächtes Familienleben ist, da sollte das Familienzimmer das stolzeste Gemach sein und die Hausfrau sollte in demselben thronen, wie jene niedersächsischen Bauernfrauen hinter dem Herde; gegenwärtig aber würden sich unzählige Hausfrauen schämen, wenn ein Fremder zufällig in ihr Familienzimmer geriethe statt in das Empfangszimmer oder den Salon.

Der Salon ist, wie schon sein Name besagt, ein dem deutschen Hause aufgepfropftes fremdes Gewächs.

Es ist überhaupt ein trauriges Wahrzeichen, daß wir für viele Räumlichkeiten des Hauses die deutschen Namen vergessen haben, und beweist, wie tief sich französische Anschauungen in unsere häuslichen Sitten einfressen. Souterrain, Parterre, Beletage ꝛc. sind uns viel geläufiger als die entsprechenden deutschen Wörter. Von dem unübersetzbaren „Hôtel“ der Minister und großen Herren habe ich bereits geredet. Den „Salon“ können wir zum Glück ebenfalls nicht übersetzen. Ja es erscheint sogar bereits als fast allgemeine deutsche Sitte, die Geschosse des Hauses nach französischer Art zu zählen, so daß man die Beletage den ersten Stock nennt u. s. w., da es doch deutsche Art gewesen, von dem auf dem Kellergeschoß (dem Raume der Werkstätten, Kaufmannsgewölbe und Trinkstuben) errichteten Stock anzufangen und also das Parterre als den ersten, die Beletage als den zweiten Stock zu bezeichnen u. s. f. Nur in einzelnen Landstrichen hat sich die deutsche Art, die Geschosse zu zählen, noch erhalten, was dann der viel allgemeiner eingebürgerten französischen Weise gegenüber zu allerlei Confusion führt und auch ein Zug im Bilde der deutschen Einheit ist.

Gerade solch ein Aufnehmen nicht eines einzelnen fremden Wortes, sondern eines auf fremder Anschauung beruhenden Brauchs und noch dazu bei einem so nahe liegenden und so tief in's nationale Leben eingewachsenen Gegenstande wie das Haus, ist fürwahr ein böses Omen.

Für den Einzelnen ist das moderne Haus wohnlicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer, wie überhaupt die meisten Verbesserungen unserer Lebensweise vorwiegend den Junggesellen und Hagestolzen zu gut kommen. Das architektonische Symbol für die Stellung des Einzelnen zur Familie war im alten Hause der Erker. Im Erker, der eigentlich zum Familienzimmer, zur Wohnhalle gehört, findet der Einzelne wohl seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel, er kann sich dorthin zurückziehen: aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen. So soll auch der Einzelne zur Familie stehen, und nach diesem Grundgedanken des Erkers müßte von Rechtswegen das ganze Haus construirt sein.

Der Erker war auch in künstlerischer Beziehung der eigenthümlichste Schmuck unserer bürgerlichen Privat-Architekturen im Mittelalter wie in der Renaissancezeit. Wenn Nürnberg von seinen Kunstdenkmalen auch nichts weiter gerettet hätte, als seine zahlreichen schönen Erker, so würde es bloß darum immer noch ein für die deutsche Kunstgeschichte höchst wichtiger Punkt bleiben. Eben weil der Erker nichts zufälliges ist am deutschen Hause, sondern eine wesentliche Idee desselben versinnbildet, ist er eine wirklich volksthümliche Form selbst in unserer bäuerlichen Architektur geworden. In dem oberdeutschen Gebirgshaus ist der Erker auf's mannigfaltigste und sinnreichste angebracht, in Mitteldeutschland schmückte er im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wenigstens die reicheren Bauernhäuser, und in den äußersten Nordostmarken Deutschlands sind die sogenannten Beischläge und Balkone an den Bauernhäusern noch heute als eine Art verkrüppelter Erker übrig geblieben. In alten Schlössern und Herrenhäusern findet man häufig den Erker prunkvoller und kunstreicher

ausgeschmückt als irgend einen andern Raum; manchmal scheint sich die ganze Baukunst eines einzelnen Besitzers erschöpft zu haben in der Herstellung eines neuen prächtigen Erkers am altväterlichen Hause. Da ist dann aber auch außen die reichste Steinmetzarbeit angebracht, innen Täfelwerk und Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet und mit bedenksamen Versen und Sprüchen geziert, und solch ein Erker erscheint dann am Hause wie der Chor an der Kirche, als das schmuckreichste Heiligthum des Hauses.

Der Eifer, mit welchem die moderne Baupolizei ihr Interdikt gegen die Erker seit mehr als hundert Jahren gehandhabt hat und noch handhabt, ist höchst charakteristisch. Die äußerliche Gleichmacherei der Häuser hängt eng zusammen mit der Nivellirung des Staates, der Gesellschaft, der Familie, die einen Grundzug der Bestrebungen des achtzehnten und theilweise auch noch des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Damit die Häuserfronten glatt nach dem Lineal abgeschnitten seien und dem Nachbar die Aussicht nicht verdorben werde, rasirt man die Erker, die ein organisches, nothwendiges Produkt des deutschen Familienlebens geworden sind! Als ob die Häuser da seien um der Aussicht willen, als ob das Haus von außen nach innen gebaut werde und nicht vielmehr von innen nach außen!

Mit diesem Sinne bin ich in das Centrum des vorliegenden Kapitels gekommen. Die kunstgeschichtliche Thatsache, daß das Mittelalter Häuser und Burgen und Kirchen von innen heraus gebaut hat, die äußeren Maße und Formen nach dem Bedürfnisse des Innern, nach den praktischen Zwecken des Hauses frei gestaltend, während wir als ächte Doctrinäre schablonenweise von außen nach innen bauen: diese kunstgeschichtliche Thatsache müssen wir als in der entsprechenden socialen wurzelnd erkennen.

Wir bauen auch in der Gesellschaft, in der Familie symmetrisch, mechanisch von außen nach innen, statt organisch von innen nach außen. Darum helfen alle Experimente nichts, einen modernen, wirklich lebensfähigen Styl für unsere Häuserbauten zu finden. Der eine Baumeister probirt's mit der Gothik, der

andere mit der Renaissance, ein dritter mit dem griechisch-römischen, ein vierter mit dem byzantinischen Styl, ein fünfter gar mit dem Zopf. Es gibt aber immer nur neu zusammengesetzte Häuserdekorationen, keine wirklich neuen Häuser. Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das sociale. Schafft erst die neue Familie, dann wird diese Familie sich selber ihr Haus bilden, — „anleiben".

Wenn also einmal unsere Salons wieder veröden, dagegen aber eine allgemeine Sehnsucht nach einer wirklichen Familienhalle, nach stattlichen Hausfluren, Höfen und Gallerien, vor allem aber nach dem traulichen Erker empfunden wird, das heißt, wenn wir wieder einmal eine neue und feste Sitte des Hauses gewonnen haben, dann wird auch ein neuer, organischer bürgerlicher Baustyl da sein, und die Baumeister werden gar nicht wissen, wie sie zu demselben gekommen sind. Sie sind dann auch nicht zu ihm gekommen, sondern er zu ihnen. Wie können sie aber jetzt Häuser von innen heraus bauen, wo die Mode alle architektonisch entwickelungsfähigen Innenräume des Hauses für überflüssig erklärt?

Viele werden sich nicht einmal einen klaren Begriff machen können von dem, was es heißt, von „innen heraus" zu bauen; Andere werden befürchten, daß dabei in der Regel ein abenteuerliches, für das künstlerische Auge monströses Ganze zu Tag kommen wird. Ich verweise aber nur auf die schönsten Muster ächter deutscher Bauernhäuser, wie sie sich in den Hochgebirgen finden und bereits in der Kunstarchitektur überall nachgeahmt werden. Diese sogenannten Schweizerhäuser sind in ihrer Grundanlage rein nach Rücksichten der häuslichen Zweckmäßigkeit von innen heraus gebaut und doch sind sie bei dem im Volke lebenden, in seiner Sitte geregelten naiven Schönheitssinn von selber so schön geworden, wie ein Volkslied schön, wie eine Volkstracht malerisch wird.

Bei den bürgerlichen Häusern wie den Schlössern und Burgen des Mittelalters kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der ihnen ganz besonders das Gepräge des Gewordenen, organisch

Erwachsenen aufdrückt. In der Regel hat eine ganze Reihe von Geschlechtern an dem massiven altväterlichen Hause umgebaut, erweitert, geschmückt, fortgebildet und zwar immer in freier Gestaltung, nach Bedürfniß, nach eigenen Heften, nicht nach einem conventionellen Plan. Man ist dabei oft zwanglos bis zur ästhetischen Barbarei gewesen. Allein wie eine Sitte in der Familie und Gesellschaft wächst und wird, so ist hier auch das Haus geworden, es blieb das alte und ist doch ein anderes. So machte selbst das steinerne Haus denselben von der Poesie geweihten Gang der Entwickelung durch, welcher der Volkstracht, der Volkssitte, dem Volkslied einen idealen Werth verleiht. Ein Denkmal nicht bloß des Erbauers, sondern auch seiner Söhne und Enkel war es in einem so tiefen Sinne das Eigenthum der Familie, als einer historisch wachsenden und fortblühenden Kette von Geschlechtern, wie es das moderne Haus mit seinen unterschiedlosen, fortbildungsunfähigen Räumen und seinen wechselnden Miethern und Besitzern niemals werden kann. Derselbe Zauber ruht auf jenem alten Hause, der uns eine mittelaltrige Kirche, an welcher Jahrhunderte weitergebildet, verbessert und verdorben haben, in dichterischem Schimmer verklärt, während uns ein künstlerisch vielleicht weit schönere und reinere neue gothische Kirche kalt läßt.

Hier möge ein kurzer culturgeschichtlicher Rückblick auf die Entwickelung unserer bürgerlichen Architektur vergönnt sein.

Im Mittelalter nahm das reichere Bürgerhaus seine architektonischen Motive von der Kirche, der Burg und dem Rathhaus und verarbeitete sie eigenthümlich. Es entsprachen diese maßgebenden Vorbilder den drei großen mittelaltrigen Mächten der Hierarchie, der Ritterschaft und des Bürgerthums. Diese Mächte werden im sechzehnten Jahrhundert gebeugt durch die neue Fürstensouveränetät. In der Eingangsepoche zur neuen Zeit schreibt Machiavell bedeutsam ein Buch vom „Fürsten“, und das Urbild aller Architektur wird von nun an der fürstliche Palast. Die Burg wird zum Schloß, die Renaissance- und Rococokirche wird

zu einem prunkvollen Palaste Gottes, das reichstädtische Rathhaus entlehnt seine Motive von dem Königsschloß. Wie nun aber auch Hofsitte und Hoftracht allmählig eindringt in die bürgerlichen Kreise und zuletzt eine vornehme allgemeine Sitte und Tracht der europäischen gebildeten Welt an die Stelle der bürgerlichen Nationaltrachten und Sitten setzt, so gestaltet jetzt auch der Bürger sein Haus nach dem Muster des Palastes und die nationale bürgerliche Bauart verschwindet in allen großen Städten Europas.

In Italien hatte Machiavell seinen Fürsten geschrieben; von Italien aus begann der neue Palaststyl seinen Eroberungszug durch unsern ganzen Welttheil. Nach den italienischen Einflüssen kamen die französischen im Zeitalter Ludwigs XIV. Die nationalen Architekturformen wurden dem schulmäßig erfaßten antiken Schönheitsideale geopfert. Nun konnte man nicht mehr von innen heraus bauen, denn die Bedürfnisse, die Sitten, die socialen und häuslichen Zustände des classischen Alterthums waren ja ganz andere gewesen als die unsrigen. Man gelangte daher zu einer decorativen äußeren Symmetrie der Gebäude, die mit der Gestaltung der Innenräume in keinem organischen Zusammenhang mehr stand: das Gesammtergebniß war eine todte Scheinarchitektur.

Es ist nun höchst merkwürdig, kunstgeschichtlich aber noch gar nicht genügend beachtet, wie sich die deutsche Hausarchitektur zu dieser großen Krisis verhielt.

Das deutsche Bauernhaus wurde bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig und äußerlich von den neuen Bauformen berührt. Zu derselben Zeit aber, wo die Volkstrachten im westlichen und mittlern Deutschland zu verschwinden beginnen, wird dort auch das Bauernhaus nach städtischem Muster umgestaltet. Es verliert seine localen und volksthümlichen Räume und Formen; da es aber anderseits akademisch regelrechten Schmuck der städtischen Wohnhäuser sich nicht aneignen kann, so sinkt es zur gemeinsten und häßlichsten Bauart herab, ähnlich wie der städtisch gekleidete Bauer (den man in der Pfalz einen „Manschettenbauer“ nennt) immer am geschmacklosesten gekleidet ist.

Wo dagegen Bauernsitte und Bauerntracht erhalten blieb, da ist auch in der Regel das eigenthümliche, nationale, malerische Bauernhaus gerettet worden.

Weit interessanter ist der Umbildungsproceß des Häuserbaues in den Städten. Im sechzehnten Jahrhundert verschwindet der deutsche Baustyl rasch bei Kirchen und Schlössern. Nicht so bei dem bürgerlichen Wohnhause. Der deutsche Erker, der den antikisirenden Formen schnurgerade widerspricht, behauptet sich bis in's achtzehnte Jahrhundert. Die deutsche Art, das Haus mit der schmalen Giebelfront gegen die Straße zu kehren, kämpft bis zur Zopfzeit, meist siegreich, um ihr Recht, obgleich der neu aufgekommene italienische und französische Baustyl mit den schmalen spitzen Giebeln durchaus nichts gescheidtes anzufangen weiß und breite, gleichförmige Façaden verlangt. Die altdeutschen treppenförmig aufsteigenden Giebelwände erhalten sich sogar durch die ganze Rococoperiode. Gothische Kreuzgewölbe werden in den Reichsstädten noch tief im siebzehnten Jahrhundert bei den Hausfluren und Kaufhallen der Bürgerhäuser angebracht, während man sie bei jedem andern Bau längst als barbarisch verworfen hatte. Die innere Anlage des Hauses bleibt gleichfalls in dieser Zeit noch die alterthümliche; bei den öffentlichen Architekturen hatte man längst verlernt, von innen heraus zu bauen, bei dem bürgerlichen Hause verstand man es noch.

In diesen höchst merkwürdigen Thatsachen spiegelt sich die Zähigkeit der deutschen Familiensitte. In seinem Hause hat der Deutsche zu allerletzt sich selber aufgegeben. Schloß und Kirche und Rathhaus waren schon lange verwälscht, verzopft worden in den neuen Formen des europäischen Geschmackes: da bewahrte das bürgerliche Haus allein noch die Reste der alten nationalen Ueberlieferung. Fürwahr diese Thatsache wiegt schwer für den Culturhistoriker. Sie hängt eng zusammen mit der anderen: daß der deutsche Bürger in dem altfränkischen Hause sich damals aus Instinkt tüchtig und ehrenhaft erhielt, während die vornehme Welt in den neumodischen Prunkpalästen entartete und verlüderlichte.

In ihrem politischen Leben hatten die deutschen Reichsstädte frühzeitig das alte Rom copirt, so daß auch in dem kleinsten reichsstädtischen Krähwinkel Consul und Senat gespielt wurde, frühzeitig das römische Recht eingeführt, frühe schon die ganze römische Kunst und Wissenschaft der Renaissance gehegt: dennoch blieb die Sitte wie der Bau des Hauses in diesen Städten deutsch bis gegen die neueste Zeit und gar mancher Reichsstädter, der auf dem Forum ein grauenvoller Spießbürger, ist in seinem Hause ein ehrwürdiger deutscher Patriarch gewesen.

Erst das Zeitalter Ludwigs XIV. pfropfte den französischen Palaststyl mit Erfolg auch dem deutschen Bürgerhause auf. Die veränderten politischen und wissenschaftlichen Zustände lassen damals eine Menge neuer Städte aufblühen, in denen Raum gegeben war, sich nach französischem Muster mit breiten symmetrischen Façaden anzubauen. Ja es werden von einzelnen Fürsten ganze Musterstädte in dieser Art gebaut, die man in ihrer äußerlichen Regelmäßigkeit damals für die schönsten Städte hielt, während man sie heutzutage für die langweiligsten hält. Als Kurfürst Karl Friedrich von der Pfalz im Jahr 1718 um Erneuerung der erloschenen Privilegien der Stadt Frankenthal angegangen wurde, fragte er die Abgeordneten des Frankenthaler Stadtraths, wie ihre Stadt angelegt sei? Die Antwort lautete: sie sei „auf den Mannheimer Fuß angelegt“ — und die Privilegien wurden erneuert.

Wie bei diesen „auf den Mannheimer Fuß“ angelegten Städten das lebendige Werden und Wachsen der ganzen Stadt dem Schulgesetz einer äußern Symmetrie geopfert wird, so geschieht es von nun an in reißend schnellem Fortschritt auch bei den einzelnen Häusern. Seltsam genug befreiten wir unsere Gärten fast in derselben Zeit von der Tyrannei der Baumscheere und den geradlinig zugeschnittenen Alleen und Hecken und symmetrischen Beeten, als die gleiche Tyrannei der geraden Linie und der Fenstersymmetrie bei dem bürgerlichen Hause durchaus den Sieg gewann. Dieser Widerspruch in äußeren Dingen wiederholt sich im tiefsten

Seelenleben der Nation. Gerade in der Zeit, von der ich eben geredet, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, befreit sich ja unsere Nationalliteratur, unsere Wissenschaft, unsere Kunsttheorie von dem steifen Regelzwange des Zopfes, und doch wird in demselben Zeitpunkt unser politisches, sociales und häusliches Leben einseitiger als je zuvor nach der geraden Linie zurecht geschnitten, ausgeebnet und in die Fessel der Symmetrie geschlagen. Die Poesie als Kunst blüht auf, während die Poesie im Volke, in der Gesellschaft, im Hause erlischt.

Das ist das gleiche Schauspiel, wie wenn wir heute geradlinig symmetrische Häuser neben die krummlinig naturwüchsigsten englischen Gärten bauen.

Die Zeit ist aber nicht mehr fern, wo man diesen Widerspruch nicht bloß erkennen, sondern auch im Praktischen herausfühlen wird, und mit einer organischen Erneuerung des Familienlebens werden uns die geradlinig symmetrischen Wohnhäuser wieder ebenso widernatürlich erscheinen, als weiland die geradlinig zugeschnittenen Hecken und Alleen bei der Erneuerung eines nationalen Kunstlebens.

Für das Recht der krummen Linien, der Winkel und Ecken, erhebe ich daher hier meine Stimme aus dem gleichen Grund, aus welchem ich sie in einem andern Buche erhoben habe für das Recht des Waldes neben dem Feld, der Berge neben den Ebenen, des natürlichen Volkslebens neben einer ausgleichenden Civilisation. Das mittelalterliche Haus hatte ein ganz bestimmtes persönliches Gepräge, eine dem Familienleben entsprechende Individualität. Darum liebte man es auch, dem Privathause einen persönlichen Namen zu geben. Wir finden Häuser nach der Familie genannt, wie das „Haus Limpurg“ in Frankfurt a. M., nach Erinnerungen aus der alten Götter- und Heldensage, wie das Haus „zum großen Schmied Wieland“ in Würzburg; nach Erinnerungen aus der Volkssage, wie die Häuser „zum kurzen Heinrich“, „zur schönen Müllerin“ rc.; dazu kommen noch tausend andere oft phantasiereiche und phantastische Häusernamen von allen

möglichen Dingen der Natur und des Aberglaubens entlehnt. Das organische Haus hatte einen Namen; das symmetrische hat eine Nummer. So hatten auch die alten gewachsenen Straßen ihre historisch „gewordenen“ Namen; die neuen gemachten Straßen tauft man willkürlich, und in der am meisten symmetrischen Stadt Deutschlands, in Mannheim, konnte man sich nicht einmal bis zu einem gemachten Namen der schnurgeraden Straßen aufschwingen, sondern ist bei dem bloßen Buchstaben stehen geblieben, und hat solchergestalt gleichsam die ganze Stadt zu einem ABC-Buch in Großfolio gemacht. (Neuerdings hat man den Mannheimer Straßen Namen gegeben. Aber die sonst so fortschrittlichen Mannheimer sind conservativ in Sachen ihrer Häuser: sie bleiben standhaft bei den alten Buchstaben und Ziffern ihrer „Quadrate“ und kennen ihre eigenen Straßennamen nicht.)

In dem Kunstbau reicher städtischer Privatarchitekturen sind wir bereits aus ästhetischem Bewußtsein wieder abgekommen von der Uebertragung des absolut symmetrischen italienisch-französischen Palaststyles auf das bürgerliche Wohnhaus. Man hat es wohl endlich begriffen, daß eine solche Façade, die bei den großartigen Massen eines Königsschlosses imposant erscheinen kann, inhaltlos und nüchtern wird, wenn man sie auf ein gewöhnliches Haus überträgt. Wir sehen demgemäß in Städten wie München und Berlin mancherlei künstlerisch wohlgelungene Versuche, einzelne Häuser wieder mit zierlichen Erkern, schönen Giebeln, malerischen Gallerien u. dgl. zu schmücken. Allein dieß sind eben doch nur künstlerische Studien, die man bei den Prunkgebäuden reicher Leute versucht. Sie sind der Erkenntniß des Schönen bei dem einzelnen Meister, nicht dem häuslichen Bedürfniß des städtischen Volkes entquollen.

Die wahren Häuser des modernen Bedürfnisses sind und bleiben vorerst noch die traurigen kahlen Wohnungskasernen unserer Großstädte, bei denen Alles auf Geldgewinn und Geldersparniß ausgerechnet ist, jede individuelle Gestaltung verpönt, weil sie

nutzlos Geld kosten würde, jeder sinnige Schmuck unterlassen, weil man Geld dafür wegwerfen müßte, jede Berechnung auf den dauernden Wohnsitz einer Familie und vollends ganzer Generationen derselben Familie beseitigt, weil Häuser und Wohnungen eine wandelbare Waare geworden sind, hineingezogen in den tosenden Wirbel der allgemeinen städtischen Kapitalwirthschaft.

Man hat in unserer Zeit wieder ganze Musterstraßen mit großem Aufwande von Kunst und Geld gebaut — wie weiland ganze Musterstädte. Es sind aber doch nur Paradestraßen geworden, keine wirklichen Straßen und auch keine eigentlich neuen Straßen. Das glänzendste und großartigste Beispiel der Art ist wohl die Ludwigsstraße in München. Sie nimmt sich bei aller Schönheit im Einzelnen dennoch aus wie ein todtes akademisches Modell, nicht wie eine natürliche Straße. Sie müßte imponieren durch ihre Länge, wenn sie nicht so breit gerathen wäre, daß man gar nicht merkt, wie lang sie eigentlich ist. Allen ihren schönen Häusern sieht man es an, daß sie theoretisch ersonnen, nicht aus dem praktischen Bedürfniß von innen heraus gebaut worden sind. Sie ist eine Straße von Palästen, nicht von Häusern. Die meisten ihrer Häuser sind — ganz nach der Weise des Palastbaues — in so übergroßen Maßen angelegt, daß man meint, sie sollten von zwölf Fuß hohen Menschen bewohnt werden. Jedes Haus hat nur eine Front, keines ein Profil. Dieß ist aber das fast untrügliche Kennzeichen eines organisch von innen heraus für die Familie gebauten Hauses, daß es sich stark und mannichfaltig profilirt, während das mechanisch symmetrisch für eine Summe von einzelnen Miethinsassen gebaute Haus gar kein Profil hat. Darum gewährt die Ludwigsstraße auch nur eine architektonisch stattliche, nicht aber eine malerische Perspektive. Sie symbolisirt die Zeit ihrer Entstehung: das Nivellement der modernen Bildung und der modernen Geldwirthschaft ist in solchen Straßen dargestellt, nicht das individuelle Leben der Familie. Solche Straßen schauen sich langweilig an, wie in Parade aufmarschirte Militärcolonnen. Eine natürliche Straße dagegen, wo große und

kleine, vorspringende und zurücktretende, stark und schwach profilierte Häuser zusammenstehen, sieht malerisch aus, wie eine in den mannichfaltigsten Formen bewegte Volksversammlung.

Bei der kitzlichen Frage, wie es denn hier (vorerst wenigstens ästhetisch) besser zu machen sei und wie neue Straßen malerisch angelegt werden müßten, komme ich nun freilich ebensosehr mit unserer Baupolizei in Conflikt wie bei den Erkern. Das einfachste Muster einer schönen Straßenlinie ist der natürliche Fußpfad, den des Wanderers Fuß unwillkürlich immer in anmuthig geschwungenen Wellenlinien zeichnet, niemals schnurgerade. In derselben Linie wachsen auch heute noch in unsern Dörfern häufig die Straßen auf; man verständigt sich über die allgemeine Richtung, innerhalb derselben aber legt Jeder sein Haus nach Bedürfniß, Sitte und eigenem Geschmacke an, und zuletzt wird eine malerisch gewundene Straße mit reicher Profilirung der Häuserfronten daraus, ganz von selber, ohne Absicht und Theorie. In unsern Gärten ahmen wir längst den schönen Linienschwung des natürlichen Fußpfades auch bei künstlichen Wegen nach: wer gewinnt den Ruhm, in unsern Städten die erste anmuthig gekrümmte neue Straße wieder zu bauen? Etwa eine Straße von so anmuthigen Windungen wie die stolze Maximiliansstraße in Augsburg, oder die sich in einem so spitzen Winkel gabelförmig spaltet, daß man vom Hauptarme aus gleichzeitig den Einblick in beide Seitenzweige hat, wodurch bei dem in den Scheitelpunkt des Winkels gestellten Hause die schönste Gelegenheit zu einem großen Pracht-Erker oder auch zu einem alle drei Arme beherrschenden Thurm gegeben ist! Zu solchen malerischen Straßenführungen bieten unsere alten Städte noch Muster ohne Zahl; es gilt nur die Ehre der ersten Nachahmung zu erwerben!

Selbst die äußere Decoration unserer Wohnhäuser, in der wir eine so überwiegende Meisterschaft gewonnen haben, trägt fast immer den Stempel der innern Unwahrheit. Denn auch dieser Schmuck des architektonischen Hauses steht mit dem in-

wendigen socialen Hause in gar keinem nothwendigen Zusammenhange mehr. Ein reicher Schuster läßt etwa sein Haus mit Löwen ornamentiren, ein Schneider das seine mit Adlern, ein Kaufmann mit gothischen Drachen! Was in aller Welt hat aber ein Schneider mit Adlern zu schaffen, oder ein Schuster mit Löwen, oder ein Weinhändler mit Drachen? Auch das Ornament des Hauses darf kein zufälliges sein; es muß den Bewohner charakterisiren.

Da sind in dem alten Brauch, die Gewerbszeichen des Erbauers oder kleine genreartige Scenen aus seinem Berufsleben am Hause auszuhauen, doch ganz andere Motive zu wirklich neuer und geistvoller Ornamentik gegeben. Auch an den Häuserschmuck durch Heiligenbilder und Gruppen aus der heiligen Geschichte darf hier erinnert werden. Welch großartiges Denkmal häuslichen und künstlerischen Sinnes haben sich vor Zeiten die Bürger Augsburgs gesetzt, indem sie die Außenwände fast jedes bedeutenderen Privathauses mit großen Freskobildern aus der heiligen und Profangeschichte oder mit Darstellungen aus dem bürgerlichen Berufsleben bedeckten, und welche Schmach hat die spätere Zeit auf sich geladen, indem sie diese Bilder, darunter wirkliche Kunstwerke, großentheils muthwillig zerstörte und übertünchte!

Und hier soll auch der schönen alten Sitte gedacht sein, welche das Haus innen und außen mit ernsten und gemüthlich heiteren Versen und Sprüchen schmückte. Die Bauerschaften, die, von dem Rationalismus der Zeit berührt, das löbliche Herkommen aufgaben, über ihrer Hausthür einen Spruch oder Vers eingraben zu lassen, haben sich damit den reichsten Quell epigrammatischer Volkspoesie selber verstopft. Wo aber die alte Sitte des Hauses, Volkstracht und volksthümlicher Häuserbau bewahrt blieben, da blüht auch meist solche Spruchdichtung heute noch. Dieser „Hausschatz“ deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Golde wie das eigentliche Volkslied. Ich getraute mir wohl ein kleines Büchlein zusammenzustellen voll sinniger

Weisheit aus dem Volksmund, voll beschaulicher und erbaulicher, naiver und drolliger Verse, die alle nur von Hausthüren und Innen- und Außenwänden deutscher Bauernhäuser abgeschrieben sein sollten.

So schrieb der gottesfürchtige Bauersmann vor Zeiten an sein neues Haus:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst.“

Oder:

„Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste:
Wo wir sollen ewig sein,
Bauen wir so wenig ein.“

Ein Dritter setzte einfach den Spruch über seine Thür: „Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang.“ Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß in den hundert Jahren, seit eine solche Inschrift etwa steht, nicht wenigstens Ein Mann aus- oder eingegangen sei mit einer Spitzbuberei im Sinne, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch habe bleiben lassen.

Das beliebteste Thema weltlicher Verse an den Bauernhäusern gilt dem Protest gegen unbefugte Kritik des Hausbaues.

„Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mäuler aus?
Ich hab' gebaut, wie mir's gefällt,
Mich hat's gekost mein gut Stück Geld.“

Oder:

„Wer da bauet an Markt und Straßen,
Muß Neider und Narren reden lassen.“

Feiner und eleganter findet man denselben Gedanken an städtischen Rococohäusern ausgesprochen in der Inschrift: „Plures judices quam artifices“. Sehr häufig ist er auch zu einem allgemeinen Sittenspruch erweitert, der das stolze Selbstgefühl des

Bauherrn und seine Gleichgültigkeit gegen fremdes Urteil überhaupt ausspricht. Hierher gehört der schöne plattdeutsche Hausspruch:

> „Wat frag ick na de Lü!
> Gott helpet mi!"

Als Seitenstück dazu mag folgender oberdeutscher Spruch dienen, den ich im Elsaß an einer einsamen Mühle fand, in knorrigen, wie mit dem Dreschflegel geschriebenen Lapidarversen:

> „Thu Recht! steh fest! kehr dich nicht dran,
> Wenn dich auch tadelt manch ein Mann:
> Der muß noch kommen auf die Welt,
> Der thut was jedem Narr'n gefällt."

In manchen Gegenden dehnt sich diese Spruchpoesie auch auf die Nebengebäude des Hauses aus, namentlich sind mitunter die Gemeindebackhäuser ganz bedeckt von Versen voll derben Humors. Eine einfach schöne Inschrift für Scheunen und Wirthschaftsgebäude ist die mittelalterliche: „Gott versieh die Deinen", welche sich an den Ruinen des Klosters Otterberg in der Pfalz befindet.

Am reichsten und mannichfaltigsten ist der Schatz dieser Hausepigramme noch da, wo auch die Wohnstube an passender Stelle mit Inschriften geschmückt ist. Als Probe dieser meist erbaulichen oder humoristischen Poesie der Familienhalle möge hier eine Vers stehen, der über dem ungeheuern altväterischen Ofen einer Bauernstube im Illerthal angebracht ist:

> „Wenn Haß und Neid
> Brenneten wie ein Feuer,
> Dann wär das Holz in dieser Zeit
> Nicht gar so theuer."

An alten großen Standuhren in unsern Bauernstuben kann man das tiefsinnige Wort lesen:

> „So geht die Zeit
> Zur Ewigkeit."

Es sind aber die meisten dieser Hausverse ein wirkliches Gemeingut des Volkes, denn sie finden sich in mancherlei Varianten oft in den entlegensten Gegenden wieder. So kann man z. B. jenen Vers aus dem Illerthale auch in der Pfalz über Hausthüren lesen, wo er sich wohl auf das theuere Bauholz beziehen soll und dann noch zu der Würde einer Hausthüren-Inschrift erhoben wird durch den moralischen Zusatz:

> „Ob's aber auch gibt der Neider gar viel,
> So geschieht doch Alles wie Gott will."

Sind nun solche Sprüche nicht ein köstliches Ornament des deutschen Hauses, auch des städtischen, dem sie früher nicht fremd waren? Wer aber hat den Muth, einen schönen Vers und ein schönes Bild wieder über seine Hausthüre setzen zu lassen?

Wenn uns Nordamerika in socialer Beziehung das Bild des Hauses gibt, wie es nicht sein soll, dann trifft dieß auch in architektonischer zu. Nicht bloß das „ganze Haus" trägt hier das Gepräge des Wechselnden, Flüchtigen, sondern auch die Wohnung. Man baut die Häuser fabrikmäßig und bewohnt sie meist nur auf kurze Dauer. Ein Haus, welches fünfzehn bis zwanzig Jahre gestanden, ist dort ein altes Haus und reif zum Abbruch. Man macht wohl auch transportable gußeiserne Häuser. Nur in einer Zeit, wo das Haus ein rein symmetrischer Kasten geworden ist und alle individuelle Gestaltung verloren hat, kann man auf die Idee kommen, Häuser aus Eisen fabrikmäßig zu gießen. Unsere eisernen Industriepaläste, bei welchen dieses Verfahren zum höchsten technischen Kunststück ausgebildet ist, erscheinen dem entsprechend als das Aeußerste, was in schablonenmäßig symmetrischem Bau geleistet werden kann. Die organische Freiheit der architektonischen Formen ist hier so weit ertödtet, daß der ganze Bau eigentlich nur aus der vieltausendmaligen Wiederholung

eines einzigen Pfeilers, eines Sprenggitters, eines Stabes 2c. besteht, welche nach dem einmal gefertigten Metall fabricirt und dann in todter Gleichförmigkeit bis ins Unendliche zusammengefügt werden können.

Wir sind hiermit auf der äußersten Spitze des Gegensatzes zur mittelalterlichen Architektur angekommen. Jeder Säulenknauf, jeder Pfeiler, jeder Fensterbogen war dort selbständig, individuell, persönlich ornamentirt. Nur in der Gesammtanlage saß die Symmetrie, daneben ging dann die Durchbildung des Einzelnen überall ihren eigenen, freien Weg. Welch ungeheurer Sprung von diesem architektonischen Detail, bei welchem kein Blatt, kein Schnörkel wie der andere gewunden ist, und die persönliche Menschenhand, ähnlich wie die schaffende Natur selber, zwar das Ganze nach gleichem Plan und Gesetz, aber im Einzelnen doch kein Stück wie das andere bildet und niemals sich selbst wiederholt — und der modernen Eisenarchitektur, die über die einmal gegebene Form weniger magerer Glieder und Ornamentstücke in tausendmaliger Wiederholung das Ganze mechanisch abgießt! Greller ist die schroffe principielle Scheidung zweier einander so nahe liegender in vielen Stücken auch noch so innig verbundener Epochen nirgends ausgesprochen.

Von dem für den socialen Conservatismus so wichtigen Einleben langer Generationen der Familien in dieselben festgegründeten Räume kann bei dem wandelbaren nordamerikanischen Hause gar nicht die Rede sein. Die meisten Familien wohnen dort ohnedieß zur Miethe und sind alljährlich auf der Wanderschaft nach einer neuen Wohnung. Darum beschränkt man auch den Hausrath auf das Nothdürftigste. Selbst bei wohlhabenden Familien übersteigt dessen Werth oft nicht die Summe von etwa 250 Dollars. Dieß ist doch die Armseligkeit im Schooße des Reichthums.

Je wandelbarer Haus und Hausgeräth, desto wandelbarer ist natürlich auch die Sitte des Hauses.

Als äußerster Gegensatz alter deutscher Sitte gegen neue

amerikanische erscheint hier das Herkommen in einigen unserer ehemaligen Reichsstädte, wo nicht nur glänzend ausgestattete Prunkzimmer im Patricierhause zur Schau eingerichtet sind, deren reiches Mobiliar fast niemals benutzt wird, sondern auch eigene Staatsküchen, sogenannte „Putzküchen", d. h. Küchen, in denen man niemals kocht, sondern die, mit einer Ueberfülle des besten blanken Kochgeschirres ausgestattet, gleichfalls nur zur Augenweide und Zierde des Hauses dienen.

Nicht einmal die Zimmerwände sind in Neuyork durchgängig niet- und nagelfest. Man ist dort auf die charakteristische Erfindung gekommen, die Zwischenwände verschiebbar zu machen, so daß man eine Reihe von kleineren Zimmern beliebig in größere verwandeln kann. Und zwar treten sich die verschiedenen in einem Hause wohnenden Familien solche erweiterte Räume gegenseitig für bestimmte Gesellschaftstage ab! Man hat also sogar aus den Zimmern ein Stück Meubel gemacht und leiht seine Zimmer aus! Das vollkommene Widerspiel hierzu findet sich in den Münchener Vorstädten, wo seit alter Zeit einzelne Zimmer und Stockwerke eines Hauses käuflich erworben werden, während Hausflur, Treppe 2c. Gemeinbesitz sind. Es mußte sich hierfür ein eigenes Rechtsherkommen ausbilden, das Herbergsrecht; denn man nennt dort den Theilbesitz eines Hauses „Herberge".

Von Hausfluren, Vorhallen und andern dergleichen „unnützen" Räumen ist in dem großstädtischen nordamerikanischen Hause natürlich äußerst wenig zu sehen. Auch die besten architektonischen Motive für einen traulichen Hof fallen von selbst weg, da man äußerst selten Nebengebäude an diesen Häusern anbringt. Wie beim Mobiliar, so vermeidet man auch bei der Zimmerverzierung alle auf das „ganze Haus" berechnete Bequemlichkeiten. Nur der Einzelne hat sein egoistisches Behagen. Daher speist die Familie im Kellerraum (zu deutsch „Souterrain"), und das Gesinde schläft in der Küche.

Ganz ähnliche schauerliche Einrichtungen brechen sich mehr und mehr in den deutschen großen Städten Bahn. Auch in Wien

schlagen bereits die Mägde am Abend ihr Bett in der Küche auf, um es am Morgen wieder abzuräumen! Die modernen himmelhohen Häuserkasernen gerade in den reichsten, gewerbfleißigsten Straßen unserer Großstädte, in Straßen, welche in der knickerigen Austheilung der inneren Räume und Winkel nur in den Ghettos und Judengassen des Mittelalters ihres Gleichen finden, zeigen an, daß auch das Haus der Gier des Gelderwerbs geopfert ist. So mußten naturgemäß unsere commerciellen Straßen auch architektonisch zu Judengassen werden.

Viele rühmen es als ein glänzendes Zeichen großstädtischen Lebens, daß man in solchen Häuserkasernen jahrelang wohnen möge, ohne die Mitinsassen auch nur dem Namen nach zu kennen, und daß eine ganze Familie aussterben könne, ohne daß es die Hälfte der übrigen Hausgenossen nur merke. Es ist dieses Zeichen aber fürwahr ein sehr trauriges.

In Bremen, wo noch so Manches von der alten hanseatischen Gediegenheit übrig geblieben ist, herrscht heute noch, mehr als in einer anderen größeren deutschen Stadt, das Verhältniß, daß der wohlhabendere Mann allein in seinem Hause wohnt. Miethsleute bloß um des Geldes willen ins Haus zu nehmen, galt dem vornehmeren deutschen Bürger in den Reichsstädten früher als etwas Unfeines. Es liegt dieser Auffassung ein Stolz zu Grunde, den ich nicht verdammen möchte, weil er zusammenhängt mit der Idee, daß das väterliche Haus das ausschließliche Heiligthum der Familie sein und bleiben solle. Der stolze englische Spruch: „My house is my castle“ wird geradezu lächerlich, wenn man dabei an eine Miethwohnung denkt. So ist es ein Segen unsers Dorflebens, daß auf dem Lande je nur eine Familie ein Haus bewohnt. Zahlreiche Miethsleute im Dorfe sind der sichere Beweis, daß es kein ächtes Bauerndorf mehr ist. Das uralte deutsche Sachsenhaus hat darum, so groß es auch sein mag, immer nur ein Erdgeschoß, und der ächte niedersächsische Marschbauer soll sich mitunter fürchten, in den Städten eine Treppe hinaufzusteigen. In der That, dem geheimen Grauen, welches ihn beim Anblick der aufgethürmten Stockwerke beschleicht, läßt sich eine tiefe Begründung und Deutung geben.

Es besteht für das Wohnhaus ein natürliches Normalmaß. Wird dasselbe bedeutend überschritten oder ist man bedeutend unter demselben zurückgeblieben, so ist allemal ein bedenklicher socialer Zustand angedeutet.

Im einen Falle erhalten wir die Wohnkaserne, ein Produkt der Uebercivilisation, im andern die Hütte, das Haus der Uncivilisation.

Es muß aber dieses Normalmaß nach zwei Richtungen bestimmt werden. Einmal für die Größe des Hauses an sich und dann für die Verhältnisse seiner einzelnen Theile zu einander.

Für die Größe des Hauses läßt sich in der von der Natur ja hinreichend begrenzten Ausdehnung der Familie der Maßstab finden. Aus einer Familie können bei Lebzeiten der Stammeltern wohl drei bis vier vollzählige Familien werden. Eine größere Vervielfältigung gehört zu den seltenen Ausnahmen. Hiermit ist auch ein natürliches Maß für die größte Ausdehnung des Hauses gegeben. Ein Haus, in welchem mehr als vier vollständige Familien wohnen, ist schon monströs und wird zur Kaserne.

Nun braucht aber eine arme Familie viel weniger Raum als eine reiche, schon weil die Diener, Gehülfen 2c., die Mitglieder des „ganzen Hauses“, mit dem aufsteigenden Stand und Vermögen zahlreicher werden. Es ist also in jenem Normalmaße selber schon ein genügender Spielraum gegeben: das Haus wächst naturgemäß mit der socialen Bedeutung der Insassen, ohne daß er in's Endlose und Ungeheuerliche wachsen könnte. Ein reicher Mann kann noch ein ächtes Wohnhaus von einer Größe bauen, in welcher ein für arme Familien berechnetes Haus bereits eine Kaserne würde, und der fürstliche Palast tritt naturgemäß weit über die Normalverhältnisse der bürgerlichen Häuser hinaus.

Ein ähnliches Maß läßt sich für die Verhältnisse der einzelnen Theile des Hauses finden. Ich deutete oben bereits auf jene

modernen Kunstwohnhäuser, die sich schon dadurch vorweg als künstliche und gemachte ausweisen, daß ihre gesammte architektonische Gliederung zu groß gegriffen ist.

Die mittlere Mannesgröße gibt hier ein festes und zugleich dehnsames Normalmaß. Denn was ist natürlicher, als daß der Mensch selber die Maßeinheit seines Hauses sei?

Ein Wohnhaus, dessen Fenster in ihrer Höhe eine mittlere Mannesgröße bedeutend überragen, sieht unwahr aus, denn es gibt das Bild, als müsse es von Riesen bewohnt werden. Aus einem Hause dagegen, dessen Fensterhöhe nicht einmal die halbe Manneshöhe erreicht, lugt eine beschränkte Existenz, wo nicht gar Elend und Verkümmerung.

Ein Wohnzimmer wird nicht über dritthalb Mannesgrößen hoch sein dürfen, wenn es nicht den Eindruck eines unwohnlichen Saales machen soll.

Ueber diese natürlichen Maße gehen die mittelaltrigen Wohnhäuser fast niemals hinaus, häufiger bleiben sie, dem das Enge und Individuelle bis zum Aeußersten anstrebenden Geiste der Zeit gemäß, hinter denselben zurück. Auch zwang der karge Raum, welcher in den festungsmäßig abgeschlossenen Städten dem einzelnen Hause vergönnt war, nicht selten zu engen und winkeligen Bauten, die ich gewiß nicht als Muster empfehle. Anders schon ist es in der Renaissance- und Rococozeit. So unglücklich diese Periode für das künstlerische Element in der Architektur ist, so musterhaft ist sie in vielen Stücken für das praktische beim bürgerlichen Wohnhaus. In den inneren und äußeren Verhältnissen desselben wird fast durchweg das natürliche Maß eingehalten. Denn der Gedanke des socialen Hauses und der Familie war damals noch weit lebendiger als späterhin. Unsere traulichsten Zimmer, Erker, Höfe, Hausgärtchen ꝛc. stammen aus dem Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege. Man baute das Haus eben damals noch von innen heraus, während jetzt unsere weit kunstreicheren, gelehrteren und geschmackvolleren Architekten in übermäßigen Proportionen experimentiren, weil sie über dem Streben nach großartigen Formen vergessen, daß doch immer der Mensch das Maß seines Hauses bleibt und daß sie nicht für den Riesen Goliath, sondern für fünf bis sechs Fuß hohe Menschen Häuser bauen sollen.

Ein ander Ding ist es bei öffentlichen Gebäuden, die nicht für die Familie bestimmt sind, sondern für die Gemeinde, das Volk, den Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat u. s. w. Hier ist es naturgemäß, daß man entsprechend über die Maße des Hauses hinausgehe, und der Baumeister wird hier nur um so charakteristischer in großartigen Massen und Maßen gestalten können, wenn er beim bürgerlichen Hause sich auf die kleineren natürlichen Verhältnisse beschränkt.

Es wäre eine der schönsten Aufgaben der neuerdings erstandenen „gemeinnützigen Baugesellschaften“, durch ihre Musterbauten für die kleinen Leute dahin zu wirken, daß die Familie wieder als das natürliche Maß des Hauses betrachtet werde. Es mögen diese Gesellschaften beherzigen, daß es im Geiste ihrer Mission als einer socialen liegt, nicht Wohnungskasernen hinzustellen, und seien dieselben noch so trefflich eingerichtet, sondern wirkliche Familienhäuser, kleine Häuser, die von innen heraus gebaut sind.

Das Familienhaus und die ächte Sitte des Hauses bedingen sich gegenseitig. Das Extrem der Wohnungskaserne ist das große Gasthaus; dort hört die Familie ganz auf und nur noch das egoistische Individuum sitzt in allen Winkeln. Die Baugesellschaften würden häufig Fluch auf sich laden statt des Segens, wollten sie Wohnungskasernen, Hôtels für Arbeiter bauen, statt der Familienhäuser. Sie dürften sich nicht verwundern, wenn die Arbeiter durch die architektonische Wohnungskaserne allmählig auch in der socialen Kaserne des Socialismus heimisch würden; denn der arme Mann verträgt das massenhafte Zusammenwohnen noch weit weniger als der Reiche.

Scharf gegenüber der Wohnungskaserne steht die Hütte des bäuerlichen Proletariers. Sie zeigt an, daß das „ganze Haus“ noch eine ungegliederte Masse ist. Darum aber trifft diese armselige Hütte, wo Hausflur, Wohn- und Schlafzimmer, Küche und

Stall in einem Raum beschlossen sind, doch wieder mit dem glänzenden Hôtel zusammen: beide verneinen die gegliederte Familie. Nur daß die Bauernhütte eine Zukunft hat, das Hôtel keine.

Die Schilderung und Kritik des bürgerlichen Wohnhauses im modernen Deutschland, wie sie dieses Kapitel gegeben, gilt der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, denn sie wurde im Jahre 1853 niedergeschrieben. Seitdem ist Vieles besser geworden und mancher hier ausgesprochene Wunsch erscheint als eine seitdem erfüllte Prophezeiung. Unsere Häuser wurden gesünder und geräumiger angelegt; hier griff die neue Wissenschaft und Praxis der Hygiene fördernd ein. Manch stylvolles, reich geschmücktes Privathaus ist an die Stelle der kahlen, armen Wohnungskasernen getreten; wir wurden reicher, und wer reich ist, der kann leicht geschmackvoll sein. Das deutsche Bürgerhaus der Reformationszeit gab vielfach das Vorbild zu schönen und behaglichen Neubauten, an welchen auch die starken Profilirungen nicht mehr fehlen, und kräftig vortretende Erker und stattliche Giebel uns erfreuen. Noch größere Fortschritte machten wir in der traulichen Ausstattung unserer Zimmer, Dank dem neu auflebenden Kunstgewerbe. Aber je reicher das Haus angelegt und ausgestattet wird, um so seltener wird es freilich, daß auch der mäßig bemittelte Mann ein — schuldenfreies — Haus sein eigen nennen und es allein bewohnen könne. (1881.)

Viertes Kapitel.

Verläugnung und Bekenntniß des Hauses.

Ein Rückblick auf die geistige Entwickelungsgeschichte der deutschen Nation in den letzten hundert Jahren zeigt uns, daß die großen Begründer unserer modern klassischen Literatur, welche im vorigen Jahrhundert Deutschlands Geltung in Poesie und Wissenschaft so glänzend vor allen Völkern Europas heraushoben, der nationalen Entwickelung der Familie (wie der Gesellschaft) gleichsam um des Princips willen Feindschaft bieten mußten. Gerade in dem Zeitraum, wo man mit Recht sagte, daß die Existenz unserer Nation vorwiegend eine literarische gewesen sei, wurde in der deutschen Literatur nichts gründlicher ignorirt als die Familie und ihre Interessen.

Die Familie war nicht recht hoffähig bei unsern großen Literatoren, man schob sie vornehm bei Seite wie die Nationalität. Es hängt naturnothwendig zusammen, daß Weltbürgerthum, Uebersehen der gesellschaftlichen Mächte und Unterschätzung der Familie allezeit vereint auftreten.

Die Humanitätsidee verschlang den Gedanken an die Familie, über der Menschheit wurden die Menschen vergessen, über dem idealen Menschen das Volk in seiner derben, oft auch rohen Realität. Nur die Jurisprudenz hatte noch ihre trockenen wissenschaftlichen Kategorien für die Familie, und die moralistischen Denker müheten sich ab, die Idee der Familie möglichst langweilig und trivial auseinanderzulegen.

Justus Möser, der Prophet der socialen Wissenschaft, blieb einsam stehen mit seinen meisterhaften Abhandlungen über die Sitte des deutschen Hauses; ja er konnte seinen Posten überhaupt nur einnehmen, indem er sich stemmte gegen die ganze literarische und politische Strömung der Zeit. Weit vorausschauend, war er doch der größte Reaktionär seiner Tage. In seiner Schilderung und Vertheidigung der Osnabrückischen Bauernhäuser, in seiner vortrefflichen Zeichnung des Kampfes, welcher damals zwischen dem alten deutschen Familienleben und der neu aufkommenden Empfindsamkeit und der Leichtfertigkeit der Sitten gefochten wurde, hat er uns nicht bloß schriftliche Urkunden bewahrt von der Rettung deutscher Sitte und Art im bürgerlichen Hause, als ihrem damals fast einzigen Zufluchtsort, sondern Mösers ganze literarische Persönlichkeit selber ist uns zugleich deß Urkunde und Zeugniß.

So fällt auch in dieselbe Zeit, wo die Familie von der feineren literarischen Bildung ignorirt wurde, die größte Blüthe der deutschen Hausmusik. Auch sie ist uns Urkunde für den Geist der damaligen bürgerlichen, nicht der vornehmen Kreise. Unsere großen Literatoren nehmen so gut wie keine Notiz von den gleichzeitig wirkenden Musikern, Künstlern ersten Ranges, die alle in der Hausmusik den ersten Grund ihrer Größe gelegt haben. Diese im deutschen Hause gewurzelte Kunst ward eben auch vornehm über die Achsel angesehen. Ahnet man wohl, wenn man die sämmtlichen Werke Klopstocks, Lessings, Goethes, Herders, Schillers durchliest, die cultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung der gleichzeitig wirkenden größten Tonsetzer Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven? Ist diese völlige Neutralität zwischen zwei so eminenten, durch ein ganzes Jahrhundert nebeneinander herlaufenden Erscheinungen nicht eine der wunderbarsten culturgeschichtlichen Thatsachen? Zu derselben Zeit, wo der Poet das deutsche Haus erst vergessen und nach Rom und Hellas wandern mußte, um dichterisch ideal zu sein, wirkte unser größter Meister geistlicher Hausmusik, Sebastian Bach, und der größte Meister weltlicher Hausmusik, Joseph Haydn. Darin ist der

Gegensatz der deutschen Bildungsaristokratie und des in das Haus als in seine letzte Citadelle geflüchteten deutschen Bürgerthumes jener Zeit auf's tiefste kunstgeschichtlich ausgesprochen. Schon ist aber gegenwärtig Bach theilweise wiedererstanden aus seiner Vergessenheit: Haydn wird wiedererstehen so gewiß unsere Generation sichtbarlich wieder heimzukehren beginnt in das Heiligthum des Hauses.

In unserer literarischen Sturm- und Drangperiode war die Ketzerei gangbar, daß das Genie gar nicht zum ordentlichen Ehemann tauge, daß ein guter Hausvater nothwendig ein Philister sei. Mit einer solchen Frucht der Cultur müßten wir billig erröthen vor den Hindus mit ihrer vom tiefsten Familienbewußtsein zeugenden Satzung, wornach der Mann erst vollkommen ist, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne.

Die Moralisten der alten Schule, wie Mendelssohn, Garve, Sulzer, Engel &c., welche die ethischen Ideen des Hauses, der Ehe, der Familie mit flachen Wasserfarben ausmalten und bei der Beurtheilung des deutschen Hauses aller naturgeschichtlichen und historischen Individualisirung entbehrten, gaben den Männern der „Genialität" sogar ein gewisses Recht, wenn dieselben diese in der Literatur spießbürgerlich gewordenen Dinge entweder ganz bei Seite schoben oder sie in grob sinnlichem Realismus auffaßten. In der Opposition gegen jene moralistische Langweiligkeit schwärmte man also mit Diderot für die Familienverhältnisse der Südseeinsulaner, und Heinse definirte, wie wenn er eben von Otohaiti käme, „die eigentliche, wahre Liebe als den Drang, mit einer Person vom andern Geschlecht ein Kind zu erzeugen, wobei die Liebe ihrer Natur nach so lange dauere, bis das Kind geboren sei und seinen Eltern Freude mache." Er klagt dann, daß man in unserer Poesie diese Leidenschaft nie in ihrer Fülle finde. „In unsern Schauspielen und Romanen ist alles gewissermaßen nur Vorspiel dazu, ein leeres Wortgeklingel, welchem Leser und Zuhörer ihr eigenes Gefühl beilegen, das oft nicht darinnen ist."

Er fordert dann weiter auf, das Mädchen seiner Wahl auszusuchen nach der Kraft und Gesundheit des Körperbaues und ihrer wahrscheinlichen Tüchtigkeit, gesunde und starke Kinder zur Welt zu bringen.

So konnte man alles Ernstes zu einer Zeit schreiben, wo die Dichter sich mit der Hausordnung des griechischen Olymps besser vertraut zeigten als mit der Sitte des deutschen Hauses, und wo trotzdem andererseits die beste deutsche Hausmusik gemacht wurde! In der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts kehrte sich die Sache um. Wir wurden familienhafter und gewannen eine reiche Literatur des Volks und Hauses; dafür wurde das musikalische Leben von einer Genialitätssucht der Hyperromantik ergriffen, die den Zeiten des Ardinghello durchaus nichts nachgibt.

Das Familienleben der wenigsten unter den Meistern unserer großen Literaturepoche ist biographisch bedeutsam geworden.

Dritthalbhundert Jahre früher hatte Luther noch aus dem Schooße der Familie heraus seine weltgeschichtliche Sendung vollführt; er war ein öffentlicher Charakter auch als Familienvater, und ohne Kenntniß von seiner Häuslichkeit würde man den ganzen Mann gar nicht verstehen. Um Reden an die deutsche Nation zu schreiben, schrieb er Tischreden.

Das häusliche Leben unserer literarischen Reformatoren dagegen ist meist etwas ganz Zufälliges, Gleichgültiges, eine reine Privatsache. Ja sie entäußerten sich wohl gar des Hauses, um Poeten zu werden.

Selbst bei Goethe, der uns das epische Idyll vom deutschen Bürgerhause, „Hermann und Dorothea“ gesungen, bei Goethe, der so unendlich viel dem altbürgerlichen elterlichen Hause verdankte, der ohne die Schule der Familie gewiß nicht dieser Olympier voll sicheren Maßes und seliger Versöhntheit geworden wäre, verlieren sich in der fortschreitenden literarischen Entwickelung diese geheimen innigen Wechselbezüge zwischen dem geistigen Schaffen und dem Familienleben immer mehr.

Die romantische Dichterschule im Anfang unsers Jahrhunderts

griff zwar wieder in den reichen Schatz des deutsch-christlichen Lebens im Mittelalter. Allein vorerst war es doch nur mehr die Decoration mit der Außenseite altdeutscher Zustände, welche man hervorzog. Trotz aller Märchen und Sagen, Mönche und Nonnen, Ritter, Knappen und Edelfrauen ging das deutsche Haus ziemlich leer aus. Man hat außerdem nicht ohne Grund aufmerksam gemacht auf die große Zahl der unglücklichen und gelösten Ehen, der Selbstmorde aus leidenschaftlicher Liebe und der durch zügelloses, unhäusliches Leben zu Grund gegangenen Persönlichkeiten, die man unter den Dichtern und Dichterinnen dieser Schule findet.

Professor Hundeshagen in Heidelberg hat unlängst (1854) in einer gedankenreichen akademischen Rede „über die Natur und geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee“ den Humanitarismus unserer klassischen Literaturperiode nach seinen guten und schlimmen Seiten mit scharfer Kritik geschildert. Er bemerkt dabei, „daß der humanitarische Sturm und Drang in Ländern von einem politischen Leben voll lebendiger Realität und im Wesen gesunder Besonderung, wie dasjenige Englands, weniger excentrisch war, rascher und gründlicher abgearbeitet wurde und großentheils nur mit Hinterlassung wohlthätiger Folgen vorüberging.“ In England war eben die überlieferte Familie wie die Gesellschaft eine so feststehende historische Thatsache, daß wohl die humanitarische Geistesbewegung an diesem Felsen zerschellen konnte, nicht aber umgekehrt, wie in Deutschland, der Fels zerbröckelt wurde von der anströmenden Fluth.

In der englischen Literatur selbst des achtzehnten Jahrhunderts spiegelt sich die Thatsache, daß in jenem Lande die Sitte des Hauses oftmals eher zu pedantisch starr als zu locker gewesen ist. Der familienhafte Geist, welcher schon die Sitten und Institutionen der alten Angelsachsen veredelte, ist durch alle Jahrhunderte eine Auszeichnung des britischen Volkes geblieben. Der Geschichtschreiber Schlosser sagt bezeichnend, als er erzählt, wie der angelsächsische König Edwy durch sein Liebesverhältniß zu der schönen Buhlerin Elgiva die Hälfte seines Reiches verlor: „Edwy

beleidigte durch dieses Verhältniß die englische Nation, die auch jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen Leben schätzbaren König einiges Uebel erduldet, als daß sie einen Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist, mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht."

Gerade in der Faustperiode unserer neueren deutschen Literatur war es, wo man recht gründlich zu vergessen begann, daß in der ältesten überlieferten Form der Faustsage bei dem Pakte des Doktor Faust mit dem Teufel auch der Hauptpunkt verzeichnet stehet: „daß Faust sich nicht verehelichen dürfe, sondern nach der römischen Priester Weise den Ehestand abschwören solle," wobei ihm aber selbstverständlich der anderweitige Umgang mit Frauen nichts weniger als verpönt wird.

Der Teufel, der freilich auch ein Genie ist, ist selber gleichfalls nicht verheirathet. Er hat nicht einmal eine Mutter, sondern bloß eine Großmutter. Die alte Zeit war viel zu tief überzeugt von der sittlich veredelnden Kraft des Hauses, als daß sie sich den Teufel en famille hätte denken können.

Der Rationalismus, welcher in unserer großen Literaturperiode der treibende Sauerteig der deutschen Wissenschaft war, zog gegen überlieferte Sitten und Gebräuche grundsätzlich zu Felde, weil er sie nicht rationell zu begründen wußte, weil er überhaupt ein Feind der Tradition war. Und die Sitte des Hauses war mit darunter.

Zwar ging man nicht mit jener directen Feindschaft der Familie zu Leibe, mit welcher man die organisch gegliederte Gesellschaft angriff, allein man ignorirte, man verläugnete sie. Etwas so reelles wie das Haus bot kein ideales Interesse für die gebildete Welt. Man schob das Haus literarisch in den Winkel und lernte es theoretisch gering schätzen. Jetzt erntet gerade das damals unberührte Bürgerthum die Früchte dieser Periode der „Verläugnung des Hauses". Wie äußerlich faßt z. B. selbst der hausbackene Voß, der doch seinen mitstrebenden Zeitgenossen gegenüber eigentlich noch wie ein Hausvater von altem Schrot und

Korn dichtet, die Sitten des Hauses! Wie widerwärtig präsentiren sich dieselben vollends in den schönseligen Familienromanen und Familiendramen jener Zeit!

Gerade diese ästhetisch längst gerichteten Familienschauspiele sind darum culturgeschichtlich von höchster Wichtigkeit und nach ihrer socialen Bedeutung noch lange nicht hinreichend gewürdigt. Sie kamen aus Frankreich zu uns herüber. Es ist aber auch gar nicht das deutsche Haus, welches in denselben gezeichnet wird, sondern das französische unter deutscher Firma. Der einflußreichste Poet solcher Familienstücke, Kotzebue, beutete die deutsche Sitte des Hauses vielmehr in der Regel nur in ihrer Verzerrung als plumpe Karikatur aus. Aber gerade in diesen Schauspielen fühlte sich das deutsche Publikum wirklich zu Hause, ein Beweis, daß es schon gar nicht mehr recht wußte, wie eigentlich ein deutsches Haus aussah.

Frau von Staël, welche ihre Kenntniß deutscher Zustände nicht aus dem Volk, sondern aus den Salons schöpfte, schrieb damals folgendes merkwürdige Urtheil über das deutsche Familienleben nieder: „In Deutschland gibt es in der Ehe beinahe gar keine Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern. Dieß rührt daher, daß die Weiber die heiligen Bande ebenso oft zerreißen, wie die Männer. Die Leichtigkeit der Ehescheidung hat in die Familienverhältnisse eine Art von Anarchie gebracht, welche nichts in seiner Wahrheit und in seiner Stärke bestehen läßt. Um etwas Heiliges auf Erden zu bewahren, ist es doch wohl besser, daß es in der Ehe eine Sclavin, als zwei starke Geister gebe."

Wer erkennt wohl in diesen Zügen die deutsche Familie? Erscheint es nicht vielmehr, als ob hier französische Zustände gezeichnet seien? Die Beobachtung der Frau von Staël war eben nicht aus dem deutschen Volk, sie war aus der damaligen französisirten gebildeten Gesellschaft in Deutschland geschöpft, die mit der französischen Literatur, der französischen Theorie zugleich die französische Praxis des Familienlebens herübergenommen hatte,

die Familienlosigkeit, an welcher das französische Volk über kurz oder lang zu Grunde gehen wird.

In den französisch-deutschen Familienlustspielen damaliger Zeit liegt die komische Pointe gewöhnlich darin, daß die Kinder ihre Eltern, die Frauen ihre Männer, und umgekehrt, betrügen und überlisten und zwar in den zartesten und heiligsten Punkten der Familienehre und Sittlichkeit. Diese Ueberlistung wird dann als feine, schlaue, geistreiche „Intrigue" belacht, während man die alten deutschen Volkspossen, wo die Komik gewöhnlich dadurch recht drastisch gemacht wird, daß der Mann seine Frau prügelt, als ungeheuer unsittlich und gemein verabscheut. Ich halte auch dafür, daß diese dramatischen Prügeleffekte sehr gemein gewesen, aber doch nicht halb so gemein, als die angeblich feinen Betrügereien zwischen Gatten, Eltern, Kindern und Blutsfreunden, die selbst heute noch sehr häufig die „Intrigue" der aus Frankreich importirten Lustspiele und Bluetten bilden, und denen auch ein vornehmes und feines Publikum noch immer behaglich zuschaut, während es „sittlich entrüstet" die Loge verlassen würde, wollte man ihm die alten Prügelstücke wieder vorführen. Das Mittel war in letzteren zwar grob gewählt, der Zweck der Prügel aber in der Regel ein sehr löblicher.

Wenn man solche Stücke, in denen die Verhöhnung aller Sitte und Ehre des Hauses, sofern sie nur in „anständigen" Formen geschieht, glorificirt ist, und die noch immer schaarenweise auf den Brettern umgehen, wenigstens von solchen Bühnen verbannte, die Unterstützung aus öffentlichen Geldern erhalten, so wäre dieß doch ein ganz anderer Akt von ästhetischer Volkserziehung und von Sittenpolizei, als wenn man sonst gute Stücke um einiger politisch liberaler Phrasen willen verbietet.

Der allerabgedroschenste, unvermeidlichste Witz in den Lustspielen des achtzehnten Jahrhunderts galt dem „Hörnersetzen". Dem Wortspiel mit den Hörnern entrinnt man fast in keinem komischen Stück, und in der Oper ist selbiger Zeit das triviale Bild bei der Instrumentation selbst bis zu den Hörnern im

Orchester abgejagt worden. Es ist, als gäbe es gar nichts Lustigeres auf der Welt als Ehebruch.

Man muß zur Ehre des gegenwärtigen Geschlechtes bekennen, daß wir die feine Schlüpfrigkeit der Wieland'schen und Kotzebue'schen Schule, welche unsern Vätern noch ganz „nobel" erschien, auf der Bühne schon für etwas unfein halten. Wir haben zugenommen an „Prüderie", weil der Familiengeist wieder zu erstarken beginnt *). „Prüderie" und das entgegenstehende „Coquetterie" sind zwei Worte und Begriffe, welche dem Zeitalter Ludwigs XIV. recht zu eigen gehören; denn jede Zeit hat ihre eigenthümlichen und neuen Worte, an denen man ihren Geist erkennen mag. Coquetterie ist das Manövre des Hahns — coq — der mit gespreiztem, auf dem Boden schleifendem Flügel buhlend in bald weiten bald engen Kreisen um die Henne herumsteigt, dann aber auch der Henne, die mit der gleichen Taktik sich einen Hahn zu fangen sucht. Prüderie dagegen ist der sittliche Instinkt, welcher uns treibt, das Auge mit Ekel von dieser Hahnenscene abzuwenden. Wir können uns also gratuliren, daß unser Theaterpublikum wieder so prüde zu werden beginnt.

Als mit der französischen Herrschaft eine Menge französischer Sitten sich unvermerkt in unser häusliches und bürgerliches Leben einstahlen, war ihnen durch die allgemeine Geistesströmung der vorhergegangenen Jahrzehnte bereits freie Bahn gemacht worden. Im deutschen Westen, wo das französische Regiment am längsten und nachdrücklichsten gewaltet, wo die französische Gesetzgebung tief ins Volksleben eindrang, ist auch die deutsche Sitte des Hauses heute noch am Entschiedensten gebrochen. Nicht bloß von innen heraus, auch von außen herein ward das deutsche Haus unterwühlt. Als Symbol hierfür mag es erscheinen, daß wir für das

*) Ich erkannte oben mit Freuden an, daß wir seit der Abfassung dieses Buches im Häuserbau große Fortschritte gemacht hätten: — sind wir im sittlichen Geiste unserer dramatischen und novellistischen Literatur gleich tüchtig fortgeschritten? 1881.

von den deutschen Völkern am reichsten und tiefsten ausgebildete Institut der „Familie“ gar kein gangbares ächt deutsches Wort mehr besitzen, und daß eben diese lateinische Familia von dem Erbfeind der deutschen Sitte des Hauses, von dem römischen Recht, uns angeheftet worden ist.

Gerade hier scheint es mir am Ort, anschaulich zu machen, wie tief das Einschleichen fremder Sitten in das Haus zugleich das ganze politische und wirthschaftliche Leben eines Volkes umgestalte. Ich wähle dazu eine ethnographische Parallele.

In der bayerischen Rheinpfalz haben sich bekanntlich französische Gesetze und französische Sitten seit mehr als einem Menschenalter festgesetzt. Die nivellirenden Ideen des vorigen Jahrhunderts, deren literarisches, theoretisches Eindringen bei den Gebildeten ich eben angedeutet, sind hier durch die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft auch in das kirchliche, sociale und häusliche Leben des Volkes eingezogen. Hieran knüpft sich nun eine höchst merkwürdige Umstimmung in der ganzen Denkart der Pfälzer. Die französische Fassung socialer Freiheit und Unabhängigkeit unterscheidet sich von der deutschen wesentlich dadurch, daß sie das Individuum als solches selbständig und fessellos machen will, während es deutsch ist, in der Macht und Unabhängigkeit der Gesellschaftsgruppe und der Familie, welcher der Einzelne angehört, seine persönliche Unabhängigkeit mit eingeschlossen zu finden. Dieser Gegensatz wird aus dem Folgenden deutlicher werden. In der Pfalz hat sich die französische Idee der Fessellosigkeit des Individuums im Volke so fest genistet, daß nicht nur die Familienzustände dadurch eine ganz veränderte Gestalt gewonnen haben, sondern auch die socialen und wirthschaftlichen einer völligen Umwandlung entgegengehen. Der Drang jedes Einzelnen, sich ganz frei auf die eigenen Beine zu stellen, hat hier eine Güterzerstückelung, überhaupt eine fortwährende Zerspaltung aller wirthschaftlichen Existenzen, ein Fluctuiren alles Vermögens und Besitzthums zur Folge gehabt, welches in Deutschland seines Gleichen nicht wieder findet. Diese Zustände hängen auf's engste mit dem gelockerten Familiengeiste zusammen. Der Einzelne will seine persönliche Fessellosigkeit nicht dem Glanz und der Macht der Familie opfern; der Vater würde nicht ruhig sterben können, wenn er, um die Familie dauernd in Ansehen und Besitz zu erhalten, das Erbtheil der nachgebornen Söhne verkürzte und ihnen allenfalls aufgäbe, im Dienste und als Gehülfen des älteren Bruders, des Erbherrn, das gemeinsame Ansehen der Familie fördern und mehren zu helfen. Diese letztere ächt deutsche, und wenn man sie recht erfaßt, tief sittliche Auffassung erscheint dem mit der französischen Idee der individuellen Fessellosigkeit groß gewachsenen Pfälzer als bare Unsittlichkeit. Das Erbe zerfällt also in gleiche Theile und die Mehrzahl der Kinder wird dadurch in der Regel gezwungen, in fremdem Dienste, ja als Taglöhner, ihr Brod zu verdienen. Mit einem bewundernswerthen Heldenmuth des Fleißes und der Ausdauer, — denn dieser zeichnet namentlich die Vorderpfälzer aus — plagen sich nun die Leute, um auf einem winzigen Gütchen zu darben und — frei zu sein, von den Wucherjuden beherrscht zu werden und frei zu sein, in fremden Dienst zu gehen, Knecht zu werden, Taglöhner zu werden und — frei zu sein. Seltsamer Widerspruch! In seines Bruders Hause als Gehülfe und bevorzugter Diener zu arbeiten und den Besitz der Familie als einer moralischen Persönlichkeit dauernd zu wahren, nennt man unerträgliche Sklaverei, dagegen im Dienste fremder Leute zu taglöhnern, Freiheit! So läßt sich auch der Geselle und Lehrjunge in der Pfalz selten mehr die Familienzucht im Hause des Meisters gefallen; er kann ja kraft der Gewerbefreiheit jeden Tag selber Meister werden oder Lohnarbeiter als „sein eigener Herr“, und Lohnarbeiter zu sein dünkt ihm weit ehrenvoller, als der Familie des Meisters, dem „Ingesinde“ im alten stolzen Sinne des Wortes, beigesellt.

Nun möge aber das Gegenbild folgen, ein Bild der deutschen Art, nach welcher der Mann nicht für sich allein fessellos zu sein begehrt, sondern seine Freiheit sucht in der Macht und Ehre seines

Hauses. In Nordwestdeutschland sitzen noch Bauerschaften, bei denen der Hof, die „Stelle“, als Stamm- und Erbgut der Familie noch in eben der Weise hoch und heilig gehalten wird, wie der Patriot sein Vaterland heilig hält. Hier ordnen sich die jüngeren Söhne, wenn sie nicht auswärts ihr Glück suchen, dem älteren Bruder, dem Gutserben, freiwillig unter, dienen ihm als bevorzugte Knechte aus demselben Drang, aus welchem die Pfälzer ein solches Verhältniß verabscheuen: — aus Freiheitsdrang. Sie würden es für eine unwürdige Sklaverei halten, bei fremden Herren zu taglöhnern, während sie mit Stolz des väterlichen Hauses Diener sind. Sterben nachgeborene Söhne, die als sogenannte „alte Jungen“ ledig bleiben und im Dienste ihres Bruders sitzen, dann vermachen sie in der Regel ihren kleinen Erbschaftsantheil und ihr erspartes Geld wiederum dem Gutsherrn, obgleich derselbe ja ohnedieß schon fast alles besitzt, obgleich die jüngeren Geschwister einen solchen Zuschuß viel besser brauchen könnten, obgleich die natürliche Regung des Neides gegen den Bevorzugten davon abmahnen könnte. Allein es ist auch eigentlich gar nicht der ältere Bruder, dem solchergestalt selbst die Ersparnisse seiner Geschwister wieder zufließen: es ist das Haus, die Familie, dem diese Erbschaft vermacht wird, und der ältere Bruder erscheint hier nur als die Personifikation des Hauses. Also umgekehrt wie bei den Pfälzern opfert hier der Einzelne sein ganzes persönliches Interesse für das Gedeihen des Hauses, umgekehrt wie in der Pfalz würde hier der Vater nicht ruhig sterben können, welcher um des egoistischen, augenblicklichen Vortheils der einzelnen Kinder willen sein Gut theilte, die „Stelle“ zerstörte, die Familie zerstreute, das väterliche Haus zu einer bloßen Abstraction machte. Dem in deutscher Familienhaftigkeit großgewachsenen niedersächsischen Hofbauern würde eben dieß wieder wie bare Unsittlichkeit aussehen, was dem Pfälzer Humanität, göttliches und menschliches Recht dünkt.

Hier mag man erkennen, wie tief unsere socialen und wirthschaftlichen Zustände in der Familie gewurzelt sind. Der gleiche

Trieb nach Unabhängigkeit und Besitz führt zu direkt entgegengesetzten Zuständen, weil das Verhältniß des Individuums zur Familie anders gefaßt wird, und jede der beiden Parteien glaubt, bei ihr allein sei die Unabhängigkeit gewonnen, bei der andern die Sklaverei. Ohne Vergleich sittlich tiefer als die modern französische scheint mir freilich die deutsche Auffassung, wonach das Individuum seinen Eigennutz und seine Fessellosigkeit zum Opfer geben soll an das Haus. Und zwar wird „das Haus“ hier nicht bloß gedacht als die gegenwärtige Generation; sondern die große historische Kette unserer Familie in Vergangenheit und Zukunft ist es, vor deren Glanz und Macht das Interesse des Einzelnen verschwinden muß. Soll der Einzelne nicht auch seinen persönlichen Vortheil dem Vaterlande, der Nation opfern? Wohlan! Die Familie ist eine ebenso gewaltige, eine ebenso heilige und für die Entwickelung der Menschheit maßgebende Thatsache wie die Nation. Ist der aufopfernde Patriotismus etwas sittlich großes, dann muß dieß auch die aufopfernde Familienhaftigkeit sein, wie wir sie in der Sitte jener norddeutschen Bauern verkörpert finden.

Die aufopfernde Familienhaftigkeit ist der beste Rechtstitel des Adels; sie ist es, die ihm auch als moderne Institution eine Zukunft verheißt. Merkwürdig genug trifft sich's, daß es in der Pfalz eben auch keinen grundbesitzenden Adel mehr gibt, und daß wiederum die Franzosen es waren, die ihn von dort vertrieben haben. Auch diese Thatsache hängt zusammen mit der Verläugnung des Hauses, der historischen Familie in der pfälzischen Volkssitte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren es mehr die literarischen, im neunzehnten mehr die politischen und socialen Einflüsse Frankreichs, welche auflösend in unser Familienleben eindrangen. Die Sitte des Hauses — das war die beste Provinz, welche uns die Franzosen weggenommen haben. Leider sieht es im Punkte dieser Sitte in gar vielen vornehmen deutschen Häusern aus wie im Elsaß, wo man französisch zu reden noch nicht recht gelernt, das

deutsch reden aber schon halb vergessen hat. Uebrigens ist die Wiedereroberung des deutschen Hauses langsam, doch stätig, wieder vorgeschritten, seitdem wir uns politisch und literarisch wieder frei gemacht von der französischen Herrschaft. Als in den dreißiger Jahren französische literarische Einflüsse in der jungdeutschen Schule auf kurze Zeit wieder zu spuken begannen, drängte sich der Gedanke, daß ein Genie kein guter Ehemann sein könne, das alte Vorurtheil von der Philistrosität des Hauses und der Familie, auch sogleich wieder als eine moderne belletristische Doktrin hervor. Das war nur ein flüchtiges Anzeichen, aber es ist leicht zu deuten.

Nicht Klagen voll Verzweiflung, sondern Klagen, darin eine geheime fröhliche Hoffnung schlummert, dürfen wir gegenwärtig über unser Familienleben erheben. Wir wachsen im Hause, und das ist wahrlich auch ein politischer Zuwachs für die Nation. Wie ganz anders steht jetzt die Wissenschaft zum Hause als vor hundert Jahren! Die Familie ist von der Wissenschaft unendlich tiefer erkannt, sie ist zugleich wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses in unserem Volke geworden. Erkenntniß ist schon halbe Besserung.

Auch in der Geschichte der Wissenschaft der beiden letztvergangenen Jahrhunderte ist die „Verläugnung des Hauses" mit großen Lettern eingezeichnet. Die gänzliche Verkennung der Idee der Familie hängt hier innigst zusammen mit jener schiefen Fassung der Staatsidee, die sich wie eine erbliche Krankheit durch die ganze Staatswissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fortgeschleppt hat.

Die Staatswissenschaft hatte ebensogut ihre Renaissance und ihr Rococo wie die bildende Kunst. In dem mittelaltrigen Feudalstaate war die Staatsidee unterjocht worden von den Mächten der Gesellschaft und der Familie. Niemals hat die Socialpolitik einseitiger überwogen als im Mittelalter. Von dieser Einseitigkeit suchte man sich in der Zeit der Renaissance zu befreien. Mit den römischen Schriftwerken, mit den römischen Tempeln und

Bildsäulen zog man auch die römische Staatsidee wieder aus dem Schutte der Jahrhunderte hervor. Die Wissenschaft knüpfte — wie die Kunst — da wieder an, wo die Römer aufgehört hatten; was dazwischen lag, suchte man zu vergessen. Hugo Grotius sieht in dem Staate nur die Vereinigung freier Menschen zum Aufbau des Rechtes und zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt. Hobbes erklärt den Staat für eine durch Vertrag verbundene Gesellschaft von Individuen, die sich solchergestalt verbündet haben, um dem Elende des Naturzustandes ein Ende zu machen, während Rousseau einen Vertrag der Einzelnen aufstellen will, durch welchen, umgekehrt wie bei Hobbes, das Heil und Glück des Naturzustandes wieder heraufbeschworen werden soll. Damit waren die großen historischen Mächte der Gesellschaft und der Familie theoretisch in die Ecke geschoben. Pufendorf setzt in seinem Naturrecht die allgemeine Moral an die Stelle der geschichtlich gewordenen Sitte und des Gesetzes. Diese Sitte aber ist ebenso gewiß die Lebensbedingung der Gesellschaft und der Familie, wie die Rechtsidee die Lebensbedingung des Staates ist.

War der Staat nur ein Vertrag, waren die gesellschaftlichen Zustände nur pactirt worden, beides aus bloßen Gründen der Noth und der äußeren Nützlichkeit, dann lag die Folgerung nahe, in der Ehe auch bloß einen Vertrag zu sehen. Da hatte der heidnische Jurist doch noch eine viel tiefere Anschauung von der Ehe als die christlichen Humanisten des 18. Jahrhunderts (wie denn überhaupt die antike Welt fast überall tiefer ging im Original als in der Copie der Renaissance) wenn er sagt: „Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae, et consortium omnis vitae divini et humani juris communicatio."

Die deutschen Philosophen des vorigen Jahrhunderts vertieften und erweiterten die Staatsidee des Hugo Grotius, aber sie blieben zu ausschließend bei der Rechtsseite des Staates stehen und fielen dadurch immer wieder in die Vertragstheorie zurück. Dieser Zauberbann ist es, der selbst den zum größten Ethiker gebornen Kant zurückhält, das ethische Moment im geschichtlich

aufwachsenden Volksleben, die in schönem Doppelsinne „sittliche“ Macht in der Gesellschaft und Familie in der Theorie des Staates wieder zur vollen Geltung zu bringen. Wo daher der Staatsrechtslehrer in dieser ganzen Periode der „Renaissance“ der Staatswissenschaften vielfach die glänzendsten Lichtseiten aufzeigt, da siehet der Socialpolitiker, wie sich zugleich daneben die tiefsten Schatten lagern.

Der einseitige Rechtsstaat mußte theoretisch zur Lockerung der Ehegesetzgebung, praktisch zur allmähligen Verläugnung des Hauses führen. Der Staat als bloße Rechtsanstalt kennt bloß Individuen, Staatsbürger. Er siehet ab von der naturgeschichtlichen Thatsache der Volkspersönlichkeit, die in den zwei mächtigen Organismen der Gesellschaft und der Familie vor uns steht, geadelt durch die sittliche Potenz der historischen Sitte. Er hält darum jedes Opfer persönlicher Freiheit, welches der Einzelne der Idee der Gesellschaft und der Familie bringen muß, für eine Rechtsbeschränkung, die man beseitigen müsse.

Mit dieser Auffassung, die als eine unwiderstehliche kulturgeschichtliche Thatsache, den ganzen Geist des achtzehnten Jahrhunderts mitbestimmte, hängt die allmählig eingetretene Praxis einer immer lockeren Ehegesetzgebung eng zusammen. In dem Maße als unsere Gesetze humaner geworden sind, lassen sie die eigenen Rechte der Familie als einer socialen und sittlichen Macht zurücktreten zu Gunsten der egoistischen Freiheit des Individuums.

In unsern Besitzverhältnissen ist z. B. der Begriff des Familieneigenthums fast ganz verloren gegangen. Wir vergessen zuletzt völlig, daß es überhaupt noch anderes Privateigenthum geben könne, als das einzelnen Personen zugehörige. Der alte Rechtsspruch: „so mancher Mund, so manches Pfund,“ ist uns bei den Familienerbtheilungen ein so natürliches, gar keines Beweises bedürfendes Axiom geworden, wie etwa, daß zweimal zwei vier ist. Mit diesen Erbtheilungen wird das Loos auch um die Sitte des Hauses geworfen; sie wird in Fetzen zerrissen wie das Vermögen. Es ist das große Verdienst der Aristokratie und einiger

alter Bauerschaften, daß sie uns wenigstens ein Bild dessen bewahrt haben, was eigentlich Familieneigentum heißt, und was dessen sociale und politische Bedeutung ist.

Nach einem uralten, durch Geschichte und Sage verbürgten Rechtsgrundsatz fast aller europäischen Staaten war ein Friedensbruch dem Manne dann erlaubt, wenn es der unmittelbaren Bestrafung der an seinem Weib, seiner Tochter, Mutter oder Schwester verletzten Hausehre galt. Wo die Heiligkeit des Hauses gebrochen wird, da tritt hier sofort ein Ausnahmerecht an die Stelle des Gesetzes. Die Familie steht dem alten Germanen insofern höher denn das Gesetz, als sie der Zweck des Gesetzes ist. Der ganze künstliche Organismus des Staates ist ihm wesentlich vorhanden, um den natürlichen Organismus der Familie sicher zu stellen, und der Friede der Familie steht über dem Landesfrieden.

Das ist eine einseitige, aber tiefe und großartige Auffassung des Hauses, patriarchalischen Zuständen entquollen, in der That nicht mehr passend für unser entwickelteres öffentliches Rechtsbewußtsein. Aber wie hünenhaft gewaltig steht diese Opferung der allgemeinen Rechtssicherheit für das Haus neben unserer schwächlichen Verläugnung des Hauses zu Gunsten persönlicher Fessellosigkeit!

So sind auch unsere Rechtsbegriffe in Betreff des Hausregiments, der väterlichen Gewalt ꝛc. erstaunlich milde geworden. Eine wohlthuende Humanität ist hier eingezogen, aber es fragt sich, ob nicht hinter dieser Humanität gegen den Einzelnen eine Barbarei gegen das Ganze lauert, ob nicht, wie selbst Herder, der große Verkünder der Humanität, sagt, „das was wir Cultur nennen, oft bloß eine verfeinerte Schwachheit ist?“

Allen Rücksichten hat man Rechnung getragen, nur nicht der socialen Bedeutung der Familie als Gesammtpersönlichkeit, nur nicht der Rettung der Sitte des Hauses.

Wir brauchen nur unsere deutschen Landesgesetzgebungen, wie sie vor hundert Jahren bestanden, nachzusehen, um die ungeheure Umwandlung inne zu werden, welche bei der öffentlichen Meinung

über die Familie eingetreten ist. Da sind scharfe Strafen angesetzt gewesen auf heimliche Verlöbnisse nicht nur von solchen, die noch unter elterlicher Gewalt stehen, sondern auch die bereits ihrer eigenen Gewalt waren. Der Akt der Verlobung selbst ist jetzt eine ganz freie Sitte geworden, wobei es sich höchstens noch um ein geselliges Familienfest handelt. Zu unserer Großväter Zeit dagegen hatte dieser Akt auch noch seine im Gesetz geforderten Formalitäten; ein Verlöbniß unter vier Augen war, wie gesagt, selbst den unabhängigsten Brautleuten verboten, und durch die Zuziehung wenigstens zweier Freunde als Zeugen mußte der Vorgang sein officielles Gepräge erhalten.

Nach gemeinem kaiserlichen Recht konnten die Kinder enterbt werden, wenn sie ihre Eltern und Großeltern vorsätzlich geschlagen, ja nur mit schweren ehrenrührigen Injurien tractirt hatten, oder wenn der Sohn für seine zur Schuldhaft gekommenen Eltern nicht bürgen wollte, oder wenn Kinder wider ihrer Eltern Willen ein „leichtfertiges, unehrliches Gewerb" ergriffen hatten, z. B. Scharfrichter, Komödianten oder dergleichen geworden waren.

Hatten die Eltern aber selber ein derartiges Gewerbe betrieben, so durften sie die Kinder nicht enterben, wenn dieselben wider ihren Willen das Gleiche thaten. So untrennbar dachte man in alter Zeit die ganze berufliche und sociale Stellung des Kindes mit der des Vaters zusammenhängend.

Ein merkwürdiges Zeugniß dessen, daß man sich die Stellung des Weibes gar nicht isolirt, sondern nur im Mittelpunkte der Familie denken konnte, liegt in dem alten Gesetzesparagraphen, wonach Eltern, welche ihre Tochter fünfundzwanzig Jahre haben alt werden lassen, ohne ihr zur Ehe zu helfen, dieselbe nachgehends nicht mehr enterben können, wenn sie zu Fall käme oder sich wider ihrer Eltern Willen verlobte. Es liegt also den Eltern indirekt die Pflicht ob, für ihre Tochter einen Mann zu suchen. Das kommt uns, die wir inzwischen so viele Romane gelesen haben, freilich sehr possierlich vor.

Daß unsere Strafgesetze seit hundert Jahren im Allgemeinen

milder geworden sind, dafür aber an strenger und consequenter Handhabung gewonnen haben, wird Jedermann als einen Fortschritt anerkennen. Vielleicht ist jedoch der Uebergang von äußerster Strenge zur äußersten Milde bei keinem Verbrechen so grell gewesen als beim Ehebruch. Wo im vorigen Jahrhundert noch Todesstrafe auf demselben stand, da sühnt man ihn jetzt durch eine milde Gefängnißstrafe oder eine Geldbuße. Würde man die organische Volkspersönlichkeit im Staate gründlicher anerkennen, dann müßte der Ehebruch, wenn auch nicht mehr mit dem Tode, so doch mit einer schweren Strafe gebüßt werden. Denn in der freventlichen Zerstörung des Heiligthums der Familie wird der Organismus der Volkspersönlichkeit in seinem innersten Nerv verletzt. Ist die Ehe ein bloßer Vertrag, dann mag Ehebruch mit einer Geldbuße immerhin genügend bestraft sein. So scheint auch die gebildete und vornehme Gesellschaft im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. gedacht zu haben. Als die politische und sociale Vertragstheorie für die wahre Offenbarung des Zeitgeistes galt, da brachen die vornehmen und gebildeten Leute die Ehe, wie man einen lästigen Contract bricht, hurten nach Herzenslust und berühmten sich dessen, während drakonische Ehebruchsgesetze gleichzeitig den Tod auf solchen „Contractbruch" setzten, und ein Quartier im Thurm mit einem täglichen Frühstück von Peitschenhieben auf die Hurerei. Aber diese Gesetze galten nicht für den feinen Mann, sie galten nur für das rohe, gemeine Volk. Und dieses suchte in der That so gut als möglich seine alte strenge Familiensittlichkeit zu retten.

Jetzt haben wir ein milderes Gesetz und die vornehmen und gebildeten Leute sind in dem besprochenen Punkte entschieden sittlicher geworden, es gehört nicht zum feinen Ton lüderlich zu sein, und wer es noch ist, der schämt sich dessen und ist es insgeheim. Dagegen ist aber der gemeine und arme Mann in seiner Familiensittlichkeit an gar manchen Orten um so mehr zurückgegangen; er zehrt jetzt noch an den praktischen Resultaten der Lehren des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist keine Schulweisheit

so hoch und fein, daß sie nicht durch alle Gesellschaftsschichten bis herunter in die letzte Hütte der Armuth dränge, wenn sie sich überhaupt einmal bei den Gebildeten der Nation festgesetzt hat. Die Ausbreitung einer falschen Doctrin hat hier eine fatale Aehnlichkeit mit dem Weltgange der Seuchen.

Aehnlich war es im Zeitalter der Renaissance mit den phantastisch originellen Denkern gegangen, die eben so weit von der Rechtsbegründung des Staates wie von der geschichtlichen Thatsache der Gesellschaft sich ferne hielten, und dafür den Träumen einer ganz neuen socialistischen Gesellschaftsordnung nachhingen. Was Plato über eine neue Ideal-Gesellschaft philosophirt, was der Gnostiker Epiphanes über Weiber- und Gütergemeinschaft gedacht, Campanellas Vorschläge über die Kindererzeugung als Staatsangelegenheit, die Frivolitäten der französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts über das Familienleben, wie die Schwärmereien der modernen Communisten und Socialisten, welche die Familie als eine der patriarchalischen Urzeit angehörige überlebte Form betrachten; — das Alles ist, verdünnt und verflüchtigt, zuletzt bis in die Bildungsatmosphäre unserer großstädtischen Proletarier gedrungen. So mancher „gebildete" Bummler findet es gar nicht uneben, daß ihm ein neuer Glaube gegründet ist, welcher der Lüderlichkeit ein so heiteres Schlaraffenleben verheißt. Wie der „solide Mann" aus Indifferentismus allmählig ohne es selbst zu wissen zur Verläugnung des Hauses kam, so hatte der Lump nun auch eine geistreiche Rechtfertigung für sein geflissentliches Abschwören der häuslichen Tugend gefunden. Beides aber erscheint als der letzte Niederschlag wissenschaftlicher Strömungen, die anfänglich bei den hervorragendsten Geistern ihrer Zeit ihr gutes culturgeschichtliches Recht gehabt hatten. Wenn aber irgend wo, dann gilt es im Haus und der Familie, daß man nicht gar zu gescheidt sein soll. „Wer Geck wird, dem fängt's im Kopf an."

Mit der Verflüchtigung des Familienbewußtseins im Volk ging die steigende Leichtigkeit der Schließung und Lösung der Ehen

Hand in Hand. So werden auch bei den conservativen Bauernschaften Ober- und Niederdeutschlands weit weniger Ehen geschlossen, als bei dem der altväterlichen Sitte baren mitteldeutschen Landvolk. Ist die Ehe nur ein Vertrag, dann ist es Barbarei, ihre Lösbarkeit zu erschweren. Von Frankreich, wo die Civilehe am volksthümlichsten geworden ist, verbreiteten sich darum auch die milden Ehescheidungsgesetze über Deutschland. Ueberhaupt ist Frankreich die eigentliche Central-Werkstätte für die Auflösung der Familie. Den bloß bürgerlichen Ehevertrag haben die Franzosen in den letzten Jahren sogar den Muselmännern von Algerien mit einigem Erfolg annehmlich gemacht. Bekanntlich hält kein Volk fester an seinen patriarchalischen Familiensitten als die Araber, und doch sind vor dem Präfecturrath von Constantine Civilehen von Arabern abgeschlossen worden, wobei der Bräutigam, darunter der Abkömmling einer der ältesten Familien des Landes, auf sein nationales und religiöses Recht der Vielweiberei Verzicht leistete. Wenn nun gar die Türken bis zur Civilehe civilisirt werden, wie sollen da die Deutschen noch mit der kirchlichen Trauung hinter der Zeit zurückbleiben! Im „finsteren" Mittelalter kommen umgekehrt bloß kirchliche Ehen vor, welche nicht als bürgerliche gelten.

Wer überall nur zärtliche Sorge für das Individuum trägt und nichts weiß von dem Opfer der Privatneigungen für das Ganze und für die Idee, der wird für eine möglichst leichte Auflösbarkeit der Ehen stimmen. Soll der Einzelne zu seiner Qual auf sein Leben lang an eine Person gefesselt sein, die ihm zuwider ist? Und ist es nicht sittlicher, eine Ehe zu lösen, die doch keine wahre, als ein lügnerisches Scheinverhältniß fortbestehen zu lassen? Wenn die Ehe ein bloßer Vertrag ist, allerdings. Nur daß dann auch der Schmied von Gretna-Green oder ein Maire eine passendere Person sein wird, den Trauakt zu vollziehen als ein christlicher Geistlicher. Auch würde hier für die Männer der Vertragstheorie auf die bei den Europäern in Täbris in Persien herrschende Sitte der „temporären Ehen" zu verweisen sein. Die dort weilenden Griechen aus Konstantinopel pflegen nämlich mit

den Töchtern der nestorianischen Christen in Täbris Ehen für die Dauer ihres dortigen Aufenthalts abzuschließen. Der Vertrag wird mit allen Förmlichkeiten, oft auch im Beisein eines Priesters, für eine bestimmte Reihe von Jahren oder Monaten vollzogen, und dafür eine festgesetzte Summe entrichtet. Oft hat der neue Ehemann bereits eine Frau in Konstantinopel und erfreut sich dann also der Bequemlichkeit des Postillons von Lonjumeau, auf jeder Station eine Ehehälfte zu finden.

Es liegt in dem Wesen der Familie, daß sie das Beharrende, Feste sei, welches Geschlechter, Stämme, Nationen zusammenhält. Der Segen des „Hauses" für die ganze Erziehung der Menschheit bestünde nicht ohne die unlösbare Bindung der Familie. Die Ehe erhält erst ihre Weihe, die Weihe der vollständigen Hingabe von Mann und Frau, durch ihre Unlösbarkeit; in diesem Sinne ist sie eine göttliche Einsetzung, in diesem Sinne wird sie von der Kirche eingesegnet. Gar Mancher, der sich in der Ehe unglücklich fühlt, und davon laufen möchte, wenn er könnte, wird durch den Gedanken an ihre Unlösbarkeit dazu kommen, sich in der Ehe zurechtzufinden. Andere Ehen sind und bleiben unglücklich. Hier aber soll der Einzelne dennoch die Ehe aufrecht erhalten, in dem Bewußtsein, daß es groß sei, um einer großen Idee willen, um der Familie willen, sein Kreuz zu tragen. Man muß auch hart sein können, — absonderlich gegen sich selbst. Zu einem lügnerischen, unsittlichen Scheinverhältniß soll aber eine solche Ehe dennoch nicht werden; denn wer von den beiden Ehegatten noch christlich und sittlich gesinnt ist, der soll nie aufhören zu arbeiten, daß er den andern zu sich herüberziehe. Dadurch wird auch eine solche unglückliche Ehe nicht ohne Weihe und Segen bleiben. Und wenn beide Ehegatten sich dabei nicht lieben können in romantischem, poetischem Minnedienst, dann sollen sie sich lieben um der „Familie" willen, um des „Hauses" willen, um des heiligen, unlösbaren Bundes willen, den sie geschlossen und einander in dieser Liebe ertragen. Darin finde ich Größe des Charakters, Begeisterungsfähigkeit und Aufopferungsmuth für eine der größten

Ideen dieser Welt — für die Idee des Hauses — und eine heldenmäßig christliche Liebe. Wo dagegen die Eheleute gleich auseinander laufen, weil ihre Herzen nicht stimmen, weil eines das andere nicht ertragen mag, ja selbst weil eines das andere als in ungeahnte sittliche Verderbniß gesunken erkennt, da wird sein: Verhätschelung des lieben Ich, Armuth an Begeisterung, an Liebe und an Opferfähigkeit und kleinmüthige Feigheit. Ist die Ehegesetzgebung streng, dann wird man auch weniger leichtsinnige Ehe schließen. Man wird sich hüten vor einer Speculationsheirath. Im südwestlichen Deutschland, wo die Gleichtheilung des Gutes bei den Bauern herrscht, wo in Folge dessen die Kleingüterwirthschaft überwuchert, in Folge dessen eine Ueberzahl zu früh geschlossener, in ihrer Existenz schwankender Ehen sich eingestellt hat, in Folge dessen die besitzlose Bevölkerung fortdauernd wächst und wiederum in Folge dessen die Auswanderung fortdauernd zunimmt: — in diesem Theile Deutschlands sind Speculationsheirathen zur Aufbesserung des allzukleinen väterlichen Erbstückes fortwährend an der Tagesordnung. Dort haben auch die französischen Ehegesetze, die eine möglichst leicht zu schließende und zu lösende Ehe gestatten, den tiefsten Eingang in das Bewußtsein des Volkes gefunden. Die Früchte ernten wir theils schon jetzt; noch mehr werden sie ernten, die nach uns kommen.

Der unserer Zeit eigenthümliche Versuch der Ehe zwischen Juden und Christen gehört auch in das Kapitel von der Verläugnung des Hauses. Der ächte Jude besitzt noch ein sehr tiefes und concentrirtes Familienleben, in dem Bewußtsein des Hauses beschämt er manchen Deutschen. Die Sitten seines Hauses sind dann aber auch natürlich ächt jüdische. Er wird sie unter allen Umständen nicht verschmelzen wollen mit deutschen und christlichen Sitten. Als ein Glied des auserwählten Volkes Gottes, eines Volkes, bei dem die Begriffe von Nation und Religion, von Familie und Religion untrennbar zusammenfallen, wird er es überhaupt verschmähen, bei den Töchtern der Gojim ein Weib zu suchen. Aus demselben Grunde ist eine wahre Ehe auch zwischen

Türken und Christen undenkbar. Dem Muselmann steht jeder Ungläubige außerhalb der Nation, außerhalb des Staates, der Gesellschaft und des Hauses. Die Intoleranz ist ihm ein religiös-politisches Grunddogma, wie schon in der Schrift gesagt ist von Ismael, dem Ahnherrn der Araber: „Seine Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn; er wird gegen allen seinen Brüdern wohnen."

Ganz anders dagegen steht es mit den „aufgeklärten" modernen Juden, an die man allein denken muß, wenn von Ehen zwischen Christen und Juden die Rede ist. Für sie existirt das altjüdische Haus so wenig mehr als der altjüdische Glaube. Sie haben sich aber auch nicht positiv etwas Anderem zugewandt, also im vorliegenden Fall dem deutschen Hause und dem Christenthum. Was wir hier als deutsche Sitte des Hauses aus unserm Volksleben zusammengestellt haben, das wird ihnen alles Barbarei und Mittelalter sein. Also nur auf die Verläugnung des Hauses, auf die Verläugnung nationalen Familiengeistes ist die Möglichkeit einer Ehe zwischen Christen und Juden gegründet. Darum finden solche Ehen auch am meisten Anklang bei den Franzosen, als demjenigen Volke, welches es im ganzen christlichen Europa am weitesten gebracht in der Verläugnung des Hauses.

(Ich streiche diese Ausführung auch in der neuen Auflage nicht, obgleich sie heute leicht mißverstanden und im Sinne einer Judenhetzerei gedeutet werden könnte, die ich aus tiefster Seele verabscheue und auch damals, als ich jene Worte schrieb, verabscheut haben würde, wenn solche Hetzerei selbiger Zeit in Deutschland denkbar gewesen wäre. Ich ehre einen Juden, der ein rechter Jude sein will: er mag in seiner Absonderung beharren, und wir bleiben bei uns. Ich ehre einen Juden, der ein guter Deutscher sein will: wir wollen ihn mit aller Kraft verdeutschen helfen, was aber, beiläufig bemerkt, nicht geschieht, wenn wir ihn zur Thüre hinaus werfen. Nur mit einem Juden, der gar nichts sein will, nicht einmal ein Jude, weiß ich nichts anzufangen. Er soll aber auch mit uns Deutschen und Christen nichts anfangen

wollen, sonst wehren wir uns unserer Haut. Es gibt übrigens auch getaufte Deutsche genug, die gar nichts sein wollen und doch mit allen Leuten anbinden, die noch etwas sind. Ich kehre jedoch zurück zu meinem Text und sage: wenn der eine Ehegatte deutsch, der andere französisch ist, dann muß die Familie über kurz oder lang entweder deutsch oder französisch werden; denn jede Familie hat einen nationalen Charakter; bleibt sie national in der Schwebe, dann wird und bleibt sie auch dauernd keine ächte Familie. Ebenso geht es mit der Religion. Wenn Christ und Jude sich heirathen, dann wird die Familie entweder christlich werden oder jüdisch; denn jede Familie bedarf eines religiösen Charakters, und glaubten beide Ehegatten glaubenslos zu sein, so würde ihnen selbst dieser ihr Unglaube wieder zur Religion und ihre Ehe kann treu und wahr werden. Aber eine wahre Ehe, in welcher dem einen Gatten Trug und Wahn dünkt, was dem andern Gatten das Heiligste, eine Ehe des dualistischen Gegensatzes in den tiefsten Bedürfnissen des Gemüthes, in den letzten Quellen des Trostes und der Hoffnung ist wenigstens als vollgültig ächte Ehe nicht denkbar. 1881.)

Wie politische und volkswirthschaftliche Fragen sich oft vollständig umkehren, wenn man den social-politischen Maßstab an sie legt, so erhalten auch die Rechts- und Humanitätsfragen über strenge oder milde Ehegesetze, Civilehe-, Christen- und Juden-Ehe, Ehebruch, die Stellung der unehelichen Kinder u. s. w. eine ganz andere Nase, wenn man die Familie dabei als sociales Institut, als das eigentliche Herz der Volkspersönlichkeit ins Auge faßt, das Haus als das organische Vorgebilde der Gesellschaft und die strenge Sitte des Hauses als das Allerheiligste des nationalen Geistes, als den Urquell der ächten Loyalität.

Ich zeigte oben, wie diese Auffassung in unserer modernen Gesetzgebung allmählig immer mehr zurückgetreten sei. Es ist im Gegensatz hierzu das große Verdienst der sogenannten historischen Schule unter den Politikern und Rechtsgelehrten, die Bedeutung der organischen Volkspersönlichkeit für den Staat wieder

zum Bewußtsein gebracht und den Werth der Sitten in und neben den Gesetzen wieder wissenschaftlich gewürdigt zu haben. Die Ergebnisse dieser Richtung kommen keiner Lehre in größerem Maße zu gut als der Lehre von der Gesellschaft und der Familie.

Savigny's classisches Wort, „daß die Gesetze nichts anderes sein können, als die ins Bewußtsein aufgenommene natürliche Ordnung, daß die Gesetze nichts Neues schaffen, sondern nur das Bestehende (— ‚das Gewordene' —) anerkennen können, so wie man im Staate nichts Anderes suchen dürfe, als die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selber geschaffen" — zeigt recht eigentlich den Weg, der aus dem Staatsrecht hinüberführet in die Socialpolitik. Auf diesem Wege hat dann auch eine Wiedergeburt unserer verflachten Gesetzgebung über die Familie bereits begonnen.

In der Zeit politischer Ohnmacht und nationaler Erschlaffung, da wir noch gefangen waren in der Herrschaft Frankreichs, fanden wir die strenge alte Sitte des Hauses lächerlich und verläugneten das Haus. So wird es ein Zeichen der politischen Erhebung unserer Nation sein, wenn wir die Glorie dieser Sitte wieder mit Stolz und durch die That anerkennen.

Als unsere Urväter, die germanischen Barbaren, zum erstenmal auf der Bühne der civilisirten Welt erschienen, da gaben sie in der strengen Zucht und Sitte der Familie die erste Urkunde ihrer sittlichen Kraft und Ueberlegenheit, davor die ausgelebten Römer erschracken wie arme Sünder. Nicht bloß Tacitus war im ersten Jahrhundert mit Staunen erfüllt vor der Reinheit und Großheit des deutschen Familiengeistes: noch Jahrhunderte lang nachher sprachen die römischen Schriftsteller ihre Bewunderung über die deutsche Sitte des Hauses aus. Und zwar gibt hier der Feind dem Feinde dieses Ehrenzeugniß. Selbst der glühende Ketzerhaß konnte nicht verhindern, daß die rechtgläubigen Katholiken Roms den Gothen, den verhaßten, arianischen Ketzern, den Preis der häuslichen Tugend zugestanden.

Hier erscheinen unsere Männer des Rechtes, der Politik und

der Kirche vor Gott und der Welt gesammthaftbar verpflichtet, dahin zu wirken, daß mit der schlimmsten Revolution, der Revolution im Innern des Hauses gebrochen werde, damit uns unsere ältesten Ahnen, bärenhäuterischen Andenkens, nicht länger in dem Punkte der häuslichen Sittlichkeit beschämen, und wir in dem Organismus des „Hauses" nicht nachgerade zurückkommen weit hinter die Barbaren der germanischen Urwälder.

In derselben Zeit, da man in der Praxis der Politik und Gesetzgebung die Familie auf die Seite schob, bekümmerte sich auch die Kirche möglichst wenig um dieselbe. Auch auf ihr lastet die Schuld, mitgewirkt zu haben zur Verläugnung des Hauses. Es war ein gewisser Pastoralhochmuth, der es für eines schriftgelehrten Geistlichen wenig würdig hielt, allzutief in das Amt der Privatseelsorge hinabzusteigen. Der Pfarrer glaubte genug zu thun, wenn er auf der Kanzel seinen Pfarrkindern gegenüberstand, sollte er ihnen auch noch ins Haus rücken? Andererseits war aber auch seit der französischen Revolution bei den Gemeinden jene Begriffsverwechselung gangbar geworden, welche Freiheit und individuelle Fessellosigkeit für gleichbedeutend nahm. Man würde dem Geistlichen die Thüre gewiesen haben, der sich um das Familienleben seiner Gemeindemitglieder bekümmert hätte. Den Spruch des Engländers, daß unser Haus unsere Burg sei, travestirt man sich dahin, daß Jeder in seinen vier Wänden treiben könne, was ihm beliebe.

Gegenüber jenem Pastoralhochmuth, der das Haus zu gering achtete für ein Object priesterlicher Wirksamkeit, mögen wir wohl jener in Einfalt frommen großen Maler der alten Zeit gedenken, die, wie van Eyck, Hemmling oder Dürer, ihren Scenen aus dem Leben Christi und der Heiligen dadurch den würdigsten Hintergrund zu geben suchten, daß sie dieselben mitten in das deutsche Haus versetzten. Da finden wir zum Exempel die Jungfrau Maria mitten in einer mit getreuester Liebe abconterfeiten deutsch-bürgerlichen Wohnstube, und zu ihren Füßen liegt zusammengeringelt die Hauskatze, während der Engel des Herrn hereintritt, um die

Jungfrau als die Gesegnetste unter den Frauen zu begrüßen. Die trauliche Häuslichkeit schien herrlich und würdig genug als Rahmen zum Erhabensten und Heiligsten.

So verweilten die alten Prediger gerne bei dem sinnigen Gedanken, wie Christus selbst dem „Hause" die größte Ehre angethan, indem er zuerst seine Herrlichkeit den Jüngern bewiesen habe bei einem Feste des Hauses, bei der Hochzeit zu Cana.

Den Predigern ward auch vor Zeiten eingeschärft, fleißig allem Volk zu lehren, daß Gott selbst den Ehestand eingesetzet habe, und zu wachen, daß Zucht und Ehre in den Familien gewahrt werde, „auf daß Gott nicht eine harte Strafe lasse kommen auf unser Land".

Unsere Vorfahren suchten jedem Ereignisse des häuslichen Lebens durch eine religiöse Weihe Bedeutung zu geben. Unzählige schöne Gebräuche dieser Art sind ganz vergessen und verschollen. So herrschte z. B. im sechzehnten Jahrhundert und wohl auch noch später bei protestantischen Eltern die schöne Sitte, das Kind im Mutterleibe durch einen feierlichen Akt des Gebetes „Christo zuzutragen". Denn auch die ungeborenen Kinder, wenn wir sie Christo mit dem Gebete zutragen, sollen seine Mitgenossen sein. „Nimmt er sie nun an, so taufet er sie selbst mit dem heiligen Geiste, ehe sie bei uns zur Wassertaufe kommen." Also auch das todtgeborene Kind soll durch diesen tiefsinnigen religiösen Hausbrauch zum Erben des Reiches Gottes eingezeichnet werden. Und zwar ist dieser Brauch nicht bloß dem Einzelnen anheimgegeben, die Kirche nahm auch seiner wahr, und er ist geregelt in den damaligen Kirchenordnungen.

Die Kirchenordnung bekümmerte sich noch um die Hausordnung. So kann man etwa in der Kirchenordnung auch einen eigenen Abschnitt über die Hebammen finden. Die Prediger sollen die Hebammen unterweisen, wie sie eine Frau, welche Mutter wird, christlich zu trösten und zur Danksagung zu vermahnen haben, „um deßwillen, daß ihr die Gnade, Kinder zu gebären, von Gott verliehen ward, welche nicht allen Frauen gegeben ist".

In treuherzig naiver Weise wird dann beigefügt, daß Gott selbst bei der Geburt zugegen sei, und — wo Niemand hilft — selber die Stelle der Hebamme vertrete.

So lange noch die Sitte des Hauses jedes bedeutendere Familienereigniß mit irgend einer religiösen Weihe umgab, so lange noch häufige Familienfeste Verwandte und Nachbarn in Freud und Leid zusammenführten, war damit der Kirche zugleich eine Handhabe gegeben, um Kirchenzucht und Hauszucht mit einander gehen zu lassen.

Es besteht in diesem Punkte noch immer ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land.

Bei einigen besonders conservativen schleswig'schen Bauerschaften ist es noch üblich, daß der Hausvater eine Magd nur dann dingt, wenn sie verspricht, allsonntäglich die Kirche zu besuchen. In dem auch auf dem Lande städtisch gewordenen, social und kirchlich unterwühlten Mitteldeutschland dagegen pflegt man eine katholische Magd um deßwillen nicht gerne in Dienst zu nehmen, weil sie nicht nur zu viele Feiertage im Kalender hat, sondern auch durch die in der Beichte gegebene strengere Kirchenzucht regelmäßiger als eine protestantische Magd zum Kirchenbesuch möchte angehalten werden.

Wo der Städter — dessen Familienfeste überhaupt fast ganz erloschen sind — das Herüberreichen der Hand der Kirche in seine Häuslichkeit als einen unerträglichen Eingriff der Pfaffen in seine persönliche Freiheit ansehen würde, da fordert der Bauer vom alten Schrot immer noch die Mithaftbarkeit der Kirche für sein Haus als etwas Selbstverständliches. Er *will* für sein Haus die Privatseelsorge, die in der Stadt ein so mißliebiges Ding geworden, und der Pfarrer, der sich bloß in der Studierstube und auf der Kanzel bewegt, ist ihm ein Nichtsthuer. Er sucht sich einen kleinen Hausgottesdienst zu schaffen, und wäre es auch nur, indem er den Morgen- und Abendsegen und das Tischgebet mit dem „ganzen Hause" spräche. Es gibt da noch mitunter Hausväter von wahrhaft priesterlicher Erscheinung, die ihr Haus

regieren „recht als ein Amtmann Gottes in dieser Welt". Die erweiterten Hausandachten, Bibelstunden, dazu auch die Auswüchse des Conventikelwesens, welches die Gemeinde vergißt über dem Haus, finden darum bei den Bauern weit leichter Eingang, als in der Stadt, weil bei ihnen schon das Haus als solches in Glauben und Aberglauben religiös gestimmt ist.

In der modernen Stadt dagegen ist das Haus aller religiösen Beziehungen bar geworden. Man findet sich ja gerade darum in der Kirche mit dem lieben Gott ab, damit er Einem im Hause ungestört lasse. Wenn's hoch kommt, hält man sich etwa für Cholerazeiten ein Stück Hausandacht in Reserve.

Auf dem Lande ist es in neuester Zeit mitunter eifrigen strenggläubigen Geistlichen der jüngeren Generation wieder gelungen, die Kirchenzucht in einer Ausdehnung in das Haus hinüberzutragen, daß man staunen muß, wenn man die früheren Zustände gekannt hat. Städter lassen sich dergleichen noch lange nicht gefallen. In einer protestantischen Landgemeinde des westlichen Mitteldeutschlands sah ich ein höchst merkwürdiges Exempel der Umwandelung, welche ein einziger Geistlicher in der oben berührten Richtung gewirkt hatte. Das Dorf war, wie die ganze Gegend wohlhabend, aufgeklärt, dabei in Auflösung und Indifferentismus des kirchlichen Lebens befangen. Trotzdem gelang es dem Geistlichen, binnen zehn Jahren wieder eine vollständig organisirte Privatseelsorge durchzuführen, zuerst ungern, dann gern gesehen, Eingang zu finden in die Häuser der Familien, die Hausandacht wieder aufzurichten und den Grund zu einer strengen Kirchenzucht zu legen. Er hat in Betreff der Ehre und Zucht des Hauses alte Satzungen wieder geltend gemacht, die dem modernen Bewußtsein ganz wider den Strich laufen, und ist doch bei seinen, wenn schon halbwegs modernisirten Bauern damit durchgedrungen. Er läßt z. B. kein gefallenes Mädchen zum Abendmahl zu, wenn sie nicht, wie man in dortiger Gegend sagt, „vorgestanden" hat, d. h. vor versammeltem Presbyterium in der Kirche ihre Schuld bekannt, Reue gezeigt und Besserung gelobt. Bräute, welche nicht

mehr Jungfrauen waren, und es trotzdem wagten, mit einem Kranz auf dem Kopfe vor dem Traualtar zu erscheinen, excommunicirte er. Seitdem ist auch hierbei die alte Sitte wieder fest geworden in der Gemeinde; — auf wie lange? Das weiß ich nicht; denn allzu scharf macht schartig.

Früher ging man bekanntlich in solcher Härte gegen das Individuum noch viel weiter. Man ließ uneheliche Kinder, die doch nichts dafür können, daß sie unehelich geboren wurden und häufig gescheidter sein sollen als die ehelichen, in keine ehrsame Zunft eintreten; der ächt geborene Mann wollte kein unächtgeborenes Mädchen zur Frau nehmen, und wo sich ja ein solches Paar darüber hinausgesetzt hätte, wäre doch die Braut noch von der Kanzel herunter als ein Hurkind proclamirt worden. Das ist sehr hart gegen das völlig unschuldige Individuum, und wir freuen uns, daß dergleichen abgekommen. Aber diese Härte war eingegeben von der tiefen Ehrfurcht vor der überwältigenden sittlichen Idee der Familie, und unsere Humanität ist häufig entquollen aus der Verläugnung des Hauses.

Der Jehova des alten Bundes sagt den Hebräern, dem patriarchalischen Familien- und Stammesvolk, daß die Sünden der Väter an den Kindern sollen heimgesucht werden bis ins vierte Glied. Einschneidender kann die tödtende Uebermacht der Familie des Orients und der Urzeit über alles individuelle Recht gar nicht ausgesprochen werden, als in dieser furchtbaren Verheißung. Es gilt aber auch ein anderes Extrem, wo die Familie erdrückt wird, von der schrankenlosen Berechtigung des Individuums, und bei diesem Extrem stehen wir.

Bei unsern Bauern also kann wohl noch die Zucht der Kirche bis zur Familiensitte durchdringen.

Der Bauer trägt aber nicht nur die Kirche ins Haus; er trägt auch gerne das Haus in die Kirche. Seine häuslichen Nöthe läßt er im katholischen Oberdeutschland als Votivbild malen und hängt dieß in die Kirche; dort werden solche Tafeln zu Tausenden als Vermächtniß für künftige Geschlechter aufbewahrt, eine

Leidenschronik der Familien. In der Kirche hat er, gleich dem Edelmann, seinen angestammten Familienplatz. Er geht wo möglich mit dem ganzen Hause zum gemeinsamen Abendmahl. Er findet es nur dann in der Ordnung, wenn seine Kinder in der Kirche getauft, seine Brautpaare am wirklichen Altare getraut werden, während es in den Stadtkirchen viel zu kalt und zugig für die Vornahme solcher Handlungen geworden ist, weßhalb die Stadtleute hier nun wieder einmal ausnahmsweise im Hause bleiben, wo sie gerade das Haus verlassen sollten.

Ein sinniger Brauch ist in neuerer Zeit hier und da durch Bibelgesellschaften eingeführt worden: jedem Brautpaar, vornehm oder gering, wird am Traualtar eine Bibel geschenkt als ein durch die Erinnerung an diesen Moment zum Hausbuch ganz besonders geweihtes Exemplar der heiligen Schrift.

In Oberdeutschland, wo altväterliche Familienhaftigkeit in manchen Städten und bei vielen Bauernschaften noch so fest sitzt, erstreckt sich der Cultus des Hauses auch noch in einer Ausdehnung auf den Kirchhof, von der man in Mitteldeutschland wenig mehr weiß. Selbst die Bauern schmücken hier die Gräber ihrer Angehörigen noch Jahre lang und beten in Tagen der Erinnerung bei denselben. Der aufgeklärte Mann in Mitteldeutschland hält das im Allgemeinen für eine überflüssige Sentimentalität. In den größeren Städten gehört es hier allenfalls noch zum guten Ton, ein Grab in den ersten Jahren zu pflegen; auf den Dörfern dagegen läßt man es verfallen. Namentlich bieten die Kirchhöfe der ehemals reformirten Gemeinden im deutschen Südwesten einen traurigen Anblick. Da macht kein Kreuz, keine Gedenktafel, kein Baum, keine Blume das Grab geliebter Todten kenntlich, nur ein Rasenstück bezeichnet das Kopfende eines Grabes wie des andern, und rasch überwuchert wildes Gestrüpp die versinkenden Erdhügel. Keine Gedächtnißfeier führt die Ueberlebenden zeitweilig zurück zu den Gräbern ihrer Angehörigen. Dadurch ist der Familiensitte ein reiches Gebiet entrissen. Der Allerseelentag mit seinem schweigsamen Gottesdienst vor den geschmückten Gräbern ist ein

Fest, um welches wir Protestanten im Interesse des Familiengeistes die Katholiken beneiden müssen. In Augsburg, wo noch so manche altprotestantische Sitte fest wurzelt, feiern auch die Protestanten ein Allerseelenfest auf dem Kirchhof: zum Unterschied von den Katholiken haben sie es auf Allerheiligen gelegt.

Der Adel und das bürgerliche Patriciat hat seine Familiengräber; dem armen Manne hat man dagegen auf vielen unserer großstädtischen Kirchhöfe nicht einmal ein eigenes Grab gegönnt. Wer sich nicht für theures Geld seine gesonderte Ruhestätte erkaufen kann, den legt man mit vier, fünf Andern in eine große Grube, ein sogenanntes Freigrab, auf welchem kein Baum gepflanzt, kein Kreuz aufgerichtet werden darf. Es ist dieß eine empörende Sitte, häufig vom bloßen Eigennutz der Gemeinden eingegeben. Den Waisen des armen Mannes bleibt da nicht einmal ein Grab, welches sie ihres Vaters Grab nennen, welches sie pflegen und schmücken und mit dem Zeichen versehen können, durch welches man sonst das Grab eines Christenmenschen unterscheidet von dem Ort, wo ein Hund verscharrt ist. Man spricht von der Familienlosigkeit des städtischen Proletariats: was thut man denn aber, um es familienhaft zu machen?

In der Blüthezeit des büreaukratischen Regiments, die zugleich die Blüthezeit der Verläugnung des Hauses gewesen, wurde zuerst durch volkswirthschaftliche Bedenken das Auge der Staatsmänner wieder auf die Familie gelenkt. Ueber den Geldkasten führte der Weg ins Allerheiligste des bürgerlichen Lebens. Das Haus ward wieder ein Stoff für den Verwaltungspolitiker, als man dem plötzlich erhobenen Schreckensruf von der drohenden Uebervölkerung nachzudenken begann. Zuerst sprach man von den vielen Kindern, dann von den leichtsinnigen Ehen und so fort, bis man zuletzt bei der Sitte des Hauses ankam. Ein charakteristischer Gang. Da ungefähr, als man das Wasser bis zum

Mund gestiegen wähnte, dachte man wieder an die social-politische Potenz der Familie!

Man erging sich eine Zeit lang in widerwärtigen Untersuchungen über eine mögliche Verminderung der „Kinderproduction“ (ganz so wie man etwa über eine Verminderung der Hunde debattirt), über die Beförderung der Ehelosigkeit u. s. w. Man übersah aber, daß zumeist dadurch die leichtsinnigen Ehen so überzahlreich geworden, weil das Haus verläugnet, weil die sittliche Würde des Hauses in dem Bewußtsein der ganzen Nation so tief heruntergedrückt war. Nicht die vielen Kinder an sich sind vom Uebel, wohl aber die vielen Kinder, die kein Haus haben. Von ihnen gilt der Spruch: „Viele Kinder sind Gottes Segen im Haus: aber sie ziehen Einem das Hemd vom Leibe weg.“

Von innen heraus muß die Familie neu gebaut werden wie die Wohnung, fest in Ehren, Zucht und Sitten, dann wird die Klage verstummen über die Vielkinderei und man wird wieder sprechen wie vor Zeiten, daß viele Kinder Gottes Segen seien.

Es ist ein bedenkliches Zeichen, so etwas wie nationale und sociale Altersschwäche, daß uns der Kinderreichthum Armuth, der Kindersegen ein Unsegen geworden ist.

Gar köstlich sagt noch Fischart in der Gargantua: „Die Kinder sind der Eltern schönster Wintermaien, Leidvergeß' und Wendunmuth, des Vattern Aufenthaltung, Leitstäb', Krucken und Stützen, in welchen sein Alter wiederblühsam wird, sind der leiblich Nam' seines Stammens, Spiegel seiner vergangenen Jugend, Anmaßung seiner Geberden, Angesicht und Angestalt, gleichwie eine gezeichnete Heerd'.“

Das klingt uns armen Leuten jetzt wie Ironie, weil wir für unsern Kinderreichthum das Haus noch nicht wiedergewonnen haben, und doch ist es das fröhliche, überzeugungsvolle Bekenntniß eines stärkeren, jugendlicheren Geschlechtes, das bei sich selbst zu Hause war.

So wie sich die Gesellschaft in Individuen zersplittert und das Recht der Familie preisgegeben wird dem Recht der Indivi-

duen, ist jedes zweite Kind in der Ehe ein Ueberfluß. Es wird uns aber ergehen wie den Frauen in den alten Volkssagen, die, weil sie den Kindersegen verachtet, hundert Kinder auf einmal statt eines einzigen bekamen.

Uebrigens wird im „centralisirten Deutschland“ auf dem platten Lande noch wenig über Uebervölkerung geklagt. Dies ist begreiflich. Denn es herrscht da immer noch eine gewisse Geschlossenheit der Familie, des Besitzes und des Erwerbs, die Leute heirathen später, und wer nichts hat, der verzichtet häufiger auf die Gründung einer Familie. Im „individualisirten Deutschland“ dagegen, wie in den meisten Städten, wo das Recht der Familie so vielfach der Freiheit des Individuums preisgegeben ist, wo Besitz und Erwerb fluctuirt und sich zersplittert, wo schrankenlose Gewerbefreiheit und Güterzerstückelung viele tausend unberechtigte Familienexistenzen an's Licht rufen, wo die Leute früh heirathen, und weil Jeder sein eigener Herr sein kann, auch jeder heirathen zu müssen glaubt: — dort ist auch die Uebervölkerung mit dem ganzen Gefolge ihres Unsegens eingezogen.

Unversöhnlicher sind überhaupt in Sachen des Hauses und der Familie die Gegensätze wohl niemals wider einander gestürmt als zu gegenwärtiger Zeit. Die geistige Strömung, unser sittliches Culturbewußtsein, hat sich jetzt entschieden dem Wiederaufbau der alten Sitten des Hauses wieder zugewendet; die einseitig materielle Entwicklung dagegen, die bloß zählen und rechnen kann, und die sich, wie der derbe Schweizer sagt, für drei Batzen des Teufels Schwanz durch's Maul ziehen läßt, führt eben so direct davon ab.

Durch das immer entschiedenere Vorherrschen der Kapitalwirthschaft, durch den beschleunigten Verkehr ist die ganze europäische Gesellschaft beweglicher geworden. Seßhafte Bevölkerungen schwinden, wandernde treten an ihre Stelle. Die wandelbare Sitte der Stadt droht die gefestete des Landes zu verschlingen. Es wird allmählig zur Ausnahme, daß der Sohn an demselben Orte bleibt, wo der Vater gelebt hat. Nordamerika, welches die am meisten fluctuirende Bevölkerung der Welt besitzt, zeigt uns darum auch

nur noch den winzigen Rest eines „Hauses". Als der Sohn in der Regel noch das Geschäft seines Vaters fortsetzte, konnten die Sitten des Hauses leicht stabil bleiben. Auch diese ehemalige Regel ist jetzt in den Städten fast zur Ausnahme geworden.

Berechtigtes frühes Heirathen wird bei unsern Erwerbsverhältnissen immer seltener. Wie soll aber der Vater die Sitte des Hauses fest in die Kinder pflanzen, wenn ihn diese erst als einen Mann mit greisen Haaren kennen lernen, wenn er stirbt, bevor sie zu Vernunft und Einsicht gekommen sind? Daß der Großvater oder gar der Urgroßvater den Enkeln und Urenkeln die Ueberlieferungen des Hauses erzählt, das wird bei dem späten Heirathen bald nur noch in Gedichten vorkommen. Es ist eine Calamität geworden, wenn die Leute früh heirathen, eine Calamität, wenn sie spät heirathen; und wenn sie ehelos bleiben, so ist dieß auch eine Calamität.

In diesem Kapitel von der Verläugnung des Hauses habe ich jedem Nachweis von dem Verschwinden des Familiengeistes in den unmittelbar hinter uns liegenden Perioden, Andeutungen über das Wiederaufblühen dieses Familiengeistes in der Gegenwart gegenüberzustellen gehabt. Die Wissenschaft ist von der Idee des abstracten Vertrags- und Rechtsstaates umgekehrt zur Erkenntniß und Würdigung der organischen Volkspersönlichkeit bei der Herausbildung der öffentlichen Rechtszustände. Damit ist der Familie der rechte Platz gewonnen in der Staatswissenschaft. Die Kirche nimmt sich des Hauses wieder an. Das Haus ist überhaupt wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden, und gar manche vergessene Sitte desselben wird gegenwärtig restaurirt. Die Aristokratie sucht ihre alten Hausgesetze wieder hervor, die sie vor fünfzig Jahren als alten Plunder verlacht hat. Die Regierungen denken wieder an Gesetze zur Erweiterung der Fideicommisse, zur Neubegründung und Festigung von bäuerlichen Erbgütern.

Sind das nicht lauter erfreuliche Anzeichen vom Wiederaufbau des Hauses? Aber auch die Verläugnung des Hauses steht

noch daneben. Um den bittersten Hohn allen jenen erfreulichen Zeichen der Zeit entgegenzusetzen, brauchen wir nur ein Zeitungsblatt aufzulegen, in dessen Inseraten neben verlorenen Taschentüchern und Geldbeuteln auch „eine Frau gesucht" wird. Selbst in der lüderlichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts wäre wiederum ein solcher Hochverrath an der Majestät der Familie undenkbar gewesen. Wer ein solcher Einfaltspinsel ist, daß er seine Frau nicht selber suchen kann, der hat überhaupt gar kein Recht zu heirathen. Er ist ein Unmündiger.

Hier öffnet sich wieder eine schauerliche Aussicht in die Zerstörung des Familiengeistes. Vor einigen Jahren wurde in Berlin durch die Polizei ein „Heirathsbüreau" aufgehoben, wo sich eine ganze Schaar junger Männer hatte betrügen lassen durch die Ausbietung von jungen Damen mit Vermögen bis zu 300,000 Thalern. Wenn der Heirathslustige seine Gebühren erlegt hatte, so erhielt er regelmäßig den Bescheid, die gewünschte Dame habe bereits anderweitig gewählt. Daß eine solche Betrugsanstalt mit dem Ausbieten von reichen Bräuten, die gar nicht existirten, nicht nur einige Zeit bestehen, sondern auch gute Geschäfte machen konnte, ist eine schwere Anklage wider die namentlich in den großen Städten herrschende Verachtung aller Würde des Hauses.

So erscheint uns auch im häuslichen Leben (wie im gesellschaftlichen und politischen) der Geist dieser Uebergangszeit als ein doppelköpfiges Wesen, welches verfährt gleich jenem alten Weibchen, das, vor dem Bilde des Erzengels Michael betend, nicht nur dem himmlischen Rittersmann, sondern auch dem von seinem Schwert niedergeschlagenen Teufel eine Kerze anzündete; aus Vorsicht nämlich, da man ja nicht wissen könne, ob nicht St. Beelzebub auch wieder einmal oben auf komme.

Wie der Componist eines Rondos kehre ich beim Schlusse dieses Kapitels zum Anfange desselben zurück.

In der poetischen Literatur wie in der bildenden Kunst wurde uns vor hundert Jahren dargethan, daß es nichts sei mit der deutschen Sitte des Hauses. Wir haben aber eine tröstliche Ver-

heißung des Gegentheils darin, daß dieselbe Sitte gerade in der Poesie und Malerei jetzt wieder immer mehr zu Ehren kommt.

Ich könnte hier auf viele bedeutsame Erscheinungen verweisen; ich will aber nur von zweien Männern reden und sie sollen gelten für Viele.

Der eine ist der Dresdener Maler Ludwig Richter. Mir däucht, wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert keinen Künstler besessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfunden und so treu im Bilde wiedergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holzschnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche Volk alsbald zu Hause gefühlt in seinen Bildern; er ist der volksthümlichste Zeichner der Gegenwart geworden. In den tausend Scenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Nation jenen deutschen Familiengeist verkörpert wiedergeschaut, den sie besitzen sollte und großentheils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwickelungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Behandlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Darstellungen, den man nicht definiren, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, gerade so würde auch er es gezeichnet haben, und doch kann es kein Anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Accorde des in der deutschen Häuslichkeit gewurzelten volksthümlichen Gemüthslebens an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hochzeitzüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des gesegneten Mahles im Familienkreise, das gemüthliche deutsche Kneipenleben, die Noth der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das Alles und unzähliges Andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Gedicht vor uns hinzustellen. Und weil er der geborene Maler des deutschen Hauses ist, drum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener

Charakteristik überall seinen Menschen beigesellt und dieses Thier des Hauses origineller, vielseitiger und poetischer behandelt, als wohl irgend ein moderner Meister. Mit den drolligen Hunden ist ihm denn auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter thun als am Mittagstisch Kartoffeln essen und eine solche Tiefe der Empfindung, des göttlichen und menschlichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter bei mehreren Darstellungen der Art gethan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durchgelebt hat. Richter legt seine Scenen wohl auch gerne in den Frieden des Waldes oder in die weite Landschaft gesegneter Feldfluren oder in heimelige Gartenlauben: aber auch da merken wir es seinen idealeren Figuren sogleich an, daß sie in einem deutschen Hause daheim sind und den Frieden dieses Hauses mitgebracht haben in Wald und Feld und Garten. Richter gibt uns jedoch in der Regel nicht gerade das moderne Haus, er läßt gerne etwas von der Romantik mittelalterlichen Lebens oder von dem schlichten Ernst altväterlicher Zustände in diese neue Welt herüberleuchten. Ja es ist uns mitunter, als gebe er weniger ein Bild des jetzigen Hauses, denn ein Mährchen vom deutschen Hause, welches anhebt mit den Worten: „Es war einmal . . . . .“ Doch zeichnet er wiederum auch nicht die Gestalten aus der „guten alten Zeit“, wie sie wirklich gewesen sind, er verschmelzt bloß ihre guten Motive mit den modernen Erscheinungen. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen helfen durch die Wiederaufnahme der verklärten guten Sitten der Vergangenheit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen gethan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsere Zeit die bessere sei.

Ludwig Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild. Höchstens geißelt er den Philister mit harmlosem Humor. Ihm zur Seite

möge nun hier der andere Mann stehen, von dem ich zu reden versprochen, der ist ein Bußprediger, welcher die Verderbniß, die über das Haus gekommen, in kühnen Zügen umrissen, die Blüthe des in alter Ehrenfestigkeit gegründeten Hauses zwar auch mit großem Glanze geschildert hat, mit ungleich größerer Macht aber und mit einer Fülle der zürnenden sittlichen Begeisterung den Verfall der häuslichen Sitte, daß ihm hierin kein anderer deutscher Schriftsteller der neueren Zeit gleichkommt. Dieser Mann ist Jeremias Gotthelf. Nicht mit Unrecht gab er sich den Namen Jeremias; denn wie jener klagende Prophet auf die Trümmer von Jerusalem, deutet er uns immer wieder auf das zertrümmerte Heiligthum der deutschen Familie. Seine Bücher sind ohne Form und Maß, bald zu breit und bald zu lang, aber es sprüht ein so frischer Geist voll natürlicher Poesie in ihnen, daß man in dem Verfasser mit Recht ein Stück von einem Shakespeare gefunden hat. Shakespeare als Dorfpfarrer im Kanton Bern. Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden; er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegen den ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten des klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und wie der feinfühlige, liebevolle, von den Grazien geweihte Richter nicht Bilder genug zeichnen kann, so kann dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, — wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein culturgeschichtliches Phänomen. Feine norddeutsche Kritiker behaupten, Gotthelf's Schriften leuchteten zwar von einem wunderbaren poetischen Funkensprühen und seien voll fesselnder Ursprünglichkeit; allein man könne alle diese Bücher nur anfangen, nicht auslesen. Ich habe an mir selber im Gegentheil wahrgenommen, daß, wenn man nur ein einziges Buch von Gotthelf ordentlich zu lesen an-

gefangen hat, der Verfasser einen gar nicht wieder losläßt. Er packt uns wie mit dämonischer Faust und reißt uns in seinen Gedankengang hinein, wir mögen wollen oder nicht. Und doch sind es immer nur die einfältigsten Themen, meist das Haus, die Familie, was er behandelt. Er hat unter andern ein kleines Büchlein geschrieben, betitelt: „Dursli, der Branntweinsäufer.“ Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt: da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unsern Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt, und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir halten's nicht länger aus! Und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt, und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge innehalten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen.

Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist, und nur des Poeten harret, der den Mosisstab besitzt, um ihn herauszuschlagen! Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie, das sind die Perlen, welche wir in unserer glänzendsten Literaturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo sie diese nicht mochten, kam höchstens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um sie aufzuheben und in seinen Schnappsack zu stecken.

Fünftes Kapitel.

Die Familie und der gesellige Kreis.

Die Sitte des geselligen Lebens soll in der Familiensitte wurzeln. Die ächte bonne société ist das zum Freundeskreise erweiterte Haus. Je weiter sich der gesellige Kreis von der Familie entfernt, um so bedeutungsloser wird er, und um so sicherer kann man auf den Verfall der Familie selbst schließen.

England und Frankreich liefern in ihren nationalen Grundsätzen den Beleg hierzu. Die Geselligkeit des französischen Salons hat mit den Familiensitten nur noch den äußerlichsten Zusammenhang; in England ragt das Familienleben und die Sitte des Hauses überall auch in die weiteren Kreise der Geselligkeit hinein. In England gilt es für aristokratisch, alten Hausbrauch noch zu besitzen und festzuhalten; von Frankreich dagegen ging jener vornehme Ton aus, welcher die größte Feinheit in der Verläugnung häuslicher Lokalsitten findet.

Die gemeinsame Wohnhalle ist im altenglischen Hause zugleich der Festsaal. Der Platz am Kamin, der auch bei der zahlreichsten Gesellschaft sein Recht als der beste Platz in der Halle behauptet, symbolisirt, ähnlich dem deutschen Erker, das Hinübergreifen der Familie in den geselligen Kreis. Bei dem ächten Holländer schließt sich die Familie ab von der erweiterten Geselligkeit: er führt daher die Freunde des Hauses nicht in die Wohnhalle, sondern er hält sich dafür eigene Prunk- und Staatszimmer, die in der Regel jedoch das ganze Jahr leer stehen.

Seine Wohnhalle und seinen Kamin baut der Engländer unter allen Himmelsstrichen wieder auf, wo er sich nur dauernd ansiedelt. Gesellige und Familiengemüthlichkeit sind ihm zugleich in diesen Zauberkreis gebannt. Selbst im Tropenlande macht er in den Wintermonaten ein Feuerchen in den Kamin. Und wäre die Luft auch noch so sommerlich: das Feuer im Kamin ist ihm wie eine Opferflamme, die auf dem Altar der Hausgötter lodert und nur wo diese gnädig sind, wird auch die gesellige Freude eine reine sein.

Das gesellige Leben im deutschen bürgerlichen und bäuerlichen Hause hat seinen Ausgang genommen aus der Spinnstube der Hausfrau. Dort saß die Mutter an den langen Winterabenden mit ihren Mägden spinnend, die Kinder spielten, der Mann schaute zu, sprach mit darein, las wohl auch etwas vor; dann kamen Freunde und Freundinnen des Hauses, spannen und plauderten, aßen und tranken auch mit, und der Familienkreis erweiterte sich zum geselligen Kreise. Je gesunder, fröhlicher und fruchtbringender deutsche Geselligkeit sein soll, um so mehr wird man zu diesem altväterlichen Urbilde zurückkehren müssen. Spinnen gehörte weiland auch zur Gemüthlichkeit des deutschen Hauses, wie der Platz am Kamin zum englischen. Jetzt ist Spinnen kaum mehr ein nützliches Geschäft. Nur ganz arme und ganz vornehme Leute spinnen noch. Fürstinnen und Prinzessinnen fangen allenfalls aus romantischer Passion wieder einmal zu spinnen an, verschmähen dabei das bürgerliche Nürnberger Spinnrad und lassen die mittelalterliche Spindel wieder in weiten Kreisen über den Fußboden tanzen. Es ist ihnen wohl, als hätten sie mit der Mährchenspindel der alten Zeit auch so etwas von dem verklungenen Mährchen vom deutschen Hause wieder herübergenommen in ihre hellen, hohen, kalten Prunkgemächer.

Religiöse Feste, welche, wie Weihnachten und Ostern, bei den romanischen Völkern wesentlich Volksfeste geworden, werden bei den germanischen zu Familienfesten. In Italien gehören sie der Straße, dem Markt, wie bei uns dem Hause. Die höheren

Klassen in Frankreich fangen jetzt zwar an, sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich damit noch lange nicht. Sie pflanzen den grünen Tannenbaum in den Salon, wir aber pflanzen ihn in das Kinderzimmer, in das innerste Familienheiligthum des Hauses. Dann erst könnte dieser Baum bei den Franzosen Wurzeln fassen, wenn sie sich vorher auch den Boden des deutschen Familienlebens hinübergeholt hätten. Im altenglischen Hause dagegen bestehen so gut wie bei uns höchst eigenthümliche und uralte Weihnachtsgebräuche. Auch diese nimmt der Engländer mit über See; in Hindostan feiert er englische Weihnachten.

Bemerkenswerth erscheint es, daß in England die Weihnachtsbräuche weit mehr dem größeren geselligen Kreise der Familie und der Freunde des Hauses gelten, während die deutsche Weihnachtssitte fast ausschließlich der Kinderwelt gilt. In England erweitert sich das Haus am Weihnachtstage, in Deutschland zieht es sich in sich selbst zurück. Ein Gegensatz der zu weiterem Nachdenken auffordert.

Bei solchen religiösen Familienfesten voll uralten Herkommens muß man auch an scheinbar geringfügigen Aeußerlichkeiten starr und zäh festhalten. Es ist z. B. keine kluge Politik, wenn man in Wien darauf sinnet, Einfuhr und Vertrieb der Christbäume, die freilich durch ihre ungeheure Zahl alljährlich immer mehr zu einer regelmäßigen Waldverwüstung führen, polizeilich zu erschweren und zu verhindern. Man sagt, aus Papier gemachte Tannenbäume thäten's eben so gut. Das ist nicht wahr. Ein papierner Christbaum ist an sich schon ein Spott auf das alte deutsche Weihnachtsfest; für einen Pariser Weihnachtssalon wäre er dagegen sehr passend. Mit dem Verschwinden dieses wirklichen, natürlichen Tannenbaums wird auch die Familienfeier allmählig aufhören, eine wirkliche und natürliche zu sein. Es wird zwar jetzt in den feinen und feinsten Cirkeln unserer großen Städte mehr und mehr Mode, Frauenschmuck auch aus täuschend nachgemachten unächten Edelsteinen zu tragen; allein der schönste

Edelstein unseres schönsten und nationalsten Familienfestes sollte wenigstens nirgends ein unächter werden, nicht im Palast und nicht in der Hütte.

Jahrhunderte lang hat in Deutschland die Polizei gekämpft gegen das Uebermaß der Feste des Hauses bei Bürgern und Bauern. Die Beschränkung der Hochzeit- und Kindtaufgastereien ist ein stehender Artikel in unseren alten Landordnungen. Die Polizei hat dann auch endlich das Feld gewonnen, und höchstens kommen jetzt bei einigen abgeschlossenen reichen Bauernschaften noch Hochzeiten alten Styles vor. Man hat durch jene Einschränkungen dem übertriebenen Luxus, der maßlosen Schwelgerei steuern wollen, durch welche der „Proviant im Lande rar gemacht und vertheuert wird". Allein Luxus und Schwelgerei sind trotzdem geblieben oder wohl gar gewachsen, der „Proviant im Lande" ist auch nicht wohlfeiler geworden; gelockert und zerstört dagegen ist der Zusammenhang der geselligen Festlichkeiten mit den Festen des Hauses.

Betrachten wir einmal aus diesem Gesichtspunkte die Familienfeste, wie sie bis ins siebzehnte Jahrhundert beim deutschen Mittelstande herkömmlich waren. [1]

Der Tag der Verlobung (die man in der alterthümlich patriarchalischen Auffassung eines Kaufes der Braut auch „Handstreich" oder „Weinkauf" nannte) wurde mit einer Schmauserei beschlossen, zu welcher die näheren Freunde des Hauses geladen waren. Ging es hoch her, dann gab es Tags darauf noch eine Nachfeier.

Zwischen Verlobung und Hochzeit kam dann der Polterabend, als das Gegenfest, welches die Freunde des Hauses dem Brautpaare gaben.

[1] Bei der nachfolgenden Schilderung sind speciell mitteldeutsche Zustände unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege ins Auge gefaßt. Hauptquellen waren mir dabei die Verordnung Landgraf Philipp des Jüngern von Hessen über die Beschränkung des Aufwandes bei Hochzeiten ꝛc. vom Jahre 1613 und die Nassau-Katzenelnbogische Polizei-Ordnung vom Jahre 1616.

Die Hochzeit selber war das eigentliche Prunk- und Schaustück unter allen Festen des Hauses. Sie mußte sich daher nicht nur durch großen Reichthum, sondern auch durch besondere Förmlichkeit auszeichnen: in dem bürgerlichen Hause wird für diesen Tag eine Art von Hofetikette statuirt. Es wird ein besonderer Hochzeitsmarschall ernannt, welcher die Festordnung vor Beginn der Hochzeit zu verlesen und dann zu handhaben hat. Bei einer polizeimäßig eingeschränkten Hochzeit eines Mittelmannes gibt es nur drei Schmausereien, nämlich zwei am Hochzeitstage selber, die dritte Tages darauf bei der Nachfeier. Sechs Tische zu je zehn Personen geben keine übermäßige Hochzeitsgesellschaft für den gemeinen Bürger und Bauersmann zu einer Zeit, wo die ganze Nachbarschaft selbstverständlich zu den Freunden des Hauses gerechnet, und die Verwandtschaft bis in die entferntesten Grade respectirt wurde. Sechs warme Schüsseln geben ein bescheidenes Hochzeitsmahl zu einer Zeit, wo die Tische der kleinen Leute überhaupt noch nicht so hungerleiderisch bestellt waren, wie in den zwei folgenden Jahrhunderten, und nach Max Rumpolts Kochbuch der Küchenzettel eines glänzenden Bauernbanketts von Fleischspeisen allein zwölferlei Art aufweiset. Bei einem Rathsverwandten oder Bürgermeister, der's höher greifen konnte, waren auch hundert Hochzeitsgäste nicht allzuviel und ein entsprechend reiches Mahl kein übermäßiges. Ein Mann von Rang und Besitz eines damaligen Herren vom Rath gibt heutzutage vielleicht dreimal thé-dansant im Carneval und lädt jedesmal hundert Personen, von denen wenigstens zwanzig der Hausfrau erst müssen vorgestellt werden, damit sie weiß, wie ihre Gäste heißen. Der Luxus ist also gar nicht geringer worden, nur daß die Gasterei jetzt einer vom Hause abgelösten Geselligkeit gilt und sich hundertfach zersplittert, während sie vordem auf die Feste der Familie concentrirt war.

Allein auch arme Leute hielten üppige Hochzeiten, sogenannte „Schenkhochzeiten“, — man könnte sie auch Bettelhochzeiten nennen. Bei jeder Hochzeit gingen nämlich, nachdem der dritte Gang aufgetragen worden, Becken von Tisch zu Tisch, in welche die Gäste ein Geldgeschenk warfen. Dasselbe galt als ein Beitrag nicht zu der Hauseinrichtung des neuen Paares, sondern zu den Hochzeitkosten, war also eigentlich den Eltern der Braut geschenkt. Gesondert davon wurde die „Haussteuer“, bestehend in allerlei Hausrath u. dgl. am Tische der Braut niedergelegt. Arme Leute suchten nun ihre Hochzeit in der Art einzurichten, daß sie dieselbe mit den Spenden in den Becken vollständig bezahlen konnten. Wenn solche Bettelhochzeiten im Wirthshause abgehalten wurden, vereinfachte man die Sache wohl gar in der Art, daß der Wirth die Becken circuliren ließ und jeder Gast seine Zeche hinein legte. Für unser Gefühl mag dergleichen etwas Unwürdiges haben; es hat die Schenkhochzeit aber auch ihre schöne Seite, die einem weniger feinfühligen, für den Glanz der Familie dagegen stärker eingenommenen Geschlecht, überwiegend hervortrat. Auch der arme Mann konnte wenigstens einmal in seinem Leben ein reiches Fest des Hauses begehen, ohne daß ihn nachgehends die Reue biß und die Schulden drückten.

Nach der Hochzeit kam die Nachhochzeit. Hier fing das Schmausen von vorne an. Ueber die Nachhochzeit hinaus aber feierte man gern noch mehrere weitere kleine Nachhochzeiten unter allerlei absonderlichen Namen, als: Hühnertag, Zuckersuppe, Tischrücken u. s. w. Darunter sind auch Erwiderungsfeste, welche von den Hochzeitgästen dem neuen Paar gegeben werden.

Nicht minder reichhaltig ist der Festkalender der Kindtaufen. Zu einer ordentlichen Kindtaufe gehört auch eine Nachkindtaufe und zu beiden eine tüchtige Schmauserei. Es folgen aber dann auch wieder Gegenfeste, indem die Gevatterleute die ursprünglichen Kindtaufgäste auf's neue zusammenladen, ein Tractament herrichten und in das Haus der Wöchnerin bringen lassen und dort das Gelag wieder in Gang bringen. Splendide Gevatterleute führten das wohl zwei- bis dreimal aus, so daß also die ganze Woche Kindtaufe war.

Selbst an den Tag eines Begräbnisses knüpfte man ein

häusliches Fest. Vom Kirchhof kehrte das Trauergeleite in das Sterbehaus zurück, wo man Wein und Speisen aufgetragen fand. Bei dem „Leichenimbs" sollen nun die Leidtragenden in tröstenden Gesprächen des Todten gedenken oder ihn beweinen, daher nennt man diese traurige Mahlzeit auch das „Flennes". Die alten Deutschen hielten das „Flennes" auf dem Grabhügel ab, den sie eben frisch aufgeworfen hatten, und tranken dort des todten Freundes „Minne". Aus dem einfachen „Imbs" aber wird allmählig ein förmlicher Leichenschmaus; je größere Braten aufgezehrt wurden, desto höher war der Verstorbene geehrt, und eingedenk des Spruches: „Ein traurig Herz ist immer durstig", durfte auch das Trinken nicht vernachlässigt werden. So bedeutsam und ergreifend der Brauch in seiner Einfachheit und ursprünglichen Reinheit gewesen, so empörend ward er in seiner Entartung.

Der Schlemmerei von wochenlangen Hochzeiten und Kindtaufen wird gewiß Niemand das Wort reden wollen. Dennoch war das plumpe Einschreiten der Polizei, die nun die Zahl der Gäste, der Tische und der Schüsseln vorschrieb, vom Uebel. Eine entartete Sitte kann man höchstens polizeilich todtschlagen, nicht aber polizeilich verbessern. Um die von den Gevattersleuten als Erwiderungsfest bei der Kindbetterin abgehaltenen Gelage zu unterdrücken, ging man z. B. so weit, daß man es zwar nachsah, wenn die Gevatterin der Wöchnerin zur Erquickung eine Suppe ins Haus schickte; trug sie aber in eigener Person die Suppe hinüber und machte einen Besuch dabei, so verfiel sie in Strafe. Durch solche drakonische Unterdrückung der Ueppigkeit bei den Familienfesten zerstörte man wohl die Familienfeste, nicht aber die Ueppigkeit. Die Ueppigkeit übertrug sich in den weiteren geselligen Kreis, und dieser löste sich ab vom Hause. Durch den sittlichen Rückhalt des Hauses hätte die entartete Familiengeselligkeit sich von selber wieder reformirt; es kommt aber ein Millionär leichter in das Himmelreich, als daß sich der heutige, dem Hause entfremdete gesellige Kreis von innen heraus reformire. Diese

Thatsachen sind bereits von ungeheurer Tragweite für unser ganzes Culturleben gewesen.

Die Begehung der Geburts- und Namenstage trägt im deutschen Hause den Charakter eines Familienfestes. Die Sitte ist hier so tief einschneidend, daß die Feier des einen oder des andern dieser beiden Tage sogar den protestantischen Norden von dem katholischen Süden Deutschlands unterscheidet. Die Nordamerikaner lachen uns aus über unsere Geburtstagsfeier; denn sie kennen fast nur die Abschließung und den Egoismus des Hauses, nicht aber die Erweiterung der Familie zum geselligen Festeskreise.

Für das Haus gibt es bei dem Amerikaner nicht einmal ein Weihnachts- und Osterfest. Man begeht diese Tage bloß in der Kirche wie gewöhnliche Sonntage. In einige anglo-amerikanische Häuser Neu-Yorks soll zwar neuerdings der deutsche Christbaum eingedrungen sein; das will aber gegenüber der nationalen Sitte gerade so viel heißen, wie wenn eine Prinzessin aus romantischer Passion wieder mit der Spindel zu spinnen anfängt. Den „zweiten Feiertag" haben die knickerigen Yankees ohnedieß abgeschafft, wie wir Deutschen den früher üblichen dritten Feiertag abschafften, als wir amerikanischer, d. h. realistischer und ökonomischer wurden. Das einzige nationale Fest der Nordamerikaner ist ein politisches Volksfest, die Feier des vierten Juli, und ihr einziges Fest, welches von weitem wie ein Familienfest aussieht, ist der Neujahrstag. Aus der Nähe betrachtet ist es aber erst recht eine Satyre auf ein Familienfest. Die Neujahrstagsfeier in Neu-York schildert ein feiner Beobachter des socialen Lebens in den nordamerikanischen Städten, Dr. Kirsten, folgendermaßen: „Es ist an diesem Tage der Brauch, daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch überbringen. Dann wird in jedem Hause das Beste aufgetafelt, was das Land darbietet, und jeder Besucher langt, auch unaufgefordert, zu. Je mehr Besucher sich einfinden, zu desto größerer Ehre rechnen sich dies die Damen vom Hause an, und sie bemerken sich sorgfältig, wer dagewesen. Es würde als die größte Unart gelten, bliebe Jemand in einem bekannten

Hause aus. Daher sind die Herren vom frühen Morgen bis spät Abends in Bewegung, und es findet an dem Tage ein merkwürdiges Rennen derselben statt, da manche bloß der Neugierde wegen hier und da sich einstellen. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen unter einander und theilen sich mit, wie viele Glückwünsche sie Tags zuvor empfangen haben und von wem. Dann sind die Straßen eben so lebhaft von Damen, als Tags zuvor von Herren gefüllt. Wessen Geschäfte es aber irgend erlauben, der findet sich dann auch wieder auf den Straßen ein, um die Damen zu bewundern, die insgesammt im höchsten Putze die Besuche abstatten."

Wenn irgend etwas die familienlose Geselligkeit der Nordamerikaner dramatisch veranschaulichen kann, dann ist es das Rococobild dieses scheinbaren Familienfestes.

In Deutschland ist freilich auch das Gepräge des Neujahrsfestes als einer häuslichen Feier fast ganz abgeschliffen. Früher war Sylvesternacht und Neujahrstag durch manchen jetzt verklungenen Hausbrauch ausgezeichnet, welcher dem Vorschauen in die Zukunft des Hauses galt und auch den Freundeskreis um den häuslichen Herd versammelte. Schon im früheren Mittelalter wird die Neujahrsnacht mit einem Schmause in den Häusern bei hellem Fackelzug begangen, und auf den Straßen wird gesungen und getanzt. Wie wir aus dem Beichtspiegel des Bischofs Burkhard von Worms ersehen, sucht die Geistlichkeit die häusliche Feier des Neujahrstages zu unterdrücken, weil altheidnischer Volksaberglaube hierbei tief in die Sitten des Hauses herübergriff. Die abergläubischen Gebräuche, um in der Neujahrsnacht die Zukunft zu erkunden, sind aber beim gemeinen Manne geblieben, das harmlose häusliche Fest dagegen ist gerade bei dem abergläubischen Volke am meisten verschollen.

Wir sehen aus alledem, wie bei patriarchalischen Volkszuständen die geselligen Freuden sich fast ausschließlich und bis zum Exceß an das Haus heften, während im glatten Nivellement der Civilisation der gesellige Kreis sich ganz losmacht von der Familie.

So erscheinen hier z. B. die Russen als der directeste Gegensatz zu den Nordamerikanern. Die Ueberzahl und die maßlose Schwelgerei der russischen Familienfeste erinnert an unsere mittelaltrigen. Zu jedem hohen Feiertag macht der ächte Russe seinen sämmtlichen Verwandten und Freunden Gratulationsvisiten. Neben dem Geburts- und Namenstag ist auch der Tauf-, Verlobungs- und Hochzeitstag des Hausvaters ein jährlich wiederkehrendes Familienfest, und beim reicheren Mann verbinden sich die üppigsten geselligen Genüsse mit einer solchen Feier.

Sehr verschieden abgestuft ist der Zusammenhang der Familie mit dem geselligen Kreise in den deutschen Gauen, wo die französischen politischen und socialen Einflüsse längere Zeit dominirt haben und französische Sitten in das deutsche Haus eingedrungen sind, und den Gegenden, die von diesen Berührungen verschont blieben. Mit der deutschen Sitte des Hauses sind auch die häuslichen Feste gefallen.

So waltet z. B. in den Rheingegenden entschieden die Sitte, daß die Männer und Frauen der bürgerlichen Kreise gesondert ihren geselligen Freuden nachgehen. Schon dadurch ist die Geselligkeit außer Berührung mit der Familie gesetzt. Während der Mann der Schoppenstecherei im Wirthshause obliegt, sitzen die Frauen in ihrer Kaffee- und Theegesellschaft. Das geht dort selbst bis zu den wohlhabenderen Bauern herunter. Solche Gesellschaften finden freilich im Hause statt; sie haben aber dennoch keine Spur von Familiengeselligkeit. Durch die Isolirung der Frauen bilden sie vielmehr den eigentlichen Herd des weiblichen Philisterthums, während der Mann im Wirthshause sich seine aparte Häuslichkeit aufbaut. Der schädliche Einfluß dieser nichts weniger als deutschen Sitte auf die Veräußerlichung des Familienlebens und die sociale Auflösung im Allgemeinen ist nicht schwer genug anzuschlagen.

Es läßt sich ziemlich sicher nachweisen, daß in den Rheinlanden diese Unsitte in der napoleonischen Zeit, wo sich überhaupt die Sitten des Bürgerthums dort so sehr veräußerlichten, ganz

besonders in Blüthe kam. Deßhalb schwärmt auch dort so mancher alte Weintrinker noch immer für diese gute alte Zeit als die eigentlich goldene seiner Gegend und läßt den alten Bonaparte hoch leben, und bedauert die jetzige, schon wieder etwas familienhaftere und nüchterne Generation als ein Geschlecht von Schwächlingen.

Die süddeutsche Sitte, daß auch eine feine Dame ihren Mann in den Biergarten, wohl gar in's Kaffeehaus begleitet, würde im mitteldeutschen Westen für eine ausgemachte Barbarei gelten. Sie ist aber gar nicht so barbarisch, sondern hat vielmehr ihren guten Grund in einem tieferen Familienbewußtsein.

Von den norddeutschen Städten, wo man der deutschen Sitte des Hauses gleichfalls noch vielfach das Asyl gewahrt hat, macht jetzt ein geselliger Brauch die Runde durch die gebildeteren Cirkel von ganz Deutschland, den ich zu den vortrefflichen rechne. Er bildete den geraden Gegensatz zu dem dualistischen Unfug der Kaffeeschwestern und der Schoppenstecher. Es sind dieß die sogenannten „offenen Abende". Die Familie erklärt den Freunden des Hauses, daß sie an einem bestimmten Wochenabend ein für allemal für den Freundeskreis zu Hause sei. Wer gerade kommen will, der mag kommen und einen hungrigen, aber unterhaltsamen Thee mittrinken. Dadurch wird eine Geselligkeit geweckt, die entschieden in der Familie ihren Schwerpunkt hat. Die „offenen Abende" sind in den letzten Jahren nicht nur in Gegenden vorgedrungen, wo man sie vordem nicht kannte, sondern auch in Schichten des Bürgerstandes herabgestiegen, wo sonst keine Ahnung mehr von derartiger Geselligkeit war. Das sind beachtenswerthe Zeichen des wiedererwachenden Familiengeistes.

Ich bezeichnete Rußland bereits als das Land, wo die ins Familienleben verwebten geselligen Freuden noch in wahrhaft mittelalterlicher Ueberfülle geltend gemacht würden. So hat man in Rußland zu dem „offenen Abend" sogar auch noch einen „offenen Mittag". In gastfreien Häusern lädt man die Freunde des Hauses ein für allemal zum Mittagessen, und sie kommen, wann es ihnen beliebt. In einzelnen russischen Städten sollen fast sämmtliche adelige Familien alltäglich offene Tafel halten, und ein Junggeselle von Stande braucht, wenn er eine ausgebreitete Freundschaft besitzt, niemals einsam zu Hause zu essen. Er sucht sich einen Familientisch in einem gastfreien Hause und „onkelt" jeden Tag in ein anderes, ganz wie vor Zeiten die deutschen Schulmeister, wenn sie das Rundessen hatten.

Hat die Geselligkeit unseres deutschen Salons irgend eine gute Seite, dann liegt sie in dem, was der Salon gemein hat mit dem offenen Abende, in dem einzigen Punkte nämlich, daß hier wie dort Männer und Frauen zusammen erscheinen.

Was dem Städter der „offene Abend", das ist dem Bauern die Spinnstube. Ja man kann sagen, sie ist in ihrem Grundgedanken die ursprüngliche und bessere Form jenes geselligen Instituts. Ich rede hier von den großen, fast öffentlichen Spinnstuben, den geselligen Versammlungen des halben Dorfes, die hervorgewachsen sind aus jenen engeren häuslichen Spinnstuben, welche ich im Eingang dieses Kapitels als die eigentlichen Pflanzstätten des im deutschen Hause gewurzelten geselligen Kreises bezeichnete.

Die rationalistisch-büreaukratische Zeit zog mit Feuer und Schwert gegen die großen Spinnstuben zu Feld. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren Geldstrafen auf die Theilnahme an einer Spinnstube gesetzt. Mit ächt polizeilichem Scharfblick nahm man nur den gelegentlichen Mißbrauch dieser Zusammenkünfte zu allerlei Rohheit und Unzucht war, und schlug den unendlich größeren Gewinn, welchen die Spinnstube so oft für den Familiengeist des Landvolkes bringt, für gar nichts an. Ein gründlicher Kenner des Volkslebens, Professor Brückner in Meiningen, sagt von den Spinnstuben: „In ernster und neckender Rede lernt sich hier die Dorfjugend gegenseitig kennen, neben dem Spulfleiß pflanzt sich Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die feste Familienhaftigkeit des Landvolks hält die rohsinnliche Natur in Schranken. Daß auch diese Form des Zusammenlebens vom fleischlichen Sinn mißbraucht werden kann, ist

thatsächlich; deßhalb kann aber dieses uralte Institut selbst nicht verdammt werden, das weit sittlichere Züge in sich trägt als das nächtliche Zusammenlagern der Jugend am Zaune."

In einigen Gegenden finden (oder fanden?) „Wettespinnen" in den Spinnstuben statt. Die Spinnerin, welche am raschesten und schönsten spinnt, hat die Ehre, daß das nächstemal die ganze Gesellschaft bei ihr zusammenkommt. Am Samstag Abend dürfen auch die jungen Burschen in die Spinnstuben kommen. Zu dem Wettespinnen fügen sie dann ihrerseits Wettgesänge. Das Volkslied ist vielfach in den Spinnstuben aufgewachsen, und die Volkssage hat sich oft als in ihr letztes Asyl dorthin geflüchtet.

Es ist ein alterthümlicher deutscher Hochzeitsgebrauch, daß der Festzug, welcher die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams bringt, eröffnet wird von zwei Brautmädchen, von denen eines ein Spinnrad, das andere einen Haspel trägt. Beides sind nicht bloß die Symbole des häuslichen Fleißes, sie sind auch die Symbole der traulichsten und ächtesten Familiengeselligkeit: darum werden sie mit Recht allem Hausrath vorangetragen. Heutzutage wissen aber viele Bürgermädchen gar nicht mehr wie ein Spinnrad aussieht, außer sie hätten ein solches in einem Gewerbe-Antiquarium gesehen.

In den letzten Jahren hat der Volksschriftsteller W. O. v. Horn auch den weiland so verrufenen Namen der Spinnstube wieder zu Ehren zu bringen gesucht, indem er einen unserer besten Volkskalender mit demselben taufte. Welcher Mann des Volkes, welcher Geistliche, Schullehrer oder Gutsbesitzer wird sich den Ruhm gewinnen, die Spinnstuben seiner Gegend zu verjüngen, den Bauern und den Beamten wieder Respekt vor der Spinnstube zu erwecken und das Treiben in derselben auf Grund gereinigter und fortgebildeter alter Bräuche wieder familienhafter, sittlicher und obendrein lustiger zu machen?

Auf dem Dorfe ist man überhaupt gar nicht so arm an mannichfaltigen Formen der häuslichen Geselligkeit, wie man in der Stadt wohl glauben mag. Man dürfte z. B. in den Städten

lange suchen, bis man ein so prächtiges ächtes Familienfest aufgefunden hätte, wie die Metzelsuppen unserer Bauern.

Ein wunderbarer Zug im deutschen Leben ist, daß selbst diejenige Form der Geselligkeit, welche der Familie und dem Haus am gründlichsten entfremdet, die regulären Zechgelage in den Wirthshäusern, einen gewissen Charakter der Häuslichkeit annehmen. Trinken können auch die romanischen und slavischen Völker, aber bloß die germanischen können kneipen. Dieses „Kneipen" drückt eben das gemüthliche Zu-Hause-sein in der Zechstube aus. Der „Stammgast" — auch eine specifisch-germanische Gestalt — will an der Wirthstafel gleichwie an seinem eigenen Herde sitzen; er begehrt darum allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, dasselbe Glas, denselben Wein. Das ist auch „Sitte des Hauses". In feinen Gasthöfen in Hannover, Braunschweig, Bremen und andern norddeutschen Städten findet man neuerdings Säle, an deren Wänden sich tiefe Nischen, wie kleine halboffene Stübchen, entlang ziehen. Der Freundeskreis zecht und schmaust da traulich abgesondert und doch nicht abgeschlossen, selbst der einzelne Gast kann sich vereinsamen; wir sitzen im großen offenen Saal des Wirthshauses und haben doch unsere kleine eigene Häuslichkeit.

Verkommene, verkneipte, zu wirklichen Trunkenbolden herabgesunkene Stammgäste sind sehr häufig für das innigste Familienleben durchaus geschaffene Naturen, gutmüthige aber schwache Menschen, die nur ein böser Stern in das unrechte Haus geführt hat. Aus lauter Familienbedürftigkeit, die sie in der Adoptivfamilie der Zechgenossen zu befriedigen suchen, vergessen sie die wirkliche Familie zu Hause. So ein Mann kann zum Vagabunden werden aus unersättlichem Trieb zur Häuslichkeit. Sind das nicht ächt deutsche Charaktere?

Sofern aber das Kneipen ein in falscher Richtung sich bewegendes Extrem der Häuslichkeit wird, zerstört es die Häuslichkeit selber wieder. Durch das Kneipen ist der Ruin unserer alten deutschen Familienfeste, unserer reichen Hochzeiten und Kindtaufen, der Leichenimbs, der Willkomm- und Abschiedstrünke vorbereitet

worden, durch das Kneipen kamen die sinnigen Festlichkeiten bei Aufnahmen in die Zunft, die merkwürdigen Bräuche beim „Weinkauf“, beim Aufschlagen neuer Häuser u. s. w. zu Fall. Ja die Kneipereien bei jenen Zunftfeierlichkeiten haben den Gegnern der Zünfte eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie dem ganzen inhaltreichen Institut des Zunftwesens erfolgreich zu Leibe gerückt sind. Das übertriebene Kneipen hat auch mitgewirkt, die feinere gebildetere Welt in die „Salons“ zu treiben, wo in der That nicht gekneipt wird, wo aber auch die Häuslichkeit verschwunden ist.

Im Elsaß gab es ein Geschlecht der Herren von Utenheim; diese nannten sich später von Matzenheim. Die Namensveränderung soll aber nach einer sehr alten Familiensage auf folgende Weise entstanden sein. Einer der Herren von Utenheim pflegte stets in dem Dorfe Matzenheim im Wirthshause zu sitzen und verzehrte daselbst den größten Theil seines Gutes. Er war so ein vollendeter Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirthshausthüre kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirthshause zu Matzenheim als auf der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt auch nur den Matzenheimer. Der Name erbte sich fort und ist von dem Wirthshause auf das ganze Utenheimische Haus übergegangen. Ein stärkerer historischer Beweis für die germanische Auffassung des „Hauses“ im Wirthshause wird wohl schwerlich aufzufinden sein. Das Wirthshausleben zerstört das Familienleben, und doch ist uns Deutschen der Familiengeist dermaßen angeboren, daß wir selbst im Wirthshaus, wo wir dem Hause entronnen zu sein wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebildetes Familienleben bestrickend vor unsern Sinnen gaukelt.

In diesem innern Widerspruch liegt aber eben so gut ein tragisches wie ein komisches Element, und nicht mit allen Stammgästen geht die deutsche Volkssage so glimpflich um, wie mit dem alten Matzenheimer. Als alle Bauern beim Schall der Vesperglocke aus der Schenke gingen, blieb ein zäher Stammgast wie

zum Trotz sitzen und rief höhnisch in das Geläut hinein: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte sein! Wirth, noch so ein Schöpple!“ Da versank die Schenke mit einem furchtbaren Schlag in die Erde, und der Stammgast kann nun darin sitzen bleiben bis an den jüngsten Tag.

Keine Literatur hat so köstliche Bilder jener Originale aufzuweisen, die ihren häuslichen Herd in der Schenkstube gefunden haben, wie die deutsche und englische, keine andere so breit behagliche Wirthshausschilderungen. Wäre das Haus nicht unser nationales Heiligthum, das Wirthshaus würde nicht so reichen Stoff von Poesie und Humor bieten.

Was ist es denn, was den ganz gemeinen Wirthshausscenen auf den Bildern eines Jan Steen, Ostade, Teniers doch wieder eine dichterische Weihe gibt? Sind denn da nicht häufig bloß verlumpte Trunkenbolde dargestellt, Unfug und Unflätherei aller Art verübend, Kerle, die wir, wo sie uns in Wirklichkeit gegenüberträten, nur mit der Feuerzange anrühren würden, während wir ihr naturgetreues Conterfei als einen kostbaren Schmuck in unser Zimmer hängen! Der deutsche Genius der Kneipe, der Häuslichkeit im Wirthshause ist es, den jene Niederländer in ihren Bildern festzubannen wußten und der auch in das kannibalische Wohlbehagen ihrer betrunkenen Bauern und Matrosen einen idealen Funken wirft. Die alten holländischen Genremaler genossen diese Häuslichkeit im Wirthshause selber in so vollen Zügen, daß ihrer eine ziemlich ansehnliche Zahl im Kneipleben persönlich zu Grunde gegangen ist. Damals war aber auch noch die Zeit der colossalen Hochzeits-, Kindtaufs-, Kirmes- und Zunftschmausereien, einer Festes-Ueppigkeit im häuslichen und wirthshäuslichen Volksleben, die unser Geschlecht nicht mehr kennt. Und so vermochten denn auch jene Maler ihre traulichen Kneipbilder mit einer Naivetät und einer verklärenden Gemüthlichkeit des Humors zu malen, die uns nicht mehr eigen sein kann. Wagt ein moderner Maler, was Jan Steen oder Ostade gewagt hat, dann wird er sofort gemein und widerlich. Denn als die Häuslichkeit der

Familie zu entschwinden begann, da zog sie mit ihrem besten Theile auch aus dem Wirthshause fort. Andererseits sind wir viel zu sittlich bewußt geworden, als daß sich auch nur noch ein Matrose mit so göttlich anmuthiger Naivetät vollsaufen könnte, wie ein Ostade'scher Matrose.

Die Geselligkeit im Innern einer deutschen Studentenverbindung trägt meist ein ganz häusliches, familienhaftes Gepräge. In der Kneipe erwacht und befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigener Häuslichkeit. Darum tauft er auch seine wirkliche Wohnung, wenn er sie mit gemüthlichem Ausdruck bezeichnen will, nach dem Wirthshaus und nennt sie seine „Kneipe".

Wo anders läge denn nun die vielgepriesene Poesie des Kneiplebens der Studenten, als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft? Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? — das ist der Gedanke, der den deutschen Burschen zum Wirthshause zieht. Aus dem elterlichen Hause ist er zum erstenmale hinaus in die Fremde gekommen, er steht allein, Heimweh beschleicht ihn: da schafft er sich eine neue Familie in der Corps-Brüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht beschwichtigt, nun ist er doch wieder irgendwo daheim.

Solche improvisirte Häuslichkeit unter den deutschen Studenten hat bestanden, so lange es deutsche Universitäten gibt. Nur die Form wechselte mit dem Geist der Zeiten, und ich möchte eben nicht behaupten, daß die gegenwärtige Form die beste sei. Als der klösterliche Geist noch fester saß bei der deutschen Nation, nahmen die Studentenverbindungen die Form klösterlicher Genossenschaften an, zum gemeinsamen Leben, gemeinsamen Studium und gemeinsamer Erholung. Die Erinnerung daran lebt noch fort in unsern akademischen Stiften und Convicten. Den gelehrten Verbrüderungen der deutschen Literatoren im siebzehnten Jahrhundert entsprachen etwa jene gelehrten Tischgesellschaften der Studenten, bei welchen die Gemeinschaft der Studien und einer familienartigen

Geselligkeit neue Keime des Genossenschaftslebens legte. Als im achtzehnten Jahrhundert das geheime Ordenswesen bei den gebildeten Leuten in Mode kam, spiegelte es sich sofort in den Studentenverbindungen ab. Auch hier entstanden Orden, Logen, abenteuerliche Geheimbünde. So ist denn auch das moderne Verbindungswesen ein Abbild theils des entschwindenden, theils des wiederauflebenden Corporations- und Familiengeistes im deutschen Volke. Die Entartung zu einer bloßen Wirthshausschwärmerei hängt innig zusammen mit dem Mangel an festen, in guter Sitte begründeten Formen des gemeinsamen Lebens, der unsere Zeit überhaupt charakterisirt, die lächerlich sinnlose Prahlerei mancher „Corps" mit dem Größenwahn und der Großthuerei, die unsere Gegenwart überhaupt beherrscht. Aus einer neuen organischen Gliederung unserer Gesellschaft, aus der Wiederbelebung und Festigung der Sitte des Hauses wird auch das Verbindungswesen der Studenten von selber in verbesserter Auflage hervorgehen. Die wüste Entartung des studentischen Wirthshaus-Lebens wird genau zu der Zeit aufhören, wo der Handwerker seine Zunftstube wieder gefunden hat, der Bauer seine reformirte Spinnstube, der Mann des Salons seine Wohnhalle, und wo die Familie sich wieder erweitert hat zum „ganzen Haus".

Tritt der Student nach vollendeten Studien ins bürgerliche Leben über, dann fühlt er als vereinzelter Mann in der Regel so lang ein Heimweh nach der Famlie seiner akademischen Genossen, bis er sich selber eine Familie und ein Haus gründet.

In diesem höchst merkwürdigen innigsten Zusammenhang der akademischen Gesellschaft mit der Idee der deutschen Familie steckt das Geheimniß, weßhalb sich der deutsche Bursch in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale wiederfindet. Denn studieren und trinken können wohl auch andere Studenten, aber kneipen können sie nicht, kneipen mit der Naivetät Ostade'scher Bauern; sie wissen nicht das wunderliche *Familienleben* der deutschen Studentengenossenschaft mit seinen strengen, oft noch ganz mittelalterlichen Sitten des Hauses, ja mit geradezu aristokratischen *Hausgesetzen*

nachzubilden und zu der ganzen Lebenspraxis des Burschen in Wechselbeziehung zu setzen, weil dem Charakter ihrer Nation die Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseins überhaupt fehlt.

Wie ein blasser Schatten dieser engbeschlossenen studentischen Häuslichkeit erscheint das in süddeutschen Reichsstädten wie in den alten Städten Norddeutschlands vorherrschende Herkommen, daß sich zahlreiche kleine Trinkgesellschaften unter den Bürgern bilden, die in gemietheten Zimmern „unter sich“ sein wollen, eine eigene Haus- und Zechordnung für ihre geselligen Abende festsetzen und gleichsam eine auch räumlich isolirte Familie im Wirthshause improvisiren.

Wenn der ehemalige Kurpfälzer der im Allgemeinen die alten Sitten des Hauses sehr gründlich über Bord geworfen hat, Kirchweih hält, dann bricht bei ihm plötzlich die ganze Glorie altväterlichen Familienbewußtseins wieder in die moderne Welt herein. Dieses einzige Mal im Jahre geht ihm der erloschene Gedanke des „ganzen Hauses“ wieder auf. Was irgend zur Familie, zur Freundschaft und Verwandtschaft zählt, das strömt zusammen, um am häuslichen Herde zu „kneipen“. Je mehr Gäste, je größer die Ehre. Fast alle alten Kirmesbräuche sind dort verschwunden, aber auf Kirmes sehen sich alle zerstreuten Verwandten wieder, die sich im ganzen Jahr nicht gesehen haben. Häuser und Stuben werden neu getüncht und geschmückt und die Tische zum Brechen mit Essen und Trinken beladen, zween fette Kälber werden geschlachtet, gleich als gälte es die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu feiern, und dieser verlorene Sohn ist das „ganze Haus“. Dieser einzige Zug der pfälzischen Kirmes gibt ihr noch den Schimmer eines wirklichen Volksfestes. Die Kirchweihen alle auf einen Tag zu verlegen, hieße hier den letzten Rest des Zusammenhangs der Familie und der Geselligkeit bei dem letzten übrig gebliebenen Volksfeste mit Gewalt zerstören. Denn das Zusammenströmen der ganzen Sippschaft von nah und fern bildet ja gerade die Weihe dieses Tages, und ich glaube, daß der liebe Gott um

pfälzischer Gastfreundschaft willen und um jenes einzigen patriarchalisch-familienhaften Grundzuges der Kirmessen willen, den Pfälzern die schweren Sünden, welche sie durch Abschwörung so vieler deutschen Sitten des Hauses begangen, dereinst vergeben wird.

Stellen wir dem deutschen Volk, welches die Familie immer noch so tief in die Geselligkeit hinein wachsen läßt, wieder dasjenige gegenüber, welches von diesem Zusammengehen kaum eine Ahnung hat, die Angloamerikaner, so finden wir bei dem Wirthshausleben wieder ganz die gleichen Gegensätze, denen wir stets bei dieser Parallelisirung begegnet sind. Der Amerikaner trinkt sein Glas Branntwein vor dem Schenktische stehend, und der Anstand fordert, daß er das Glas auf einen Zug leere. Im Stehen kann man aber schlechterdings nicht kneipen. Selbst wenn Mehrere zur Unterhaltung mit einander in's Wirthshaus gehen, setzen sie sich in der Regel nicht. Die Wirthshäuser sind nach einem ganz aristokratischen Rangsystem abgestuft. Während man in Süddeutschland wohl den Staatsminister und den letzten Taglöhner in derselben Bierstube kann sitzen sehen, werden in den großen Städten Nordamerika's vornehme und geringe Leute durchaus nicht in ein und dasselbe Wirthshaus gehen. Ja der vornehme Wirth fordert doppelte Preise, lediglich um den gemeinen Mann fern zu halten, und man findet das ganz in der Ordnung. Höchst charakteristisch ist, daß es in Neu-York nicht für guten Ton gilt, in dem nämlichen Schenklocale mehrere Gläser nach einander zu trinken. Wer größeren Durst verspürt, der geht vielmehr von einer Schenke zur andern und trinkt überall stehend sein eines Glas. Es soll beileibe Niemand in einem Wirthshause heimisch werden und sich häuslich niederlassen! Da wird doch das Princip recht klar, auf welchem der Unterschied zwischen Trinken und Kneipen beruht.

Die abscheuliche nordamerikanische Sitte, stehend zu essen und zu trinken, hat sich auch bereits in unsere Salons eingeschlichen. Man glaubt dadurch eine besonderes gemüthliche und lebendige Unterhaltung zu erzielen, da doch nur das Geschwätz lebendiger

wird und nicht das Gespräch, wenn man mit Theetasse, Hut, Handschuhen und Kuchen in der Hand im Saale auf- und abläuft und dabei jeden Augenblick gewärtig sein muß, daß einem ein ungeschickter Bedienter die mit zwei Fingern gehaltene volle Tasse in den Hut stößt, der darunter am dritten Finger schwebt. Man soll eben nicht seßhaft werden in feiner Gesellschaft, nicht einmal auf einem Stuhl, man soll sich nicht von wenigen anziehenden Leuten wie von einem kleinen Familienkreise fesseln lassen, sondern mit der Allgemeinheit verkehren. Das ist aber nicht deutsche „Sitte des Hauses", sondern französischer „Ton", der auf dem Grundaccord der Ausebnung aller charakteristischen Eigenart in der Gesellschaft aufgebaut ist. Da war es doch ohne Vergleich noch familienhafter in den vornehmen Cirkeln vor hundert Jahren, wo die Damen am Kamin kleine Bilder ausschnitzelten und bunte Seide zupften, um dieselbe zu allerlei Farbenspielen zusammenzulegen, indeß die Herren im Halbkreise umher saßen und den schnitzelnden und zupfenden Schönen den Hof machten.

Die eigenthümliche, ceremoniöse und geistreiche, von der Familie ganz gelöste Geselligkeit unseres Salons hat bei den Fürstenhöfen ihre ursprüngliche Heimath. Ein Fürst muß allerdings häufig gesellige Kreise um sich versammeln, die nicht für eine Erweiterung des Familienkreises gelten können. Wie nun die Hoftracht unsere bürgerliche Tracht, der Palaststyl unsere bürgerliche Architektur verdrängt und aufgesogen hat, so ist auch diese höfische Form der Geselligkeit in unsere bürgerlichen Kreise übergegangen, wo ihr doch eigentlich aller Boden fehlt. Dazu kommt, daß die Sitten des modernen Salons überhaupt nicht einmal deutsche, sondern meist französische Sitten sind. In Betreff der verfeinerten Geselligkeit der Franzosen gilt aber gewiß am meisten das harte Wort, welches Kaiser Maximilian I. diesem Volke entgegengeworfen: „Sie singen höher, denn genotiret; sie lesen anders, denn geschrieben; sie reden und sagen anders, denn ihnen im Herzen ist."

Durch die häusliche Geselligkeit sammelt sich der Mensch; im Kreise seiner Freunde wird er erst recht bei sich zu Haus. Der unhäusliche Salon dagegen zersplittert die Naturen. Man unterhält sich da nur in Aphorismen, man huscht nur an aphoristischen Erscheinungen vorüber. Die dem Salon vergleichbare Erscheinung in unserer Literatur ist das „Feuilleton"; wer aber vorwiegend Feuilletons liest, der kann zuletzt gar kein solides Buch mehr lesen. Das kann auch der ächte Salonmensch nicht mehr, er liest keine Bücher, sondern er liest nur noch *in Büchern*; er kann auch nur Gespräche anknüpfen, aber keines zu Ende führen; überhaupt nur anregen, nicht selber vollenden; er wird sprunghaft, unstät, eine zerstückte Natur; er ist kein ganzer Mann mehr und vermag auch nicht mehr den ganzen Mann zu würdigen; denn im Salon streifen sich nur die Persönlichkeiten, aber sie fassen sich nicht. Das sind tiefgehende Krankheitszustände unserer Zeit, und ich lobe mir gegen jene feinen Leute die Zöglinge einer ordentlichen Spinnstube.

Ich habe oben von den Zeichnungen Ludwig Richters gesprochen als einem Wahrzeichen der wiederauflebenden treuherzigen schlichten Familienhaftigkeit. Allein auch für das verstörte, unruhig geistreiche Wesen des Salons bietet uns nicht bloß eine einzelne Kunstrichtung, sondern fast eine ganze Kunst in ihrer gegenwärtigen Erscheinung ein Wahrzeichen. Es ist die Musik. Seit die große Periode der Hausmusik mit Beethoven sich abgeschlossen, ist die überwiegende Masse der musikalischen Production immer mehr diesem Geiste des Salons dienstbar geworden. Das feuilletonistische, abgerissene, geistreich gaukelnde, auf der Oberfläche hinstreichende Wesen des Salons charakterisirt das eigentlich Moderne in unserer Musik. Die wenigen tüchtigen Meister, welche eine Ausnahme machen, kennt die Nation; sie sind aber auch nicht recht modern. Ein „ganzes" Musikstück ist heutzutage so selten wie ein ganzer Salonmensch. Die übertriebene, überreizte musikalische Schreibart, die jeder melodischen und harmonischen Wendung eine aparte Pointe geben will und der großen Masse bereits den Magen völlig verdorben hat für jede natürliche und

einfache Musik, verdankt der Berechnung auf den Effekt im Salon großentheils ihren Ursprung. Unsere übrigen Künste sind in neuerer Zeit alle derart wieder erstarkt, daß man sie im Salon nicht mehr recht brauchen kann, nur die Musik ist noch schlecht genug dazu. Der Salon entscheidet über die Erfolge der meisten Musiker, und unzählige Musiker sind noch immer feil genug, um dem Erfolg im Salon ihre bessere künstlerische Ueberzeugung zum Opfer zu bringen.

Weil der geistreich gesellige Cirkel des Salons seiner Natur nach außerhalb der Familie steht, so läßt man ihn am besten in dieser Isolirung. Das Verkehrteste kommt zu Tag, wenn man gar die Familie in den Salon hinüberführen will. Die Familie kann im geselligen Kreise niemals secundär sein: entweder sie ist das Ursprüngliche und Bestimmende oder sie tritt ganz zurück. Um den Salon familienhafter zu machen, schickt man wohl gar die kleinen Kinder in den Salon. Sie sollen dort feine Sitten lernen und ein Stückchen von jenem französischen Ton, der „höher singt als genotiret ist". Uns erscheint es aber als eine wahre Sünde wider den heiligen Geist, die harmlose Kinderseele hinauszustoßen in dieses Treiben. Denn obgleich sie gar harmlos bleibt, so lange man sie rein bewahrt, lernt sie doch nicht bloß ein Stückchen von jenem Ton, sondern pfeifet bald jedes Lied in derselben Art. Wenn ein sechzehnjähriges Bauernmädchen, die noch Sonntagsschülerin ist, auf der Kirmes tanzt, dann wird sie vom Gendarmen zur Bestrafung notirt. Wenn aber zwölfjährige Puppen Kinderbälle geben, eigene Kindersalons eröffnen und mit den großen Leuten zum thé-dansant fahren, dann brauchen sie sich vor keinem Gendarmen zu fürchten.

Solche Kinderbälle gemahnen mich immer an ein niederdeutsches mittelaltriges Bild vom Todtentanze. Dort ist neben Anderem auch ein Kinderball dargestellt. Der Tod tanzt mit den Kindern, und das Kind spricht zum Tod:

„O Tod, wie soll ich das verstehn,
Ich soll tanzen und kann noch nicht gehn!"

Im „Hause" gibt es nichts Unbedeutendes, und in scheinbar ganz geringfügigen Sitten des Hauses stecken oft tiefe sociale Consequenzen. Es ist z. B. auf den ersten Blick ganz gleichgültig, zu welcher Stunde man zu Mittag ißt. Und doch könnte man eine kleine Geschichte des socialen Liberalismus der letzten sechzig Jahre schreiben, deren einzelne Abschnitte sich ganz schlagend nach dem allmähligen Vorschieben der Mittagessensstunde abtheilen ließen.

Vor der französischen Revolution fiel die allgemeine bürgerliche Mittagessensstunde in Deutschland zwischen 11 und 12 Uhr. Mit den zahllosen willkürlichen Neuerungen, mit welchen die Franzosen damals alle bisher übliche Zeiteintheilung abschaffen wollten, nicht weil sie schlecht, sondern bloß weil sie alt war, schoben sie auch die Mittagessensstunde auf 1 Uhr vor. Die Deutschen rückten nach, und wer bei uns nur halbwegs für einen aufgeklärten und volksthümlichen Bürger gelten wollte, der speiste nun wenigstens zwischen 12 und 1 Uhr. Der neue Kalender der französischen Revolution fiel mit der Republik, die neue Mittagessensstunde aber blieb, da sie keine so gewaltsame Neuerung, sondern nur eine scheinbar ganz bedeutungslose Variation gewesen war. Wo aber einmal in eine so feste Sitte das kleinste Loch gekommen ist, da läßt sich auch weiterhin nichts mehr dran halten. Die bürgerlichen Leute merkten es nun plötzlich den großen Herren ab (denen sie auch den Salon abgeguckt haben), daß dieselben ja nicht einmal um 1 Uhr, sondern erst um 2, 3 bis 4 Uhr tafelten. Wer bis 10 Uhr schlafen kann, für den wird es freilich erst um 4 Uhr Mittag. Es lag nun ganz im Geiste jener socialen Gleichmacherei, deren innerster Kern die Hoffart, die höher singen will, als genotiret, daß die allgemeine Mittagessensstunde in Frankreich immer weiter hinausgeschoben wurde. Gegenwärtig haben die Franzosen den Witz, man werde nun bald so weit vorgerückt sein, daß man immer erst am folgenden Tag esse. In Deutschland ging man langsam aber sicher

nach, und wo der Großvater zwischen 11 und 12, der Vater zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag gegessen, da „dinirt" der Sohn und Enkel jetzt um 2, 3 oder 4 Uhr. Die guten Philister merken gar nicht, daß sie mit ihrer vornehmen Tischzeit verkappte Revolutionäre sind. Am meisten sind wir übrigens in unserer Tischzeit abhängig von der — Schule; denn um der Kinder willen müssen wir nach dem Stundenplane der Schule auch unsere Hausordnung richten. Hier wie in wichtigeren Dingen bestimmt nicht das Haus die Schule, sondern die Schule das Haus, und wenn ich weiter unten zu dem Versuche auffordere, die Arbeits- und Essensstunden weiter vorzurücken, das heißt früher aufzustehen und früher schlafen zu gehen, so müßten wir die Möglichkeit dazu doch zuerst bei den hohen Cultusministerien erwirken.

Vor mehreren Jahren erlebten wir das merkwürdige Ereigniß, daß durch eine ganze deutsche Stadt (Köln) ein förmlicher Principienkrieg ging über die Mittagessensstunde. Eine Partei wollte eine neue Tischzeit octroyiren, sie wollte dieselbe nach französischer Art noch tiefer in den Nachmittag hineinschieben und, da es sich um gemeinsame Interessen der Bureaux und Comptoire handelte, diese neue Sitte durch die Wucht der Majorität feststellen. Im Punkte der Sitte, und gar der häuslichen, läßt sich aber mit Gewalt schlechterdings nichts durchsetzen; man macht die Leute dadurch nur um so widerborstiger. Nachdem man vielen Lärm gemacht, wurde der Plan wieder fallen gelassen.

Wohl aber kann man Sitten ganz allmählig reformiren, indem Jeder bei sich selber anfängt und ganz still in Wort und Exempel bei Freunden und Bekannten weiter Propaganda macht, bis zuletzt ein allgemeiner Brauch, endlich eine neue Sitte aufkeimt. Es sollte nur einmal eine respektable Zahl unabhängiger Hausväter den Muth haben, ihr Tagewerk wieder zwischen 5 und 6 Uhr Morgens zu beginnen und die Tischzeit zwischen 11 und 12 Uhr zu legen, so würden bei der natürlichen Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung bald Tausende nachfolgen, die sich jetzt noch

aus eitel Vornehmthuerei schämen, nach deutsch bürgerlicher Sitte Mittag zu machen. Die Bureaux und Comptoire würden allmählig gezwungen, sich nach diesem Brauch zu richten und mit der endlichen Restitution einer eben so vernünftigen als historisch begründeten Sitte des Hauses wäre zuletzt mehr gewonnen, als mit einem ganzen Gebund vortrefflicher neuer Gesetze.

Sechstes Kapitel.

Zum Wiederaufbau des Hauses.

Will ein Volk sich jung bewahren, dann muß es seine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben.

Man hat so oft das kalte Wort gesprochen, daß das deutsche Volk nur in seiner Literatur und Wissenschaft sich einig wisse. Deutschland ist aber auch im Großen und Ganzen immer noch einig in der nationalen Idee des deutschen Hauses. Es gibt noch eine deutsche „Familiensitte", und die durchlöcherte und zerrissene Sitte des „Hauses" könnte aus dieser wiederhergestellt werden. Noch sind wir einig in der Familie, aber wir wissen uns nicht mehr einig darin. In der Literatur wissen wir uns allerdings längst schon einig. Dieses Bewußtsein des deutschen Hauses als des köstlichsten nationalen Kleinods, in welchem die Stärke unserer Nation geborgen lag und für die Zukunft liegt, das Bewußtsein der Einigkeit in deutscher Haussitte, muß wieder gewonnen werden. Wir können uns nicht tiefer entwürdigen, als wenn wir die Ausländerei in's deutsche Haus eindringen lassen. Mit unsern häuslichen Sitten müssen wir die Grundpfeiler unsers Volksthums retten und bewahren, des in aller seiner lebensprühenden Vielgestaltung dennoch einigen deutschen Volksthums.

In der Erhaltung der altüberlieferten Sitten des deutschen Hauses kann man darum nicht zäh und eigensinnig genug sein.

Man soll annehmen, daß diese Sitten schon dann positiv gut sind, wenn sie nur kein nachweisliches Unheil stiften. Selbst wenn sich für ein harmloses Herkommen des Familienlebens gar kein eigentlicher Zweck mehr auffinden läßt, soll man ihm aus Gnaden das Leben schenken. Man kann aus einer Mauer einen kleinen Stein losbröckeln, welcher für sich so gut wie gar nichts trägt und hält, und noch einen und immer mehrere, und von keinem einzelnen derselben wird man sagen können, daß er zur Festigkeit der Mauer durchaus nothwendig sei, und wenn man hunderte von diesen einzelnen sämmtlich überflüssigen Steinen herausgezogen hat, gibt es doch ein Loch und die Mauer stürzt ein. Gerade so geht es mit an sich ganz gleichgültigen Sitten des Hauses.

Jede Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine eigenartige Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig sammeln und bewahren, was ihren besondern Charakter dokumentirt.

Mit diesem Familienconservatismus ist es aber im deutschen Bürgerhause jetzt meist gar traurig bestellt. Man liebt es ja hier, das Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Beweglichkeit unserer Kapitalwirthschaft, unserer unendlich wandelbaren bürgerlichen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse zu fassen und darum als etwas ächt modernes, großstädtisches, fashionables wohl gar zu bewundern. Unsere Väter haben sich emancipirt von der Kleinstädterei, und wir müssen uns von der Großstädterei emancipiren. Selbst in den begütertsten, gebildetsten Bürgerkreisen wissen ja die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr Urgroßvater war. Das wäre ja ganz bäuerisch, noch etwas vom Urgroßvater zu wissen! Indem also die Familienkunde hier selten über den Großvater hinaufreicht, umfaßt sie gerade nur den kleinen natürlichen Kreis von Geschlechtern, die mit Lebensende und Lebensanfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben unsere Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeichnet als wir. Was wird nun vollends die kommende Generation von ihren Vorgängern wissen?

Da kann also auch in der Sitte des Hauses von Familienüberlieferungen kaum mehr die Rede sein. Ihr sprechet von deutscher Einheit, als ob der Bundestag oder das Parlament oder der Kaiser oder sonst wer eine deutsche Einigung machen solle; Ihr selber verrathet aber das einige deutsche Volksthum, indem Ihr das Familienbewußtsein geflissentlich einschlafen laßt, die Familienüberlieferung austilgt, den Geist und die Sitte des deutschen Hauses austreibt, die uns so tief und stark verbunden halten. Ihr wollt national sein in der Politik und seid kosmopolitisch im eigenen Hause, wisset Ihr nicht, daß, wer den Teufel bannen will, selber rein sein muß?

Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raschen Wechsel unsers Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen, und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen hörte, da er noch jung war — im treuesten Chronikenstyle berichten, existiren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zusammenhang der Familie mit dem Wohnhause in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miethe wohnt. Wie viele von ihnen wissen denn noch, in welchem Hause sie geboren wurden? Daß so viele Menschen auch nur noch wissen, wie alt sie selber sind, ist schon ein halbes Wunder.

An alle dem sollen die modernen wirthschaftlichen Verhältnisse schuld sein. Man beklagt dann mitleidig das Familienleben als das nothwendige Opfer dieser Verhältnisse. Ist denn aber das Geld und der Erwerb das höhere und nicht vielmehr die Familie? Die Sittlichkeit und Eigenartigkeit des Volksthumes, wie sie durch die Familie bedingt ist, steht höher als das materielle Vermögen des Volkes. Und wenn die materielle Volkswirthschaft eine Richtung genommen hat, durch welche das deutsche Haus aus allen Fugen gerissen wird, dann ist damit nur bewiesen, daß diese wirthschaftliche Richtung eine schlechte und verwerfliche sei.

Auf dem Reichthum eines Volkes, welches sein Haus verläugnen muß, um im Erwerb wetteifern zu können mit andern Völkern, ruht doch kein Segen. Statt also das Haus als ein nothwendiges Opfer unseres modernen Wirthschaftslebens zu beklagen, sollte man vielmehr die ökonomischen Entwickelungen den sittlichen unterordnen und lieber die ganze moderne Nationalökonomie zum Teufel gehen lassen als unser deutsches Haus.

— — Das bürgerliche Haus, zu dem ich nach dieser Abschweifung zurückkehre, hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Es war das gleichsam ein officieller Akt, und der Hausvater fühlte sich in seiner patriarchalischen Würde, wenn er eine Urkunde in dieses Hausarchiv brachte. Man sollte nun aus diesen einzelnen Blättern ein kleines Heft machen; es wird auch in der Bibel noch Platz finden und ist da an einem guten Ort. Will man eine umfangreichere Familienchronik anlegen, so kann sie neben diesem Haupturkundenbuch immer noch ein besonderes Buch bilden.

Als sich im achtzehnten Jahrhundert die Sitte des Hauses lockerte, begannen viele Bürgersleute solche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechsel. Darum wäre es ein Zeichen, daß man die Zopfzeit abgeschworen, wenn man das Hausarchiv wieder in die Bibel zurückverlegte; der Kalender war nicht feuerfest genug.

Als es altmodisch geworden war, auch nur noch die gedrängteste Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die Tagebücher und Selbstbekenntnisse auf. Sie charakterisiren ihre Zeit. Es war die Periode der subjektiven Genialität, des Humanitarismus. Im achtzehnten Jahrhundert, als die feinere Sitte in Deutschland unter das Joch der französischen gebeugt war

und im Anfange des neunzehnten, als das französische Soldatenregiment Deutschland in Banden schlug, grassirten auch die sentimentalen Tagebücher vorzugsweise. Es waren das auch die Tage der endlosen Briefschreiberei, und in den bogenlangen Briefen, die zusammen wieder ein Tagebuch bildeten, bespiegelte sich der Freund und machte sich schön angesichts des Freundes. In solchen Bekenntnissen spricht nur noch der Einzelne von sich selbst: das Haus verschwindet vor der Privatperson. Die Familienchronik ist dem Hause gegenüber eine öffentliche Urkunde, das Tagebuch ist ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im Stillen wünscht, es möchten Andere darüber kommen und schwarz auf weiß sehen, welch eine schöne Seele er gewesen.

Anfangs hatte diese französische Rococomode der Selbstschau einen Anflug von idealer Tendenz, allmählig aber schälte sich die einfältigste Selbstvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo lauter persönliche Stimmungen, Eindrücke und Anregungen Tag für Tag notirt sind, macht sich eben der Verfasser gewöhnlich nur selber etwas weiß und stellt sich vor den Spiegel, um mit seiner eigenen werthen Person zu kokettiren. Wer nicht ein raffinirter Selbstquäler ist, der kann solch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beschönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders ist es bei der Familienchronik, wo der Einzelne sich objektiv fühlt als Theil eines Ganzen, wo er nicht die biegsamen Empfindungen und Reflexionen niederzuschreiben hat, sondern die festen Thatsachen.

Darum charakterisiren die Familienchroniken ein starkes und gesundes, die geheimen Tagebücher ein schwächliches und kränkelndes Geschlecht.

Was gäben wir nicht darum, wenn wir auch nur von den nächsten Vorfahren unserer bedeutenden Männer trockene Hauschroniken besäßen! Ganze Lastwagen voll Selbstbekenntnisse würden auch nur wenige solcher Urkundenbücher nicht aufwiegen. In unsere ganze Culturgeschichte käme ein anderes Fundament, wenn Chroniken der Art allmählig wieder Sitte des Hauses würden.

Die allgemeine Einführung ist gar nicht schwer: es braucht mmer nur wieder ein Jeder bei sich selber anzufangen.

Aus meiner Schulzeit gedenkt es mir, daß wir in öffentlicher Lehrstunde angeleitet wurden, Selbstbekenntnisse und reflektirende Tagebücher abzufassen. Ja es mußten Skizzen geheimer Selbstschau zur Probe gemacht und eingeliefert werden. Da wurde dann auch recht tapfer gelogen und renommirt. Welch wunderliche Pädagogik! Ganz ein ander Ding wäre es, wenn auch schon in den Schulen die Jugend hingewiesen würde auf die Wichtigkeit der Hauschronik und angeleitet zu ihrer besten Einrichtung. Proben könnten die Schulbuben freilich nicht sogleich zur Correctur einliefern. Aber in späteren Jahren würde das Senfkorn aufgehen und ein Baum werden, der über ganze kommende Geschlechter seinen schützenden Schatten breitete.

Wo keine Pietät für die Urkunden des Hauses ist, da ist auch keine für öffentliche Urkunden. Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft. Ein merkwürdiges Beispiel bietet hier wiederum Nordamerika. Mein Gewährsmann Kirsten berichtet: „So wenig sich hier im Privatleben der Einzelne um das kümmert, was Andere angeht, auf Andenken Werth legt 2c., so beachtet auch die Gesammtheit das nicht weiter, was sie aus der Vergangenheit her berührt. Auf Sammlung von Staatsurkunden wird von den Amerikanern so gut als gar nicht Bedacht genommen. Nach der Versicherung durchaus glaubwürdiger Reisender, die historische oder statistische Notizen in den Archiven sammeln wollten, fanden sie den ungehindertsten, sogar auch wohl unbeaufsichtigten Zutritt zu denselben, alles aber in solcher Unordnung und Mangelhaftigkeit, daß ihre Forschungen großentheils vergeblich waren. Daneben begegnete es ihnen, daß sie höchst merkwürdige und wichtige Urkunden, von denen sie sich Abschriften erbaten, von dem Aufsichtsbeamten der Archive mit dem Bemerken zugestellt erhielten, sie möchten sie nur behalten."

Bei den Engländern und selbst bei den Dänen und Schweden

rühmt man eine ziemlich allgemein im Volke verbreitete Kenntniß der vaterländischen Geschichte. Nicht von allen deutschen Gauen wird man das Gleiche rühmen können. In Gegenden, wo die alte Familienhaftigkeit noch fest sitzt (und von England wie von Skandinavien mag man dieß wohl eher behaupten, als von manchem mitteldeutschen Landstrich), da ist auch eine Stätte bereitet für den dem Vaterland zugewandten historischen Sinn.

Der Adel hat von standeswegen seine Familienarchive und Chroniken. Diese Archive sind aber bei den meisten Familien in den letzten hundert Jahren stark in Unordnung gerathen und sehr lückenhaft geworden. Ein durch Jahrhunderte stätig gut geführtes und erhaltenes Hausarchiv ist immer ein Wahrzeichen von der allgemeinen Blüthe des Hauses. Auf ein — leider so seltenes — Archiv der Art muß der ächte Aristokrat stolzer sein, als auf Titel und Würden, denn es ist ein Gesammtdokument von der zur Sitte des Hauses gewordenen Familienhaftigkeit seiner Vorfahren, und läßt sich nicht nachträglich machen, wo es nicht historisch geworden ist. Umgekehrt ist die Nichtachtung der Familienurkunden in der Regel das erste Zeichen von dem beginnenden Verfall eines Geschlechts. Zuerst wird der alte Plunder von Familienpapieren an den Käsehändler und Wurstmacher auf's Pfund versteigert, und rasch hinterdrein wandert der übrige Plunder von Aeckern, Wiesen und Waldungen zum Geldjuden.

Der Adel hat Familienstatuten, Hausgesetze, dazu eigene Standessitten des Hauses. Der ganze Organismus desselben ist bei ihm genauer festgestellt, als in irgend einer andern Gesellschaftsschicht, und zwar schwarz auf weiß, juristisch und urkundlich. Hier ist also kein neues Herkommen zu schaffen, sondern nur das alte, sehr bestimmte, strenger aufrecht zu halten.

Aehnlich lebt aber bei den Bauern von guter Art noch eine feste mündliche Ueberlieferung der Sitte des Hauses. Wie dieselbe beim Adel zu einer mit diplomatischer Bestimmtheit ausgeprägten Regel geworden ist, so ist sie beim Bauern in ihrer naiven poetischen Urform stehen geblieben. Der Adel hat sich ein eigenes

Recht des Hauses ausgebildet, der Bauer einen Cultus des Hauses. Beide Gegensätze der Form berühren sich im Wesen. Bloß der Bauer und der Adel unterscheiden noch praktisch, erbrechtlich, zwischen Familieneigenthum und dem freien Eigenthum des Einzelnen.

An dem Herrenschloß und dem Bauernhaus haftet der gleiche Aberglaube, nur verschiedenartig gewandet. Der Aberglaube des Hauses aber ist der Urahn zahlloser Sitten des Hauses. Im Keller des Bauernhauses wie der freiherrlichen Burg sitzet derselbe stumme alte Mann und liest in dem geschriebenen Buche, indeß ihm ein Knabe die Lampe hält. Die weiße Frau, welche im Fürstenpalast todverkündend umgeht, zeigt sich in vielen Gegenden auch im Bauernhause, und es fragt sich, ob die letztere nicht das Originalgespenst ist. Das Todtensehen in der Christnacht, wobei unter anderem der Sarg des im kommenden Jahre sterbenden Hausgenossen auf dem Giebel des Hauses schwebt, hängt eng zusammen mit der Sage von der bäuerlichen Ahnfrau. Im Bauernhofe lebt und webt es in allen Ecken von guten und bösen Geistern, ganz wie im ältesten Schlosse. Selbst in den Wänden und Tischen verspürt man ein geheimes gespenstiges Regen, Wichtelmännchen und Klopferle schaffen bei Tag und Nacht „und im Vertäfer popperet der Wurm," wie Hebel sagt, die Todtenuhr.

Nur in den modernen städtischen Wohnungskasernen spukt es gar nicht mehr. In einzelnen Strichen der Rheinlande soll es auch im Bauernhause nicht mehr spuken, seit die Franzosen das Land besessen haben, d. h. seit mit dem deutschen Hausaberglauben zugleich die deutsche Sitte des Hauses ausgetrieben worden ist.

Glaubt man, ich wolle den Aberglauben predigen, den Glauben an Gespenster und Klopfgeister? Welchem vernünftigen Menschen fällt das heutzutage ein und welcher vernünftige Mensch wird auf solche Predigt hören! Allein es gibt drei Perioden der Geschichte des Volksaberglaubens. In der ersten Periode glaubt das Volk an eine leibhaftige Geisterwelt; in der zweiten wird es belehrt, daß diese Geisterwelt nur in seinem eigenen dummen

Kopf existire und daß der Glaube daran thöricht und verderblich sei; in der dritten aber erkennt der Forscher, daß jener thörichte Aberglaube die Licht- und Nachtseiten des Volksgemüthes oft in tiefsinnigem Bild und Gleichniß darstelle, und was dem aufgeklärten Manne der zweiten Periode unnützer Plunder, das wird dem noch hellsehenderen der dritten Periode ein werthvoller Schatz — sofern er ihn zu heben versteht. Manchmal fällt man aber auch aus der dritten Periode in die zweite zurück, und viele „Gebildete" kommen aus der zweiten gar nicht heraus.

In dem Hausgarten pflanzt der Bauersmann ein junges Bäumchen in dem Jahre oder, womöglich, an dem Tage, wann ihm ein Kind geboren wird. So wächst ihm das „Haus" im Garten gleichsam noch einmal im Bild der Bäume auf. Stirbt ein solcher Baum ab, dann fürchtet man böse Vorbedeutung für das Leben des Kindes, an dessen Geburtstage er gepflanzt wurde. So ist mir auch am Tage meiner Geburt ein Kirschbäumchen im väterlichen Garten gepflanzt worden, von dem ich später fleißig Kirschen gegessen habe, und ich konnte es nie ohne sonderliche Bewegung ansehen, gleich als meinen Doppelgänger und sympathetisch mit mir zusammenhängend, und dankte wohl auch Gott, daß er das Bäumchen bis zum Kirschentragen hatte gedeihen lassen. Aber die Zeit schreitet fort. Schon vor Jahrzehnten hat sich der Garten in ein Holz- und Steinkohlenlager verwandelt und da wachsen keine Kirschbäume mehr.

Wenn sich irgendwo die tiefsinnige deutsche Auffassung des Hauses als eines persönlichen, aus dem Leben der Familie hervorgewachsenen Wesens ausspricht, dann ist es in unsern zahlreichern Volkssagen von den Hausgeistern. Die Hausgeister sind nicht nur die Schützer und Freunde des Hauses, sie rächen und strafen auch die Vernachlässigung der Häuslichkeit; sie quälen und necken den lüderlichen Hauswirth; Frau Holda zündet den faulen Spinnerinnen den Rocken an und wirft ihren Fluch in das Haus, in welchem zu Fastnacht nicht alle Rocken abgesponnen sind. Wir haben es also hier mit einem Volksaberglauben zu

thun, dem große sittliche und nationale Ideen zu Grunde liegen, die Ideen des organischen Zusammenhanges zwischen Wohnung und Familie, der Persönlichkeit des Hauses und der Heiligkeit des häuslichen Lebens. Soll man einen solchen Volksglauben geradezu einen Aberglauben nennen? Soll man ihn ausrotten, wenn man weiß, daß mit ihm die schönsten Sitten des bäuerlichen Hauses fallen werden.

Höchst merkwürdig ist es, daß der Hausgeist in unserm Volksglauben nicht bloß an der Wohnung haftet, sondern auch mitunter wie der Schutzgeist oder der strafende Geist des Hauses im ideellen Sinne erscheint. Der schlechte Hauswirth kann den strafenden Hausgeist nicht los werden, auch wenn er mit der ganzen Familie aus der heimgesuchten Wohnung flieht. Das ist recht lustig dargestellt in der Sage von dem Mann, der, um dem quälenden Hausgeist zu entgehen, all sein Besitzthum auf einen Wagen packte, das Haus verließ und hinter sich in Brand steckte. Als er nun davon fuhr und das Haus brennen sah und innerlich sich freute, daß er nun des Kobolds quitt geworden, da rief es plötzlich vom Wagen herunter: „Du! es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!" Es war der Hausgeist, der mit aufgestiegen war; denn seiner Wohnung konnte der Mann wohl entrinnen, nicht aber seinem Hause.

Bauernkinder, die im Dunkeln auf den Speicher stiegen, sahen ein Fenster sich öffnen und schauten durch dasselbe in einen hell erleuchteten Raum gleich der großen Familienstube, nur daß alles alterthümlicher darinnen aussah, und altfränkische Gestalten wie aus der Urgroßmutter Zeit bewegten sich schweigend auf und ab und zeigten in Geberden, Stellungen und Handlungen die bevorstehenden Schicksale der Familie an. Ist diese weitverbreitete Mähr aus dem Bauernhause im Kern nicht ganz dieselbe, welche im vorigen Jahrhundert aus dem Königsschlosse zu Stockholm berichtet wurde und damals Rumor durch das ganze aufgeklärte Europa machte? Die Vorfahren kommen wieder als stumme Propheten der Nachgeborenen, sie können sich von dem Hause

nicht trennen, und das Fürstenschloß steht hier eben so nahe zusammen mit dem Bauernhaus, wie beide auf dem gleichen socialen Grundbau ruhen.

Gerade im und am Hause zeigt sich die Anhänglichkeit des deutschen Bauern am Ererbten zumeist. Darin liegt ein Wink für den social-politischen Praktiker, der das Bauernthum in seiner Art festigen will. Er muß vorab verhüten, daß die bäuerliche Sitte des Hauses angetastet wird. Wenn ererbter Hausrath bei dem Bürgerthume älteren Styles nur als etwas besonders Ehrwürdiges galt, dann legt der Bauer ererbtem Geräth häufig sogar die Eigenschaft des Geweihten, Dämonischen, Wunderwirkenden bei. Mit dem ererbten Schlüssel des väterlichen Hauses sucht man in der Erbbibel die Zukunft zu erkunden; mit Hülfe eines Erbzaunes oder eines Erbsiebes kann man gleiche Kenntniß erlangen, nimmermehr aber mit dem Schlüssel eines Hauses, worin man zur Miethe wohnt, oder mit einem Sieb, welches man auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hat. Im ererbten Geräth sitzt sympathetische Heilkraft. Kindern, die an Abzehrung oder Krämpfen leiden, gibt der oldenburgische Bauer Erbsilber ein, d. h. Silber, welches von einem in der Familie des Kranken vererbten Geräth abgeschabt ist.

Die wahrhaft rührende, unvertilgbare Liebe, mit welcher der Mann aus dem Volke an dem Hause seiner Väter hängt, spricht sich in den zahlreichen Spielarten des ächt deutschen Volksaberglaubens aus, nach welchem auch der selig Gestorbene bei mancherlei Anlaß immer wieder in das Haus zurückkehrt, gleichwie es die als Wöchnerin verstorbene Mutter im Grabe nicht aushält, sondern allnächtlich sechs Wochen lang zurück in's Haus schleicht, um, von keines Sterblichen Auge bemerkt, ihr überlebendes Kind zu säugen. Der Bauersmann gibt daher solchen Todten Schuhe mit in's Grab, auf daß sie sich die nackten Füße nicht wund laufen. Wollte man solche Sagen des „Hauses" in die städtische Wohnungskaserne verlegen, es sähe wie der frivolste, widerlichste Spott aus.

Wie der Todte nach dem Hause zurückkehrt, so holt er aber auch in andern Fällen das ganze Haus zu sich in's Grab. Der Volksglaube sagt, daß der Todte, wofern ihm ein Zipfel des Leichenhemds an den Mund komme, dergestalt, daß er's mit den Lippen erfassen könne, die übrigen Glieder der Familie „nach sich ziehe". Darum steckt man der Leiche ein Brettchen unter das Kinn. Die Sehnsucht des Todten nach der Familie, die allen ihren Gliedern das Leben kostet, malt sich hier in einzelnen Zügen, welche an den Vampyrismus erinnern. Aber wie sehr vermenschlicht wurde dieser Sagenkern, indem der germanische Volksglaube dem grauenhaften Gelüsten des Todes nach dem Leben das edle Motiv der unbezwinglichen Familienliebe untergelegt hat!

An der natürlichen Poesie des Hausaberglaubens haftet die bäuerliche Sitte des Hauses. Sie sucht darum auch hier noch vorzugsweise gern eine *religiöse* Weihe. Denn der Glaube und der Aberglaube sind Geschwisterkinder. Der Ahnherr beider ist der Schauer der Creatur vor Tod und Vernichtung. Die ältesten und originellsten Volkssitten des Hauses treten darum noch immer hervor, wenn eine Leiche im Hause ist. Es geht auch in den Städten so. Wer nirgends mehr betet, dem kommt doch wohl an einem Grabe das Beten an. Abergläubische Sitten des Hauses, über die der aufgeklärte Mann sonst spottet, beobachtet er selber doch noch unwillkürlich bei Todesfällen. Die zerrissene vornehme Familie, die nirgends mehr zusammenkommt, findet sich zuletzt in der Familiengruft als im gemeinsamen Hause wieder.

Die deutsche Sitte des Hauses ist ein Feld, auf welchem die naturgeschichtliche Erforschung des Volkslebens gar viele jetzt noch kaum geahnte Schätze zu heben hat. Denn man forschte bisher fast nur nach Einer Richtung hin, indem man vorzugsweise den Aberglauben und die Bräuche des Hauses untersuchte, welche sich poetisch oder durch ihren altheidnisch mythologischen Kern auszeichnen. Welche Ernte zu erwarten steht für unser ganzes Wissen von Haus und Familie, wenn auch einmal auf andern Punkten der Spaten eingeschlagen wird, das hat uns unlängst ein olden-

burgischer Arzt, Dr. Goldschmidt, in einem merkwürdigen Büchlein gezeigt, welches den Titel führt: „Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland.“ Es ist darin die Hauptsumme des medicinischen Aberglaubens und der überlieferten medicinischen Praxis des oldenburgischen Landvolkes niedergelegt und geordnet. Die wunderlichen Hausmittel der Bauern, von denen sich der Arzt häufig mit Entsetzen abwendet, sind für den Culturhistoriker ein wahrer Hausschatz. Nicht nur die uralten Anschauungen unseres Volkes von dem menschlichen Leib, dem Geheimniß seines Werdens und Vergehens, seiner Vollkraft und seiner Leiden sind in der Volksheilkunde geborgen, sondern es wird uns hier auch ein tiefer Blick in das häusliche Leben des Volkes, in seine geheimsten Haussitten eröffnet. Solche Darstellungen der Volksmedicin sollten von kundigen Landärzten in allen Gauen Deutschlands aufgezeichnet werden; das Innere des deutschen Hauses würde sich uns dadurch in einer ganz neuen Beleuchtung offen legen, und für die psychologische Charakteristik des Volkes würde ein neuer Kreis der eigenthümlichsten Vorarbeiten gewonnen sein.

Wollte man in den Städten nach Resten der alten Volksmedicin suchen, so würde man wohl wenig gescheidtes mehr finden. Man sieht aus alle den vorhergehenden Ausführungen, daß die bäuerliche und städtische Sitte des Hauses nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden ist, daß sie auf ganz andern Voraussetzungen ruht. Dies war früher nicht in dem Grade der Fall. Das häusliche Leben war durch alle Stände gleichartiger: die neuere Zeit hat hier erst ständische Unterschiede geschaffen. Fast alles, was sich jetzt noch an Aberglauben und Sitten des Hauses bei den Bauern findet, dazu auch den ganzen religiösen Cultus des Hauses, besaßen wir früher auch in der Stadt. Stadt und Land sind hier nicht näher zusammengekommen, wie man im allgemeinen wohl wähnt, sie sind vielmehr erstaunlich auseinandergegangen.

Die wichtigste Ursache, weßhalb städtische und bäuerliche Sitte des Hauses nicht mehr zusammengehen kann, ruht darin, daß beim

Bauern der Besitz eines eigenen Wohnhauses etwas Wesentliches und Nothwendiges, beim Bürger etwas Zufälliges ist. Dort sitzt die Familie also fest im Hause, beide gehören organisch zusammen; hier zieht sie um, wohnt zur Miethe; das Haus ist etwas Wandelbares und Gleichgültiges.

Das schlagendste Zeugniß für den untrennbaren Zusammenhang der Bauernfamilie mit dem Bauernhause sind die Hausmarken. Auch sie beginnen freilich in neuester Zeit zu verschwinden; um so mehr ist es also in einem Kapitel vom „Wiederaufbau des Hauses“ am Orte, ein Wort von diesen Hausmarken zu reden, die man nicht sollte verschwinden lassen, ja deren Weiterverbreitung man anregen sollte.

In vielen Gegenden Norddeutschlands (wie in Skandinavien) hat jedes Bauernhaus seine eigene Marke, einfache runenartige Zeichen, über deren Ursprung sich die Gelehrten bis jetzt noch vergeblich den Kopf zerbrechen, und die am Giebel, an der Hausthüre, dem Hofthor, der Wetterfahne 2c. angebracht sind. Das Hauszeichen ist dem Bauern aber so werth, wie dem Freiherrn sein Wappen. Es besteht jedoch der große Unterschied, daß die Familie des Bauern, wenn sie einen andern Hof bezöge, was freilich selten geschieht, auch ihr Hauszeichen wechseln würde, während das Wappen des Edelmanns an der Familie haftet und von da erst auf sein Schloß übertragen wird; er vereinigt höchstens das Wappen neuerworbener Besitzungen mit seinem ursprünglichen. Allein dieses Wappen ist auch dann kein Zeichen der Besitzung, sondern des Geschlechtes gewesen. Jene Bauern dagegen leiten ihr persönliches Wahrzeichen geradezu vom Hause ab. Das Zeichen des Hauses wird auch an das Geräth gemalt, eingeschnitten, dem Vieh eingebrannt, es wird mit dem Pfluge in den Acker eingezeichnet; es wird das Zeichen alles Besitzes, denn das Haus ist ja der persönlichste und eigenste Besitz der Familie. Auch an dem Kirchenstuhl und am Grabstein fehlt das Hauszeichen nicht. Noch mehr. Das Hauszeichen, welches, ich wiederhole es, keineswegs ein Geschlechtswappen ist, wird sogar zum

Handzeichen des Hausbesitzers. Auf der Halbinsel Mönchgut wurden noch bei Menschengedenken öffentliche Urkunden, statt mit dem Namen, mit dem Hauszeichen unterschrieben. An dem Hause also erkennt man den Mann; seine Person und das Haus fallen in eins zusammen. Ein Lump, der nicht schreiben kann, mag drei Kreuze unters Protokoll setzen; der Bauer ältester Art dagegen malt sein Hauszeichen und läßt also sein eigenstes, persönlichstes Besitzthum, sein Haus, haften für seine Person. Eine glänzendere Urkunde des uranfänglichen Zusammenhangs von Familie und Haus gibt es nicht, als diese Hausmarken. Früher fanden sich auch in deutschen Städten Hauszeichen und hatten unstreitig gleichen Sinn und gleiche Anwendung wie die Marke des Bauernhofes. Jetzt kann es gar keine Hauszeichen mehr in den Städten geben, wo man zur Miethe wohnt und nach Belieben sein Haus wechselt. Auf den Dörfern dagegen sollte man die Hausmarken in ihrer herkömmlichen Bedeutung ehren und, als das Wappen der Bauern, selbst bei den Kanzeleien und Gerichten wieder anerkennen, denn indem man solche Symbole aufrecht erhält, stützt man auch die Tendenz, aus welcher sie hervorgegangen sind, d. h. im vorliegenden Fall die Idee des untrennbaren Zusammenhanges von Mann und Haus.

Ich habe in diesem Buch fast auf jeder Seite von den Bauern reden müssen, gleich als seien die ursprünglichsten und nationalsten Formen unseres Familienlebens nur in dem Bauernhause zu finden. Dem ist auch in der That so, und es erwachsen hieraus weittragende Folgerungen für den Wiederaufbau des Hauses. Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes. Im gesellschaftlichen und politischen Leben wurde der deutsche Städtebürger im Mittelalter eigenartig, mächtig, er schuf neue große Entwickelungskreise unserer nationalen Existenz. Darum

mußte ich in meiner „bürgerlichen Gesellschaft“ sagen, daß der deutsche Bürger keineswegs bloß ein beweglich gewordener Bauer sei. Er ist eine selbständige sociale Erscheinung. Ganz anders steht es aber mit den Formen unseres häuslichen Lebens. Die Sitte des Hauses ist viel älteren Ursprunges als der Gesellschaftsorganismus; sie wurzelt bei uns durchaus in jener Zeit, wo die Deutschen noch ein Landvolk waren. Unser eigenstes Familienleben stammt aus dem Bauernhause. Das römische Volksthum ging aus von „der Stadt“ als solcher, von Rom. Erst aus dem römischen Stadtbürger ging der römische Gesellschaftsbürger, der römische Staatsbürger hervor. Die Blüthe römisch-nationaler Sitte bekundete der Einzelne als „Urbanität“. Wir haben dieses Wort gedankenlos aufgenommen, während wir doch die Blüthe deutscher Sitte viel eher „Rusticität“ nennen müßten.

So lange der deutsche Bürger rein deutsche Sitten des Hauses hatte, waren das verfeinerte Bauernsitten. Im Mittelalter ist es so noch gewesen. Mit der Beweglichkeit des städtischen Hauses ist jetzt die alte Bauernsitte im Bürgerhause theils unmöglich geworden, theils haben wir sie als altfränkischen Plunder von uns geworfen, aus London und Paris die kosmopolitische Sitte des gebildeten Europa uns verschrieben und das deutsche Haus verläugnet. So ist unser bürgerliches Familienleben, ich wiederhole es, ein qualitativ anderes geworden, als das ursprünglich deutsche, bäuerliche.

Es wäre Verrücktheit zu glauben, daß jene alten naiv poetischen Sitten des Bauernhauses in der Stadt jemals wieder hergestellt werden könnten. So gewiß es in der entgeisteten Wohnungskaserne niemals wieder ordentlich geisten und spuken wird, so gewiß werden auch die alten, naiven, wesentlich im Hausaberglauben gewurzelten Bräuche nicht wieder aufkommen.

Sollen wir aber darum das deutsche Haus in den Städten gänzlich verläugnen und verloren geben? Gewiß nicht. Eine neue Sitte des bürgerlichen Hauses müssen wir gründen, die der Bauernsitte gegenübersteht wie die bewußte, klare Lebenspraxis des Mannes dem dichtenden, Träume spinnenden Dahinleben des Jünglings.

Sie muß hervorwachsen aus der bestimmten Ueberzeugung, daß nur in dem engen, durch die äußeren historisch nationalen Formen der häuslichen Sitte gefesteten Familienleben eine sittlich kräftige, staatsbürgerlich tüchtige Generation wieder aufwachsen kann. Im Taumel haben wir diese Sitten verloren: mit hell wachen Augen müssen wir sie wieder suchen. Und weil wir sie hell wach anders anschauen werden als vordem, drum werden wir sie auch zu anderen Sitten umwandeln, aber es werden gute deutsche Sitten sein.

Es vermeint Mancher, dessen politisches Glaubensbekenntniß in äußerst loyalen und unterthänigen Phrasen abgefaßt ist, er sei ein sehr conservativer Mann. Er ist aber ein Demagog, ein Revolutionär, weil in seinem Hause der Conservatismus fehlt, weil da aus eitel Vornehmthuerei jegliche überlieferte Sitte des Standes und der Familie weggeworfen ist, weil kein Hausregiment geführt wird, weil die Kinder als sociale Windbeutel aus dem Schooße der Familie hervorgehen. Unzählige „feine" Leute werden Demokraten, weil sie gar zu aristokratisch sein wollen, und merken selbst nicht einmal, was sie geworden sind.

Mit dem bestimmten Gedanken müssen wir eine strengere Zucht des Hauses wieder aufnehmen, daß uns dieselbe social fest machen solle, wo wir jetzt noch umhergeblasen werden wie die Windfahnen. Aus dieser Zucht könnte eine neue bewußte bürgerliche Sitte des Hauses aufwachsen. Wenn sie aber außer allem Zusammenhang tritt mit der alten deutschen naiven Sitte, d. h. mit der Bauernsitte, dann wird sie doch alsbald vertrocknen; denn auch ein Volk ist nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit unserer Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemüthfrisches Leben zu.

Der politische Mann sollte es sich zum Exempel zur besonderen Gewissenspflicht machen, jetzt, wo die städtische Familie kaum je mehr in dasselbe Haus, in dieselbe Stadt zusammengebannt bleibt, den Familienverkehr aus Princip um so lebendiger aufrecht zu erhalten. Aus Ueberzeugung müssen wir uns wieder Muth fassen, gleich dem Bauern wieder den Vetter und

die Base zu ehren; um als conservative Männer den Staat zu stützen, müssen wir Familientraktamente halten für die ganze Sippschaft, so weit sie nur herausgerechnet werden kann, Familientraktamente wie auf einer Pfälzer Kirchweih. Regelmäßige Familienzusammenkünfte sollten zur allgemeinen Sitte werden; die Eisenbahn, die so manches alte Herkommen zerstört, würde dieses gute neue Herkommen schaffen helfen. Jeder Einzelne kann erfolgreiche Schritte zu diesem Zwecke thun, wenn er nur den Muth hat, ein deutscher, für das Haus begeisterter Mann zu sein.

Ich gedachte oben der Familienchronik. So lange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eigenen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. Er würde auch eine ordnungsmäßige Familienchronik ohnedieß nicht gut schreiben können, da ihm die Tinte meist eingetrocknet ist und kann sich mit den altherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen. Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemietheten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtniß in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebene Papier die Ueberlieferungen des nomadischen Hauses einstweilen festhalte.

Entsprechend den naturgeschichtlichen vier großen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft wird auch der Wiederaufbau des Hauses unter vierfachem Gesichtspunkt vom Socialpolitiker behandelt werden müssen.

Der Bauer hat einen Cultus des Hauses, bedingt durch das naive Fortleben in der überlieferten Familiensitte. Die Stammburg unseres nationalen häuslichen Herkommens ist das Bauernhaus. Das wirthschaftliche und sociale Leben des Bauern ordnet sich seiner Sitte des Hauses unter. In ihr ist dem gesammten Volke der Zusammenhang mit dem Urquell unserer ältesten nationalen Lebensanschauung gesichert. Der Socialpolitiker muß daher

den Bauer nur in seiner Sitte und seinem Cultus des Hauses gewähren lassen und bewahren, er darf höchstens gelinde Hebammendienste zum Hervorziehen halb entwickelter oder halb erstickter Bauernsitte thun.

Bei der Aristokratie hat sich die alt nationale Bauernsitte zu Standes- und Hausgesetzen krystallisirt. Der Stand ruht auf diesen Hausgesetzen. Werden sie nicht befestigt und neu geordnet, dann ist der ganze Stand der Adelsaristokratie ein Schattengebilde der Doktrin. Hier erhält also der Staatsmann bereits die positive Aufgabe, auf dem Wege der Gesetzgebung dem in dem Wesen seines Familienthumes erst eigenartig werdenden Stande unter die Arme zu greifen.

Das Bürgerthum hat die naive Bauernsitte und den Cultus des Hauses größtentheils abgestreift, es hat auch sein Familienleben nicht durch Hausgesetze gefestet. Darum muß es aber entschiedener noch als die beiden vorhergehenden Stände aus politischem Bewußtsein zur strengen Zucht des Hauses zurückkehren. Es muß sich dadurch einen neuen Boden bürgerlicher Haussitte schaffen. Es wird der vierte Stand, bei dem ein berechtigtes Familienleben überhaupt kaum existirt, durch eine Concentration des bürgerlichen Lebens großentheils aufgehoben werden, denn eben aus der Verläugnung des bürgerlichen Hauses geht eine ungeheure Schaar von Proletariern hervor.

Hier ist also der Punkt, wo wir mit aller Macht die Hebel der Reform einsetzen müssen, Jeder für sich in seinem Hause, und auch der Staat darf nicht bloß zusehen und gewähren lassen.

Ich komme hier auf eine bis zum Ueberdruß besprochene Zeitfrage, auf die Frage der Auswanderung. Man wird glauben, sie müsse vorwiegend bei einer Betrachtung unserer gesellschaftlichen, unserer wirthschaftlichen oder politischen Zustände besprochen werden; ich aber glaube, sie gehört vor allen Dingen in ein Buch von der Familie.

Die Leute, welche auswandern, weil sie im fernen Welttheil einen günstigeren Spielraum für die Entfaltung ihrer Kräfte

bestimmt voraussehen, sind vernünftige Auswanderer. Sie sind nicht vom Auswanderungsfieber befallen, und von ihnen rede ich hier nicht. Die ungeheure Masse der Auswanderer geht nicht von diesem Gesichtspunkte aus. Sie sind vielmehr zerfallen mit dem europäischen Leben, müde dieser Zustände, in denen sie nicht recht leben und nicht recht sterben können, und steuern einem fernher dämmernden Glück entgegen, von dem sie so wenig eine bestimmte Vorstellung haben, wie von ihrem heimathlichen Unglück.

Nun sagt man, diese Leute fliehen vor unsern erbärmlichen politischen und socialen Zuständen. Wer aber macht denn in letzter Instanz diese „politischen und socialen Zustände“ als das Volk selber? Ein innerlich gesundes Volk ist noch niemals auf die Dauer schlecht regiert worden, und wenn unsere Gesellschaftsverfassung schlecht ist, so heißt das nichts anderes, als daß das Volk selber krankt. Die europamüden Auswanderer fliehen also vor sich selber. Es ist doch gar zu komisch zu glauben, die große Mehrzahl dieser Leute, die den untersten und bildungslosesten Volkskreisen angehören, gingen aus Unzufriedenheit mit unsern Staatsverfassungen und Verwaltungen übers Meer. Es würde ihnen wahrhaftig jede Verfassung recht sein, denn sie verstehen die eine so wenig wie die andere, wenn sie nur mit sich selbst in Frieden wären. Die überlieferten Sitten haben sie aufgegeben, der Fesseln des Familienlebens sind sie quitt geworden, damit aber auch der süßen Bande der Familie, sie haben keinen „häuslichen Herd“ mehr: warum sollten sie noch länger zu Hause bleiben? Sie sind eigenherrisch geworden; der jüngere Bruder mag dem älteren nicht mehr als oberster Knecht und Genosse dienen; er geht also übers Meer, um zu lernen, daß Der meist den schlechtesten Herrn hat, der sein eigener Herr ist. Wenn man es ganz in der Ordnung findet, daß das Volk seinen alten Rock ablegt und mit dem alten Rock seinen alten Gott, warum wundert man sich denn, daß es auswandert? So lange die Familiensitten fest waren, hielten sie auch den Mann im Hause fest. Nun ist es aber doch ganz natürlich, daß die Leute auswandern,

da ihnen mit den Sitten auch „das Haus“ verloren gegangen ist. Sie sind ja hier nicht mehr „zu Hause“, warum sollen sie denn hier bleiben? In den niederdeutschen Küstenstrichen und den oberdeutschen Hochgebirgsgegenden, wo der Bauer noch sein altväterliches Haus innen und außen besitzt, weiß man ja nichts vom Auswanderungsfieber; in Mittel- und Südwestdeutschland dagegen grassirt es am stärksten. Dort hat das Volk nach und nach alles Eigene, Ererbte, Angestammte aufgegeben, daß ihm zuletzt nur noch übrig blieb, die todte Scholle Landes aufzugeben, darauf es geboren ward. Daß ihm dieß nicht mehr schwer wird, ist erklärlich, und diese leichte Trennung nennt man Auswanderungsfieber. Bei den niedersächsischen Bauern, die noch im alten Sachsenhause wohnen, wo der Bruder die Ehren des Hauses in des Bruders Dienst zu mehren sucht, wo die Hausfrau in der großen Wohnhalle hinter dem Herde thront, und die Heuerleute unter dem patriarchalischen Schutze des Hofbauernhauses ihre Hütten aufschlagen, herrscht noch kein Auswanderungsfieber. Die Leute haben noch ein Haus: also fällt es ihnen auch nicht ein, auszuwandern. Wo das Auswanderungsfieber herrscht, da vermindern sich die Ehen noch in viel stärkerer Proportion als die Bevölkerungszahl abnimmt. Die Leute, welche ein Haus suchen, die heirathsfähigen Leute, wandern aus; sie fliehen vor dem alten Land, in welchem sie den Geist der Häuslichkeit nicht mehr finden können. Die Armen merken nicht, daß sie damit eigentlich nur vor sich selber fliehen! Die Verläugnung der nationalen Sitte und des deutschen Hauses ist es, die wie ein Fieber durch die Nerven unseres armen Volkes zittert und glüht; unstät und flüchtig wird das Volk, um dieser tief innen brennenden Unruhe zu entrinnen. Der einfältige Bauer merkt nicht, daß er und Andere mit seiner Väter Sitten sich und ihm auch seiner Väter Frieden gestohlen. Es ist öde geworden in seinem Haus. Nur ein böser Hausgeist spukt noch darin, der Rachegeist der Verläugnung des Hauses. Und der Bauer packt seine ganze Habe auf den Wagen und flieht zum Auswandererschiff und steckt das väterliche Haus

in Brand, damit dieser böse Hausgeist mit verbrenne, aber hoch oben von dem aufgethürmten Hausrath herab kichert ihm der Kobold zu: „Es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!“ Und ob der entsittete deutsche Mann gleich über das ganze breite Weltmeer fährt, wird er diesen bösen Hausgeist doch nicht darin ersäufen können. Und würfe er all sein Hab und Gut, worin der Hausgeist scheinbar sich verschanzt, über Bord, er würde ihn doch nicht mit in's Wasser werfen, sondern zuletzt würde der rächende Hausgeist aus des Auswanderers eigener tiefster Brust heraussprechen und ihn peinigen.

Wenn ein Volk *vor sich selber* flieht, dann hat es das Auswanderungsfieber. Es flieht dann freilich auch vor seinen socialen Zuständen: denn seine socialen Zustände hat es sich selber gemacht. Es flieht vor seinen politischen Zuständen: denn ein Volk wird im Großen und Ganzen immer gerade so gut und so schlecht regiert, als es regiert zu werden verdient. Die Regierenden sind ja doch auch ein Theil des Volkes und ihre Regierungsweise ist eine von den Früchten der gesammten Volksentwickelung. Wenn aber ein Volk sein häusliches Leben wieder in strenge Sitten fügt, dann zwingt es seine Machthaber zur politischen Tugend, und indem wir unser Haus reformiren, reformiren wir den Staat.

Ich habe so viel von dem aus vergangenen Zeiten uns vererbten deutschen Bauernhause gesprochen; es stehet aber auch ein Bürgerhaus der Zukunft vor meinen Augen, welches anders aussieht wie eine Kaserne.

Ihr schauet da — im zwanzigsten Jahrhundert — ein etwas unregelmäßig gebautes, mäßig großes Haus, gelegen in einer neuen und dennoch krummen, wie ein anmuthiger Fußpfad geschlängelten Straße. Die Giebelfront ist der Straße zugekehrt. Denn bis zum zwanzigsten Jahrhundert hat der Bürger so viel historische Bildung gewonnen, daß er weiß, es sei dies ein Wahr-

zeichen des deutschen Hauses. So wie er es aber für lächerlich hält, in seinem Hause französisch zu sprechen, so nicht minder, sein Haus nach französischer oder italienischer Art zu bauen. Der schönste Schmuck dieses zukünftigen Hauses ist ein Erker, und weil es mit der breiten Seite nach innen gekehrt ist, hat man einen traulichen Hof gewonnen, sinnig ausgeschmückt, in welchem sich die Kinder lustig tummeln, und an der dem Hofe zugewandten Front läuft oben eine offene Gallerie, von welcher die Eltern dem Treiben des jungen Volkes zuschauen können. Die Grundformen und Ornamente des Hauses sind eigenthümlich neu und doch wie der ganze Plan an altes anlehnend. Es ist nämlich bis dahin der gesuchte ächt „moderne" Styl wirklich gefunden worden.

Im Hause wohnt nur eine Familie; säße noch eine andere zur Miethe darin, so würde sie wenigstens eine Hausflur, Treppe und Hausthür für sich gesondert begehren und dafür lieber einige Prunkräume vermissen oder etwas höheren Zins zahlen.

Oben hinter den Giebelfenstern haust der Großvater und die Großmutter. Sie haben sich zur Ruhe gesetzt und ziehen selbst dann mit ihren Kindern, wenn diese zur Miethe wohnen.

Das „ganze Haus" hält zusammen, Vettern und Basen sprechen öfters ein und finden ein nettes Gaststübchen. Zur Entgegnung „onkeln" die Kinder des Hauses in den Ferien bei den auswärts wohnenden Verwandten und zehren ein halbes Jahr an den anmuthigen Erinnerungen dieser Wanderfahrten. Die Familienfeste stehen wieder roth im Kalender und werden nach altem Style, nur mäßiger, und also auch fast fröhlicher als vor Jahrhunderten gefeiert. Der Großvater macht es sich in seinem Giebelstübchen zum besonderen Geschäft, die alten deutschen Sitten neu an's Licht zu ziehen, den Forderungen des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn's Noth thut, anzubequemen und, als Hofmarschall des Hauses, über ihre Aufrechthaltung zu wachen.

Es gilt wieder für städtisch, sogar mit den Nachbarn gute Freundschaft zu halten. Die Gemeindeordnung sorgt aber auch

dafür, daß sich nicht allerlei fremdes Gesindel neben den soliden Bürger siedelt. Ruhelose Lumpen wandern fleißig nach Amerika und man verschmerzt das Geld gerne, das mit ihnen fortgeht, weil sie auch ihr ansteckendes hektisches Fieber der Familien- und Gesellschaftslosigkeit mit hinübernehmen.

Das Gesinde, die Gesellen und Gehülfen, zählen wieder mit zum ganzen Hause. Sie werden in strengerer Zucht gehalten, dafür aber auch, so weit es nur angeht, in den Kreis der Familie gezogen. Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat gefunden, daß die sogenannte „Erntebiere" der Bauern, das Fest, welches der Gutsherr seinen Arbeitern nach vollbrachter Ernte gibt, ein wahres Verbrüderungsfest für das Haus und das Gesinde sein können. Er hat deßhalb gleichfalls ein eigenes Gesindefest in seinem Hause eingeführt, und zwar zu Weihnachten oder Neujahr, wo die Arbeit und Ernte des ganzen Jahrs hinter uns liegt, während sonst gerade in dieser der Familienfestlichkeit am meisten geweiheten Zeit das Gesinde sich in seiner ganzen Einsamkeit fühlte, ausgestoßen aus dem Familienleben.

Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat die verlorene hauspriesterliche Würde wieder erobert: er hat den Muth, wieder mit dem ganzen Hause zu beten, und mit dem ganzen Hause, wie in einem Aufzug, zur Kirche zu gehen.

Ein verbessertes, aus Elementen des Vereins- wie des Corporationswesens aufgebautes neues Innungsleben im Gewerb wird bis dahin mächtig diese Gesammthäuslichkeit fördern. Die Studenten haben dann die Poesie der genossenschaftlichen Bierkneipe noch nicht verloren, aber sie werden zugleich eine neue und höhere Form der Häuslichkeit wiedergefunden haben in einer Neubelebung der „Bursen". Bursen, Gesellenhäuser, Rettungshäuser rc. werden dem Socialismus die Spitze abbrechen, indem sie die richtigen Ideen, welche in ihm enthalten sind, aufnehmen und den modernen Gedanken des in freier Vereinigung gemeinsamen Lebens verschmelzen mit der historischen Thatsache der deutschen Familie.

Auch in dem vornehmen und reichen bürgerlichen Hause der

deutschen Zukunft wird es keinen Salon mehr geben, wohl aber eine stolze, künstlerisch geschmückte Wohnhalle, etwa auch ein Prunkzimmer für die großen Familienfeste. Die Geselligkeit wird ihren Ausgangspunkt wieder in der Familie suchen. An den langen Winterabenden wird man fleißig Hausmusik machen, alte Hausmusik namentlich von Joseph Haydn und an besonders ernsten und geweihten Tagen von Sebastian Bach, außerdem auch noch von einigen noch unbekannten Hausmusikern „der Zukunft", die aber gewiß nicht bei Richard Wagner in die Schule gegangen sind. Wenn nun die Glieder und Freunde des Hauses so im traulichen Kreise beim warmen Ofen beisammensitzen, dann werden sie sich auch manchmal erzählen von einer närrischen und doch großen vergangenen Zeit, die ihnen ungefähr so vorkommen wird, wie uns die Rococoperiode: — vom neunzehnten Jahrhundert. Die Männer namentlich, die bis dahin wirkliche politische Männer geworden sind, werden sich amüsiren über unsere Versuche und Theorien, mit denen wir auf der einen Seite den Staat festigen, die Gesellschaft erneuern wollten, während wir doch ganz vergaßen, vorher in der Familie die Mächte der Autorität und Pietät neu zu gründen. Unsere politischen Doctrinäre, liberalen und conservativen Zeichens, werden in diesem Punkt jenen Männern, die in der großen Wohnhalle über die gute alte Zeit plaudern, wie Leute erscheinen, die einen Bock zu melken versuchten, und unsere Nationalökonomen, Statistiker, Finanz- und Industriemänner, die eine gute Volkswirthschaft machen wollen, ohne an eine gute Hauswirthschaft zu denken, halten ein Sieb unter, um die Milch aufzufangen. Spaßhafte Dinge wird man sich erzählen von jener verklungenen urgroßväterlichen Zeit, wo von zweien Menschen, die sich begegnen, keiner dem andern zuerst „Grüß Gott" zurufen wollte, weil sich der eine so gut wie der andere als constitutioneller Staatsbürger fühlte, wo die Mägde in Einer Gesindestube und die Gymnasiasten in Einer Klasse sich untereinander mit „Sie" angeredet haben, wo der Vater „unter Mitwirkung der Polizei" seinem bösen Buben Hiebe gab, wo in

dem abenteuerlichen Jahre 1848 Lateinschüler Beschwerden und Petitionen an deutsche Kammern schickten, das unconstitutionelle, despotische Regiment ihrer Lehrer betreffend, wo sich's aber die Lehrer auch ihrerseits als einen großen Schimpf verbaten, wenn man sie Meister der Schule, kurzweg Schulmeister, nannte, wo die Schule ein verkleinerter Staat sein sollte, statt ein vergrößertes Haus, und die Kindererziehung im Hause wieder eine Schulmeisterei im Miniaturbild. Man wird es dann auch ebenso kurios finden, wenn ein Vater sagen wollte, er habe keine Zeit seine Kinder zu erziehen, wie wenn ein Pfarrer sagte, er habe keine Zeit zum Predigen, oder ein Soldat, er habe keine Zeit zum Fechten.

Obgleich man nun solchergestalt lächeln und sich ergötzen wird über gar manche Wunderlichkeiten und innere Widersprüche unseres häuslichen Lebens, wird man doch auch wieder mit Respekt dieser unserer ringenden Zeit gedenken — mit Pietät. Denn eben weil man dann ja wieder wohnt in dem organischen Hause mit der Giebelfront und dem Erker, eben weil man das deutsche Familienleben wieder gefunden hat, betrachtet man die vergangenen Geschlechter mit derselben Pietät, mit der man seinen Vater anschaut und weiß, daß man nicht nur durch des Vaters Arbeit reich, sondern auch durch seine Fehler und Schwächen klug geworden ist. Die Kinder eines Vaters, der die Weinflasche liebt, werden selten dem Trunke sich ergeben, und in der Geschichte der Pädagogik folgen auf die geschmeichelten Generationen allemal die geprügelten.

Die Ehegesetze werden in jener Zeit weit strenger sein als in der gegenwärtigen; dennoch wird man sie nicht barbarisch nennen, weil die mit bestimmter Ueberzeugung aufgenommene strengere Sitte des Hauses die Strenge jener Gesetze selten zur Anwendung kommen läßt, weil die leichtsinnigen Ehen und folglich auch die leichtsinnigen Scheidungen seltener sind, weil der Einzelne weiß, daß er seine persönliche Fessellosigkeit den großen sittlichen Ideen der Menschheit, vor allem der Idee der Familie muß opfern können.

Von den zahllosen „Hausbüchern", die gegenwärtig in jährlich steigender Fluth den buchhändlerischen Markt überschwemmen, wird sich in dem Bücherschrank jenes Giebelhaus wenig mehr vorfinden. Es sind diese Bücher zumeist noch nicht dazu angethan, „Erbbücher" zu werden. Dennoch wird man einst ein Vorzeichen späterer glücklicher Entwicklungen darin erblicken, daß selbst die Buchhändler in unsern Tagen angefangen haben, auf das Haus (wie auch auf das „Volk") zu speculiren, während sie noch vor zwanzig Jahren vorwiegend auf die Lust an der Verläugnung des Hauses speculirten. Als erstes weltliches Hausbuch wird aber in dem Bücherschrank jenes Giebelhauses die handschriftliche Familienchronik stehen, und man wird ihr den Ehrenplatz unmittelbar neben der Hausbibel geben. — — —

Der Socialpolitiker konnte es sich nicht versagen, am Schlusse eines Buches, dessen Stoff so vielfach das deutsche Gemüth bewegt, schier dem Poeten ins Handwerk zu greifen, und von dem Traum einer goldenen Zukunft zu reden, die hier doch eigentlich nur als der von dem Goldschimmer der Phantasie überstrahlte Widerschein der Vergangenheit erscheint. Denn wir können uns die Zukunft überhaupt ja gar nicht anders denken, als indem wir Vergangenheit oder Gegenwart in ein anderes Colorit umstimmen. Könnten wir uns die wirklich neuen Elemente der Zukunft auch nur ahnend vorstellen, so würden wir sie damit auch schon halb besitzen und sie wäre eben keine rechte Zukunft mehr, sie wäre schon eine halbe Gegenwart. Hierin liegt aber ein tiefgreifender Beweis der Berechtigung unsers historischen Standpunktes. Nur indem wir die Vergangenheit ergreifen, besitzen wir auch die ganze Gegenwart; die Zukunft aber können wir nur schauen in der Täuschung eines verklärten Abbildes dessen, was wir bereits besitzen.

Und damit getröste ich mich gern meines verklärten Bildes vom bürgerlichen Hause mit der Giebelfront, über dessen friedlichem Dach der Himmel sich öffnet, daß man die Engel erschauen kann, wie sie sich freuen über solch ein Haus und musiciren dazu mit ihrer himmlischen Hausmusik, die klingt ungefähr wie das schönste Quartett von Joseph Haydn. Wir besitzen dieses Haus schon halb; denn in der Idee ist es ja nur unser altes deutsches Haus. So lasset uns dasselbe auch in der Wirklichkeit erbauen, nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart.

Und weil das Haus mit der Giebelfront ein so persönliches Haus ist, vergleichbar jenen mittelalterlichen Häusern, die in der Inschrift von sich selber in erster Person sprechen: „Ich ward erbaut Anno Domini . . . .," so muß es auch einen Hausspruch über der Thüre haben. Dazu aber erwähle ich die alten, einfachen und treuherzigen Verse, die schon so mancher deutsche Bauer über sein Haus gesetzt hat, und der Socialpolitiker denkt mit dem Poeten, sie werden gut stehen an den Pforten alles dessen, was wir in deutschen Landen bauen im Hause und in der Familie, in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staat:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein' Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."

VOLUME 4

Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Sozial-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Vierter Band.

Wanderbuch.

Dritte vermehrte Auflage.



Stuttgart 1892.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Wanderbuch

als zweiter Teil zu „Land und Leute".

Von

W. H. Riehl.

Dritte vermehrte Auflage.



Stuttgart 1892.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung. Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums 1
1. Zu Fuß 3
2. Einsame Wanderschaft 5
3. Erstes Probestück der Vorbereitung 7
4. Zweites Probestück 11
5. Vom Kleinen zum Großen 17
6. Das Tagebuch 20
7. Anekdoten und Charakterzüge 23
8. Litterarische Wanderung nach der Heimkehr . . . 28

Vorwort 34

II. Auf dem Wege nach Holland 43
Erstes Kapitel. Uebergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt 45
Zweites Kapitel. Grundlinien des friesischen Weges 56
Drittes Kapitel. Streifzüge längs der Nordseeküste . 66
Viertes Kapitel. Grundlinien des rheinfränkischen Weges 83

Seite

Fünftes Kapitel. Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer . . . 88
1. Die Mauern von Neuß . . . 88
2. Architekturzone . . . 92
3. Crefeld. Cornelius de Greiff . . . 97
4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe 100
5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte 105
6. Boden und Landschaft bei Geldern . . . 109
7. Drei Wunder von Kevelaer . . . 116

Sechstes Kapitel. Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen . . . 122
1. Sage und Geschichte . . . 122
2. Die Xantener Viktorskirche . . . 125
3. Rast in Calcar . . . 133
4. Ueber Cleve nach Nymwegen . . . 138

III. **Ein Gang durchs Tauberthal** . . . 145
Erstes Kapitel. Allgemeine Umschau . . . 147
Zweites Kapitel. Von Stadt zu Stadt . . . 159
1. Rothenburg . . . 159
2. Creglingen . . . 164
3. Weikersheim . . . 168
4. Mergentheim . . . 169
5. Das untere Tauberthal . . . 173

IV. **Bauernland mit Bürgerrechten** . . . 181
Erstes Kapitel. Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues . . . 183
Zweites Kapitel. Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern . . . 190
Drittes Kapitel. Wandelbarkeit der Ortschaften . . . 198
Viertes Kapitel. Gewerbebetrieb auf dem Lande . . . 204
Fünftes Kapitel. Handel und Geisteskultur . . . 210

Seite

V. **Eine geistliche Stadt** . . . 217
Erstes Kapitel. Einleitung . . . 219
1. Die Bischofsstadt Freising . . . 219
2. Andre Bischofsstädte . . . 220
3. Klerikale Litteraturquellen . . . 223
Zweites Kapitel. Der Freisinger Domberg . . . 230
Drittes Kapitel. Die Stadt hinter dem Domberge . 241
1. Häuser und Straßen . . . 241
2. Charakter der Kunstarchitektur . . . 248
Viertes Kapitel. Geistliche Herrschaft . . . 251
1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte . . . 251
2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte . . . 254
3. Gedankenkämpfe . . . 257
Fünftes Kapitel. Bürgerliche Betriebsamkeit . . 261
1. Gewerbe und Handel . . . 261
2. Verfall und Wiederaufbau . . . 269
Sechstes Kapitel. Schenkung, Stiftung und Almosen 271

VI. **Die Hollebau** . . . 277
Erstes Kapitel. Hollebauer Volkshumor . . . 279
1. Namen und Grenzen der Hollebau . . . 279
2. Das Schelmenländel . . . 286
3. Kleine Charakterzüge . . . 290
Zweites Kapitel. Hollebauer Landhopfen . . . 295
1. Wirtschaftliche Resultate . . . 295
2. Gesittungsresultate . . . 297

VII. **Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten** . . . 303
Erstes Kapitel. Geographie im Volksmunde . . . 305
Zweites Kapitel. Tribur . . . 310
Drittes Kapitel. Das Feld der Königswahl bei Kamba 321
Viertes Kapitel. Die Schwedensäule und die Schwedenburg . . . 327
Fünftes Kapitel. Ein Land der Phantasie . . . 331

Seite

VIII. Aus dem Leithawinkel 337
Erstes Kapitel. Rohrau 339
Zweites Kapitel. Eisenstadt 351

IX. Elsässische Kulturstudien 377
Straßenland 381
Kriegsland 397
Zwischenland 415

I.

Einleitung.

Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums.

1.

Zu Fuß.

Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehen. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber gehen im Wortsinne, und das verstehen viele nicht von selbst.

In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntnis von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im civilisierten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahnen gibt, reicht solche Beobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurteilen und verknüpfen will, der ist notwendig auf den Fußweg gewiesen. Der Botendienst ist fast allwärts überflüssig geworden, der fußwandernde Bote ward im drängenden Verkehrsleben zum hinkenden Boten, und von Botenlohn und Botenbrot lesen wir fast nur noch in alten Volks- und Rittergedichten: für die Wissenschaft dagegen kann man in Deutschland noch immer Botendienst zu Fuße thun und frisch voranschreitend, einen Fuß vor dem andern, Botenlohn verdienen.

Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Geschichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archiv-

studien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch das Sitzen verbände, doch ist dies nur wenigen und nur in Einzelfällen vergönnt. Ich meine zu der Wanderung durch ein Land sollte sich ein längerer oder kürzerer Wohnsitz in demselben gesellen, so daß der Forscher gleichsam nomadisierte, denn das Doppelsymbol des Nomaden ist nicht bloß der Wanderstab, sondern auch das Zelt. Wer aber sein Zelt nicht aufzuschlagen vermag in dem Lande, welches er wandernd studiert, der mag sich getrösten, daß im Wandern selbst doch der nächste Ersatz für das Wohnen liegt. Der Fußwanderer lebt mit den Leuten, wenn auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und im Auszuge; darum ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürgerung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort seßhafter als ein andrer, der zwanzigmal hindurch gefahren ist.

Nun könnte man in allerlei Weise das Wandern lehren — je nach dem verschiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde zeigen, wie man wandern soll, um frisch und stark und gesund zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um sich die niemals ausgesungene Poesie des Wanderns zu erwandern; — ich begnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie man wandere um dem Volk und Land ins Gesicht zu sehen und aus den Augen zu lesen. Den Gewinn von frischer Kraft an Leib und Seele und von verjüngender Poesie fürs Gemüt findet dann auch noch jeder nebenbei, der Stab und Tasche ergreift und die Sache probiert.

Ich gebe also in diesem Buch meine Methode des Wanderstudiums und belege sie mit selbst erwanderten Beispielen. Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in meinem Fache, nicht zwar die Schule eines Dritten, aber doch wenigstens

meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Absicht andre für meine Schule zu gewinnen, vorab die frisch aufstrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart versessen hat, daß sie gar nicht mehr ordentlich gehen können und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verlesen, daß sie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden sind.

2.
Einsame Wanderschaft.

Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe allein.

Nur der einsame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und ins Gespräch gezogen; kommen ihrer zwei; so läßt man sie vielmehr für sich gewähren, in der Meinung, daß sie sich selbst genug seien. Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erschließen sich leichter dem Einsamen, auch wir selber sammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einsam wandern. Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andre, oft sehr verlockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründlichste Bücherstudium am Schreibtische.

Ich vergleiche diese lustig-ernsthafte Arbeit gerne dem gleichfalls lustig-ernsthaften Beruf eines Kavallerietrompeters. Der Mann muß ein Virtuos im Reiten und zugleich im Blasen sein. Es gibt Volksforscher, die blasen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das sind die Stubengelehrten; es gibt andre, die reiten prächtig über Berg und Thal, haben aber das Blasen schlecht gelernt und kommen im Galoppieren aus dem Ton und Takt: das sind die Touristen.

Nur der einsame, kunstgeübte Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt und seinen Schulsack obendrein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum rastlosen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht gethan; es gilt auch zu gleicher Zeit das eben Erfaßte zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Thatsachen gefunden hat und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten sein. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Thatsachen unsren Ideen zu beugen.

Jede Reisegesellschaft stört solches gesammelte und originale Durchdenken im Augenblick des Beobachtens. Erst nach vollbrachter Fahrt tausche man seine Gedanken aus, so viel man will, und prüfe und läutere sie im Austausche.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen sein durchs Entbehren jeder andern geistigen Anregung Geist und Auge fortwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger litterarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemütlichen Ansprache allenfalls mein

Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit den Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner Gedanken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber auch der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser Hunger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungskraft, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher und vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht, Stunden in Tage, Tage in Wochen verwandeln, das ist die schwierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende Gymnastik des Geistes.

Darum mag einer wochenlang starke Tagemärsche machen können ohne zu ermüden und eines besondern Rasttages zu bedürfen, verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem Gang, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aushalten. Man wird stumpf und muß dem Kopfe eine Weile Ruhe gönnen, bevor man den Beinen zumutet, daß sie uns zu neuer Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

3.

Erstes Probestück der Vorbereitung.

Es gilt bei der Wanderschaft, was vom Kriege gilt: der Haupterfolg muß gewonnen sein, bevor man auszieht, und in diesem Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen, wenn nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probstücke einer genügenden Vorbereitung: erstlich daß man im fremden Lande niemand um den Weg zu fragen brauche, und zweitens daß man bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß. Wer nicht mindestens so viel vorgelernt hat, der macht eine Reise ins Blaue.

Man soll niemand um den Weg fragen. Dies ist eine goldne Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Spezialkarten besitzen, gleichviel was sonst der Reisezweck des Wanderers sei. Denn wer sich aufs Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den andern; auch gefährdet der einsam Wandernde nicht leichter seine Sicherheit als durchs Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wanderpoesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr sein. Und neben der frischesten Wanderpoesie ruht dann auch die strengste Schulung des Forschens im Selbstsuchen. Nur jenseit der Schneelinie und auf den Gletschern behauptet der Führer sein unantastbares Recht, weil man auch auf der besten Karte den Schnee nicht schmelzen und wachsen, das Eis nicht bersten und zusammenfrieren sieht. Dort hören aber auch die Volksstudien auf.

Wenn nun schon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreisende seinen Weg sich selber suchen soll, weil eben im Suchen und Finden an sich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geistige Reiz praktischer Erkenntnis, — so fordern wir vom forschenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Bescheid suche durch seinen eigenen Verstand und nicht durch blindes Fragen.

Vor dem Ausmarsch studiere man zu Hause die genauesten Terrainkarten im Zusammenhalt mit einer geognostischen Karte und unter Beihilfe der einschlagenden geographischen Litteratur. Wir werden dadurch in stand gesetzt, die Kreuz- und Querlinien unsres Weges planvoll festzustellen, und erproben zugleich, welche Karte die beste sei und also der Ehre würdig, uns als Führerin zu dienen und als treue Freundin auf einsamer Fahrt zu geleiten. Erst wenn wir auf der Karte völlig eingebürgert, sind wir reif, den fremden Boden mit Erfolg zu betreten, erst wenn wir das ganze Land, wie vom Berge herab bereits im Geiste vorgeschaut, sollen wir es durchwandern. Es bietet dann unerschöpflichen Reiz

und Gewinn, den Anblick der wirklichen Landesart mit jenem aus dem Studium geschöpften Bilde zu vergleichen, welches wir im Kopfe mitbringen.

Mit gut studierter Karte ungefragt seinen Weg zu finden, ist dann freilich wieder eine besondre Kunst, für welche Einer angeborenen Ortssinn besitzen und die er täglich lernen und üben muß. Da sie aber in nichts andrem beruht als in der stäten genauesten Beobachtung der Einzelheiten und in ihrer Uebertragung von dem großen Maßstabe des Originals auf den kleinen des Abbildes, so ist die Kunst zugleich eine treffliche Vorschule für die ganze Aufgabe des Beobachtens, Individualisierens und Generalisierens, welche unsern letzten Reisezweck bildet. Im Wegesuchen ahnen wir die Methode wie auch das Volk planmäßig zu suchen sei.

Zugleich aber werden wir gezwungen, das Land fort und fort als Grundlage des Volkslebens im Auge zu behalten; wer sich das Land nicht neu entdeckt, der entdeckt auch nicht viel Neues im Volke. Ein wegkundiger eingeborener Forscher, welcher Natur und Art seiner eigenen Landsleute darstellen will, muß sich darum gleichsam künstlich zurückversetzen in jene erste Entdeckung der Bodenplastik, der Verkehrslinien und des Bodenanbaues, die der fremde Wanderer notgedrungen an der Hand seiner Landkarte macht.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren sein in der Kunst kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet es uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die Merkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der Karte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg geraten. Allein selbst dieser Irrtum gereicht uns zum Nutzen; denn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten unsrer Zeit, unsrer Beine, unsres hungernden Magens, unsrer dürstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkenntnis von der Landesart und werden hier und da wohl gar weiser als unsre eigene Karte. Wie oft verdanke ich nicht die wertvollsten

Eindrücke solchem Irregehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich, aber irre gehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irre geht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehl gegangen und hinterdrein zur Erkenntnis und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sei oberflächlich gewandert. Doch gleichviel ob man gerad oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unsrem Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in demselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Thore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel des organischen Aufbaues und des topischen Charakters der Stadt. Man fängt auf diese Weise nicht mit den Teilen an, sondern mit dem Ganzen. Am liebsten richte ich darum meine ersten Schritte auf den Kirchturm, um auch in Wirklichkeit zuerst das Ganze zu übersehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohl eingeprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Teile verliere. Eine Stadt ist ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert selbständige Teile und doch ein einheitlicher Leib; indem man aber seinen Weg vernünftig sucht, findet man diesen Organismus, ob man auch zwanzigmal sich verirrt.

In der Darstellung dieses Organismus aber, des großen Aufbaues und der notwendigen Grundzüge erkennen wir nachgehends den Meister, mag er uns nun ein bloßes Städtebild gezeichnet haben oder die Charakterskizze eines ganzen Landes.

4.

Zweites Probestück.

Der Wandrer soll die Landkarte im Kopf und in der Tasche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht, und das Land findet, indem er den Weg sucht.

Andrerseits muß man aber die Leute zu fragen verstehn und fleißig fragen, nicht über den Weg, sondern über sie selbst. Dieses Fragen ist eine Kunst, die nur derjenige voll besitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probestücke genügt, daß er nämlich vor dem Ausmarsche bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß.

Solche Wissenschaft findet sich in unsern geographischen, historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Büchern zur Genüge aufgespeichert. Es gilt nur sich dieselbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurecht zu legen, damit wir von vorneherein genau wissen, was wir zu sehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft ist nicht zu viel, und man wird mehr und Besseres heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre. Dazu ist es ein Glück, daß auch ein rüstiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und schwer sind; wir wären sonst versucht, unsre Vorbereitungsstudien in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzu-

schleppen, und dann wäre es mit aller frischen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Litteratur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, sonst schadet sie mehr als sie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunst bezeichne, so meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichsam als ein lebendiges Fragezeichen, durchs Land gehen solle. Man würde schon um deswillen übel fahren bei solcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unausstehlicher Mensch erschiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red' und Antwort zu führen, das ist erst die wahre Feinheit.

Ich mache hierbei dreierlei Unterschiede. Den fachgelehrten, studierten Mann frage ich direkt, denn von ihm möchte ich Thatsachen erfahren, litterarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urteil über geläufige Thatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich womöglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erforschenswerte Thatsache. Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts wert. Aber wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urteilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, notwendigsten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern, und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Aussprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte; ich führe ihn namentlich auf die Punkte, von denen ich hören, und nicht auf jene, von welchen er am liebsten sprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Man hat mich öfters belobt, daß ich scharf zu beobachten wisse, was sich mir bietet: ich fand solches Lob immer zweideutig. Denn mit dem scharfen Beobachten dessen, was sich gerade bietet, ist wenig gethan. Zu beobachten, was man findet, ist leicht, aber

das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst. Sie läßt sich nur durch tüchtige Vorstudien gewinnen. Die feinste Kunst aber ist dann weiter das Beobachtete im Moment des Beobachtens selber schon zu ordnen, zu sichten, im Zusammenhang zu ahnen, vom Teil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Teil zu schließen. Ein Landschaftsmaler wird mich verstehen, wenn ich sage: wer nach der Natur zeichnet, der muß in demselben Moment frei komponieren, in welchem er naturgetreu kopiert, oder es gibt eine ganz kindische Landschaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen statt Bäumen, mit Grashalmen statt der Wiese.

Der bloße Tourist kann auch sehr scharf beobachten, aber indem er ins Blaue hinein geht und notiert, was er eben gesehen und erhascht hat, bleibt er auch bloß Tourist, ein Mann, welcher das Bunteste und Seltsamste erleben und fesselnd schildern mag; ein Forscher wird er niemals sein. Dazu gehört ein abgeschlossener Plan, der den beobachtenden Blick konzentriert, und Vorstudien, durch welche die erlebten Einzelzüge im Zusammenhange erfaßt, sofort zum Ganzen sich fügen.

Je breiter unsre Vorstudien waren, desto mehr sind wir zu Hause im fremden Land, und je mehr wir dort zu Hause sind, um so leichter erwerben wir jene höchste Kunst: mit der Wanderschaft die Einbürgerung zu verbinden. Habe ich wochenlang meine beste Zeit und Kraft daran gesetzt ein Land bis ins kleinste zu studieren, so gewinne ich ein Herz für dieses Land; es gehört mir ja bereits zur Hälfte. Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen. Die Gefahr eine neue und doch unserm Geiste schon vertraute Welt alsdann in zu günstigem Lichte zu sehen, liegt allerdings nahe, und ich leugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl besser in solch verklärendem Lichte als in dem Schatten der Unwissenheit. Ein verkehrtes Sprüchwort nennt die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die schärfsten Augen.

Bedürfen wir nun aber schon tüchtiger litterarischer Vorarbeit, damit wir den Mann aus dem Volke mit Nutzen zu hören vermögen, so brauchen wir dergleichen noch viel mehr, um gebildete Leute und vollends gelehrte Fachgenossen zu befragen. Jeder einheimische Kenner des Landes betrachtet den fremden Beobachter mit Argwohn, und traut ihm eigentlich den Beruf und die Fähigkeit gar nicht zu, in aller Geschwindigkeit Studien zu erwandern. Wir müssen ihm also zeigen, daß wir vorher schon gehörig studiert haben, und wenigstens reif sind seine Mitteilungen zu würdigen; wir dürfen uns beileibe keine Blöße geben. Den reichsten, frischesten und originellsten Stoff bieten uns aber in der Regel solche Leute, die durch Amt und Beruf mit dem gemeinen Mann in täglichem Verkehr stehen, während sie selber doch zu den gebildeten Kreisen zählen: Pfarrer, Lehrer, Beamte, Aerzte. Sie sind heimisch im Volksleben und fremd zugleich, und dieser scheinbar widerspruchsvolle Doppelstandpunkt, ähnlich jenem des fremden und doch im Geiste eingebürgerten Wanderers, ist allemal der beste zum Beobachten. Von solchen Männern habe ich immer das Meiste und Merkwürdigste gelernt. Allein eben als gebildete Beobachter haben sie in der Regel ihre bestimmten Liebhabereien, die unsern Zielen oft weitab liegen: wir möchten sie fragend lenken, wohin wir wollen, und sie lenken vielmehr uns, wohin es ihnen beliebt.

Wir gehen auf deutsche Altertümer aus, und unser Freund zwingt uns römische zu sehen; wir wollen eine Kirchweih besuchen; er führt uns in ein Rettungshaus; wir möchten auf einen Berg steigen, um die Landschaft zu rekognoszieren, er nötigt uns in eine Maschinenfabrik; wir bitten um volkswirtschaftliche Lokallitteratur, er findet es viel nötiger uns die neueste Abhandlung über die älteste Gauverfassung vorzulegen. So erfahren wir alles mögliche Wissenswürdige, nur gerade das nicht, was wir wissen wollen. Lehnen wir aber jenen Ueberschuß unerbetener Belehrung dankend ab, so hält man uns für oberflächlich und für unhöflich dazu. Es bleibt uns darum nichts

übrig, als mit Geduld und Teilnahme entgegenzunehmen, was man uns bietet, dazwischen aber verstohlenerweise zu erfragen, was wir eigentlich wissen möchten. Diese Kunst, den Leuten hinterrücks eine Weisheit abzulisten, welche sie selber gar nicht für mitteilenswert halten, gelingt dann freilich nur dem Forscher und Frager, der schon zur Hälfte voraus weiß, was er zu erfahren begehrt.

Sollen wir nun aber einem Fachgenossen, einem Spezialkenner nicht ganz offen entgegentreten, ihm rückhaltlos unsern Wander- und Arbeitsplan vorlegen, die Punkte bezeichnend, worüber wir nähere Kunde suchen? In seltenen Fällen: Ja; in den meisten: Nein! Es kommt eben auf den Mann an und auf den Plan. Denn der Spezialist, welcher sich in örtlichen Kleinstudien vergräbt und eine Fülle buntesten Kleinstoffes besitzt, die wir in Monaten nicht bewältigen könnten, begreift gar schwer, daß unser Ziel auf große Gruppierung, Ueberschau, Vergleichen und Ordnen gerichtet ist, daß wir aus dem Einzelnen zum Ganzen streben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger sein kann als die seltsamste Variante zu einem Volksliede, einer Sitte, einer Dialektform, welche er aufgespürt hat; vor allem aber begreift er nicht, wie ein Fremder in wenigen Tagen sein Land will verstehen lernen, er hält uns für höchst verwegen und leichtfertig, und um uns vor großem Schaden zu bewahren, erstickt er uns mit unerbetenem und für unsre Zwecke nutzlosem Detail.

Und doch könnten wir uns gegenseitig so gar viel nützen, wenn wir uns nur erst verstünden, wenn ein jeder von uns beiden die Aufgabe des andern in ihrem Recht, ihrer Schranke und ihrer Wechselwirkung zu der eigenen Aufgabe erfaßte!

Dieses gegenseitige Nichtverstehen und Unterschätzen des Einzelforschers und des durchdenkenden Ordners und Darstellers (welchem übrigens das Forschen so wenig geschenkt sein soll wie jenem Spezialisten das Denken) ist ein Herzfehler im ganzen

wissenschaftlich=litterarischen Leben unsrer Zeit. Um so weniger darf der Wanderer also dem ortskundigen kleinen Gelehrten ein Gebrechen übelnehmen, das heutzutage selbst den größten Gelehrten anzuhängen pflegt, er muß jene Fachgenossen besuchen, sich an der Fülle ihrer Einzelkenntnis erquicken und mit dem größten Dank aus ihren Fingerzeigen und Nachrichten herausnehmen, was ihm taugt.

Zu diesem Zwecke bewahre ich den Plan meiner Wanderschaft und Arbeit als mein Geheimnis und bezeichne dem gelehrten Freunde höchstens gewisse Privatliebhabereien, die man doch auch nebenbei verfolgt, als nächstes Ziel. Einem Naturforscher würde ich etwa sagen, daß ich Kunstdenkmale betrachten, einem Historiker, daß ich gute Freunde besuchen, einem Statistiker, daß ich die schöne Landschaft genießen wolle. Ich gewinne solchergestalt gerade die gewünschten naturwissenschaftlichen, historischen und statistischen Mitteilungen. Denn ich bin nun berechtigt, ohne der Oberflächlichkeit und Grobheit bezichtigt zu werden, alle Dinge, die ich nicht sehen mag und die man mir doch zeigen möchte, nicht zu sehen, kann aber nebenbei ganz arglos das Gespräch auf meine wahren Reiseinteressen bringen und die Notizen erfragen, deren ich bedarf, ohne daß der freundliche Erzähler mir in die Karten schaut und meinen Plan bekrittelt.

Ein strenger Moralist wird in solchem Verfahren zwar eine halbe Lüge entdecken, allein es ist eine echte Notlüge, ein Akt berechtigter Notwehr, der dem gelehrten Freunde zuletzt meinen aufrichtigsten Dank einbringt und mir seine unschätzbare Belehrung.

Auch gestehe ich jedem Dritten das volle Recht der Wiedervergeltung zu. Denn da ich's vermutlich gerade so mache wie alle andern Leute, und dem Fremden, der mich besucht, um örtliche Zustände zu erfragen, weit eher erzähle, was mir als was ihm bedeutsam erscheint, so möge er nur hinterrücks alle Wissenschaft aus mir heraus zu locken suchen, die er irgend brauchen kann.

Soll diese Operation gelingen, so muß man freilich wiederum mit fleißigen Vorstudien gerüstet sein. Denn plump und offen fragen kann auch der Kenntnislose; versteckt dagegen und unvermerkt das Wichtigste unter der Hand erhaschen, vermag nur, wer schon etwas Ordentliches von der Sache weiß.

5.

Vom Kleinen zum Großen.

Zum Wanderstudium meiner Art taugen große Länder nicht, sondern kleinere Landstriche. Nur daß das kleine Land ein Ganzes bilde!

Ich muß mein Gebiet mit einem Blick überschauen, mit einemmal beherrschen, ich muß es in die Kreuz und Quere durchstreifen und in einem Zuge darstellen können. Hierin liegt die beste Gewähr, daß man zwiefach Neues biete: ein neues, rundes Gesamtbild und neue Einzelzüge. Je größer man das zu durchwandernde Gebiet faßt, um so unselbständiger wird man arbeiten und durch bloße litterarische Reproduktion die Lücken der eigenen Anschauung füllen. Darum wähle ich mir in der Regel nur etwa ein Stück Flußgebiet, oder einen Nebenfluß, ein kleines Gebirg, einen Gau, die selbständige Gruppe eines Volksstammes, ein kleines ehemaliges Reichsländchen und ähnliches. Nicht weil ich im Kleinen wollte stecken bleiben, sondern gegenteils, weil ich aus dem Kleinen zum Großen und Ganzen strebe.

Dies geschieht in doppelter Weise, quantitativ und qualitativ. Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darstellt, der wird ja zuletzt von selbst auch eines großen Gebietes Meister. Es gehört nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein gesunder Mann doch marschfähig, und in dreißig Jahren kann einer ganz Deutschland forschend durchwandert haben. In hundert zusammenstimmenden Einzelbildern könnte er das ganze

Vaterland original schildern, und das Ganze wäre dann ein großes und ruhmwürdiges Werk. Freilich müßte der Glückliche neben ausdauernden Beinen auch noch einen ausdauernden Geldbeutel besitzen; denn bei solcher Art des Wanderstudiums trägt das Honorar nicht einmal die Reisekosten, geschweige den Arbeitslohn.

Allein auch in tieferem Sinne — qualitativ — soll der Wanderer vom Einzelnen zum Ganzen streben.

Jeder Landstrich hat seine besondere Signatur; fehlt ihm diese, so verdient er nur als Teil eines andern Gebiets bewandert und geschildert zu werden.

Bei einem Lande sticht der geographische Aufbau vor allem maßgebend hervor, bei einem andern die historischen Erinnerungen, bei einem dritten die Eigenart des naiven Volkslebens, bei einem vierten Wirtschaft und Betriebsamkeit, bei einem fünften die Kunstdenkmale — und so weiter. Diesen auszeichnenden Hauptzug im Charakterbilde müssen wir durch unsre Vorstudien erkannt haben, bevor wir zum Wanderstabe greifen, wir müssen das Hauptgewicht unsres Reiseplanes auf dessen Erforschung werfen. Oder, um in einem treffenderen Bilde zu reden, diese Signatur muß der Knoten sein, an welchen sich das ganze Gewebe unsrer forschenden und darstellenden Arbeit knüpft. Nehmen wir beispielsweise ein Industriethal, dessen Signatur im modernen Fabrikbetriebe gegeben ist. Wir werden vor allen Dingen die wirtschaftlichen Zustände zu studieren und zu charakterisieren haben, unsre Gedanken haften von vornherein auf der Industrie, unsre Augen auf dem Fabrikvolke. Allein wir untersuchen auch Berg und Thal und Fluß — im Zusammenhang mit dem Industrieleben, welches sie tragen, erzeugten, begünstigen. Wir lesen die Geschichte des Thales — im Kontraste oder im Zusammenhange mit der modernen Betriebsamkeit. Wir spüren Züge des sozialen Lebens auf — sie werden uns notwendig wieder in die Fabriken führen. Kurzum wir beobachten das Mannigfaltigste unbefangen, liebevoll, objektiv, wir treiben uns keineswegs bloß in den Fabriken umher, wir verfangen uns wohl gar in Kunst und Poesie,

allein wir werden doch immer wieder in den Zauberbann der keuchenden, rasselnden Maschinen, der rauchenden Schlote zurückgeführt werden. Auch das Kleine wird uns bedeutungsvoll im Zusammenhange mit der industriellen Signatur, und auch das anderswo Bedeutsame wird gegenteils hier zur Episode, wenn es dieser Signatur völlig seitab läge.

Und nicht genug hiermit. Keine Gegend stehet in ihrer Signatur vereinzelt. Jenes Industriethal ist keine Welt für sich; es läßt sich nur verstehen im Vergleich mit andern Industriegebieten, im Zusammenhalte mindestens mit der deutschen Industrie. Wir müssen Parallelen ziehen, Gegensätze schildern, wir müssen den Blick über das Thal hinaus in die Nähe und Ferne schweifen lassen, und wenn wir das alles auch nur in wenigen Worten andeuteten: in unsrer Seele muß der Bezug aufs Große und Ganze reich entwickelt liegen, und der feinere Leser wird auch bei den wenigen Worten fühlen, daß er dort entwickelt lag.

Hier unterscheidet sich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutsche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutsche Volk zu schildern, von dem eingeborenen Spezialforscher, welcher dasselbe kleine Land im einzelnsten erforscht, um dieses Kleine und Einzelne eben an und für sich darzustellen. Der letztere wird in der Regel weit gründlicher Bescheid wissen in allen kleinen Thatsachen und den schätzbarsten urkundlichen Stoff zu Tage fördern. Wie könnte es da selbst der fleißigste und gelehrteste Wanderer mit ihm aufnehmen! Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit, welcher dem eingeborenen Spezialisten nur allzu oft völlig gebricht, er muß sein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteristik, auf den Zusammenhang des kleinen Landes mit dem größern Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günstigen Boden zum Wettstreite mit dem sonst überall bevorzugten Spezialisten gewinnen

will. Daher geschieht es so oft, daß der eingeborene Spezialist die merkwürdigsten Thatsachen findet und — schwarz auf weiß gedruckt — unter den Scheffel stellt, während sie der fremde Wanderer erst ans Licht zieht und verwertet.

6.

Das Tagebuch.

Unterwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, sondern auch sofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte sei darum der einzige litterarische Apparat in der Reisetasche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es ist dem Volksforscher so unentbehrlich, wie dem Landschafter sein Skizzenbuch. Jede Raststunde gibt eine Arbeitsstunde für das Buch.

Allein dieses Tagebuch ist dabei ein ebenso gefährliches als notwendiges Ding; denn es ist leicht zu schreiben, aber schwer zu benützen. Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzeichnen und so wenig als möglich von dem dort Eingezeichneten drucken zu lassen.

Nun könnte einer meinen, dann sei es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notieren. Allein wer so spricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftstellerkunst auf einem recht großen und gefräßigen Papierkorbe ruht, und insbesondere verkennt er meine Methode und das Ziel meiner ethnographischen Arbeiten. Ich will nicht subjektive Eindrücke und Erlebnisse geben, sondern ein objektives Charakterbild, aber geläutert und belebt durch eigenes Sehen und Hören an Ort und Stelle.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und ist bloß für mich geschrieben. Es soll mir die subjektiven Eindrücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten. Und wenn auch keine Zeile dieses Tagebuches in die ausgeführte Arbeit überginge, so hätte ich doch nicht umsonst notiert, denn die Stimmung wenigstens, welche ich im Augenblicke mit dem Bleistift festhielt, wäre auch für die gedruckten Blätter gerettet.

In dem Tagebuch herrscht Wanderfreiheit der Gedanken, und es hat etwas ungemein Erfrischendes für den modernen Autor, der sonst doch immer mit einem kleinen Seitenblick auf Kritik und Publikum schreibt, seine Feder gleichzeitig eben so frei wie seine Beine spazieren gehn zu lassen, gewichtige Thatsachen einzuzeichnen neben lustigen kleinen Erlebnissen; Gedanken, Einfälle und Urteile planlos hinzuwerfen, Grillen und Launen Luft zu machen, und dann doch ernsthafte Entwürfe für ein objektives Charakterbild hinzuzufügen.

Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzer Hand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn einer die Schilderung von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publikum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimat, nämlich in seinen ästhetischen, litterarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei. Dennoch lasse ich mir mein Tagebuch nicht verachten, als ein heimliches Buch, welches niemand zu lesen bekommt, und welches doch auf alle meine Leser wirken soll, als ein Werkzeug, welches mir vermittelst subjektivster Ausführungen, ein objektives Charakterbild von Land und Volk vermitteln hilft, so daß zuletzt ein Porträt herauskommt, dessen Nase und Ohren nicht bloß statistisch richtig abgemessen sind, sondern dessen Auge auch leuchtet, dessen Lippen sprechen.

Uebrigens ist Anlage, Gehalt und Bestimmung meines Tagebuches in dreifacher Weise verschieden je nach dem letzten Ziele, welches ich mir für die litterarische Ausarbeitung gesteckt habe.

Lebe ich längere Zeit in einem Lande, dann wird das Tagebuch zu einer Stoffquelle; ich zeichne nach Zeit und Gelegenheit positive Thatsachen, Erfahrungen, maßgebende Erlebnisse auf, und benütze nachgehends die Blätter wie man den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen zu benützen pflegt.

Habe ich hingegen einen Landstrich öfters und im einzelnen durchwandert, dann soll mir das Tagebuch überwiegend bloß die Thatsachen illustrieren, welche man eben nicht an der Landstraße, sondern in andern Büchern findet. Bei gutem Glück entdeckt man dann auch etliches Neue dazu; das Tagebuch aber wird doch schon weitaus mehr Gedankenquelle als Stoffquelle sein.

Wenn ich aber endlich ein Land durchreiste, nicht um der Detailforschung willen, sondern um mich für größere ethnographische und geographische Gesichtspunkte durch den Augenschein selbständig zu orientieren, dann wird mein Tagebuch gar keine Stoffquelle werden, sondern es lehrt mich nur die vorhandene quellenhafte Litteratur lesen und verstehen, es lehrt mich namentlich in den gedruckten Büchern zwischen den Zeilen lesen. Und gewönne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nötig ist, um durch die trockene Lokallitteratur eines Landes frisch und mutig hindurchzudringen, so hätte ich nicht umsonst notiert. In diesem Falle erlebt man wohl auch die eben so lustige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter letzt sein ganzes Tagebuch ausstreicht, und doch sehr vergnügt ist es geschrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erscheint uns hinterher beim Spezialstudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falsch, vorab aber glaubten wir gar oft draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneuesten Entdeckung zu gelangen, daß sie den

Kennern schon gar lange bekannt gewesen war. Denn je weniger wir wissen, desto mehr Neues finden wir; — nur ist es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es so unschätzbar auf eigene Faust, wenn auch überflüssig oder gar verkehrt, gesucht zu haben; wir lernen dadurch so viel richtiger würdigen, was andere wirklich fanden.

In einem encyklopädischen Artikel über Statistik las ich: daß man in unserer Zeit statistische Arbeiten nur noch auf amtlichen Schreibstuben machen könne, daß man nicht mehr reise um Statistik zusammenzubringen, und daß ein wandernder Statistiker ein Unding geworden sei. Wer wird auch noch in Deutschland wandern, um aufs Hörensagen Zahlen zu erheben!

Dennoch ist selbst ein wandernder Statistiker kein Unding. Er wird eben ein Tagebuch der zuletzt geschilderten dritten Art führen müssen. Denn wenn man auch nicht mehr wandert, um Zahlen zu suchen, so soll der Statistiker doch wandern, um seine amtlichen Zahlen zu verstehn, um jene Motive, jenen Faden des inneren Zusammenhanges der Ziffernreihen im Volksleben zu finden, welcher in den Akten nicht geschrieben steht. Wer wanderte, um Statistik zu machen, der wäre lächerlich; wer aber Statistik macht, ohne zu wandern oder mindestens andere für sich wandern zu lassen, der ist einseitig und oberflächlich. Durchs Wandern können uns Bücher und Akten nicht entbehrlich werden, aber wir lernen Bücher und Akten lesen durchs Wandern.

7.

Anekdoten und Charakterzüge.

Wer unterwegs eine Anekdote erlebt oder einen sprechenden Zug des Volkslebens, der soll dergleichen fein im Sinne behalten, man weiß nicht, wie man's später brauchen kann. Erlebte Züge und Anekdoten bilden das Salz unsers Tagebuches, und

wenn wir sie richtig zu deuten, wenn wir einen leitenden Gedanken aus ihnen zu entwickeln und durch sie zu versinnbilden verstehen, können sie auch das Salz eines gedruckten Buches bilden.

Ich fahre über den Bodensee in die Schweiz. Im Hafen zu Rorschach gelandet, sehe ich einen zerlumpten Mann, der in einem kleinen Nachen zwischen den Schiffen auf und ab rudert und mit einem Hebgarn emsig im Wasser fischt; er fängt aber keine Fische, sondern Aepfel, die in großen Massen hier verladen werden und von welchen ab und zu einer ins Wasser fällt. Nun wußte ich, daß ich in der Schweiz war, noch bevor ich den ersten Grenzpfahl gesehen hatte. Am bayerischen Ufer würde höchstens ein naschhafter Junge sich etliche von den verlorenen Aepfeln gefangen haben; hier am schweizerischen machte ein Mann sogleich ernstlich Profession von der Aepfelfischerei. Hätte ich einen Aufsatz über die Schweizer schreiben wollen, der Mann wäre mir unbezahlbar gewesen. Wie mich seine drastische Erscheinung zuerst begrüßte, so würde ich sie auch plastisch an die Spitze der Arbeit gestellt haben, um aus dem individuellen Bilde einen der schärfsten schweizerischen Charakterzüge, das Volksgenie der Betriebsamkeit, zu entwickeln.

Die geringfügigste Thatsache kann uns in diesem Sinne bedeutend werden und des Aufzeichnens würdig, wenn sie nur einen leitenden Gedanken verkörpert. Im Volksleben ist nichts klein, was aufs Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volkstums zielt. Meine Freunde wundern sich öfters, daß ich unterwegs so viele seltsame Züge und Anekdoten erlebe; ich erlebe in der That dergleichen nicht mehr als andere, aber ich erlebe sie anders. Weil ich geführt von festen Grundgedanken Gedanken suche, finde ich auch Anekdoten, und weil ich den Blick aufs Idealbild des ganzen Volkstums gerichtet habe, sehe ich hundert individuellste Thatsachen, die jenem entgehen, der nichts als Thatsachen suchen will. Anekdoten zu erleben ist leicht (vorausgesetzt, daß man zu Fuße und allein geht), die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen schon schwerer (denn

auch die originellste und ergötzlichste erlebte Anekdote müssen wir unbarmherzig aus unserm litterarischen Gedächtnisse streichen, wenn sie des Gedankenzusammenhanges mit dem zu skizzierenden Charakterbilde entbehrt); am schwersten aber ist es, den rechten Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten. Denn da uns das Erlebte immer näher am Herzen liegt als das Gelesene, so liegt auch die Gefahr näher, aus dem Erlebten etwas zu machen, was eigentlich nicht darin steckt.

Ich will auch diesen Satz über die Anekdote durch eine Anekdote erläutern.

Im Wirtshaus eines deutsch-ungarischen Städtchens saßen die Kleinbürger des Ortes beim Abendschoppen, und ich lauschte ihrem Gespräche. Ein Vorfall, der sich jüngst in der Nachbarschaft zugetragen, beschäftigte die Leute aufs lebhafteste. Es war nämlich ein achtbarer Israelite vor den Stuhlrichter geladen worden, um Zeugschaft abzulegen. Der verschüchterte Jude hörte entweder die Frage des Richters nicht recht oder faßte sie falsch, kurz er stotterte, zögerte und konnte zu keiner klaren Antwort kommen. Da ergriff der Richter plötzlich wütend aufbrausend ein Kruzifix, hielt es dem Juden vors Gesicht und schrie: „Judas, willst du bekennen!" Der Jude brach vor Angst und Schrecken zusammen und lag mehrere Tage krank darnieder. So erzählten die Leute. Ein Teil der Gesellschaft enthielt sich allen Urteils, die andern verteidigten den Stuhlrichter; nur ein einziger wagte es, das Verfahren des Richters in geraden Worten als unrecht, ja empörend zu bezeichnen. Er blieb aber allein mit seiner Ansicht.

Nun wäre es sehr leichtsinnig, wenn ich die oben erzählte Geschichte flugs als Thatsache anführen wollte, etwa zur Charakteristik ungarischer Justiz. Denn sie kann in jener Fassung völlig entstellt, vielleicht tendentiös umgebildet oder bereits mythisch verschoben sein. Wirtshausgespräche sind überhaupt keine Quelle für Thatsachen; aber die Thatsache jenes Wirtshausgespräches kann uns eine Quelle werden. Denn daß man eine derartige

Geschichte dort allgemein als wahr, mindestens als wahrscheinlich und möglich ansah, wäre doch schon ein Zeichen für die Zustände des Landes. Allein auch darin liegt noch nicht der Schwerpunkt des kleinen Erlebnisses. Das Maßgebende war ohne Zweifel, daß von zwanzig Leuten etwa zehn des Urteils sich enthielten, neun dem Stuhlrichter Recht gaben und nur ein einziger ihn verdammte. Man denke sich zum Gegenbilde zwanzig pfälzische Bauern, die über einen solchen Vorfall diskutierten! Welch einen Lärm, welch einen Aufruhr würde das gegeben haben! und wenn ja ein einziger den Richter hätte verteidigen wollen, so wäre er gewiß zur Stube hinausgeworfen worden. Uebrigens würde auch kein Pfälzer Jude aus Schreck vor einer derartigen richterlichen Ermahnung in Ohnmacht gefallen und krank geworden sein. Die Juden haben dort schon stärkere Nerven.

Nun wäre es aber immer noch übereilt, wollte ich aus jener einzelnen Thatsache den allgemeinen Schluß ziehen auf den tiefen Stand des Rechtsgefühls bei den unteren Volksschichten in Ungarn. Erst wenn ich viele verwandte Züge an vielen Orten erlebt hätte, wäre ich dazu befugt. Man soll Anekdoten nicht generalisieren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeinerer Kenntnis und Beobachtung individualisieren durch die Anekdote. Der oberflächliche Tourist macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unschätzbares, unübertreffliches Mittel, weil sie künstlerisch, plastisch, in Einem Zuge ganze Gedankenreihen versinnbildet und den Leser in fremde Zustände mitten hinein versetzt, als hätte er sie mit eigenen Augen gesehen. Darum hat man der volksschildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht sogar einen Platz in wissenschaftlichen Handbüchern eingeräumt, wie z. B. in Daniels Geographie von Deutschland, nicht um aus der Anekdote generalisierend zu beweisen, sondern um durch die Anekdote individualisierend zu schildern.

Aus derselben künstlerischen Absicht erzähle ich meine Anekdoten und Charakterzüge fast immer in der ersten Person, wie ich sie erlebt habe, mit dem verpönten „Ich" an der Spitze. Es wäre mir leicht, sie in die dritte Person umzuschreiben. Allein wenn der Leser durch mein „Ich" den unmittelbaren Eindruck des Selbsterlebten erhält und die Sache mitzuerleben glaubt, so wiegt mir das schwerer als der Tadel steifleinener Rezensenten über zu subjektive Schreibart. Je mehr ich mich befleiße den Inhalt objektiv zu fassen, um so subjektiver gestalte ich die Darstellung. Denn der objektivste Stil bleibt nun doch alleweil der langweiligste.

Die Forscher der Sagen, Mundarten und Volkslieder, welche gleich uns dem Munde des Volkes lauschen, verleihen ihren Aufzeichnungen dadurch erst vollgültigen Wert, daß sie aufs genaueste angeben, wo sie eine Redeweise, eine Sage, einen Vers gefunden, genau bis auf den Namen des Dorfes, ja der Person hinab. Das ist bei ihnen so notwendig wie beim Botaniker die Angabe des Fundortes einer neuen Pflanze. Ganz anders steht es aber bei anekdotischen Charakterzügen, welche man anführt, um allgemeine, namentlich ethische Zustände des Volkslebens epigrammatisch zu schildern, wohl gar dem Volke selbst das Epigramm aus dem Munde zu nehmen. Hier entscheidet die innere Wahrheit, und in den allermeisten Fällen wird kein Dritter im stande sein hinterher die strenge äußere Wahrheit des Thatbestandes zu prüfen, auch wenn man ihm Ort und Datum und Personaladressen urkundlich getreu schwarz auf weiß gegeben hätte. Ich verfahre darum aus guten Gründen mehrenteils umgekehrt wie die Sagenforscher und Botaniker, indem ich meinen Fundort nur so weit andeute, als es zur örtlichen Charakteristik selbst nötig ist. Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keinen Namen, und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu dürfen. Nur durch diese goldene Regel wird es möglich, scharf, konkret und rücksichtslos zu zeichnen, und die Leute des Landes

in ihren eigenen Worten reden zu lassen, ohne in unsern öffentlichen Zeiten die Diskretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen. Nur bei diesem Verfahren merken namentlich die Leute, daß man komische und naive Züge nicht aus Spott und und Skandalsucht, sondern in dem ernsten Bestreben aufzeichnete, ein treues und lebensvolles Bild zu entwerfen. Und zuletzt kommt es bei derlei kleinen Geschichten auch kaum darauf an, ob sie wirklich so vorgefallen sind, sondern vielmehr ob der Landeskundige zustimmend sagt, daß sie so und nicht anders einmal vorfallen müßten, wenn es gleich noch gar nicht geschehen wäre.

8.

Litterarische Wanderung nach der Heimkehr.

Mit wohlgefülltem Tagebuch zu Hause wieder angelangt, sind wir darum noch nicht fertig mit unsern Vorarbeiten. Jetzt kommt erst noch das Studium der Speziallitteratur. Mancher glaubt vielleicht, dazu bedürfe es doch keiner Fußwanderung, oder man könne auch vorher diese Spezialitäten studieren und hinterdrein wandern. Allerdings. Man kann auch das Pferd beim Schwanz aufzäumen, nur wird es dann nicht besonders bequem zu reiten sein.

Unterwegs entdecken wir bei guter Nase und gutem Glücke handschriftliches und gedrucktes Material, welches wir zu Hause niemals gefunden hätten. Man muß an Ort und Stelle fragen, um gar mancher in Zeitschriften und Monographien zerstreuten Vorarbeit auf die Spur zu kommen; und ein halbstündiges Gespräch beim Glase Wein mit einem landeskundigen Manne kann uns versteckte kleine Quellen und Hilfsmittel aufschließen, nach welchen wir im sorgsamsten Realkatalog der reichsten Bibliothek vergebens suchen würden. Unsere Gelehrten sind doch wunder-

liche Leute. Wenn jemand wochenlang im Bücherstaube wühlt und nichts findet, so war das wissenschaftlich gearbeitet, wenn aber einer im lebendigen persönlichen Verkehr die feinste Entdeckung macht, so kann das doch nicht für wissenschaftliche Arbeit gelten.

Uebrigens handelt es sich hier weit weniger um speziellstes Material, welches verborgen liegt, weil es zu selten und vereinzelt erschlossen würde, sondern viel mehr um Vorarbeiten, welche jahraus jahrein so bunt und massenhaft zu Tage gefördert werden, daß sie in ihrem eigenen Ueberflusse verloren gehen.

Ich denke hier namentlich an die Schriften unsrer historischen, geographischen, naturforschenden Vereine, an die zahlreichen monographischen Büchlein über einzelne Städte, Schlösser, Klöster, Familien, dann auch an die geradezu unzählbaren Schilderungen von allerlei Volks- und Landesart, wie sie jetzt in den illustrierten, belletristischen und politischen Zeitungen zum stehenden Modeartikel geworden sind.

Der gelehrte Fachmann rümpft die Nase und erklärt den größten Teil dieser mannigfaltigsten Litteratur für Dilettantenwerk. Ich will das zugeben, denn der Dilettantenglaube ist nun einmal der moderne Hexenglaube, und wer nicht überall Dilettanten sieht, der kommt in Gefahr selber als Dilettant verbrannt zu werden. Allein gesetzt wir fänden in einer Zeitung, wohl gar im Feuilleton, die Schilderung volkstümlicher Lokalzustände von einem Augenzeugen, und die Arbeit ermangelte so sehr aller Schule und Methode, daß wir sie wohl dilettantisch nennen müßten, so ist sie doch in dem einen Punkte nicht dilettantisch, daß der Verfasser selbst gehört und gesehen hat, was er erzählt. Nur fragt sich's, ob er das Erlebte, also den echten Quellenstoff, auch richtig wiedergibt. Den Maßstab hierfür werden wir in der Regel nur dann besitzen, wenn wir gleichfalls ein Stück seiner Schilderungen miterlebt haben, und sei es auch nur im Vorübergehen, auf der Wanderschaft. Wir entdecken und enthüllen dann den versteckten Fachmann im Dilettanten und finden Gewinn in

einer Arbeit, welche der vornehme Zunftgelehrte gar nicht des Lesens wert geachtet hätte.

Oder umgekehrt. In den Jahrbüchern unsrer Geschichtsvereine stehen mitunter sehr gelehrte Abhandlungen, die vom umfassendsten lokalen Quellenstudium zeugen, ungedrucktes, urkundliches Material die Fülle bietend; in der Darstellung aber sind sie höchst dilettantisch, konfus geschrieben, weitschweifig, unverständlich. Vorab jedoch werden die Autoren solcher Aufsätze dem Leser wie dem Verleger gleich furchtbar durch ihre Unfähigkeit Wichtiges und Gleichgültiges zu unterscheiden, durch ihr Unvermögen auszustreichen, wegzulassen und ein Ende zu finden. In der Handhabung des Rotstifts und des Papierkorbes sind sie vollendete Dilettanten. Obgleich nun diese Schriftsteller überzeugt sind, streng fachmännisch zu schreiben, ja häufig gerade um dieses Ideales willen so schlecht schreiben, weit schlechter als sie eigentlich könnten, so werden sie doch von den meisten größeren Historikern wiederum als Dilettanten über die Achsel angesehen. Der forschende Wanderer thut das nicht. Er hat sich Mut und Kraft und Begeisterung erwandert, um selbst durch die pfadlose Wildnis solcher Abhandlungen zu dringen, weil er eben Heimatsgefühl mitbringt für das Land, dessen Geschichte der allzu gelehrte Monographist untersuchte, und in dem Heimatsgefühl zugleich die Geduld für das Kleine, Dürftige und Trockene und das Verständnis Verworrenes zu entwirren, ohne daß ihm, dem bloßen Wanderer, darum der unbefangene freiere Ueberblick verloren gegangen wäre, dessen Mangel den Eingeborenen so oft verführt Wichtiges und Nichtiges gleich zu achten und des Stoffes kein Ende zu finden. Der Wanderer sucht also auch hier wieder in dem gelehrten Dilettanten liebevoll den Fachmann, und wird sich häufig reich belohnt sehen.

Die Zeitschriften der historischen Vereine heißen mitunter „Archive", und man könnte fast meinen, der Titel sei darum gewählt, weil die dort veröffentlichten Arbeiten so gut verschlossen und versteckt sind wie im geheimsten Staatsarchiv. Das Einzelne verkommt in der übersichtslosen Masse. So geschieht es, daß die köstlichen Beiträge zur historischen Landeskunde, welche in solchen Zeitschriften zerstreut ruhen, selbst in unsern fleißigsten größeren geographischen Werken noch gar wenig benützt sind, oder nur dann benützt, wenn ein Vermittler, der von allgemeineren Standpunkten ausging und nicht bloß für das Land, sondern für Deutschland schrieb, dazwischen getreten ist. Dies ist dann fürwahr ein schöner Beruf, und es ließe sich ganz fein das Walten einer gewissen „poetischen Gerechtigkeit" darin nachweisen, daß wir durch die freieste Kunst des Wanderns einer so strengen und trockenen Kunst wie dem Erschließen statistischer und historischer Lokalquellen erst zu einem recht weitgreifenden Erfolge verhelfen, und daß der Wanderer und der Stubengelehrte von abgeschlossenster Art ihr Tagewerk zum gegenseitigen Frommen austauschen müssen. Ein Forscher, der allein und zu Fuß durch die Welt geht, gewinnt nicht bloß Vorsicht und Selbstvertrauen, sondern er wird auch zuvorkommend gegen jeden Begegnenden, und wäre es auch nur, indem er ihm einen Gruß und eine kleine Ansprache entgegenruft. Wer weiß, was ihm die wenigen Worte nützen können! So denke ich auch, wenn ich nach vollbrachter Reise meine zweite oder dritte Wanderung durch die Bücher, Zeitungen und Flugschriften beginne und hier in der gemischtesten Gesellschaft traulich mich bewege, jeden grüßend und ansprechend; und danken mir auch nicht alle, so danken mir doch viele.

Nach dieser Fahrt durch die Spezialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wie viel man übersehen hat oder aufs neue prüfen sollte. Ein solcher Revisionsgang ist vom höchsten Wert; leider wird uns nur selten vergönnt sein, ihn auch sogleich ausführen zu können.

Hiermit bin ich am Schlusse meiner Handwerksgeheimnisse angelangt, und man dürfte mir wenigstens zugestehen, daß ich mir Plan und Methode in meine Wanderforschungen gebracht,

und daß ich mir's dabei habe sauer werden lassen, auch wenn sich zuletzt die Darstellung noch so leicht und lustig lesen sollte.

Das Organische dieser Methode dünkt mir aber darin bewährt, daß allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint. Wer die Karte und die allgemeine Landeskunde nicht im Kopfe hat, der kann auch nicht richtig gehen und nicht richtig fragen; wer planlos geht und das Fragen nicht versteht, der wird auch kein wertvolles Tagebuch draußen skizzieren, und wem das alles zusammen nicht gelungen ist, der vermag auch die geschriebenen und gedruckten Spezialquellen nicht gehörig auszubeuten. Er mag Einzelzüge zusammenbringen, aber kein harmonisches, treffendes Gesamtbild. Die ganze Reihenfolge jener Vorarbeiten ist notwendig in sich bedingt, sie läßt sich nicht verkürzen und nicht umkehren; ein Glied trägt und hält das andre.

Der unversiegbare Reiz bei der Darstellung solch erwanderter Charakterbilder von Land und Leuten liegt aber darin, daß wir ans Werk gehen mit dem Gedanken mitzuwirken zur Kenntnis unsres Vaterlandes. Hiermit verbindet sich dann in der Methode der Arbeit selbst ein erfrischendes Zusammengreifen scharfer Gegensätze. Wir versenken uns ins Kleine und Einzelne, ausgehend vom Ganzen und zum Ganzen strebend; wir verbinden Genuß und Schaffen, und wenn irgendwo, so wird hier der Genuß Arbeit, die Arbeit Genuß; wir wandern hinaus ins Freie, damit wir durch eine ganz besonders verstaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen subjektiv schreiben im Hinblick auf objektive Resultate, und künstlerisch gestalten, während wir kritisch forschen; wir werfen uns in das bunte, schwankende Leben des Tages, und doch befriedet unser Studium zuletzt ganz besonders durch das Aufspüren fester, organischer Zustände; wir ziehen wie die fahrenden Memoirenschreiber zu Froissarts Zeit im Lande umher, und sind uns doch bewußt, als modernste Wanderer plangemäß für die Wissenschaft zu arbeiten. Es ist uns auch noch erlaubt, zwischen historischen Trümmern zu wandeln und Denksteine ver-

klungener Zeiten mit aller Liebe des Poeten zu erfassen, ohne daß man uns darum Romantiker schelten soll, die ihre eigene Zeit vergessen; denn selbst indem wir die Vergangenheit suchen, bleibt doch die Gegenwart unser letztes Ziel. Wir dürfen auf die Teilnahme der Zeitgenossen rechnen; denn welch frischeren Stoff gäbe es als das eigene Volk, die eigene Heimat, und doch sammeln wir ganz besonders für die Zukunft: bei jedem Gang, den wir daheim durch die ältere Litteratur unsers Gegenstandes machen, drängt sich uns der Ausruf auf: was würden wir darum geben, wenn die Vorfahren hier so fleißig gesammelt und notiert hätten, wie es jetzt tausend Federn thun, und welch reiches Vermächtnis hinterläßt die Gegenwart in ihren zahllosen Entdeckungsreisen durchs Innere von Deutschland den kommenden Geschlechtern!

Stolz braucht der Einzelne in diesem Ausruf übrigens doch nicht zu werden; denn nirgends sind große und kleine Irrtümer schwerer zu vermeiden als bei unsern Stoffen, die sich aus dem unendlichen bunten Detail zusammenweben, und nirgends ist es selbst dem schwächsten Kritiker leichter gemacht, auch dem gewissenhaftesten Forscher gelegentlich einen rechten Schnitzer nachzuweisen. Allein trotz dieser mit der Gunst des Gegenstandes enge verwachsenen Gefahr werden wir unverdrossen und mutig bleiben, getragen von der liebevollen Hingebung auch an das Kleinste im Volksleben; es gibt da nichts Unwichtiges, und alles wird bedeutend, wenn wir nur die rechten Gedanken mitbringen, um jede Thatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen. Dies ist das letzte und feinste Meistergeheimnis, welches sich aber nicht lehren läßt.

Vorwort.

Hier folgt das Vorwort nach der Einleitung nicht etwa wegen des Effekts der „unordentlichen Schreibart" wie in Immermanns Münchhausen, welcher mit dem elften Kapitel beginnt, um dann das erste nach dem fünfzehnten zu bringen. Mich zwang im Gegenteil die „ordentliche" Schreibart zu dieser ungewöhnlichen Reihenfolge.

Die Einleitung schilderte die Methode des wandernden Forschers; das Buch selbst zeigt die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt; das Vorwort stellt sich ganz logisch in die Mitte, denn es soll dem Leser einige Fingerzeige über die Art dieser Anwendung geben. Wie jedes rechte Vorwort wäre es aber ebenso zweckmäßig nach als vor dem Buche zu lesen, und gründliche Leute lesen Vorreden auch wirklich zweimal: vorher, um zu sehen, was der Verfasser verspricht, und nachher, um zu prüfen, was er gehalten hat.

Ich nenne dieses Wanderbuch einen zweiten Band zu „Land und Leuten". In jener Schrift verarbeite ich zahlreiche Wanderskizzen, um den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volkstumes aus dem Boden nachzuweisen. Man wird das nämliche Ziel auch auf vielen Blättern des vorliegenden Bandes angestrebt finden, wenn gleich nicht mehr so stark in den Vordergrund gestellt. Dafür suchte ich in andrer Richtung einen neuen Reiz des Stoffes. Als den schönsten Lohn, der meiner früheren Arbeit zu teil ward, erachte ich

es nämlich, daß so mancher selbsterlauschte Zug, so manche selbstgefundene Thatsache und auch etliche meiner Gedanken in größere geographische Darstellungen und Sammelwerke übergingen, und daß ich also auch über den Kreis meiner eigenen Leser hinaus zur erweiterten Kenntnis deutschen Bodens und deutschen Volkslebens beigetragen hatte.

Dies spornte mich zu neuen Entdeckungsfahrten, zum Aufsuchen gerade solcher Gegenden, welche in den allgemeineren Werken über deutsche Landes- und Volkskunde noch kaum beachtet sind und doch höchst eigenartige und merkwürdige Glieder des großen Ganzen. Es war dieser bestimmte Zweck, der mich bewog, Landstriche, wie das Tauberthal, das Gerauer Land, die Holledau zu durchwandern, oder einen Städtetypus wie Freising zu zeichnen. Man möchte seinen Lesern doch so gerne von recht unbekannten Dingen erzählen, wobei das Unbekannte doppelt reizt, weil es so nahe liegt, und weil zugleich ein jeder sich sagt, daß es dergleichen neu aufzuschließende Gegenden noch zu Hunderten in unsrem Vaterlande gebe.

Neben diesem Interesse des Stoffes, worin der vorliegende Band sich an den früheren enge anschließt, lockte mich aber auch jenes andre in der Einleitung entwickelte Ziel, wodurch sich das „Wanderbuch" von „Land und Leuten" unterscheidet: ich wollte die Methode meiner Volksstudien darlegen. Und so ist jeder der folgenden Abschnitte in andrer Art geschrieben, in andrer Absicht und will mit andrem Maßstabe gemessen sein.

Den Beginn macht ein weit angelegtes Uebersichtsbild: „Auf dem Wege nach Holland". Die größere Masse des Stoffes ist hier nicht vom Verfasser selber erforscht, sondern aus Büchern und Abhandlungen geschöpft. Er wanderte, um die Spezialliteratur verstehen und benützen zu lernen, und im Anschauen des Einzelnen den rechten Leitfaden zum Generalisieren zu finden. Hier war ihm also sein Notizbuch nicht sowohl Stoffquelle als Gedankenquelle und nebenbei eine kleine Fundgrube schmückender und belebender Züge. Der einigende Grundgedanke des ganzen

Aufsatzes zielt auf die Darstellung der allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste. Nur meine man nicht, daß ich mir zu Hause diese Idee vorgebildet habe und dann ausgezogen sei, um sie überall verwirklicht zu finden. Dies wäre für mich der verkehrteste „Weg nach Holland" gewesen. Im Gegenteil. Ich griff ohne alle Ideen zum Wanderstabe, ich wollte bloß das Grenzland begehen und auf mich wirken lassen. Erst als ich wieder nach Hause gekommen war und alles Gesehene überblickte und ordnete, ward es mir klar, daß gar kein andrer Gedanke einigend und leitend die Summe meiner Beobachtungen zusammenfassen könne, als jener vorgedachte, welcher in den Landes- und Volksgrenzen Deutschlands und Hollands vielmehr verbindende Uebergänge erblickt.

Der Schlußaufsatz (der ersten Auflage) versetzt den Leser in den deutsch-ungarischen Grenzstrich an der Donau, der Leitha und dem Neusiedlersee, er gibt nicht bloß in der geschilderten Oertlichkeit, sondern auch nach Plan und Methode der Darstellung das äußerste Gegenbild zu dem ersten Abschnitte. Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigste Stoffquelle, der Litteratur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiseeindrücke; sie gruppieren sich aber um einen Kern von Studien, die mich seit meinen Jugendjahren unablässig beschäftigt haben: die durchwanderte Gegend bot mir als Hauptstationen jene Orte, an welche sich die Geburt, die früheste Ausbildung und das kräftige Manneswirken Joseph Haydns knüpft. So berührten mich die ethnographischen Gegensätze dreier in Stamm, Sprache und Sitte grundverschiedenen Nationalitäten, welche in diesem Winkel aufeinanderstoßen, nur mittelbar, und dennoch spielten sie von ferne in mein Hauptthema herüber und gaben ihm eigentümliche Farbe. Einen schöpferisch epochemachenden Mann in der Scenerie seiner Heimat aufzusuchen und als eine altbekannte und doch neue Gestalt wiederzufinden, ist auch eine Aufgabe für den wandernden Erforscher von Land und Leuten. Mit politischen und ethnographischen Vorgedanken hatte ich mich der Leitha genähert, und mit musikgeschichtlichen Kulturstudien kehrte ich wieder heim.

Große Gestalten ganz andrer Art veranlaßten mich zu einer Wallfahrt ins Gerauer Land. Schon vor der Abreise hatte ich mein Notizbuch mit Quellenstellen, Fragen und Hypothesen aus der deutschen Kaisergeschichte gefüllt, um danach den Plan meiner Kreuz- und Querzüge zu entwerfen. Ich wollte mir und Andern historische Erinnerungen beleben und verjüngen im Anschauen der Oertlichkeit. Dazu verlockte es gar sehr, durch ein Land zu gehen, welches vor lauter moderner Kultur allen landschaftlichen Reiz der Romantik verloren hat, während es im Geiste des Geschichtskundigen dort lebt und webt von romantischen Bildern und Erscheinungen, ein Land am Kreuzungspunkte der belebtesten Heerstraßen des Reisestromes, und doch so wenig besucht und geschildert wie kaum eine andre Ecke von Deutschland. Eine moderne Topographie der wichtigsten deutschen Kaiserstätten ist noch nicht geschrieben; machte sich der rechte Forscher und Wanderer an die Aufgabe, so könnten wir ein Buch gewinnen, ebenso befruchtend für die Landeskunde wie für das Studium der Geschichte. Neue Länder sind auf deutschem Boden nicht mehr zu entdecken, aber neue Gesichtspunkte für das altbekannte Land.

Wie man sieht, wechselt meine Methode hauptsächlich je nach dem Verhältnisse des Wanderns, das heißt der eigenen Forschung zum Bücherstudium, als der entliehenen Forschung; das Vorschlagen der einen oder andern Quelle verändert sofort Plan, Ziel und Schreibart. Nun findet sich in diesem „Wanderbuche" aber auch ein Aufsatz, für welchen ich unmittelbar gar nicht gewandert bin; er ist überschrieben „Bauernland mit Bürgerrechten" und wurde ursprünglich so recht aus der Studierstube für die Studierstube verfaßt, zum Vortrag in einer Klassensitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften. Dennoch gehört er ins Wanderbuch, ja er ist ein ganz notwendiger Bestandteil desselben. Jenes bürgerliche Bauernland, der Rheingau, liegt im nächsten Umkreise meiner Geburtsheimat, also in einer Gegend

wo ich zu Hause bin, wo ich „gesessen" habe, und Sitzen führt in diesem Sinne mindestens ebensoweit als Gehen. Bei solchen Landstrichen ist dann aber das Wichtigste, daß man ihnen in der rechten Art wieder fremd wird; denn wir entdecken in der Fremde weit leichter das unterscheidend Eigentümliche als in der Heimat, wo uns jede Thatsache selbstverständlich dünkt. Nun habe ich vor Jahren, da ich noch an den Pforten des Rheingaues wohnte, ein Bild des Rheingauer Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Kolorit entworfen und später in „Land und Leuten" aufgenommen. Viele Bücher schlug ich damals nicht nach, würde für meine Zwecke auch wenig in ihnen gefunden haben; denn wie der Rheingauer in seinem Weine lebt und webt, das wußte ich viel besser vom eigenen Sehen und Hören; ich hatte mit den besten Männern des Gaues gelebt und getrunken, und diese waren mir die gewichtigsten Autoritäten, ich war in den Kellern, Weinbergen und Trinkstuben gewesen, und das waren mir die rechten Bibliotheken und Archive. Ich wollte nicht geschriebene und gedruckte Quellen ausschreiben, sondern selber Quelle werden, und das ist mir auch geglückt; denn meine Schilderung wurde oft genug nachgedruckt, übersetzt, citiert und ausgezogen. Ueber der Analyse der Weinnatur der Rheingauer war mir aber eine andre Thatsache ziemlich in den Hintergrund getreten, welche in engem Zusammenhange mit dem Weinbau und dem heiter bewegten Treiben des Gaues steht: die uralten Freiheiten und Rechte des kleinen in sich abgeschlossenen Völkchens. Ich hatte ihrer nur im Vorbeigehen gedacht.

Nun blickte ich von der Münchener Hochebene auf den Rheingau zurück. Da trat mir der unmittelbare, einseitig fesselnde Eindruck des gegenwärtigen Lebens objektiver in den Hintergrund; dagegen lagen mir nun die Bücher und Landkarten nahe. So ergänzte ich denn jene Lücke der früheren Arbeit, faßte die alten Freiheiten der Rheingauer als eine Grundlage ihres originellen Volkstumes schärfer ins Auge und schrieb solchergestalt ein Seitenstück, welches sich dem älteren Bilde kontrastierend und doch enge

verbunden anreiht. Der behandelte rechtsgeschichtliche Stoff ist den gelehrten Kennern geläufig; indem ich aber meine erlebte und erwanderte Ortskunde benützte, um denselben zu deuten, zu ordnen, auf neue Gesichtspunkte anzuwenden und in einen weittragenden Zusammenhang zu bringen, glaube ich doch manches Eigene geboten zu haben. Für die Erprobung meiner mannigfachen Methode aber drängte es mich mit Notwendigkeit zu diesem Versuche: als ein Fremder trat ich vor die alte Heimat, als ein Wanderer im Geiste vor die Gegend, in welcher ich seßhaft gewesen, und während wir sonst in der Lokallitteratur Belehrung über unsre Wanderschaft suchen, so benützte ich hier umgekehrt das Erwanderte und Erlebte, um die alte Litteratur des Rheingaues zu erläutern.

Ich sprach in der Einleitung von der Kunst, ortskundige Leute so zu befragen, daß sie nicht merken, was man eigentlich wissen und auf welche Ziele man hinaussteuern will. Manche schätzbare Notiz der nachfolgenden Abschnitte ward auf diesem Wege gewonnen. Doch gestand ich Ausnahmen zu, wo wir uns mit einem wissenschaftlichen Manne ohne Umschweife besprechen und ihn in alle Geheimnisse des Planes und der Mittel unsrer Arbeit einweihen können. Zeugnis dessen ist die „geistliche Stadt" in diesem Wanderbuche. Dieses Städtebild verdankt geradezu seine Entstehung dem jahrelangen Austausche, welchen ich von Stadt zu Stadt mit meinem nun verstorbenen Freunde, dem Professor Joachim Sighart in Freising pflegte. Dieser ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen Kunstgeschichte war zugleich die lebendige Chronik von Freising; unter seiner Führerschaft lernte ich jene merkwürdige Stadt kennen, er war von Anfang bis Ende der Vertraute und Berater meiner Ideen und meines Planes zu diesem Aufsatze, er half mir Notizen sammeln, excerpierte Urkunden für mich aus dem städtischen Archive und berichtete mir mündliche Ueberlieferungen, die mir sonst gewiß nicht zu Ohren gekommen wären. Das war dann freilich aber auch nicht die flüchtige Begegnung eines Besuches auf der Wander=

schaft, sondern ein dauerndes Zusammenarbeiten, wobei man sich konnte verstehen lernen.

Wie wir aber in der Scenerie einer Stadt manchmal erst eine charakteristische Persönlichkeit unter ihren Bürgern begreifen, so ging mir umgekehrt durch die Gestalt jenes Mannes, der als Geistlicher, Lehrer, Altertümler und Sammler in der alten geistlichen Stadt so eigentümlich wirkte, wie er's anderswo gar nicht gekonnt hätte, erst das rechte Licht auf über den historischen Charakter der Stadt selber. Ohne daß es mein kunstgelehrter Freund merkte, nicht durch sein Wort, sondern durch sein Wesen, weckte er in mir die leitende Idee der „geistlichen Stadt" und den Entschluß, das kleine Städtebild mit allem Fleiße auszumalen.

Es ist ein guter alter Brauch, in der Vorrede die Namen aller derjenigen dankend zu nennen, welche uns bei unserm Werke unterstützt haben. Der Volksforscher kann dies aber kaum, denn er ist auf die kleine Beihilfe zahlreicher und höchst verschiedener Leute angewiesen: das Namensregister würde zu lang und den Lesern unverständlich. Da ich aber in der Einleitung von dem guten Vernehmen redete, welches bestehen soll zwischen dem einheimischen Spezialtopographen und einem fremden Wanderer meines Zeichens, der vor allem richtig und fruchtbringend zu generalisieren sucht, so gedenke ich hier wenigstens noch eines Beispieles freundlicher Förderung. Ich hatte den „Gang durchs Tauberthal" gleich nach der Heimkehr geschrieben und vorderhand in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Zu meiner angenehmen Ueberraschung druckte die „Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken" den ganzen Aufsatz ab, weil er einen Teil ihres Vereinsbezirkes und seiner Nachbarschaft darstelle. Es ist die günstigste Kritik, welche einer solchen Arbeit zu teil werden kann, wenn die eingeborenen Forscher in den Beobachtungen des fremden Wanderers so viel Neues und Wahres finden, daß sie sich getrieben fühlen, dieselben ihrem örtlichen Leserkreise zur Belehrung über das eigene Land darzubieten. Jener Abdruck aber war zugleich begleitet von gediegenen Noten,

welche ergänzend und erweiternd, einigemal auch berichtigend, zu meinem Texte traten. Das war mir doppelt erfreulich. Sonst gehe ich viele Meilen weit und wende alle Kunst und List auf, um mich belehren zu lassen, und hier schickte man mir unerbeten und aufs artigste eine Auswahl belehrender Notizen in die Stube. Ich sage nun für diesen guten Dienst meinen Dank, wie man danken soll, indem ich den Inhalt jener Anmerkungen, so weit er für meinen Zweck nutzbar war, in den Text verwoben habe.

Ich gehe rasch und schreibe langsam, darum wünsche ich mir dann auch Leser, welche recht langsam lesen, bei diesem langsamen Schritt aber von lebhafter Sehnsucht ergriffen werden, das deutsche Land im raschen, frischen Schritte selber zu durchwandern.

II.

Auf dem Wege nach Holland.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Uebergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt.

Der Deutsche, welcher sich Holland erobern will, und zwar schrittweise, so daß er nicht bloß flüchtigen Gewinn, sondern einen festen Besitz mit nach Hause bringt, kann zwischen drei guten Wegen wählen.

Entweder er beginnt seine Wanderung von Hamburg aus und durchstreift das Land zwischen Elbe und Ems, dann zwischen Weser und Ems, um in Emden die letzte deutsche, in Delfzyl oder Gröningen die erste holländische Stadt zu begrüßen. Oder er ergreift den Wanderstab in Köln und sucht, den Flußlinien der Erft und Niers folgend, mit gelegentlichen Seitenmärschen ostwärts gegen Mörs, Wesel, Xanten und Calcar, westwärts gegen Venloo und Gennepp, des Grenzdreiecks zwischen Rhein und Maas Herr zu werden, um dann bei Nymwegen über die Waal zu fahren, und durch die Betuwe, das alte Bataverland, mitten ins Herz von Holland zu dringen. Der dritte Weg ist endlich von der Natur selber geschaffen, und bedarf keiner genaueren Andeutung, es ist die Wasserstraße des Rheines über Emmerich und Arnheim nach Rotterdam.

Auf die zwei erstgenannten Straßen lockt vor allen das ethnographische Interesse, und ich nenne darum die eine den friesisch-niedersächsischen, die andere den rheinfränkischen Weg. Die Rheinfahrt hingegen regt geographisch an und

fesselt zumeist landschaftlich, indem wir vom Schiffe herab gar bequem den stufenweisen Uebergang der niederrheinischen Landschaft in den holländischen Charakter erkennen mögen. Für das gründlichere Studium von Land und Leuten hat natürlich der friesische oder der rheinfränkische Landweg ungleich höheren Wert.

Friesen, Niedersachsen und Franken gaben dem holländischen Volke nach der alten Bataverzeit die entscheidendsten Grundzüge gesamtdeutscher Art; sie hielten es im Zusammenhange mit den weiter hinten sitzenden deutschen Stämmen. Als zwei Gegenpole erscheinen aber dabei Friesen und Franken: im Friesentum zog sich der Niederländer mit dem niederdeutschen Nachbar eigenartig und beharrend in sich selbst zurück; durch die Franken erschloß er sich dem biegsamen, beweglichen deutschen Kulturleben. Niedersächsisches Element von Westfalen herüber trat dazwischen, gleichsam in mittlerer Schwebung. Nun hat es aber einen wunderbaren Reiz, heute noch den Weg dieser Volksstämme zu wandern und so schon auf deutschem Boden Schritt für Schritt holländisch verstehen zu lernen, ich meine nicht sowohl die holländische Sprache, als tausend Einzelzüge, holländischer Volks- und Landesart. Und da es uns die Eisenbahn leicht macht, mit dem friesischen Wege auch noch einen Seitenausflug durch niedersächsisches Gebiet zur holländischen Grenze zu verbinden, ja, da der altfriesische Weg selber nachgerade großenteils ein sächsischer geworden ist, so bewegen wir uns dann zuletzt, als von Friesen, Sachsen und Franken eingeführt, mit einer gewissen Sicherheit unter den Holländern, die ihrerseits wieder durch jene drei Stämme in Deutschland eingeführt werden.

Der allgemeinste große Eindruck einer solchen Grenzwanderung wird aber vorab unserm deutschen Sinne wohl thun. Auf Schritt und Tritt entdecken wir neue Aehnlichkeiten holländischen und deutschen Wesens und erkennen, daß die Scheidelinie zwischen Deutschland und Holland von der neueren politischen Geschichte gezogen wurde, und neuestens auch, leider Gottes, von der Kulturgeschichte, während eine Naturgrenze der Bodenplastik oder der

Nationalität hier nicht besteht, sondern nur landschaftliche Uebergänge und neugestaltende Stammesmischungen auf derselben gemeinsamen Urgrundlage von Land und Leuten.

„Auf dem Wege nach Holland“ treten uns die Holländer als nächste Verwandte und Volksgenossen entgegen; überspringen wir dagegen diesen Weg, verschlafen wir ihn in einem Nachteilzuge der Eisenbahn dergestalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam versetzt werden, so finden wir uns in einer fremden Welt, und die Gegensätze deutscher und holländischer Art überraschen und bestürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amsterdam gegeneinander zu stellen: nehmen wir die zwei nachbarlichen Grenzstädte meines rheinfränkischen Weges, Cleve und Nymwegen; sie sind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußisch Geldern und Cleve den benachbarten holländischen Dörfern auffallend verwandt sind. Die Thatsache erklärt sich dadurch, daß eben das ursprüngliche Volkstum, wie es der Bauer am treuesten bewahrt, ein gemeinsames war, während der Gang der politischen Kultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutschland seit drei Jahrhunderten auseinander gerissen hat.

Ist dies der wahre Grund, so müßte sich dieselbe Erscheinung wohl auch bei der deutschen Schweiz wiederholen. Denn sie ist uns ja ebenfalls durch gleiche Stammesgeschichte verbunden, durch die auseinanderlaufende politische Geschichte entfremdet. Allein der Deutsche, welcher von den Allgäuer Bergen niedersteigend über den Bodensee fährt, wird schon im ersten Schweizerdorfe den Unterschied des Schweizerbauern vom deutschen Bauern merken, und vollends gar, wenn er durchs Innere der Kantone Appenzell und St. Gallen in die Urkantone vordringt. Versetzt er sich dagegen unmittelbar in die deutschen Schweizerstädte, so wird ihn vielmehr die gemeinsam deutsche Art überraschen, als das fremdartig schweizerische Wesen; und je größer die Stadt ist, wie etwa Zürich, Bern, Basel, und je gebildeter der schweizerische Kreis,

in welchem er eintritt, um so deutscher und heimatlicher kommt ihm alles vor. Das ist also völlig umgekehrt wie in Holland.

Ich erkläre mir diese Verschiedenheit bei unsern dem Vaterhause entfremdeten zwei Brüdern an den Quellen und an der Mündung des Rheines aus folgenden Gründen:

Holland gewann sein eigentümlichstes kulturgeschichtliches Gepräge als Seemacht, durch seine nach außen gerichtete Handels- und Kolonialpolitik. Die Epoche, welche wir in der allgemeinen Handelsgeschichte als „Zeitraum der holländischen Handelsherrschaft“ überschreiten, von 1579 (Utrechter Union) bis 1651 (britische Navigationsakte), bezeichnet zugleich die Auflösung der deutschen hanseatischen Macht, sie eröffnet für eine lange Folgezeit den völligen Verfall des deutschen Seehandels. Die Holländer gründeten ihre neuere Handelsgröße mit von Deutschland abgewandtem Gesichte; die deutsche Konkurrenz konnte ihnen damals weder anspornend nützen, noch wetteifernd schaden. Der Seehandel aber sammelt sich in den Städten, vorab in den großen Städten, und findet er keine großen Städte vor, so schafft er sich solche. Bei der selbständigen Kulturblüte Hollands denken wir darum auch zunächst an Amsterdam, und es ist sogar ein ganz bestimmtes, an diese Stadt geknüpftes Datum, welches uns den beginnenden Umschwung in der Weltstellung Hollands bezeichnet, das Jahr 1585, das Geburtsjahr der Handelsgröße Amsterdams, wohin sich der belgische Seehandel nach der Erstürmung Antwerpens durch die Spanier flüchtete. Im Mittelalter war Holland zum großen Teil ein Bauernland im Gegensatz zu dem städtischen Flandern; erst in den Kämpfen, durch welche sich Holland allmählich vom Deutschen Reiche löste, wurde das Städtewesen überwiegend. Die Verteidigungskriege der Holländer gegen Spanier und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert verliefen bekanntlich weit mehr in Belagerungen als in offenen Feldschlachten. Die Städte waren der Kern des neuen selbständigen Hollands, und um die Städte kämpfte man zunächst. Darum ist es auch in diesem Sinne charakteristisch, daß Holland

heute noch so viele befestigte Städte besitzt. (Zwischen zwanzig und dreißig an der Zahl, worunter sechs starke Hauptfestungen. Freilich liegt die Mehrzahl jener Städte nicht an der sogenannten „großen Route“, und man kann darum die interessantesten Punkte Hollands im Reigen des gewöhnlichen Reiseschwarmes binnen acht Tagen durchfliegen, ohne von jenem Festungscharakter viel bemerkt zu haben.) In Deutschland gibt es vergleichsweise nur sehr wenige, dafür aber große und im modernen Stil angelegte Festungen und daneben hier und dort jene weiland festen, nunmehr aber völlig offenen Städte mit den malerischen Trümmerstücken von Türmen, Thoren und Mauern des Mittelalters. Ganz im Gegensatze hierzu sind für Holland jene altmodischen und altertümlichen Gräben, Wälle und Basteien charakteristisch, welche uns in ihren kleinen, aber malerischen Verhältnissen unmittelbar ins 17. Jahrhundert zurückversetzen, trotzdem aber noch als wirkliche Festungswerke in Ehren gehalten werden. Die alten niederländischen Maler liebten es bei ihren Winterlandschaften diese von Mauern, Wällen und Kirchturmspitzen überragten breiten Wassergräben mit einem bunten Gewimmel von Schlittschuhläufern, Schlittengesellschaften und Spaziergängern zu bevölkern, und zeigten uns die ganze Stadt vergnüglich beisammen auf dem Festungsgraben: wir finden heute noch völlig dieselbe Scenerie, und nur der moderne holländische Soldat, welcher oben auf dem Walle schildert, reißt uns etwas aus der Täuschung. Holland ist das Land der geschlossenen Städte; militärisch hat es sich in seinen Städten zunächst gegen die Spanier und Franzosen abgeschlossen, kulturgeschichtlich gegen die Deutschen.

Allein so sehr die holländischen Städte auch nach der Landseite abgeschlossen sind durch Wall und Graben, so offen liegen sie meist auf der Wasserseite, und hier blicken sie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus aufs Meer. Die deutschen Grenzstädte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen ins Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterschied dieser Städtecharaktere.

Auch die holländische Sprache führt uns aufs Meer hinaus, sie legitimiert sich einzig und allein angesichts des Meeres. Ich will mich über diesen Satz, der wunderlich klingen mag, deutlicher aussprechen. Es ist ein Zankapfel zwischen Deutschen und Holländern, ob die holländische Sprache auch heute noch als eine bloße, wenn gleich sehr selbständig ausgeprägte und gefestete niederdeutsche Mundart anzusehen sei, oder als eine eigene nationale Sprache, welche längst die früheren Schranken einer bloßen Mundart durchbrochen habe. Die Litteratur, vorab die poetische, entscheidet nicht zu gunsten der Holländer. Nur in ihrem engeren Heimatlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländischen Dichter, und sie teilen das Los der Dialektpoeten, welche man im Auslande höchstens aus ethnographischem, kulturgeschichtlichem und sprachlichem Interesse studiert, nicht aber übersetzt und liest, weil man sie als Dichter lesen müsse. Weder in der Poesie noch in der Kunst der Prosa gewann Holland einen Platz in der Weltlitteratur, und erst im Reigen der Weltlitteratur wird eine Nationallitteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer inneren Notwendigkeit. Aber jenseit des Ozeans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schiffahrt und Kolonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaalschen Republik, wo sie dann die Beetjuanen wiederum als einziges europäisches Idiom lernen, wurde sie in fernen Weltteilen selbst wieder zur Muttersprache.

Der Deutsche, welcher durch Holland reist, kann sich zwar in den Städten zur Not verständlich machen, wenn er recht langsam, deutlich und schriftgemäß deutsch redet, während der Holländer in den deutschen Städten mit reinem Holländisch nicht gar weit kommen würde. Allein ebenso gewiß würden wir mit unserm Hochdeutsch in den holländischen Kolonien Afrikas und Asiens verzweifelt stecken bleiben. Die holländische Sprache fand bis jetzt noch keinen Platz in der Weltlitteratur, aber sie fand einen Platz im Weltverkehre, und damit wuchs sie allerdings

über die bloße Mundart hinaus. Denn dies ist gerade ein Kennzeichen der Mundart, daß sie allezeit zu Hause bleibt. Durch die Handelskultur ihrer Städte gewannen sich die Holländer den Anspruch, ihre Mundart zu einer eigenen Zweigsprache des großen deutschen Sprachstammes erweitert zu haben.

So wird der Deutsche überall in die Städte geführt, wenn er nachforscht, wo denn Holland selbständig, eigenartig, also fremd ihm gegenübertrete, während er sich beim naiven Volksleben um so stärker von den Zügen der Stammesgemeinschaft berührt fühlt.

Ich will aber auch das entgegenstehende Bild der deutschen Schweizer noch in wenigen Worten näher ausführen: die Parallele wird dann ein noch schärferes Licht auf Holland werfen.

Die altertümlichen deutschen Schweizerstädte gleichen unsern altertümlichen oberdeutschen Städten auf ein Haar. Ja, da sie mitunter viel weniger modernisiert sind, so spricht uns ihre äußere Physiognomie wohl gar heimischer, deutscher an, als bei mancher deutschen Stadt. Sie wuchsen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten aufs neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deutschen Städten, während der Verfall der niederdeutschen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländischen gab. Die größeren jener Schweizerstädte waren Stationen des deutschen Handels mit Italien, aus ihren Thoren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutschland; das Hauptthor der holländischen Städte dagegen, der Hafen, führt ins Meer und übers Meer; der holländische Handel, auch in alter Zeit, war Speditionshandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutsche Hinterland berechnet.

In den schweizerischen Unabhängigkeitskämpfen spielen die Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländischen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte später. Bezeichnend war die von Deutschland abgelöste Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft,

der gar keine Stadt besitzt, und führt auch dessen Wappenzeichen als eidgenössisches Kreuz, während Holland von der städtereichsten und städtisch bedeutsamsten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegerischen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldschlacht, nicht in Städtebelagerungen wie so häufig, bei den Holländern. Die Schweiz ist der festungsärmste europäische Staat, Holland der festungsreichste, und während so viele holländische Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harnisch ihrer Wälle und Mauern stecken, hat die deutsche Schweiz gar keine feste Stadt mehr, sondern nur kleine Werke zur Verteidigung von Fluß- und Gebirgspässen.

In den Schweizerstädten öffnet sich das Land — kulturgeschichtlich — gegen Deutschland, in seinen Hirten- und Bauerndörfern schließt es sich. Wer darum einen rechten Urschweizer sehen will, der geht zu den einsamsten Hirten des Hochgebirgs, wer die rechten Holländer, der stürzt sich in das Hafengetümmel einer Seestadt. Ich verneine darum keineswegs, daß die nordholländischen und westfriesischen Bauern nicht doch noch in tieferem Sinne Typen eines Urholländers seien, aber sie sind unsern deutschen ostfriesischen Bauern doch wohl ähnlicher als das Stadtvolk Amsterdams irgend welchem großstädtischen deutschen Volke. Das farbenreichste holländische Volksfest ist die Amsterdamer Kirmeß; die originalsten schweizerischen Volksfeste dagegen sucht man im Appenzell, im Berner Oberlande bei den Bauern. Das „Schweizerhaus", welches man jetzt in Deutschland und in aller Welt als etwas fremdartig Interessantes bei Villen und Gartenhäusern nachahmt, ist ein Bauernhaus; das „holländische Haus", welches man vor hundert und mehr Jahren bei deutschen Lustschlössern kopierte, war städtisch. In Deutschland und der Schweiz kennt die Gegenwart nur noch bei den Bauernhäusern eine volkstümliche nationale Bauweise; der Holländer hat sich auch noch in seinem Bürgerhause einen nationalen Stil bewahrt. Das wegen seiner barocksten holländischen Eigenart berühmteste holländische Dorf, Broeck im Waterlande, ist ein Dorf von

Kapitalisten, die in der Stadt reich geworden sind. In der industriellen Schweiz gibt es auch, wenn gleich nicht Dörfer, so doch ländliche Ansiedelungen von reich gewordenen Leuten, Schlösser und Landsitze mit reizenden Gärten; allein diese Villen sind gar weit verschieden von Broeck und auch von „Wohlgelegen", „Freud' und Ruh", „Sorgenfrei", und wie die Landhäuser an den holländischen Kanälen alle heißen: sie haben städtisch weltbürgerlichen Charakter und könnten ebenso gut in England oder Frankreich stehen wie am Ufer eines Schweizersees. Fast überall in der Welt verschleift die Stadt und städtischer Reichtum das volkstümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.

Der Deutsche, welcher reinstes Schweizerdeutsch hören will, so kräftig, daß er's kaum mehr verstehen kann, muß den Städten möglichst aus dem Wege gehen, etwa ins Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch schweizerdeutsch spricht, so liest und schreibt er doch hochdeutsch; im landsmannschaftlichen und Familienverkehre bedient er sich zwar der Mundart, im feineren Umgange und im Austausch mit Fremden hingegen der hochdeutschen, oder, wie er charakteristisch sagt, der „gutdütschen" Form, und schon hierdurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre schärfsten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogduitsch „gutdeutsch" zu nennen im Gegensatz von seiner niederdeutschen Sprache. Zwar trifft man's wohl auch in Ostfriesland und in dem ehemals holländischen, jetzt deutschen Grenzstriche von Preußisch-Geldern, daß die Leute auf dem Lande untereinander holländisch reden, während vor Amt, in der Kirche und Schule und im Verkehr mit Fremden deutsch gesprochen wird; allein in Holland verschwindet natürlich dieser an die Schweizerstädte erinnernde Dualismus.

Und nun zum Schluß noch eine politische Bemerkung. Holland war gleich der Schweiz ein Bund von kleinen Republiken. Allein da seine eigentümlichste neuere Kultur in den Städten gipfelt, so zeigte sich schon in der erblichen Statthalterwürde ein

Streben zur monarchischen Zentralisation, welches sich zuletzt in dem Königreich der Niederlande erfüllte, ähnlich wie auch das durchaus städtische Belgien ganz naturgemäß eine einheitliche Monarchie geworden ist. Denn die mittelaltrige Stadt konnte wohl zur Individualisierung zu kleinen politischen Sonderexistenzen drängen, die moderne Stadt hingegen und vollends die Großstadt, die Industrie- und Handelsstadt wirft die engen politischen Schranken nieder, sie strebt ins Weite und Große kraft ihrer völlig neuen sozialen und wirtschaftlichen Organisation. So wurde Holland ein geschlossener Staat mit einer Hauptstadt und einer Residenzstadt.

Die Schweiz war ursprünglich ein Hirten- und Bauernland mit eingestreuten Städten, sie ist heutzutage großenteils ein Industrieland geworden, aber trotzdem kein Stadtland. Für die deutsche Schweiz zumal sind die Industriethäler, die Industriegegenden, die Industriedörfer, viel charakteristischer als ihre Industriestädte. Hier ist die Industrie recht eigentlich aufs Land gegangen, die Fabriken liegen über das ganze Land verstreut, Tausende von Bauernfamilien wurden in eigentümlichster Hausindustrie Vor- und Mitarbeiter der Fabriken, und auch sehr vielen reichen Fabrikherren der Schweiz sieht man's gleich an der Nase an, daß sie unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Durch die Industrie und den Reisestrom hat sich die Schweiz modernisiert, sie ist nicht mehr jenes unschuldsvolle Hirtenland, wie es Albrecht v. Haller mit fast komischem Idealismus in seinen „Alpen" geschildert hat; dennoch ist sie im großen Ganzen ländlich geblieben. Darum blieb sie auch individualisiert, ein Bund von kleinen Staaten, trotz aller strafferen Bundesreform erfüllt von buntester Eigenart. Sie hat keine Hauptstadt, so wenig wie Deutschland. Die Grundlage ihrer so ganz einzigen politischen Organismen müssen wir in dem sondertümlichen bäuerlichen Grundcharakter des Volkes suchen. Gerade diese reiche Vielgestalt des schweizerischen Lebens, obgleich von Hause aus so urdeutsch, wird uns Deutschen aber nach-

gerade fremdartig, sie gewinnt für uns den Reiz der Neuheit, weil sie etwas so entlegen Altes ist, weil sie sich mehr und mehr der Parallele mit unsrer eigenen deutschen Gegenwart entrückt.

Doch vielleicht meint der Leser, ich sei ja völlig abgekommen von dem Wege nach Holland. Allein man kann auch vom Niederrhein über die Schweiz nach Holland gehen, und im Landes- und Volksstudium gerät man mitunter gerade bei der nächsten Straße recht arg auf den Holzweg.

Ich fasse aber nun meine direkten Linien fest ins Auge. Und so will ich zunächst in gedrängter Ueberschau den friesischen Weg nach Nordholland zeigen; dann ausführlicher und langsameren Ganges die rheinfränkische Straße zur Betuwe. Denn den ersten bin ich vor Jahren nur halb gewandert, freilich zur schwierigeren Hälfte, und kenne den Rest bloß aus Büchern; den andern Weg dagegen habe ich vollständig bereist und im unmittelbaren Hinblick auf die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Zweites Kapitel.

Grundlinien des friesischen Weges.

Der friesische Weg ist zunächst dadurch merkwürdig, daß er auf keiner Straßenkarte verzeichnet steht: der Reisende selber muß sich ihn erst suchen und schaffen. Dieses Suchen ist aber nur bei anhaltend trockenem Wetter ratsam; denn zur Regenzeit könnten wir hier in unsren holländisch-deutschen Studien bedenklich stecken bleiben.

Wer nun Lust hat — und gerade das ist eine Lust für den echten Wanderer — der Landkarte beständig gegen den Strich zu gehen, querfeldein, alle natürlichen und künstlichen Hauptstraßen kreuzend, der wähle diesen Weg.

Ich schlage folgende Marschroute vor: Man fahre bei Glückstadt über die Elbe (ins Land Kehdingen), gehe von da über Freiburg, Neuhaus, Otterndorf (durchs Land Hadeln) nach Cuxhaven und über Dorum (im Lande Wursten) nach Bremerhaven (im Vielande), setze dort über die Weser und wandere dann, dem Meere den Rücken kehrend, von Buxhave über Blexen und Brake bis Elsfleth, das heißt durch Butjahdingen und Stadland ins Stedingerland. Es ist dieser Streifzug landeinwärts das linke Weserufer hinauf scheinbar ein Abweg — der Meilenzahl nach —, in der Erkenntnis von Land und Leuten bringt er uns aber Holland mit raschen Schritten näher. Von Elsfleth wende man sich dann nach Varel, um den Jahdebusen wenigstens teilweise zu umkreisen, wo sich der weitere Weg über Jever, Esens, Norden,

Aurich durch Ostfriesland fast von selbst ergibt; auf dem Kanal zwischen Aurich und Emden kann man sich dann für acht Groschen bereits den Vorgenuß einer holländischen Trekschuitenfahrt auf deutschem Boden gönnen, und nachdem man einen Ausflug in die Papenburger Moorkolonien (um des Bodens willen) und ins Saterland (um des Volkes willen) nicht versäumt hat, soll man nicht etwa dem Schienenwege folgend geradaus über Ihrhove nach Gröningen fahren, sondern nach Emden zurückgekehrt über den Dollart nach Delfzyl schiffen, von wo sich in einem halben Tagemarsch Gröningen bequem zu Fuße erreichen läßt.

Mit gesunden Beinen gehen wir den ganzen Weg — alle Aufenthalte und Abschweife eingerechnet — höchst behaglich in vierzehn Tagen, und können dann doch sagen, daß wir wenigstens von einer Seite her vernünftig nach Holland gegangen sind.

Bei diesem Wege fällt uns zunächst auf, daß er fortwährend den Lauf der Flüsse kreuzt. Nun wird man einwenden, das geschehe bei jedem Küstenwege, da die Flüsse bekanntlich nicht dem Meere parallel, sondern ins Meer zu laufen pflegen. So könnten sie doch wenigstens schräg gen Nordwesten nach Holland und ins holländische Meer laufen. Das thun sie aber nicht, und vorab bewirkt die Ems mit dem parallelen Bourtanger Moor, daß Nordost-Holland — die Provinzen Friesland, Gröningen, Drenthe — sein eigenes, von Deutschland abgewandtes Wassersystem hat. Hier, wo das Volkstum von hüben und drüben sich am entschiedensten die Hand reicht, machen Fluß und Moor eine wirkliche Naturgrenze.

Weiter südwärts in der Grafschaft Bentheim und dem alten Oberbistum Münster, wo der Westfale dem Holländer schon etwas fremder gegenübersteht als der Ostfriese bei Leer und Emden, trennt keine quer vorgeschobene Wasserlinie mehr. Im Gegenteil, dort entspringen holländische Flüsse bereits auf deutschem Boden, und Vecht und Berkel mit ihrem Gefolge zeigen uns den Weg aus dem niedersächsischen Sandlande zur Zuidersee. Allein das sind doch für uns Deutsche nur Grenzflüsse von örtlicher

Bedeutung, sie tragen trotz ihrer Schiffbarkeit keinen größeren Verkehr, der das Innere beider Länder verbände.

Ganz anders am Rheine. Da führt uns der große Strom ohne Schranke von Land zu Land und fesselt beiderlei Volk seit uralter Zeit unlösbar aneinander, und auch wenn wir den kleineren Parallelgewässern folgen, kommen wir nach Holland, ohne irgend der Landkarte wider den Strich zu gehen. Trotzdem sind hier die Volksunterschiede am größten, auf Grund der abschließenden städtischen Kultur und der ethnographischen Basis des niederrheinischen Frankentumes und der holländischen Stammesmischung.

Also haben wir hier eine dreifache Skala des Widerspruches: trennende Naturwege bei engstem Volkszusammenhange an der friesischen Nordgrenze; mäßig verbindende Naturwege bei beträchtlich lockerer Volksverwandtschaft an der niedersächsischen Grenze und endlich völlige Einheit des Systemes der Wasserstraßen beim ausgeprägtesten Unterschiede der Volkskultur längs der fränkischen Südgrenze. Darin liegt ein feiner Stoff zu tieferem Nachdenken. Denn solcher Gegenzug ist doch keineswegs die Regel. Er ist aber möglich, weil die Bodengliederung nur ein einzelnes, nicht aber das schlechthin maßgebende Moment für die Gliederung der Stämme und Völker bildet.

Ich kehre zum friesischen Wege zurück. Nicht bloß bei den Flußlinien läuft er fortwährend gegen den Strich der Landkarte, er kreuzt auch ganz ähnlich die Landstraßen, ja sogar die modernen Eisenbahnen und nicht minder auch die alten politischen Gebietsgrenzen.

Betrachten wir zunächst die Landstraßen. Sie streben zwischen Ems und Elbe überwiegend von Süd nach Nord gleich den Flüssen — wie z. B. die großen Linien Lingen-Emden, Osnabrück-Oldenburg-Varel, Bremen-Cuxhafen. Wollen wir innerhalb eines fünf bis zehn Stunden von der Küste entfernten Weges ost-westwärts von der Elbe nach Holland wandern, so müssen wir fort und fort aus einem größeren Straßensystem ins andre hinüber lavieren,

rein lokale Zwischenstraßen, oft der unbedeutendsten Art, aufsuchen, und sind wir glücklich zur Ems gelangt, so bietet sich uns keine einzige alte Hauptstraße, welche direkt aus Ostfriesland nach den holländischen Nordprovinzen Drenthe und Gröningen hinüberzöge; wir müßten bis ins hannoversche Westfalen, bis Lingen, landeinwärts gehen, wo dann erst ein Hauptweg (Lingen-Deventer) quer durch Overyssel ins Herz von Holland führt.

Aehnlich die Eisenbahnen. Wir haben keine Küstenbahn an der deutschen Nordsee, welche der Küste parallel liefe; erst tiefer im Binnenlande zieht sich ein Schienenweg in gerader Linie ost-westwärts von Hannover nach Amsterdam. Eine Eisenbahn quer durch die Marschen wird auch schwerlich so bald gebaut werden: die Lokomotive liebt den wandelbaren Boden nicht, dieser aber ist und war eben das Element des friesischen Volkstums.

In alter Zeit hatte man aber auf dem Küstenwege von der Elbe zur Ems nicht nur fort und fort die natürlichen und künstlichen Straßen zu kreuzen, sondern auch die Landesgrenzen. Es gab hier eine stattliche Anzahl von Ländern: Kehdingen, Hadeln, Wursten, Vieland, Stedingerland, Stadland, Butjahdingerland, Harlingerland, Jeverland rc., deren Grenzen nicht etwa parallel der Küstenlinie zogen, sondern ähnlich den Gewässern die Küste teilten und gliederten. Auch die späteren Hauptgebiete der Herzogtümer Bremen und Oldenburg und des Fürstentums Ostfriesland folgten mit ihren Grenzen den Flußlinien nordwärts zum Meere. Die Landkarte hat sich mehr und mehr vereinfacht, und wir wandern jetzt nur noch durch preußisches, hanseatisches und oldenburgisches Land. Doch tritt uns heute, wo die politischen Schlagbäume seltener geworden, die Trennung Hollands von unsrer deutschen Nordseeküste weit schroffer entgegen, als zu der Zeit, da man noch durch ein ganzes Dutzend Länder von der Elbemündung zur Zuidersee ging. Denn diese Länder waren größtenteils Bauernrepubliken, sie waren ein Vorspiel der niederländischen Provinzen, auf dem gleichen Boden eines Volksstammes erwachsen, der individuelle Freiheit vor anderen hegte.

Wohl mußten sie frühzeitig im Kampfe mit den benachbarten Landesherren erliegen, doch bewahrten sie noch lange trümmerhafte Ueberlieferungen ihrer Freiheiten und Rechte. Es gibt in dem Küstenlande zwischen Elbe und Ems keine malerischen Burgruinen, wer aber mit dem Geistesauge schauend durch diese Marschen zieht, der wandelt doch inmitten einer wunderbaren Trümmerwelt: die Erinnerungen der alten freien Volksgemeinschaften, in mancherlei Einzelzügen noch immer verkörpert, sind es, die ihn überall mit ihrer dichterisch tiefen Romantik begleiten. Gleich am Eingange unsres Weges, im Lande Kehdingen, erhebt sich die Stadt Freiburg (an der Oste). Man denkt dabei wohl leicht an das andere Freiburg, im Breisgau, welches an der Schwelle des allemannischen Weges zu den schweizerischen Republiken liegt, und gleich Freiburg im Uechtlande von Berthold von Zähringen in der That als eine Burg der Freiheit gegründet wurde. Allein unser Freiburg an der Schwelle des friesischen Weges nach den ehemaligen Freistaaten der Niederlande erstand vielmehr als eine Zwingfeste des Erzbischofs Hartwig I. von Bremen (1154) gegen die freien Bauern. Nicht in Burgen und Städten, sondern in Dorf und Hof wohnte hier die Freiheit, und der Warningsacker im Lande Hadeln, das Landeshaus der Wurstener zu Dorum, das Schlachtfeld von Altenesch im Stedingerlande und ähnliche Erinnerungsstätten des Richtens, Ratens und Thatens, bis hinüber zum Upstalsboom bei Aurich, zeigen uns den Weg zu jenen Bauernrepubliken des nördlichen Hollands, welche später, aber glücklicher als ihre östlichen Nachbarn, den Entscheidungskampf um ihre Freiheit zu fechten hatten.

Scheinbar also verlegen uns alte und neue Grenzen die friesische Straße; für den Wanderer mit historischem Blick aber werden diese Schranken zu Brücken, welche ihn sicher und geradaus nach Holland hinüberführen.

Die einzige und wahre Grenzsperre kam erst, als die vereinigten Provinzen sich vom Deutschen Reiche trennten. Damals

begann die holländische Hälfte unsrer Nordseeküste aufzublühen und in den Vordergrund der Geschichte zu treten, während die im engeren Sinne deutsch gebliebene verkümmerte und zurücksank. Die politische Trennung führte zur kulturgeschichtlichen, und nur an der Grenze, in Ostfriesland, konnte die alte Gemeinschaft der Sitte und Sprache so lebendig erhalten werden, daß man diesen Landstrich heute noch deutsch Holland nennt.

Wir haben bisher in die Vergangenheit geblickt; ein fragender Blick in die Zukunft ist wohl auch erlaubt. Wird sich deutsches und holländisches Volkstum wieder nähern, oder wird es sich immer schärfer scheiden? Wird der Wanderer auf dem Wege nach Holland auch in hundert Jahren noch ganz schrittweise und allmählich zu dem Nachbarvolke übergeleitet werden, ohne daß er recht merkt, wo er die Grenze überschritten hat, oder wird er sich plötzlich auf fremdem Boden finden, wie einer, der über den Splügen nach Italien oder über die Vogesen nach Frankreich geht?

Diese Frage kann nur durch die verhüllten politischen Ereignisse der Zukunft entschieden werden; ist sie doch auch vor dreihundert Jahren zum erstenmal hervorgerufen worden durch eine politische Katastrophe.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Holland nur schwache Nachbarn an seiner deutschen Ostgrenze. Dies förderte die Abschließung der vereinigten Provinzen in sich selbst, die Krystallisation um einen kulturgeschichtlichen und volkstümlichen Mittelpunkt. Es bewirkte zugleich, daß die stammverwandten deutschen Grenzgebiete mancherlei Eigenart von den wirtschaftlich überlegenen, politisch aufstrebenden Holländern annahmen oder dieselbe wenigstens bewahrten, während sich Holland mehr und mehr dem deutschen Einflusse verschloß. Nicht überall gereicht es uns darum zum Ruhme, wenn wir so viel Holländisches auf deutschem Wege finden, indes der Holländer, der aus seinem Lande zu unsren Grenzen wandert und sich zu Cleve schon „im Herzen von Deutschland" fühlt, die deutsche Spur weit weniger auf holländischem Boden zugestehen will.

Die politische Lage hat sich aber nachgerade völlig geändert. Im Jahre 1744 fiel Ostfriesland an Preußen und schon früher war Cleve und das Oberquartier von Geldern an dieselbe Macht gefallen. Es ist höchst bedeutsam, daß Brandenburg-Preußen, zunächst in der Ostmark des deutschen Nordens konzentriert, durch diese Erwerbungen an der äußersten Westgrenze sich sofort das Ziel aufs weiteste hinaussteckte, zu welchem es vordringen mußte. Holland bekam in Preußen den ersten starken deutschen Grenznachbarn. Allein solange der Zwischenraum zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens nicht ausgefüllt war, solange Preußen sich nicht mit Norddeutschland identifizierte, hatte diese mächtige Nachbarschaft geringeres Gewicht für die Gestaltung des Volkstumes an den Grenzen. Das ist seit 1866 anders geworden. Ostfriesland fiel an Preußen zurück, die ganze deutsch-holländische Grenze ist nunmehr preußisch, das spröde Niedersachsenland wird trotz allen Widerstrebens doch zuletzt nach Berlin hinüber gravitieren, der Nordbund ist eine politisch aufstrebende Macht, die große Periode Hollands aber längst vorbei. Sie wird auch im modernen Europa kaum wiederkehren. (Was ich hier im Jahre 1867 vom Nordbunde schrieb, das gilt in noch erhöhtem Maße von dem inzwischen erstandenen Deutschen Reich. Gar mancher Holländer blickt, auch trotz der Friedenspolitik dieses Reiches, lieber nach Frankreich, welches sein Vaterland so oft geschädigt hat, als nach Deutschland, welches immer gute Nachbarschaft hielt, weil er fürchtet, sein Volkstum könne vom deutschen im friedlichsten Fortschritt aufgesogen werden, während er von Frankreich höchstens kriegerische Unterdrückung befürchtet. Als Holland französisch war, blieben die Holländer dennoch Holländer, mit dem Deutschen Reiche verbunden, würden sie nach Jahrhunderten wieder werden, was sie vor Jahrhunderten gewesen sind — Deutsche.)

Hierdurch ist aber die deutsch-holländische Grenzfrage (ich betrachte sie natürlich nur vom Standpunkte des Ethnographen) in ein ganz neues Stadium getreten. Die größere politische Anziehungskraft liegt nunmehr auf unsrer Seite. Das deutsche Volk an der Grenze wird energischer zum Binnenlande herübergezogen werden, und nur der Verband der wirtschaftlichen Interessen und der Stammesverwandtschaft wird noch einen Teil der alten holländischen Uebergangszüge lebendig erhalten.

Es gab eine Zeit, wo Holland geringschätzig auf den deutschen Nachbar sah; das ist anders geworden: Eifersucht und Besorgnis trat an die Stelle der Geringschätzung. Und doch ist Holland gewiß nicht von Preußen bedroht, und die Berliner Realpolitiker werden wahrlich auf keine Eroberung Hollands sinnen. Weit eher könnten in Paris zu gelegener Zeit die alten bonapartischen Ideen von der „Anschwemmung des Rheines" wieder erwachen. Dennoch scheint Holland viel mehr geneigt, eine Stütze seiner Selbständigkeit bei Frankreich als bei Preußen zu suchen, denn von der deutschen Macht fürchtet es in seiner halbwüchsigen Nationalität aufgesogen zu werden, von Frankreich würde ihm zunächst nur Gefahr für seine politische Selbständigkeit drohen.

Die europäischen Staaten bleiben aber schwerlich lange in der Schwebe, worin sie sich gegenwärtig (1867) befinden. Die Neugestaltung Deutschlands ist ein für die Dauer unhaltbares Provisorium. Wir können auf zwei Wegen glücklich aus demselben herauskommen.

Entweder es vollzieht sich friedlich und schrittweise eine innigere Verschmelzung der deutschen Stämme und Staaten, ohne daß unsre Grenzen dabei verrückt würden. In diesem Falle wird Holland doppelt eifrig und eifersüchtig seine Art zu wahren und sich aus einer halbwüchsigen zu einer vollwüchsigen Nationalität auszurecken suchen, die Scheidung von den deutschen Grenznachbarn in Sitte und Art wird wachsen und schroffer werden.

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher Deutschland das Recht seiner ganzen und eigenartigen nationalen Entwickelung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott will, geeinigt und sieghaft behaupten wird. Dann wird Deutschland aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648 bis 1815

aufgezwungenen Grenzen. Jedes große Kulturvolk strebt heutzutage nicht bloß nach nationaler Einigung, sondern auch nach dem Vollbestand seines ganzen nationalen Gebietes. Und wenn in einem europäischen Kriege, wie er hier gedacht werden muß, solche kleine Staatsgebilde wie Holland zerrieben werden, dann könnte den Deutschen gar leicht auch der Gedanke mit Macht erwachen, daß Holland doch nur eben so echtes und gutes Niederdeutschland ist, wie die deutsche Schweiz ein notwendiges Stück unsres allemanischen Oberdeutschlands, wir würden dann noch einen andern Weg nach Holland suchen als den des ethnographischen Studiums, und die Uebergänge würden zuletzt wieder völlig werden, was sie von Anfang eigentlich gewesen sind, bloße Stammesübergänge, sie würden zur Wiederherstellung der alten Gemeinschaft führen.

Man braucht darum nicht an eine Eroberung Hollands und der deutschen Schweiz zu denken. Eine Nation wie die deutsche wird, wenn sie erst wieder einmal zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit gelangte, die früher abgelösten Elemente zunächst ethnographisch, dann auch politisch wieder zu sich heranziehen. Wir sind und bleiben vorbestimmt zu einem Bundesvolke, und da der alte Bund zerbrochen ist, so kann ich mir eine große deutsche Zukunft nur in Gestalt eines größeren und kräftigeren neuen Bundes denken, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bildeten.

Holland liegt zwar im Norden, es wäre aber in diesem Falle mit der Schweiz der natürliche Freund Süddeutschlands, der Verbündete nämlich jenes Individualismus, auf welchen wir Oberdeutsche fast so eifersüchtig erpicht sind, wie die Holländer, und der zur deutschen Art eben so nötig gehört wie das Streben der Norddeutschen nach Einheit.

Mag man jenen großen Bund der Zukunft ein phantastisches Traumgebilde nennen: jedenfalls liegt ihm der sehr reale Gedanke zu Grunde, daß die Größe einer Nation nicht in ihrer

fortschreitenden territorialen Verkleinerung sich aussprechen könne, sondern im Gewinnen des Vollbestandes ihres nationalen Gebiets.

(Ich lasse alle diese Sätze hier unverändert stehen, wie ich sie im Jahre 1867 geschrieben habe. Seit wir uns inzwischen zu einem Deutschen Reiche geeinigt, seit wir Elsaß-Lothringen wiedergewonnen, erscheint die erste Hälfte derselben, wie eine erfüllte Prophezeiung; die zweite Hälfte wird der Realpolitiker für ein phantastisches, ja bedenkliches Truggebilde erklären. Allein auch die Gefühlspolitik behauptet doch ihr ideales Recht, wenn wir uns den Vollbestand der Nation, an welcher unser Herz hängt, in seiner ganzen, zunächst unerfüllbaren Größe träumen.)

Drittes Kapitel.

Streifzüge längs der Nordseeküste.

Wir überschauten den friesischen Weg bisher im großen und ganzen, wie er sich eben auf der gewöhnlichen Landkarte darstellt. Da mußten wir Flußlinien, Landstraßen, Eisenbahnen und alte und neue Gebietsgrenzen kreuzen und fanden zuletzt nur im historischen Rückblick den großen Zug von Ost nach West, von Deutschland nach Holland, der sich auf der Landkarte nicht findet.

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die geognostische Karte und die Sprachenkarte, ein Bild, welches uns dann am allerlebendigsten wird, wenn wir zunächst von der Karte ganz absehen und den Weg selber unter die Füße nehmen, Einzelzüge von Landesnatur und Volksart schrittweise aufspürend.

Ich gebe im folgenden eine kleine Probe, nicht sowohl um den Weg zu zeigen (andere wissen ihn viel besser), als um Gedanken zu zeigen, die am Wege liegen.

Von Hamburg führt uns die Eisenbahn nach Glückstadt. Dort bietet ein offenes Segelboot regelmäßige Fahrgelegenheit über die bereits meerbusenartig breite Elbe nach Hammelwöhrden ins Land Kehdingen. Als ich im Jahre 1857 das Schifflein benützte, ruhte der romantische Zauber auf demselben, daß es kurz vorher umgeschlagen und alle Passagiere ertrunken waren. Uns ergeht es aber nicht so schlimm. Der Schiffer sitzt am Steuer und kommandiert mit unablässigem Zurufen die beiden

Jungen, welche an den Segeln arbeiten, die Wellen gehen heute gerade nur so mäßig hoch, daß man angenehm geschaukelt wird, große Seeschiffe dampfen und segeln an uns vorüber, dem nahen offenen Meere zu, sie sind aus unsrer Nußschale so von unten herauf doppelt stattlich anzusehen: es ist eine frische, lustige Fahrt, ein prächtiger Eingang zur Küstenwanderung nach Holland.

Wie aber im Hochgebirge der Berg zum Berg unwiderstehlich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, so lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küste zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine friesische Seefahrt nach Holland machen statt einer Wanderung. In der That wäre eine solche Fahrt höchst anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, sondern an der Nordwestküste Schleswigs bei den nordfriesischen Inseln (wo wir neben den Ueberresten des alten Friesentumes zuletzt auf Nordstrand auch schon eine holländische Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden); dann schifften wir hinüber nach Helgoland, dem sagenhaften äußersten Vorposten der Nordfriesen, dann nach Wangeroge und nun weiter von Insel zu Insel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieser überaus merkwürdige Inselweg würde uns niederdeutsches und niederländisches Wesen aufs innigste verbunden zeigen, aber auch zugleich in seiner äußersten Abgeschlossenheit von festländischer Kulturentwickelung. Auf der Küste zwischen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüsse fort und fort unsren Gang von Ost nach Westen, und ziehen uns südwärts zum Binnenlande zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus; hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutsche und niederländische Friesen doch einer gemeinsamen Straße gefolgt sind, dem Meere. Das Meer ist der einzige Naturweg, welcher alle Friesenstämme verbindet, als ein echtes Küsten- und Inselvolk. Allein auch dieser Weg ist jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Kursbüchern für

Reisende verzeichnet steht, und schwieriger und umständlicher zu bereisen wäre als irgend ein andrer deutscher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantasiebild mit den zum Meere hinaussegelnden Schiffen an unsrem Geist vorüber; wir erreichen auf unsrer Elbfahrt das linke Ufer, übersteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf echt niedersächsischem Boden. Die Wassergräben (Graften) rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die holländischen Grachten, und zum erstenmale betritt unser Fuß hier einen mit Backsteinen gepflasterten Feldweg, das Vorspiel der holländischen Klinkerwege. Dies und ähnliches sind verwandte Einrichtungen, welche zunächst nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu sein brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oste und setzen bei Geversdorf über diesen Fluß, der uns seinerseits gleichfalls jene Verwandtschaft holländisch niederdeutscher Bodenbildung nahe rückt. Die Breite des Wassers überrascht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von so kurzem Lauf eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oste ist hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Flut schon Seeschiffe. Wir lernen also zum erstenmale jene Küstengewässer des Moor- und Marschlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich aussehen; verfehlt aber der Fußwanderer, welcher sich seinen Weg selber sucht, Ort oder Zeit zur Ueberfahrt, so kann ihm ihre stille Tücke eben so schwer zu schaffen machen, wie ein tobender Bergstrom im Hochgebirge. Das ist dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenseit der Oste beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück echten Sachsenlandes. Betrachten wir zunächst den hohen Damm längs der Elbmündung; er steigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unsern Füßen einen Weg, sondern auch unsern Gedanken einen Wegweiser gen Westen. Es ist gar lustig oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck," wie die Leute sagen, und auch der Holländer sagt Dijk gleich dem Niederdeutschen, während der Oberdeutsche nur aus Büchern weiß, daß Deich einen Damm bedeutet. Technisch genau heißt aber der Oberteil des Deiches „die Kappe", Kap bei den Holländern. Wir sehen an der Innenseite des Dammes ein tiefes Wasserloch, den Ueberrest eines alten Dammbruches: es ist ein „Kolk". Und dieses Wort versetzt uns samt Gracht und Diek mit einem Schlage nach Amsterdam und ruft uns dortige Straßen- und Platznamen ins Gedächtnis, welche wir auf dem selbstgeschaffenen friesischen Wege schon im niedersächsischen Vorlande deuten lernen. Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zusammenhängenden Gebilden des Bodens, um so fremdartigere Ausdrücke berühren unser oberdeutsches Ohr. Wir hören da von Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen Dingen; allein wir brauchen nur unser holländisches Taschenwörterbuch nachzuschlagen, es gibt uns in den meisten Fällen guten Bescheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Niederlanden manche bildliche Redensart des Holländers klar werden, wenn wir uns dessen erinnern, was wir vom Deichwesen auf dem Wege durch die Elb- und Wesermarschen gelernt haben. So sagt z. B. der Holländer de spa steken (den Spaten stechen) und meint damit das Land verlassen oder einen Beruf aufgeben. Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären. Wer nicht beim Deichbau helfen will, der sticht seinen Spaten zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belastete Grundstück. Hiermit gibt er aber zugleich den Grundbesitz selber auf, denn „wer nicht will deichen, muß weichen." Warum uns aber das Holländische gerade auf dem Deiche so weit nach Osten entgegenkommt, hat seinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unsre alten Lehrmeister im Deichbau waren und zu diesem Zwecke schon im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Bremen in das Land zwischen Weser und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat diesen Baumwuchs oft gepriesen,

vorab die stattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie sind hochschüssig, üppig, saftig im Laub, aber leicht und schwammig im Holze, und eben in ihren leichten, schlanken, rasch aufgeschossenen Formen unterscheiden sie sich sofort von den langsamer, karger, aber fester, runder und voller gewachsenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum erstenmal im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde so oft gesehen haben. Die bis zur Manieriertheit hochschüssigen Bäume des Sammt-Brueghel, die Bäume der holländischen Alleen. Es ist ein Typus, der sich nicht leicht unterscheidend beschreiben läßt, ein Landschaftsmaler aber würde ihn sofort mit wenigen Bleistiftstrichen charakteristisch aufs Papier werfen, und man würde sagen: solche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der so plötzlich in die Höhe wächst, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, stehen im Haag oder bei Utrecht oder Amsterdam, die Originale aber standen diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landschaft mit gar keinem Baum sei noch viel holländischer als eine Landschaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht, und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wursten zu gehen, so findet er auch hier schon diesseits der Weser baumlose Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufsteigenden Strauch zerzaust und niederhält, und er kann westwärts längs der Küste eine lange Kette ähnlicher Scenerien verfolgen bis zum Bourtanger Moor, wo das Auge stellenweise nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden sich erheben sieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf echt nordost-holländischem Boden angelangt sei.

Wir gehen aus dem Amte Hadeln ins hamburgische Amt Ritzebüttel, nach Kuxhafen. Hier wechselt die Scenerie: die Marsch verschwindet auf eine Weile samt den Deichen, die Geest schiebt sich bis ins Meer vor.

Es ist der einzige Punkt unseres ganzen Striches, wo die Geest wie ein Vorgebirg unmittelbar ans Meer tritt. Zwar

zeigen sich auch noch weiter westwärts (z. B. im Jeverlande) Geestinseln in der Marsch, allein sie vermochten schon nicht mehr das Profil des Ufers selbst zu bestimmen, wie bei der Kuxhafener Landspitze. Ich möchte überhaupt sagen: das Land zwischen Niederelbe und Niederweser ist Geestland, gesäumt von einem Marschenkranze; das Land zwischen der Niederweser und der unteren Ems dagegen ist Marschland, durchwoben mit inselartigen Geesthügeln.

Geest ist ein niedersächsisches Wort, und die Sachsen als Geestvolk haben sich im Elbweserdreieck mit der Geest am weitesten zwischen die Friesen als Marschvolk vorgedrängt. Der Holländer hat das sächsische Wort nicht angenommen; er nennt die Geest hoogland oder in wörtlicher Uebersetzung dor land (dürres Land — geest, güst, wüst); für seine Marsch dagegen hat er mehrere charakteristische Namen; polderland, laag land, drasland, und das deutsche Wort klingt wenigstens in dem holländischen moeras nach.

Das Sachsenland zwischen Niederelbe und Niederweser unterscheidet sich aber nicht bloß in dem anders geordneten Verhältnisse zwischen Geest und Marsch von dem westwärts gelegenen heute noch friesisch grundierten Küstenlande. Auch in den Marschen selber liegt ein Unterschied: zwischen Elbe und Weser dominiert die Flußmarsch, zwischen Weser und Ems die Seemarsch. Nur das Land Wursten besitzt eine ausgedehnte Seemarsch im Osten der Weser: dieses Land bewahrt aber auch bis auf diesen Tag die meisten friesischen Volksaltertümer unter allen Gebieten des sächsischen Elb-Weserdreiecks.

An diese Thatsache knüpft sich eine weitere Gedankenkette. Während Friesland in ältester Zeit von der Nordwestküste Schleswigs bis zum Westrande Hollands ein ununterbrochenes Ganzes bildete, haben sich die Sachsen zwischen Elbe und Weser wie ein Keil mitten hineingeschoben und friesisches Wesen bis auf geringe Nachklänge vernichtet. Durch Jahrhunderte des Mittelalters zieht sich hier dieser Aufsaugungsprozeß friesischer Art durch sächsische;

in der Neuzeit erscheint er vollendet. Die Landkarte aber sagt uns, warum die Sachsen gerade hier so gründlich aufräumen konnten. Im Elb-Weserdreieck schiebt sich nicht bloß die Geest am weitesten nordwärts zum Meere, sondern das ganze Gebiet ist zugleich viel mehr Flußland als Seeland, es ist ein Stück Mesopotamien, zwischen zwei großen Flüssen und im Grundcharakter bestimmt durch diese Flüsse. Weser und Elbe führten aus Binnendeutschland zur Küste und lenkten ins Binnenland zurück, und für Bremen und Hamburg, die festen Mittelpunkte der erobernden sächsischen Kultur, wäre westwärts der Weser kein Boden gewesen. So wird nicht bloß der Pfad des forschenden Wanderers durch die Flüsse gekreuzt und von Holland abgelenkt: auch der Zusammenhang des alten Volkstumes ist durch sie gekreuzt worden, und Nordholland würde bis auf diesen Tag weit inniger mit Nordwestdeutschland verwachsen sein, wenn Elbe und Weser nicht wären.

Obgleich wir nun bei Kuxhafen Holland um etliche weitere Meilen näher gerückt sind, so macht doch unsere Beobachtung hier einen Halt, ja sie wird um ein Stück zurückgeworfen. Denn auch das moderne Bild Kuxhafens weist uns im Geiste wieder nach Hamburg zurück, oder andererseits über die See nach Helgoland und England, ähnlich wie einen Tagemarsch weiterfort Bremerhafen vielmehr als eine Station auf dem Wege nach Nordamerika denn nach Holland uns quer entgegentritt. Allein gerade diese Kreuzungslinien, welche unsere Straße gleichsam versperren und ablenken, geben ihr andererseits erst das eigenste Gepräge.

Denn unser friesischer Weg von Ost nach West ist höchst einsam, wenig begangen, ja genau genommen gehört es zu seinen Merkwürdigkeiten, daß er eigentlich gar kein Weg ist, sondern eine ideale Linie, quer durch dünn bevölkertes Land gezogen, keine größeren Städte berührend. Eben darum aber ist er ein ganz besonders passender, organisch vermittelnder Weg nach den drei friesischen Provinzen Hollands (Gröningen, Friesland und

Drenthe), welche gleichfalls die einsamsten, am wenigsten bereisten, großenteils dünn bevölkerten Provinzen sind, mit größeren Städten und industriellem Leben nur sparsam ausgestattet, dagegen anziehend durch Moore, Heiden und allerlei nutzloses Sand- und Wasserland. Kuxhafen und Bremerhafen sind keine Stationen unseres Weges, sondern vielmehr Stationen der Süd-Nordstraße aus Deutschland nach England und Amerika. Der friesische Weg ist darum hier vom großen Verkehr gekreuzt, nicht bewandert; es ist Transitverkehr, die Reisenden fahren hindurch wie plombiertes Gut, und ahnen selten was rechts und links liegt. Für den Fußgänger, der von Osten nach Westen zieht, um sich Holland schrittweise zu erobern, setzen aber gerade diese völlig fremdartig hereingeschneiten Stationen einer andern Linie die Abgeschlossenheit des Landes kontrastierend in doppelt grelles Licht, und wo der Weg wieder recht einsam wird, da bekundet er sich auch als der richtige Weg nach Nordostholland.

Erst jenseits der Landspitze von Kuxhafen erblicken wir das offene Meer. Der Binnenländer wird zwar die Deiche des Landes Hadeln schon für Seedeiche ansehen, allein dem Küstenbewohner sind das immer noch Elbdeiche, das scheinbar grenzenlose Wasser ist ihm dort noch nicht salzig genug, die Fische und Strandpflanzen sind ihm noch nicht ausschließend meerartig. Es geht mit dem Meere wie mit dem Sturm: wenn der Binnenländer schon vom Sturm spricht, redet der Seemann noch vom Wind; es geht aber auch mit dem Meere wie mit den Alpen: wo der Norddeutsche schon Berge sieht, gewahren wir erst Hügel; wo er bereits Alpen entdeckt, finden wir erst Vorberge. Das Meer will gesucht sein, schrittweise und auf Uebergängen ganz wie das Hochgebirg. In Holland lernt man das Meer suchen, und unser friesischer Küstenweg bietet vortreffliche Vorstudien dazu. Wenn wir in den Watten des Wurstener und Butjahdinger Landes genügend gesucht und gezweifelt haben, wo Land und Meer sich trennen, dann sind wir gerüstet für die großartigere Wattenscenerie Ost- und Westfrieslands, und wenn wir an der Elb- und

Wesermündung hinreichend uns geirrt haben in der Unterscheidung von Fluß- und Meeresküsten, dann verstehen wir erst, was es heißt, in den labyrinthischen Wasserstraßen zwischen der Leck- und Scheldemündung Fluß und See zu scheiden.

Also kommen wir zum erstenmale zur echten Nordseeküste an der Landspitze jenseits Kuxhafen und in den angrenzenden Marschen des Landes Wursten, und können auf dem Watt schon möglicherweise einen Seehund jagen helfen. In diesen Gegenden trägt der Blick überall ins Weite, nicht bloß der Blick des leiblichen Auges, sondern auch der geistige. Das bestätigt schon der Name des Landes Wursten. Er rührt bekanntlich von den Wuhrden, jenen natürlichen oder künstlichen Erdhügeln in der Marsch, auf welchen sich die ersten Ansiedler vor der Flut sicherten, bevor das Land eingedeicht war. Diese Wuhrden führen unser Auge sofort westwärts bis nach Westfriesland hinüber, wo man sie „Terpen“ [1]) nennt, und wie in Wursten die ältesten Baudenkmale des Landes, die romanischen Granit- und Tuffsteinkirchen auf den Wuhrden emporragen, so gräbt man im holländischen Friesland die ältesten germanischen Kulturdenkmale aus dem Schoße der Terpen. Und die berühmte Stelle bei Plinius (hist. nat. 16, 1), welche die uralte Besiedelung der Wuhrden so anschaulich schildert, wird von den Holländern mit demselben Rechte auf ihr Westfriesland gedeutet, wie von deutschen Topographen auf das Land Wursten und Butjahdingen.

Auf der geognostischen Karte bildet die niederländische und deutsche Nordseeküste ein Ganzes. Man kann dabei wohl eine Zweigliederung annehmen, und unterscheidet alsdann die von Süd nach Nord streichende Küstenlinie der Dünen und des in Inseln aufgelösten Flußmündungslandes von der grauen Nase bis Helder und andererseits die von West gen Osten streichende Wattenküste mit den Meerbusen und meerbusenartigen Flußmündungen, welche unsern friesischen Weg begleitet. Allein, wie man sieht, fällt diese Gliederung mit der holländisch-deutschen Grenze nicht entfernt zusammen: die ganze Küste vom äußersten Westfriesland bis zur Elbmündung ist ein wesentlich gleichartiges Gebilde. Das sind allbekannte geographische Thatsachen. Neu dürfte es aber doch den meisten Wanderern sein, zu sehen, wie sich dieser landschaftliche Charakter so stetig, von Ost nach West vorschreitend, vor ihren Augen entwickelt, daß man die Steigerung im Buche nicht schöner ordnen kann, als sie sich in Wirklichkeit gestaltet.

[1]) Die Holländer leiten sogar das Wort Dorf (dorp) von diesen Terpen oder Flußbergen (Vlietbergen) her.

So sagen die Holländer: Gott habe das Meer gemacht, sie selbst aber das Land. Auf dem deutschen Küstenstriche darf man jedoch bereits das gleiche Wort sprechen. Und gehen wir aus dem Lande Wursten über die Weser etwas stromaufwärts zu den Stedingern, so kommen wir sogar in ein Land, welches die Menschen zu früh und also stellenweise schlecht gemacht haben. Denn das Stedingerland soll schon im zehnten Jahrhundert eingedeicht worden sein, wodurch aber nach der Ansicht des besten Führers in diesen Gegenden, Hermann Allmers in seinem „Marschenbuch“, das Land zu frühe den aufschlammenden Fluten entzogen wurde, zu feucht und niedrig blieb und also nicht so gut geraten ist, wie die später geschaffenen Nachbarmarschen. Die Streitfrage, ob ein oder das andere Stück Land gut oder schlecht gemacht sei, spielt auch in Holland. So warf schon van Kampen in seiner Geschichte der Niederlande die Frage auf: ob Drusus, der zuerst den Rheinmündungslauf bedeichte, denn wirklich als Begründer des holländischen Flußdeichsystems so besonderes Lob verdiene? Ob diese Flußdeiche nicht etwa das Land bloß für den nächsten Augenblick (d. h. für tausend bis zweitausend Jahre) sicherten, um es hinterher desto gewisser zu verderben? Denn solche Gefahr drohe nachgerade durch die steigende Erhöhung der eingeschnürten Flußbette, und van Kampen meint: man hätte vielmehr nach dem Muster der alten Aegypter die Ueberschwemmung befruchtend und bodenbildend ins Land leiten sollen. Jedenfalls ist hier die durch

den Naturprozeß des Anschwemmens und Abnagens fortlaufend gebotene künstliche Landbildung und Wasserregelung ein Hauptproblem der gesamten Staatswohlfahrt. Im Binnenlande finden wir weite Landstriche geographisch geeint durch die Gebirgsformation, durch die „ewigen" Berge, die unantastbare Bodenplastik; der friesische Weg nach Holland durchzieht einen weiten Landstrich, welcher geeint ist im Wechsel, im Werden und Vergehen des festen Bodens, im steten Kampfe der Naturgewalten und der Menschenhand um die Grenzen von Land und Wasser.

Bekanntlich wurde das Harlemer Meer durch Dampfmaschinen ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt. Dies geschah in den Jahren 1848 bis 1853. Die größte hierbei benützte Maschine hieß der „Leeghwater", zu Ehren eines Mannes, der über zweihundert Jahre vorher den ersten ausführlichen Plan zur Austrocknung jenes Meeres entworfen hatte. Leeghwater schlug damals Windmühlen zur Bewegung der Pumpen vor, und dieser Vorschlag ist wohl manchmal von Binnenländern als eine Naivetät der alten Zeit belächelt worden. Wer aber den friesischen Weg nach Holland gegangen ist, der wird nicht darüber lächeln; er weiß, daß Leeghwaters Plan, obgleich er für jenen Fall auf dem Papiere stehen blieb, doch keineswegs ein bloß theoretischer Einfall genannt werden darf. Denn im Stedingerlande wird der Boden in der That durch zahlreiche wasserhebende Windmühlen trocken gelegt, und zwar ist dies nicht einmal eine altmodische, sondern eine moderne Einrichtung, und der Wind wirkt durch das Flügelrad auf eine archimedische Schraube. (S. Allmers, 299 f.) Also wird dem Reisenden das Stedingerland bereits zu einer Vorstudie für das Harlemer Meer.

Es schwebt aber ein eigener Humor über diesen wasserhebenden Windmühlen. Der freie Wind jagte die Sturmfluten ins Land, gab ihnen Kraft selbst die Deiche zu zerbrechen, und wurde so, als Herr der Wogen, der ärgste Landverschlinger. Des Menschen Witz aber zwingt jetzt den gefesselten Wind, daß er sein eigenes und fremdes Unheil wieder gut mache und das Wasser, welches

er unerbeten bringen half, auf der Frohnde wieder über die Deiche in die Flüsse hebe. Darin liegt eine höchst anmutige poetische Gerechtigkeit, und der ungeschlachte Brummbart Wind wird wie die Riesen der alten Sage mit Ironie durch sich selbst gestraft. Man hat vorgeschlagen, die Urgeschichte der Erde poetisch zu behandeln, ein Epos zu dichten von den Schöpfungstagen, wie sie die moderne Geologie aufstellt, von den Revolutionen und Kämpfen, in welchen die Gebilde des Basalt und Porphyr, des Granit und Gneis, der Sandsteine, Kalke und Kreiden sich erheben und untereinander verschlingen, versenken, zertrümmern. Das wäre in der That ein großartiges Thema, und da wir diese Urgebilde handelnd und leidend auftreten sehen, so könnte sie uns der Dichter im Humor und erschütternden Ernst wie persönliche Wesen nahe führen, die mit ihrem Schicksal ringen. Ich wüßte aber ein noch besseres Thema dieser Art, minder kühn die Phantasie herausfordernd, doch dafür poetisch tiefer, echter und reicher. Es spielt eben auf unserm friesischen Wege und dann weiter fort durch ganz Holland. Wir stehen hier auf einem Boden neuester Bildung — Quartärformation — und das kosmogonische Epos würde rein in der Gegenwart handeln, nämlich, sofern dem Geologen tausend Jahre wie ein Tag sind. Es erzählte uns die historischen Kämpfe zwischen Land und Meer, das Auftauchen und Versinken des allerjüngst geschaffenen festen Grundes, und malte aber auch die Verstrickung des Menschen in diesen Kampf — handelnd und leidend — und zeigte uns in endloser Perspektive, den Blick weithin über alle Länder führend, wie der Mensch nicht erst kam als die Erde vollendet war, sondern vielmehr berufen ward, daß er die Erde vollende.

Das ist das Eigentümlichste unsers Weges und Landstriches, daß wir immer hinaus ins Weite getragen werden, so wie wir uns genauer ans Einzelne heften, und daß sich uns fort und fort Fernsichten öffnen, obgleich sich uns nirgends Berge und Höhen bieten. So zeigen uns die wasserhebenden Windmühlen des Stedingerlandes fern im Westen das Harlemer Meer, und

erheben uns zu einem Epos von den jüngsten Wandlungen der Quartärformation. Man soll die wirkliche Fata Morgana zuweilen in diesen Marschen sehen, noch mehr aber treibt hier die Fata Morgana ihr Zauberwerk vor unserm Geiste, doch hoffentlich ohne die am Horizont auftauchenden Türme und Bäume auf den Kopf zu stellen.

Als Siegesmale der alten Meereseinbrüche reihen sich Busen und Buchten längs unserer Nordseeküste bis zum äußersten Südwestrande Hollands. Auch hier gibt es eine Steigerung von Osten nach Westen, welche uns den Weg zeigt. Zuerst die Mündungstrichter der Elbe und Weser, dann der Jahdebusen, der Dollart, die Zuidersee. Bei jenen breit gerissenen Flußmündungen fesselt uns mehr nur das geographische Interesse, bei den darauf folgenden Meerbusen tritt die Geschichte als Schwester der Poesie hinzu, und erzählt uns von der Ohnmacht des Menschenvolkes, welches hier in Scharen von dem wütenden Element verschlungen wurde.

Wo solche Gewalt des Meeres zu bekämpfen ist, da bedarf es auch besonders starker Dämme. Und so gewahren wir denn am Jahdebusen zum erstenmal einen Deichbau, welcher verstärkt ist durch in Holzrahmen eingelassenes Mauerwerk. Das Eichenholz dieser Rahmen ist nicht im Lande gewachsen und die Bruchsteine ebensowenig. Wir werden dabei an die Riesendeiche des Helder in Holland erinnert, welche auf norwegischen Granit fundamentiert sind. Fremdes Holz und fremde Steine, importiertes Baumaterial erscheint für diese ganze deutsch-holländische Küste nicht bloß technisch, sondern auch kunstgeschichtlich charakteristisch. In den Elb- und Wesermarschen gibt sogar der fremde Ursprungsort der Steine einen Wink für das Alter der daraus erbauten Kirchen. Zuerst kommen die Granitkirchen, dann die Sandsteinkirchen, dann die Tuffsteinkirchen und zuletzt die Kirchen aus Backstein. Die Granitblöcke waren aus Skandinavien auf Gletschertrümmern über das Meer hierher geschwommen, der Sandstein wurde auf der Weser aus Westfalen herabgeführt, der Tuffstein soll,

wie die Volkssage erzählt, aus Schottland geholt worden sein, indem man für jede Schiffsladung Steine eine Ladung Korn hinüber schickte. Das alles geschah in der romanischen Zeit, und erst in der gotischen Epoche wandte man sich überwiegend zum heimischen Material, zum Backstein, dessen Fabrikation heutzutage ein ausgezeichnetes Nebengewerbe größerer Gutsbesitzer bildet und nun wiederum teilweise auf die Ausfuhr berechnet ist.

Aehnliches gilt von Holland. Zwar weiß ich nicht, ob die Holländer Backsteine ausführen; allein während der Mittelrhein den Holländern durch Jahrhunderte Holz und Steine lieferte, und teilweise noch liefert, rauchen dort neuerdings Hunderte von kleinen Ziegelöfen nach holländischem Muster (sogenannter „Feldbrand"), in welchen ein jeder die Mauern seines Hauses gleich auf der Baustätte aus demselben Lehmboden brennt, den er für Keller und Fundament herausgeworfen hat. Und nicht bloß im Ziegelbrennen, auch im reinen Ziegelbau hat der Mittelrheiner während dieses Jahrhunderts von den Holländern gelernt. Die Bruchsteintechnik fuhr in alter Zeit zu Thal auf unsern großen Flüssen; dafür ist die Backsteintechnik in neuerer Zeit zu Berg gefahren.

Doch ist das nur eine kleine und späte Gegengabe, und so gewiß überhaupt mancherlei Austausch der Kultur zwischen dem städtereichen Rheindelta Hollands und dem rheinischen Binnendeutschland stattgefunden hat, so waren doch die bäuerlichen Marschen längs der nordholländischen und norddeutschen Seeküste in diesem Stücke immer viel mehr auf Einfuhr als auf Ausfuhr angewiesen. Das Volk war und blieb eigenartig in Stamm, Sprache und Sitte; Kunst und Wissenschaft und feinere Bildung erschienen importiert, gleich den Steinen zu den alten Kirchenbauten. Und als Holland selbständige Kultur in Kunst und Wissenschaft gewann, war der Zusammenhang mit dem stammverwandten Volkstum der deutschen Nordseemarschen durch politische Schranken abgeschnitten.

Ich nannte den Weg, dessen verborgene Merkwürdigkeiten ich fragmentarisch andeutete, den friesischen, zunächst aus historischen

Gründen. Doch führt er uns auch noch in der Gegenwart von den dürftigsten Spuren friesischer Art schrittweise in immer reichere Ueberreste friesischen Volkstumes, je weiter wir von Ost nach Westen vordringen. Diese aufsteigende ethnographische Linie sei in wenigen Worten zum Schlusse noch skizziert.

Im Lande Kehdingen und Hadeln sitzt rein sächsisches Volk, durch sein rühriges Wesen und den vorwiegenden Bauernberuf von den schwerfälligeren Friesen unterschieden, welchen Viehzucht, Fischerei und Schiffahrt näher liegt als die Arbeit des Pfluges.

Im Lande Wursten zeugen bereits die Ortsnamen von dem versunkenen friesischen Element. Dazu auch die Rechtsaltertümer. Das Wurstener Landrecht war in seiner ältesten Abfassung friesisch, in der zweiten plattdeutsch, in der dritten hochdeutsch und lateinisch. Friesische Mundart behauptete sich bis ins 17. Jahrhundert, mählich absterbend; im Anfange des achtzehnten sollen nur noch einzelne alte Leute diese Sprache verstanden haben. Jetzt zählt Hermann Almers hier und in den benachbarten Wesermarschen nur noch etwa fünfundzwanzig friesische Wörter und eine fast gleiche Summe gangbarer friesischer Taufnamen und fortblühender Geschlechtsnamen.

Osterstade und Wührden (gleichfalls rechts der Weser) bewahren einen Rest von Sagen und Sitten, der auf friesische Grundlage deuten soll. Das Vieland um Bremerhafen trägt wenigstens in seinem Namen (Vie, altfriesisch Sumpf) ein Denkzeichen der friesischen Vergangenheit.

Weit schärfer behauptete sich friesischer Charakter auf dem linken Weserufer. Die Stedinger sind, abgesehen von ihren reichen historischen Erinnerungen, sozial bis auf diesen Tag alter Friesenart treu geblieben als Seeleute und Viehzüchter. Stadland und Butjahdingen gehörten als das Rustringen der früheren Zeit politisch bereits zu den friesischen sogenannten „Freien Seelanden,“ welche unter dem Upstallboom bei Aurich ihre Versammlungen hielten. Hier beginnt dann auch schon die friesische Bauart des Bauernhauses, des sogenannten „Berges“, während zwischen Weser

und Elbe das sächsische Haus allein herrscht. Weiter nordwärts dagegen bei den Ditmarsen und im Eiderstädtischen an Holsteins und Schleswigs Küste erinnern die sogenannten „Heuberge“ wieder an den gemeinsamen Stamm.

So folgten wir den Spuren des Friesenvolkes in Ortsnamen, Personennamen, in Ueberresten der Sitte und Sage und in sozialen und politischen Ueberlieferungen, bis wir zuletzt zu dem wichtigsten Trümmerstück, zu der Sprache selber kommen, die im Munde des Volkes lebt. Auf den Inseln westwärts von Butjahdingen redet man heute noch friesisch; allein wie diese Inseln, vom Meere benagt, teilweise zu verschwinden drohen, so wird auch der alte Dialekt von dem übermächtigen Nachbardialekte benagt, stirbt ab und verschwindet. Das Saterland bildet daneben den einzigen Winkel des deutschen Festlandes, welcher nach Sprache und Sitte die letzte Zufluchtsstätte friesischen Volkstumes auf dem festen Boden unseres nordwestlichen Küstengebietes genannt werden mag.

Spricht man nun aber auch im deutschen Ostfriesland nicht mehr friesisch, so kreuzt sich hier doch schon die niederdeutsche Mundart mit der holländischen, als einer reich mit friesischen Elementen gesättigten Sprache. Man hat Ostfriesland mit wenig deutschem Selbstbewußtsein „Deutsch-Holland“ genannt, richtiger wäre holländisch-Deutschland, wie denn auch der Holländer folgerecht die Gegend von Arnheim und Nymwegen seinerseits „Deutsch-Holland“ nennt. Die Grenzlinie der deutschen und holländischen Sprache ist in Ostfriesland eine bestrittene, verwischte, und in Emden gilt oder galt es sogar als eine Art Glaubensartikel, daß das echt reformierte Bekenntnis in Kirche und Schule holländisch gelehrt werde, während man von einem deutschpredigenden Pfarrer sagt: er lehrt lutherisch.

Hiermit gewinnt aber auch die Beobachtung des Wanderers „auf dem Wege nach Holland“ ein ganz neues Ziel. Während er bis dahin die oft verhüllten und versteckten Anzeichen des Zusammenhanges mit Holland aufspüren mußte, drängt sich jetzt

dieser Zusammenhang auch dem blödesten Auge von selber auf, und es gilt nicht so sehr das Fremde im Heimatlichen zu suchen, als gegenteils die oft unmerklichen Unterschiede zu erkennen, welche deutsche Art von der holländischen trennt.

Ueberschreiten wir aber den Dollart und kommen nun aus Deutsch-Holland ins wirkliche Holland, so versichert uns wohl gar der echte Westfriese, daß wir nun erst recht nicht in Holland seien; denn er scheidet Friesland und Holland ganz nach der Ausdrucksweise des 16. und 17. Jahrhunderts, und will sich nicht zu den Holländern gerechnet wissen. Und bei diesem landsmannschaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenseit des Dollart gleich wieder ganz deutsch zu Mute.

Viertes Kapitel.

Grundlinien des rheinfränkischen Weges.

Ein völlig kontrastierendes Bild bietet der rheinfränkische Weg. Er ist nicht einsam, eine Linie, welche wir uns erst suchen und schaffen müssen, sondern umgekehrt, er ist die große Route, welche alle Welt fährt, zu Schiff und zu Wagen, und statt eines Weges bieten sich da gleich drei bis vier zur Auswahl.

Der verkehrsreichste deutsche Strom, der Rhein, weiset uns die Richtung zum rheinischen Holland. Und linksab führt die Maas in weit geschwungener Parallele denselben Weg. Nach Artikel 66 der Wiener Kongreßakte soll Preußen nirgends die Maas berühren, sondern überall entlang des Flusses in einer Entfernung von wenigstens achthundert rheinländischen Ruten respektvoll zur Seite bleiben. Man fürchtete wohl, wenn Preußen neben dem Rhein auch noch ein Stück Maas besessen hätte, so wäre es gar zu sehr auf den natürlichen Weg nach Holland geraten. Demgemäß bildete sich dann ein langer, schmaler, dünn bevölkerter holländischer Grenzstreifen auf dem rechten Maasufer. Im Norden bei der Ems ist es umgekehrt. Dort läuft die holländische Grenze der Ems zur Seite, ohne sie irgendwo zu berühren, und es bildet sich dadurch ein langer, schmaler, gleichfalls dünn bevölkerter preußischer Grenzstreifen auf dem linken Flußufer. Also ergibt sich das seltsame Spiel des Zufalls (sofern man bei Gottes Weltregierung im allgemeinen und bei der Diplomatie im besondern von Zufall reden darf), daß im Rheinland, wo deutsche

Art stärker auf holländischen Boden übergreift, der Grenzfluß wie zum Schutze holländisch geblieben ist, während in Ostfriesland, wo holländisches Wesen vielmehr die deutsche Grenze überschritten hat, der Grenzfluß deutsch blieb.

Uebrigens ziehen nicht bloß Rhein und Maas gen Nordwesten: in dem Lande zwischen beiden Flüssen haben selbst die Nebengewässer Roer, Erft und Niers einen nach den Niederlanden weisenden Parallellauf, das ganze Land senkt sich zum holländischen Rheinmündungsdelta.

Schon diese hydrographischen Linien bestimmen mich, den Landweg des linken Rheinufers von Köln nach Nymwegen der Straße des rechten Ufers von Deuz nach Arnheim vorzuziehen, wenn es gilt, die Uebergänge deutscher zu holländischer Art bei Land und Leuten schrittweise und recht naturgemäß zu erwandern, und vollends wenn man dabei den schärfsten, lehrreichsten Kontrast des rheinfränkischen zum friesischen Wege sucht.

Man betrachte beide Rheinufer auf der Landkarte. Auf dem rechten Ufer führt uns nur das Thal des Hauptstromes nach Holland; die Nebenflüsse (Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe rc.) kommen allesamt von Osten herüber, stoßen fast rechtwinklig auf den Rhein, kreuzen unsern Weg, und wenn wir ihre Thäler verfolgen, so kommen wir nicht bloß in der Himmelsrichtung, sondern auch nach Landes- und Volksart immer weiter von Holland ab. Auf dem linken Rheinufer dagegen haben die Nebenflüsse zwischen Rhein und Maas den oben bezeichneten Parallellauf; sie deuten direkt auf unser Ziel so gut wie der Hauptstrom, und wir können sie in ihrer vollen Länge auf oder ab verfolgen, ohne aus dem Zusammenhang unsrer holländischen Grenzstudien gerissen zu werden. Das ganze Land zwischen Rhein und Maas unterhalb Köln ist eine natürliche Straße nach Holland, während man auf der rechten Rheinseite doch nur den Ufersaum so nennen kann.

Eine Wanderung nach Belgien würde ich auf dem rechten Rheinufer beginnen, eine Wanderung nach Holland auf dem

linken. Das erinnert vielleicht manchen an den Reiseplan des Hieronymus Jobs. Allein die geognostische Karte wird mich rechtfertigen, und man soll keinen Entwurf zu größeren Fußreisen machen, ohne vorher auch die geognostische Karte befragt zu haben. Von den Quellen der Diemel und Ruhr zieht sich die Kohlenformation ost-westwärts bis nahe der Ruhrmündung zum Rheinthale, und das belgische Kohlenrevier von Aachen-Lüttich bis Charleroi erscheint wie die südwestwärts gebogene Fortsetzung jener Kohlenstrecke des rechten Rheinufers, allerdings unterbrochen durch die jüngeren Gebilde der Stromebene zwischen Düsseldorf und Aachen. Bei den Ruhrkohlen würde ich anfangen, in der naturwüchsigsten rheinischen Industrielandschaft, um Vorstudien zu machen für die Industriestädte des belgischen Kohlenbeckens und für das ganze Industrieland Belgien, welches freilich linksab vom Rheine liegt und doch dem rechten Rheinufer näher steht als dem linken.

Wenn wir aber auf jenem Wege nach Belgien die breite Thalebene des linken Ufers wie eine fremdartig eingeschobene Episode rasch durcheilen, so fesselt sie uns desto mehr beim Wege nach Holland, ja sie bildet hier den rechten Ausgangspunkt unsrer Wanderschaft.

Schon der Umstand, daß auf der linken Rheinseite die Quartärformation des Küstenlandes in breitester, tiefster Bucht bis zu den Pforten des deutschen Mittelgebirges heraufsteigt, und daß hier selbst die kleinen Wasseradern nordwestlich führen, läßt uns den linksrheinischen Weg nach Holland vorziehen.

In ganz reizender Weise bietet aber das linke Ufer dazu vollends zwei Straßen, die zwar nahe nebeneinander laufen und dennoch unsre Anschauungen und Gedanken nach entgegengesetzten Richtungen lenken: einen Tiefweg durch wasserreiches Flachland und einen Hochweg, welcher durch Hügelzüge und Höhenrücken bezeichnet ist. Der Tiefweg geht über Neuß, Crefeld, Kevelaer zur Maas, der Hügelweg über Xanten, Calcar, Cleve, Nymwegen zur Waal. Gibt uns aber jener Tiefweg auf Tritt

und Schritt zu bedenken, wie mannigfach verwandte Züge holländischer Art in unserm Rheinland versteckt liegen, so bietet der Hügelweg die letzten Nachklänge deutscher Mittelgebirgsnatur bis zur Grenze, ja bis über dieselbe. Hier ist die letzte deutsche Stadt, Cleve, eine Bergstadt, und die erste holländische, Nymwegen, senkt sich von der letzten Höhe zur Flußniederung herab, und der letzte große deutsche Wald, der Reichswald bei Cleve, gibt uns das Geleit zur Grenze, zu den Geesthügeln bei Cranenburg. Wir verfolgen Deutschland nach Holland, wenn wir diesen waldigen Hügelweg gehen; wir spüren dagegen Holland in Deutschland, wenn wir in den wasserreichen Wiesengründen und zuletzt im Heideland jenes Tiefweges wandern. Und nicht bloß die Natur des Bodens, auch die Physiognomie der Städte birgt auf beiden Straßen die gleiche fein unterschiedene Färbung.

Ich begann dieses Vorwort zum rheinfränkischen Weg mit dem Satze, daß er einen vollendeten Kontrast zum friesischen Wege bilde; ich schließe es mit Einzelzügen dieses Gegensatzes.

Längs der Nordsee gehen wir durch ehemals sächsische und friesische Bauernrepubliken zum holländischen Bauernlande; am linken Rheinufer wandern wir durch ein altes Land der Städte und der Adelsdynastien zum städtereichen und städtemächtigen Holland.

An der Nordsee fesselte uns uraltes naives Volkstum, reinster, abgeschlossenster Art; hier uralte Kultur, getragen vom Austausch der Stämme und Völker.

Wo am rheinischen Wege vordem ritterliche Herren herrschten, geistliche und weltliche Aristokratie, da waltet jetzt der kaufmännische und industrielle Bürger, und die ausebnende Macht des freien modernen Gewerbfleißes glättet und verwischt die vordem so scharf gegliederte Physiognomie von Land und Leuten. In den Marschen der Meeresküste dagegen sitzt noch immer der „Hausmann", der aristokratische Großbauer alten Schlages, ein halbwegs stecken gebliebener Edelmann; auch er hat sich häufig stark modernisiert in Sitte und Bildung, die sozialen Grundlagen des alten Volkslebens — in Arbeit, Sprache, Sitte, Sage — wurden aber dennoch im großen und ganzen wunderbar treu behauptet.

Der friesische Weg führt durch protestantisches Land, und an der Grenze — in Emden — gewinnen wir zunächst den Eindruck, daß Holland ein Stammsitz des reformierten Bekenntnisses gewesen. An der rheinfränkischen Straße wohnt überwiegend katholisches Volk, auch jenseit der Grenze berühren uns zunächst noch katholische Elemente, und wir erinnern uns, daß Holland schon in alter Zeit eine Zufluchtsstätte der verschiedensten Konfessionen war. Vorstudien dazu bieten unterwegs vor allen Crefeld und Kevelaer.

Endlich erstreckt sich dieser Gegensatz aber auch auf die politische Territorialgeschichte. Am linken Rheinufer gibt es einen bedeutenden Grenzstrich (preußisch Geldern), der ehemals zu den Niederlanden gehörte, dann aber deutsch geworden ist, die Grenze war hier vielfach verschoben, oft genug bestritten, und in der burgundischen Zeit wurde die Erweiterung der burgundischen Niederlande gerade auf dieser Linie mit Macht versucht. An Ems und Dollart hingegen war seit der Gründung der holländischen Selbständigkeit eine im wesentlichen feststehende Grenze. Das verwandte Volkstum verband sich hier friedlich, während es am Rheine in Kampf und Gebietswechsel sich vielmehr auffog und gegenseitig aufhob.

Doch genug der allgemeinen Sätze. Ich führe jetzt den Leser auf den doppelten rheinfränkischen Weg, nicht indem ich ihn von Stamm zu Stamm, von Land zu Land geleite, wie es an der Nordsee sich von selbst ergibt, sondern von Stadt zu Stadt. In einer Reihe kleiner Städtebilder suche ich die Züge auf, welche uns den Zusammenhang und die Wechselwirkung deutscher und holländischer Art verkündigen. Und also schildere ich die Städte nicht, um die Städte zu schildern; ich gehe vielmehr nur auf einer Straße zum einen Thor hinein und zum andern hinaus auf der Straße nach Holland.

Fünftes Kapitel.

Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer.

1. Die Mauern von Neuß.

Neuß lockt zunächst den Freund der Kunst und der Geschichte. Der eine wird sofort zur Quirinskirche eilen; dem andern empfehle ich einen beschaulichen Gang durch die Wallanlagen. Dem Handlungsreisenden bietet Neuß wenig Interesse, außer er müßte etwa in Oel machen, und neben den bunt bewegten Nachbarstädten Köln, Düsseldorf, Elberfeld gilt ihm das alte Novesium für tot und langweilig. Dennoch führt das Neußer Intelligenzblatt zugleich den Titel eines Handelsblattes. In einer oberdeutschen Stadt von gleich geringer Einwohnerzahl gäbe es ganz gewiß kein Handelsblatt, auch wenn die Getreidemärkte den ansehnlichen Neußer Kornhandel noch weit überträfen. Allein wir bewegen uns hier eben in einem Lande der großen Handelsstraßen, auf dem Weg zum Meere.

Beginnen wir mit einem Rundgang längs der alten Stadtmauern, um in den großen Erinnerungen des fünfzehnten Jahrhunderts die kleine Stadt vorerst groß zu sehen. Ein Stück des mittelaltrigen Mauerwerkes steht noch; der massive Unterbau von Basaltblöcken mit übergewaltigen Strebepfeilern zeigt die ehemalige Festigkeit, andere Teile liegen in Trümmern oder sind völlig verschwunden. Die schönsten Ueberreste ragen malerisch versteckt aus dem dichten Grün parkartiger Anlagen, und während im

Vordergrunde Wall und Graben als anmutiges Motiv von Hügel und Thal der modernen Gartenkunst dienen mußten, schnaubt hinten die Dampfmaschine einer Fabrik neben Türmen und Bollwerken, die gleich einer Burg an der Ringmauer aufsteigen. Ein gotisches Stadtthor ist noch wohl erhalten; den Turm schmücken in Stein nachgeahmte und gleichsam halb in die Mauer geschossene Stückkugeln, ein seltsames aber charaktervolles Ornament, welches uns sofort an die ruhmreichsten Tage der Stadt, an die Belagerung von 1474 erinnert. Durch dieses Thor, und nicht von der offenen Seite des Eisenbahnhofes her, sollte der Reisende einziehen, welcher im ersten Eindrucke gleich ein volles und bedeutendes Bild der Stadt Neuß gewinnen will.

Wer aber mit dem historischen Sinne zugleich geographischen Blick verbindet, dem erzählen die Mauern von Neuß nicht bloß von der erprobten Wehrhaftigkeit deutscher Bürger im Mittelalter, sondern sie sagen ihm auch, eben als stumme Zeugen jener Belagerung durch Karl den Kühnen, daß er hier ein Grenzgebiet betritt, auf welchem deutsche und niederländische Geschicke mehr als einmal entschieden worden sind.

Karl der Kühne von Burgund, bereits im Besitze der gesamten Niederlande, wollte ein großes Reich zwischen Frankreich und Deutschland schaffen, langgestreckt von den Alpen, wohl gar vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Es galt, die Rheingrenze zu gewinnen und also zunächst die niederrheinischen Städte zu beugen. Karl rückte im Juli 1474 vor Neuß mit seinem aus allerlei Volk geworbenen Heere von 18,000 Mann, darunter auch Engländer, Italiener, Savoyarden. Elf Monate währte die Belagerung, und selbst der Winter setzte ihr, was damals unerhört war, keine Schranke. Allein obgleich der Burgunder siebzehn Türme brach und dreihundert Häuser zusammenschoß und die Belagerten derart aushungerte, daß sie zuletzt ihre eigenen Pferde verzehrten, mußte er doch im Juni 1475 wieder abziehen, und Tausende, die mit ihm gekommen waren, kamen niemals wieder heim. Die elf Monate vor Neuß waren die Vorboten der Tage

von Granson, Murten und Nancy. Es bildet diese Belagerung ein merkwürdiges Datum in der Geschichte der Niederlande und des rheinischen Deutschlands, wie auch weiterhin Frankreichs und der Schweiz. Vor allem aber bezeichnet Karls des Kühnen seit 1475 fort und fort mißglückter Eroberungsplan einen großen Wendepunkt in der niederländischen Geschichte. Holland, Geldern und Seeland mußten damals schwere Steuern zahlen, um die burgundische Armee vor den Mauern von Neuß zu unterhalten, obgleich der Kampf mittelbar auch gegen die Freiheiten der Städte dieser Provinzen gerichtet war. Denn der burgundische Herzog war ein heftiger Gegner des freien und selbständigen Bürgertums, und wie er verschiedenen holländischen Städten ihre Privilegien nicht wieder erneuerte, andre durch neue Steuern bis zum Aufruhr erbitterte, so suchte er bei Neuß ohne Zweifel auch einen Streich gegen das verhaßte Städtewesen überhaupt zu führen. Allein hier am Niederrhein sollte sein Herrschgelüsten vor dem Mute der Bürger und ihren festen Mauern zu Schanden werden, wie später vor der Tapferkeit der eidgenössischen Bürger und Bauern in offener Feldschlacht.

Die mannhaften Bürger von Neuß waren stolz auf ihre festen Mauern und hatten Freude an denselben, sie schmückten sie mit allerlei feiner Kunst, wie uns jener Thorturm und dürftige kleinere Ueberreste heute noch bezeugen. Es hat sich aber auch noch ein andres Denkmal der berühmten Belagerung erhalten, gleichfalls „serc kunstlich vnd meysterlich", das ist die Reimchronik des Christian Wierstraat, weiland Stadtschreibers von Neuß. Unter dem frischen Eindruck der miterlebten Ereignisse schilderte er schon im Jahre 1475 die schwersten und ruhmreichsten Tage seiner Vaterstadt in mehr als dreitausend Versen „mit manigerley manier der rymen" treuherzig, wahr und warm.

Wie sich aber fast endlos Glied an Glied reihet, wenn wir in diesem Lande einmal beginnen niederländische Bezüge auf deutschem Boden zu suchen, so ruft uns Wierstraats Buch ein verwandtes älteres Werk ins Gedächtnis, welches eine Ent-

scheidungsschlacht darstellt, die, in naher Nachbarschaft geschlagen, gleichfalls der niederländischen und niederrheinisch deutschen Geschichte gemeinsam angehört. Das ist Johann van Heelu's Reimchronik von der Schlacht bei Woringen (1288). Hier siegte bekanntlich Herzog Johann I. von Brabant über den Erzbischof Siegfried von Köln. Der Sieger pflegt redselig zu sein, der Besiegte schweigt und spart seine Reime; darum begreift sich's, daß wir über die Belagerung von Neuß kein burgundisches, sondern ein Neußer Gedicht besitzen, und über die Schlacht von Woringen gegenteils keine Reimchronik eines Kölners, sondern eines Brabanters. Denn Johann van Heelu befand sich am Schlachttage nicht nur unter den Leuten des Herzogs von Brabant, sondern stammte auch aus Südbrabant — er heißt auch „broeder Jan van Leuwe." Wehmütig berührt es uns, wenn er gleich im Eingange erzählt, er habe seine Chronik nebenbei auch darum geschrieben, daß Herzog Johanns Schwiegertochter, Margareta von England, Lust bekomme die deutsche Sprache zu lernen. Heutzutage schreiben die Brabanter keine Bücher mehr, damit englische Prinzessinnen deutsch lernen, und je näher uns die niederländischen Schriftsteller der Zeit nach rücken, um so ferner rücken sie uns in der Sprache.

Deutsche und niederländische Geschichte kreuzt sich auf unserm jetzigen deutschen Grenzgebiete zwischen Maas und Rhein, deutsche und niederländische Augenzeugen schilderten die Ereignisse in alter Zeit; allein auch in der Gegenwart hat deutsche und niederländische Quellenforschung diesen unsern Boden gemeinsam bearbeitet.

Wierstraats Reimchronik ist von einem deutschen Gelehrten, E. von Groote, neu herausgegeben worden, während wir die deutsche Chronik Johann van Heelu's in der „Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du gouvernement (1836)" suchen müssen. Die deutschen Lokalhistoriker des Niederrheins haben gar mancherlei Material ans Licht gestellt, was auch dem holländischen Nachbar dienen mag, und gegenteils brachte der

unlängst verstorbene holländische Gelehrte Nyhoff in Arnheim in seinen zahlreichen Urkundenbeiträgen und Regesten kaum weniger Quellenstoff für die historische Topographie unsres niederrheinischen Grenzgebietes als seiner eigenen politischen Heimat.

Als die belgische Malerschule in der Gegenwart einen neuen nationalen Aufschwung nahm, griffen die Künstler nach großen Stoffen der vaterländischen Geschichte. Eines der frühesten dieser epochemachenden Bilder versetzt uns auf denselben deutschen Boden, auf welchem Johann van Heelu's Reimchronik handelt, es war de Keysers „Schlacht von Woringen“.

2. Architekturzone.

Die Stadt Neuß hat ein Doppelgesicht, einen Januskopf, dessen eine Hälfte nach Holland hinaus, dessen andere nach Deutschland hereinschaut. Da, wo die alten Stadtmauern noch am höchsten ragen, von Büschen und Bäumen begrenzt, umgibt uns ein echt deutsches Landschaftsbild, so wie wir aber nach der andern Seite um die Ecke biegen, öffnet sich ein weites Flachland, Schiffsmasten und Segelwerk ragen mitten aus den Wiesen, wir stehen am Nordkanal, der, unvollendet, vom Rheine zur Maas, von der Maas zur Schelde führen, der Köln mit Antwerpen verbinden sollte.

Der Geschichtsfreund, welcher die Mauertrümmer betrachtet, wird im Geiste da und dort nach den Niederlanden geführt; der Kunstfreund, welchen die Quirinskirche fesselt, schweift dagegen rheinaufwärts, um diesen merkwürdigen Bau aus der rechten historischen und örtlichen Perspektive zu fassen; ihn zieht es nach Köln zurück, und er denkt, daß Neuß doch noch gar weit von Holland entfernt sei.

Die Stadt war kölnisch. Erzbischof Anno (1056—75) gab ihr die wichtigsten Freiheiten und hob sie aus tiefem Verfall. Es ist der heilige Anno, der Held jenes Annoliedes, der Maere von Sente Annen, welches uns Opitz gerettet und dadurch so

frühe schon für die aufkeimende deutsche Litteraturgeschichte fruchtbar gemacht hat, des Annoliedes, welches die Brücke vom mittelaltrigen Volksepos zur Legendendichtung schlägt und in seinen ersten Versen noch ans Nibelungenlied anknüpft — und Neuß liegt auf dem Wege von Siegfrieds Heimat, Xanten, nach dem heiligen Köln.

Doch ich wollte von der Quirinskirche reden, die in anderm Sinne Neuß, Xanten und Köln als drei verbundene Punkte zeigt. Neuß ist ein Vorposten jener wunderbar reichen romanischen Architekturzone, deren Mittelpunkt Köln bildet; Xanten ein äußerster Vorposten der großen kölnisch-niederrheinischen Gotik. Beide Kirchen aber zu Xanten und Neuß stehen in einem ebenso auffallenden als vorteilhaften Gegensatze zu den meisten mittelaltrigen Baudenkmalen Hollands.

Die Quirinskirche in Neuß ist kunstgeschichtlich längst gewürdigt; ich spreche von ihr an diesem Orte nur als von einem Marksteine der kulturgeschichtlichen Landeskunde. Der kühne Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also spätromanisch, überrascht durch seine fast übermütige Originalität, die sich uns namentlich im Aufbau und Schmuck der Westfassade blendend entgegendrängt. Aus der mannigfachsten Verbindung von Friesen und Bogenstellungen gestaltet sich hier ein ganz phantastisches Gesamtbild, wobei alles selbständige Skulpturwerk und plastisch durchgeführte Ornament wie mit Absicht vermieden ist, gleich als habe der Architekt uns zeigen wollen, wie bunt und reich er mit den einfachsten konstruktiven Elementen zu schmücken vermöge. An den Seitenschiffen und der Kuppel über der Kreuzung spielt er geradezu mit den abenteuerlichsten Fensterformen in Gestalt eines Fächers, ja eines Kleeblattes, und setzt im Innern aus freier Laune Kragsteine an, welche sicherlich niemals etwas zu tragen hatten. Der Meister war ein gefährlicher Mann, ein Originalitätsgenie, das Großes vollbrachte, wunderliche Wege und Abwege gehend, auf welchen geistlosere Nachtreter völlig hätten verderben müssen. Allein der Spitzbogen, welcher

bereits da und dort hervorlugt an der Quirinskirche, verkündet uns auch, daß ein neuer Geist neue Formen bringen, daß der Romanismus nicht in der hier bereits vorgedeuteten Willkür und Manier stecken bleiben sollte, sondern sich auflösen in die strenge jugendfrische Kunst der Frühgotik.

Wenn ich nun aber freie, ja überkühne Originalität als den Grundcharakter der Quirinskirche bezeichne, so erscheint sie schon dadurch in engem Zusammenhange mit den romanischen Denkmalen Kölns. Denn keine andere deutsche Stadt besitzt so vielartige Kirchen dieses Stiles, die nicht nur untereinander äußerst verschieden sind, sondern zumeist auch durch ihre phantasievolle Eigenart selbständig aus dem Kreise des gesamten deutschen Romanismus hervortreten.

Was dann aber Köln im kleinen Raume und gleichsam in einer Zusammenstellung der verschiedensten Musterbilder dieser Art bietet, das wiederholt sich in der ganzen weiten Architekturzone von Limburg an der Lahn, Koblenz und Laach bis Neuß herab, jenes freiere Formenspiel der romanischen Schluß- und Uebergangszeit — und kontrastiert entschieden gegen den strengeren, symmetrischen älteren Romanismus des Oberrheins, der in Mainz, Worms und Speyer seine Mittelpunkte fand. So wird sich also der Kunsthistoriker in Neuß keineswegs schon auf dem Wege nach Holland fühlen, im Gegenteil: es zieht ihn nach Köln, in das Herz des niederrheinisch-deutschen Kunstlebens, zurück. Und nicht bloß was er in der Quirinskirche mit Augen sieht, sondern was er dort leider nicht mehr sehen und nur noch in Gedanken sich vorstellen kann, gemahnt ihn an rheinisch-deutsche Kunst. Denn eben im Chor und in der Kuppel dieser Kirche war es, wo Cornelius, der Sohn des benachbarten Düsseldorf, Engelchöre und Moses und David, Petrus und Paulus gemalt hatte, seine erste größere Komposition, die nun übertüncht und mit neuer Malerei überzogen ist. Es waren jene Bilder zwischen 1806 und 1808 entstanden, im Zusammenhange mit den frühesten von Köln aus angeregten Bestrebungen, unsre Mittelaltertümer

zu retten und wiederherzustellen, und aller Orten erinnern uns heute Restaurationen und neuer stylgemäßer Kirchenschmuck in diesem Grenzstriche, daß Köln in der Gegenwart ebenso sehr ein Centrum der erneuten und erneuenden mittelalterlichen Kunst geworden ist, wie es dies vor Jahrhunderten hier für die schaffende Kunst des kirchlichen Styles war.

Ich nannte die Quirinskirche einen Markstein. Auf dem Wege nach Holland nehmen wir mit ihr von den großen Denkmalen des rheinischen Romanismus Abschied. Zwar findet sich romanische Kunst auch noch weiter abwärts an den Kirchen zu Mehr und Wissel, an der Westfassade der Xantener Viktorskirche, an Chor und Krypta der Kollegiatkirche zu Emmerich, an der Stiftskirche auf dem Eltenberge; das sind aber zerstreute, zum Teil bloß fragmentarische Ueberreste, herrschend erscheint jetzt unterhalb Neuß die Gotik, wie sie auch in Holland und Belgien herrscht.

Schon das Baumaterial der Neußer Quirinskirche spricht es charakteristisch aus, daß sie auf einem Vorposten steht, hart am Uebergange. Man baute nämlich die romanischen Kirchen des Niederrheines am liebsten aus Tuffsteinen, welche vom Brohlthal oder vom Laacher See kamen; bei den gotischen Bauten weicht dagegen der Tuff den Ziegeln, und so sind denn auch die gotischen Kirchen Hollands meist aus Ziegeln aufgeführt. Bei der Quirinskirche, örtlich auf einen Uebergangspunkt, zeitlich in eine Uebergangsperiode gestellt, findet sich nun eine höchst bezeichnende Verbindung der Backstein- und Bruchsteintechnik: die Wandflächen bestehen aus Tuffsteinen, welche aber so klein und gleichförmig behauen sind, daß sie ganz wie Backsteine wirken. Von weitem glaubt man vor einem Ziegelbau zu stehen, erst aus der Nähe erkennt man die Bruchsteine: der Werkmeister ahmte künstliche Steine in natürlichen nach, er anticipierte die Technik der anbrechenden neuen Stylperiode im Material der ablaufenden alten. Die Bänder, Rahmen, Gesimse sind dann aus dem größeren Block gehauen und fügen solchergestalt die scharfen Profile des

gemeißelten Steines zu der gleichmäßigen Füllung der nachgeahmten gebrannten Steine.

Beim chronologischen Ueberblick der Baudenkmale des Landes zwischen Rhein und Maas stoßen wir übrigens noch auf eine Thatsache, die ich nicht am Wege liegen lassen darf. In dieser altkultivierten und vorab kirchlich so früh entwickelten Gegend mit ihren vielen dem Gründungsjahre nach uralten Klöstern und Pfarreien befremdet es, daß von frühromanischen Werken und gar von Monumenten der altchristlich vorromanischen Kunst kaum eine Spur mehr vorhanden ist.

Denn da das angebliche Baptisterium Karls des Großen im Valkenhofe zu Nymwegen sicherlich einer viel späteren Zeit angehört, so bleibt meines Wissens nur die Chornische der Pfarrkirche zu Ryndern, Kreis Cleve, übrig, welche nach dem Urteile kundiger Forscher aus dem achten Jahrhundert stammen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

Als Grund für das völlige Verschwinden der ältesten Denkmale macht man aber geltend, daß die Normannen bei ihren Raubzügen vom Meere stromaufwärts dieselben zerstört hätten. Das ist auch wieder ein historischer Zug, der uns den Zusammenhang unsers Landstrichs mit der Meeresküste ins Gedächtnis ruft. Bis Bonn läßt Regino im Jahre 881 die Normannen verwüstend den Rhein heraufdringen, dort schwenkten sie rechts ab; sie gingen also bis zum großen Portal des mittelrheinischen Landes, bis zum Siebengebirg; sie verfolgten die Kölner Rheinbucht bis zum innersten Winkel, bis zur Grenze der Quartärformation des niederdeutschen Nordseeküstenlandes, gleich als ob es ihnen nur so lange heimlich gewesen wäre, geradeaus ins Innere Deutschlands vorzudringen, als sie sich auf der gemeinsamen geognostischen Basis befanden, welche den deutschen Niederrhein mit Holland zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Wenn der oberdeutsche Wanderer zwischen den letzten Höhen des Siebengebirges hervor in die Rheinebene tritt und gar bei Bonn die erste Windmühle erblickt, so kommt ihm die Landschaft

schon ganz holländisch vor. Der Holländer lächelt darüber, denn er fühlt sich gegenteils schon bei Cleve mitten im Binnenlande. Allein der Oberdeutsche kann sich auf die Normannen berufen, welche doch auch gute Kenner Niederlands waren und ihre Verbindung von Land- und Seeräuberei mit richtigem Instinkt gerade bis zur Bonner Windmühle erstreckten.

3. Crefeld. Cornelius de Greiff.

Neuß versetzt uns ins Mittelalter; in Crefeld atmen wir die Luft der neueren Zeit. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen seit dem siebzehnten Jahrhundert der religiösen Duldung und dem Gewerbfleiße, einem Geschwisterpaar, welches gar häufig Hand in Hand geht.

Crefeld gehörte zur Grafschaft Mörs, welche im Jahre 1600 an das Haus Oranien-Nassau fiel. Schon dadurch ward die Stadt Holland nahe gerückt; die Oranier übten als Grafen von Mörs jene Toleranz, welche sie als Erbstatthalter von Holland nachgerade üben gelernt hatten, Crefeld wurde eine Zufluchtsstätte der in Jülich und Berg verfolgten Reformierten, Mennoniten und Separatisten und erwuchs im siebzehnten Jahrhundert zu einem gewerbfleißigen Flecken, im achtzehnten unter preußischer Herrschaft zu einer Industriestadt von 6000, im neunzehnten von 50 000 Einwohnern.[1]) Aber nicht bloß durch das alte bunte Gemisch von anderswo unterdrückten religiösen Bekenntnissen erinnert Crefeld

[1]) Neuerdings ist freilich nahezu Stillstand eingetreten in der Volkszunahme Crefelds. Im Jahr 1864 zählte die Stadt 53 412 Seelen, 1867 53 837, zeigte also nur eine Zunahme von $^{5}/_{8}$ Prozent, während das benachbarte Düsseldorf gleichzeitig um $30^{1}/_{2}$ Prozent gewachsen war. Das Stillestehen Crefelds hängt wohl mit der relativ geminderten Bedeutung seiner Industrie zusammen. (In dem Zeitraum, welcher zwischen der zweiten und dritten Auflage dieses Buches liegt, haben sich diese Verhältnisse freilich bedeutend zu Gunsten des mächtig aufgeblühten Crefeld geändert, und die hier mitgeteilten Ziffern bieten nur noch historisches Interesse.)

an holländische Städte, sondern auch durch den Umstand, daß das Gedeihen seiner Manufakturen, keineswegs von der Oertlichkeit begünstigt, nur durch den zähen Fleiß des Volkes der widerstrebenden Lage abgerungen werden konnte.

Die äußere Physiognomie Crefelds als Industriestadt sticht merklich ab von den Städten der benachbarten zwei großen Industriereviere zwischen Ruhr und Wupper auf dem rechten Rheinufer und zwischen Roer und Maas, an der belgischen Grenze, wo die Kohlenformation das Land charakterisiert, Kohlenstaub den Boden deckt, Kohlenrauch die Luft erfüllt, riesige Schlote und große konzentrierte Fabrikgebäude die Herrschaft der Dampfmaschine verkünden. Man erfülle sich mit diesen Eindrücken in dem wenige Meilen entfernten Essen und Ruhrort und fahre dann nach Crefeld herüber, um des Gegensatzes inne zu werden. Die Crefelder Seiden- und Samtweberei macht weder so viel Staub und Rauch, noch so viel Geräusch, sie bewahrte dem Ort das Gepräge einer alten Manufakturstadt, und während wir in jenen großen Fabrikplätzen bereits auf dem Sprunge nach Belgien stehen, werden wir in dem stillfleißigen, reinlichen Crefeld nach Holland versetzt. Kleine und mittelgroße, zum Teil sehr elegante Familienhäuser erfüllen die Stadt, und ringsum schlingt sich ein weitgezogener Kranz von Gartenhäusern, Villen, Landwohnungen, zerstreuten Wirtschaftsgebäuden, dann aber auch von Bauernhäusern, in welchen der Webstuhl geht. Das Hausgewerbe ist hier noch mit der Industrie verwachsen und zerstreuet die Siedelungen.

Breit und regelmäßig ins Geviert gebaut mit den hellen, geradlinigen, zum Verwechseln gleichförmigen Straßen, erscheint Crefeld als das niederrheinische Mannheim. Während jedoch bei Mannheim Fürstenlaune den Grundplan so symmetrisch nach Lineal und Zirkel entwarf und solchergestalt, wie man damals ausdrücklich sagte, die Stadt nach holländischer Art anlegte, ist die verwandte Gestalt Crefelds vielmehr durch die innere Geschichte des Ortes und seine geographische Lage gerechtfertigt. Langweilig angelegt sind beide Städte, allein wir ertragen weit

eher jemanden, der von Natur als der aus Grundsatz langweilig ist.

Am Ostwall zu Crefeld erhebt sich eine hohe Säule zum Gedächtnis eines berühmten Crefelder Bürgers neuerer Zeit, des Cornelius de Greiff (geb. 1781, gest. 1863), der durch seine großartigen Stiftungen einen seltenen bürgerlichen Gemeinsinn bewährt hat. Die Säule mit glänzend poliertem Schaft ist schmuck und modern elegant, die Alleen rechts und links sind zwar noch klein und jung im Wuchs, aber wohlgepflegt und von netten Gartenbeeten umgeben, und diese Alleen werden dann wiederum von zwei langen Reihen anmutiger Familienhäuser eingerahmt, welche mit ihren blinkenden Spiegelfenstern und den glitzernden schwarzglasierten Dachziegeln die höchsten Lichter auf das durchaus heitere Gesamtbild setzen. In solcher vernünftig geordneten, behäbig reinlichen und freundlichen Umgebung, in solcher Anmut der Prosa ist das Denkmal eines wohlthätigen reichen Bürgers der Gegenwart ohne Zweifel ganz an seinem Platze, und das Gesamtbild charakterisiert den Mann, welchen die Säule ehren soll.

Und doch findet man ein noch bezeichnenderes Denkmal als jene schöne Säule am Ostwall. In Form einer recht dilettantisch gezeichneten Lithographie hängt es da und dort in den Häusern unter Glas und Rahmen, als ein Bild, welches eigentlich für den Spaß zu trocken und für den Ernst zu geschmacklos ist. Aber das Bild spricht. Wir sehen da den untersetzten Mann mit scharf geschnittenem Profil, eine feste, echt bürgerliche, wenn man will, spießbürgerliche Gestalt im altmodischen Rocke, die Schirmkappe auf dem Kopf, den Regenschirm unter dem Arm, die Cigarre in der Hand. Das ist Herr de Greiff, wie er leibte und lebte, sagen die Crefelder, so ging er durch die Straßen. Hinter ihm aber erhebt sich eine Pyramide in ganz neuem Stil, aus unten großen, nach oben immer kleineren viereckigen Kasten aufgebaut, und auf denselben stehen seine sämtlichen Stiftungen zu Gemeindezwecken derart verzeichnet, daß der unterste Kasten mit der breiten Grundlage eines Vermächtnisses von 100 000 Thalern anhebt, dann

verjüngen sich die Summen und Kasten höher und immer höher, bis die Spitze mit einer kleinen Schatulle von 1000 Thalern abschließt. Dies kindlich kunstlose Gedenkblatt rührte mich mehr als die polierte Steinsäule auf dem Ostwall mit dem feingebildeten Erzkapitäl. Es gibt uns den nüchternen thätigen Bürger, den schlichten Mann voll Arbeitskraft, Wohlwollen und Gemeinsinn, und ich dachte, dieser Bürger möge zugleich ein echter Typus für den historischen Gesamtcharakter der ganzen Stadt sein.

Aber nicht bloß der Stadt, er ist auch weiter ein niederdeutscher Typus. Die oberdeutschen Reichsstädte hatten ähnliche in Reichtum und Wohlthätigkeit großartige Gestalten, allein die gingen anders einher als der Crefelder mit seiner Schirmmütze. Und wenn ich nun vollends die ganze Mischung von Thatkraft, Nüchternheit, Gemeinsinn und naiver Geschmacklosigkeit zusammenfasse, wie sie aus dem lithographierten Bilde spricht, und den Tauf- und Familiennamen des Cornelius de Greiff dazu, so kann ich mich wiederum des Gedankens nicht erwehren, daß Crefeld eben auf dem Wege nach Holland liege.

4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe.

Crefeld ist eine neue Stadt, und auch seine Betriebsamkeit, obgleich altertümlicheren Gepräges als so manche Nachbarindustrie, an und für sich doch nicht vom ältesten Datum. Allein das ganze Land, in welchem wir hier wandern, unser nördliches Grenzgebiet zwischen Maas und Rhein, ist altes Industrieland. Es war schon im früheren Mittelalter ein Sitz weitberühmter Tuchwebereien, später auch bedeutender Leinwandmanufakturen, und bildet in der Gewerbegeschichte gleichsam eine große industrielle Provinz mit Flandern und den angrenzenden holländischen Gebieten.

Dieser kulturhistorische Zusammenhang ist natürlich wiederum Wasser auf meine Mühle. Zur klaren Erkenntnis desselben ändern wir nur ein wenig unsern Beobachtungspunkt, indem wir uns von Crefeld um fünf Eisenbahnstationen vorwärts nach Goch

versetzen und dann in Goch um fünf Jahrhunderte rückwärts ins Mittelalter. Dieses Goch, jetzt ein unbedeutender Ort, war damals ein ähnliches Centrum für die Wollweberei zwischen Maas und Rhein wie heutzutage Crefeld für die Weberei in Samt und Seide.

Bekanntlich stehen die Friesen als Tuchweber weit voran in der deutschen Gewerbegeschichte, der freie Friese wob für Kundschaft und Handel schon zu einer Zeit, wo bei andern deutschen Stämmen nur erst Frauen und Hörige für den nächsten Hausbedarf Gewebe bereiteten. Und diese Kunst der Friesen, im „Friestuch" auch sprachlich bezeugt, behauptete sich durch lange Jahrhunderte. Von der Veluwe herüber, im süd- und westfriesischen Lande am Rhein und Yssel, verbreitete sich die Wollarbeit auch in das fränkische Land zwischen Maas und Rhein, und da man beim ältesten Gewerbebetrieb jener Friesen auch sächsischen Einfluß annimmt, so kreuzt sich ein friesischer, sächsischer und fränkischer Weg sogar in der Tuchmanufaktur. Nur möge man diesen friesischen Weg nicht mit unserm vorbeschriebenen längs der deutschen Nordseeküste verwechseln, denn in den dortigen Marschen wurde schwerlich viel Tuch fabriziert.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte die Weberei in Gelderland; pannus mosanus, maasländisches Tuch, nannte man damals das Gewebe, welches im gelderischen und clevischen Rhein-Maas-Dreieck verfertigt wurde; jetzt deutsche und holländische Städte, wie Emmerich und Arnheim hatten ihre Weberstraße, Goch, Geldern und Venlo ihre bedeutende Weberzunft, und selbst auf den Dörfern ging damals der Webstuhl ebenso fleißig, wie er heutzutage in den Bauernhäusern um Crefeld schlägt; lombardische Kaufleute saßen als Geldwechsler in Goch, und die weitgedehnten Heiden bei diesem Orte wie auf dem ganzen rechten Maasufer bis über Nymwegen hinaus dienten als Schafweiden der Wollerzeugung.

Heutigen Tages sind diese Heiden zumeist in Ackerland verwandelt, die Wollweberei von Goch nahm ab im sechzehnten

Jahrhundert und erstarb im achtzehnten. Doch ist das Gedächtnis des ruhmreichen Gewerbefleißes der Vorfahren dort noch immer nicht ganz erloschen. Nach dem Zeugnisse eines eifrigen Lokalforschers, des Dr. Bergrath, der in den Annalen des niederrheinischen Geschichtsvereines über das „Wüllenamt" zu Goch geschrieben hat, erinnern sich noch einige alte Leute der letzten Tuchweber, und in scherzhaften Beinamen klingt das Andenken der alten Industriegröße auch weiter in der Umgegend nach: die Gocher heißen im ganzen clevischen Lande heute noch Goch'sche Weber, Goch'sche Spulkinder und der Pfarrer von Goch der Weberpastor.

Aber selbst das Ersterben der Wollweberei sollte den industriellen Zusammenhang des Landes mit Holland nicht sofort und völlig lösen. Am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts kam in Goch, wenn auch nur für kürzere Zeit, die Leineweberei in Schwung, ein Absenker der berühmten holländischen Leinenindustrie, und als der dreißigjährige Krieg auch diesen Betrieb lähmte, wanderten Leineweber, Bleicher und Leinwandhändler großenteils nach Haarlem.

Crefeld und Goch liegen an der Niers, also im Maasgebiete, und das „maasländische Tuch" führte uns gleichfalls an die Maas und weit maasabwärts, dann auch über die Waal durch die Betuwe und über den Rhein bis zur Veluwe. Als Münchener wurde ich in Crefeld aber auch noch durch ein anderes lebendiges Altertum an die Maas geführt und maasabwärts, ja noch viel weiter über ganz Holland und Belgien nach Nordfrankreich hinaus.

Im ersten Saale der Münchener Pinakothek hängt ein Bild Hans Schüleins. Es stellt den heiligen Servatius dar und zeigt linker Hand ein Wappenschild mit drei Holzschuhen, rechts eine Aufschrift, in welcher der Heilige also spricht:

„Zu Lüttich den Glauben leret ich
Servatius, do warff man mich
Mit Holzschuchen zutodt auff der fart,
Zu Mastric ich begraben wardt."

Ich ging eines Nachmittags durch die Straßen von Crefeld, als sich eben eine stark bevölkerte Elementarschule entleerte. Gleich einem Wasserfall stürzte die Kinderschar die innern Treppen herab und zur Thüre heraus, und polterte dann über das Straßenpflaster mit hunderttönigem Geklapper, denn die Kinder trugen fast allesamt Holzschuhe bis zu den Kleinsten, allerliebste Miniaturholzschuhe. Nun aber gings an ein Wettlaufen und Balgen in der wimmelnden Schar, und die Knaben sprangen und hüpften mit bewundernswerter Virtuosität in ihren Holzschuhen, fast so gelenk wie unsre Tänzerinnen, wenn sie ein niederländisches Holzschuhballett tanzen. Einige Jungen vornehmeren Schlages trugen jedoch Lederschuhe, und gewannen's dadurch vor den andern im Ringen und Laufen; es kam zum Streit: da zogen ein paar der entschlossensten ihre Holzschuhe aus, warfen sie den Lederbeschuhten zwischen die Beine, und die Holzschuhe flogen herüber und hinüber und wurden geschwungen als Geschoß und Handwaffe. Es war eine prächtige Rauferei, zum Malen schön, und alte Niederländer haben wirklich zum öftern eine Prügelei mit Holzschuhen gemalt. Ich aber dachte nicht an Genremalerei, sondern an Hans Schülein und den heiligen Servatius, welcher durch sein Martyrium das Maasland zum klassischen Boden der Holzschuhe gemacht hat: hier stand ich jetzt auf maasländischem Boden, Mastricht und Lüttich sind nicht weit entfernt, ich stand an der Schwelle des Niederlandes. Und in der That merkte ich nun erst recht auf, wie der gemeine Mann, alt und jung, hier bereits Holzschuhe trägt, hier „Klompen" genannt.

Holzschuhe bezeichnen ein ebenes, feuchtes Land. In den Bergen kann man sie nicht tragen, und im trockenen mittelrheinischen Flachland gehen die geringen Leute barfuß. Für rechtes Sumpfland taugen die Holzschuhe aber auch nicht, man würde stecken bleiben, darum trägt der Bauer in den bayrischen Moosflächen hohe Wadenstiefel, und der kleine Knabe erscheint durch seine hohen Stiefel dem Fremden dort ebenso komisch wie hier durch seine Diminutivholzschuhe. Dann passen Holzschuhe aber

auch nicht für die fette, humusreiche Fruchtebene, der klebrige Boden würde sie einem von den Füßen ziehen; also trägt auch der Ungar keine Holzschuhe, sondern Stiefel. Er trägt sie andrerseits gleich dem Altbayern, weil er Pferdezüchter ist und am liebsten reitet. Man sieht, die Holzschuhe gedeihen nur in einer ganz bestimmten Art ebenen und wasserreichen Landes und setzen obendrein ein gewisses Phlegma des Volkscharakters voraus, welches sie dann ihrerseits wieder fördern und erhalten. Am besten paßt der Holzschuh einem Schiffervolk, in sandigem, wasserreichem, aber kanalisiertem Lande, und so verkündet sein allgemeiner Gebrauch, daß wir bereits aus den Pforten des Binnenlandes getreten sind. Wir ahnen im Holzschuh die Meeresküste.

Wer übrigens die fürs Gedeihen der Holzschuhe bereits so günstige Bodenbeschaffenheit Crefelds aus der Ferne näher kennen lernen will, dem empfehle ich das einschlagende Blatt in v. Deckens trefflichem geognostischem Atlas des Rheinlands und Westfalens und dazu E. v. Schomburgs Monographie über die Schlacht von Crefeld. Hier besiegte nämlich Herzog Ferdinand von Braunschweig (am 23. Juli 1758) die Franzosen unter Clermont dadurch, daß er einen Fehler gegen die Grundregeln der Strategie beging. „Le plan du duc Ferdinand à la bataille de Crefeld est contre la règle,“ sagte Napoleon auf St. Helena. Denn der Herzog teilte seine beiden Flügel dergestalt, daß sich der Feind in den unverbundenen Zwischenraum hätte einschieben können. Trotzdem siegte der Herzog, weil er einerseits Charakter und Kampfweise des Gegners, dann aber auch die Bodenbeschaffenheit bei seinem schulwidrigen Plan meisterhaft in Rechnung brachte. Das Schlachtfeld bestand zum Teil aus einer großen Heide, dann aber aus Kulturland, mit zahlreichen einzelnen Gehöften, die von Wassergräben umzogen sind, überhaupt aus einem Lande, welches durch Wasserrinnen, Hecken, bewachsene Dämme, zerstreute Wäldchen aufs bunteste durchschnitten wird, und durch Wege verbunden, die wegen der zur Seite laufenden tiefen Wassergräben ein Ausweichen weder nach rechts noch links gestatten. Ein herrliches

Terrain für Holzschuhe und für gewagte Manöver und kecke Handstreiche. Und so war es denn auch gerade dieser bei Neuß und Crefeld beginnende niederrheinisch-holländische Uebergangsboden, durch dessen genaue Kenntnis und Benützung der Herzog einen theoretischen Fehler in den praktischen richtigen Griff verwandelte. Er hatte berechnet, daß die Crefelder Landschaft bereits auf dem Wege nach Holland liegt.

5. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte.
(Kempen und Goch.)

Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ich zunächst der Eisenbahnlinie Köln-Cleve folge. Jede Station bietet hier ein neues Interesse, und doch fügen sich diese zerstreuten, fremdartigen Dinge wieder ganz von selbst in unsern Gesamtplan. In Neuß fanden wir politische Geschichte, Kunst- und Litteraturgeschichte, in Crefeld Gewerbegeschichte und Kriegsgeschichte; in Kempen, nur anderthalb Meilen weiter nordwärts, erwartet uns Kirchengeschichte — immer wieder im Zusammenhange mit Holland.

Thomas Hemmerken, der Sohn eines Bauern und Gürtlers, ward im Jahre 1379 oder 80 zu Kempen geboren, der Verfasser der „Nachfolge Christi“. Der Vaterstadt dankte er den Namen Thomas von Kempen, doch könnte man in tieferem Sinne sagen, daß Kempen vielmehr dem Thomas seinen „Namen“ danke, indem er diese Stadt erst namhaft gemacht hat vor aller Welt. Es gibt viele Männer, große und kleine Größen, welche von ihrem Heimatsorte den Namen gewannen, später aber in ihrem Namen dem Orte selbst wieder einen rechten Namen gaben, nämlich einen bedeutsamen, weittragenden. Das Mittelalter und die Renaissance waren besonders reich an solchen namengebenden Männern, weil sich damals die Familiennamen vielfach erst aus den Ortsnamen bildeten oder umbildeten — in seltsamem Wechselspiel, denn in der ältesten Zeit hatten sich umgekehrt zahllose Ortsnamen aus Personennamen gebildet. Allein auch in der Gegenwart gibt es

Männer, welche sich wenigstens einen Beinamen von ihrem Heimatsorte nahmen und dadurch den Ort selbst erst in aller Leute Mund brachten. Das ist also eine sehr lange und bunte Reihe von Persönlichkeiten; denn sie reicht von Fiesole und Thomas a Kempis und weiter her bis Schulze-Delitzsch und Hoffmann von Fallersleben. Nur daß letztere sich nicht den Lokalnamen gaben, weil es an Familiennamen mangelte, sondern weil deren so viele geworden sind, daß ganze Massen derselben gar kein Unterscheidungszeichen mehr bieten.

Einen kleinen Tagemarsch nordwestwärts von Kempen liegt Goch und einen Nachmittagsspaziergang ostwärts von Goch Calcar. Verbinden wir diese drei Punkte, so gibt es ein Dreieck, welches die Uebergangsnatur unsers Maas-Rheinwinkels in engem aber ziemlich vollständigem Auszuge umschließt. Diese drei Punkte sind aber auch verbunden durch drei Männer, welche eng zusammenhängend von ihnen die Namen trugen: Heinrich Eger von Calcar, Thomas von Kempen und Johannes von Goch. Heinrich von Calcar, ein halber Heiliger, leitete Thomas von Kempen auf jenen Weg der Ascese und des beschaulichen Lebens, wo er den Beruf fand, das Volk (nach Hases treffendem Worte) „aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens zu führen". Johannes von Goch, der jüngste von den Dreien gehört schon nicht mehr bloß wie Thomas zu den Männern der aufbauenden, sondern auch der protestierenden Reform, und schreibt gar manchen Satz von der „christlichen Freiheit" und von den „vier Irrtümern" des damaligen Kirchentums, den Luther könnte geschrieben haben. Diese ganze vorbereitende kirchliche Bewegung aber hatte örtlich einen Ausgangspunkt und Zusammenhalt am Niederrhein gefunden in den Häusern der „Brüder vom gemeinsamen Leben". Diese Brüderhäuser verbreiteten sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland, und so finden wir in Goch schon seit 1365 einen Verein gemeinsam lebender Kleriker ähnlich dem Bruderhause zu Deventer, wie auch in den Städten Geldern und Goch eine Genossenschaft der fratres lugentes, der niederländischen

Lollharden, welche den Brüdern vom gemeinsamen Leben vorangegangen waren, und ein „Beginnenhof" bei Kamp erinnert heute noch an die gleichfalls den Niederlanden entsprungenen Beghinen, welche ihrerseits wieder den Lollharden zum Vorbild gedient hatten. Ortskundigere Forscher werden ohne Zweifel noch viel mehr Punkte der örtlichen Erinnerung nachweisen können, die uns hier den großen Zusammenhang der religiösen Bewegung von den Beghinen bis zu Johannes von Goch signalisieren, zugleich aber das Auge fortwährend von unserm deutschen Maas-Rheinwinkel auf die heutigen Niederlande lenkend.

Thomas von Kempen blieb nicht in seinem rheinischen Geburtslande; er zog auf den Agnesberg bei Zwoll in Oberyssel, wo er das stille aber so weittragende Wirken seines ereignislosen Lebens entfaltete. In Deutschland stand seine Wiege, in Holland liegt sein Grab. Aehnlich Johannes von Goch, welcher das Kloster Tabor in Mecheln gegründet und dort die Arbeit seiner letzten vierundzwanzig Lebensjahre vollbracht hat. Wie darum Protestanten und Katholiken Anspruch auf beide Männer erheben, so andrerseits auch Deutsche und Niederländer. Sie stehen im Uebergange zweier Länder und zweier Konfessionen, und zwar derart, daß zu ihren Lebzeiten das Land noch gemeinsam deutsch war und die Kirche einheitlich, im Jahrhundert nach ihrem Tode aber hier wie dort die Trennung eintrat, und nun die Nachkommen Doppelansprüche auf diese Männer erheben, welche die Zeitgenossen nicht geahnt haben. Holländische und deutsche Schriftsteller teilen sich namentlich in die moderne Speziallitteratur über Thomas von Kempen. Insofern Thomas aber der erste Biograph des Gerhart Groot war und der Chronist des holländischen Stammbruderhauses zu Windesheim, gibt er selber uns einen Wink, wie die gegenseitigen Ansprüche Deutschlands und Hollands in den Thatsachen bereits geschildert seien. Gerhard Groot, der berühmte Bürgermeisterssohn von Deventer, gab uns die still reformierenden Brüder vom gemeinsamen Leben, dafür gaben wir Holland den Thomas von Kempen, der in der Lebensluft dieser Bruder-

schaften die Stellung als deutscher Mystiker gewann, welche ihn vor allen auszeichnet. Denn tiefer, phantasiegewaltiger und reicher im Geiste waren je nach ihrer Art die älteren Mystiker Eckard, Tauler, Ruysbroek, Suso, aber an volkstümlich praktischer, weittragender Wirkenskraft überragt sie alle doch Thomas von Kempen.

Wie über die Landsmannschaft des Thomas, so hat man auch über die Autorschaft seines berühmtesten Buches, der „Nachfolge Christi", gestritten und zuletzt gar zwei Thomas von Kempen entdecken wollen, wobei es sich dann fragte, welcher von beiden eigentlich der Rechte sei und jenes Buch geschrieben habe? Die Kemper aber meinen, das sei ihnen ganz gleichgültig, denn da beide von Kempen, so habe ihre Stadt doch jedenfalls den Rechten geboren.

Oertliche Erinnerungen an Thomas und Johannes haben sich weder in Kempen noch in Goch erhalten. Das begreift sich leicht bei Männern der stillen Geistesarbeit, vorab im Mittelalter, wo die Kluft zwischen Volksbildung und wissenschaftlicher Bildung viel breiter war als heutzutage. Doch gehörte wenigstens Thomas von Kempen zu den Männern, welche diese Kluft zu überbrücken begannen, auch hierin ein Vorbote Luthers. Und eben dadurch ward die ganze Stadt Kempen, welcher er einen Weltnamen schuf, wiederum zum örtlichen Erinnerungsmale seines Namens. Auf Johannes von Goch deutet nur noch eine längst verhallte, aus den Akten neuerdings wieder ans Licht gezogene Ueberlieferung in seiner Geburtsstadt. Noch im Jahre 1517 hieß ein Haus „Puppersersf", Puppers Erbe (Erff holländisch = Erbe) nach seinem Namen, welcher ursprünglich Pupper oder richtiger Capupper lautete. Jener Hausname verschwand aber auch bald wieder, denn die Familie, wohlhabende und angesehene Leute, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem gewerbfleißigen Städtchen eingewandert, soll gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits wieder von dort hinweggezogen sein. Jetzt kann man die Stätte nicht mehr finden, wo Puppersersf gestanden hat.

6. Boden und Landschaft bei Geldern.

Zwischen Kempen und Goch liegt die Stadt Geldern, der Stammsitz der einst so mächtigen Herzoge, die namengebende Stadt für eine jetzt zum größeren Teil holländische, zum kleineren deutsche Provinz.

Man erwartet demnach wohl auch architektonische Denkmale, Trümmerzeichen des alten Dynastenhauses der Grafen und Herzoge von Geldern zu finden, welche bis 1343 hier residierten. Allein darin täuscht man sich, es müßte denn jemand, wie es anfangs meinem ungeübten oberdeutschen Auge erging, das Mauerwerk der verlassenen großen Windmühle an der Wallpromenade für einen turmartigen Ueberrest des mittelalterlichen Gelderns halten. Das bedeutendste historische Denkmal der Stadt ist ohne Zweifel ihr Name. Lediglich um ihres Namens und der damit verknüpften alten Geschichte willen dürfen die Holländer es bedauern, daß die unscheinbare Stadt Geldern jetzt innerhalb der deutschen Grenzen liegt. Die Einwohner sprechen übrigens diesen Namen noch nach der holländischen Schreibart „Geldre", wie man hierzuland auch nicht Cleve, sondern „Kleef" spricht, und nicht Xanten, sondern Santen (Sanctum bei Widukind II., 17, Santen im Nibelungenliede), ganz wie es die Holländer schreiben.

Für den Mangel denkwürdiger Trümmer entschädigt jedoch angesichts unsers Wanderzieles die moderne Physiognomie der Stadt und der Charakter der umgebenden Landschaft; denn beide zeigen unverkennbar, daß wir Holland um ein gutes Stück näher gerückt sind.

Geldern ist eine nüchterne Landstadt mit breiten stillen Straßen und kleinen Häusern, die größtenteils zu sauber sind, um von Armut zu zeugen, und zu beschränkt, um Reichtum zu verraten, zu altmodisch, um elegant zu sein, und zu neu, um irgend malerisch anzusprechen. Also ein vollkommenes Bild der Prosa und des Mittelmaßes. Die gotische Hallenkirche aus Backstein mit auffallend breiten Seitenschiffen, doch stattlicher Per-

spektive des Innern, zeigt bereits nächste Verwandtschaft mit den holländischen Architekturen. Sie setzt wenigstens einen bestimmten Drucker auf den blassen niederrheinisch-niederländischen Lokalton der innern Ansicht der Stadt.

Aber noch klarer wirkt in diesem Betracht die Staffage, welche wir am Sonntag vor der Kirche erblicken. Es sind da bunte Gruppen von Landleuten versammelt. Scharf und bedachtsam prüfen sie die augenfällig seltene Erscheinung des Reisenden von Kopf zu Fuß, doch niemand redet ihn an. Der Gelderländer ist neugierig mit den Augen, nicht mit dem Munde. Er erscheint uns schweigsam, schwer beweglich; dem noch viel gemessneren Holländer dagegen gilt er für lebendig. Wie Gestalten aus vergangener Zeit rauschen die Frauen an uns vorüber in schwarzen Kleidern von schwerem Seidenstoff, geziert mit mancherlei Goldschmuck und vorab mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, und die rotwangigen Gesichter schauen aus breiten blütenweißen Sonntagshauben, hinten mit Spitzen besetzt, welche die Nähe Brabants verkünden, und die schönsten dieser Hauben sollen wirklich Brabant gesehen haben und mit sieben Thalern nicht zu teuer bezahlt sein. Leider fehlen neben diesen Frauengestalten die bedächtigen, schwarzbemäntelten Männer „mit weißen Halskrausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Gesichtern", sonst würden wir ganz in jene Vision einer altniederländischen Stadt versetzt, wie sie Heine in seinem „Seegespenst" gemalt hat. Allein wie die Frauen überhaupt treuer sind als die Männer, so haben auch bloß die Bäuerinnen von preußisch Gelderland Kostümtreue bewahrt, die Bauern sind neumodisch geworden.

Ich sage preußisch Geldern, ich könnte ebensogut österreichisch oder spanisch Geldern sagen, und die goldenen Kreuze am Halse der Frauen reden heute noch von der alten spanischen Zeit. Volkstrachten haben, abgesehen vom malerischen Reize, meist nur tiefere Bedeutung als Wahrzeichen des sozialen Volkscharakters; selten erinnern sie an die politischen Schicksale des Landes.

Dies ist hier der Fall. Die Tracht dieser geldrischen Frauen ragt fremdartig in das preußische Rheinland; indem wir aber ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nachdenken, zieht jenes großartige Wechselspiel der Gebietsherrschaft an unserm Geiste vorüber, welchem diese Gegend zwischen Maas und Rhein im Laufe der Jahrhunderte preisgegeben war. Es ist ein Wechselspiel ohnegleichen. Manche kleine Länder haben vielleicht noch öfter ihre Herren gewechselt, allein ich kenne kein deutsches Land, das so fremdartigen und verschiedenen Herren unterworfen und von einer europäischen Macht zur andern, von einem nationalen Zentrum zum andern hin und her gezerrt worden wäre. Lothringisch, unter eigenen Dynasten, burgundisch, österreichisch, niederländisch, spanisch, französisch, preußisch, mußte Obergeldern seine Hauptstadt in Madrid, Brüssel, Wien, Paris, Berlin suchen; immer eine Grenzprovinz, lag es bald an der Ost-, bald an der Westgrenze eines großen Staates, und ist doch immer gut deutsch geblieben.

Als Stammsitz der Herzoge von Geldern führt uns die unbedeutende Stadt mit dem berühmten Namen in jenen mittleren Strich der Niederlande, wo das Feudalwesen überwucherte und unter dem Einflusse der Ritter und Herren weder ein altdeutsch selbständiges Bauerntum sich behaupten konnte, wie im friesischen Norden, noch ein großartiges Städteleben aufkam, wie im belgischen Süden. Es ist darum ein neckisches Spiel der Geschichte, daß heute in der preußischen Stadt Geldern die Alleen auf den niedergelegten mittelaltrigen Wällen mit Plakaten versehen sind, auf welchen ein Graf aus einem alten westfälischen Geschlechte als Bürgermeister von Geldern die Anlagen dem Schutze des Publikums empfiehlt.

Diese Anlagen überraschen uns aber auch in andrer Weise: durch eine stattliche Allee hochschüssiger Buchen. Im innern Deutschland ist die Buche als regelrechter Alleebaum unerhört; nur im feuchten Niederungslande mag der harte, eigensinnige Waldbaum zu so gleichmäßig schlanken Stämmen mit oben breit schattendem Laubdach nach Pfahl und Schnur herangezogen werden.

Noch lebendiger zeigt sich dieser Charakter des Wasserlandes bei einem Gange vor die Stadt. Gärten, von kleinen Wassergräben rings umrahmt, mit Portalen und Schattengängen von barock verschnittenem Taxus geschmückt, verraten bereits die Nähe Hollands. Hinter den Gärten beginnen frische Wiesen, und am jenseitigen Wiesensaume lockt ein hoher Eichwald. Wir eilen hinüber, um dort im Schatten zu lagern, aber am Rande angelangt, entdecken wir erst, daß auch der Wald rings von einem breiten Wassergraben umzogen wird; wir gewahren eine kleine, höchst zierliche Brücke, allein sie ist durch eine ebenso zierliche Gatterthüre abgesperrt, und daneben steht eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg". Ein Gärtner, welcher eben den Waldpfad mit dem Rechen bearbeitet, erlaubt uns übrigens einzutreten. Das Innere des Wäldchens ist wieder von zahlreichen kleineren Wassergräben rechtwinklig durchschnitten, so daß wir uns streng auf dem sauberen Wege halten müssen; wir suchen vergebens den Wald im Walde, denn zum Wald gehören nicht bloß Bäume, sondern vor allen Dingen auch Wildnis und Freiheit. Zwar gibt es auch noch wirklichen Wald an dieser deutsch-holländischen Grenze, aber er kommt nur da, wo Bodenplastik und Landschaftscharakter ausnahmsweise einmal nicht holländisch sind, und gerade das Flachland an der Niers zeichnet sich aus durch sein herrliches Grün und seine großen Baumgruppen, welche täuschende Coulissen eines Waldes, aber keinen wirklichen Wald bilden. Gar oft winkt von fernher solch scheinbarer Wald, kommt man aber näher, so ist es nur eine Zeile dicht verwachsener Bäume längs eines Kanals, und sucht man Rast in ihrem Schatten, so fällt derselbe ganz gewiß jenseit des Wassers. Setzte ich mich doch bei Kevelaer, nachdem ich lange von Baumgruppe zu Baumgruppe gegangen und immer wieder in der eben bezeichneten Weise getäuscht worden war, zuletzt derart am Wasserrande nieder, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und die Füße ins Wasser hängen ließ, weil ich einzig in dieser Stellung ein ordentliches Stück Schatten genießen und das Kevelaerer

Wallfahrtsbüchlein, welches ich mir zur Nachmittagslektüre in die Tasche gesteckt, mit Behagen studieren konnte. Erst weiter westwärts gegen das Heideland zur Maas hinüber gab es wieder trockenen Schatten.

Wald- und schattenloses Land verdrießt den echten Fußgänger nicht, aber durch ein waldgrünes Land zu wandern, welches mehrenteils nur den täuschenden Schein von Waldesfreiheit und Waldesschatten bietet, das ist verdrießlich. Früher war es auch in diesen Niederungen anders, sie besaßen großen echten Wald: allein die Zeit ist längst vorbei, wo (im dreizehnten Jahrhundert) auf einem Hofe bei Crefeld noch die Pflicht lastete, daß der Bauer alljährlich zum Domkirchweihfest nach Köln eine Kuh und ein Wildschwein liefern mußte, und wenn man jetzt etwa in Crefeld oder Geldern einen Rehbraten ißt, so stammt er aus dem Reichswalde bei Cleve, das heißt aus jenem Hügellande, wo die Gegend zum Schlusse noch einmal mitteldeutsch wird und echten Wald gewinnt.

Das städtereiche rheinische Holland ist ein Land des ausgeteiltesten Privateigentums. Wer gleich mir die unbegrenzte Wegfreiheit des bayerischen Hochgebirges gewöhnt ist, wo Wald und Wiese und Feld, ja selbst der Durchgang durch Hof und Garten dem Fuße des Wanderers offen liegt und die Schonung fremden Eigentums zunächst dem allgemeinen Billigkeitsgefühle anheimgegeben bleibt, dem schmeckt es freilich schlecht, sich überall auf einen Weg gebannt zu sehen, ja nicht einmal jeden Weg gehen zu dürfen. Zwar steigt die Zone der Flurschützen und Feldwächter hoch nach Süden hinauf, denn sie beginnt überall da, wo Obst- und Weinkultur herrscht und intensiver, wohl gar gartenmäßiger Feldbau und Stallfütterung. Wo man dagegen überwiegend Wiesland mit Weidevieh sieht, da erwartet der denkende Mensch Wegfreiheit und wenige oder gar keine Flurschützen. Allein wenn zahlreiche Verkehrslinien solches Weideland kreuzen und das Privateigentum an Grund und Boden seit alter Zeit scharf ausgemessen war, dann schwindet der freie Weg auch bei Wald und Wiese.

Dem gemessenen Wege des Menschen entspricht der gemessene Weg des Viehes in unserm Grenzstrich. Wer mit dem flüchtigen Dampfwagen durch die Landschaft fährt, der sieht hier schon überall frei weidende Kühe, prächtige Tiere von bunten Farben, rechte Holländerkühe. Aber bei langsamerem Gang entschwindet dem genauer betrachtenden Auge ein gut Stück ihrer Freiheit. Nicht nur, daß die Wiesen durch Hecken und Gräben begrenzt sind, auch auf engere Bezirke ist das Weidevieh wiederum durch gespannte Drähte abgesperrt. Darum trägt es auch keine Glocken, denn wenn sich die Kuh nicht verlaufen darf, dann braucht sie auch nicht zu läuten. (Dagegen läuten die Fuhrmannspferde hier zu Land.) Von jener Romantik unsres Hochgebirges, wo man nachts mitten auf offener Landstraße wider ein paar schlafende Pferde prallen kann, oder auf gangbarstem Fußsteige plötzlich in Zwiesprach mit einem einsam lustwandelnden Stier gerät, der brummend seinen dicken Kopf schüttelt, indem er uns den schmalen Weg vertritt, — von solcher Romantik habe ich hier keine Spur gefunden. Grasten einzelne Kühe ja an der Landstraße, dann sah ich sie am langen Strick gehalten, der wohl um so fester sein mußte, da der Führer in Holzschuhen zu nicht ganz gleichem Wettlauf gerüstet gewesen wäre. Ich dachte dabei unwillkürlich an die sinnreiche Methode, die mein Hauswirt in Brunnbüchel bei Kreut einschlägt, um seine in den weiten Wäldern verlaufenen Kühe möglichst rasch wieder aufzuspüren. Er wartet ab, bis wenigstens eine Kuh von selbst wieder heimkommt, jagt sie dann sofort wieder in den Wald zurück, und schreitet spähend und horchend hinter ihr drein, denn er weiß sicher, daß sie ihm zeigen wird, in welcher Wildnis auch die übrigen zu finden sind. Diese Wegfreiheit sogar fürs liebe Vieh eröffnet uns eine weite kulturgeschichtliche Perspektive. Sie ist nur denkbar, wo es keinen nennenswerten Feldbau mehr gibt und der Holzwuchs auch des üppigsten Waldes nur äußerst karg rentiert; ferner setzt sie voraus entweder weit verstreute Hofsiedelungen oder bei kleinern Weilergruppen eine eigentümliche Gütergemeinschaft, welche in einzelnen Fällen noch darin besteht, daß Wald- und Weideland Gemeingut des Weilers ist, ein Besitzunterschied aber doch derart sich abstuft, daß der größere Bauer mehr Vieh, der kleinere weniger zu halten berechtigt ist. Das kann dann weiden wo es will, und morgens und abends kommt es zum Melken pflichtlich schon von selbst ans Haus. Ja sein Erscheinen ist oft der einzige regelmäßige Zeitmesser des primitiven Hirtenvolkes.

Der wirtschaftsgeschichtliche Gegensatz zwischen den weidenden Kühen Hollands und des Niederrheines und andrerseits unsrer innern Alpenthäler lockt aber auch zu einer kunstgeschichtlichen Parallele. Die alten Holländer malten das Vieh meist in der Ruhe oder doch nur in lässiger Bewegung; die neueren schweizerischen und oberdeutschen Tiermaler hingegen stellen es mit Vorliebe in der Leidenschaft, oder auch im grotesken Spiel, in seiner humoristischen Tölpelei dar, sie charakterisieren und dramatisieren, während jene mehr ruhige Stimmung gaben. Dieser Grundunterschied erklärt sich meines Erachtens nicht bloß daraus, daß der Oberdeutsche bewegterer Natur ist als der Niederländer, und darum geneigter, das Bewegte zu gestalten, und daß andrerseits die moderne Kunst überhaupt affektvoller geworden ist. Der Münchener Maler hat das Tier in seiner Freiheit zum Vorbilde, der Niederländer das Tier, welches gleich seinem ganzen Land von Schranken und Grenzwehren umstellt ist, innerhalb derselben aber durch den täuschenden Schein behaglicher Freiheit anmutet.

Mächtiger vielleicht wirkt aber noch ein andres Verhältnis des Tieres zur Landschaft. Auf der weiten ebenen Wiesenfläche Hollands heben sich die scheckigen Kühe als der einzige plastische Gegenstand ab, der Form und mannigfaltiges Kolorit in die einförmige Scenerie verwebt, sie erscheinen in ihrem trägen Behagen selber wie ein landschaftliches Naturgebilde, erfüllen schon in ihrer Ruhe höchst bedeutsam den Vorder- und Mittelgrund und machen eine solche Wiesenlandschaft überhaupt erst malens-

wert. Es ruht die Gegend mit dem Vieh. In den Alpen dagegen ist selbst bei dem fragmentarischen Hintergrund eines Viehstückes die Natur so gewaltig und reich in Form und Farbe, daß sie das Vieh erdrücken würde, wenn man es bloß in seinem passiven Dasein als einen Teil der Landschaft behandelte. Berg und Wiese und Wald haben da für sich schon dramatische Bewegung, und die Tiere treten erst kräftig und harmonisch hervor, wenn der Künstler auch sie in selbständige Handlung setzt und durch den Reiz psychologischer Effekte dem landschaftlichen Aufbau überordnet.

7. Drei Wunder von Kevelaer.

Jeder gebildete Deutsche kennt die Wallfahrt nach Kevelaer — aus Heines Gedichten. Von Kevelaer selbst erfährt er dort freilich nichts. Denn obgleich Heine gar wohl die Kunst verstand, in drei Zeilen eine Oertlichkeit zu zeichnen und Lokaltöne aufzusetzen, so hat er es diesmal doch verschmäht, und die rührende Geschichte, welche er von seiner Wallfahrt erzählt, könnte ebensogut bei jedem andern Gnadenbilde spielen als bei der Muttergottes von Kevelaer. Es führt aber diese Madonna einen unterscheidenden Namen vor andern Madonnen, sie heißt die Tröstérin der Betrübten, „Consolatrix afflictorum,“ wie an ihrer Kapelle zu lesen steht, und so gehört denn Heines Geschichte doch eben gerade nach Kevelaer: die consolatrix afflictorum war es, welche dem Jüngling die Hand aufs kranke Herz legte, um es zu heilen — durch den Frieden des Todes.

Uebrigens ist Kevelaer auch ohne Heines Verse einer der merkwürdigsten deutschen Wallfahrtsorte, und ich rechne es zu meinem besondern Reiseglück, daß mir's vergönnt war, einen ganzen schönen Augustsonntag dort zu verweilen; als gerade die Wallfahrer zu Tausenden von allen Seiten zusammenströmten.

Kevelaer hat eine Kapelle, vier Kirchen und beiläufig dreitausend Einwohner. Ich setze gegen alle geographische Regel die

Kirchen vor die Einwohner und die Kapelle vor die Kirchen; denn ohne die Kapelle wären weder so viele Kirchen da noch so viele Einwohner, und Kevelaer wäre ein ganz obskures kleines Dorf. Diese sechseckige Kapelle stehet aber mitten im Orte auf einem mäßig großen freien Platze. Hier und in den nächstliegenden Straßen sammelt sich das ganze wogende Menschengewimmel.

Es war ein prächtiger Anblick. Der Platz von hohen, schlanken Bäumen überschattet, deren Wipfel in den wolkenlosen Himmel ragten, rechts im Vordergrunde die große gotische Wallfahrtskirche, ein schöner dreischiffiger Neubau, daneben die Beichthalle und das Gebäude des Oratoriums mit der sinnigen Aufschrift: Christo peregrinanti in terris, links die alte Pfarrkirche, in der Mitte die Gnadenkapelle, im Hintergrund eine Reihe schmaler kleiner Giebelhäuser echt holländisch mit den lebhaftesten Farben gemalt, dann im Vordergrunde verstreut Buden mit Heiligenbildchen, Rosenkränzen, Wallfahrtsbüchlein und allerlei andrer bunter Ware — und nun der ganze Raum erfüllt von Andächtigen, die zu Hunderten betend auf den Knieen liegen oder in großen Chören singen, zu den Kirchen aus- und einströmen, und selbst im äußern Ring des Platzes langsam, gemessen, fast lautlos durcheinanderwogen. Das ganze formenreiche Bild belebt sich dazu durch eine wahre Pracht derb kontrastierender Farben, wie sie kein Maler schöner und gesättigter zusammendichten kann: die grünen Bäume, der blaue Himmel, der lichte Steinton der neuen Kirche, der dunkle, geschwärzte der alten, die heiteren Farben der Wohnhäuser, und dazu die bewegte Menge, fast ganz in Schwarz gekleidet, vorab die Frauen im glänzend schwarzen Seidenkleid, von welchem sich mancherlei Goldschmuck und die weißen breiten Brabanter Hauben wundervoll abheben.

Weit auffallender als die grellen Farbengegensätze hier an der Schwelle der Niederlande, wo sonst Landschaft und Staffage vielmehr in abgedämpfte Mitteltinten getaucht ist, erscheint dem Süddeutschen jedoch ein andrer Kontrast: daß eine so gedrängte Menschenmasse so stille sein kann und daß die Straßen so voll-

gepfropft von Menschen sind und die Wirtshäuser so leer. Ich ging aus dem Gewühl der Kirchen und Straßen in das beste Gasthaus zum Mittagstisch: dort war es so leer wie anderswo in der Kirche bei einer Nachmittagspredigt. Wir setzten uns etwa zu zwölfen zur Tafel, der Wirt und die Wirtin führten patriarchalisch den Vorsitz, ein kleines Töchterchen servierte, jeder sprach im stillen sein Tischgebet; die meisten Anwesenden waren Wallfahrer. Man hatte durchaus den Eindruck, als ob man in einer ehrbaren Bürgerfamilie vom guten alten Schlag zu Gaste sei. In den geringeren Wirtshäusern ging es wohl etwas lebhafter zu; allein auch dort waren auffallend wenige Leute im Vergleich mit dem Menschenstrom, welcher vor den Fenstern auf und ab flutete. Ich dachte an manche oberdeutsche Wallfahrt, wo es mit zur Würze des Tages gehört, daß man im erdrückenden Knäuel der durstigen Andächtigen eine halbe Stunde lang um einen Krug Bier oder eine Wurst kämpfen muß; in der Kirche wird das Adagio gespielt und nebenan im Wirtshause folgt dann der Menuett wie in einer richtigen Symphonie, heller volksfestlicher Jubel mit Trinkgelagen und Kegelpartien; am Morgen zerschlagene Herzen und am Abend zerschlagene Köpfe. Und endlich des Nachts das gemeinsame Uebernachten halber Gemeinden, Mann und Weib, in Scheunen und eigens aufgebauten Bretterhütten, wo die malerische Konfusion zu Zeiten auch in etwas moralische Konfusion übergehen soll. Ich sage, das kommt bei oberdeutschen Wallfahrten manchmal vor und verwahre mich dagegen, daß man mir dieses „manchmal" für „immer" lese, denn man kann heutzutage nicht deutlich genug schreiben. Die Regel bleibt aber doch der heitere volksfestliche Charakter, welcher sich im Süden mit dem ascetischen Werke der Wallfahrten verbindet. Das ist nun in Kevelaer ganz anders, wie uns auch im dortigen Wallfahrtsbüchlein gedruckt versichert wird. Große Prozessionen kommen und gehen, ohne im Orte weiter einzukehren, sie bringen ihren Proviant selber mit, und den Zug beschließen mit Linnen gedeckte Wagen, in welchen die Müden unterschlupfen

können. Längs der Wände des Schiffes der neuen gotischen Kirche aber hat man umlaufende Bänke angebracht: dort rasten nachmittags Hunderte von Wanderern beschaulich in langen Reihen, und diese stille Rast in der schweigenden Kirche kam mir fast frommer vor als das laute Singen und Beten draußen unter den Bäumen vor der Kapelle.

Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns, daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayerische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt.

Jene echt niederdeutsche gemessene Haltung des Volkes bei einer katholischen Wallfahrt war für mich das erste Wunder von Kevelaer.

Das zweite fand ich in der Geschichte des Gnadenbildes selber. Die Muttergottes von Kevelaer entstammt dem dreißigjährigen Kriege. Sie ist nichts weiter als ein Papierblatt mit der Abbildung der Muttergottes von Luxemburg, welches ein hessischer Soldat im Jahre 1642 von dort herüber gebracht hatte. Ursprünglich auf eine Holztafel geklebt, wurde das Bild später mit einem vergoldeten Silberrahmen und anderem kostbarem Schmuck umgeben. Allein obgleich das Wunderbild von so gar unscheinbarem Stoffe, ja nur die Kopie eines andern war, und obgleich die Kriegsfurie das kleine Kevelaer erst 1635 erschrecklich heimgesucht und noch im vorgedachten Jahre 1642 selber in nächster Nähe (Schlacht bei Kempen am 7. Januar) getobt hatte, so strömten doch alsbald Tausende von Gläubigen herbei und der Zulauf der Pilger wuchs dergestalt rasch, daß schon am 22. Oktober 1643 der Grundstein zu der jetzigen großen Kapelle gelegt werden konnte und schon 1646 Oratorherren von Mecheln hierher zogen, um die Wallfahrt zu leiten und sich dauernd in Kevelaer anzusiedeln. Solch rasches Aufblühen in solcher Zeit erscheint mir eigentlich als das merkwürdigste Wunder des Bildes und gibt

zugleich einen höchst bedeutsamen Wink für die Charakteristik des Volkes dieser Gegend.

Wie die Muttergottes selber aus Luxemburg herübergebracht wurde, so scheint im ersten Jahrhundert auch die größere Schar der Pilger aus dem heutigen Holland gekommen zu sein, in der Liste der älteren Mirakel finden sich viele holländische Namen, und die Wallfahrtsbüchlein sind von 1647 bis zur französischen Revolution sämtlich in holländischer Sprache verfaßt; obgleich Kevelaer doch schon seit 1713 politisch zu Preußen gehörte. Allein kirchlich gehörte es zum Bistum Roermonde (jetzt zu Münster), und auch heutigen Tages ziehen noch immer zahlreiche Wallfahrer aus dem benachbarten Brabant und aus holländisch Geldern nach Kevelaer, es wird ab und zu holländisch gepredigt und das auf einige Beichtstühle mit Kreide geschriebene Wort „hollandsch" erinnert uns, wie nahe wir bereits der Grenze gekommen sind.

Das dritte Wunder von Kevelaer ist ein politisches und kann weit sicherer rationell erklärt werden als die kirchlichen. Kevelaer fiel durch den Utrechter Frieden 1713 an Preußen, und im sechsten Friedensartikel ist den Bewohnern des ehemaligen Oberquartiers Geldern die katholische Religionsübung samt den öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten nach althergebrachter Weise ausdrücklich gewährleistet. Als nun im Jahre 1714 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dieses neuerworbene Gebiet und auch nach Kevelaer kam, ließ er sich eine Schachtel voll Rosenkränze schenken, betrachtete dann die großen zum Opfern bestimmten Kerzen und wählte die größte für sich selber aus, um sie darzubringen und, wie er vor vielen Hundert Menschen sagte, „anzünden zu lassen zu Ehren der seligen Mutter Gottes." Dann forderte er den erstaunten Superior der Oratorherren auf, sich eine Gnade zu erbitten. Derselbe bat zunächst um Schutz für Kevelaers kirchliche Privilegien, worauf der König sprach: „Protegam, fovebo, manutenebo!" Das war preußische Realpolitik, und wo es galt, in einem neuerworbenen Lande festen Fuß zu fassen, da opferte der reformierte Fürst die größte Kerze zu Ehren

eines wunderthätigen Muttergottesbildes, dachte aber bei den lakonischen drei Worten neben den Privilegien von Kevelaer ohne Zweifel auch in andrem Sinne an ganz preußisch Geldern und an seinen neuen Besitz des Landes: protegam, fovebo, *manutenebo!*

Im Jahre 1738 kam derselbe König noch einmal nach Kevelaer, begleitet von dem Kronprinzen (Friedrich II.); damals nahm er nur einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher mit zum Geschenk für seine Lieblinge, für lange Soldaten, natürlich katholischen Glaubens. Als im neunzehnten Jahrhunderte wiederum ein künftiger König von Preußen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (1833) Kevelaer besuchte, opferte er keine Kerze mehr, sondern betrachtete nur das Gnadenbild, die Kerzen und das Wappen seines Ahnherren, und erwies sich, wie der Bericht lautet, „sehr freundlich und wohlwollend". Politische Mirakel waren damals in der That nicht mehr nötig, preußisch Geldern gehörte bereits zu den „älteren Provinzen".

Merkwürdigerweise gehen auch die im Wallfahrtsbüchlein (von 1858) verzeichneten kirchlichen Wunder des Bildes genau nur bis zur französischen Revolution. Der Verfasser, Pfarrer Krickelberg, erklärt uns dies dadurch, daß bis 1788 nun eben Wunder genug beglaubigt worden seien, und daß derjenige selbst wunderlich sei, der noch weitere Wunder fordere. Es scheint also eine Oekonomie der Uebernatur zu geben, ähnlich wie eine Oekonomie der Natur, welche, wie bekannt, ja auch nichts Ueberflüssiges macht. Demgemäß wurde dann auch die preußische Politik neuerdings haushälterisch in Wundern — namentlich frisch annektierten Ländern gegenüber.

Sechstes Kapitel.

Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen.

1. Sage und Geschichte.

Ich verlasse die neue Eisenstraße, welche uns durch das Tiefland der Erft und Niers hart an die Maasgrenze führt, und verfolgt vom Rheine herüber noch die Richtung der alten Römerstraße, die auf einem flachen Höhenzuge von Xanten über Cleve nach Nymwegen ging. Diese Linie ist in doppeltem Sinne von der Natur vorgezeichnet, einmal durch die Hügelkette, dann durch eine Strecke des ehemaligen Rheinlaufes am Fuße der Hügel, das sogenannte „Kirmesdael“.

Hier ragt deutsche Landschaft und deutscher Städtecharakter am tiefsten westwärts ins Niederländische hinein, während umgekehrt auf dem bisher beschriebenen Wege holländische Art am weitesten in deutsches Land vorgreift.

Drei Städte fesseln hier besonders unsre Aufmerksamkeit; eine jede derselben liegt auf einer Anhöhe und bietet einen charaktervollen Aussichtspunkt, welcher je ein andres geographisches Gebiet beherrscht: vom Turme der Viktorskirche in Xanten überblicken wir den untersten deutschen Rheinlauf; vom Schwanenturm der Burg zu Cleve schauen wir hinüber zur Schenkenschanze, dem (wenigstens historischen) Teilungspunkte des holländischen Rheindeltas; von der Trümmerstätte der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen liegt die Betuwe vor unserm Auge gebreitet, die alte Bataverinsel zwischen Waal und Leck. Aber

auch drei Fernsichten andrer Art erschließen sich uns beim bloßen Klang des Namens dieser drei Städte: bei Xanten gedenken wir der deutschen Heldensage im Nibelungenlied, bei Cleve der ritterlichen Dichtung im Lohengrin, bei Nymwegen steigen mächtige Kaisergestalten der Karolinger- und Salierzeit vor unserm Geiste empor.

Xanten steht auf uralt fränkischem Boden und war früher schon der Sitz fränkischer Großer. Als Colonia Trojana (nicht Trajana, denn eine Römerkolonie war hier wohl nicht vorhanden) führt es uns zu jenem merkwürdigen, oft belachten zweiten Kapitel des Fredegar, wo die Franken als Sprößlinge der flüchtigen Trojaner geschildert werden, die sich nach langer Irrfahrt am Ufer des Rheines niederließen, „und begannen unfern des Flusses nach dem Muster von Troja eine Stadt zu bauen, die sie auch Troja nannten.“ Die seltsame Sage klingt dann weiter durchs ganze Mittelalter.

Erinnert Xanten uns Deutsche an eine dunkle Stammsage, so sieht der Holländer in dieser Stadt eine Gedenkstätte aus der ältesten Geschichte seines Volkes. Er sucht nicht die Colonia Trojana, sondern die Castra vetera in oder bei Xanten, berühmt durch die Freiheitskämpfe der Bataver unter Civilis gegen die Römer. Und wenn diese Erhebung zunächst auch mißlang, so erblickt der patriotische holländische Historiker in ihr doch ein großartiges Vorbild der Freiheitskämpfe, welche sein Volk anderthalbtausend Jahre nachher siegreicher gegen ein andres weltbeherrschendes Reich gefochten hat und vergleicht beide Revolutionen, geistreich spielend, wohl gar im einzelnen, wozu schon Schiller den Weg deutete.

Das erste Abenteuer des Nibelungenliedes führt uns nach Worms zu Chriemhild, das zweite nach Xanten zu dem jungen Siegfried — „der starke Sifrit, der helt von Niterlant,“ wie der Text sagt. Worms und Xanten liegen weit auseinander, jenes bei den „Burgonden“, dieses im „Niederlande“, Chriemhild und Siegfried konnten wohl von dort und hier zusammen-

kommen, aber man sollte meinen, zwischen den beiden Orten selbst sei kein weiterer Zusammenhang. Dennoch ist dem also. Die moderne Forschung entdeckte Urkunden (sie sind schon bei Schannat und in Würdtweins historischen Subsidien abgedruckt) aus dem Jahre 1237, also nicht viel jünger als der Zeitpunkt, in welchen wir die gegenwärtige Redaktion des Nibelungentextes setzen, denen zufolge die Xantener Viktorskirche in der Wormser Gegend begütert war und vermutlich die Viktorskirche zu Guntersblum bei Worms gegründet hat. Der hl. Viktor von Marseille, der Sieger, als Drachentöter abgebildet, erinnert aber selbst wieder in Name und That an Siegfried, den Drachentöter, und bekanntlich führt auch die Stadt Worms einen Lindwurm als Schildhalter ihres Wappens. Welch rätselhafter Dämmerschein von Sage und Geschichte, der Nahes und Fernes mit gleichem Farbentone übergießt, nicht aufklärend, sondern verwirrend und die Phantasie verlockend zum keckften Spiele! Und dennoch ruht im dunklen Hintergrunde wieder etwas mehr als bloßes Phantasiespiel. Mancherlei alter Verkehr zwischen Xanten und Worms ist nachgewiesen; das Kloster Lorsch z. B., Worms gegenüber auf dem rechten Rheinufer, Lorsch, in dessen Kirche Frau Ute, Chriemhildens Mutter, begraben ward, besaß Güter nicht gar weit von Xanten in der Grafschaft Geldern.

Solch zerstreute Winke der urkundlichen Ortsgeschichte mögen Xanten und Worms, die von der Sage verbundenen Städte, einander näher rücken. Ueberraschend verwandt ist aber auch der Charakter der weit entfernten Landschaft, welche hier und dort die beiden Punkte umrahmt. Bei Worms wie bei Xanten hat der Rhein, im Flachland strömend, mannigfach sein altes Bett verlassen, von welchem nur noch Altrheine Kunde geben oder sumpfige Niederungen; bei beiden Orten regeln Steindämme den neuen Stromlauf, hier wie dort verwandte Bodenformation, von neuester Bildung für den Geognosten, aber uraltes Kulturland für den Historiker, kurzum im ganzen und einzelnen verwandte Scenerie. Man kann eben den niederrheinischen Charakter

gleichsam episodisch vorgebildet finden an den Rheinufern zwischen Mannheim und Oppenheim, holländisch ist er nicht, aber auch die Rheinlandschaft bei Xanten wird demjenigen kaum holländisch erscheinen, der von Geldern und Kevelaer herüberkommt.

Fragen wir freilich die Leute aus der Gegend von Xanten und Worms, wie sie jene beiderorts so ähnlichen vom wechselnden Rheinlauf geschaffenen Bodengebilde heißen, so erhalten wir dort und hier ganz verschiedene Namen und werden bei Xanten alsbald wieder erinnert, daß wir auf dem Wege nach Holland sind. Hier nennt man die Altrheine „Strangen" (holländisch strang), die abgeschnittenen teichartigen Flußüberreste „Maare, Mehre oder Meere", ein Name, der sich auch zur Maas und nach Holland hinüberzieht, die versumpften Stromüberbleibsel „Donke" (auch bei Ortsnamen öfters auftauchend), die durch Deichbruch ausgewühlten Wasserlöcher „Kolke" wie in Holland und an der deutschen Nordseeküste, die Inseln „Wurde", holländisch waard, mittelrheinisch Wörth, die Landspitzen „Spei, Spyk", ein Name, welcher dem Oberrheiner völlig fremd ist, und nur bei Koblenz in dem Ortsnamen Osterspei, Oberspei und Niederspei noch einmal auftaucht.

2. Die Xantener Viktorskirche.

Xanten ist eine kleine stille Landstadt; sie würde uns nur in Gedanken fesseln, wenn nicht die St. Viktorskirche, all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unser Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadtthore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Ueberrest des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Stil und Zeitalter dreierlei Kunst; romanische Bauweise an der Westfassade, aufkeimende und blühende Gotik am Chor und den Schiffen und Spätgotik mit Uebergang zur Renaissance im Oberbau der Türme und bei mancherlei architektonischem Schmucke des Innern. Die romanische Fassade hat überwiegend kunsthistorisches Interesse, der herrliche gotische Hauptbau künstlerisches, der spätgotische Turm-

bau ethnographisches. Die Türme stellen uns nämlich einen populären niederrheinischen Typus dar, welcher hier bei sehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und solchergestalt auch den landschaftlichen Charakter mit bestimmen hilft, einen Viereckbau, worauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufsitzt. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges Achteck, in Bayern ein übermäßiges, weshalb so viele alte Kirchtürme am Niederrheine vierschrötig erscheinen, während die mittelrheinischen häufig wohlproportioniert sind, die bayerischen nicht selten überschlank, — man denke an St. Martin in Landshut — wie Spargeln aufgeschossen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anschauen der Viktorskirche, sondern erst lange nachher. Der unmittelbare Eindruck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer, sondern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers Herr geworden ist, der auf dem Gesamtbilde ruht, vermag man die Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken zu lassen. Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte Kirche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden Welt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem Kontraste aus der neuen Umgebung; von altertümlichen, zum Teil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst zu ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet in sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit so manchem Reste feinen künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie der alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchenthüre öffnet. Die Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Viktorsstift in der französischen Revolution zu Grunde ging, während die Kirche selbst wunderbar erhalten wurde.

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ergreift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener Tage im Innern und Aeußern der Kirche mit doppelter Kraft. Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet, noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und

Säuberungsfanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein echt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Altertum, die Geschichte ist Werden und Wachsen. Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem dreizehnten Jahrhundert steigen vor unsern Augen empor: St. Viktor ist ein wahres Museum von Kunstaltertümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Skulpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräte &c., sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demut. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und samt den bunten Zuthaten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltrigen Kirchen, welche keine noch so korrekt einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stilgemäßer Neubau zu gewinnen vermag. Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geschichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein absichtslos gewordenes Museum vieler Jahrhunderte erscheint, hält uns auf deutschem Boden fest; denn in den meisten Kirchen Hollands hat der Bildersturm gründlich aufgeräumt, sie sind nur allzu oft kahl, leer, verbaut im Innern und nur der architektonische Rahmen bewahrte noch das ursprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt sind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meister der kölnischen Schule, gemalt im Jahre 1536, zeigt uns nicht bloß, wie tief der Einfluß der Eyckschen Kunstweise am Niederrheine griff, sondern auch wie lang und nachhaltig derselbe hier das Feld behalten hat. Und wie

wollte man überhaupt unsre altniederrheinische Malerei verstehen und die westfälische des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man sie nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der altniederländischen erfaßte?

Bei dem innern Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Cleve und andern Nachbarorten) überrascht den Fremden die auffällige Verwendung blanken Messings nicht bloß zu massiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräten, sondern auch zu allerlei rein architektonischem Ornament. Auch hierin spürt man die Nachbarschaft Hollands, wo das glänzend polierte, allezeit rein gescheuerte Messing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milchwagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Messinggefäßen eine so charakteristische Rolle spielt.

Der Stil des gotischen Hauptbaues der Viktorskirche bezeugt den Zusammenhang mit der Kölner Bauhütte, wir stehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rheinaufwärts, wie man vom Werke des Schülerkreises auf den Großmeister der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht vergessen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner Hütte erbaut sein soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stilistischen Uebergangsgebiete steht, nicht zwar zwischen Niederrhein und Holland, wohl aber zwischen Westdeutschland und Ostfrankreich. Also Grenzlage aller Orten.

Man hat äußerst langsam an der Xantener Viktorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zu stande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: „Auszüge aus den Baurechnungen der St. Viktorskirche zu Xanten von H. C. Scholten.“ Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus

lateinischen Kirchenrechnungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts nebst fragmentarischer Einleitung des Herausgebers. Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisierten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Palier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unsern Augen, schaffen das Material herbei und fassen ihren Lohn, und wir entdecken nicht bloß, woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch, woher man das Geld zum Bau genommen hat; wir sehen die Kirche, welche uns als stetig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Witwe seinen zwölf Loth schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Witwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmutendes Gemälde altväterischer Arbeitsweise aus diesen dürren Rechnungen. Sie reizen unsre Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts: nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch jene Kirchenrechnungen sind ein Wegweiser für unsre Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutschland zurück als nach Holland hinüber führt.

Unter den Xantener Baumeistern der gotischen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Wesel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie stammten also sämtlich aus nächster Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch diese gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüsse man ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht erstreckt.

Die Gelder zum Bau floßen aus dem Orte selber, aus Renten auf Häusern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und andern Gefällen, aus dem Verkauf von Grabstätten, aus Vermächtnissen, dem Opferkasten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beisteuer aus der Ferne wird erwähnt: sie wurde gegeben von holländischen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Also bauten sich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtenteils landsmännischen Meistern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinschüler haben zu guterletzt die Dachschiefer vom Schiffe zur Baustätte getragen, doch nicht schlechthin um Gotteswillen, sondern für ein Butterbrot mit Käse auf Rechnung des Kirchenfonds. Als im Jahre 1492 der letzte Meister, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahressumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Thaler heutigen Geldwertes berechnet, manchmal stieg sie aber auch bis 7000 Thaler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythischen und poetischen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man sich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte selbst gebacken werden konnten, sondern, auch hierin dem Muster des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münsterschen, von der Ruhr, ja sogar von Namur (naemensteyn); das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Wesel, das Holz teils aus der Nachbarschaft, teils vom Oberrheine.

Die mittelaltrigen Baudenkmale sind tiefer in dem Boden gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule, und so führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück, sie sind nicht bloß Kunstdenkmale, sondern zugleich Kulturdenkmale des Volkes. Einseitige Verehrer der Renaissancekunst suchen neuerdings wieder ganz besonders den pfäffischen Charakter und die phantastische Barbarei der Feudalzeit im gotischen Stile und bedenken nicht, daß gerade während der gotischen Zeit die bürgerlichen Meister und Genossenschaften es waren, welche die neue Kunst den Händen des Klerus entwandten. In der geistlichen und ritterlichen Kulturepoche hatte man romanisch gebaut; die Gotik mag auch weiterhin zur Verherrlichung der Kirche dienen, sie verherrlichte aber doch zugleich das freie hochaufstrebende Bürgertum. Man spricht der Gotik national-deutschen Charakter ab und betont dabei die Priorität der nordfranzösischen Gotik, deren maßgebende Einflüsse wir im Kölner Architekturgebiete am wenigsten leugnen werden. Allein das Mittelalter übte überhaupt nicht im modernen Sinne nationale Kunst, so wenig wie eine nationale Politik. Dennoch bleibt gewiß, daß wir uns die gotische Weise durch individuellste örtliche Durchbildung ganz gründlich verdeutscht, daß wir sie zu selbständiger Höhe entwickelt und in den germanischen Ländern weit treuer und ausdauernder bewahrt haben als in den romanischen. Je ferner dem deutschen Centrum, um so willkürlicher wird die Gotik und um so kürzere Frist behauptet sie das Feld gegen die aufkeimende Renaissance.

Seit Schnaase zog man die örtliche Kulturgeschichte erläuternd und begründend in die mittelalterliche Kunstgeschichte; allein auch umgekehrt kann der Volksforscher in den mittelaltrigen Kunstdenkmalen einer Gegend unterscheidende Anhaltspunkte für die örtlich historische Charakteristik des Volkes finden. Die Bauwerke des Mittelalters haben allezeit ein anregendes und orientierendes Objekt meiner Wanderstudien gebildet. An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon erraten, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin versetzte. Das kann er wohl auch bei romanischen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaissance oder der Neuzeit. Aus diesen spricht die Individualität des Künstlers und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei späteren nach dem Meister.

Die Renaissance ist und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gotik volkstümlich individualistisch, und ich glaube fast, weil sie so individualistisch war, haben die allezeit sondertümlichen Deutschen diese Kunstweise so gern gehabt. Die Renaissance ist ein Produkt gelehrten Studiums; die Gotik erwuchs naiv mit unsrer Bildungsgeschichte, sie erwuchs aus dem Volksgeiste. Darum wirkt die Renaissance nur, wo sie groß oder reich, zierlich oder fein ist, wo sie ein durchgebildetes Kunstwerk gibt; die Gotik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuten, wie ein Volkslied mit all seinen falschen Reimen, Knittelversen und Gedankensprüngen, während eine sapphische Ode derlei wildwüchsiges Wesen nicht im mindesten verträgt.

Das sage ich von der echten alten Gotik; mit der Neu-Gotik steht es anders. Sie ist selbst wieder eine Art Renaissance, das heißt gelehrte Wiedergeburt der Kunstweise einer vergangenen, unsrem Leben fremd gewordenen Zeit. Darum mißrät sie so leicht nach zwei Richtungen; entweder man ahmt falsch nach, weil man das Wesen des alten Stiles überhaupt nicht verstanden hat, wie es im Anfange der wiedererweckten Gotik so häufig geschah, oder man verdirbt den Stil, weil man original sein möchte, wo man doch nur etwas in sich Fertiges nachahmen kann, und dies ist gegenwärtig der gangbarste Mißgriff. So verkehrt es nun wäre, die alte Art auf Gebäude völlig moderner Bestimmung anzuwenden und also eine gotische Eisenbahnhalle zu bauen oder gotische Fabriken oder Parlamentshäuser, so wird doch eine gotische Kirche nach gutem altem Muster oder ein gotisches Rathaus auch als Neubau zu rechtfertigen sein, denn hier ist der Stil selber ein Denkmal der alten Kirchenherrlichkeit und der alten Bürgermacht. Und kommt ein solcher Neubau vollends in altertümliche Umgebung, so kann der nachgeahmte mittelalterliche Stil geradezu geboten erscheinen, weil der Neubau dann selber nur als Vollendung und Abschluß eines ältern Ganzen wirkt, nämlich der Straße, des Platzes, des Stadtviertels.

Doch ich gerate auf Nebenwege. Mögen die Künstler sich

streiten über Mittelalter oder Renaissance: wer Land und Leute erforschen will, der wird die maßgebende Bedeutung unsrer mittelaltrigen Denkmale für die Erkenntnis des historischen Volkscharakters allezeit fest im Auge behalten und dieselben mit unermüdeter Liebe und Hingabe studieren müssen.

3. Rast in Calcar.

Zwischen Xanten und Cleve gönnen wir uns noch kurze Rast in Calcar.

Ich rechne Calcar zu den „dankbaren" Städten, das heißt zu den Städten, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientiert und wissen schon nach den ersten Eindrücken das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andre Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag. Die Größe oder Kleinheit bedingt nicht schlechthin diesen Unterschied: wir haben verworrene und zerfahrene Kleinstädte und andrerseits Großstädte von so breiten, scharf geprägten Zügen, daß sie sich ganz von selbst zur schlagenden Darstellung bieten.

Umkreisen wir Calcar, so verkünden die kleinen äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen ins Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gotische Rathaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathause in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gotische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben, eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen. Neben der Kirche steht endlich aber ein bescheidenes Haus mit der Inschrift: „Hier wurde Seydlitz geboren am 3. Februar 1721." Den Marktplatz ziert dann ein

Denkmal des berühmten Heerführers. Also gehet auch die preußische Geschichte bereits nicht mehr leer aus in Calcar.

Die gotische Hallenkirche mit unvollendetem Turme ist von außen nach ihrer Art kaum minder schlicht wie das Rathaus, überrascht aber im Innern durch die edeln Verhältnisse und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Gesamtbild im Gegensatz zu dem verwirrenden Reichtum der Kirche von Xanten. Calcar hatte sein eigenes vielgestaltiges Kunstleben in Baukunst, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugnis geben. Den Höhepunkt dieser künstlerischen Betriebsamkeit bezeichnet ein großer Maler ohne Namen, der anonyme „Meister von Calcar", ein Jünger oder mindestens ein naher Verwandter der Eyckschen Schule aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Und wie er in seiner Richtung ganz dem örtlichen Grenzgebiet der niederrheinisch-niederländischen Kunst angehört, so hat er auch sein Hauptwerk dem Heimatsorte gewidmet, das große Altarbild in der Kirche zu Calcar; und daß er nicht bloß für Calcar sondern auch in Calcar gemalt, beweist die Tafel mit der Auferweckung des Lazarus, wo wir das Calcarer Rathaus, wie es heute noch steht, im Hintergrunde erblicken. So war es eben im Mittelalter, als die Kunst noch im örtlichen Boden festwurzelte; ein hiesiger Meister der Renaissancezeit dagegen, Johann von Calcar, trägt von der Stadt nur noch den Namen, seine Bilder, Nachahmung von Tizians Kunst und Art, könnten ebenso gut von einem Johann von Nürnberg oder von Buxtehude gemalt sein.

Damit ich jedoch nicht bloß Kunstdenkmale als Wegweiser nach Holland aufführe, will ich noch von meinem Abendessen in Calcar erzählen und von meinem Mittagessen in Nymwegen.

Ich trete gegen Abend zu Calcar in ein Wirtshaus — nicht ein Hotel war's, sondern halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie sich's für das Städtchen schickt — und begehre und erhalte Quartier; — ich frage was ich zu essen haben könne? — „nun das wird

sich ja wohl finden!" entgegnet der Wirt mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und bestimme sieben Uhr als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirt schaute mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege. Nach zwei Stunden, Punkt sieben Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage danach. „Das wird ja wohl schon kommen," erwiderte der Wirt und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, eines nach dem andern, und mich artig und zuthunlich ansprechen, als sei ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weile, dann wird noch ein andrer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum erstenmale diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm niemand nennen will, und wird im übrigen damit vertröstet, daß sich alles finden werde.

Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, daß heißt zum Familientische des Wirtes, an welchem wir beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein jedes sprach sein stilles Tischgebet und bald entspann sich auch ein rechtes Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch fürs Ganze. Wir aßen eine gut und mannigfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am andern Morgen beim Frühstück ging es ebenso. Wir waren eben die Gäste unsres Wirtes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirt hatte mich Tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht was und wann er essen will, sondern was und wann „gegessen wird".

Wäre ich aus Holland herübergekommen, statt erst nach

Holland hinüberzugehen, so würde ich dem Wirt und der Wirt würde mir kein Rätsel gewesen sein. Denn was hier in Dorf und Kleinstadt beim bäuerlichen und schlicht bürgerlichen Wirtshause sich bewahrt hat, das gilt dort auch noch in der Großstadt und im Hotel.

In Nymwegen trat ich wenige Tage später um zwölf Uhr in ein Gasthaus und fragte, scharf hochdeutsch wie aus dem Buche gelesen, damit mich der Holländer verstehe: „kann ich etwas zu essen bekommen? Der Wirt antwortete — ebenso buchgerecht hochdeutsch: „Ja." — „Was kann ich haben?" — „Um drei Uhr wird gegessen." — „Kann ich jetzt nichts haben?" — „Nein!" — Ich versuchte mein Glück in einem zweiten Hause und erhielt ähnlichen Bescheid. Nun ging ich in ein Bierhaus, wo ich auch wirklich ohne Rücksicht auf landesübliche Trinkzeit sofort ein Glas Bier bekam. Es war zwar völlig untrinkbar, doch das focht mich wenig an, da ich das Bier bloß gefordert hatte, um ein Stück Brot dazu verlangen zu können. Allein das Stück Brot bekam ich wiederum nicht, man hatte bloß Bier. Also ließ ich mein Bier ungetrunken stehen, ging in einen Bäckerladen, kaufte mir dort etliche Rosinenbrote, setzte mich vor den Turm des Herzogs von Alba, genoß die herrliche Aussicht auf die Waal mit ihren Segeln und Kähnen und mein frugales Mittagsmahl dazu, und schrieb dann zum Dessert in mein Notizbuch:

„Man ziehe auf der Landkarte eine gerade Linie von Nymwegen nach Preßburg, von der deutsch-holländischen Grenzstadt nach der deutsch-ungarischen, und kehre im Geiste hier und dort in einem Gasthofe ein. Welch äußerster Kontrast! In Holland patriarchalischer Tischzwang durch einen Landesbrauch, welcher aus der Familiensitte erwachsen ist, ein Nachklang der guten alten Zeit auch im modernen Hotel. In Ungarn fessellose individuelle Freiheit, so ganz im neuesten Geschmack. Ich miete im Preßburger Gasthofe mein Zimmer und zahle es besonders, ich gehe in den Speisesaal, esse wann und was mir beliebt und zahle nach jeder Mahlzeit, denn die Restauration ist wieder ein Geschäft für

sich, von Gasttafel ist keine Rede und ob der Wirt Familie hat oder nicht, bleibt mir völlig unbekannt. Ich trinke meinen Kaffee zwar unter demselben Dache, aber doch in einem andern Lokal, welches unter seinem besonderen Eigentümer oder Pächter steht. Alles ist vereinzelt, das Gasthaus ein Konglomerat von Einzelgeschäften, niemand kümmert sich um mein Thun oder Lassen, ich lebe in unbedingter Freiheit. Aehnliches gilt bekanntlich auch von Wien. Eine Strecke nordwestwärts, in Bayern, gestaltet sich der Brauch schon etwas anders. Die Galatafel begegnet uns hier bereits als verbreitete vornehmere Ausnahme, im allgemeinen aber lebt und speist ein jeder noch nach freier Wahl (selbst auf dem Dorfe), obgleich auch der größte Gasthof ein einheitliches Ganzes bildet. Am Mittelrhein kommt die regelmäßige Gasttafel mindestens des Mittags, neben freier Wahl, die der selbstherrliche Gast aber vor der allgemeinen Tafelstunde oft teuer genug bezahlen muß. In den eigentlichen Dorfwirtschaften ißt man dort wohl auch schon am Familientische des Wirts, doch meist nur in armen, abgelegenen Dörfern. Am Niederrhein dagegen ist der Familientisch keineswegs ein Zeichen dürftiger Wirtschaft, sondern vielmehr der Behäbigkeit und gediegener altväterlicher Sitte, während man in den größeren, rein städtischen Gasthöfen nach der Karte oder an der Gasttafel speist wie am Mittelrhein. Bei den Holländern endlich wird der aus dem Familientisch erwachsene Tafelzwang selbst in den großen Gasthöfen derart die Regel, daß der Reisende in eine Restauration gehen muß, um nach freier Wahl essen zu können was und wann es ihm beliebt.

Man sieht, dies ist eine aufsteigende Skala von der Freiheit zur Bindung, und zugleich Nord und Süd die äußersten Gegensätze bilden, so beanspruchen doch beide je für ihre Weise das besondere Lob der Gemütlichkeit. Den am meisten idealen und poetischen Standpunkt behauptet hierbei jedenfalls der prosaische Holländer und der Niederrheiner, und als Verfasser der ‚Familie' müßte ich ihnen laut und unbedingt zustimmen; materialistischer und nüchterner gestaltet sich der Ungar, Oesterreicher und Bayer

sein Reiseleben im Wirtshause. Als Fußgänger, der vor allen Dingen freier Herr seiner Zeit und seines Geldbeutels sein will, halte ich es darum ganz heimlich dennoch mit den letzteren."

4. Ueber Cleve nach Nymwegen.

Zwischen Calcar und Cleve, rechts der Landstraße, in der Ebene liegt ein stattliches Lustschloß mit schattigem Park von Wassergräben umrahmt, wahrscheinlich der Landsitz eines reichen Holländers, während links unser Hügelzug ansteigt mit Tannen und Eichen bewachsen und Mynheer, welcher da unten noch ganz in holländischer Umgebung sitzt, braucht nur ein paar Schritte vor seine Gartenthüre zu thun, um den deutschen Waldberg mühelos zu ersteigen.

Wir befinden uns hier bereits in einer Gegend, welche von Holländern vielfach zum Landaufenthalte gewählt wird, gewiß mit aus dem Grunde, weil ihnen dieses Uebergangsgebiet noch so heimatlich und doch so fremd zugleich ist. Sie leben im schönen Deutschland und brauchen ihr schönes Holland nicht aufzugeben. Nirgends tritt uns dieser Gedanke näher als in der Stadt Cleve selbst, die eine ganze holländische Kolonie beherbergt, und wo der bedeutendste neuere niederländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek lebte. Cleve liegt an und auf dem Berge, die letzte Stadt echt deutscher Physiognomie; am Fuße des Berges aber zieht sich eine lange Reihe holländischer Villen mit fein und reich geschmückten Gärten, dann weiterhin der Tiergarten mit seinen hochschüssigen Bäumen und Alleen, von Kanälen begrenzt, auf deren stiller Flut grell durchbrechende Sonnenlichter mit dunklem Laubschatten wechseln. Es gibt deutsche Grenzstädte von weit ausgesprochen niederländischem Charakter wie Cleve, aber wohl keine, welche solch ein vollendetes Doppelbild gäbe: deutsche Art auf dem Berge und holländische im Thale.

In dieser Doppelnatur ruht das Geheimnis der Schönheit Cleves, und ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten

deutschen Städten. Sie birgt aber ein Doppelgesicht auf gar vielen Punkten.

Cleve liegt in der Ebene und auf dem Berge, am Altrhein und am Walde, als Eisenbahnstation gehört es zu den Städten jenes Tiefweges, welcher zwischen Maas und Rhein nach Holland führt, andrerseits kreuzt aber hier auch der Xantener Hochweg, die alte Römerstraße vom Rheine zur Bataverinsel, den modernen Schienenstrang. Und während dieser im Thale bleibt, steigt der Römerweg durch die Schlucht („Gruft") östlich vom Heiberge in die Höhe hinan.

Kommen wir auf der Tiefstraße von Goch und Kevelaer und steigen den Clever Berg hinauf, so finden wir uns um viele Meilen rheinaufwärts zurückversetzt, kommen wir dagegen von Calcar und wandern etwa zum Tiergarten hinüber, so sind wir um ein gutes Stück gegen Holland vorgeschritten.

Als Bergstadt erhebt sich Cleve auch wiederum auf zwei Bergen oder richtiger Vorhügeln, dem Hartenberg und dem Heiberg, und die beiden Hauptwege zu dieser Doppelhöhe erscheinen als zwei Schluchten, eben jene „Gruft" mit der alten Römerstraße und dann die jetzige Hauptstraße der Stadt, welche als ehemalige Schlucht eine besonders malerische Perspektive bietet. Gar anmutig buckelig heimelt sie uns an, als seien wir in einem Bergstädtchen zwischen Bingen und Koblenz. Allein die Klinker, mit welchen der Fußweg gepflastert ist, die halb deutschen, halb holländischen Aufschriften an verschiedenen Häusern, die holländischen „Nationallieder", welche neben den „Zündnadelblitzen" an einem Buch- und Musikladen ausgestellt sind, versetzen uns wieder an die Schwelle von Holland. Uebrigens fängt das schönste jener Nationallieder bekanntlich mit dem Verse an: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut!"

Der Schloßberg, die Akropolis der Stadt, wird bekrönt von dem alten Schlosse mit dem Schwanenturm, da aber ganz nahe seitab auf fast gleicher Höhe die gotische Stiftskirche thront, so gewinnen wir selbst hier wiederum ein architektonisches Doppel-

bild. Uebrigens ist Cleve (wie alles Originelle und Poetische) eine Stadt der Rätsel, der Gegensätze und fesselnden Widersprüche und auch darin dualistischer Art. Man sollte meinen, der Schloßberg (Hartenberg) mit Turm und Schloß und der benachbarten alten Kirche sei der älteste Teil von Cleve. Dies ist aber (nach Dederichs Ausführung in den Histor. Annalen) gegenteils der Heiberg mit einer Windmühle und dem Mennonitenbethause. Man sollte auch meinen, hier auf den zwei Vorbergen, die als ein Wahrzeichen weit ins Land schauen, ehemals vom Rheine bespült, müsse einer der frühest bekannten Kulturmittelpunkte der Gegend zu suchen sein, älter noch, weil zur Besiedelung verlockender und zur Abwehr bequemer als selbst Xanten und Nymwegen. Allein Cleve, obgleich gewiß uralt, tritt doch viel später als jene beiden Städte in die Geschichte. Der Name Cleve, Clive, kommt nicht vor dem elften Jahrhundert vor und erst im Jahre 1162 wird die Burg oder zunächst wenigstens der Burgvogt urkundlich erwähnt.

Wir betreten die von großen Bäumen beschattete Höhe des Schloßberges und betrachten das alte Gebäude und den Schwanenturm mit dem Schwan als Wetterfahne, wir versenken unser Auge in das Bild der weitgebreiteten Rheinebene und gedenken der Sage von Lohengrin. Die phantasiegewaltige Kunst selber kann zu der reizenden Dichtung keine schönere Scenerie ersinnen, als sie hier Natur und Geschichte, zwei absichtslos malende Künstlerinnen, geschaffen haben. Allein die preußische Schildwache, welche das Schloß umkreist, weckt uns aus dem Traume: da drinnen sitzen Gefangene. Auswendig Lohengrin und inwendig ein Zuchthaus. Und der Schwanenturm, so malerisch und scheinbar so alt, ist eigentlich nicht besonders alt; er wurde erst 1439 an der Stelle des zusammengestürzten alten Turmes erbaut, und auch das Schloß, obgleich an der Stätte, wo seit langen Jahrhunderten die alten Grafen von Cleve residierten, stammt in seinem jetzigen Bau erst aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Wer sich Cleve von der Rückseite, von der Höhe nähert, der glaubt durch die großen alten Lindenalleen zur Kuppe des Kirch- und Schloßbergs hinüber in eine kleine mitteldeutsche Residenzstadt der Rokokozeit einzuziehen; wer im Thale die Nymweger Landstraße kommt, der erblickt in den zierlichen Landhäusern zunächst die moderne Fremdenstadt, wer vom Rheine zum Rheinkanal, die Handelsstadt; wer aber seinen Standpunkt vorzugsweise in den belebten Straßen des Innern nimmt, dem erscheint Cleve als altertümliche Gewerbestadt. Der Fabrik- und Gewerbebetrieb selber zeichnet sich jedoch wiederum nicht durch kompakte Großartigkeit aus, sondern durch das bunte Vielerlei der mannigfaltigsten Artikel. Und so fesselt uns Cleve überall durch die Fülle seiner Gegensätze, durch seinen Dualismus, durch seinen Uebergangscharakter.

Wir sind vorbereitet für die nächste holländische Stadt, für Nymwegen, welches dem Holländer hinwieder eine dualistische Uebergangsstation ist, den Deutschen aber dennoch überrascht durch seinen ausgeprägt fremden Typus, auch wenn er noch so gründlich und langsam unsre rheinfränkische Straße gewandert wäre, Holländisches in Deutschland suchend, und nun umgekehrt Deutsches in Holland aufspürte.

Schon aus der Ferne begrüßt uns das Glockenspiel vom Kirchturm, Bauersleute in malerischer Volkstracht ziehen unsers Weges oder fahren auf jenen breiten, zweirädrigen Karren, die uns schon vom Mittelrheine her bekannt sind und immer größer in den Rädern werden, je weiter wir rheinabwärts kommen. Hier aber sind sie vollends mit grellen Farben bunt bemalt. Stattliche Heuwagen begegnen uns, von Eseln gezogen, fremde Sprachklänge schlagen an unser Ohr. Wir pilgern von der Landseite durch die altmodischen Festungswerke zum Thore herein: ein Blick auf die Häuser und mehr noch durch die Thüren und hellen Fensterscheiben ins Innere läßt uns bereits eine neue Art des sozialen Lebens erraten, die Kaufläden, der Markt mit seinem bunten Gewimmel neue Formen des Verkehrs, wir geraten in

Seitengassen, deren Schmutz und Elend in schneidendem Widerspruche steht mit der blendenden holländischen Reinlichkeit und dem Wohlstande der Hauptstraßen. Wir gehen an einer gotischen Kirche vorbei, deren geköpfte und verstümmelte Heiligen vom Bildersturme erzählen und gelangen endlich zum Hafen hinab, in dessen Nähe uns zum erstenmale die abgeschmackte Fratze des „Gaapers“ an einer Apotheke, ein bekanntes holländisches Wahrzeichen, mit grinsendem Lachen und herausgestreckter Zunge begrüßt. Die Trümmer alter Befestigungen am untern Ende des Hafens mit ihren malerisch zerbröckelnden Backsteinmauern schauen uns so befreundet an, denn wir glauben sie schon einmal auf irgend einem niederländischen Architekturbilde des siebzehnten Jahrhunderts gesehen zu haben, die ungleich reicheren und schöneren Trümmer aber auf der Höhe oberhalb des Hafens im Valkenhofe gemahnen uns wehmütig an die Zeit, wo Niederland noch deutsches Land in jedem Sinne war und deutsche Kaiser in Nymwegen Hof hielten.

Doch es treibt uns wieder hinab zur Waal und über den Fluß, daß wir eine rechte Vorderansicht der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt gewinnen. Wir besteigen die fliegende Brücke, den „Pont“ (auch schon am deutschen Niederrhein gebraucht man diesen Ausdruck); in Holland, wo alles individuell und mit Namen benannt ist, trägt selbst diese Fähre ihren Namen, sie heißt passend „Zelden Rust“ — Selten-Ruhe —, mit unbeschreiblichem anmutigem Phlegma tritt der Fährmann während der Fahrt zu uns heran und sagt zu jedem Passagiere bloß „Mynheer!“ und die dargestreckte Hand erklärt das Weitere: Was hätte nicht ein Mittelrheiner im selben Augenblicke uns alles zu sagen und in der Geschwindigkeit zu fragen gehabt! Aber der Holländer ist träge, wortkarg und langsam, nicht aus Trägheit, sondern aus weiser Sparsamkeit. So fahren auch seine Schiffe langsamer als die Schiffe andrer Völker, und wenn man auf dem Rheine ein Dampfboot recht langsam herankommen sieht, so sagen die Leute, noch ehe sie Form und Farben erkennen: das

ist ein Niederländer. Dennoch kommen die langsamen Schiffe so weit und weiter wie andre. Auch „Zelden-Rust“ bringt uns gemächlich ans jenseitige Ufer. Wir betreten die Betuwe, die alte Stamminsel des Volkes, auf welches der moderne Holländer so gerne seine nationale Selbständigkeit zurückführt; hinter hohen Dämmen versteckt sich das tiefe Flachland und hinter den vorgepflanzten verschnittenen Bäumen die echt holländischen Häuser des Dorfes, deren Giebel sich in der regungslosen Flut der umgebenden kleinen Kanäle und Teiche spiegeln. Meine Wanderung auf dem Wege nach Holland ist zu Ende; ich bin ohne Zweifel in Holland selber.

Wer Schritt für Schritt wandert, der kommt langsam vorwärts, aber er kommt in der Regel weiter als er will und hoffen durfte. So habe ich hier auch den Leser weiter geführt als ich ursprünglich beabsichtigte.

Anfangs wollte ich durch meinen „Weg“ nur darthun, wie viel jene verlieren an Kenntnis und Genuß, welche von Kontrast zu Kontrast, von einem Höhepunkte der dichtenden und gestaltenden Natur, von einem Zentrum der Volkskultur zum andern eilend, alle sogenannten „uninteressanten“ Zwischenstrecken im Schlafe durchfliegen. Gerade diese Gegenden des Ueberganges und der scheinbaren Indifferenz lehren uns erst die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Gliede verbunden; sie eröffnen uns erst den rechten Verstand für die Totalität des Volkslebens.

Ich wurde aber unvermerkt weiter geführt und schilderte zugleich, wie untrennbar auch heute noch Holland mit Niederdeutschland verwachsen ist.

Obgleich ich mich dabei in vielerlei Einzelzüge verlor, so gab ich schließlich doch nur eine leicht umrissene Skizze, die sich unendlich vertiefen und vervollständigen ließe. Denn man müßte eine

zusammenhängende Geographie, Ethnographie und Kulturgeschichte des ganzen nordwestlichen Deutschlands schreiben, um alle seine versteckten Verbindungen mit Holland bloßzulegen. Neben meinem friesischen und rheinfränkischen Wege würde dann auch ein niedersächsisch-westfälischer in sein volles Recht treten und ein vlämischer dazu, welcher von Aachen durch Limburg und Nordbrabant zöge mit Ausflügen in die weit gedehnten vlämischen Nachbarstriche des heutigen Königreichs Belgien. Denn man kann gar nicht vollständig zeigen, wie deutsch Holland ist, wenn man nicht zugleich darthut, wie deutsch auch der größere Teil Belgiens bis auf diesen Tag genannt werden muß. Beim Wandern merkt man erst, wie groß die Länder sind und wie grenzenlos weitgedehnt die Volkskunde.

Wenn alle Holländer, die über Deutschland und alle Deutsche, die über Holland reden und schreiben wollen, auch nur einen jener Grenzwege vorher zu Fuße begingen, so würde in beiden Ländern solch ein festes Bewußtsein unlösbaren Zusammengehörens entstehen, daß auch die politische Stellung von Land zu Land über kurz oder lang eine bundesbrüderliche werden müßte. Nicht die Natur hat uns getrennt, sondern die Politik. Von den Zentren beider Länder aus merkt jeder gar leicht den seit Jahrhunderten hervorgekünstelten Unterschied; an den Peripherien finden wir — und das ist schwieriger — den natürlichen Zusammenhang. Alle wahre Staatskunst soll zur Natur zurückkehren: das erste Stadium dieses Weges ist erwanderte und erlebte Kenntnis von Land und Leuten.

III.

Ein Gang durchs Tauberthal.

(1865.)

Erstes Kapitel.

Allgemeine Umschau.

„Man baut gegenwärtig eine Tauberbahn, welche die bedeutendere Hälfte des Tauberthales — von Weikersheim bis Wertheim — dem großen Verkehre öffnen wird. Also ist die Tauber jetzt auf eine Weile zeitungsfähig und man darf wohl auch die Leser eines größeren Blattes an ihre stillen, wenig gekannten Ufer führen."

Mit diesen Worten leitete ich im Herbste 1865 den ersten Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung ein. Ich ahnte damals freilich nicht, daß die Tauber binnen Jahresfrist noch in ganz andrem Sinne „zeitungsfähig" werden sollte: als Kriegsschauplatz in einem deutschen Bruderkriege und als beachtenswerte strategische Linie auch für künftige kriegerische Operationen. Um so lieber liest man darum vielleicht diesen letzten Gang durchs Tauberthal, unternommen und geschildert in einer Zeit, wo der tiefe Friede dieser Landschaft nur erst durch die Eisenbahn gestört zu werden drohte.

Ich fahre fort in meinem Texte von 1865. Als Fußwanderer — so schrieb ich damals — komme ich gleichsam vor Thorschluß. Denn noch kann man mit der Reisetasche durch den ganzen Taubergrund wandern, ohne für einen Handwerksburschen angesehen zu werden, kann dabei Land und Leuten fest ins Gesicht blicken und darf noch etwas Neues davon erzählen; aus den Eisenbahnfenstern werden die Reisenden über Land und Leute

hinausschauen und man wird ihnen nichts Neues mehr erzählen dürfen, denn jeder „kennt" alsdann das Land. Infolge derartiger Kenntnis sind unsre größten Verkehrsstrecken bereits die unbekanntesten uns bekannten Gegenden geworden.

Wer das Tauberthal mit Vernunft durchwandern will, der muß zwei Reisekarten mitnehmen: eine neue und eine alte aus der Schlußzeit des alten römischen Reichs. Ohne die letztere weiß er gar nicht, auf welchem Grund und Boden er eigentlich steht, und die rasch wechselnde historische Physiognomie der Städte und Dörfer bleibt ihm ein Rätsel. Ein Gang durchs Tauberthal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durchs alte Reich, und da man bei der gleichfalls noch altertümlichen Billigkeit der Wirtshäuser mit einer ziemlich leichten Barschaft des Geldbeutels durchkommen kann, so thut man wohl, eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien in die Tasche zu stecken.

Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geschichte des Thals einen großen. Du trittst auf den Felsrücken der alten Burg zu Rothenburg, um einen Blick in das enggewundene obere Tauberthal zu gewinnen: der Boden, auf welchem du stehst, gehört der deutschen Kaisergeschichte, hier lag die Feste der Hohenstaufen. Du gehst ins Thal hinab über die Tauberbrücke: sie stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und erinnert an die Verkettung der Geschicke der Stadt mit den Geschicken Kaiser Ludwigs des Bayern. Du wandelst über den Marktplatz von Rothenburg, wo es jetzt so stille geworden: hier belehnte Kaiser Friedrich III. den König Christian I. von Dänemark mit Holstein, Stormarn und Ditmarschen und unter den Zuschauern befand sich auch ein türkischer Prinz Bajazet. Du betrachtest das neue Rathaus: hier saß Kaiser Karl V. im untern Erker und nahm die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. Er kehrte damals als Sieger über den schmalkaldischen Bund hier ein, aber das Podagra hielt den Sieger zwölf Tage lang in diesem selben Rathaus gefangen. An das neue Rathaus stößt rückwärts das

alte: es erinnert an die politische und kriegerische Kraft- und Glanzzeit der Reichsstadt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und an den größten Rothenburger Bürger, Heinrich Toppler, der kein großer Kaufmann, sondern ein großer Staatsmann und Soldat gewesen und in den geheimen Gefängnissen dieses Hauses verhungert ist. Gehst du durchs Klingenthor gegen Mergentheim nach Dettwang hinab und zweifelst, ob du die breite Landstraße oder den steilen Streckweg links den Berg hinunter wählen sollst, so kannst du dich wohl dem steilen Pfad vertrauen, denn hier ist Kaiser Ferdinand I. mit seinem ganzen Gefolge heraufgeritten.

Selbst in der Bauernsprache der Umgegend soll noch ein Stücklein Reichsgeschichte umgehen: die Bauern sagen „wenzeln" statt schlemmen und faulenzen, und man führt dieses Wort auf den faulen König Wenzel zurück, der sich im Jahr 1387 in Rothenburg aufhielt und in dem Schlößchen im Rosenthal wenzelte.

Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Thal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte.

Die letzte Residenz der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim kündigt sich uns an, lange bevor wir den Turm der alten Ordensburg Neuhaus oder des späteren Schlosses unten in der Stadt erblicken: da und dort an der Tauber begegnet uns das Ordenskreuz, in Stein gehauen. Als Residenz der Hochmeister seit dem 16. Jahrhundert erinnert Mergentheim freilich nur an den Verfall des Ordens, aber als viel älterer Hauptsitz der Deutschmeister (mit Horneck am Neckar) auch an dessen Kraft und Blüte.

In Creglingen suchen wir das prächtige Altarwerk von Veit Stoß, und wenn er's nicht selbst geschnitzt hat, so ist es doch seines Geistes und seiner Schule durchaus würdig und gehört als ein Meisterstück ersten Rangs nicht bloß der fränkischen, sondern der deutschen und allgemeinen Kunstgeschichte. Aber ungesucht tritt uns dort auch die Geschichte der Reformation ent-

gegen, Ablaßbriefe, zumeist zerkratzt und zerrissen, sind an den Chorstühlen angeklebt und Tetzels Kanzel — so nennt die Sage ein kleines Türmchen mit Plattform — ragt noch immer an der äußern Kirchenwand so hoch und luftig, daß der Dominikanermönch wohl ein schwindelfreier Redner gewesen sein muß. Und wie Creglingen an Tetzel, so erinnert Rothenburg an Andreas Bodenstein von Karlstadt und dieser Name führt uns wiederum zum Bauernkrieg, für welchen das Tauberthal ein klassischer Boden ist, wie kaum ein andrer. Anfang, Mitte und Ende liegt hier beisammen. In Niklashausen an der Tauber hatte Henselin, der Pauker von Niklashausen (1476) seine Visionen und predigte vor vielen Tausenden sein sozialistisches Evangelium, an der Tauber zündete, fast fünfzig Jahre später, der Funken des Bauernaufruhrs ungemein rasch, aber in Rothenburg wurde der Nerv der fränkischen Bewegung schon gelähmt, noch ehe die streitbaren Haufen in der großen Bauernschlacht bei Königshofen an der Tauber vernichtet waren. Wir sehen übrigens nicht bloß Denkzeichen der zerstörenden Wut jener Kämpfe im Tauberthal, sondern von der Tauber ist auch manches neue Streiflicht historischer Forschung aus der Spezialgeschichte der Gegend (durch Bensen) auf jene große deutsche Bewegung geworfen worden.

Inmitten eines regsamen Volks und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Das zeigt uns eben die alte Landkarte schon in den Grenzlinien aus der letzten Reichszeit, die siebenmal den nur dreißig Stunden langen Thalgrund kreuzten. Zu oberst das Gebiet der annektierten Reichsstadt (Rothenburg); dann eine ausgestorbene Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säkularisiertes Hochstift (Würzburg) bei Röttingen und Lauda; ein mediatisiertes Fürstentum (Hohenlohe) bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherren) bei Mergentheim, und ein ehemaliges halbes Reichsdorf (Althausen); eine weiland unmittelbare Reichsherrschaft (Gamburg); ritterschaftliche Besitzungen (in Archshofen, Edelfingen ꝛc. ꝛc.), verlassene

Klöster, ein säkularisiertes geistliches Kurfürstentum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine mediatisierte Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses!

So war also das Tauberthal zur Zeit des Reichs mindestens neunherrisch und jetzt gehört es nur noch dreien Herren: Bayern, Württemberg und Baden. (Die drei Länder kann der Wanderer schon mit den Füßen wahrnehmen ohne alle Landkarte: in Bayern ist die Thalstraße leidlich gut, in Württemberg wird sie besser, in Baden am besten.) Obgleich sich nun also die Gebietsverhältnisse an der Tauber sehr vereinfacht haben, so ist das Thal *als ganzes* jetzt doch zerstückter, zerfallener, einheitsloser als früher.

Denn vordem trug es großenteils den Schwerpunkt in sich selbst, und seine drei Hauptgebiete gravitierten in drei Hauptgliederungen des Thalgrundes. Reichsstädtisch war das obere Land, wo die Tauber noch rascheren Laufes und in engerer Rinne die Höhen des Keupers und Muschelkalks durchbricht, und Rothenburg herrscht hier als Hauptstadt; deutschherrisch war das Zentrum des mittlern, sanften, kulturfähigeren Beckens (im Muschelkalk), wo Mergentheim städtisch dominierte; reichsfürstlich endlich die Hauptmasse des untern Gebiets, wo der Buntsandstein zu höheren Bergen ansteigt und die Main-Tauberstadt Wertheim (mit Würzburg in der Flanke) den maßgebenden Schlußpunkt des Verkehrs macht.

Die wichtigsten drei Städte des Flusses waren also zugleich Gebietshauptstädte, auch das hohenlohische Weikersheim war eine Residenz, und trotzdem daß Ansbach, Kurmainz und Würzburg mit ihren Grenzwinkeln ins Thal hinein schauten, fand dasselbe samt den meisten Seitenhöhen und Seitenthälern doch seine einigenden Mittelpunkte in sich selbst und bildete eine kleine reiche Welt für sich.

Hierin löst sich das Rätsel der früheren Kulturblüte und des jetzigen Verfalls. Nicht sowohl durch Handel und Gewerbe sind die größeren Tauberstädte im Mittelalter bedeutend geworden,

als durch die Gunst der politischen Herrschaftsverhältnisse. Das gilt auch von Rothenburg. Darum sind es auch nicht sowohl die neuen Verkehrswege oder die neuen Formen der Industrie, was die moderne Blüte des Tauberthales so bescheiden zurücktreten ließ neben den Denkmalen vergangener Pracht und Macht, sondern es ist der Sturz aller der alten Herrschaften, die früher hier gravitierten. Nicht mit dem ökonomischen Ruin des mittelaltrigen Städtewesens, sondern viel später, mit der politischen Zertrümmerung des Reichs, ging die selbständige Herrlichkeit des Tauberthals zu Grabe.

Vergleichen wir die Gegenwart mit jener vergangenen Zeit. Wie ist da alles von Grund aus anders geworden! Alles Land an der Tauber hat neue Herren bekommen: der obere Teil ist neubayerisch, der mittlere (der Taubergrund) neuwürttembergisch, der untere (der Taubergau) neubadisch. Und diese drei Stücke sind lauter fremdartige kleine Eck- und Grenzzipfel größerer Staaten. Ich sage fremdartig, denn Württemberg und Baden haben sonst gar keinen Anteil am Maingebiet, außer durch ihr Stückchen Tauber.

Das ostfränkische Volk des badischen Taubergaues bildet eine ethnographische Exclave im äußersten Nordosten des Großherzogtums, sein natürlicher städtischer Mittelpunkt ist das bayerische Würzburg, nicht Karlsruhe oder Heidelberg. Württemberg besitzt keine rein fränkische Bevölkerung, außer im Taubergrund und in den angrenzenden weiland ansbachischen und hohenlohischen Aemtern. Der Tauberwein ist ein Fremdling unter den altwürttembergischen Neckarweinen, wie außerdem nur noch der Seewein am südlichsten Gegenpol des Königreichs. Zu Weikersheim und Mergentheim spricht man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirtshäuser und gut schwäbisch im Herrenstüble, wo die Beamten sitzen. Das soll, wie der patriotische Württemberger meint, schon vorgedeutet gewesen sein durch die Hohenstaufen, als dieselben das Herzogtum Rothenburg an der Tauber mit ihrem Herzogtum Schwaben verbanden. Allein die

Hohenstaufen schoben Rothenburg nicht in die Ecke, sondern legten vielmehr den Grundstein zu seiner selbständischen Macht als einer fränkischen Stadt und künftigen (1274) deutschen Reichsstadt ob der Tauber, als der Beherrscherin des Quellengebiets und oberen Flußlaufes.

Nun ist aber Rothenburg an der Tauber nicht bloß eine bayerische Provinzialstadt geworden, worüber es sich mit Nürnberg und Augsburg trösten könnte, sondern eine Grenzstadt, die ganz außer der Welt liegt, ein vergessenes Trümmerstück des Mittelalters. Auch sein Gebiet, früher so groß (es umfaßte 163 Dörfer und 40 Burgen) und wohl abgerundet, ist zwischen zwei Herren geteilt und vielleicht haben es die Rothenburger minder schmerzlich empfunden, daß sie 1802 ihre politische Selbständigkeit verloren, als daß 1810 ihr Gebiet zerrissen wurde — ihr Gebiet, welches die Quelle ihrer Macht und ihr Stolz gewesen war — und daß die Hälfte ihrer ehemaligen Gebietsunterthanen jetzt nicht einmal mehr nach Rothenburg zu Amt und zu Gericht geht, sondern ins Württembergische nach Mergentheim und gar nach dem obskuren Oberamtsdorf Gerabronn.

Und dazu mußte Rothenburg selber einem Kreise zufallen, dessen Hauptstadt Ansbach ist! Wenn noch Nürnberg die Kreishauptstadt Mittelfrankens geworden wäre, wie es ja ganz natürlich erscheint; aber Ansbach, das sich an historischem Rang durchaus nicht mit Rothenburg messen kann, still und stille stehend, die unpopulärste Stadt bei allen Handlungsreisenden — unpopulärer sogar als das noch stillere und stillstehendere Rothenburg! Denn nach Ansbach kommen diese Peripatetiker, um wenig Geschäfte und noch weniger Unterhaltung dort zu finden, nach Rothenburg kommen sie in der Regel überhaupt nicht.

Allein zeigt denn das Tauberthal mit seinen drei neuen Gebietsbruchstücken im kleinen nicht genau dasselbe Bild, wie ganz Ostfranken, der ehemalige fränkische Reichskreis, im Großen? Im großen: Ja! aber groß und klein ist eben zweierlei. Freilich sind alle alten Herrschaften des fränkischen Kreises untergegangen

und lauter neues Land geworden, in der Hauptmasse neubayerisch. Allein wenn Ansbach, Bayreuth, Würzburg, Bamberg, Nürnberg neubayerisch wurden, so wird durch solchen Zuwachs anderseits auch Altbayern ein neues Bayern, und das alte Frankenland trägt trotz München immer noch seine eigenen Kulturmittelpunkte in sich selbst. Franken greift selbstthätig in die innere politische Bewegung Bayerns, wenn es auch seine äußere politische Selbständigkeit verloren hat. Dergleichen kann man aber doch nicht von den abgelegenen Grenzwinkeln des Tauberlandes behaupten.

Man ist hier im kleinen unzufrieden und klagt über allerlei Ungunst und Vernachlässigung, die Vergangenheit zeigte große politische Schauspiele, die Gegenwart ein rührendes Familienstück. In Rothenburg meinen viele Leute: Württemberg behandle seine alten Reichsstädte mit größerer Vorliebe als Bayern und würde einer Stadt wie der ihrigen doch wenigstens ein Stückchen Eisenbahn gegönnt haben; im württembergischen Creglingen dagegen, dessen kunstberühmte Herrgottskirche nur notdürftig erhalten wird, vernahm ich, daß man in Bayern doch mehr thue für die Kunstaltertümer, und König Ludwig I. habe den Creglingern schon 20,000 Gulden für ihren Hochaltar geboten, die biete in Württemberg kein Mensch. Die Badener beneiden nicht gerne das Ausland, aber sie beneiden sich untereinander, und in Tauberbischofsheim klagte man (früher wenigstens) oft und bitter, daß der badische Taubergau des Segens von Amts- und Behördensitzen, Garnisonen, Zuchthäusern und anderen nahrhaften Anstalten lange nicht so reichlich teilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogtums.

Es geht bei dem Charakter eines Landstrichs, wie bei den Charakteren der Menschen: beide zeichnen sich am schärfsten in einer Reihe von Widersprüchen. Wer aber dem Charakter auf den Grund sieht, der findet doch immer zuletzt, daß diese Widersprüche nur scheinbar sind. Zum weiteren Nachdenken werfe ich ein halbes Dutzend solcher Widersprüche hin, in welchen sich mir der Charakter des Taubergebiets besonders zu spiegeln scheint.

Daniel in seiner Geographie von Deutschland nennt den Taubergrund „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne", und das Tauberland ist, wenn man vorwärts schaut, wohlhäbig und aufblühend; aber es ist zugleich arm und zurückgegangen, wenn man rückwärts blickt in seine Geschichte. Und doch ist diese Geschichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder ein stolzer, unzerstörbarer Reichtum des Landes.

Das Tauberthal ist äußerst belebt und verkehrsreich, dennoch ist es auch wieder gar stille, einsam und abgelegen; denn sein Verkehr ist fast durchaus Lokalverkehr, es ist der enge, freundnachbarliche Verkehr der Landwirtschaft und des Gewerbes, nicht der weite, weltoffene des Handels und der Industrie.

Das Tauberthal ist litterarisch sehr fleißig bearbeitet — sprunghaft und in Bruchstücken, und trotzdem litterarisch kaum bearbeitet — im Zusammenhang und im ganzen. Wer über die Tauber auch nur flüchtige Studien machen will, der muß sich einen ganzen Stoß Bücher zusammentragen, eben weil von der Tauber schon so viel und über die Tauber noch so wenig geschrieben ist. Bayern bietet überreiches historisches Material (von Winterbach und Bensen), sorgsame kunstgeschichtliche Forschungen (Sigharts Kunstgeschichte) und gute ethnographische Notizen (Bavaria) über sein Stück Tauberland, Württemberg ausgezeichnete volkswirtschaftliche und statistische Nachrichten in der neuen Landesbeschreibung des topographischen Bureaus, und wird erschöpfend Kunde geben von seiner Ecke Taubergegend, wenn einmal die Oberamtsbeschreibung von Mergentheim erschienen sein wird. Es gibt auch schätzbare badische Tauberlitteratur, und dazu allerlei Mainlitteratur, die einen kleinen Spaziergang tauberaufwärts macht. Allein, das sind lauter Bruchstücke, ähnlich wie die tüchtigen Monographien von Ottmar Schönhut über Mergentheim und Creglingen, zerstreute Aufsätze in Vereinsjahrbüchern u. dgl., sie klappen nicht aufeinander und ergänzen sich nur zufällig. Denn wo die Landesgrenze das Thal durchschneidet, da hört für die offizielle Topographie (wie für unsre bayerischen Generalstabskarten) die Welt auf.

Das Tauberland ist von Natur kein Grenzland, und dennoch war und ist es ein so vielfach durchgrenztes Land. Ja man kann nicht einmal unbestritten sagen, in welches Herren Lande die Quelle des Flusses liegt. Die Tauber entspringt in Bayern und Württemberg — wie man will; denn die Bayern sagen, sie entspringe hüben, die Württemberger, sie entspringe drüben. Jedenfalls entspringt sie an der Grenze.

Das Tauberthal ist endlich höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege. Dies will ich noch etwas näher erläutern.

An der Thalstraße der Tauber liegen neun Städte: Rothenburg, Creglingen, Röttingen, Weikersheim, Mergentheim, Königshofen, Lauda, Bischofsheim, Wertheim, auf siebenundzwanzig Stunden Wegs, es kommt also auf je drei Stunden eine Stadt, und wohl auf jede Stunde eine Ortschaft überhaupt. Dazu ist das Thal die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sogenannten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe, und dem Untermain; es ist offen, bequem wegsam, hat größtenteils nur sehr mäßiges Gefäll, und bloß eine größere, leicht abzuschneidende Kurve. Man sollte meinen: ein solches Thal müsse seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall und wird es auch nach vollendeter Eisenbahn nicht werden. Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Grenzen durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten.

Die mittelaltrige Hauptstraße von Augsburg nach Würzburg berührte (seit dem vierzehnten Jahrhundert) die Tauber nur bei Rothenburg, die alte Straße vom Neckar (Heilbronn) zum Main zielte gleichfalls auf Würzburg und kreuzte die Tauber bei Mergentheim, die neue Eisenbahn von Heidelberg nach Würzburg wird das Thal bei Tauberbischofsheim kreuzen, die Thalbahn selbst aber (Weikersheim-Wertheim) wird nur lokale Bedeutung haben. So führten die großen Straßen von altersher das Thal zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt nicht durch das Thal.

Als Kaiser Ludwig der Bayer in seinen Kämpfen mit Friedrich dem Schönen von den Rothenburgern so kräftig unterstützt worden war, gab er ihnen (1331) zum Dank, neben mancherlei Rechten und Freiheiten, auch das Versprechen, daß die große Straße von Augsburg nach Würzburg durch Rothenburg gehen solle. So geschah es denn auch, und so blieb es durch Jahrhunderte, und die Rothenburger meinen: diesen Zug aus der bayerischen Geschichte hätte man in München nicht vergessen und wenigstens die Ansbach-Würzburger Linie über ihre Stadt führen sollen, statt über das nur zwei Stunden seitab gelegene, historisch völlig unbedeutende Steinach. Man sieht, an der Tauber spielt die Geschichte überall herein, selbst in die Eisenbahnfragen. Allein unsre Ingenieure schlagen nicht die Chronik nach, wenn sie eine neue Bahnlinie entwerfen.

Infolge der besprochenen Weg- und Grenzverhältnisse ist aber das Tauberthal nicht bloß auswärts wenig bekannt, sondern die Bewohner selber kennen großenteils das Gesamtgebiet ihres anmutigen Flüßchens weit weniger, als der fremde Wanderer glauben möchte, wenn er so bequem auf belebter Straße thalabwärts zieht. Ein Rothenburger wird nicht oft nach Wertheim reisen, und noch seltener kommt ein Wertheimer hinauf nach Rothenburg. Zwischen Dettwang und Creglingen ging ich mit einem jungen Bauernburschen aus der Gegend. Er gehörte gerade nicht zu der bäuerlichen Aristokratie, denn er hatte eben ein Schwein zur Stadt getrieben, allein er kannte das obere Thal äußerst genau, hatte fein beobachtet und wußte so gut Bescheid in der Geschichte seiner Gegend, daß ich ihm — geradeswegs aus Altbayern kommend, wo die Bauern, welche Schweine

treiben, etwas weniger historisch gebildet sind — mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er erzählte mir viel vom dreißigjährigen Krieg, den er, auf nähere Erkundigung nur um hundert Jahre zu früh setzte, von der Erstürmung Rothenburgs durch Tilly, von Tetzels Ablaßpredigt, von der deutschherrischen Zeit in Mergentheim, welche man dort die deutschnärrische Zeit nennt, von den Hohenstaufen und ähnlichen Dingen. Er war in Stuttgart und Ludwigsburg bekannt, und wußte viel von Honduras und Mexiko und von Amerika überhaupt, nur daß er Mexiko beiläufig einmal mit Algier verwechselte; von der untern Hälfte seines heimatlichen Taubertales dagegen wußte er nichts, und da er gesehen hatte, wie sich bei Mergentheim das Thalbecken ausweitet, so behauptete er: der Fluß laufe von dort abwärts durch eine Ebene. Andrerseits traf ich in Bischofsheim und Wertheim mit sehr gebildeten Leuten zusammen, welchen ich Rothenburg wie eine ganz fremde Stadt schildern konnte; sie waren niemals droben gewesen.

Zweites Kapitel.

Von Stadt zu Stadt.

1. Rothenburg.

Nachdem ich nun bis hierher das Thal im ganzen und von oben herab aus der historisch-topographischen Vogelperspektive gezeichnet habe, will ich den Leser auch noch zu den einzelnen schönsten und merkwürdigsten Punkten führen. Dies sind aber hier, wie fast überall im mittelrheinischen Lande, die Städte, Dörfer und Burgen. Die Landschaft wird erst schön und bedeutend durch die Staffage.

Wenn heutzutage so viele Reisende in den Thälern des Rheins und seiner Nebenflüsse sich enttäuscht finden, so rührt dies nur daher, weil sie die Staffage nicht zu sehen verstehen, und in Gegenden, die als Kulturland unvergleichlich reizend sind, die reine Naturschönheit, wie etwa im Hochgebirge, suchen.

Die oberste und die unterste Stadt der Tauber haben den höchsten malerischen Ruhm; Rothenburg und Wertheim. Man hat die Lage von Rothenburg mit Jerusalem verglichen und die Lage von Wertheim mit Heidelberg.

Rothenburg zeigt, von vorn oder hinten betrachtet, ein höchst verschiedenartiges Doppelgesicht. Von vorn der enge Thalgrund des Flusses, felsige Anhöhen, bedeckt mit Weingärten zwischen Gestein und Buschwerk, die Stadt mit ihren vielen Türmen und Mauern, wie eine große Burg die Höhe bekrönend, dazwischen

die Felsenzunge des eigentlichen Burgberges, auf welchem jetzt neben der alten Kapelle nur noch mächtige Bäume aufragen statt Bergfried und Palas. Von hinten dagegen sanft ansteigende Ackerflächen, die „Rodenburg" (im gerodeten Land) verkündend, Hopfenstangen statt der Rebenpfähle, und nur noch auf der langen obersten Linie des Hügelrückens Turmspitze an Turmspitze, die in seltsamer Silhouette von dem Goldgrunde des Abendhimmels sich abheben. Vorn Wein, Bergwildnis und Romantik, hinten Bier, Hügelfläche und prosaische Kultur.

Im Innern ist Rothenburg von allen altertümlichen deutschen Städten, welche ich kenne, weitaus die altertümlichste, die am reinsten mittelalterliche. Nürnberg hat sich verjüngt in und neben seinen alten Quartieren, Rothenburg ist durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erscheint verschwindend bedeutungslos. Die Stadt ist wie erstarrt, versteinert, sie ist äußerlich stehen geblieben, also innerlich heruntergekommen, aber sie ist nicht so weit heruntergekommen, daß sie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas neues geworden wäre. Sie ist vergessen worden von der zerstörenden sowohl als von der neubildenden Zeit.

Wall und Graben, Mauern, Thore und Türme gürten sich so fest um die Stadt, als sollten sie heute noch, wie in Kaiser Ruprechts Tagen, die Wogen des stärksten ritterlichen Heeres brechen. Noch schauen uns aus der Bastei am Spitalthor ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Thorbrücken, aber die alten Thorflügel sind freilich geöffnet, um nicht wieder geschlossen zu werden, und statt des Reichsadlers hängt eben eine k. bayerische Konskriptionsverfügung am Einlaß. Gar manche deutsche Stadt hat noch alte Mauern und Türme, allein ein so geschlossenes System größtenteils echt mittelaltriger Festungswerke, die der ganzen Stadt das Ansehen einer großen Burg geben, wird sich selten wiederfinden.

Zu diesem Zug des äußeren Gesichtes gesellt sich ein Zug der inneren Physiognomie der Stadt, durch welchen Rothenburg ganz besonders als ein versteinertes Stück Mittelalter inmitten

der Gegenwart erscheint: die Masse der öffentlichen Gebäude erdrückt gleichsam die Privathäuser (mit Ausnahme eines einzigen Stadtteils); fast alles, was uns monumental bedeutend, was uns altertümlich anziehend entgegentritt, zielt auf die politische oder kirchliche Gemeinde, und selbst die historisch merkwürdigen Privathäuser sind doch zumeist nur deswegen merkwürdig, weil sie Trümmer älterer öffentlicher Gebäude in sich schließen, oder weil eine Erinnerung aus dem öffentlichen Leben der Stadt auf ihren Mauern ruht. Wenn man alle reinen Privathäuser von Rothenburg wegnähme, so bliebe Rothenburg doch im wesentlichen stehen.

Man kennt jene wunderlichen Städteprospekte in Büchern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, auf welchen wir fast nur Festungswerke, Kirchen, Klöster, Rat- und Zunfthäuser und dergl. hochaufragend erblicken, und daneben dann so beiläufig ein kleines Häuflein von niedern Dächern der eigentlichen Wohnhäuser. Diese Prospekte sind ohne Zweifel naturalistisch ungenau, wie aus dem Gedächtnis gezeichnet, sie versinnbilden aber sehr treffend den wahren Charakter einer mittelalterigen Stadt. Damals machte die Stadt den Bürger, während in unsrer Zeit die Bürger die Stadt machen.

Wie den Zeichnern jener alten Prospekte, so geht es uns heute noch bei Rothenburg. So lange wir durch die Straßen wandern, sehen wir freilich Privathäuser genug; entwerfen wir uns aber nachher ein Bild des Ganzen aus dem Gedächtnis, so ist es, als ob Rothenburg aus lauter öffentlichen Gebäuden bestünde, mit einer bedeutungslosen Zuthat von Wohnhäusern. Rothenburg besitzt im Vergleich zu seiner Größe mehr monumentale Bauwerke als Nürnberg oder Augsburg, aber ihm fehlen jene Häuser, welche an große Bürgergeschlechter erinnern, deren Ruhm, wie bei den Fuggern und Welsern, den Glanz der Stadt selbständig gehoben, ja zeitweilig überstrahlt hätte. Das Rothenburger Patriziat war bedeutend in und mit der Gemeinde, nicht über dieselbe hinaus.

So sanken denn auch die Bürger in der neueren Zeit zu sehr mäßigem Wohlstand herab, während die Gemeinde reich blieb. Rothenburg hat ein größeres Gemeindevermögen als München, und das Kapital seiner Wohlthätigkeitsstiftungen belief sich im Jahr 1861 bei einer Bevölkerung von nur 5049 Seelen auf die Summe von 1 389 900 Gulden. Nürnberg und Augsburg sind berühmt wegen ihres Reichtums an milden Stiftungen, allein Nürnberg besaß in demselben Jahre bei 62 787 Einwohnern nur 4 967 062 Gulden, Augsburg bei 45 389 Einwohnern 4 252 503 Gulden Stiftungskapital; diese reichen Städte erfreuen sich also im Vergleich zu ihrer Volksmasse bei weitem keines so großen Stiftungsvermögens wie das arme Rothenburg.

Die alten Geschlechter in Rothenburg wurden reich durch die Stadt, und die Stadt war reich durch den Grundbesitz und die grundherrlichen Rechte ihres großen Gebiets. Umgekehrt werden in unserer Zeit hier die Armen ernährt und beschäftigt durch die Stadt: mehr als ein Drittel sämtlicher Familien zählt zu den Taglöhnern oder den konskribierten Armen, und von 349 Taglöhnerfamilien nährten sich im Jahr 1855 nicht weniger als 214 von städtischem Taglohn. Das ist auch ein Stück versteinertes Mittelalter.

Rothenburg ist eine ganze Stadt im gotischen Stil, und zwar des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; dies eben war die Zeit, wo die Gemeinde am höchsten stand. Die älteren romanischen Bauten wurden von der Gotik verschlungen bis auf wenige Reste, und wer jetzt den Rothenburger Romanismus studieren will, der muß auf die umliegenden Dörfer gehen. Der Renaissance gehört der Neubau des Rathauses an; allein so übermächtig herrscht die Gotik, daß dieser Prachtbau doch dem gotischen Gesamtcharakter der Stadt nichts anhaben kann. Das Hauptwerk der Gotik aber, die Jakobskirche, ward durch den Gemeinsinn der Bürger so groß und stolz; jedermann steuerte durch viele Jahre wöchentlich einen Heller, und so bekamen die Rothenburger die schönste Kirche auf weit und breit — der Abt von

Heilsbronn wußte gar nicht wie? Die Bürger aber wußten's und sagten's ihm.

Noch heutigen Tags ehrt und erhält die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale, die zum Teil gewiß nur noch ein fressendes Kapital sind, mit achtungswerter Treue. Die Bürger sind stolz darauf, daß sie jetzt einen so schönen öffentlichen Garten zwischen den Trümmern der Reichsburg geschaffen haben; sie erhalten ihre Stadtmauern und Türme, und wenn im Anfang dieses Jahrhunderts manches merkwürdige monumentale Werk mutwillig zerstört wurde, so haben das in der Regel andere Leute als die Rothenburger gethan.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Stadt in alten Zeiten war das Getreide, und die vielen Mühlen und Bäckereien bildeten das charakteristische Gewerbe. Rothenburger Brot ist altberühmt; es überlebte den Ruhm der Reichsstadt; im Jahre 1779 wußte man selbst in Paris noch davon, ein damaliger französischer Geograph schreibt von Rothenburg nichts weiter als: l'air y est sain et le pain excellent. Jetzt kennt man das Rothenburger Brot in Paris vermutlich nicht mehr; allein die Schranne ist doch noch der wichtigste Markt des Platzes, es gibt noch immer viele Mühlen unten im Thal und auffallend viele Bäcker, Melber und Brauer oben auf dem Berg, und die Luft ist gesund geblieben und das Brot vortrefflich.

An der oberen Tauber sieht es allerwege altertümlicher aus, als im mittleren und unteren Thal. Das kann man auch an Sitte und Tracht des Landvolkes wahrnehmen, ja sogar beim Weinbau. Die Weinberge der oberen Tauber sind selber ein allmählich versinkendes Altertum. Sie steigen hier bis gegen 1300 Fuß Meereshöhe; das ist mittelalterlich, und erinnert an jene Zeit, wo auch bei „Kaltenberg“ am Ammersee noch Wein wuchs; in der Pfalz geht man heutzutage mit der Rebe nicht über 700 Fuß.

Zwischen den einzelnen Weingärten ziehen sich Wälle von zusammengelesenen Steinen die Hügel hinab und geben der ganzen

Landschaft ein seltsam fremdartiges Ansehen. Diese langgestreckten Steinhaufen (hier „Steinmauern“ genannt), sind Denkmale uralten Fleißes bei der Rodung des Acker- oder Reblandes, und geben als unverrückbare Grenzlinien dem Forscher der Wirtschaftsgeschichte einen Wink über den ältesten Umfang der einzelnen Güterteile.

Bei Weikersheim, wo das antiquarische Interesse des Weinbaues zurücktritt, weil dort ein auch noch für die Gegenwart höchst angenehmer Trank gedeiht, verschwinden diese Steinwälle. Allein die Weinberge sehen doch auch hier wieder ganz anders aus als am Main oder Neckar. Die Stöcke stehen äußerst licht und kurzgeschnitten, da die hitzige flache Bodenkrume auf dem Kalkgeröll keine enggepflanzten, stark ins Holz treibenden Reben duldet. Die Ertragsmenge ist darum auffallend gering, die Güte des Gewächses aber kann unter Umständen ausgezeichnet werden. Weikersheim, Markelsheim, Mergentheim und Marbach rühmen sich des besten Tauberweins. Er ist entschieden kein Schwabe, sondern fränkisch mittelrheinischer Art, durch Feuer und Blume überraschend, allein flüchtig und nicht von langer Dauer. Auch dieser Wein steht, gleich der ganzen Tauber, an den Grenzen: er ist kein Wein von Rang und großem Namen, dennoch sind die besseren Sorten zu fein, die geringeren zu wenig ausgiebig, und die ganze Kultur ist zu kostbar, als daß der Wein als echter Landwein, als allgemeiner Haustrunk im Lande herrsche. Darum darf es uns nicht wundern, daß wir in so vielen Wirtshäusern des Tauberthals zwar die Weinberge vor den Fenstern liegen sehen, auf den Wirtstischen aber stehen zumeist bloß Biergläser.

2. Creglingen.

Das nächste Städtchen unter Rothenburg ist Creglingen, eine Bauernstadt, welche wie andere Tauberstädte gleichen Ranges — Röttingen, Königshofen, Lauda — von der Stadt wesentlich nur den alten Namen, alte Häuser und Ruinen und alte Erinnerungen besitzt, im sozialen Charakter jedoch die entschiedenste Schwenkung zum großen Dorf genommen hat.

Ein Vergleich mit Rothenburg wird die Physiognomie Creglingens in klares Licht stellen. Beides sind altertümliche Städte; aber das erstarrte Rothenburg macht einen überwiegend architektonischen, das im Verfall lebendige Creglingen einen malerischen Eindruck, und bekanntlich ist ein Loch am Ellenbogen und ein Flicklappen auf dem Knie oft malerischer als ein ganzes Kleid. Die Reichsstadt Rothenburg war eine höchst selbständige Stadt, Creglingen als echtes landesherrliche Städtchen höchst unselbständig. Durch Erbschaft, Kauf und Tausch ging es von Hand zu Hand, und wurde der Reihe nach hohenlohisch, burggräflich erst magdeburgisch, dann nürnbergisch, markgräflich ansbachisch, bayerisch und zuletzt württembergisch. In Rothenburg bauten die Bürger ihre schönste Kirche ganz allein, Heller zu Heller sammelnd; die schönste Kirche Creglingens, jene berühmte „Herrgottskirche“, ist nicht von Creglingern erbaut, sondern von den Herren v. Brauneck. Sie liegt auch nicht in der Stadt, sondern ein Viertelstündchen abseits auf dem Gottesacker, ursprünglich eine Wallfahrtskirche, um welche sich dann die Gräber reiheten.

Man kann sagen: das Merkwürdigste von Creglingen überhaupt ist der Kirchhof. Die alten Grabsteine erzählen uns hier, wie viel vornehmer die Stadt einmal gewesen ist. Nicht bloß Pfarrersfrauen, sondern auch eine Schustersfrau des siebzehnten Jahrhunderts steht fast lebensgroß auf ihrem Grabstein, als Relief gearbeitet, im Mantel und Faltenrock, fast wie eine Aebtissin anzuschauen. Der Kirchhof ist nicht groß, und die Kirche ist klein; sie ist aber ein reizendes Kunstgebilde und angefüllt mit allerlei Merkwürdigkeiten der Kunst, der Geschichte und der Sage, ein Mittelding zwischen Kirche und Museum. Auf dem Altar schreibt man sich ins Fremdenbuch; aber die vielen Sträuße und Kränze von künstlichen Blumen, welche vor dem Altar an einem Balken und an einer Seitenwand aufgehangen sind, erinnern uns, daß die Kirche auch noch Kirche ist. Es sind lauter

Blumen von Kindersärgen; sie werden von den Paten auf den Sarg gelegt und dann zum Andenken in diese Kirche gestiftet, wo man die Leichengottesdienste abhält. Wie mir die Küsterin erzählte, kennen die Paten noch nach Jahren ihre Blumen und betrachten sich dieselben zeitweilig, um ihres verstorbenen Schützlings zu gedenken. Steht man vor diesen Kränzen, so erschließt sich ein wundervoller Blick ins Freie, umrahmt von dem offenen Kirchenportal, über den Vordergrund der Gräber und der verfallenen Kirchhofsmauer und über die enge Thalschlucht des Herrgottsbaches hinauf zu den grünen Bergen und dem blauen Himmel. Und so werden wir von den verstaubten Altertümern zurückgeführt in die lebendige Gegenwart durch die Bilder des Todes.

Aber auch die verstaubten Altertümer können leben in der ewigen Jugend der Kunst. Das bezeugt uns der wundervolle Hochaltar des Kirchleins mit seinen Holzschnitzereien. Sie sind von berufeneren Männern längst gewürdigt und behaupten ihren Platz in der deutschen Kunstgeschichte. Ich will darum hier nicht näher auf dieses Werk eingehen. Nur eine Bemerkung sei mir erlaubt.

Als vor etlichen Jahren das Knabelsche Altarwerk in der Münchener Frauenkirche aufgestellt wurde, legten viele Künstler ihr eifrigstes Fürwort ein, daß man eine so edle und großartige Holzskulptur doch unbemalt lassen möge. Allein der Altar wurde bemalt und vergoldet, unter Berufung auf das kirchliche Herkommen und die Stimme des Volks, welche in Altbayern die unbemalten Heiligen „blinde Heilige" nennt. Der Creglinger Hochaltar stammt nun aber aus der besten alten Zeit und ist dennoch unbemalt; rein, wie sie von dem Messer des Schnitzers gekommen, treten seine Gestalten in der vollsten Klarheit der Linien vor uns, und der Gesamteindruck ist überraschend edel. Es findet sich aber auch zu Rothenburg in der Jakobskirche ein unbemaltes gotisches Altarwerk, und der Prachtaltar in der dortigen Spitalkirche entbehrt gleichfalls der Farben. Vielleicht

sind noch mehr alte Altäre ohne „Faßmalerei" an der Tauber zu finden, und in Franken jedenfalls. Auch bei den Heiligenbildern an Häusern und Wegen liebt der Franke die bunte Farbe ungleich weniger als der Bayer und Tiroler, und es fragt sich, ob denn das katholische Volk immer und überall die geschminkten Heiligen den blinden Heiligen vorgezogen hat, und ob nicht auch hier, wie überhaupt in der mittelalterigen Kunst, örtliche Unterschiede wahrzunehmen sind, die der reinen Holzskulptur doch ein größeres Recht des Herkommens einräumen würden, als die Geistlichen den Künstlern zugestehen.

Die große Mehrzahl der Creglinger ist protestantisch, neben ganz wenigen Katholiken und ziemlich viel Juden. Archshofen ober Creglingen war noch vor kurzem zum vierten Teil von Juden bevölkert, und in dem früher deutschherrischen Taubergebiet findet sich überall eine starke Judenschaft, wie denn auch die Juden in einen Teil des hohenlohischen Gebietes, von wo sie früher ausgeschlossen waren, durch einen Zwischenbesitz des Deutsch-Ordens eindrangen. In Rothenburg, der ehemaligen Reichsstadt, gibt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden darin, weil man sie dort vor fünfhundert Jahren totgeschlagen und vor dreihundert Jahren ausgeplündert und fortgejagt hat. Wie so vieles andre, sind also auch die Juden in Rothenburg bloß monumental und historisch. Tauberabwärts dagegen sitzen sie noch wirklich und lebendig an warmen Sommerabenden vor dem Thor, oder wenigstens vor der Hausthüre, nach alttestamentlicher Weise. Doch mindert sich ihre Zahl, wie auch anderwärts auf dem Lande. Der moderne freie Verkehr führt die Juden massenhaft in die größeren Städte, und während man von der Emanzipation der Juden den Ruin des Bauernstandes befürchtet hat, wird umgekehrt der Bauer durch dieselbe des kleinen jüdischen Schachers ledig.

3. Weikersheim.

Zwischen Creglingen und Mergentheim fordert Weikersheim noch eine kurze Einkehr; denn das Städtchen hat wiederum sein ganz eigenes Gesicht. Auf dem Wege von Queckbronn über den Berg verkündet der ummauerte Wildpark und die schöne alte Lindenallee schon von fernher die fürstliche Residenz des siebenzehnten Jahrhunderts.

Man würde bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohische Schloß mit seinem Rittersaal und seinem französischen Garten gesehen zu haben. Der Einwand, daß man schon viele andre Rokoko-Schlösser und Gärten kenne, gilt nicht; denn es gibt doch nur einen Weikersheimer Schloßgarten und einen Weikersheimer Rittersaal. Die Leute haben recht: das Schloß ist das Wahrzeichen ihrer Stadt; es umschließt die Summe der Kunsteindrücke, an welchen sich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut, die Summe der nächsten Geschichtserinnerungen, an welchen er sich belehrt hat, und nach den Interessen für die Quellen unsrer eigenen Bildung bemessen wir so gern die Bildung eines andern; wer aber zu Fuß kommt, der muß sich als besonders fein gebildet ausweisen, damit man seine staubigen groben Schuhe nicht sieht.

Also gehen wir in das Schloß, dessen einzelne Teile aus einer Burg in einen Renaissancebau und aus diesem in einen Rokokobau sich umgestaltet und erweitert haben. Nach den ernsten Geschichtsbildern des oberen Thales ruht sich der Geist behaglich aus in den Baumgängen des halb verwilderten französischen Gartens mit den Ruinen seiner palastartigen Gewächshäuser, mit seinen steinernen Bänken in der Form von geflochtenen Körben, seinen Statuen von Zwergen und Zwerginnen im mannigfachsten Gewand, und seinen Göttinnen und Nymphen mit äußerst wenig Gewand.

Und vollends der Rittersaal des weitläufigen Schlosses! Wir

sehen in dem gewaltigen Prunkraum alles mögliche, nur keine Ritter — Eber, Hirsche, Elefanten, Löwen, plastisch gearbeitet und bemalt, trotz dem Creglinger Altar, überlebensgroß, an der Wand und aus der Wand springend, einen wunderschönen Renaissance-Kronleuchter zwischen diesen Ungetümen, echteste alte Prospekte aus Paris, von Trianon, vom echten Versailles und vom hohenlohischen Versailles Karlsberg dazu, die Ahnenbilder der Familie seit 1610 in Hoftracht, ein Riesenpaar über dem Kamin, aus dessen Hüften zwei hohenlohische Stammbäume aufwachsen, eine Uhr mit beweglichen Aposteln, die sich aber nur bewegen, wann die Herrschaft anwesend ist. Wir ruhen uns aus, wie wenn wir ein Geschichtsbuch beiseite gelegt hätten; und doch ist auch diese Novelle ein Blatt aus der Kulturgeschichte.

4. Mergentheim.

Aber indem wir nach Mergentheim weiter ziehen, kommen wir wieder zu größeren historischen Fernsichten, zunächst wenigstens auf einem kleinen Umweg über die Ostseeküste und Marienburg.

Man nähert sich Mergentheim, seit 1526 die Residenz der Hoch- und Deutschmeister, gar leicht mit falschen Erwartungen, indem man hier wenigstens einen blassen Abglanz der Romantik von Marienburg sucht. Allein von dem früheren Hochmeistersitz, von Marienburg in Preußen, nach dem späteren, nach Marienthal (Marienheim, Mergentheim) in Franken, ist ein gewaltiger Sprung.

(F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Orts von einem altdeutschen Personennamen ab; Mone natürlich aus dem Keltischen. Zum erstenmal erscheint er Anno 1058 als Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der Jungfrau Maria erst eine spätere Deutung der Gelehrten ist, so hat sie doch eben im Zusammenhalt mit dem Orden und der Marienburg im fernen Osten ein kulturgeschichtliches Interesse.)

In Marienburg wuchs und wirkte die Manneskraft des Ordens, in Mergentheim setzte er sich in seinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeisters ist hier noch um zwei Silben (Hoch- und Deutschmeister) länger geworden, dafür war Macht und Besitz des Ordens jetzt um so kürzer beisammen. Die Hochmeister von Marienburg stammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht wenige waren die Söhne ihrer eigenen Thaten, und die drei kraftvollsten unter ihnen kennt die deutsche Geschichte; von den achtzehn Mergentheimer Hoch- und Deutschmeistern waren fast zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte sie zu dieser Würde, bei welcher wenig mehr zu thun war; ihre Namen gehören der Ordensgeschichte an, die deutsche Geschichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeister großenteils in Marienburg, wo sie lebten und wirkten, begraben liegen, sind seit 1600, also in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim gestorben und begraben worden; da sie so wenig dort zu thun hatten, so brauchten sie auch dort nicht zu sterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürstengrüften von Wien, Innsbruck, Brüssel, Düsseldorf, Köln, ja im Eskorial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Festung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, ist aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürstlicher Ruhesitz mit einer Rokokokirche, liegt mitten im innersten Deutschland, ist aber wenig gekannt; es ist auch nicht einmal das kunstgeschichtlich bedeutendste Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersschwachen Orden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutschmeister den Weg aus der hiesigen Gegend zum Hochmeistersitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hofburg erhoben wurde, stammte aus der Nachbarschaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die beiden Schlösser in ihrem gegenwärtigen Zustand. Marienburg ist prachtvoll wiederhergestellt und mit alter und neuer Romantik geschmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergestellt nicht nur im antiquarischen Interesse, sondern auch im preußisch-patriotischen, als ein Denkstein altpreußischer Geschichte, und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererstehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleonischen Zeit; der preußische Landwehrmann von 1813 steht auf den gemalten Fenstern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegensätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgestaltet zum wohlgepflegten modernen Fürstensitz, der Burggarten zum schattigen englischen Park. Man sagt: im Jahr 1809, bei der württembergischen Besitzergreifung, seien viele Erinnerungszeichen der Deutschherren absichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit des Schlosses ist ein Naturalienkabinett, von einem fürstlichen Reisenden und Naturforscher hier aufgestellt. Mergentheim hat mit Altwürttemberg nichts zu schaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundszeit, die man jedoch schwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzoge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Oesterreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahr 1809 dem König von Württemberg geschenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergisch werden. In der falschen Hoffnung auf österreichische Hilfe zogen sie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinandergejagt. Zwei Deutschordensritter, die sich zur Rettung des württembergischen Kommissärs und im Interesse des neuen Landesherrn an die Spitze der wütenden Bauern stellten, wurden trotz dieser guten Dienste des Landes verwiesen, die Rädelsführer gehängt, erschossen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurteilt.

Doch das sind vergessene Geschichten: die deutschherrische Zeit soll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im besten Andenken

stehen, die Mergentheimer sind gut württembergisch geworden, die benachbarten bayerischen Franken sagen: sie seien gar zu gut württembergisch.

Als der dreißigjährige Krieg durch dieses Thal tobte, und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimarischen und Franzosen in Besitz genommen ward, schrieb Merian: „und ist doch allezeit wieder an seinen rechten Herrn kommen.“ Mit diesem Trost haben sich die Mergentheimer und andere deutsche Landeskinder auch schon zu anderen Zeiten trösten müssen.

Mergentheim ist eine „freundliche Landstadt“. Das will an und für sich nicht viel besagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landstadt nennen, so besagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es besonders viele freundliche Landstädte. Im April zur Zeit der Apfelblüte soll es um Mergentheim fast so schön sein, wie, schwäbisch gesprochen, „bei den Eßlinger Filialen“, vollends aber im Mai sollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielstimmiger und schöner schlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim ist nicht erstarrt wie Rothenburg, nicht verfallen wie Creglingen, es ist ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, sondern etwas altfränkisch. So etwa sah es vor dreißig Jahren in unsern mittleren Städten aus, wie heute noch in dieser kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unserer Kleinstädterei oft und grell geschildert, allein aus den kleinen Städten gingen unsere meisten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle mannigfaltigster Bildungsstoffe auf engem Raum und im verjüngten leicht erfaßbaren Maßstab ist ein Vorzug der deutschen Kleinstädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemütlich poetischen Scenerie Mergentheims daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen, um Mörike ganz zu verstehen und in Schwaben wiederum insbesondere die vielen kleinen eigenartigen Städte, um sich von Mörikes Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieses Mergentheim: es hat Kirchen und Klöster aus dem Mittelalter und der Rokokozeit, ein Renaissanceschloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Thor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturalienkabinett, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuser und ein modernes Mineralbad mit 800 und mehr Kurgästen, [1]) eine Lateinschule und Realschule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergt zu Zeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern sowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Spezialisten unter den Handwerkern, Messerschmiede, Orgelbauer, Instrumentenmacher, das alles und noch mehr besitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 3000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Tauberthal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutschland Kleinstädte, welche bloß große Bauerndörfer sind, oder große Fabrikkolonien, es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutschland, Kleinstädte, die sich von der Großstadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterscheiden, Großstädte im Taschenformat, und ein guter Auszug eines Buches ist oft lehrreicher als das dicke Original.

5. Das untere Tauberthal.

Im mittleren Tauberthal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens, im oberen überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen

[1]) So schreibt die offizielle württembergische Topographie; mein im Vorworte erwähnter Glossator aber fügt in Parenthese hinzu: „Möge dieser fromme Wunsch jährlich in Erfüllung gehen!“

Schlosses, seiner gotischen Kirche und Sebastianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden sein. Mit Ueberraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seien sie aus Münsters „Kosmographey“ geschnitten, — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend; ein neues Rathaus und ein neues Gymnasium entstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gotische Kirche schmückt das Thal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steigt, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs ins Neckarthal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach ins Tauberthal. Die Hauptflüsse assimilieren sich gern die Mündungsgebiete ihrer Nebenflüsse, wie das Meer den Mündungslauf der Hauptflüsse: das gilt nicht bloß vom Charakter der Landschaft, sondern auch vom Charakter des Volkslebens.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Thalsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel. Wer ein Flußthal durchwandert, um das Volk zu sehen, der geht am besten thalab von der Quelle zur Mündung, d. h. den Weg aus der Einsamkeit ins immer reichere Kulturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser thalaufwärts, weil die Naturschönheit der mittleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt im umgekehrten Verhältnis zur Fülle der Siedelungen und des Verkehrs. Bei der Tauber könnte aber der Volksforscher ganz füglich auch einmal unten anfangen, und der Maler oben, und sie hätten das Thal doch gerade so gut am rechten Zipfel gefaßt, wie umgekehrt.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der oberen Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlicher entwickelter, als alle andern Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesenthal wandern, und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft. Die Ursache der Vereinsamung des unteren Thals aber habe ich angedeutet, als ich von den Straßenzügen sprach.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Thal, auf den Wegweisern lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayerischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturzone der numerierten Aepfelbäume beginnt zwar

schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zu Tage bricht und seine Waldberge quer gegen den Thalkessel schiebt — hier wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Oelfarbe, und die Nummern nach den Dezimalsteinen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Aepfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayerischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach numeriert wie die Fiaker, und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Tauberwaldthals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zu Gunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt, und bei Bronnbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Tauberthals; sie erinnern schon an den nahen Spessart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Thal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den numerierten Apfelbäumen Bohnen an allen

Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstohlener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Cistercienserabtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Thal den Mittelpunkt eines Oekonomieguts von nahezu 2500 Morgen Flächengehalt zu finden, mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich aber dann die Wirtschaftsgebäude in ihrer weiland klösterlichen Rokoko- und Zopfpracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und echter mittelaltriger Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gekannter aber sehr kennenswerter spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querschiffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß selten ist, noch unversehrt die romanische Ornamentik tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohlerhalten. Der Bau als solcher entging der Zerstörungswut des sechzehnten, wie der Verbesserungswut des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswut des neunzehnten.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Niklashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier wie anderwärts alle Jahrgänge unserer Zeit übertreffen soll. Der berühmteste Niklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals

war der Wein am Main und an der Tauber besser geraten und wohlfeiler als seit Menschengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das stärkste Jugendfeuer gewonnen hatte, da strömten die Leute zu Tausenden hier zusammen, lagerten sich im Felde ringsum und schlugen Wirtsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Paukenschlägers Henselin zu hören, der in Ermangelung einer besseren Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Klerisei, auch spitzige Schuh, ausgeschnittene Goller und lange Haare". Diese Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergoren. Und bei den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundsiebenziger und dieser unvergorene Sechsundsiebenziger durcheinander, sie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Elend" (wenn einer großen Durst und nichts zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welcher noch als ein verwitternder gotischer Bau am Platze steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht berauscht, doch ebenso rasch auch wieder verfliegt, so wären (nach Herolds Zeugnis) viele, oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt, und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Zeche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reisigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Pauker aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so gut geraten ist, strömte in der zweiten Oktoberwoche eine große Menschenflut das stille Thal der unteren Tauber hinab, aber nicht nach Niklashausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirtschaftlichen Feste des „Taubergaues". (Man liebt gegenwärtig in Süddeutschland allerlei neue Gaunamen zu machen, und wir lasen unlängst sogar

von einem „Pfalzgaue"! Allein der Taubergau ist echt, wenn er auch zur Gauzeit weiter ging, als der neue, vorzugsweise im badischen Tauberland wieder aufgefrischte Name trägt.) Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmutige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Thales auf den malerisch geschmückten Festwagen.

Vom Schicksal vorbestimmt zum nationalökonomischen Romantiker, kam ich auch hier unverschuldet um einen Tag zu spät, und sah also nur die Trümmer des Festes. In Dertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehangener Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift: „Gott gibt alles der Betriebsamkeit". Das ist ein Zeichen der Zeit. Und bei Reicholzheim hatte ich Tages zuvor einen andern solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder emporzuheben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen", welche aus den Trümmern weithin lesbar hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeselle stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie ungewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sei. Während so der Jüngste im Tone der bekannten Gesellenvereine predigte, halfen die älteren Leute dem Fuhrmann bei seinen Pferden. Das ist auch ein Zeichen der Zeit.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklungenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebenso gut übernächtig aussehen und Katzenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte sich Wertheim heute im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar

ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Tauberthal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niederen Wasserstand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seien es kleine Nachen, mit Menschen, Fässern, Butten und Tragkufen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesamtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon viele gethan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt auf Wagen oder auf Tragkufen geschafft und hüben wie drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendschönen Natur und alter Denkmale und Trümmer versunkener Menschengeschlechter. Westwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verglüht die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Tauberthal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

IV.

Bauernland mit Bürgerrechten.

(1864.)

Erstes Kapitel.

Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues.

Die alten Gaunamen sind am Oberrhein, wie überhaupt in Schwaben und Allemannien, noch vielfach gangbar geblieben bis auf diesen Tag, obgleich das Gedächtnis der alten Gauverfassung längst im Volksbewußtsein erloschen ist. Am fränkischen Mittelrheine dagegen gibt es nur noch einen Gaunamen: der Rheingau, mundartlich „das Ringa".

Allein wenn wir hier auch noch das alte Wort besitzen, so bezeichnet es doch keineswegs mehr die alte Sache. Was wir heute Rheingau nennen — die Uferlandschaft des Rheines von Walluf bis Lorch mit einem Stücke bergigen und waldigen Hinterlandes — ist lediglich ein Bruchteil vom westlichen Grenzgebiete des alten Rheingaus. Der Name zog sich schrittweise auf einen immer engeren Raum zurück. Die Geschichte dieser steigenden Beschränkung im Sprachgebrauche führt uns aber geradenweges in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes Grenzwinkels, dem zuletzt der Name blieb; und da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, den Zusammenhang der sozialen und wirtschaftlichen Entwickelung des Rheingaus mit seinen alten Rechten und Freiheiten zu schildern, so kann ich schon bei dem Namen, welchen der Rheingauer immer mit besonderem Stolze führte und noch führt, den ersten Nachweis dieses Zusammenhanges beginnen.

Der uralte Rheingau erstreckte sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Lobdengaue bis zum Einrich, d. h. von Wein-

heim an der Bergstraße bis unterhalb Lorch. Der Main gliederte ihn in einen oberen und niederen Gau, die unter besonderen Grafen standen. Der niedere Gau aber teilte sich, vermutlich später, wiederum in einen oberen und unteren Teil, die Königshundrete [1]) (urkundlich zuerst 820 erwähnt), und den Rheingau im engeren Sinne, der schon in den ältesten Urkunden (seit 779) schlechthin „Rinegowe", pagus Rinensis, genannt wird [2]). Die Waldaffe, ein Bach, welcher nach nord-südlichem Laufe bei Walluff in den Rhein mündet, schied den letztbezeichneten Rheingau von der Königshundrete. Dieser westliche Niederrheingau erscheint aber später, da er als geschlossenes Ganze zum Mainzer Erzstifte gehörte, abermals in einen Ober- und Niederrheingau geteilt (983), für welche der Elsbach bei Oestrich die Scheidelinie bildete.

Alle diese Namen und Einteilungen sind erloschen und vom Volke vergessen bis auf jenen westlichen Niederrheingau, den es auch heute noch, wie vor tausend Jahren, schlechthin Rheingau nennt und, wie zur Zeit der Ottonen, in einen oberen und unteren Gau gliedert. Ja es sind hier die alten Gaugrenzen jetzt, wo sie keine politische Geltung mehr haben, dennoch Grenzlinien in einem tieferen Sinne geblieben, Grenzlinien des Volkscharakters. Denn der Rheingau ist nicht bloß ein besonderes Land, er herbergt auch besondere Leute.

Die auszeichnende Physiognomie des Rheingauers läßt sich aber in ihren historischen Motiven wiederum nicht auf die Zeit der uralten Gauverfassung zurückführen, sie beginnt nachweislich vielmehr erst da, wo diese aufgelöst und in der neuen Ordnung der Landesfreiheit untergegangen ist. Erst als es keine Gaue mehr gab, erwuchsen die rechten Rheingauer.

---

[1]) Nach andrer Ansicht wäre nicht Königshundrete zu schreiben, sondern Kunigesfundre, des Königs Sonderland.

[2]) Das Nähere bei H. Bär, Beitr. zur Mainzer Gesch. II, 1 ff.; bei Bodmann, Rheing. Altertümer I, 40 ff., und in Vogels Beschreib. des Herz. Nassau S. 161.

Ein vergleichender Blick auf die Bewohner der angrenzenden Königshundrete wird dies deutlich machen. Dieser Gau Kuningesuntre erscheint im neunten Jahrhundert in einem weit helleren und glänzenderen Lichte als der Rheingau. Seine Grafen walteten höchst wahrscheinlich zugleich im Rheingauer Land, welches keine eigenen Grafen aufweisen kann. Zu Biebrich in der Königshundrete stand die alte Königsburg, von wo sich noch Ludwig der Deutsche 874 [1]) nach Aachen einschiffte, in Wiesbaden eine kaiserliche Pfalz, königliche Villen waren über den ganzen Gau verstreut (in Biebrich, Mosbach, Dotzheim, Schierstein, Massenheim, Nordenstatt). Ein Anzahl sehr alter Urkunden gibt uns Winke über die ebenso reiche als frühe Besiedelung und Kultur dieses gesegneten Gaues, der ohnedies in der unmittelbaren Nähe von Mainz und Frankfurt günstiger gelegen war als der damals sicher viel minder angebaute, in seinen westlichen und nördlichen Grenzbezirken noch sehr unwegsame Rheingau. Auffallend arm an alten Urkunden ist dagegen unser Rheingau, und wir sind über seine Kulturzustände vom achten bis zehnten Jahrhundert großenteils auf Mutmaßungen angewiesen, während sich mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts dann allerdings der Schatz beglaubigter Nachrichten um so reicher erschließt, so daß wir von den weiteren mittelaltrigen Entwickelungen des Gaues genaueres wissen als von irgend einer benachbarten Landschaft.

Ein Zeugnis für jenen früheren Urkundenmangel gibt der Streit über den Ursprung des Rheingauer Weinbaues. Denn zu einer Zeit, wo man im Lahngau, im Niddagau und in der Kunigeshundrete nachweislich schon Wein baute (Ende des achten und Anfang des neunten Jahrhunderts), wissen wir vom mittelaltrigen Rheingauer Weinbau nur erst durch die Volkssage, welche Karl den Großen bei Rüdesheim Reben pflanzen läßt und das römische Weinlager Winkel (vini cella) als einen Weinkeller des großen Frankenkönigs darstellt. Der urkundliche Nachweis

---

[1]) Ann. Fuld. a. h. a.

des Rheingauer Weinbaues reicht nicht über 832 und 864 hinauf[1]). Andrerseits wissen wir bestimmt, daß ein großer Teil des Rüdesheimer Berges und der ganze Johannisberg und Steinberg noch wüste lag bis ins elfte und zwölfte Jahrhundert, während man in den schlechtesten Lagen der Nachbargaue, wo jetzt kein Mensch mehr Wein sucht, seit Jahrhunderten schon Trauben kelterte. Der gelehrte Eberbacher Mönch Hermann Bär hat schon vor siebzig Jahren den früheren Urkundenmangel des Rheingaues als etwas Auffallendes erörtert und schreibt ihn der späten Stiftung der rheingauischen Klöster zu. Das ist wohl richtig; allein die Klöster mit welchen nachgehends der Rheingau so überreich gesegnet war, würden wohl auch teilweise schon vor dem elften und zwölften Jahrhundert gestiftet worden sein, wenn das Land damals schon seine Kulturfähigkeit so glänzend erwiesen und jene politische Anziehungskraft geübt hätte, durch welche es nach der alten Gauzeit kolonisatorische Einwanderung der mannigfachsten Art herbeilockte.

Mit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts wird die Stellung des Rheingaues zur Kunigeshundrete eine ganz neue: er wächst dem früher begünstigteren Brudergaue äußerst rasch über den Kopf. Das zeigt sich in folgenden Hauptpunkten: Der Rheingau bleibt ein selbständiges, politisch eigenartiges Ganze unter der Landeshoheit des Erzstiftes Mainz; die Kunigeshundrete wird zerstückt zwischen den Grafen von Nassau und den Dynasten von Eppstein. Der Rheingau behauptet nicht bloß die alte Freiheit seiner Bewohner, sondern er festigt und entwickelt sie auch in einer neuen Form, er gewinnt nahezu städtebürgerliche Rechte und überragt dadurch alle Nachbarlandschaften[2]).

[1]) Vergl. Bodmann I, 102 und 109; Bär, Diplom. Nachricht. von der natürl. Beschaff. des Rhng. 21, 51 und 57; Vogel a. a. O. S. 400.

[2]) Der Rheingau hatte eine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den mainzischen Territorien. Die wichtigsten Rechte und Freiheiten bestanden in der äußeren Abschließung des Gaues, eigener Landesverfassung und eigenem Landrechte, persönlicher Freiheit der Bewohner,

Auf Grund dieser höchst originellen Zustände eines Gaues, der gleichsam eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildet, erwächst dann aber auch städtische Betriebsamkeit im Landbau, städtischer Güterwechsel, überhaupt ein wirtschaftlicher und sozialer Mischcharakter, in welchem der mittelalterlich bürgerliche Zug den bäuerlichen stark zurückdrängt. Die Kunigeshundrete dagegen bleibt echtes Bauernland bis zu den territorialen Umwälzungen der Neuzeit. Das zeigt sich heute noch deutlich in den sonst so nahe verwandten Grenzdörfern rechts und links der Waldaffe. Auch in der nachgerade politisch wichtigsten Stadt der Kunigeshundrete, in Wiesbaden, waren die Bürger Bauern bis zum neunzehnten Jahrhundert, wie schon ein altes Sprichwort bezeugt: „wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause.“ In den gefreiten Dörfern des Rheingaues dagegen waren die Bauern Bürger. In unsrer Zeit ist freilich die alte Kunigeshundrete dem Rheingau nachgewachsen und zum Teil ihrerseits wieder über den Kopf gewachsen, und

Freiheit des Ein- und Auszuges, ferner in der Autonomie, welche der Gau auf seinen Landtagen übte, in eigenem Schutz- und Verteidigungsrechte, eigener Land- und Dorfpolizei 2c. Das Land behauptete also im wesentlichen den Standpunkt einer landesherrlichen Stadt des Mittelalters. Als Quelle der überlieferten Freiheiten, Herkommen und Bräuche erschien das im Jahre 1324 niedergeschriebene Landweistum, dessen Alter — abgesehen von dieser Aufzeichnung — nach Bodmanns Ansicht bis ins zwölfte Jahrhundert zurückgeht. Eine der ältesten Abschriften hat Bodmann benutzt, sie ist aber inzwischen verloren gegangen. Eine 1643 verfaßte Zusammenstellung des Landesherkommens gewann unter dem Titel des „Rheingauer Landbrauches“ amtliche Geltung, die aber im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon angefochten und 1755 durch das kurmainzische Landrecht völlig beseitigt wurde. Schon das sechzehnte Jahrhundert hatte die Autonomie des Rheingaues, welche er auf seinen Land- und Gerichtstagen übte, gebrochen. Die volle Landesfreiheit, auf welche in diesem Aufsatze so vielfach Bezug genommen, gehört also dem Mittelalter und fällt in ihrer selbständigen Entwickelung (vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert) mit der eigentümlichsten Kulturblüte des Landes zusammen.

dennoch sind die alten unterscheidenden Charakterzüge in dem Typus des gemeinen Mannes noch lange nicht verwischt.

Ein so bevorzugtes Land wie der mainzische Rheingau suchte aber nach mittelalterlicher Art sich möglichst enge in sich selber abzuschließen. Daher die bezeichnende Erscheinung, daß man im dreizehnten Jahrhundert den Begriff des Rheingaus vorübergehend noch einmal verengerte, und nur die unmittelbar am Rheinufer gelegenen Ortschaften (Rheinflecken) unter demselben verstand. Allein dieser Rheingau im allerengsten Sinne hatte keinen langen Bestand; bei der wachsenden Volksmasse stiegen die Dörfer auf den Vorhöhen des Gebirges (die Waldflecken) zu so großer wirtschaftlicher Bedeutung empor, daß aus der Gleichartigkeit der Interessen auch gleiche Ansprüche auf Rechte und Nutzungen entsprangen und gewährt wurden [1]).

Selbst die spätere administrative Abgrenzung eines mainzischen „Amtes Rheingau" vermochte dem alten Begriffe des „Landes Rheingau" nichts anzuhaben. Das „Amt" war seltsamerweise größer als das „Land"; allein mit der Auflösung der Mainzer Herrschaft, verfiel auch das Amt sofort der Geschichte, während das Land ethnographisch und volkstümlich auch unter der neuen nassauischen Hoheit Bestand behielt.

Für den gleichsam persönlichen Sprachgebrauch des „Landes Rheingau" gibt es merkwürdige urkundliche Belege. Als im Jahre 1347 drei Edelleute von den Rheingauern bei Kiederich gefangen worden waren, verschreiben sie sich dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz und sagen in dem Briefe: „als uns sine Lant daz Ringauwe zu Kederich gevangen hatte" [2]). Wie hier „das Land" gefangen nimmt, so schenkte schon im zwölften Jahrhundert das Land Rheingau den Grund und Boden (aus seinem gemeinsamen Waldbesitz) zur Fundierung des Klosters Eberbach; dies bezeugt Erzbischof Adalbert I. in der Stiftungs-

[1]) S. Bär, Dipl. Nachr. II, 15 f.

[2]) Der ganze Brief bei Schunk, Beitr. z. mainz. Gesch. 2, 109.

urkunde mit besonderem Ausdrucke: „ipsum monasterii fundum, qui ab incolis provincie ipsius oblatus est Deo meo consensu" [1]). Und noch im achtzehnten Jahrhundert führte das Dorf Gladbach einen Prozeß mit dem „Lande Rheingau" wegen eines streitigen Grundstückes.

Wo aber der Name einer Landschaft so bestimmt und dauernd vom Volke selber festgehalten wird, da muß er von ihm wohl auch mit besonderem Stolze und als ein Ehrenname genannt werden. Dieses geschah und geschieht von dem Rheingauer. Mit geringschätzendem Seitenblick dagegen bezeichnet er von alters her seine nördlichen Nachbarn als „Ueberhöher", die „Lude ober Höe", wie sie schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts heißen. Der Rheingauer und der Ueberhöher ist ein ganz ähnlicher Gegensatz wie Marschvolk und Geestvolk im deutschen Norden; in beiden bekundet sich die Ueberlegenheit eines reicheren, gebildeteren und vormals freieren Volkes über ein ärmeres und unfreieres. In den deutschen Mittelgebirgen kommt der Fall öfters vor, daß die Bewohner den volkstümlichen Namen ihrer Gebirgsgegend nicht gerne hören und überhaupt nicht zum eigentlichen Gebirg zählen wollen; es fragt sich, ob diese Scheu vor dem Namen der Heimat und die Furcht, daß der Fremde einen geringen oder spöttischen Begriff damit verbinde, nicht viel öfter auf alte politische Abhängigkeitsverhältnisse als auf die rauhe Natur der minder wirtlichen Striche zurückzuführen ist.

[1]) Guden. Cod. dipl. I, 94, nach der Textberichtigung von Bär, Gesch. d. Abtei Eberb. I, 573.

Zweites Kapitel.

Abschließung des Gaues nach außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern.

Ein Gau, der sich wie eine Stadt entwickelte, mußte im Mittelalter wohl auch stadtmäßig feste Grenzen, er mußte Wall und Mauer haben. Diese besaß der Rheingau. Im Süden und Westen war er durch den Rhein, im Norden durch die undurchdringliche Schutzhege des Landgebückes, im Osten durch eine mit demselben verbundene Kette von Festungswerken begrenzt und abgeschlossen. Diese Grenzwehr hatte aber nicht bloß rechtliche und strategische, sondern auch wirtschaftliche Bedeutung. Namentlich trug die feste Nord- und Westgrenze nicht wenig bei, die Form einer über den ganzen Gau zerstreuten städtischen Besiedelung dauernd zu sichern.

Das oft beschriebene Landgebück, ein fünfzig Schritt breiter, in sich verwachsener Waldhag, würde wohl kaum genügenden Schutz verliehen haben, wenn es nicht rechts und links von zusammenhängenden dichten Waldungen umgeben und nur auf wenigen Punkten von Pforten und Straßen durchbrochen gewesen wäre. Um diese ganze, über vier Stunden lange Landwehr fest zu bewahren, mußte daher die landwirtschaftliche Ansiedelung wie der Verkehr hier möglichst ferne gehalten werden. Nur ein einziger Hof, der Mapperhof, lag auf rheingauischer Seite im Waldbezirk, galt aber auch im späteren Mittelalter als der Sicherheit nachteilig, so daß ihn die Landschaft gerne wieder beseitigt hätte, und

nur ein einziges kleines Dorf, Stephanshausen, welches aber, wie Bodmann sich ausdrückt, von den Rheingauern nur „pfahlbürgermäßig und als Beisasse“ behandelt wurde und nur von einer sehr unbedeutenden Flur geklärten Landes umgeben war.

Hierdurch erhalten wir das auffallende Bild eines Gaues, der zur Hälfte ein zusammenhängender, von der Kultur kaum berührter Markwald ist, zur andern Hälfte ein fast gartenmäßig angebauter Landstrich, die Nordhälfte selbst heute nur von ein paar hundert Menschen bewohnt, die Südhälfte seit sieben Jahrhunderten eine der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands. Selbstverständlich waren diese schroffen Gegensätze zuerst in dem natürlichen Unterschiede eines milden, hügeligen, vom Strome bespülten Vorlandes und eines rauheren, bergigen und abgelegeneren Hinterlandes vorbedingt. Allein sie würden sich nicht dauernd in solchem Extrem behauptet haben, wenn das hintere Waldland nicht Gemeineigentum teils des Gaues, teils der vorderen Gemeinden geblieben wäre, und dieser Gemeinbesitz wiederum würde schwerlich durch so viele Jahrhunderte unberührt und unzerteilt geblieben sein, wenn ihn die Rheingauer nicht als eine natürliche Schutzwehr des Landes heilig gehalten hätten.

Es liegt nun aber die Frage nahe, warum eine so starke, am Rhein zusammengedrängte Bevölkerung, ausgerüstet mit städtischen Freiheiten und durch den Weinbau zum Handel getrieben, nicht zu einer größeren Stadt sich konzentriert habe? Allein, wenn die feste Nordgrenze zu eng geschlossener Ansiedelung zwang, so trieb die feste Westgrenze im Gegenteil wiederum die Ortschaften auseinander. Das mittlere Ergebnis war dann eben ein städtisches Land, keine Stadt.

Im Westen, von Rüdesheim bis unterhalb Lorch bildete nämlich der Rhein die Grenze; die Uferlinie war aber nicht wie an der Südseite des Gaues durch eine Kette ummauerter Flecken gefestigt, sondern durch die Unzugänglichkeit des Ufers und den gefährlichen Strompaß des Binger Lochs. Heutzutage führt freilich eine Fahrstraße und ein Schienenweg längs der steil zum

Rhein abfallenden Felsberge; im Mittelalter war es nur ein schmaler Pfad, der an manchen Stellen selbst für den Fußgänger nicht gefahrlos gewesen sein soll, und das Binger Loch konnte nur mit kleineren Fahrzeugen durchschifft werden. Es lag im Interesse der Landessicherheit, den also zu Land und Wasser höchst beengten Weg nicht breiter zu öffnen. Hierdurch war Lorch mit seinem uralten Weinbau und seinem Hafen von dem übrigen Rheingau abgeschnitten. Da aber der Ort nicht bloß eine stattliche Bürgerschaft, sondern auch einen zahlreichen Adel besaß, so entsprach es ganz mittelaltriger Art, daß sich solche innere und äußere Selbständigkeit auch politisch kundgab und zwar in einem eigenen Lorcher Landrecht und einem eigenen Centgerichte. Lorch trug seinen Schwerpunkt in sich, und es hätte eine Stadt werden können, wohl gar der wichtigste Stapelplatz des Rheingauer Weinhandels, wenn nicht eben jene den Weg sperrende feste Westgrenze gewesen wäre. Das verhält sich folgendergestalt:

Der Hauptzug des Rheingauer Weinhandels im Mittelalter ging stromabwärts. Da aber größere Schiffe damals das Binger Loch noch nicht passieren konnten, so mußten die für die Produktion wie für den Marktverkehr gleich wichtigen großen Rheinorte von Eltville bis Rüdesheim ihre Ware auf kleinen Fahrzeugen durch jenen berüchtigten Strompaß führen, um sie erst jenseits auf eigentliche Handelsschiffe verladen zu lassen. Dies geschah in der Regel zu Bacharach, weshalb man denn auch im Norden den Rheingauer Wein oft schlechthin Bacharacher nannte. Also lag der entscheidende Stapelplatz der Rheingauer Weine außer Landes und im Gau selber bildete sich kein zentralisierender großer Hafen des Weinverkehrs. Im Gegenteil führte jene eigentümliche Form des Wassertransportes zur Entwickelung einer neuen halbstädtischen Größe neben den bereits bestehenden, nämlich Rüdesheims, welches die Steuerleute und die gesuchtesten Schiffer zu der Fahrt durchs Binger Loch stellte, aber dann auch wieder nur als Lotsen- oder Schifferstation, nicht als Hafenplatz wichtig werden konnte. Allein da man nun doch die Rheingauer Weine unter allen Umständen

umladen mußte und den Strompaß mit Recht fürchtete, so liegt beim Anblick der heutigen Straßen der Gedanke nahe, daß es ja weit vorteilhafter gewesen sei, die Ware den kurzen Landweg längs des Rheines nach Lorch zu führen; das Binger Loch war dann umgangen, man konnte in Lorch große Schiffe befrachten und hatte den Stapelplatz im eigenen Lande; Lorch würde eine erdrückende Nebenbuhlerin für Bacharach, es würde die Handelsstadt des Rheingaues geworden sein. So urteilen wir heute. Der mittelaltrige Rheingauer hingegen schlug ohne Zweifel die festungsartige Abschließung seines Landes weit höher an, als derlei wirtschaftliche Vorteile. Von Rüdesheim nach Lorch einen breiten Weg durch die Felsen längs des Rheines zu brechen, wäre für ihn nichts andres gewesen, als wenn man damals einer Stadt zugemutet hätte, ihre Mauern niederzureißen, damit Handel und Gewerbe sich freier bewegen könne.

Es sind aber nicht bloß die festen Gaugränzen, welche das Volk an den Rhein zusammendrängten, und doch andererseits auch wieder die langgestreckte Kette der Rheinflecken ohne Zentralisation auseinanderzogen. Viele andern Gründe wirkten gleichfalls dahin, den Gau als Stadt zu bewahren, nicht aber eine dominierende Stadt im Gau aufkommen zu lassen.

Eltville war mit Stadtrechten ausgezeichnet, die einzige Stadt des Gaues, politisch die Hauptstadt und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zugleich Residenz der Mainzer Erzbischöfe. Trotzdem hat diese Stadt die größeren Flecken des Gaues an Volkszahl wie an wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung niemals erheblich überragt, ja sie ist zeitweilig hinter einzelnen derselben zurückgeblieben. Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues nannten sich „Bürger“ [1]), namentlich seit Eltville durch Ludwig den Bayern 1332

[1]) Bodmann I. 125.

die Freiheiten der Stadt Frankfurt erhalten hatte, und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken", die sie befestigten; nur vier kleine Dörfchen werden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war.

Das mainzische Hoflager in der Hauptstadt Eltville konnte aus ähnlichem Grunde nicht zentralisierend wirken, wie die Stadt, weil nämlich gleichsam das ganze Land ein großes Hoflager war. Die Erzbischöfe besaßen neben der Eltviller Burg noch den Scharfenstein, Ehrenfels und Rheinberg. Hierzu kamen aber fast in jedem Flecken Burgen des niederen Adels; ich finde im ganzen zwanzig rheingauische Burgen aufgezeichnet, die sämtlich auf einem Flächenraum von beiläufig zwei Quadratmeilen zusammengedrängt standen.

Bemerkenswert ist dabei, daß die allermeisten Burgen des Adels in, nicht außer und über den Flecken lagen, gleichsam als Patrizierhäuser in der großen Gesamtstadt des Landes, weshalb denn auch die alten burglichen Baue später größtenteils von den bürgerlichen Bauten aufgezehrt wurden und der Rheingau heutzutage gar nicht mehr so auffallend burgreich erscheint.

Weit zahlreicher noch als die Burgen waren aber die Adelsgeschlechter, welche im Mittelalter im Rheingau teils angesessen teils bloß begütert waren; Bodmann zählt ihrer nicht weniger als achtundfünfzig auf. Politisch vermochten sie die Bürger nicht zu beugen, und es scheint vielmehr als ob die städtische Beweglichkeit des rheingauischen Grundbesitzes den Adelsfamilien verderblich gewesen wäre. Denn die alten Dynastenhäuser des Gaues verschwinden frühzeitig unter dem niederen Adel und dieser wiederum sinkt mit dem Ausgange des Mittelalters auf eine immer mäßigere Zahl herab, ja von den vielen echt rheingauischen Geschlechtern hat nur ein einziges — die Greifenklau von Vollrads — das neunzehnte Jahrhundert erlebt. Wirtschaft-

lich aber übte die große Schar fremder adeliger Grundbesitzer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sicher einen bedeutenden Einfluß auf das Land, und wäre es auch nur negativ gewesen, indem sie das Aufkommen eines abgeschlossenen Bauerntumes ebensosehr hinderte wie die Konzentrierung städtischen Wesens und städtischer Betriebsamkeit.

Es waren aber nicht bloß viele fremde Adelsfamilien, sondern auch Mainzer Bürgergeschlechter im Rheingaue ansehnlich begütert, und wie wir heutzutage eine Menge fremder reicher Leute im Besitze von Grundstücken, Schlössern und Landhäusern am Rheine finden, so stand es im Rheingau auch schon vor fünf- bis sechshundert Jahren. Das ist aber im Mittelalter eine weit auffallendere und folgenreichere Thatsache als in unserer Zeit und sie führt uns zu einem weiteren charakteristischen Gegenzuge in dem mittelaltrigen Zustande des Landes, der sich in dem Satze ausspricht, daß der Gau gegen das Nachbarland aufs strengste und wie mit einer großen Stadtmauer abgeschlossen war, im Innern aber wimmelte es von fremden Elementen.

Zu alledem kommt dann endlich noch eine höchst ausgedehnte und einflußreiche geistliche Bevölkerung. Die Zahl der Klöster wuchs allmählich auf zwölfe. Schon Pater Bär bemerkte: „Kaum wird man in einem andern so eingeschränkten Bezirke, die großen Städte ausgenommen, solche Klösterzahl finden." Unter diesen vielen Klöstern gab es allerdings ein Hauptkloster, einen ganz entschiedenen Mittelpunkt klösterlicher Kultur, die Cisterzienserabtei Eberbach. Allein Eberbach entstand und blühte erst zu einer Zeit, wo das Ordenswesen freilich mächtiger und breiter sich auswuchs als je zuvor, wo aber die Klöster schon keineswegs mehr die fast ausschließenden Herde höherer Gesittung waren. Gerade in der Zeit, wo Klöster wie Fulda, St. Gallen, Corvey u. A. die wahren geistigen Hauptstädte ganzer Länder sein konnten, d. h. in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, besaß der Rheingau gar kein Kloster und erst seit 1050 die unbedeutenden Anfänge von Eberbach und Bischofsberg (Johannisberg). Eberbachs Blüte und

Macht gehört der zweiten Hälfte des zwölften, dann dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte an; damals wetteiferte aber bereits die selbständige weltliche Bildung des Rittertums und dann der Städte mit der klösterlichen. So geschah es, daß Eberbach eine durch Klosterzucht, reichen Grundbesitz, tüchtige Wirtschaft und Gelehrsamkeit weit berühmte Abtei werden konnte, ohne daß der Rheingau durch dieses sein Hauptkloster zu geeigneter städtischer Bildung und eigenartiger, schöpferisch maßgebender Geisteskultur emporgehoben worden wäre. Eberbach, für die Lokalgeschichte so äußerst wichtig, gehört nur auf einem Punkte der deutschen Kulturgeschichte an, nämlich durch seine landwirtschaftlichen Reformen. Durch sein Landrecht wurde der Rheingau zu einer großen Stadt, durch das berühmte Kloster aber wurden die Bürger nicht Städter, sondern gegenteils erst rechte Musterbauern.

So finden wir überall den Gegenzug, der das Land städtisch, die Bürger aber wieder bäuerlich machte. Und fassen wir die bisher gewonnenen Resultate zur Ueberschau noch einmal in statistischer Kürze zusammen, so erhalten wir folgendes Bild, welches gewiß im ganzen Reiche seines gleichen nicht fand:

Ein fest begrenztes, stadtmäßig beschlossenes Land von beiläufig vier Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast kulturloser Waldboden, die Südhälfte höchstkultiviert und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15,000 Einwohner (jetzt wohl an 25,000), welche fast durchaus auf jene zwei Quadratmeilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Striches würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt, neunzehn nahezu städtischen Flecken und vier Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich zwanzig Burgen, gegen sechzig, teils fremde teils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert und obendrein hatten noch zwölf Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und teilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir

dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, daß die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 dreiundzwanzig mit selbständigen Benefizien ausgestattete Geistliche zählte [1]). Gewiß ein so dichtes und buntes Gemisch der sozialen Gruppen und der Interessen, wie es das Mittelalter sonst nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande kennt.

Allein selbst diese Gruppen werden noch einmal gekreuzt nach Maßgabe der verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Adel und Klerus standen gegenüber den Bürgern, die Eingesessenen gegenüber den Forensen, die Stadt gegenüber den Flecken, die zwei unfreien Dörfer (Presberg und Stephanshausen) gegenüber den freien Ortschaften und weiter die sogenannten „Mutterorte“ des Gaues, welche in Sachen der Markverfassung Sitz und Stimme im Haingericht hatten, gegenüber den Töchterorten, die nur durch jene vertreten waren und den Waldflecken ohne Stimmrecht, endlich aber die Ortschaften im Genusse von „Meinderecht“ und Markrecht gegenüber jenen beisassenartigen Orten, welche bloß Meinderecht besaßen.

---

[1]) Würdtwein, Dioec. Mogun. VI, 200.

Drittes Kapitel.

Wandelbarkeit der Ortschaften.

Lage und Namen der Dörfer, Gemarkungsgrenzen und Flureinteilung gehören zu den festesten und ältesten Altertümern deutschen Kulturlebens, und man hat darum diese so selten verrückten Grundformen der bäuerlichen Siedelung oft genug als Urkunden für eine Frühzeit benützt, über welche uns unmittelbare Geschichtsquellen fehlen.

Auch hier macht der Rheingau eine Ausnahme von der Regel. Wir finden während der mittelaltrigen Blüteperiode vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert nicht nur einen auffallend häufigen Güterwechsel im Einzelnen — Kauf und Tausch, Arrondierung und Parzellierung im Grundbesitze —, sondern auch die Dörfer selbst mit ihren Fluren scheinen teilweise hineingezogen in diese allgemeine Beweglichkeit. Die vierundzwanzig Ortschaften des alten Rheingaues, deren ich oben gedachte, enthalten in sich und neben sich nicht weniger als vierzehn, welche in historischer Zeit Lage oder Namen gewechselt, oder von andern Orten aufgesogen oder als förmliche Kolonien neu gegründet worden sind. Eine so große Beweglichkeit in der Siedelung, eine solche Wanderung der Dörfer auf so engem Raum dürfte in anderen deutschen Gauen schwerlich ihresgleichen finden.

In dem Berg- und Hügellande nördlich des Rheingaues bis zum Westerwald hinauf finden wir einen Wandel anderer Art

bei den Ortsanlagen, nämlich fast zahllose ausgegangene Dörfer, ausgestorben infolge der Kümmerlichkeit ihres Daseins, oder durch Kriegs- und andere äußere Nöte vom Boden hinweggefegt. Die Ortsveränderungen des Rheingaues sind aber nicht durch Not und Verwüstung geschaffen worden, sondern gegenteils eine Folge der wirtschaftlichen und politischen Blüte des Landes. Darum fallen sie auch mit geringen Ausnahmen in die glücklichsten Tage rheingauischen Lebens, in die Jahrhunderte, wo der Gau, fest und wehrhaft, keinen Einbruch eines äußeren Feindes [1]) fürchtete — elftes bis sechzehntes Jahrhundert. — Ein sehr beträchtlicher Teil jener eingegangenen Dörfer nördlich der Höhe fiel erst dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer; der Rheingau hingegen hat selbst durch diesen Krieg, unter welchem er nicht minder wie alles Nachbarland litt, nicht ein einziges Dorf verloren. Die Beweglichkeit in Gut und Siedelung kam hier zum Stillstand, als die alten Rechte und Freiheiten schrittweise illusorisch wurden und die Wirtschaftsblüte des Gaues im engen Zusammenhange mit dem Verfall des deutschen Städtewesens zu Grunde ging.

Wie in einer Stadt Quartiere, Straßen und Häuser umgebaut werden und Bestimmung und Namen wechseln, so erging es ähnlich manchem rheingauischen Dorfe, und die wirtschaftlich motivierte Beweglichkeit in Grund und Boden, welche sich sogar bis auf die Dörfer erstreckte, zeigt uns den städtischen Charakter des Gaues in besonders scharfem Gepräge.

Die folgenden näheren Nachweise aus der Ortsgeschichte öffnen uns darum zugleich auch einen Blick in die rheingauische Wirtschaftsgeschichte.

---

[1]) Der Rheingau durfte sich im Mittelalter jenen Städten vergleichen, die man „jungfräuliche" nannte, weil noch kein Feind siegreich zu ihren Thoren eingezogen war. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach machte diesem Ruhme im Jahre 1552 ein Ende.

Zwei Ortschaften sind geradezu gewandert und wählten sich eine neue Lage: Walluff und Rauenthal. Das erstere lag noch im zehnten Jahrhunderte rechts und seitab der Waldaffe, also in der Königshundrete, zog sich dann allmählich zum Bache und über denselben, es wanderte ein in den Rheingau und ließ an seiner ursprünglichen Stätte nur noch das Wahrzeichen einer einsam im Felde gelegenen Kirchenruine. Augenscheinlich führte hier die politische Attraktionskraft des gefreiten Gaues das Dorf an und über den Grenzbach. Rauenthal dagegen entstand erst im dreizehnten Jahrhundert als eine Weinbaukolonie und stieg erst nach dem Jahre 1558 aus dem engen und rauheren Thale auf die sonnigere Anhöhe, daher das seltsame Widerspiel, daß das Dorf, welches einen der mildesten Berge krönt, heute „Rauenthal" heißt.

Ein drittes Dorf in dieser Gegend, Rode, wanderte im fünfzehnten Jahrhundert teils nach Martinsthal, teils nach Walluff aus; die Gemarkung fiel an Martinsthal, welches seinen Namen in Neudorf verwandelte. Und weil dann geradezu alle Orte an dieser Ostgrenze entweder wanderten oder wenigstens den Namen wechselten, so vermutet man, daß auch die Nonnen des später verschwundenen Klosters Rode nach Tiefenthal ausgewandert seien.

An Rauenthal als eine Wirtschaftskolonie des Erzstiftes Mainz reihen sich dann noch mehrere solcher Dorfkolonien; Lorchhausen, eine Kolonie von Lorch, wurde vermutlich schon im zwölften Jahrhundert gegründet, um Arbeitskräfte zur Urbarmachung des großen Lorcher Markanteils heranzuziehen, Hallgarten wurden durch Kolonisten des Klosters Eberbach beiläufig zur selben Zeit aus einem Hofe in ein Dorf verwandelt, Dorf Johannisberg entstand in dem nämlichen Jahrhunderte als eine Kolonie des Klosters Johannisberg. Daß Eibingen eine „durch den erweiterten Güterbau veranlaßte" Kolonie von Rüdesheim gewesen sei, hält Bodmann für wahrscheinlich, und Mittelheim ist eine erst im zwölften Jahrhundert durch die Auswanderung der Mönche von Gottesthal hervorgerufene Dorfkolonie von Winkel.

Von Winkel bis Hattenheim drängt sich die Siedelung am dichtesten zusammen; auf einer Uferlinie von beiläufig einer Stunde Wegs lagen hier sechs Dörfer, welche jetzt in vier konzentriert erscheinen. Eines davon, Klingelmünde, ist ganz verschwunden, ein anderes, Reichardshausen, wurde im zwölften Jahrhundert durch eine förmliche Wirtschaftsoperation der Eberbacher Mönche ausgekauft und ausgetauscht und in einen Klosterhof verwandelt; gegenwärtig ist es ein Schloß.

So teilen sich die Ortschaften des Rheingaues geradezu in Mutterorte und Kolonien, ein Ausdruck, der auch den früheren Topographen des Landes bereits geläufig ist, und neben uralten, zum Teil auf die Römerzeit zurückdeutenden Ansiedelungen, steht eine beträchtliche Zahl neuer Orte, die erst dem infolge der politischen Selbständigkeit des Gaues so hochgesteigerten Kolonisationsgeiste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken. Der Gau hat die Zahl seiner Dörfer damals etwa um ein Drittel vermehrt, woraus wir auch einen Schluß auf die rasche Zunahme der Bevölkerung ziehen können, und aus den Freiheiten und Rechten erwuchs nicht nur ein neuer Volkscharakter und ein neues Wirtschaftsleben, sondern auch eine neue Landkarte.

Bei dieser neuen Karte darf dann auch wohl noch des auffallenden Wechsels der Ortsnamen gedacht werden, als eines Zeugnisses für den neugestaltenden Geist, der in die freien Rheingauer gefahren war. Martinsthal wurde in Neudorf verwandelt, Klingelmünde in St. Bartholomä, Bischofsberg in Johannisberg, Hausen in Aulenhausen und das Kloster Aulenhausen in Marienhausen, aus Neuenhaus entstand die Karthause Petersthal und aus Düppenhausen das Kloster Marienthal.

Höchst planvoll wurde die Kolonisation des Landes im zwölften Jahrhundert von den Eberbacher Mönchen betrieben. Sie

gründeten neue Höfe nicht bloß um wüstes Land anzuroden, sondern auch um ihre zerstreuten Besitzungen aus den Dörfern und Dorfgemarkungen herauszuziehen, ihre Güter zusammenzulegen und abzurunden. Dadurch erhielt ein bedeutender und wahrlich nicht der schlechteste Teil des rheingauischen Kulturlandes neue Gruppierung und Anordnung. Man könnte aber einwenden, diese Umformung bei Grund und Boden hänge dann doch nicht mit der städtischen Freiheit und Beweglichkeit des Landes zusammen, sondern vielmehr mit der Ordensregel der Cisterzienser, kraft deren zwar der Besitz von Landgütern gestattet war, diese aber vereinzelt liegen sollten, a saecularium hominum habitatione remotae. Und so sind denn Klosterhöfe auch anderwärts die charakteristischen Begleiter der Cisterzienserklöster. Das ist ganz richtig. Ebenso richtig ist aber auch, daß bei keinem andren deutschen Cisterzienserkloster die kolonisatorische Landwirtschaft so entscheidend geworden ist für die ganze kulturgeschichtliche Bedeutung des Klosters wie bei Eberbach. Wer sich davon überzeugen will, der nehme die treffliche Geschichte der Abtei vom Pater Hermann Bär zur Hand: Niemand wird in diesem vor wenigen Jahren erst herausgegebenen Manuskripte eines Eberbacher Mönches des Neuen und Belehrenden mehr finden, als der Historiker der Nationalökonomie. Die erste That des Klosters nach außen war die Gründung jener Musterhöfe, und die vier wichtigsten entstehen schon unter dem ersten Abte (Ruthart 1131 bis 1157). Die sinnreichen und umfassenden Wirtschaftspläne der Mönche würden in einem andren Lande mit bäuerlich gebundener Bevölkerung und gebundenem Grund und Boden gar nicht auszuführen gewesen sein. Schrittweise durch Schenkung, Tausch und Kauf von allerlei Parzellen konnten die Klosterhöfe im Rheingau mit abgerundetem Gut sich umgeben. Es währte z. B. von 1141—1211, bis es gelungen war, den Draisener Hof mit einer ununterbrochenen Feldflur auszustatten; die Erwerbungen wurden, wie Bär nach einem Archivalauszug des letztgenannten Jahres berichtet, von „Edelleuten und Bürgern“ gemacht und

es kam dabei vor, daß es sich um Gewinnung von Parzellen handelte, die bis zu einem, ja zu einem Viertelsmorgen hinabstiegen. Das zeugt nicht nur von der Beweglichkeit, sondern auch von dem Werte des Grundes und Bodens, zwei Eigenschaften, welche in der Regel Hand in Hand gehen, am innigsten aber sich da verbinden werden, wo der Landbau durch die unmittelbare Nähe städtischer Kultur befruchtet ist.

Viertes Kapitel.

Gewerbebetrieb auf dem Lande.

Im Rheingau kommt während des Mittelalters alle mögliche Betriebsamkeit vor: Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Trotzdem fehlt aber gar viel, daß man den Gau volkswirtschaftlich ebenso gut einer Stadt vergleichen könnte, wie nach seinen politischen Rechten.

Der Standpunkt der Gewerbe charakterisiert sich schon durch eine Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den beiden Hauptautoritäten rheingauischer Geschichtsforschung, Bär und Bodmann, besteht. Bär legt nämlich auf das urkundliche Vorkommen vereinzelten Gewerbebetriebs im Lande ein größeres Gewicht als Bodmann zugeben will, und letzterer meint, ein in Eltville auftretender Falkenjäger sei merkwürdiger, als die Manufakturen, deren Bär gedenkt, und selbst ein bei jener Stadt erwähnter pannifex sei nur eine Winterschwalbe gewesen. Nun wird es freilich heutzutage jeder Kenner mittelaltriger Wirtschaftsgeschichte denn doch für merkwürdiger halten, daß im Rheingau ein Goldschmied auf dem Lande (in Hattenheim) arbeitete, daß Zeug- und Waffenschmiede und ein Weber in Dörfern vorkommen, ebenso Gerbereien, Walkmühlen und eine klösterliche Tuchmanufaktur, als daß ein Falkenjäger in Eltville saß, und man muß jene vereinzelten Notizen wohl immerhin als ein seltenes Zeugnis des Hereinragens städtischen Betriebes in überwiegend landwirtschaftliche Arbeit gelten lassen. Allein fänden sich auch doppelt und

dreimal so viele über das Land zerstreute Handwerker in Urkunden erwähnt, so dürften wir doch nicht von städtischem Gewerbewesen reden. Dieses ist im Mittelalter durch die Korporation, die Zunft bedingt, welche in ihrer politischen, sozialen, wirtschaftlichen und militärischen Verfassung aufs innigste mit der Idee der Gemeinde verwachsen ist. Rechte und Freiheiten der Stadt und ihrer Gewerbekorporationen bedingen und tragen sich gegenseitig. Von dergleichen aber ist im Rheingau gar nicht die Rede, und man könnte leichter beweisen, daß das mit wirklichen Stadtrechten ausgerüstete Eltville in diesem Sinne nicht einmal eine vollwichtige Stadt gewesen sei, als daß das ganze Land gewerblich städtischen Charakter gehabt habe. Es war ein Bauernland mit Bürgerrechten und allerlei vereinzeltem und eben darum machtlosem Gewerbebetrieb.

Andrerseits bekundet sich jedoch wieder der Uebergangscharakter des Gaues in einer auffallenden Blüte unmittelbar mit der Bodenproduktion verbundener Hilfsgewerbe. Die Bauern nennen sich Bürger und in den Landwirten lebt ein entschieden industrieller Geist. Der Weinbau streift an sich schon zu Gewerbe und Handel hinüber, und wenn sich hier am Rheine ein kräftig entwickeltes Schiffergewerbe mit dem Weinverkehre verband, so darf uns dies nicht Wunder nehmen. Dagegen staunen wir über die Blüte des Mühlenbetriebs und Mehlhandels in unsrem Gau, welcher doch mit seinem Getreidebau lange nicht den eigenen Bedarf deckte. Die kleinen Rheingauer Bäche sind wie besät mit Mühlen, beiläufig fünfzig an der Zahl, und die Anlage einzelner dieser Bachmühlen läßt sich bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte nachweisen. Abgesehen von der Gunst der vieler Wassergefälle war es die Nähe der beiden großen Fruchtmärkte in Mainz und Bingen, die Verkehrsstraße des Rheines und die gewerbliche Tüchtigkeit der Rheingauer Müller, was dieser Getreideindustrie in dem weinbauenden Lande so breiten Boden schuf. Bär bemerkt nämlich, daß der Mehlhandel hauptsächlich an den Niederrhein und nach Köln gegangen sei, weil man dort

nur wenige Mühlen besessen (die Windmühlen sind neueren Ursprunges) und kein so feines Mehl habe mahlen können. Aus ähnlichen Gründen mag man sich auch das Gedeihen der Gerbereien in einem mittelaltrigen Gaue erklären, der immer an Weide- und Wiesland Mangel litt und nur mühsam und mit allem Aufgebot wirtschaftlichen Scharfsinnes den zur Weinbergsdüngung nötigen Viehstand aufrecht zu erhalten vermochte [1]).

Das Dorf Aulenhausen, durch die Ungunst der Lage von der reichen Bodenkultur der Nachbarorte ausgeschlossen, wandte sich schon so frühe zum Betrieb der Töpferei, daß es von den Ulnern (Töpfern) sogar seinen Namen erhalten haben soll. Und selbst der große Markwald des Rheingaues, welcher geflissentlich gegen den Anbau abgesperrt wurde, mußte in den zahlreichen Kohlenbrennereien wenigstens eine halbwegs gewerbliche Ausbeute liefern. Es gab hier förmliche Köhler-Kolonien, und die Sage erzählt, daß das Grenzdorf Gladbach einer solchen seinen Ursprung verdanke. Dem stolzen Rheingauer Bürger däuchte aber derlei Erwerb zu geringe und er überließ ihn fremden Leuten, die an den gemeinen Rechten und Genüssen des Gaues keinen Teil hatten. Aehnlich fiel das Graben und Verführen von Putzsand und das Schieferbrechen in den angrenzenden Thälern einem

[1]) Bär schreibt in den Diplomat. Beiträgen vom Jahre 1790 die Stallfütterung sei von vermögenden Rheingauer Bürgern und andern Einwohnern schon lange eingeführt. Derselbe Autor gibt uns aber in seiner Eberbacher Geschichte eine Notiz, aus welcher ich wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen einen genaueren Schluß auf das hohe Alter der Stallfütterung im Rheingau ziehen zu können glaube. Die Eberbacher Mönche hatten auf ihrem Klosterhofe zu Leheim (im Gerauer Lande) schon im dreizehnten Jahrhundert Stallfütterung. Da aber die Bewirtschaftung der Eberbacher Klosterhöfe überall nach planvoll zusammenhängender Methode eingerichtet wurde, so läßt sich wohl annehmen, daß die Stallfütterung auch auf ihren Rheingauer Höfen, wo überdies die Natur des Bodens weit mehr hierzu drängte als bei Leheim, im dreizehnten Jahrhundert schon versucht worden sei.

armen und unfreien Volke zu, so daß nicht nur für die Grundform des Bodenanbaues, sondern auch für die bäuerlich gewerblichen Nebennutzungen die Grenze des gefreiten Landes zur Scheidelinie wurde. Dieser Gegensatz ist auch heute noch lange nicht verwischt.

Ein Zeugnis, wie hier alte Anschauungen und Einrichtungen auch bei sonst gänzlich veränderten Zuständen noch immer fortwirken, liefert das hart an der Rheingauer Grenze gelegene, weiland kurpfälzische Städtchen Kaub. Das Schieferbrechen hat sich dort zu einem ordentlichen Bergbau mit ausgezeichneter, weitberühmter Produktion gesteigert. Trotzdem gelten die Schieferbrecher — über 300 Bergleute — neben den altbevorzugten Schiffern noch immer „als glebae adscripti und werden mit Hochmut behandelt" [1]), sie haben es noch nicht zu jener korporativen Organisation gebracht, die anderwärts den Bergmann so entschieden kennzeichnet, besitzen keine eigene Tracht, keine Knappschaftskasse, keine Bergfeste und nur wenig von der bergmännischen Sprache, indes die Schiffer (die „Schiffichen") sich noch immer durch Tracht, Spracheigentümlichkeiten, gemeinsame Feste und stolze genossenschaftliche Abschließung auszeichnen.

Wenn übrigens die Bürger des Rheingaues im Mittelalter der Handwerkerzünfte entbehrten, so gliederten sie sich darum doch in mancherlei Körperschaften, welche wiederum mehr städtischen als ländlichen Charakters sind. Hieher gehören z. B. die mehrere Gemeinden umfassenden sogenannten Kumpanschaften, woraus der Landesheerbann zusammengesetzt war, und welche recht eigentlich die militärische Gliederung der Städtebürger nach Zünften ersetzten.

Einer ganz individuellen Form genossenschaftlichen Verbandes will ich hier aber näher gedenken, weil sie örtlich originell ist und sich in Bruchstücken bis auf diesen Tag erhalten hat. Es sind

[1]) Eigene Worte eines Kauber Pfarrers in Kehreins „Volkssprache und Volkssitte" im Herzogt. Nassau II, 193.

dies die sogenannten Nachbarschaften oder Brunnengesellschaften. Das Alter derselben reicht jedenfalls hoch ins Mittelalter hinauf, obgleich, wie es scheint, ältere schriftliche Statuten als vom Jahre 1607 [1]) bis jetzt nicht bekannt geworden sind. Die Nachbarn gewisser Straßen oder Viertel verbünden sich zur Unterhaltung und Reinigung eines gemeinsamen Brunnens, erwählen alljährlich einen „Bornmeister," legen ein „Bornbuch" an, verpflichten sich dann aber nicht bloß zum Zusammenhalten betreffs des Brunnens, sondern auch zu gemeinsamen Festen, zu Hilfeleistung in allerlei Not und Gefahr, namentlich auch zu gegenseitiger Totenbestattung und zu gemeinsamem Trost im Leide. (Zum letzten ist es auch ein altes Herkommen, daß die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und trinke ein Maß Wein mit demselben zum Troste.") Ein Nachbar soll nicht einmal verreisen, ohne es vorher der „Nachbarschaft" unter Angabe der Ursache zu melden und Urlaub zu erholen, bei Strafe eines halben Viertels Wein. (Die Strafen sind überhaupt fast samt und sonders in Wein ausgemessen.) Am härtesten wird Zank und Streit in den Versammlungen gestraft: der Friedensstörer muß der gesamten Nachbarschaft für diesen Tag die Zeche bezahlen — „wie vor Alters". Diese Korporationen hatten dann auch ihre eigenen Fahnen und Trommeln, ja von „Hacken und Geschütz" ist die Rede, „so gemeiner Nachbarschaft zuständig"; doch sind dies wohl nur Böller zu Freudenschüssen gewesen. Besonders merkwürdig aber ist das Brunnenbuch, in welchem keineswegs bloß Notizen über das Brunnenfegen enthalten sind, sondern es sollen vielmehr „jährlich alle denkwürdigen Sachen darin verzeichnet werden." Und so finden wir denn auch in den von Schunk mitgeteilten Proben, daß diese Brunnenbücher kleine Chroniken gewesen sind und wie auch die Statuten selbst, von der städtischen Bildung jener Bürger auf dem Lande Kunde geben.

[1]) Abgedruckt bei Schunk a. a. O. III, 243. Die „Nachbarschaft" nennt sich damals schon die „uralt Benachbarten".

Gegenwärtig sollen diese Nachbarschaften noch am vollkommensten in Lorch sich erhalten haben, sie kommen aber auch weiter rheinabwärts vor [1]), und das „Bornbuch" besteht noch als „Nachbarbuch"; neben den uralt herkömmlichen Zwecken dienen die Zusammenkünfte jetzt aber auch zur Vereinbarung über Landtags- und Gemeindewahlen, Adressen u. dgl., und hält hier also sogar der Konstitutionalismus mit dem Mittelalter gute Nachbarschaft.

[1]) Kehrein a. a. O. II, 189. Vergl. auch die Frankfurter Brunnenordnung in Lersners Frankf. Chron. II, 10.

Fünftes Kapitel.

Handel und Geisteskultur.

Wie das Gewerbe im Rheingau vereinzelt blieb und ohne politisch korporative Geltung, so auch der Handel. Der Gau hatte handeltreibende Weinproduzenten, aber keine Kaufleute.

Seine größten Handelsherren wären die Eberbacher Mönche gewesen, wenn ihnen die Ordensregel erlaubt hätte, sich anders als mittelbar am Handel zu beteiligen. Die Rheingauer Bürger suchten den nächsten Stapelplatz ihrer Weine außer Landes, in Bacharach, und die Eberbacher Mönche besaßen in Köln eine Hauptniederlage „ihrer entbehrlichen Produkte“, wie Pater Bär vorsichtig sich ausdrückt. Diese entbehrlichen Produkte müssen aber sehr massenhaft gewesen sein; denn zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem fernen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheinthor zu St. Servatius samt daran stoßendem Grund und Boden als Eigentum ab mit der Befugnis, „daß sich die Erbacher nach ihrem Belieben und Bedürfnis anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Thor als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benutzen könnten. Nur behielt sich die Stadt das Recht vor, bei Entstehung einer Fehde daselbst ihre Wachen aufzustellen“ [1]). Der Besitz dieses fremden

[1]) Die Urkunde, auch für die mittelaltrige Städtegeschichte interessant, findet sich abgedruckt in Bärs Dipl. Nachr. Beil. XXVIII. Erst 1595 verkauften die Eberbacher Turm und Thor mit allem Rechte wieder an die Stadt Köln.

Stadtthores blieb durch Jahrhunderte der Stolz des Klosters, und er war in der That ein stattliches Wahrzeichen seiner politischen und Handelsmacht.

Wenn es aber der Rheingau auch zu keiner eigenen Kaufmannsgilde brachte, so entwickelte er doch Handelseinrichtungen, die wieder entschieden auf das Städtewesen hinüberdeuten. Das Land handhabte seine gemeinsame Handelspolizei und Handelspolitik. Das ist durchaus nicht bäuerlich. Sind doch unsre deutschen Bauern heute noch vor allen Ständen wirtschafts- und sittenpolizeilich am meisten vom Staate bevormundet. Sie haben im Mittelalter die Förderung der eigenen Produktion und die Ordnung des Vertriebes ihrer Produkte nicht genossenschaftlich in die Hand nehmen können wie die Städte, und so setzte sich der moderne Staat zum volkswirtschaftlichen Vormund frei gewordener Bauernschaften, weil die hörigen Vorfahren nicht gelernt hatten, ihre Wirtschaft gemeinsam zu ordnen. Aber auch die freien Bauern waren individualistisch und scheuten vor der wirtschaftlichen Korporation zurück, die im Mittelalter allein Schutz und Macht verlieh, wie in unsrer Zeit vor der Association.

Darin unterscheiden sich nun die alten Rheingauer von andren freien Bauern: die Natur des Weinbaues und Weinhandels zwang sie zu gemeinsamen Wirtschaftsmaßregeln und ihre landespolizeiliche Autonomie ermöglichte deren Handhabung. Die ehemaligen Kellervisitationen und die Maßregeln gegen Weinverfälschung [1]), welche uns jetzt als lästiger Zwang erscheinen würden, sind vordem hier auf dem Lande vielmehr Zeichen gemeiner Freiheit und Selbständigkeit gewesen, gerade so wie die

[1]) Die Strafverfügungen gegen Weinfälscher scheinen ursprünglich von den Handelsstädten ausgegangen zu sein. S. Bodmann a. a. O. I. 407 und 409, wo ein Beispiel exemplarischer Bestrafung von Weinfälschern in Köln aus einer handschriftlichen Chronik mitgeteilt wird. Auch wäre das Frankfurter Verfahren gegen Weinfälscher, wie es in Lersners Chronik I, 493 dargestellt ist, hier in vergleichenden Betracht zu ziehen.

Zünfte in der Stadt, die uns jetzt Fesseln und Schranken dünken, weiland Hegestätten der Bürgerfreiheit, ja der Demokratie gewesen sind.

Eine höchst eigentümliche und darum auch oft erörterte Form rheingauischer Handelspolizei begegnet uns auf den Weinmärkten in den sogenannten „Gabelungen." Sie sollen in ihren Anfängen bis ins zwölfte ja ins elfte Jahrhundert hinaufsteigen; genauen Nachweis über das als „altes Herkommen" bezeichnete Verfahren hat uns Niklas Itzstein in seinem 1643 zusammengestellten „Rheingauer Landesbrauch" aufbewahrt. Damit die guten Weine nicht ausschließend von den fremden Kaufleuten gekauft und zu immer höheren Preisen hinaufgetrieben, die geringeren aber entwertet würden und liegen blieben, sortierte man die Ernte ganzer Gemeinden und teilte die Fässer in Lose von je zwei Stück und zwar derart, daß das beste Faß mit dem schlechtesten, das zweitgute mit dem zweitgeringsten und so fort zusammengethan wurde, wobei dann die mittlere Qualität endlich in den mittleren Losen sich vereinigte. Hierdurch waren überall mittlere Werte hergestellt und man konnte einen gleichheitlichen mittleren Preis durch Meistgebot bestimmen; war dieser erzielt, so zog ein jeder Käufer sein Los.

Als einmal in Rauenthal ein gegabeltes Faß liegen blieb und nachträglich von einem Kaufmann in Braunschweig reklamiert wurde, ließ es ihm die Gemeinde nicht eher ausfolgen, bis er von sämtlichen Mitkäufern das Zeugnis beibrachte, daß sie auf das Faß keinen Anspruch machten. Diese Mitkäufer wohnten aber in Walluff, Dortrecht, Schleswig und Minden, und das Gabelungsprotokoll war auch nach Minden gewandert! Darum beschloß man, daß künftighin eine Abschrift des Protokolls am Orte bei Gericht hinterlegt werden solle [1]).

Solche Gabelungen dünken uns jetzt wohl höchst wunderlich; dennoch bekunden sie im Mittelalter und den nächstfolgenden Jahrhunderten eine selbständige und gemeinsame Handelspolitik unsres Gaues, und man prophezeite schlimme Folgen, als sie im achtzehnten Jahrhundert aufgehoben wurden! Sie waren aber thatsächlich in sich selbst zusammengefallen und zwar aus dem Grunde, weil sich die großen Kapitalisten auf eigene Faust davon befreit hatten. Denn der Adel und die Stifter und dann auch die reicheren Bürger nahmen sich die Freiheit vor der Eröffnung des Marktes zu verkaufen und dadurch der für sie am wenigsten erwünschten Gabelung zu entgehen. Wie das große Kapital durch Manufakturen und Fabriken die Zünfte ökonomisch trocken gelegt hat, so sprengte dasselbe auch den genossenschaftlichen Bann des Weinbaues und Weinmarktes.

1) Schunk a. a. O. II, 398.

Uebrigens erstreckte sich die rheingauische Form der Gabelung auch über den Gau hinaus und bestand z. B. in Hochheim und Bodenheim. So sind auch die oben besprochenen „Nachbarschaften" rheinab gewandert bis Bornich, und manche andre Einzelzüge, die ich hier vom Rheingau mitgeteilt, werden sich zerstreut auch in andern benachbarten Rheinorten wiederfinden. Dies stößt aber meinen allgemeinen Satz nicht um, daß die große Summe eigenster Züge in Wirtschaft und Gesittung des Gaues aus dessen politischer Freiheit erwachsen sei. Denn wie der Rheingau ein Uebergangsgebilde von Bürgertum und Bauerntum bot, so gibt es auch benachbarte Rheinorte, welche wieder auf der Uebergangsstufe vom Rheingauer Halbbürger zum vollendeten hörigen Kleinbauern des armen Hinterlandes standen. Es wäre dann eine anziehende Aufgabe des Lokalgeschichtsforschers, nachzuspüren, inwieweit nicht bloß Rheingauer Weinbau, sondern auch rheingauische Sitten und Einrichtungen den Nachbarn zum Vorbilde gedient haben. Nur bei den Ueberhöhern wird man vom einen so wenig wahrnehmen können wie vom andern.

Ich könnte die Erörterungen noch nach zwei Seiten weiter führen: Kunst und Wissenschaft wurden im Rheingau mannigfach gepflegt; dennoch ist das Land als solches kein Herd eigenartiger Geisteskultur gewesen. Von Kiederich und Eltville bis

Lorch ist der Gau bedeckt mit einer Reihe zum Teil ausgezeichneter Denkmale romanischen und gotischen Stiles, und die Fülle und Zierlichkeit derselben sticht auffallend ab gegen die Dürftigkeit und Roheit der wenigen mittelalterigen Ueberbleibsel, welche der angrenzende Ueberhöher Landstrich, ja selbst die Nachbargegend der gesegneten Königshundrete aufzuweisen hat. Manche altberühmte deutsche Stadt besitzt nicht so viele und schöne Kunstdenkmale wie der Rheingau. Allein, daß künstlerischer Geist die Bürger beseelt habe, daß die Kunst ihr Eigentum gewesen oder geworden sei, wird niemand darzuthun vermögen.

Leichter wäre der Beweis des Gegenteils, für welchen schon die Thatsache einen Fingerzeig gibt, daß der Gau kein selbständiges Gewerbeleben kannte, welches im Mittelalter überall der Kunstbetriebsamkeit zu Grunde liegt. Es bildet auch der Gau keine maßgebende Architekturzone, sondern nur einen Ausläufer der Mainzer Kunstrichtung und war hier, wie auf andern Gebieten höherer Geisteskultur, eine Vorstadt von Mainz.

Gelehrte und litterarisch thätige Kleriker zählt der Rheingau nicht wenige während des Mittelalters; Jakob von Eltville (um 1350) und Rudolf von Rüdesheim (um 1470) haben sogar zwei rheingauische Ortsnamen berühmt gemacht in der mittelalterigen Geschichte der Theologie, allein das Wirken des einen gehörte seinem Kloster, Eberbach, des andern der Universität Heidelberg und niemand wird vor den vielen kleineren Gelehrten, welche Eberbach schon frühe unter seinen Mönchen aufführt, einen Schluß auf den wissenschaftlichen Geist der Rheingauer zu ziehen wagen.

Um so bedeutsamer erscheint im Gegenteil die Thatsache, daß zu einer Zeit, wo in den wirklichen Städten ein echt bürgerliches Bildungsleben mit frischesten Trieben aufsproßte, die Rheingauer Kulturgeschichte fast nur von theologisch gelehrten Mönchen zu erzählen, und andrerseits den Mangel an Schulen und den schlechten Zustand der wenigen vorhandenen zu rügen weiß (S. Bodmann I. 426 f.).

Auch der zahlreiche Adel des Gaues, obgleich er in der Periode der ritterlichen Kunst des dreizehnten Jahrhunderts schon fröhlich blühte und überhaupt ein glänzendes und äußerlich verfeinertes Leben geführt zu haben scheint, hat uns keine Zeugnisse hinterlassen, daß ihn ein ähnlicher künstlerischer Geist emporgehoben habe, wie die Ritterschaften Oberfrankens, Schwabens, Bayerns und Allemanniens.

Die Bürger waren Weinbauern, aufgeweckt durch ihre Freiheiten, regsam in der Bodenkultur, politisch ebenso fortschrittslustig wie das tonangebende Mainz, weit mehr als andre Bauern an städtische Bedürfnisse und städtischen Luxus gewöhnt, aber ohne den Ernst und die Tiefe einer gesammelten städtebürgerlichen Schule und Zucht des Geistes. Dieser uralte Gegensatz ist sicher eine Quelle der schon frühe beklagten materiellen und äußerlichen Sinnesart der Rheingauer, wie sie sich so leicht bei sozialen Uebergangsexistenzen einzustellen pflegt.

Im Mittelalter waren Stadt und Land durch das Recht unterschieden, während sich dieser Unterschied in unsrer Zeit in einen bloß wirtschaftlichen und sozialen umgesetzt hat. Trotzdem sehen wir, daß ein Landstrich, dessen Bewohner städtische Rechte und Freiheiten genossen, auch im Mittelalter immer nur halbwüchsig blieb, ein Bauernland mit Bürgerrechten, weil die Form der Siedelung, der Wirtschaft und der Gesittung, d. h. der soziale Gesamtcharakter, nicht städtisch geworden war. Und lassen sich die wichtigsten Rechtsunterschiede der alten Stände nicht überhaupt auf letzte wirtschaftliche Voraussetzungen zurückführen?

Andrerseits wird es aber auch dem Ohre des Rheingauers befremdend klingen, wenn ich sein Land ein Bauernland nenne. Und dieses Befremden ist berechtigt, ja ich bekenne selbst, daß meinem eigenen Ohre die Worte „Bauernland" und „Rheingau" nicht recht zusammenstimmen wollen. Allein ich weiß kein andres Wort, welches ein Land der überwiegend landwirtschaftlichen Kultur bezeichnete, die freilich hier von alters her getragen und

durchdrungen war von industriellem und kaufmännischem Geiste; von einem Geiste, der seinen Rückhalt fand nicht in einem hörigen und auch nicht in einem nach alt germanischer Weise freien Bauerntum, sondern bei Bodenbauern, die von der Stufe uralt bäuerlicher Gemeinfreiheit zu städtebürgerlichen Freiheiten aufgestiegen waren.

Die Kulturgeschichte des Rheingaues lehrt uns, wie die Entwickelung eigenartiger Wirtschaftsformen im Mittelalter mit Rechten und Freiheiten des Volkes innig zusammenhängt; sie lehrt uns aber auch, daß die Sitten des Volkes nicht nivelliert, sondern im Gegenteil recht fest und scharf geprägt wurden durch das reichste Maß politischer Freiheit. Der Rheingau hatte und hat seine eigene Mundart, seinen besonderen charaktervollen Sittenkreis, seine auszeichnende politische Farbe, seine unterscheidende Bildungsatmosphäre. Wenig erbaut vom sozialen Konservatismus der Bauern, hat man auf liberaler Seite behaupten wollen, das treue Festhalten des Landvolkes an örtlich abgegrenzten Sitten, sei die Folge eines Stumpfsinnes, gezeugt von alter politischer Unfreiheit und Unterdrückung. Allein gerade die freiesten Bauernschaften an unsern nordischen Meeresküsten, wie in den Alpen und hier am Rheine sind auch in ihren Sitten die originellsten und ausdauerndsten gewesen; nur muß man freilich bei den Sitten noch etwas Tieferes denken als an Rock und Hosen und Hochzeiten und Leichenschmäuse. So haben auch nicht die landesherrlichen Städte, sondern die Reichsstädte, und unter diesen wieder hervorragend die mächtigsten, selbständigsten und reichsten, ein eigentümliches Sittengepräge des Bürgertumes bewahrt bis auf diesen Tag. Und wenn der Rheingau doch auch wieder mehr verloren hat von seinem ursprünglichen Volkscharakter, als z. B. die freien Bauernländer der Schweiz oder der Nordseemarschen, so geschah dies in jenen Jahrhunderten, welche ihm das alte Recht Stück für Stück raubten, und das halbstädtische Land rettungslos hinabzogen in den allgemeinen Verfall des deutschen Städtewesens.

V.

Eine geistliche Stadt.

(1866.)

Erstes Kapitel.

Einleitung.

1. Die Bischofsstadt Freising.

Eine geistliche Stadt — so nenne ich Freising. Damit ist freilich noch nicht viel Unterscheidendes gesagt; denn es gibt auch außerdem geistliche Städte genug in Deutschland und darunter größere und berühmtere. Allein eine geistlichere Stadt unter unsern geistlichen Städten gibt es schwerlich. Darum nehme ich jenes Beiwort hier im engen, gesteigerten Sinne und präge es dadurch zu einem unterscheidenden, für unsre Stadt besonders charakteristischen Worte.

Müßte man nicht heutzutage gar zart sprechen, so würde ich noch kürzer und stilvoller geschrieben haben: „eine Pfaffenstadt" — in der guten Bedeutung des alten Sprachgebrauches.

Was Freising war und teilweise heute noch ist, das wurde es durch den Klerus. Freising ist berühmt in der deutschen Geschichte, aber doch nur durch seine Kirche und Schule, durch seine Bischöfe und geistlichen Gelehrten. Als Hauptstadt der Diöcese lag es vortrefflich; als Landeshauptstadt des Hochstiftes höchst ungünstig, am äußersten Nordsaume eines zerstückten zum Teil weit entfernten Gebietes. Der Bischof konnte bequem seinen Sprengel beherrschen, aber die Stadt beherrschte kein Land. Der Freisinger Domberg ragt, auf viele Meilen sichtbar, weit über die endlose Ebene bis zu den fern aufschimmernden Alpen; die Stadt liegt versteckt hinter dem Berge. Volkreich, politisch

groß, selbständig in der Macht des Bürgertums ist sie niemals geworden, sie besaß kein reiches Patriziat, keine trutzigen Zünfte, kein eigenartiges Gewerbe, keinen bedeutenden Handel, keine erhebliche Wehrkraft, und die Kriegsgeschichte Freisings ist überwiegend eine Leidensgeschichte.

Freising hat seine eigentümliche Rechtsentwickelung; sie wurde aber nicht, wie anderwärts, im Kriege gegen die Bischöfe und im Streben nach reichsstädtischer Selbständigkeit gewonnen, sondern auf friedlichem Wege und großenteils durch die Bischöfe.

Die klerikalen Einflüsse umschlangen und durchdrangen das bürgerliche Leben Freisings aller Orten. Und zwar gilt dies alles nicht bloß vom Mittelalter, sondern auch von den folgenden Jahrhunderten bis zur Säkularisation. Ja selbst auf unsre Zeit ist noch ein Schattenbild jener alten Zustände übergegangen, schattenhaft gegen sonst, aber doch deutlicher als bei fast irgend einer andern modernen weiland geistlichen Stadt.

2. Andre Bischofsstädte.

Ein Blick auf andre deutsche Bischofsstädte möge zeigen, daß ich nicht zu viel gesagt, indem ich Freising den besonders reinen und ausschließenden Typus der geistlichen Stadt beilege.

Das heilige Köln war neben seiner Heiligkeit zugleich auch Quartierstadt der Hansa, handelsmächtig, und wenn man im Mittelalter von den „Herren von Köln" sprach, so dachte man dabei nicht an die Geistlichen, sondern an die Kaufleute und Tuchmacher, welche sich wohl auch eines Kampfes mit dem Erzbischof getrauten. Trier, als älteste Stadt Deutschlands, blickte fast stolzer noch auf seine heidnische Urgeschichte als auf den Glanz seiner Bischöfe, es rang mit ihnen um reichsstädtische Freiheit, die es auch durch drei Jahrhunderte nahezu besessen hat. Das goldene Mainz, das deutsche Rom, stand an der Spitze des rheinischen Städtebundes, seine herausfordernd selbständige und lebenslustige Bürgerschaft war zur Zeit des Erzbischofs Siegfried so wenig wie in den Tagen der Klubbisten dem Klerus besonders

unterwürfig, und auch ohne die Residenz des vornehmsten geistlichen Reichsfürsten würde Mainz doch immer als Rheinfeste und Rheinhafen bedeutend gewesen sein.

Andre berühmte deutsche Bischofssitze sind berühmter noch als Kaiserstädte, oder sonst hervorragende Schauplätze der Reichsgeschichte, wie Speyer, Paderborn, Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Regensburg, Augsburg, wozu sich meistens dann auch die politische Selbständigkeit der Stadt, Kämpfe der Bürger mit den Bischöfen und eigene, mitunter überwiegende Handels- und Gewerbemacht gesellen. Und obendrein sind alle die eben genannten Städte schon im sechzehnten Jahrhundert ganz oder teilweise protestantisch geworden.

Im deutschen Norden bietet wohl nur noch Münster eine wirkliche Parallele zu Freising. Geistlich schon nach dem Sinne seines Namens, trägt Münster in seiner baulichen Physiognomie wie in seiner Geschichte entschieden das Gepräge der geistlichen Hauptstadt. Allein eben diese Geschichte zeigt zugleich durch Jahrhunderte das Schauspiel des Ringens der Bürger nach reichsstädtischen Rechten und nach Abschüttelung der landesherrlichen Gewalt des Bischofs. Den endlichen Sieg gewann der Bischof nach dem Siege über die Wiedertäuferei, bei welcher sich Münster nicht eben ganz korrekt geistlich bewährt hatte. Münster ist zudem nicht bloß als geistlicher, sondern überhaupt als städtischer Mittelpunkt Westfalens bedeutend, dann als ein Sitz des westfälischen Adels, dessen patrizische Häuser mit den klerikalen Gebäuden wetteifern; man würde Münster zu wenig thun, wollte man es schlechtweg eine geistliche Stadt nennen.

Im Gegensatze zu den bischöflichen Großstädten, welche allesamt über die bloß geistliche Stadt hinausgewachsen sind und zu den ehemaligen Bischofssitzen unsres protestantischen Nordens gibt es nun allerdings einige Städte im katholischen Süd- und Mitteldeutschland, die mit Freising im rein geistlichen Charakter zu wetteifern scheinen: Salzburg, Passau, Eichstädt, Bamberg, Würzburg, Fulda.

Allein Salzburg hatte seine bürgerlichen und seine Reformationskämpfe, die Freising nicht kennt, Salzburg war als Landeshauptstadt eines Gebietes von 174 Quadratmeilen ein so hervorragendes politisches Zentrum, wie es Freising niemals werden konnte. Passau, das Donau-Koblenz, würde durch seine handelswichtige Festungslage auch dann einer der notwendigsten Städtepunkte Oberdeutschlands gewesen sein, wenn niemals ein Bischof dort gesessen hätte. Aehnlich Bamberg und Würzburg, zwei durch die Natur der Bodenplastik vorgezeichnete Städte, welchen der Keim selbständiger wirtschaftlicher Entwickelung für alle Zeit schon geographisch verbürgt ist. Nur Eichstädt und Fulda rücken dem Charakter Freisings sehr nahe: wo man sie überhaupt nennt unter den deutschen Städten, da thut man's wegen ihrer geistlichen Geschichte. Eichstädt ist aber doch nur ein Bischofssitz untergeordneteren historischen Ranges, und wenn Fulda in ältester Zeit Freising überragt durch seine klerikale Kulturmacht, so hat es dieselbe doch nicht so lange und andauernd zu steigern und bis nahe zur Gegenwart zu behaupten gewußt.

Man sieht aus alledem, daß ich das Beiwort „geistlich" bei Freising schon unterstreichen darf. Vielleicht drücke ich mich noch deutlicher aus durch den Vergleich mit einer slavischen Stadt, die gleichfalls eine unterstrichen geistliche ist, mit Gnesen. Diese Stadt der Kirchen versetzt uns sofort auf den Boden kirchlichen Lebens, so wie wir nur den Namen hören und mag wohl nahezu ein polnisches Freising sein. Und dennoch ist mir selbst Gnesen nicht ganz geistlich genug zur vollständigen Parallele. Die Krönungsstadt der polnischen Könige, weckt sie in dem Polen auch politisch-nationale Erinnerungen, und wenn in dem Nationalheiligtum ihres Domes der Leib des hl. Adalbert ruht und verehrt wird, so führt dieser Name zugleich auf die Adalbertsmesse, welche Gnesen periodisch wenigstens eine profane Handelswichtigkeit verleiht, wie sie Freising niemals besessen hat.

In dem Vorgesagten glaube ich aber nicht bloß mein Beiwort Freisings flüchtig erläutert, sondern auch angedeutet zu haben,

was ich im Grunde will mit diesem Aufsatze. Ich will nichts weiter als eben dieses notwendige Beiwort rechtfertigen. Ich will weder eine Ortsbeschreibung noch eine Geschichte der Stadt geben, sondern lediglich die Charakterskizze einer geistlichen Stadt wie sie sich in Freising als dem reinsten Typus einer großen Gattung spiegelt. In Bayern weiß man trefflich Bescheid über Freising; auswärts kennen gelehrte Leute den Meichelbeck, allein Meichelbeck ist doch nicht Freising. Das überreich zu Tage liegende Material der freisingischen Schriften war mir übrigens nur Mittel zum Zweck. Mein Hauptstreben zielte, nationalökonomisch gesprochen, vielmehr auf Stoffverarbeitung als auf den Rohstoff. Das Einzelbild dieser Stadt sollte dem Leser unvermerkt als ein Gattungsbild aus dem Rahmen treten, nicht als ein Beitrag zur bayrischen Ortsgeschichte, sondern als eine Studie zur vergleichenden Kenntnis des deutschen Städtewesens.

3. Klerikale Litteraturquellen.

Der schulgerechte Autor stellt „Litteratur" an die Spitze seiner Abhandlung, das heißt ein Verzeichnis der Bücher und Handschriften, die er benutzt hat oder hätte benutzen sollen. Ich beginne hier gleichfalls mit Litteratur, aber nicht um meiner Arbeit einen gelehrten Strich zu geben, sondern weil die reiche freisingische Speziallitteratur in ihren bloßen Büchertiteln und Autornamen schon zum lebendigen Bilde wird und uns unmittelbar auf den geistlichen Boden versetzt, der die Stadt und ihre Geschichte trägt.

Im Bibliotheksaale bereits umweht uns geistliche Luft, so wie wir über Freising forschen; fast alle Hauptautoren von der ältesten bis zur neuesten Zeit sind Geistliche gewesen, und der Bibliothekar kann bei den meisten Schriften zur Geschichte Freisings in Verlegenheit geraten, ob er dieselben unter der Rubrik historia schlechthin in seinen Katalog eintragen oder sie zur historia ecclesiastica ausscheiden soll. Die umfassendste oder doch mindestens am sorgsamsten und selbständigsten gepflegte

Sammlung der Frisingensia befindet sich dementsprechend auch in geistlichem Besitze, in der domkapitel'schen Bibliothek zu München.

Eine Geschichte der Stadt Freising ist noch nicht geschrieben; um so fleißiger schrieb man die Geschichte der freisingischen Bischöfe. Wie ein Heiliger (Korbinian) das Bistum gründete (724) und ein andrer Heiliger (Bonifacius) dasselbe zu einem ständigen Bischofssitze erhob (739), so beginnt auch die Speziallitteratur Freisings mit einem Heiligenleben, der Biographie Korbinians von Aribo. An dem Faden der Biographie der Bischöfe spinnt sich die Geschichte Freisings weiter und aus der Perspektive des Domberges können wir dann gelegentlich auch die Entwickelung der Stadt beobachten. Ganz ähnlich findet sich's anderwärts bei den echten Residenzstädten weltlicher Fürsten. Nicht bloß die Geschichte, auch die Geschichtschreibung der Stadt wird von der Fürstengeschichte aufgesogen; in den Reichsstädten dagegen ist der fruchtbare Keimboden der bürgerlichen Städtechroniken.

Unter den Vertretern der historischen Litteratur Freisings erscheinen Bischöfe, Mönche, Domherren, Dompröpste, ein Domdechant, ein Kaplan, geistliche Professoren und Priester andrer Grade. Nun wäre es eben nichts Besonderes, wenn im früheren Mittelalter bloß Geistliche über diesen geistlichen Fürstensitz geschrieben hätten; allein auch zur Zeit der Renaissance (Veit Arenpeck und Joh. Freiberger) und im achtzehnten Jahrhundert (Meichelbeck) herrschen die geistlichen Federn. Ja man kann sagen, bis zur Säkularisation ist keine namhafte selbständige Schrift über Freising erschienen, die nicht entweder einen geistlichen Herren zum Verfasser hätte, oder in den wenigen Ausnahmefällen mindestens solche Laien, die wie Joachim Haberstock als Schulmeister, wie Georg Philipp Finkh als Kammerdiener, Rat und Sekretär, wie Joh. v. Prey als Hofkammerdirektor, oder wie Hoheneichner als Archivar in Brot und Würden des Bischofs standen. Auch nach der Säkularisation bis zur Gegenwart waren es überwiegend Geistliche, welche sich mit selbständigen Beiträgen zur Geschichte Freisings beschäftigten.

Die historische Litteratur Freisings gliedert sich sehr einfach in drei Perioden. Die erste geht vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert und umfaßt lauter Bücher, welche nebenher Beiträge zur Geschichte von Freising liefern, obgleich ihr Hauptinhalt weder auf eine Geschichte der Stadt noch des Bistums gerichtet ist. Hierher gehört der Bischof Aribo (764—784) mit dem Leben des hl. Korbinian; der Mönch Kozroh mit seinem von 810—848 auf Befehl eines Bischofs (Hitto) verfaßten Schenkungsbuche, liber traditionum antiquus; Bischof Otto I. (1138—58) mit seiner Chronik und dem Buche de gestis Friderici primi; der Domherr Radevich (oder Ragewin) mit der Fortsetzung der letztgenannten Schrift; ein andrer freisingischer Domherr des zwölften Jahrhunderts, Conradus Sacrista, als Verfasser eines weiteren Schenkungsbuches (des vierten nach Meichelbeck), und endlich auch ein Laie, der Notar Ruprecht mit seinem Stadtrechtsbuch von 1328 [1]). Ruprecht hat seine Ausnahmestellung als schreibender Laie in der geistlichen Stadt, wo sonst nur Kleriker die Feder führten, wie es scheint, selber empfunden: denn er sagt im Epilog des Buches:

„Es ist geschriben aus aines layen mund:
„Ruprecht von freysing ist er genanntt" ꝛc.

Doch war es in unserm Jahrhundert wiederum ein Geistlicher, Westenrieder, der die erste Ausgabe des Rechtsbuches besorgte [2]) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat [3]).

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Säkularisation: sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lektüre dieser Chroniken mutet uns an wie der

[1]) Litteratur darüber bei Gengler, „Quellengesch. des in Bayern geltenden Privatrechtes".

[2]) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

[3]) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

Gang durch eine Ahnengalerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bistums. Zu diesen Bischofschronisten zählt im fünfzehnten Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh[1], im sechzehnten der Domherr Johannes Freiberger[2], welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhundert noch fünf weitere anonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen[3], die mit Ausnahme der Beiträge Finkhs wohl sämtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Peter Kaindl, dem Kanonikus Schmidt, dem Benefiziaten Waltl († 1848) u. a., bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirektor Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren![4]

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie[5], und im achtzehnten Jahrhundert wurde die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang“ (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften[6]. Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säkularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch notdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für keinen mehr; — es waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

[1] De gestis episc. Frising. abgedr. in Deutingers Beitr. III.
[2] Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.
[3] Beschrieben von Hoheneichner im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.
[4] In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.
[5] Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I.
[6] Abgedruckt bei Deutinger I.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbecks Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bistumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Leserkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus ins Auge faßte. Meichelbeck, der Benediktiner und freisingische geistliche Rat, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Kurialist“. Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppeljubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Oertlichkeiten des Bistums Freising“) scheint ein Geistlicher, der Benediktiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu sein. Die Biographie Meichelbecks, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734), steht aber wiederum in einem geistlichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Kosten des Benediktbeurner Klosters. Auch ist jener Bischof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geistlichen Historikern Freisings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abschreiber und Retter von Urkunden und wegen seiner Randglossen zu mehreren handschriftlichen Chroniken der Bischöfe[1].

Die dritte Periode freisingischer Geschichtslitteratur (im neunzehnten Jahrhundert) hat viel älteres Material gesichtet, veröffentlicht, vervollständigt, aber auch wesentlich Neues dazu gewonnen. So gab Baumgärtner, ein Geistlicher, den deutschen Auszug von Meichelbecks Geschichte neu heraus (1854) und führte die Chronik bis zur Gegenwart. Hoheneichner (weiland fürst-

[1] S. Deutinger S. 7 und 9. Hier verdient auch der Kanonikus F. A. Schmidt als Verf. der Hauptmatrikel des Hochstiftes (1738—40) genannt zu werden.

bischöflicher Hofrat und Archivar) sammelte mannigfache monographische Beiträge. Vor allen aber machte sich Dompropst Martin v. Deutinger verdient durch den Abdruck so vieler älteren Quellenwerke in seinen „Beiträgen zur Geschichte 2c. des Erzbistums München und Freising“ (1850 ff.)[1]). In diesem reichen Sammelwerke gab dann Gentner, ein Geistlicher, die Geschichte des Klosters Weihenstephan (Bd. VI S. 1—350), welche uns in immer weiterer geistlicher Perspektive wiederum auf eine eigene Mönchschronikenlitteratur zurückweist.

Nach zwei Seiten hat unsre Zeit aber auch neue Themen freisingischer Spezialforschung angeschlagen: in der Kunst- und Rechtsgeschichte.

Zwei Geistliche, der Domdechant v. Heckenstaller[2]) und der Exbenediktiner Gandershofer[3]) erinnerten zuerst wieder in besonderen Schriften an die hohe monumentale Bedeutung des Freisinger Domes. (Heckenstaller, der in seiner Vielgeschäftigkeit als Kleriker, Architekt, Wasserbaukommissär, Archivar, Schriftsteller und Kunstdilettant uns schon persönlich so recht in das gemütliche Treiben einer kleinen geistlichen Residenzstadt versetzt, hat dann auch wieder einen geistlichen Biographen gefunden in dem Domkapitular Schwabel[4]). Was Heckenstaller und Gandershofer nur erst angeregt, das führte ein dritter Geistlicher aus, Professor Sighart: er gab uns umfassende Kunde von sämtlichen Kunstschätzen Freisings und sicherte ihnen die gebührende Stelle in der bayrischen und deutschen Kunstgeschichte[5]). Selbst

[1]) Auch D.s Herausgabe der älteren Matrikeln des Bistums F., 1849 und 1850, ist hier zu erwähnen.

[2]) Dissertatio historica de antiquitate .... cathedralis Frising., 1824.

[3]) Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freising, 1824.

[4]) Lebensskizze 2c. Heckenstallers, 1833.

[5]) Der Dom zu Freising, 1852. Mittelalt. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising, 1855. Geschichte der bildenden Künste in Bayern, 2 Bde., 1862.

sehr bedeutende auswärtige Forscher hatten bis dahin wenig Notiz genommen von den Denkmalen unsrer Stadt; beispielsweise ist in der ersten Auflage von Kuglers Kunstgeschichte (1841), die sonst so fleißig dem einzelsten nachspürt, nicht einmal der Name Freisings genannt.

Bei den rechtsgeschichtlichen Studien aus der freisingischen Geschichte treten nun freilich überwiegend juristische Schriftsteller in den Vordergrund, v. Maurer, Häberlin, Gengler, Föringer u. a. Allein Häberlins „Systematische Bearbeitung der in Meichelbecks Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung“ ist wenigstens, wie schon der Titel besagt, durchaus auf das urkundliche Material des gelehrten Benediktiners gebaut, und jene Schriften bieten überhaupt vielmehr Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte aus freisingischen Quellen, als Beiträge zur Geschichte Freisings.

Ich könnte meinen Hinweis auf die weit überwiegende Beisteuer geistlicher Federn zur freisingischen Speziallitteratur noch weiter ausspinnen. Schrieb doch sogar ein Geistlicher (Sighart) ein freisingisches „Eisenbahnbüchlein“, als die bayrische Ostbahn eröffnet wurde. Schwerlich dürfte eine andre deutsche Stadt ein ähnliches Eisenbahnbuch besitzen, denn es belehrt nicht etwa über die besten Wirtshäuser, sondern über die Kirchen- und Kunstdenkmale in Freising und längs der nächsten Bahnstrecken von den Kirchen in Feldmoching und Milbertshofen bis zum Dome hinauf.

Man ersieht aus alledem: der gelehrte Berg von freisingischen Geschichtsbüchern ist fast durchaus ein geistlicher Berg, so gut wie der wirkliche „gelehrte Berg“, welcher Schloß und Dom trägt, und die trockene Ueberschau bloßer Büchertitel wird an sich schon zu einem kulturgeschichtlichen Bilde, darin sich die geistliche Physiognomie der alten und neuen Stadt in klaren Zügen spiegelt.

Zweites Kapitel.

Der Freisinger Domberg.

Das alte Freising liegt hinter dem Domberg und neben dem Klosterberg von Weihenstephan. Es wird im Nordosten und Südwesten von drei Klöstern in der Flanke gepackt, von Neustift, Weihenstephan und St. Veit, und gegen Süden steht ihm der Domberg vor der Nase. Nur den Rücken — nordwestlich — hatte die Stadt frei; dort grenzt keine dominierende geistliche Besitzung. Dort öffnet sich aber auch keine große Verkehrsbahn: von Südwest nach Nordost flutete das Leben, nach Nordwest trägt man die Toten schon seit dreihundert Jahren zur Ruhe. Hier, an der Rückseite der Stadt, öffnete sich kein Hauptthor, hier drängten sich viele kleine Häuser und unbedeutende Straßen an die Mauer, und eine lange Zeile neuer Tagelöhnerhäuschen, welche seit einigen Jahren über den alten Stadtbering hinausgewachsen sind, bezeugt uns, daß auch heute noch auf dieser Seite die Stadt zum Lande übergeht.

Das weithin sichtbare landschaftliche Wahrzeichen Freisings sind die zwei geistlichen Berge: Weihenstephan und der Domberg. Beide sind sehr mäßig hoch, der eine erhebt sich nur 152, der andre nur 100 Pariser Fuß über den Isarspiegel, allein beide herrschen, nicht nur weil sie die höchsten Punkte sind, sondern weil sie zugleich mit ihren breiten, langgestreckten Rücken für feste, abgeschlossene und ausgedehnte Besiedelung Raum boten. Welches ganz andre Gesicht würde die Stadt gewonnen haben, wenn sie

sich, statt in eine Thalenge geklemmt zu bleiben, über den Domberg und gegen die Höhe von Weihenstephan hinauf ausgebreitet hätte; allein wie ganz anders müßte auch die Geschichte Freisings gewesen sein, damit dieses hätte geschehen können!

Ein jeder der beiden Berge hat seine Vorzüge und beim abwägenden Vergleichen ihrer Lage thut einem die Wahl wehe. Doch haben die Bischöfe klug gewählt, als sie sich auf dem Berge festsetzten, welcher die natürlichen Straßenlinien zu Wasser und zu Land und folglich die Stadt beherrscht, und die Mönche, als sie die Höhe behielten, welche für Garten und Feld und also auch für die Herrschaft über das umliegende Kulturland den günstigen Raum bot.

Die größten und reichsten Erinnerungen der Sage und Geschichte ruhen nicht auf dem Thale, auf der Stadt Freising, sie haften an den beiden Bergen. Dort hinauf blicken wir zuerst beim Aufsuchen von Römerspuren wie von sagenhaften oder historischen Zügen aus der Zeit des Frankenkönigs Pipin oder der alten bayrischen Herzoge. Das Wirken Korbinians in Freising bewegt sich wesentlich zwischen den beiden Höhen, und der Weg, welchen er zur Gründung des Bischofssitzes genommen, ist auch örtlich bezeichnet durch den Weg, welcher sich vom östlichen Rücken des Weihenstephaner Berges hinüber zum Domberge zieht, gleich einer Reihe von Stationen mit Erinnerungsmalen seines Namens geschmückt. So stehet auch der Baum, an dessen Grünen oder Absterben der Volksmund Gedeihen oder Untergang der Stadt Freising knüpft, die uralte Korbinianslinde, nicht unten bei der Stadt, sondern auf dem Osthange des Weihenstephaner Berges. Im Jahre 1865 ist die Linde ausgebrannt und man gab sie schon verloren, aber im selben Jahre fingen die geretteten Aeste auf dem inwendig verkohlten Stammesrumpfe dennoch wieder zu grünen an, und man will selbst die damals herabgestürzten Holzstücke in einem andern Sinne dauernd lebendig erhalten, indem man Statuen des hl. Korbinian daraus zu schnitzen gedenkt.

Seit dem achten Jahrhundert und dann durchs ganze Mittelalter und herauf bis zur Gegenwart sind die beiden Berge überwiegend die Träger der historischen Bedeutung Freisings, und zwar ging auch die Geschichte denselben Weg, wie der hl. Korbinian: sie zog von Weihenstephan mehr und mehr zum Domberge als der geschichtlich steigend wichtigeren Höhe. Wie aber Korbinian auf jedem der beiden Berge bereits eine Kirche vorfand[1]), so sollen die zwei Berge sogar in germanischer Urzeit schon eine Art geistlicher Berge gewesen sein. Wenigstens nach einer sprachlichen Hypothese, von der ich durchaus nicht behaupten will, daß sie stichhaltig sei; ich wünsche nur, sie wäre stichhaltig. Jedenfalls ist sie Wasser auf meine Mühle und nicht schlechter als viele andre. Weihenstephan hieß ursprünglich Tetmons, das erklärt man für den Berg des Teut und Freising soll von einer Kultusstätte der Freya auf dem Domberge seinen Namen tragen[2]). Jedenfalls hat der Name Freisings mit oder ohne Freya einen alten geistlichen Klang. Das bedachten sogar die Freisinger Illuminaten des achtzehnten Jahrhunderts, welche Freising „Theben" nannten, die Stadt der Osiris, die Stadt der Priester, der Tempel und der Gräber — an der Mosach.

Uebrigens gibt es eine noch viel wunderlichere Deutung des Namens Freising als von der Göttin Freya. Nach dem oft citierten Ausspruche des Aeneas Sylvius, welcher auf eine Stelle im Leben des hl. Maximilian zurückführt, hätten die Römer den Ort Fruxinium oder Frixinia genannt von seiner fruchtbaren Lage[3]). Nun hat diese Fruxinia scheinbar gar nichts zu schaffen mit dem geistlichen Berge, von welchem ich hier handeln will, dennoch führt auch sie mich auf denselben, wie man in Freising

[1]) Vita S. Corb. bei Meichelbeck I.

[2]) Letzteres bei Sighart, Dom zu F. Tetmons wird in vielen Büchern als Berg des Teut erklärt. Schmeller gibt die ohne Zweifel beste Ableitung des Namens Freising von dem Eigennamen „Frigiso".

[3]) Eine andre Auslegung dieser alten Namensformen bei Meichelbeck I.

eben immer wieder auf den Berg geführt wird. Der Eindruck der Fruchtbarkeit ist bei der Freisinger Landschaft doch nicht gerade so überwältigend, daß man aus demselben den Charakternamen des Ortes schöpfen möchte, allein die beiden geistlichen Berge schmückt allerdings eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit und uralt hohe Kultur des Bodens. Die Südseite des Dombergs war früher großenteils ein Weingarten, welcher am Fuße des Abhangs in Obst-, Gemüse- und Blumengärten überging. Dieser freisingische Weinbau ist bereits vom hl. Korbinian begründet worden und folglich die Rebenkultur an unsern Isarhöhen um volle hundert Jahre früher historisch beglaubigt als bei irgend einer der hochberühmten Lagen des Rheingaues. Wäre es aber nicht gerade ein Heiliger gewesen, der hier die ersten Reben gepflanzt und ein Bischof — Aribo — welcher ihm das Zeugnis darüber ausgestellt hat, so würden wir vom freisingischen Weinbau des achten Jahrhunderts vermutlich ebensowenig wissen wie vom rheingauischen. Obgleich nun der Weinberg, auf Merians Bild von 1642 noch sichtbar[1]), längst verschwunden ist, so breitet sich doch noch immer ein äußerst fruchtbares Gartenland über einen Teil des Domberges und an den sonnigen Mauern der obersten Terrasse reift neben der Traube sogar die Feige, trotz der absoluten Höhe von 1471 Pariser Fuß. Wer also etwa geradenwegs durchs Erdinger Moos oder über die Garchinger Heide hierhergegangen ist, dem mag es da droben schon nach Fruxinia aussehen. Aehnlich bei Weihenstephan, wo das hochkultivierte Staatsgut der landwirtschaftlichen Schule als das eigentlich moderne Fruxinium aus dem alten Klostergute erwachsen ist.

Der Domberg überragt aber die zu Füßen liegende Stadt und ihr Gebiet nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch

[1]) Merian, Topogr. Bav. S. 20 ff. druckt eine ihm aus Bayern zugesandte Beschreibung F.s ab, die weit brauchbarer ist, als die meisten seiner übrigen Texte. Auch die zwei Ansichten F.s sind gut gezeichnet. Das älteste vorhandene Bild der Stadt soll von 1520 sein.

durch seine Festigkeit. Er ist ihre Burg, ihre Citadelle, und eine Citadelle taugt nach Umständen bekanntlich ebensogut, eine Stadt zu zügeln als sie zu verteidigen.

Das alte Freising war nicht besonders fest, Mauer und Graben waren sehr einfach und klein, die fünf Thortürme unbedeutend; selbst der relativ stärkste Turm des Mohrenthores (gegen Neustift, jetzt abgebrochen) hatte keine Vor- oder Seitenwerke, der Turm des Münchener Thores, welcher mit seinem zierlich durchbrochenen Treppengiebel noch heute den Eingang der Stadt schmückt, sieht mehr wie ein artiger Dekorationsbau aus, als wie ein Festungswerk. (Beiläufig bemerkt soll es zunächst der Fürsprache eines Geistlichen vom Domberge zu danken sein, daß dieser malerische Turm nicht unlängst abgebrochen wurde.)

Um so fester als jene Stadtmauern stand der Domberg über der Stadt. Ringsum steil abfallend, war er nur von Osten durch einen Fahrweg zugänglich, von Westen durch einen steilen Reitweg (beide durch stattliche Thortürme auf der Mitte des Berges geschlossen), von Süden durch einen leicht zu sperrenden Fußsteig. Im Süden bot schon am Fuße die Mosach eine natürliche Deckung, im Osten Mosach und Isar; die westliche und östliche Höhe des Berges war mit Verteidigungstürmen bekrönt, von welchen eine hohe Mauer zum Münchener Thore herunterzog, und noch fünf bis sechs andre Mauern stiegen vom Plateau in Querlinien zum Thale nieder. Die Domherrnhäuser auf der zur Stadt gekehrten Rückseite sahen im siebzehnten Jahrhundert zum Teile selbst noch festungsartig ins Thal hinab: auf hohen fensterlosen Untermauern erhoben sich mehrere derselben am Abhange, turmartig aufsteigend, und wehrten das Eindringen quer den Berg herauf so gut wie ein förmliches Verteidigungswerk. Am südlichen Rande des Plateaus aber war Dom und Schloß durch eine besondere Mauer mit Türmchen gegen einen etwa den Weinberg heranstürmenden Feind geschützt. Der Domberg erscheint demgemäß als eine selbständige Feste, von der Stadt durch Mauern und Thore abgeschlossen, und der Umstand, daß sich auf dem Berge

nicht bloß geleitetes Wasser befand, sondern für den Notfall auch eigenes Quellwasser, machte seine Stärke noch unabhängiger.

Wie aber der Domberg gleich einer Burg über der Stadt thronte, so war auf dieser großen Feste eine engere Burg noch einmal besonders befestigt, das Schloß der Fürstbischöfe, durch Mauer und tiefen Graben. Als man 1864 die Röhren zur Gasleitung legte, sollen deutliche Spuren dieser mittelaltrigen innersten Befestigung wieder aufgefunden worden sein.

Und nicht bloß militärisch war der Domberg von der Stadt abgeschlossen, sondern auch sozial. Bischof Otto I., der große Geschichtschreiber, verfügte bei seiner Erneuerung der Regeln des Domstiftes, daß kein Laie innerhalb der beiden Thore des Domberges wohnen solle. Der ummauerte Berg glich also fast einem großen festen Kloster, wie denn auch zur Zeit des hl. Korbinian ein wirkliches Kloster der älteste Kern seiner weiteren geistlichen Besiedelung gewesen ist.

Schon durch diese Eigentümlichkeiten der Lage findet die geistliche Burg des Domberges in Deutschland schwerlich ihresgleichen. In andern deutschen Bischofsstädten hatten zwar auch die geistlichen Herren ihr fest begrenztes Quartier; allein der Bischofssitz als Krystallisationskern der ringsum anschließenden Stadtteile, verliert entweder später seine uralte Absonderung, oder der Fürstenhof des Bischofs übersiedelt wohl gar aus der früheren burglichen Abgeschiedenheit in die Stadt. Letzteres geschah z. B. in Würzburg, dessen Marienberg als Residenz der Bischöfe seit dem dreizehnten Jahrhundert manche Aehnlichkeit mit dem Freisinger Domberge bietet. Der Würzburger Dom aber liegt unten in der Stadt und im achtzehnten Jahrhundert baute auch der Bischof da drunten sein neues Schloß. In Freising vermochte sich weder der Domberg mit der Stadt zu verschmelzen, noch konnte die Stadt den Bischofssitz vom Berge herabziehen.

Einziger noch als durch diesen Umstand erscheint uns jedoch die Stätte des Domberges, wenn wir erwägen, was alles innerhalb ihrer zwei Thore lag.

Auch ein Berg (oder eine Stadt) kann seine aerugo nobilis haben, seinen edeln Altersrost, so gut wie ein Erzbild. Diese aerugo ist der tiefe Trümmerschutt, welcher jetzt die oberste Bodendecke des Domberg-Plateaus bildet. Neuere Erdarbeiten zeigten, daß der Schutt stellenweise bis acht Fuß hinabsteige, und in dieser Tiefe fand man römische Münzen; drei Fuß unter dem Boden aber mittelaltrige (brandenburgische und kölnische) Goldmünzen des fünfzehnten, Silbermünzen des sechzehnten Jahrhunderts. Von Münzfunden in der Stadt ist mir nichts bekannt, dagegen erzählte mir Professor Sighart, dem ich die vorstehende Notiz verdanke, von einer Menge Spielmarken des Mittelalters, welche dort in alten Häusern gefunden worden seien. Also droben bei den geistlichen Herren die Dukaten, unten bei den Bürgern die Rechenpfennige.

Ueber jenem Schutt, den der zerstörende Gang der Jahrhunderte auf dem Domberge gehäuft, erhebt sich nun der Dom mit andern Kirchen, das Schloß, die alten Domherrnhäuser und sonst noch genug Gebäude, alle einstmals den Bedürfnissen der geistlichen Kolonie gewidmet. Am merkwürdigsten ist die Ueberzahl der Kirchen, wie sie vordem, dichtgeschart, der enge Raum umschloß. Vor der Säkularisation zählte man nicht weniger als vierzehn Kirchen und Kapellen da droben: den Dom, St. Benedikt, St. Johannes, St. Peter, St. Andreas, St. Martin, St. Salvator, dann die bischöfliche Hauskapelle und die Kapellen in der Domdechantei, in der Dompropstei, im Propsteigebäude von St. Andreas, im Lerchenfeldhof, Colonnahof und Waldkirchhof. Man wird schwerlich einen zweiten Ort in Deutschland finden, wo so viele Kultusstätten auf so kleiner Fläche zusammengedrängt waren und trotz des Abbruches einzelner Kirchen auch heute noch sind.

Auf dem Domberge bestanden vier Kanonikate: beim Dom, St. Paul, St. Johannes und St. Andreas. Seltsam genug aber hauste inmitten all des wimmelnden geistlichen Lebens sogar auch ein Einsiedler, ein Seitenstück zu den neun Einsiedlern, die bei Schleißheim je ein paar Büchsenschüsse voneinander saßen.

Rechnet man zu den Kirchen des Domberges noch die drei Kirchen von Neustift, dann die sieben Kirchen an und auf der Höhe von Weihenstephan (die Klosterkirche, St. Jakob, St. Veit, die Abteikapelle, die Magdalenenkapelle, die Korbinianskapelle und die Frauenkapelle) und endlich die Kirchen der Stadt (St. Georg, die Kirche des Franziskanerklosters, des hl. Geistspitals, die Gottesackerkirche, die Münchenerkapelle u. a.) — so kommt über ein Viertelhundert heraus, und es begreift sich, wie das turmreiche Freising auf alten Bildern so ganz anders dreinschaut als sonst jene mittelaltrigen Städte, bei welchen die Festungstürme mit den Kirchtürmen wetteifern, ja sie an Masse überbieten, während Freisings unansehnliche Thor- und Mauertürmchen von der Schar großer und kleiner Kirchturmspitzen tief in Schatten gestellt sind. Schon von fernher verkündete sich dem Auge die geistliche Stadt.

Die Säkularisation von 1803 trachtete bei Freising vor allen Dingen den Charakter der geistlichen Fürstenstadt zu verwischen; sie wandte darum ihren Zerstörungseifer folgerecht besonders scharf gegen die beiden Berge Weihenstephan und den Domberg. Wer es nicht weiß, der sieht dem Berge des hl. Stephan jetzt nicht entfernt mehr an, daß dort einmal zwei Klöster mit so vielen Kirchen und Kapellen gestanden haben; alle Bauwerke von irgend kirchlichem Charakter sind entweder abgebrochen oder umgebaut. Auch auf dem Domberge wurde beträchtlich aufgeräumt. Man nannte ihn damals lieber den „Residenzberg“; Dom klang zu dumpf und dunkel. Wo früher die Andreaskirche stand, wird jetzt Wäsche getrocknet, die Stätte der Peterskirche bezeichnet ein Kreuz, die Johannes- und Martinskirche wurden in Magazine verwandelt und auch der Abbruch der Domkirche beantragt wegen vorgeblicher Baufälligkeit. Den ersten Anstoß zu ihrer Rettung gab ein französischer Dragoneroberst, welcher im Jahre 1805 den längst geschlossenen Dom als den besten Platz erkannte, um eine Kirchenparade zum Geburtsfeste des Kaisers Napoleon abzuhalten[1]).

[1]) Baumgärtner S. 383.

Mit dem Verschwinden des Domes würde die Physiognomie von Freising in der That ganz anders, das heißt höchst charakterlos geworden sein.

Nicht dies aber ist zum verwundern, daß so viel zerstört wurde auf dem Domberg, sondern daß man so viel übrig gelassen hat. Obgleich kein Bischof mehr da droben sitzt und keine Domherren, kein geistlicher Hofstaat und kein Einsiedler, obgleich längst schon Laien genug innerhalb der beiden Thore wohnen, so ist der Domberg doch auch heute noch ein geistlicher Berg. Er beherrscht nicht mehr die Stadt, aber auf seiner Höhe herrschen wenigstens sozial die Geistlichen, und durch den Domberg behauptet Freising einen entschieden geistlichen Zug, wenn man es auch nicht mehr schlechthin eine geistliche Stadt nennen kann. Man darf auch noch von dem „gelehrten" Berge sprechen wegen der vielen geistlichen Lehranstalten (Klerikalseminar, Knabenseminar, Lyceum, Schullehrerseminar), die auf seiner engen Fläche vereinigt liegen gleichsam als die letzten Absenker der uralten Domschule. Ist er auch nicht mehr ein gelehrter Berg fürs Römische Reich wie zu den Zeiten Ottos, so ist er doch ein gelehrter Berg für Freising und Altbayern.

Viel Geistliches ist seit der Säkularisation wieder restauriert worden auf dem Domberge. Man hatte zeitweilig Kürassiere hinauf gelegt und das Landgericht und das Taubstummeninstitut. Allein das alles haftete nicht an dem Berge; die Geistlichen behielten zuletzt doch die Oberhand. Auch die äußerlichen Verwüstungsspuren der Säkularisation wurden möglichst wieder ausgeglättet. Die Altäre erhielten aufs neue ihren verlorenen Schmuck, die aus den Kirchen genommenen Reliquien wurden bei einem eigenen „Reliquienfest" 1828 wieder in den Dom zurückgebracht, die gotische Johanneskirche, nachdem sie fast vierzig Jahre als Magazin gedient, sorgsam wiederhergestellt, und wenn auch in der Martinskirche kein Gottesdienst mehr gehalten wird, so ist sie dafür seit etlichen Jahren ein Diöcesanmuseum kirchlicher Kunstaltertümer geworden, gesammelt von einem Geistlichen

(Sighart) und zunächst fruchtbar für den Unterricht der Klerikalalumnen des geistlichen Berges.

Von dem Klerus erhielt Freising sein monumentales Gepräge; einzelnen Geistlichen haben wir aber auch die Bewahrung dieses Gepräges in baulustiger wie in zerstörungslustiger Zeit ganz besonders zu danken. Als Bischof Albert I. im Jahre 1159 den neuen Dombau unternahm, ließ er den zweiten Fassadenturm in der gleichen schmucklosen Einfachheit, wie den damals fast zweihundertjährigen Nachbarn, den turris regalis aufführen, während man anderswo doch eher den alten Turm modernisiert als den neuen altertümelnd nachgebildet hätte. Solche historische Pietät im schöpferischen und schaffenslustigen zwölften Jahrhundert ist gewiß höchst selten; noch unerhörter aber ist wohl, daß Johann Franz, derselbe Bischof, welcher 90 000 Gulden daransetzte, um die Innenwände des Domes in Stucco und Fresko zu verzopfen, doch den Aufbau der uralten Türme nicht antasten ließ, vielmehr seinem Kapitel gegenüber die Restauration der Turmpyramiden im altromanisch einfachen Stile durchsetzte. Und dies geschah 1724, als die Verballhornungswut der Zopfkunst auf ihrem Höhepunkte stand[1].

Zu den Männern, welche unersetzliche Kunstaltertümer aus der Sturmflut der Säkularisation retteten, zählt vor allen der Domdechant Heckenstaller und der Priesterhausdirektor Dr. Zarbl, welcher im Verein mit den Münchener Künstlern Gärtner und Ludw. Schwanthaler die ersten Gedanken und Pläne zur Restauration des Domes anregte und viele bedeutende Altertümer (z. B. die alten Wandgemälde des Langschiffes, die berühmte hölzerne Monstranz u. a.) wieder entdeckte, behütete und wieder herstellen ließ. In ähnlichem Geiste wirkte nachgehends Professor Sighart; er hat nicht wenige verschüttete Kunstaltertümer Freisings wieder ans Licht gezogen und geordnet, anderes vor Zerstörung bewahrt.

[1] S. Heckenstaller, Dissertatio de eccles. cathedr. ꝛc.

Ohne das treue Walten solcher Kunst= und Geschichtsfreunde vom Domberge würde Freising gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geistlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten fesselt. Denn auch hier wühlten Leute genug, die, wie König Ludwig I. vordem so treffend in Sachen Nürnbergs sprach, nicht eher ruhen wollten, als bis sie alles so platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Drittes Kapitel.

Die Stadt hinter dem Domberge.

1. Häuser und Straßen.

Ich verlasse den Berg und steige zur Stadt herunter.

Wer sich in die ältere Geschichte der geistlichen Kolonie auf dem Domberge vertieft, der kann bedeutende Thatsachen in großen Zügen malen. Wer aber die Abhängigkeit der Stadt vom Domberge schildern will, der arbeitet ins Kleine; denn er hat eben nicht sowohl zu verzeichnen, was Großes geschehen ist, als was nicht geschehen konnte infolge der einseitigen Entwickelung der Stadt. Der Domberg heischt historischen Stil, die Stadt Genrestil, und der Humor der Thatsachen muß hier nicht selten schadlos halten für einen höheren Gedankenzug, welcher im Stoffe nicht vorbedingt ist.

Bei einem Gange durch die Straßen drängen sich uns überall Erinnerungszeichen der geistlichen Vergangenheit entgegen; die Erinnerungszeichen des alten Bürgertums müssen wir aufsuchen, finden aber nicht gar viel.

Gleich am Thore das Stadtwappen borgt sein Wappenbild von der Legende, in dem Bären des hl. Korbinian.

Freising hat, wie fast jede deutsche Stadt, verschiedene Wahrzeichen. Sie charakterisieren sich sämtlich durch einen geistlichen Anklang. Im vorigen Jahrhunderte sagte man: „Wer in Freising keine Glocke gehört und keinen Pfaffen gesehen hat, der darf nicht sagen, daß er dort gewesen.“ Die Korbinians=

linde, der Schicksalsbaum der Stadt, ist von einem Heiligen gepflanzt, ein geistlicher Baum. Als drittes Wahrzeichen zeigt man in Freising einen weißen Mohren. Er steht, ein monumentaler Thürhüter, im Eingange des fürstbischöflichen Schlosses und hat diesen Ehrenplatz ohne Zweifel dem gekrönten Mohrenkopfe im Wappen des Domkapitels zu danken. Eine, wie mir scheint etwas apokryphe, Sage führt diesen Mohrenkopf auf den Bischof Nitger oder Nizo (1039—1052) zurück, dessen Namen man in Niger latinisiert haben soll. Aus dem echt deutschen „Nitger" einen Neger zu machen, sieht allerdings einem weißen Mohren ähnlich. Uebrigens zählt Nitger nicht wegen seiner Hautfarbe, sondern als Gegner des Papstes Leo IX. zu den schwarzen Bischöfen, und da er überdies ein böses Ende nahm, ist es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß man sein Andenken im bischöflichen Wappen verewigte. Man dürfte also den Ursprung der Mohrenköpfe und des weißen Mohren anderswo zu suchen haben. Eher als auf Nitger wäre wohl auf seinen Gönner, den Kaiser Heinrich III. oder Schwarzen zu schließen, der alle Schenkungen, Rechte und Freiheiten der Freisinger Kirche bestätigte. Allein auch diese Erklärung wäre doch nur ein Spiel der historischen Phantasie ohne feste Beweispunkte.

Freising hat — innerhalb seiner Mauern — zwei Denkmale: die Mariensäule bei der Stadtkirche, von Bischof Albert Sigismund (1651—85) errichtet, und das neue Standbild des großen Bischofs Otto, durch welches die ehemals profane Roßschwemme vor dem Dome jetzt auch geistlich geweiht worden ist. Ein kleinerer Denkstein mit bloßen Namensinschriften am westlichen Aufgange des Domberges bezieht sich auf fast lauter geistliche Herren, wie auch die meisten modernen Gedenktafeln an alten Häusern der Stadt. Die nicht geistlichen Monumente König Max Josephs und des letzten Grafen von Abensberg stehen durch ein Spiel des Zufalls beide vor dem Thore.

Den Kern der Stadt bildet die sogenannte „Hauptstraße", welche sich vom Veitsthore herüber dem Fuße des Domberges

entlang zieht, zugleich aber auch die Richtung der wichtigsten Verkehrsader Freisings, den Weg von München nach Landshut bezeichnet. Wer durch die Hauptstraße gewandert ist, der hat so ziemlich die Stadt gesehen. Abgesehen von den lithographischen Katasterblättern ist ein Plan der heutigen Stadt meines Wissens nicht veröffentlicht; die Straßenzüge sind auch so einfach und so kurz beisammen, daß man dessen kaum bedarf. Und wer die heutigen Straßen kennt, der kann sich auch ganz leicht ein Bild des mittelaltrigen Freisings machen; im wesentlichen ist hier wenig verändert: die geistliche Stadt war konservativ oder stabil, wie man will.

Ein socialer Aufbau der Stadtteile, welcher uns vergönnte, die alte Gliederung der Bürgerschaft schon in den Quartieren und Straßengruppen zu verfolgen (wie etwa in Augsburg), hat sich nicht durchgebildet. Auch die Namen der Straßen und Plätze sind nicht entfernt so charaktervoll und lehrreich wie in andern alten Städten. Insbesondere fehlen jene vom zünftischen Beisammenwohnen der Handwerker entsprungenen Straßennamen, die anderswo neben dem örtlichen Sitz auch die Macht der einzelnen Gewerbe monumental bekunden. Man ersieht diesen Mangel leicht aus dem folgenden Verzeichnis der wichtigsten alten Platz- und Straßennamen Freisings: die weiße Lucke, am Wörth, am Pühel, in der Waizen, auf der Herrenbruck; der Graben, Burggraben, Parthof, Rindermarkt, der Pacherpeunt, wo der Nachrichter ist, und am Pacherl bei St. Jörg, am Gries, am Mörnbach; dann die Ziegelgasse, Spitalgasse, Kirchgasse, Fischergasse rc. Im Jahre 1610 wurde nach Meichelbeck der Stadtteil, wo das Franziskanerkloster steht, „Thaber" genannt, ein längst verschollener Name. Statt besonders benannter Stadtviertel begnügte man sich wohl mit der Gliederung in die drei Pfarreien St. Georg, St. Andreas und St. Veit.

Von mittelaltrigen Hausnamen wurden mir bei Bürgerhäusern nur der „Krebsfischer" und der „Hasüber" bezeichnet. Letzteres, ein Bräuanwesen, erscheint in einer Cessionsurkunde von

1536 im Besitze der Bürger Sigmund Hasüber und Georg Loth. Daher der Name. Auch die vier Mühlen Freisings bewahren heute noch ihren mittelaltrigen Namen.

Gegenüber diesen kaum erwähnenswerten Ueberresten bürgerlicher Hausnamen haben sich die Namen geistlicher Herren viel zahlreicher und dauernder an ehemals geistliche Gebäude geheftet. Freising besitzt keine alten Patrizierhäuser, wohl aber an ihrer Statt seine Domherrnhöfe, bis auf diesen Tag nach den Familiennamen einzelner Domherren genannt: den Colonnahof, Wernerhof, Waldkirchhof, Lehrbachhof, Lerchenfeldhof, Danzer- und Heckenstallerhof.

Architektonisch merkwürdige Privatbauten aus älterer Zeit finden sich nur wenige, wie etwa die gotische Apotheke und das Seelnonnenhaus. (Wobei ich für fremde Leser bemerke, daß letzteres Haus kein Kloster ist und Seelnonnen keine Nonnen sind, sondern Leichenfrauen, wie der Seelmönch ein Leichenbesorger, und kann also ein Seelmönch um so füglicher eine Seelnonne heiraten, da eines nicht vor dem Handwerk des andern zu erschrecken braucht.) In einer so geistlichen Stadt wie Freising wird gegenwärtig bei Neubauten gern gotisiert; das läßt sich auch ungesagt denken.

Da nun die Freisinger Bürger so wenig gebaut haben, die geistlichen Herren aber so viel, so gingen nach der Säkularisation eine Menge ehemals geistlicher Wohn- und Wirtschaftsräume in Bürgerhände über. In dieser geistlichen Stadt haben also die Geistlichen den Bürgern mitunter sogar die Häuser gebaut und nicht eben die schlechtesten. Einzelne Domherrnhöfe gaben prächtige Privatwohnungen, die großartigsten Bierkellerräume stecken in den Fundamenten einer ehemaligen Klosterkirche (Weihenstephan) und die Terrasse des schönsten Sommerkellers ruht auf den Grundmauern des St. Veitstiftes, an demselben reizenden Aussichtspunkte, welchen sich der hl. Korbinian zu seiner ersten Zelle erwählt hatte. Ja in dem aufräumenden Jahre 1803 kochte man sogar (laut Nachweis des damaligen „Freisinger Anzeigers") in

Bürgerhäusern auf den Leichensteinen von Kanonikern und Stiftsdechanten, welche nach der Zerstörung der Andreaskirche als dauerhafte Herdplatten benützt wurden, und machte mit geistlichen Epitaphien Kaminwände hinter den Oefen feuerfest.

Doch viel mehr noch als für Privatleute haben die alten Kleriker für öffentliche Anstalten des modernen Freising gebaut. Hier ward in der That eine sehr willkommene Erbschaft gehoben. Die Centrallandwirtschaftsschule bezog die Räume einer Benediktinerabtei, die Küraßiere ein Prämonstratenserkloster, eine Gemeindeschule quartierte sich ins Franziskanerkloster, das Appellgericht ins Benediktinergymnasium, die Gewerbeschule in ein Domherrenhaus, das Schullehrerseminar in die Domdechantei, und das städtische Krankenhaus erhob sich auf dem Grund und Boden des fürstbischöflichen Hofgartens.

In der allgemeinen Physiognomie der Häuser und Straßen unterscheidet sich unsre Stadt wenig von andern oberbayrischen Landstädten: sie erhält ihr auszeichnendes Gepräge nicht durch sich selbst, sondern durch die geistliche Burg auf dem Berge. Nur einen kleinen Zug will ich berühren, der dem Fremden, welcher zur Sommerszeit von München herüberkommt, sofort ins Auge fällt. Das ist die Fülle des Blumenflores an, in, ja auf den Häusern von Freising. Die Bürger sind eifrige Blumenfreunde, sie schmücken Fensterbank, Treppe, Altan, Plattform des Hauses gern mit Blumenstöcken, und Münchener, Ulmer und Augsburger Handelsgärtner ziehen alljährlich mit Blumenvorräten hierher und machen gute Geschäfte. Diese Liebhaberei ist ohne Zweifel schon alt, sie hat sich auf die Nachbardörfer verbreitet bis Moosburg hinüber und kontrastiert scharf mit der Blumenarmut in den Häusern und Gärten der angrenzenden Münchener Gegend. Die Frage ist wenigstens erlaubt, ob hier nicht an einen Zusammenhang mit der uralten Gartenpflege der geistlichen Herren von den beiden Bergen zu denken sei?

Wenn ich aber bei dem Blumenschmuck den Einfluß der geistlichen Hand nur mit einem großen Fragezeichen vermuten

kann, so läßt sich dieser Einfluß, oder richtiger die bevormundende Fürsorge, bei einem andren, notwendigeren Schmuck der Straßen urkundlich nachweisen. Absichtslos haben die Geistlichen den Bürgern Häuser gebaut und ohne Testament der Gemeinde so manches stattliche Gebäude hinterlassen, allein mit Willen half Bischof Philipp (1540) der Stadt ihre Straßen pflastern durch die Anweisung von jährlich acht Pfund Pfennigen zu diesem Zwecke. So kamen auch die Straßenlaternen vom Domberg herunter in die Stadt; denn der Bischof Johann Konrad gab sie den Bürgern, freilich erst hart vor dem Thorschlusse des geistlichen Regimentes, im Jahre 1798. Für das Licht in diesen bischöflichen Stadtlaternen mußten einzelne städtische Gewerbe und die geistlichen Korporationen gemeinsam sorgen, wobei fast die Hälfte der Kosten auf die Geistlichen fiel. Die betreffende Verfügung zeigt, wie gut selbst damals noch die geistlichen Finanzen den bürgerlichen die Wage hielten, wie stark aber auch das Domkapitel, die Kollegiatstifte und die fürstbischöflichen Aemter zu Gemeindelasten beigezogen wurden. Auch scheint es fast, als ob jene erste bischöfliche Straßenbeleuchtung im Jahre 1803 gleichfalls säkularisiert worden sei; denn 1811 wird aufs neue zur Straßenbeleuchtung aufgefordert, allein einzelne Bürger erhoben einen passiven Widerstand gegen die durchgreifend gleichmäßige Aufbürdung einer solchen Gemeindelast und erst 1823, also gerade ein Vierteljahrhundert nach dem ersten Beginne, gedieh die allgemeine Straßenbeleuchtung Freisings zur vollendeten Thatsache. In geistlichen wie in andren Residenzen war die Gemeinde eben viel besser daran gewöhnt, Geschenke allerhöchsten Ortes zu empfangen, als allgemeine Lasten zu tragen, und wenn es von einer Volksabstimmung sämtlicher deutscher Fürstenstädte des achtzehnten Jahrhunderts abgehangen hätte, dann säßen wir vermutlich heute noch mit geschenkten Laternen im alten Reich. Das geschah nun aber nicht, und so leuchtet denn jetzt bereits die Gasflamme in den Straßen unsrer geistlichen Stadt, und nur das Pflaster erinnert, trotz der trefflichen neuen Fußsteige,

teilweise noch etwas an den Bischof Philipp und seine acht Pfund Pfennige.

Ich sagte, das alte Freising liegt hinter dem Domberge, buchstäblich und bildlich. Jenseit des Münchener Thores ist nun aber auch ein ganz neues Freising vor den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter andren charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde! (Beiläufig bemerkt hat auch Gnesen, das polnische Freising, zu seinen zwölf katholischen Kirchen neuerdings eine protestantische erhalten.)

Die protestantische Kirche unsrer Stadt, in modernisiert romanischem Stile, ist teilweise aus den Mitteln des Gustav-Adolf-vereins erbaut; für die Freisinger Bürger wäre sie nicht nötig gewesen, aber jene drei neuen sozialen Elemente, welche der Gesellschaft der Stadt ganz neue Schattierungen brachten, die Beamten, das Militär und die Landwirtschaftschüler, heischten auch diesen vom alten Freising am schärfsten abstechenden Neubau. Als Gustav Adolf am 1. Mai 1631 hierher kam, nahm er den Freisingern — nebenbei — allen Wein (in Summa 4000 Eimer) und alles Bier weg. Das neunzehnte Jahrhundert hat den Schaden und einiges andre wieder gut gemacht, indem gerade der Gustav-Adolfverein die freundliche Kirche, einen Schmuck des modernen Stadtbildes, für Freising bauen half. Ich sage das im tiefsten Ernste. Eine protestantische Kirche in Freising, welches sich strenger als fast irgend eine andre Stadt selbst den vorübergehenden Regungen der Reformation verschloß, hat ganz besondere Bedeutung. Sie ist hier ein Denkmal jener örtlichen Kreuzung der Bekenntnisse, jener Gleichberechtigung der Konfessionen und jenes konfessionellen Friedens, durch welchen unsre Zeit in Liebe vergessen und in Liebe wieder sühnen will, was vergangene Jahrhunderte im Glaubensstreite und Glaubenshasse gesündigt haben.

2. Charakter der Kunstarchitektur.

Wenn nun aber die Straßen und Bürgerhäuser Freisings nichts hervorragend Eigentümliches bieten, so ist die Stadt darum doch keineswegs architektonisch farblos; sie gewinnt ihre ausgesprochenste Physiognomie durch die alten Kirchen.

Fast jede Periode mittelalterlicher Baukunst war in den Freisinger Kirchen vertreten, am bedeutendsten aber herrscht der Romanismus des zehnten bis zwölften Jahrhunderts. (Auch die bei der Säkularisation abgebrochenen Kirchen von St. Veit und St. Andreas waren romanisch.) Zu der Zeit als Geistliche noch Baupläne entwarfen, als die Kunst überhaupt noch vorwiegend in den Händen des Klerus lag, erhielt Freising seine zumeist maßgebenden Bauwerke. Beim Dombau von 1159 soll Bischof Albert I. am Plane gearbeitet, ja „eigenhändig und mit vielem Schweiß" am Werke selbst sich beteiligt haben [1]). Diese klerikale Periode gewann Freising einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte: die gotische Johanniskirche ist in ihrem Innenraum äußerst fein und geistvoll durchgeführt, allein ein notwendiges, unersetzliches Glied in der Kette der deutschen Gotik ist sie doch keineswegs, der romanische Dom mit seiner Krypta hingegen gehört zu den maßgebenden Hauptwerken, wer von ihm nichts weiß, kann sich heutzutage keinen gründlichen Kenner des deutschen Romanismus nennen.

Nun wird sich aber ein Kunstfreund, der die Freisinger Bauwerke zum erstenmale und zunächst von außen erblickt, gar leicht enttäuscht fühlen. Die Außenarchitektur des Domes ist denn doch übereinfach, fast roh, die Türme plump massig, die Schiffe gedrückt; die Johanniskirche mit ihren unorganischen Außenwänden erscheint unbedeutend und an der gotischen Stadtkirche zu St. Georg wirkt der Mangel der Strebepfeiler dürftig und nüch-

[1]) Veit Arnpeckh und Meichelbeck. S. auch Sighart, Gesch. der b. Kunst in B. 154.

tern. Auch das Renaissanceschloß der Fürstbischöfe hat eine äußerst kahle Front, die nur als Staffage der Landschaft erträglich ist, aber wahrlich nicht als Kunstwerk. Kurzum, jene anmutigen, reichen, frei und kühn aufstrebenden Formen romanischer und gotischer Kunst, die uns in den rheinischen Städten schon bei einem bloßen Gange durch die Straßen entzücken, sucht man in Freising vergebens. Das äußere Bild der Stadt wird dadurch derb und hart charakteristisch; schön ist es durchaus nicht. Anders freilich, wenn wir ins Innere der Kirchen dringen. Beim Dome kann man geradezu sagen, je tiefer man hinein- und hinuntersteigt, um so mächtiger fesselt er das künstlerische Auge. Schon die Vorhalle ist weit harmonischer, als wir's nach der kahlen Fassade irgend hätten erwarten mögen; dann gehen wir — seltsamerweise — ins Schiff hinab und gerade die vertiefte Anlage des Schiffes gab Anlaß zu einem ebenso originellen als wirksamen Innenbau, und wenn wir endlich noch tiefer in die Krypta gelangen, so erschließt sich uns eine wahre Märchenwelt phantastisch-abenteuerlicher Skulpturen inmitten einer prächtig aufgebauten Säulen- und Pfeilerhalle. Aehnlich überrascht uns beim Eintritt in die Johanniskirche eine so reine und harmonische Gotik, daß wir gar nicht begreifen, wie man außen so formlos und innen so formvollendet bauen konnte. Auch die Stadtkirche bekundet innen den Künstler und außen den Handwerker.

Nun mag man allerlei hineinsymbolisieren, daß hier so schöne gute Kerne in so rauher Schale geheimnisvoll versteckt lägen, die Thatsache wird dadurch doch nicht hinwegsymbolisiert, daß allen diesen Freisinger Architekturen die reine Harmonie des Inneren und Aeußeren fehlt, die Harmonie des vollendeten Kunstwerkes.

Das gilt aber nicht bloß von Freising, sondern, wie mir scheint, von der mittelalterlichen Baukunst des ganzen oberbayrischen Landes. Große Schönheit, Reichtum, Originalität und Tiefsinn im einzelnen steht hier fast durchaus in schneidendem Gegensatz zu allerlei Härte und Nüchternheit der Gesamtanlage. Umgekehrt

ist es an der Donau und mehr noch am Rhein und Main in der schwäbischen und fränkischen Kunstzone, wo wir nicht nur die harmonisch vollendetsten Hauptwerke romanischer und gotischer Architektur zu suchen haben, sondern selbst bei unbedeutenden Bauten, die an Originalität oft weit hinter gleichartigen Werken Bayerns zurückstehen, dennoch durch Anmut und Harmonie der Gesamtanlage überrascht werden.

Ich erkläre dies teilweise aus dem Umstande, daß das Rhein-, Main- und Donauland seit alter Zeit städtisch und städtereich war, weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend, ferner, daß die Kunst in jenen glänzenden Städten frühe schon Selbstzweck wurde, und daß die Kunstbetriebsamkeit durch das vereinte Zusammenwirken der Bürger, Fürsten und Edeln mit dem Klerus nicht bloß in der gotischen, sondern schon in der spätromanischen Zeit hier eine universellere, freiere, harmonischere Durchbildung gewann. Oberbayern dagegen war ein Bauernland mit äußerst wenigen Städten, in sich abgeschlossen; für ein selbständiges Bürgertum war nur mäßig Raum; der Klerus und später die Landesherren bestimmten wesentlich die monumentale Kunst und bei einem Kirchenbau lag es den Geistlichen ohne Zweifel näher, die Kunstsymbolik des Innenraumes für die Kultuszwecke durchzuführen, als eine Formenfülle nach außen, in welcher zunächst dem freien Schönheitsbedürfnisse gehuldigt wird.

Viertes Kapitel.

Geistliche Herrschaft.

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte.

Im Mittelalter gab es Bischöfe im Harnisch und mit dem Streitkolben und gab auch kriegerische Bischofsstädte, wie etwa Mainz oder Köln, Städte, die nicht bloß durch die Stärke ihrer Mauern Ruhm gewannen, sondern auch durch den soldatischen Geist ihrer Bürger. Nun hat zwar Freising gleichfalls einige streitbare Bischöfe aufzuweisen und darunter sogar einen rechten Haudegen, den Bischof Berthold (1381—1410). Zur Strafe seines unbischöflichen Wandels mußte der aber auch nach seinem Tode mitternachts umhergeisten (wie die kleine Klosterneuburger Chronik erzählt), und obgleich er bereits am 7. September 1410 gestorben war, kam er doch erst am 28. August 1689 aus dem Fegefeuer in den Himmel, worüber man — hier dürfen natürlich nur geistliche Autoren citiert werden — Meichelbeck II, I, 184, dann Barnabas Kirchhuebers „Gnaden- und tugendreichen Anger“, München 1707, S. 58—67, und Deutingers Beiträge VI, 552 ff. des näheren nachschlagen kann.

Sonst trugen die Freisinger Bischöfe entschieden das Gewand des Friedens und ihre Stadt war keine kriegerische Stadt; die Bürger haben zwar im Kriege viel gelitten, aber wenig gestritten. Die Geschichte ihrer Kriegsdrangsale zählt viele Blätter; eine Geschichte der Kriege Freisings hingegen würde so mager ausfallen wie eine Geschichte der Freisinger Revolutionen. Also auch in

seinem friedsamen Dasein bewährte Freising ein geistlicheres Naturell als andre geistliche Städte.

Zeichen und Wunder gehen durch die ganze Freisinger Chronik bis ins ungläubige achtzehnte Jahrhundert hinein. Selbst in den Klang der Waffen mischt sich zum öfteren der Glockenklang der Wundersage, und man darf wohl behaupten, der überirdische Schutz, dessen sich die Freisinger vorab in zwei Kriegsfällen berühmen, ist merkwürdiger als der Waffenschutz, den sich ihre Vorfahren selber zu geben wußten. Coelitus propugnatur heißt es auf den Domfresken, welche die Jahrhunderte der freisingischen Geschichte darstellen. Meichelbeck erzählt: Als die Ungarn im Jahre 955 die Stadt sechs Tage lang verheerten, soll der Domberg in so dichten Nebel gehüllt worden sein, daß die Barbaren den Dom nicht fanden, und auf die Fürbitte des damaligen Bischofs Lantpert — der ein Heiliger war — sollen die aus der Stadt herauflodernden Flammen vor dem Dome zurückgewichen sein. Das Andenken an diese letzte, geistlich wenigstens etwas gemilderte Ungarnot wurde denn auch bis zur neuesten Zeit in der geistlichen Stadt geistlich gefeiert durch einen Fasttag.

Ein andermal, als der bayrische Herzog Stephan von Ingolstadt gegen Freising ausgezogen, wurden seine Mannen auf Fürbitte der Jungfrau Maria so schreckhafterweise in die Irre geführt und durch Feuerflammen auf ihren Lanzen verwirrt, daß sie sich des andern Morgens staunend wieder vor den Thoren von Ingolstadt statt vor Freising fanden.

Häberlin tadelt den unbedingten Wunderglauben Meichelbecks, der uns diese und ähnliche Geschichten so fest erzählt und sonst doch ein für seine Zeit ganz kritischer, urkundenforschender Historiker gewesen ist. Allein man braucht jene vielen Legenden so wenig wie Häberlin für bare Geschichte zu nehmen und kann doch sagen: es gehört zum eigensten historischen Kolorit unsrer geistlichen Stadt, daß ihre Chronik überall von Legenden durchwebt ist, und es wäre jammerschade, wenn ein andrer als gerade ein so grundgelehrter und doch zugleich so wundergläubiger Mönch

wie Meichelbeck die maßgebende Hauptgeschichte von Freising geschrieben und die Wundersagen in Vergessenheit versenkt hätte. Für den politischen Historiker mögen bloß die nachweisbar geschehenen Thatsachen Geschichte sein; für den Kulturhistoriker ist auch Geschichte, was unbeglaubigt vor Jahrhunderten als geschehen geglaubt wurde, ja es kann dieses sogar ein um so bedeutsameres Stück Sittengeschichte sein, je unbeglaubigter und unglaublicher es an und für sich dasteht.

Von den bayrischen Fehden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurde Freising wiederholt berührt und hatte im schmalkaldischen Kriege viel zu leiden und mehr noch im dreißigjährigen. Doch ging es damals natürlicher zu. Als die Schweden 1646 das Schloß stürmten, wehrte sich die kleine Besatzung tapfer, wenn auch vergebens. Und unten in der Stadt vermochten geistliche Gebete zwar nichts gegen den Feind, wohl aber geistliche List, indem ein vortreffliches Mahl bei den Franziskanern das Herz Wrangels zur Milde rührte. Der Guardian des Klosters, Ludwig Getspeck, hat die Bedrängnis durch die Schweden beschrieben in einer auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Handschrift [1]).

In gar vielen, auch protestantischen Orten Deutschlands wurde der westfälische Friede kirchlich gefeiert; in Freising geschah dies durch eine Wallfahrt des Bischofs und der Bürgerschaft zum hl. Sebastian nach Ebersberg.

Mochten die Schweden im dreißigjährigen Kriege gegen eine so streng katholische und geistliche Stadt besonders hart gewesen sein, so kam für Freising auch im Jahre 1796 noch ein besonderer Schreckenstag, bei welchem der Feind Beweggründe zur Rache wenigstens vorschützte, die sich auf den geistlichen Charakter des Ortes bezogen. Der Fürstbischof hatte, wie es einem geistlichen Herrn wohl nahe lag, den Bischof von Speyer und französische

[1]) Descriptio notabilis malorum a Suecis Frisingae illatorum ab anno 1646. Cod. bav. 1095.

Emigranten gastfreundlich aufgenommen; das mußte dann die Stadt büßen durch eine teilweise Plünderung.

Zu größeren militärischen Operationen war freilich die Kriegsmacht des Fürstbischofs nicht ganz ausreichend; denn sie bestand gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus 36 Grenadieren und 18 Trabanten. Nach mündlicher Ueberlieferung hatte ein solcher Trabant im Jahre 1799 seinen Posten unterm Thorbogen am Domberg und bettelte die Passanten an, ähnlich wie in Köln zur selben Zeit die Schildwachen an den Stadtthoren die einziehenden Reisenden angebettelt haben sollen. Die merkwürdigste militärische Eigenschaft solcher kleinen Werbecorps war in der Regel ihre Virtuosität im Desertieren. Vom Bischof Ludwig Joseph (1769—88) wird besonders scharfe Kriegsdisziplin gerühmt, d. h. — Strenge gegen die Deserteure. Allein auch diese solbatische Strenge war geistlich mild. Da nämlich das Wiedereinfangen einige Schwierigkeit hatte in einer Stadt, wo die Auslandsgrenze auf drei Seiten gleich vor dem Thore anfing, so wurden bloß die Namen der Fahnenflüchtigen auf ein Blech geschrieben und an den Galgen genagelt.

Schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaß die Stadt eine Bürgerwehr neueren Schnittes, Fußgänger sowohl als Reiter. Die Fahne des Fußvolkes zeigte das Bild des hl. Korbinian und soll wie die Reiterstandarte von geistlicher Hand gekommen sein, ein Geschenk des Bischofs Johann Franz aus dem geistlichen Jubeljahre 1724.

Also auch über der stillen Kriegsgeschichte Freisings schwebt ein geistlicher Hauch.

2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte.

Die Freisinger hatten keinen Anlaß, sich nach außen besonders kampfbegierig zu entwickeln; sie erwiesen sich aber auch friedfertig in ihrem inneren Gemeinleben und gegenüber den Bischöfen. Von dem Hader zwischen Bischof und Bürgerschaft,

der die Geschichte unsrer meisten geistlichen Städte durch Jahrhunderte erfüllt, weiß, wie ich schon bemerkte, die Freisinger Chronik nichts.

Wir lesen wohl von einem solchen Aufruhr, den man irrtümlich befürchtet hat, nicht aber von einem Aufruhr, welcher vollführt worden wäre. Als Bischof Heinrich III. 1541 seinen feierlichen Einzug in Freising hielt, ritten ihm die Bürger mit fliegenden Fahnen entgegen; der Bischof glaubte, seine neuen Unterthanen wollten ihn angreifen und davonjagen, allein sie stiegen von den Pferden und der vermeinte Angriff war nur eine etwas lebhafte Huldigung.

Der Sage nach hätten die Freisinger nur an einen Bischof Hand gelegt, aber doch bloß an seine Leiche und nicht aus politischen Gründen, weil er im Regieren zu gewaltthätig, sondern aus rein menschlichen, weil er im Schenken zu karg gewesen, hartherzig gegen die Armen während der Hungersnot. Es war dies Gerold († 1231), dessen Leichnam die Bürger aus der Gruft rissen und in die Roßschwemme warfen, — wofern die Sage nicht lügt.

Ein Volksauflauf seltsamer Art ereignete sich im Jahre 1091. Die Bürger von Freising im Verein mit Leuten aus Vötting übten Volksjustiz an drei der Zauberei verdächtigen Weibern, marterten und verbrannten sie, indes ein Priester und zwei Mönche von Weihenstephan die Ueberreste der unschuldig Gemordeten nachgehends ehrlich begruben, und ein Chronist des Klosters die Aufruhrstifter als incitati in diabolicum zelum brandmarkt. Abgesehen davon, daß in jenen unruhigen Tagen die Bürger den Mönchen von Weihenstephan überhaupt nicht hold waren und in der Weinschenke des Abtes in Freising den Zapfen vom Fasse schlugen, wobei übrigens der Bischof Partei für die Bürger nahm [1]), sehen wir hier Fanatismus und Aberglauben bei den Bürgern, menschlicheren Sinn bei den Mönchen.

[1]) Gentner, Gesch. von Weihenstephan, bei Deutinger VI, 20 ff.

Das sind wohl charakteristische Züge von Volksbewegungen in einer geistlichen Stadt, allein Erhebungen der Bürger gegen den Bischof sind es doch nicht. Von einer solchen gibt es nur eine stark humoristisch gefärbte Probe in dem berühmten „Mooskulturstreit," der von 1763 bis 1772 gespielt hat. Als ein rechtes Kabinettsstück ist er schon oft und ausführlich geschildert worden [1]), ich skizziere ihn hier aber doch noch einmal ganz kurz, weil sonst meinem Gesamtbilde ein kräftiger Farbenton fehlen würde, und weil dieser Streit, gleich dem Widerstreben der Bürger und anderer Stiftsunterthanen gegen die vom Bischofe 1784 verfügte Beschränkung des „Wetterläutens" [2]) zeigt, daß auch noch im achtzehnten Jahrhundert der Fortschritt viel mehr auf dem geistlichen Berge begünstigt wurde, als unten in der Stadt.

Auf dem öden Moorboden jenseit der Isar weidete das Vieh, was mit einem hier etwas kühnen Bilde der „Blumenbesuch" genannt wird. Eine Anzahl Bürger wünschte 1763 lehnsweise Ueberlassung eines Teiles dieser Gemeindegründe zu Trockenlegung und Anbau. Der Bischof und das Stadtpflegamt war dafür, der Magistrat und die Mehrheit der Bürgerschaft dagegen. Demungeachtet schritt man zur Kultivierung; Erlasse und Vorstellungen für und wider kreuzten sich, die Anhänger der rationellen Landwirtschaft wurden von den Anhängern des poetischen Blumenbesuches als „Moosschlucker" verfehmt, die begonnene Kultur nächtlicherweile verwüstet. Ein Dompropst wandte sich schürend auf die Seite der Blumenbesucher gegen die Moosschlucker, und so stieg die Erbitterung dergestalt, daß auf den 4. Mai 1768 offener Krawall angesagt wurde, und zwar durch zwei Viehhüterinnen, welche eigens zu diesem Zwecke im Auftrag der eifrigsten Blumenbesucher von Haus zu Haus gingen. Die

[1]) Von Baumgärtner, Obernberger, von dem anonymen „Reisenden durch den bayerischen Kreis" u. a.

[2]) Eine noch gangbare mündliche Ueberlieferung erzählt, daß in der Wetterglocke des ehemaligen St. Veitstiftes ein Tropfen vom Blute Christi eingegossen gewesen sei.

Kulturarbeiten sollten am hellen Tage gewaltsam zerstört werden. Bischöflicherseits wurde hingegen eine Art Aufruhrakte unter Trommelschlag verlesen und achtzehn Mann Grenadiere an die Isarbrücke beordert, um den Uebergang zu wehren. Die Bürger aber kamen an die dreihundert stark mit Hauen und Schaufeln, verdrängten die Grenadiere und forcierten die Brücke, wie es scheint ohne alles Blutvergießen, und zerstörten die neuen Abzugsgräben und Anlagen. Zur Antwort sperrte der Fürstbischof das Rathaus und suspendierte den Magistrat. Allein die Partei des Blumenbesuches gab trotzdem nicht nach, und man rief zuletzt die guten Dienste einer auswärtigen Macht, des Kurfürsten von Bayern, zur Vermittelung an. Dieser hohe Schiedsrichter wurde nun aber dermaßen von mißvergnügten Freisingern belagert, daß er sich selber retten mußte durch einen Befehl gegen „das Ueberlaufen des Hofes zu München". Es war sogar eine Frauenversammlung in Freising abgehalten und eine Frauendeputation an den Kurfürsten geschickt worden. So machte sich die Geschichte immer lustiger, wenn sie nicht gar so traurig gewesen wäre, und die nächste Folge war, daß der Fürstbischof Clemens Wenceslaus das begonnene Werk wieder liegen ließ, welches erst von seinem Nachfolger Ludwig Joseph 1772 im Interesse der Landwirtschaft zu einem glücklichen Ende geführt wurde.

Jene achtzehn Grenadiere aber, welche an der Isarbrücke standen und nicht kämpften, waren die einzigen fürstbischöflichen Truppen, die jemals gegen Freisinger Bürger in den Kampf gezogen sind.

3. Gedankenkämpfe.

Unsre geistliche Musterstadt war allezeit ein stiller Ort, und nicht einmal der Tumult und Kampf neuerungsdurstiger Gedanken störte ihren Frieden mit dem Klerus. Aus dem Freisinger Volke ist wohl ein Volksheiliger hervorgegangen, der Thorwart Semoser (im dreizehnten Jahrhundert), und eine Volks-

heilige, die fromme Hellseherin Klara Reischl (im siebzehnten Jahrhundert), aber von einem volkstümlichen Freisinger Ketzer finde ich keine Spur.

Die Stadt blieb unberührt von den Erschütterungen der Reformation, während dieselben doch in den benachbarten bayerischen Landen wie in der erzbischöflichen Metropole Salzburg bedeutend nachzitterten. Zwar unter dem Klerus von Freising muß Luthers Lehre schon ein wenig verfangen haben, da Bischof Philipp (1498–1541) die wankenden Priester mit Degradation bedroht und so dem Umsichgreifen protestantischer Ideen steuert. Allein auch dies ist nur ein leicht vorübergleitender Schatten, ohne nachhaltige Folgen, weil sich eben die Bürger nicht selbständig erhoben für die Reformation wie in andern Städten. Dazu aber hätten sie schon lange vorher sich unabhängiger machen müssen von den geistlichen Herren des Domberges in ihrer politischen Stellung, unabhängiger in Nahrungsstand und Arbeit, unabhängiger in ihrer Bildung. Kurzum sie hätten schon lange vor Luther gar keine Freisinger mehr sein dürfen [1]).

Im zwölften Jahrhundert lag Freising offen in der Welt und empfing und gab Impulse des deutschen Kulturlebens; im siebzehnten und achtzehnten liegt es im Winkel, abgeschlossen für sich, gleich so vielen andern oberdeutschen Städten.

Freising war eine Stadt der Schulen und der Wissenschaft. Auf den Bänken seiner Domschule saßen Könige, wie Ludwig der Deutsche, Ludwig das Kind, Heinrich II., und viele berühmte Männer lehrten und lernten daselbst. Dies geschah in der klerikalen Kulturperiode des Mittelalters, und man kann sagen, vom

[1]) Freising besaß bis zur neuesten Zeit keine protestantischen Einwohner; es hatte (wenn wir von Neustift absehen) auch keine Juden und also auch keine Judenverfolgungen. Wohl aber fand 1463 auf Befehl des Kaisers eine friedliche Judenversammlung aus vielen Städten des Reiches in seinen Mauern statt; der Bischof sollte die Hebräer wegen des Wuchers verhören. Ob sie aber nicht bloß verhört, sondern auch belehrt und bekehrt worden sind, wissen wir nicht.

Schlusse des achten bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts bietet die Freisinger Schule ein deutsches Interesse. Oertlich bedeutend bleibt sie in der fürstbischöflichen Zeit auch später noch (vorab im sechzehnten Jahrhundert), allein sie wird bereits von andern Nachbarstädten überflügelt und hat den Uebergang zu den neueren feineren Formen der Universität, der Akademie, des vom Klerus unabhängigen humanistischen Gymnasiums nicht gefunden. Aehnlich war die Wissenschaft Freisings fast durchaus klerikal und zunftgerecht zugeknöpft. Die Freisinger Gelehrten schrieben lateinisch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert. Freising hegte mancherlei Kunst, allein die freieste unter den freien Künsten, die Poesie in der Muttersprache, welche zumeist vermittelt zwischen dem gelehrten Buche und der Volksbildung, schlummerte an dem geistig sonst so vielfach angeregten Orte. Und während zur Reformationszeit eine volkstümlich frische Prosa anderwärts mit zündender Kraft entwickelt und von katholischen wie protestantischen Streitern derb gehandhabt wurde, schrieb man in der geistlichen Stadt lateinische Kataloge der Bischöfe, wohl gar in elegischen Distichen.

Ich sagte in einer früheren Schrift, ein großer Teil des bayerischen Volkes habe das achtzehnte Jahrhundert nicht erlebt, sondern sei aus dem siebzehnten unversehens ins neunzehnte gekommen. Das gilt insbesondere auch von Freising Wie wenig der große nationale Aufschwung deutscher Litteratur und Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts selbst den gelehrten Berg berührte, das bekunden absichtslos die Freisinger Schriftsteller und die Schulordnungen [1]) aus jener Zeit. Der ungenannte Verfasser der berüchtigten „Reise durch den bayerischen Kreis“ (1784) rühmt — hierin wohl ein unverdächtiger Zeuge — daß sich damals „einige gute Köpfe aus dem Nebel hervorzuschwingen begönnen“, das heißt: daß der Fürstbischof (Ludwig Joseph) den Pereira „von der Macht der Bischöfe“ und Wielands „goldenen

[1]) Bei Deutinger Bd. V.

Spiegel" lese, ingleichen, daß Bayle, Helvetius, Pascal und Montesquieu nunmehr endlich auch in Freising bekannt geworden seien. Ob man sich aber mit den ernsteren deutschen Denkern wie Leibnitz, Lessing, Winckelmann, Kant, Justus Möser, ob man sich mit der eben im ersten Frühscheine aufleuchtenden neuen deutschen Nationallitteratur auch nur halb so eifrig bekannt gemacht habe, steht billig zu bezweifeln. Die großen philosophischen, politischen, sozialen und litterarischen Gedankenkämpfe seit den siebenziger und achtziger Jahren rauschen kaum beachtet an solchen abgeschlossenen Städten vorüber, in deren Mauern man eine um fünfzig und hundert Jahre ältere Zeit im stillen fortlebte.

Darum nimmt es nicht Wunder, daß zuletzt eine Karikatur der Aufklärung, die Spielerei des Illuminatentums in Freising und namentlich bei den Geistlichen besondern Anklang fand, gleichwie in der vielfach ähnlich entwickelten geistlichen Schwesterstadt Eichstädt („Erzerum" in der Illuminatensprache, wie Freising „Theben"). Der letzte Fürstbischof, Joseph Konrad, verhängte am 28. Juli 1794 scharfe Maßregeln gegen das Illuminatenwesen, welches unter seinen Geistlichen wucherte. Allein damals drohten längst ganz andre Gefahren als von dieser nichtigen Geheimbündelei. Ein Weltsturm pochte an die Pforten der geistlichen Städte und sprengte sie von außen, wenn auch die Bürger innen noch so ruhig blieben, und verwehte nicht bloß die Illuminaten, sondern auch das Fürstbistum Freising; und neue Reiche, ein neues Volk, neue Gesittung und Bildung erstanden auf der Stätte jener alten Zustände, in welchen die geistliche Stadt mit ihrem noch geistlicheren Berge so eigentümlich gewurzelt stand, so schön geblüht hatte und so wunderbar langsam abgeblüht war.

Fünftes Kapitel.

Bürgerliche Betriebsamkeit.

1. Gewerbe und Handel.

Die Bürger von Freising mochten behaglich leben unter dem Krummstabe, allein für eine selbständige, gebietende wirtschaftliche Macht reichte ihre Betriebsamkeit nicht aus.

Die Lage der Stadt war ganz geschaffen zum Ausgangspunkte ältester klösterlicher Kolonisation, gleichwie zu einem mittelalterlichen Herrschersitze; zu einem bedeutenden Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe dagegen taugte sie weit weniger. Die Isar strömt unter den Mauern der Stadt, ist aber nicht schiffbar, ein Arm der Mosach fließt durch die Straßen, allein er genügt nicht zu größern industriellen Anlagen, eine für den großen Verkehr wichtige Heerstraße zieht durch die Thore, doch eine echte Handelsstadt fordert die Kreuzung mehrerer Hauptstraßen; im Rücken der Stadt liegt ein weites, reiches Bauernland, allein vor derselben und zur Seite dehnt sich weithin ein magerer, dürftig bevölkerter Moor- und Geröllboden. Die politische Grenze lief hierbei möglichst ungünstig: das gute Land im Norden war bayerisch, das schlechte im Süden freisingisch, und wie diese üble Lage in den Jahren 1751—56 den scheinbaren Grund abgeben mußte zur Einführung der bayerischen Gesetzbücher in Freising, d. h. zum Vorspiele der Mediatisierung [1]), so war sie schon längst

[1]) S. Rockinger in der Bavaria I, 869.

eine wirkliche Ursache des geringen materiellen Aufschwunges der Stadt gewesen.

Der größte Teil des nächstgelegenen freisingischen Gebietes taugte nur als Viehweide oder für Jagd und Fischerei, also für die drei patriarchalischen Urformen der Bodenausbeutung. Im zwölften Jahrhundert deckte Wald die weiten Flächen an der Isar, im siebzehnten finden wir hier noch zerstreutes Buschwerk; jetzt sind diese Flächen südlich der Stadt großenteils Wies- und Weideland. Ein stundenweit ausgedehnter Weideboden ist keine gute Nachbarschaft für städtische Betriebsamkeit. Wenn Merian die „überaus großen" Viehweiden, wo das Rind neben dem Hirsche ging, als Gegengewicht gegen die „sonst harte Landesart" rühmt, so wird der moderne Volkswirt darin eher ein Zeugnis **für** jene harte Landesart erkennen. In den Akten der Stadt finden sich viele Bräuche und Verordnungen über das Weidewesen, und die städtischen Kuh- und Roßhirten waren im sechzehnten Jahrhundert auffallend hoch besoldet, die Viehzucht selbst aber stand bis zu unsrer Zeit nicht auffallend hoch.

Bedeutsamer tritt uns Jagd und Fischerei entgegen, wie es für eine mittelaltrige Residenzstadt paßte: „Wildpret und Fisch gehören auf der Herren Tisch." Otto von Freising nennt den Domberg, von welchem man über unabsehbare Wälder hinausblickte, „gleichsam eine Warte der Jäger" [1]; dem Kaufmann und Handwerker aber taugt es besser, wenn er den Bauer, als wenn er den Jäger zum Nachbarn hat. Die Waldungen der Ebene dienten nach Otto besonders dem Weidwerk, die Hügelwälder, von welchen der Freisinger und Kranzberger Staatsforst noch als größere Trümmerstücke übrig sind, gaben Bau- und Brennholz. Eine prächtige Wildbahn boten die Isarwälder, da die Tiere längs dem Dickicht des Flusses bis zum Hochgebirg hinauf wechseln konnten, und noch vor wenigen Jahren wurde ein verirrter Gemsbock bei Freising erlegt. Am Fuße des Domberges

[1]) Chron. lib. V, cap. 24.

lag der Tiergarten des Fürstbischofs (seit 1625) und nördlich der Stadt die Fasanerie. Ein bischöflicher Hof hat seine Jagdgeschichte, so gut wie andre Fürstenhöfe, und im Hofstaate der späteren Bischöfe fungiert neben dem Oberststallmeister auch ein Oberjägermeister. Eine alte Aufzeichnung von Weihenstephan [1]) erzählt, daß Bischof Meginhard, als er am 28. April 1098 morgens zur Jagd reiten wollte, Befehl gegeben habe, die Mönche aus Weihenstephan zu vertreiben. Während der Jagd wurde der Befehl vollzogen, allein da der Bischof vom Weidwerk heimgekommen war und auf seine erste Frage erfahren hatte, daß die Mönche vertrieben seien, starb er eines jähen Todes.

Die größte Jagdherrlichkeit scheint in Freising, wie anderwärts, nach dem dreißigjährigen Kriege bis ins achtzehnte Jahrhundert geherrscht zu haben. Schon der in den Kriegsläuften so ungeheuer herangewachsene Wildstand reizte und nötigte dazu. Es traf sich aber auch, daß damals mehrere bayrische Prinzen auf dem bischöflichen Stuhle saßen, welche Jagdlust und Weidmannskunst wohl schon von Hause mitgebracht hatten. Damals (noch um 1700) konnte man vom Domberge große Rudel Hirsche in den Isarauen sehen und Bischöfe und Domherren zogen fleißig zur Jagd. Aber auch schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts finden wir hundertachtzig bischöfliche Hatzhunde draußen bei den Pfarrern, Gutsbesitzern und Beamten eingelegt, und Georg Philipp Finkh, dem wir bereits als Kammerdiener, Hofrat und Schriftsteller begegnet sind, fiel in Ungnade, weil ihm ein eingelegter Hatzhund herabgekommen und krank geworden war, obgleich er denselben in der Kost — „wie die Ehehalten" gepflegt zu haben behauptete [2]). Erst nach vielen Bitten und Eingaben kam der unglückliche Mann wieder zu Gnaden. Unter Clemens Wenceslaus war aber die Jagd so tief gesunken, daß

[1]) S. Gentners Gesch. v. Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff. Anders freilich berichtet Meichelbeck.

[2]) Hormayrs Taschenb. 1833.

dieser Kirchenfürst am 24. Januar 1764 den Kapitularen die Wildbahn nur noch ohne Hunde zu benützen gestattete. Jetzt ist die alte fürstliche Jagdherrlichkeit in den Isarauen ganz verklungen, und wohl zum letztenmal wurden dort durch König Ludwig I. große Hirschjagden abgehalten.

Wie es mit der Freisinger Jagd recht herrschaftlich und residenzmäßig bestellt war, so auch mit der Fischerei. Die Mosach bildete ehedem viele kleine Weiher (vor dem Isar- und Veitsthor) und es erscheint sogar ein Wirtshaus „am See". Die einzige Straße Freisings, welche den Namen eines Gewerbes trägt, ist sehr bezeichnend die „Fischergasse"; hier befand sich die „Vischpank" und wohnten die Fischer, welche den Welt- und Klostergeistlichen die Fastenfische zu liefern hatten. Die Arbeit war so ausgedehnt und geteilt, daß sogar ein eigener Krebsfischer bestand, welcher bloß Krebse fangen durfte, „die Fische aber mußte er laufen lassen". Mit dem Verschwinden der geistlichen Herrlichkeit ist freilich der Fischfang sehr herabgekommen, von den ehemaligen Weihern gibt es nur noch dürftige Ueberreste, der „Krebsfischer" ward zum bloßen Hausnamen, und ein gutes Teil der Freisinger Fische wandert jetzt auf den Münchener Markt.

Unter den Gewerben unsrer Stadt erfreute sich nur eines einer hervorragenden und dauernden Blüte, das war die Bierbrauerei. Da große Kaufherren oder sonst bedeutende Großgewerbe nicht vorhanden waren, so bildeten die Brauer den Rahm der Bürgerschaft. Zahlreich, angesehen und wohlhabend lieferten sie häufig den Bürgermeister und den Verwalter des hl. Geistspitales. Noch in der Gewerbestatistik von 1848 werden die Brauereien als das einzige Großgewerbe bezeichnet[1]), und das stattlichste moderne Privatgebäude Freisings ist ein Brau- und Gasthaus. Wie ansehnlich die Brauerei in älterer Zeit gewesen,

[1]) Gegenwärtig sind freilich auch noch andre Industriezweige über das bloße Handwerk hinausgewachsen: Tuchfabrik, Dampfsäge, Eisengießerei, Gasfabrik.

erhellt daraus, daß 1647 ein freisingisches Brauanwesen nach Befund der Türkensteuer auf 18,000 Gulden geschätzt wurde, und daß bei der Umlage des Laternengeldes von 1798 die achtzehn Brauer zusammen 128 Gulden beitragen mußten, während die vierzehn Kaufleute und Krämer nur 36 Gulden steuerten. Dennoch fürchteten die Brauer die Konkurrenz des Domberges. Als im Jahre 1735 nicht mehr bloß weißes Bier, sondern auch braunes droben im Hofbräuhaus eingesotten werden sollte, beschwerten sich sämtliche Brauer der Stadt, daß sie hierdurch zu Grunde gerichtet würden und den großen Aufschlag, welcher im vorhergehenden Jahre 7865 Gulden betragen hatte, nicht mehr bezahlen könnten. Von der Milde ihres geistlichen Herrn erhielten sie dann auch günstigen Bescheid.

Die große Zahl der Brau- und Wirtshäuser war wohl teilweise durch den Verkehr der München-Regensburger Straße bedingt, nicht minder aber zog der geistliche Hof Fremde in die Stadt und bei großen geistlichen Festen erreichte der Fremdenzufluß seinen Höhepunkt. Als z. B. im Jahre 1508 Bischof Philipp, aus dem Hause der Pfalzgrafen bei Rhein, unter Anwesenheit vieler weltlicher und geistlicher Großen sein erstes Hochamt celebrierte, strömte eine Volksmenge in Freising zusammen, wie man sie dort vorher niemals erlebt zu haben glaubte. Aehnlich im Jahre 1709 bei Uebertragung der wiederaufgefundenen Reliquien des hl. Nonosus in die Domkirche[1]), dann 1724 bei der acht Tage dauernden tausendjährigen Jubelfeier des Bistums, 1824 bei dem gleichfalls durch eine Woche ausgedehnten elfhundertjährigen Jubiläum, 1828 bei dem Reliquienfeste, wo ganze Gemeinden von nah und fern zugewandert kamen. Auch die allgemeinen Kirchenjubeljahre zogen Tausende von fremden Andächtigen in die Stadt, wie nicht minder die Prozessionen und Wallfahrten. (Unter den letzteren ist die aus dem Mittelalter stammende Wallfahrt der Mamminger charakteristisch als Laien-

[1]) „Freisinger alter und neuer Gnadenschatz", 1710.

prozession; der älteste Bauer hält beim Anfang und Schluß der Wallfahrt eine Anrede an die Gläubigen, und die Wallfahrer gehen in Freising in kein Wirtshaus, sondern werden von den Bürgern bis auf diesen Tag unentgeltlich bewirtet und beherbergt.) Jedenfalls gab der geistliche Hof und die vielen und glänzenden geistlichen Feste dem Verkehr einen kräftigeren Anstoß als der Handel der Stadt und ihre Märkte, die im neunzehnten Jahrhundert der Zahl wie der Zeitdauer nach ohne besonderen Nachteil beträchtlich beschränkt werden konnten.

Wenn nun aber auch in Freising kein andres Gewerbe dauernd so einflußreich geworden ist wie die Brauerei, so tauchen doch vorübergehend gewerbliche Altertümer oder Kuriositäten auf, die eines Platzes in der Chronik der Stadt würdig erschienen. Sie führen sämtlich wieder auf den geistlichen genius loci zurück. So glänzt Freising sehr frühe in der Geschichte des Orgelbaues, da schon 873 Papst Johann VIII. den Bischof Anno bat, ihm eine Orgel und einen Orgelbauer und Spieler nach Rom zu senden. Nicht minder zählt unsre Stadt zu den Wiegenstädten der Buchdruckerkunst, indem der Ulmer Buchdrucker Johann Schäffler um 1495 vorübergehend hier verweilt und für den geistlichen Bedarf gearbeitet hat [1]). Auch die Buchbinderei kommt als bürgerliches Gewerbe schon frühe vor; 1492 war Lienhard ein „puechbinder" in Freising, der band „Tristan und Isolde", letzteres allerdings wohl weniger für den geistlichen Bedarf.

Uebrigens hat ein irgend selbständig hervorragendes Kunstgewerbe in Freising niemals dauernd Bestand gewonnen (wie etwa in Nürnberg oder Augsburg), und die kirchlichen Kunstbedürfnisse vermochten so wenig eine eigene Freisinger Kunstschule ins Leben zu rufen, wie ein namhaftes Kunstgewerbe. Dazu hätte es neben dem kulturmächtigen Klerus auch eines nicht minder bedeutenden Bürgertumes bedurft, und wenn im frühen Mittelalter Klöster und Bischofsstädte voran waren in der Kunstindustrie,

[1]) S. Rockinger, Bavaria I, 867.

so wurden sie doch in den folgenden Perioden von den Reichsstädten überflügelt. Freising besitzt manches Prachtstück kirchlicher Geräte und Schmucksachen und besaß noch viel mehr dergleichen; bei den meisten dieser Arbeiten weiß man nicht, wo sie verfertigt wurden, und wo nähere Angaben über den Ursprung vorhanden sind, da werden wir fast immer auf auswärtige Werkstätten gewiesen.

Eine ganz absonderliche freisingische Industrie ging unmittelbar von einem Bischofe aus. Albert Sigismund (1651—85), auch als Bauherr und Weidmann bekannt, beschäftigte sich mit der Verarbeitung von Glas, namentlich zu künstlichen Edelsteinen, welche man „Freisinger Fluß" nannte, und zu optischen Gläsern. Die Kunst der Bereitung des Flintglases soll seinem Bedienten, Büchsen- und Perspektivmacher Christian Murr, in einer Vision von einem Benediktiner offenbart worden sein [1]). Die Freisinger Brillen und Perspektive, welche solchergestalt durch geistliche Hand und Hilfe verbessert worden waren, erfreuten sich damals eines vorzüglichen Rufes, und obgleich man jetzt keinen „Freisinger Fluß" mehr macht, so kann man ihn doch noch an Kirchengeräten u. dergl. angebracht sehen. Auch im Drechseln war Bischof Albert Sigismund ausgezeichnet. Die Drechslerei blüht zur Zeit noch immer in Freising, und wohl wenige andre Handwerker können sich eines so vornehmen geistlichen Gewerbsvorfahren rühmen. Neben den Edelsteinen aus Glas sind dann auch die Brote aus Stein als ein seltsames Produkt ehemaliger freisingischer Technik zu nennen [2]). Man verfertigte sie zum Andenken an ein Wunder, womit der fromme Thorwart Semoser soll begnadet worden sein.

So führt uns also auch die Gewerbegeschichte unsrer geistlichen Stadt immer wieder auf geistliche Spuren. Das Recht, Markt zu halten, hatte ein Bischof, Gottschalk, von einem Heiligen, Kaiser Heinrich II., (um 1000) erlangt, wie auch das Recht des (vordem kaiserlichen) Zolles und der Münze. Das

[1]) Näheres bei Baumgärtner S. 215 f.
[2]) Obernberger, Reisen durch Bayern II, 448 f.

bekannteste Freisinger Münzstück, der „Mohrenkopf", trägt, wie schon der Name andeutet, das bischöfliche Sinnbild; Münzen der Stadt gibt es nicht, ja man vermutet, daß die Bischofsmünzen nicht einmal in Freising geschlagen worden seien. Ein andrer Bischof, Leopold (1377—81), bestätigte die Vorrechte der Stadt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, „daß auf jedem Eigentum, welches verkauft werden sollte, des Hochstiftes Forderung, Steuer und Wacht verbleibe." Der Magistrat hatte zwar die niedere Polizei und die Gerichtsbarkeit, der Bischof die höhere, allein der Bischof strafte doch auch die Bäcker, welche ihr Brot nicht zeichneten, er verleiht das Zimmermannsrecht, schlichtet den Streit der Metzger (1436), verweist sie auf das „Satzbuch" und entscheidet über den Ort der Fleischbänke [1]). Dazu hatte aber auch das Kloster Weihenstephan schon frühe seine Schneider, Schuster, Brauer und Maler in der Stadt. Rechtlich, sozial und wirtschaftlich war der alte Freisinger Handwerker überall abhängig von den geistlichen Herren. Diese Abhängigkeit schützte und förderte ihn wohl überwiegend in den früheren Jahrhunderten, wie man ja sogar in den Handwerksfrohnden der bischöflichen Städte den ersten Keim des Zunftwesens gesehen hat [2]), später aber, als sich das Bürgertum anderwärts fest auf die eigenen Füße stellte, mußte das früher heilsam leitende Band zur lästigen Fessel werden. Von Handwerksmeistern, die — wie anderswo — durch ihr selbständiges Auftreten im Rat und in der Gemeinde sich einen historischen Namen gemacht hätten, oder durch überragendes Geschick, Glück und Reichtum über die Mauern der Stadt hinaus berühmt geworden wären, finde ich darum auch nichts, wohl aber erzählt die Geschichte der Stadt von einigen Handwerkern, welche uns den klerikalen Geist der alten Bürgerschaft leibhaft vor Augen stellen. Ein Bäcker erhält den Leib des hl. Placidus von Rom und läßt ihn mit großer Pracht fassen, und ein Schlosser rettet bei der

[1]) Nach Urkunden im Freisinger städt. Archiv.

[2]) Roscher, System der Volkswirtschaft II, 287.

Säkularisation ein Gnadenbild aus einer profanierten Kapelle und bewahrt und verehrt es vierzig Jahre lang in seinem Hause, bis er endlich die Wiederherstellung der Kapelle erlebt und das Bild an seinen alten Platz zurückgeben kann. Und dergleichen mehr.

2. Verfall und Wiederaufbau.

In den drei letzten Jahrhunderten geht es in Freising ganz ähnlich wie in den kleineren weltlichen Fürstenstädten: der bürgerliche Wohlstand hängt zunächst von den Finanzen und der Wirtschaft des regierenden Herren ab. Kargte der Bischof oder verzehrte er sein Geld auswärts, dann litt die Stadt; griff er den Gewerben untern Arm, verschwendete er recht standesmäßig, dann gedieh die Bürgerschaft. So waren die letzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts für Freising eine schmale Zeit, weil damals Bischof Ernst auf allzu breiter Basis, nämlich auf fünf Bischofsstühlen zugleich saß (Freising, Köln, Lüttich, Hildesheim, Münster) und während seiner langen Regierung (1567—1612) nur sehr wenig nach Freising kam. Das Geld „ging außer Landes" und die Bürgerschaft verarmte; zum Ersatz der vielen dem Domstift nutzlos verursachten Kosten ließ dann Bischof Ernst ein Altarblatt von Rubens um 3000 fl. malen, was aber den Gewerben der Stadt schwerlich aufgeholfen hat. Dagegen konnte Freising die argen Drangsale des dreißigjährigen Krieges rascher verschmerzen als manche Nachbarorte, weil von 1618—51 der Bischof Veit Adam regierte, ein geschickter Finanzmann und kluger Haushalter, welcher trotz des Krieges die Einkünfte seiner Kirche zu mehren verstand und eine gefüllte Rentkammer hinterließ. Und es folgte in der zweiten Hälfte des siebzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts sogar eine materielle Glanzperiode Freisings. Da wurde stattlich Hof gehalten, gebaut, gemalt, gemeißelt, da wurden prächtige Feste gefeiert; die Bischöfe, zum Teil aus fürstlichem Hause, verfügten eben über bedeutende Privatmittel und brachten dieselben zu Gunsten ihrer Kirche und Residenz mit fürstlicher Freigebigkeit unter die Leute.

Als die Säkularisation dem Fürstbistume ein Ende gemacht hatte, da konnte man vollends erst recht deutlich sehen, wie unmittelbar der Wohlstand der Bürgerschaft Freisings von dem geistlichen Hofe bedingt gewesen war. Die Einwohnerzahl sank von 6000 auf 3500 herab; noch im Jahre 1821 standen 191 Mietwohnungen leer, von 300 bestehenden Gewerben wird kaum ein Drittel mehr als lebenskräftig bezeichnet, der Wert der Realitäten war um vier Fünfteile gesunken, die örtlichen Stiftungsfonds büßten infolgedessen beträchtliche Summen an Zinsen ein und ihr Kapitalvermögen selber schwebte in Gefahr [1]). Als man 1805 und wiederholt 1808 die fürstlichen Häuser und Gründe zum Verkaufe ausbot, fanden sich keine Käufer, erst 1822 konnte ein Teil der alten Propstei- und Domherrenhöfe veräußert werden.

Freising hat diese traurige Periode des Verfalles überwunden. Nicht mehr als geistlicher Fürstensitz, sondern auf Grund des modernen Verkehres und selbständiger Betriebsamkeit gewann die Stadt erneutes inneres und äußeres Wachstum. Als sich die Bürgerschaft am 27. Juli 1821 an den König wandte, um wenigstens die Residenz des neuen Erzbischofs ihrer Stadt zu retten, sprachen die Bittsteller die Besorgnis aus, daß außerdem das altberühmte Freising zu einem Bauerndorfe herabsinken werde. Keines von beiden ist geschehen. Der Erzbischof residiert in München und Freising ward kein Bauerndorf, sondern wuchs vielmehr über die mittelaltrigen Mauern hinaus; die Einwohnerzahl war schon 1851 auf 5326 gestiegen, und stand 1867 auf 7839, einer Ziffer, die wohl zu keiner früheren Zeit erreicht worden ist. Hiermit ist allerdings nicht entfernt gesagt, daß Freising auch seine ehemalige Bedeutung wiedergewonnen habe, denn die geistige Kulturmacht mißt sich nicht nach Ziffern, bei einer Stadt so wenig wie bei den Völkern und Individuen.

[1]) Näheres in den bayerischen Landtagsverhandlungen von 1822, im Auszuge bei Baumgärtner S. 292 ff.

Sechstes Kapitel.

Schenkung, Stiftung und Almosen.

In geistlichen Städten waren drei Dinge vordem mindestens ebenso wichtig als Arbeit, Kauf und Tausch, sie heißen: Schenkung, Stiftung und Almosen. Die religiöse Pflicht der guten Werke und die sittliche der Barmherzigkeit wirkte hier oft entscheidender auf Erwerb und Besitz als das volkswirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Die Geschichte der Schenkungen an die Kirche berührt in Freising zunächst den Domberg; ihre reichste Periode geht durchs achte und zehnte Jahrhundert, und der fünfte Bischof, Atto (784—814), führte den Beinamen scriptor, weil er so viele Schenkungsurkunden geschrieben hat.

In der Geschichte der Stiftungen hingegen wetteifert die Stadt mit dem geistlichen Berge. Während die großen Schenkungen an die Kirche im vierzehnten Jahrhundert allmählich aufhören, erscheint die folgende Zeit um so reicher an Wohlthätigkeitsstiftungen. Da ersteht das Hl. Geistspital (1374), das Bruderhaus (1560), das Leprosenhaus (1587), die Almosentrüchelstiftung [1]) (1620), der Liebesbund für die armen Seelen (1713), das Krankenhaus (1724), das Armen- und Waisenhaus, das reiche Almosen, die Schollsche Stiftung für Hausarme 2c.

[1]) Von Truche, Truhe, Kasten.

Unter allen diesen Stiftungen hat das Hl. Geistspital die größte Wirksamkeit entfaltet und allein unter allen seinen Bestand gerettet bis auf diesen Tag. Gegründet von einem Geistlichen, dem Domherrn Konrad Gaymann († 1376), ist es von Klerikern wie von Bürgern namentlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufs reichste mit Stiftungen und Vermächtnissen begabt worden, und noch unmittelbar nach der Säkularisation (1804) belief sich sein Vermögen auf 124 296 fl.

Bei diesem Spitale suchten darum nicht bloß arme Kranke Genesung, sondern gesunde reiche Leute fanden dort auch Kapitaldarleihen, das Spital griff ins Gebiet dreier Fakultäten, als kirchliche, medizinische und volkswirtschaftliche Heil- und Hilfsanstalt. Im Jahre 1637 hatte das Domkapitel den Schweden eine Ranzion von 1500 fl. zu zahlen, es entlehnte 900 fl. vom Spital; ein andermal (1766) borgt es 2500 fl. daselbst zu 4 Prozent. Bischof Johann Theodor (1737) braucht 1000 fl. zum Betrieb des Eisenhammers bei Werdenfels: das Hl. Geistspital streckt ihm die Summe vor, wie der „Liebesbund am Gottesacker“ dem Bischofe Johann Franz 600 fl. darlieh zum Ankaufe von Zeilhofen (1717). Auch die bayrische Landschaft erhielt vom Spital eine Summe zum allgemeinen Landesdarlehen [1]). Wer in Freising große Kapitalien aufnehmen wollte, der konnte nicht zu den Juden gehen, weil es keine gab; er ging zu den frommen Stiftungen.

Doch ist ein Leihen auf Zins immerhin etwas profan; geistlicher ist das Schenken. Und in Freising wurde gern und viel geschenkt. Da schenkt Bischof Ludwig Joseph im Winter 100 Klafter Holz an die armen Leute und kauft bei teurer Zeit Korn für seine Unterthanen auf; gelegentlich eines Festes läßt er Brot, Wein und Bier an 1600 Arme austeilen. Bischof Konrad V. schickte die abgeordneten Bürger, welche ihm die ansehnliche Jn-

[1]) Laut der Urkunden im städtischen Archive.

fulsteuer nach Krain brachten, wieder mit dem Gelde nach Freising zurück, wie denn überhaupt die Bürger auf Steuernachlässe oft besser eingerichtet waren als aufs Steuerzahlen. In den Tagen des so äußerst mildthätigen Bischofs Ludwig Joseph geschah es sogar, daß der Bischof fast zur nämlichen Zeit seinen Unterthanen in der Grafschaft Werdenfels die Steuern nachließ, wo ihm selber in Wien ein Haus mit Beschlag belegt wurde wegen der Steuern, die seine Beamten dort nicht bezahlt hatten. Die Mehrzahl der Bischöfe aus den zwei letzten Jahrhunderten werden ganz besonders als Väter der Armen gepriesen, wenn auch nicht alle so weit gingen wie Johann Theodor, der ein eigenes „Thoralmosen“ eingerichtet und noch 1754 die etwas verspätete Stelle eines Bettelrichters geschaffen hat.

An solchen geistlichen (und auch weltlichen) Fürstensitzen des vorigen Jahrhunderts waren es übrigens nicht die unterm Bettelvogt stehenden Zunftbettler, welche am meisten geschenkt erhielten, sondern Leute von gar vielerlei Zunft und Zeichen; die halbe Stadt lebte mitunter vom Hofe, und es gab da so zahllose und zart verschmolzene Uebergangstöne zwischen den Kategorien des Nehmens, Bettelns und Verdienens, daß man das eine vom andern oft schlechterdings nicht unterscheiden konnte.

In der Freisinger Volkssage gibt es einen ganz besonders bösen Bischof, das war jener Gerold, dessen Leiche das Volk in die Roßschwemme warf, weil er den hungernden Armen kein Brot gegeben.

Der Thorwart an Gerolds Schloß dagegen, Otto Semoser, der den Armen heimlich das Brot zutrug, ward ein Volksheiliger.

Ein Bischof der neueren Zeit, Johann Franz, wurde zwar nicht kanonisiert, genoß aber nach seinem Tode unter den Bürgern die Verehrung eines Heiligen, an dessen Grabe man Votivtafeln aufhängt. Diese Ehre hatte er aber gewiß nicht seinen vielgepriesenen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu danken, sondern seinem stilleren Walten als Vater der Armen.

Schenkung, Stiftung und Almosen geht in dem geistlichen Sinne der Altvordern an sittlicher Weihe weit voran der Arbeit, dem Kauf und dem Tausche.

Der hl. Korbinian hatte an der Höhe von Weihenstephan eine Quelle erbetet, und wie Moses mit dem Stab aus dem Berge geschlagen. Als man das heilkräftige Wunderwasser, die geschenkte Gottesgabe, später gegen Geld verkaufen wollte, da versiegte der Quell.

So erzählt die fromme Sage.

Ich führe den Leser im Eingang dieser Skizzen auf den Domberg; ich führe ihn auch am Schlusse noch einmal hinauf, um ihm zu guter letzt noch ein Stücklein Fernsicht zu zeigen.

Man schaut da droben gar viele Meilen in die Runde, aber so weit das Auge trägt, über zahllose Dörfer hinaus, vermißt es doch den reichen Schmuck städtischer Staffage; nur die Türme Münchens beherrschen die langgedehnte Linie des Mittelgrundes. Weiter fort aber gegen Süd zum Hochgebirg hinüber dämmert verschwimmend jene liebliche Landschaft, welche man modern geographisch die bayerische Seenzone nennt, früher nannte man sie volkstümlich den „Pfaffenwinkel". Dort reihet sich, anstatt der Städte, Kloster an Kloster: Andechs, Bernried, Schäftlarn, Polling, Wessobrunn, Benediktbeuren, Schlehdorf, Ettal, Tegernsee, Chiemsee u. s. f. Also die uralten Hauptsitze geistlicher Kultur, Freising und der Pfaffenwinkel im Norden und Süden, München in der Mitte, keine andre bedeutende Stadt auf weit und breit.

München als landesherrliche Hauptstadt im Mittelgrunde, Freising als geistliche Metropole im Vordergrunde beherrschen aber nicht bloß die Landschaft aus der Vogelschau des Domberges, sie beherrschten auch das Land; sie standen hier einsam und ohne ebenbürtige städtische Nebenbuhler. Im alten Bayern waren vor allen die Landesherren stark und die Geistlichen. Das Bürgertum saß wie auf kleinen Inseln inmitten des großen Bauernlandes, und die Bürger machten den weltlichen wie den

geistlichen Herren ungleich weniger zu schaffen, als anderwärts. Nicht daß es den Stadtgemeinden im einzelnen an Tüchtigkeit, den Städten an Rechten und Privilegien gefehlt hätte, aber es fehlte an Städten, es fehlte der Wetteifer, die Reibung, die gegenseitige Stütze und Ergänzung vieler, eng benachbarter Bürgergemeinden. Das gerade ist es, was in Schwaben und Franken manchmal dem kleinsten Neste so frische Lebensfülle, so schneidige Originalität verliehen hat. Jene vielen und ansehnlichen bayerischen Märkte, welche Städte werden *konnten*, aber nicht werden *durften*, sind für Bayern in manchem Stück charakteristischer als die wirklichen Städte.

Im *städtearmen* Lande blieb Freising eine so rein geistliche Stadt, gleichwie München eine so rein landesherrliche Stadt blieb, bis Bayern aufhörte, rein bayerisch zu sein, bis die Residenzstadt München zunächst die Hauptstadt eines städtereichen Königstaates wurde, dann eine Großstadt, zu welcher die fernen Städte näher herangewandert sind durch den länderverengenden Weltverkehr.

Im vorigen Abschnitte schrieb ich von einem Gau, der obgleich Bauernland, dennoch ein Land mit Bürgerrechten war, gleichsam eine auf etliche Quadratmeilen ausgegossene Stadt. Auch dieser Gau stand unterm Krummstabe, allein er liegt am weltoffenen, städtereichen Rhein. Die geistliche Herrschaft entscheidet hier nicht schlechthin, sie ließ im Mittelalter nach Umständen großes und kleines Bürgertum unter sich gedeihen und freie wie gebundene Bauernschaft dazu. Natur und Geschichte des *ganzen umgebenden Landes* entscheidet *zugleich* mit der Form und Macht der Herrschaft.

Wie aber Freising noch immer — wofern man's nicht gar zu streng nimmt — eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbayerischen Volkes heraus, daß im alten Bayernlande vor allen zwei Herren stark gewesen sind: der *Herzog* und der *Priester*. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbayern nicht, und wäre

er auch sonst schon weit im Land herumgereist; denn eine Stadt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bayerischen Hochfläche, und durch die Geschichte Freisings erfahren und begreifen wir erst, welche tiefe Wurzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bayerischen Volksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

VI.

Die Holledau.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Holledauer Volkshumor.

1. Namen und Grenzen der Holledau.

Das Holledauer Land ist berühmt durch seinen Hopfenbau, und das Holledauer Volk durch seinen derben Humor. Es ist aber leichter vom „Holledauer Landhopfen" als vom Holledauer Volkshumor zu schreiben; denn von ihrem Hopfen hören und reden die Holledauer alleweil gern, an das auszeichnende alte Besitztum ihres Humors in Lied, Sage und Anekdote sind sie minder gern erinnert, und vollends ungern an den Spaß, welchen sich andre mit ihnen erlaubt haben.

Darum gibt es eine alte und eine neue Reiseregel für die Holledau. Die neue rät dem Wanderer, welcher recht gut aufgenommen sein will, er möge als Hopfenhändler reisen; die alte aber warnte ihn, daß er nicht frage nach vier Dingen: nicht nach den Grenzsteinen des Landes — denn das sind vier Galgen von Freising, Moosburg, Abensberg und Pfaffenhofen; nicht nach den Volksgrenzen — denn die Holledauer fangen da an, wo die gescheiten Leute aufhören; nicht nach der Mundart — denn jeder Holledauer redet drei Sprachen: „dumm, dalket und dappi", und endlich nicht nach dem Holledauer Wallfahrtslied — denn es singt gleich im ersten Vers vom Pferdediebstahl, der schwachen Seite, der geheimen Herzensneigung der alten Holledauer.

Den Hopfen darf man also suchen, aber den Humor muß man ungesucht an sich herankommen lassen, sonst könnte man — gleichfalls ungesucht — noch etwas andres kennen lernen, was hierzuland altberühmt ist: die Holledauer Grobheit. Nun fließen jedoch zum guten Glück die litterarischen Quellen über den Humor der Holledau weit reichlicher als über den Hopfen, und da nicht bloß Frankreich, sondern auch die Holledau ihre „gerechte Empfindlichkeit“ besitzt, so ist mir's allerdings beruhigend, daß ich mich für jeden neckischen Zug, welchen ich anführe, durch gedruckten Nachweis aus Holledauer Autoren decken kann, deren Schriften von ihren Landsleuten mit verdientem Wohlwollen aufgenommen wurden.

Lacht, scherzt und spottet ein Volk gutmütig über sich selbst, so ist das immer ein Zeichen bewußter Kraft, frischen, sprudelnden Lebens, brausenden Uebermutes, und wenn der durch und durch realistische, zugleich aber auch naiv strengkatholische Holledauer den heiligen Castulus anruft:

„Heiliger Sankt Castulus! um was ich dich noch bitt':
Um hunderttausend Gulden — und bring mirs Geld gleich mit,
Um hunderttausend Gulden und noch einmal so viel,
Alle Jahr' ein anders Weib, und in Himmel 'nein — wann ich will —.“

so hört man heraus wie sich die Leute wohl fühlen in ihrer Haut und in all ihrer guten und schlimmen Originalität.

Anders steht es freilich mit dem Spott der Nachbarn über die Holledauer. Er zielt nicht auf einen Ueberschuß des Wohlbehagens, sondern im Gegenteil auf die frühere Abgeschlossenheit, Armut und Unkultur des Landes und auf des Volkes allzuderben Naturwuchs. Allein gleichviel. Die Holledau, über welche man so manches Witzwort gemacht hat, muß dann eben doch schon seit uralter Zeit den Nachbarn eigenartig und merkwürdig erschienen sein, wert einen besondern Namen zu führen. Und daß dieser Name vom vierzehnten aufs neunzehnte Jahrhundert lebendig sich vererbt hat, verdankt die Holledau ohne Zweifel bloß dem scharf geschnittenen Charakter ihrer Bevölkerung.

Ursprünglich von der Landschaft entnommen (die Au am Hallwalde), blieb dieser Name im Volksmunde bestehen, weil die so besonders gearteten Leute einen besonderen Namen forderten; man kann also sagen: die Holledauer retteten die Holledau als ein selbständiges Land in der noch ungeschriebenen „Geographie des deutschen Volksmundes“. Die Holledau war niemals ein Gau oder ein Herrschaftsgebiet, noch drängt etwa schlaghaft unterscheidende Bodenbildung zu einem eigenen geographischen Namen: die Holledauer drängten dazu, weil sie sich so schlaghaft von den angrenzenden altbayerischen Stammesgenossen unterscheiden, und ohne die Neckereien und Witzworte, welche sich an diesen Namen knüpfen, wüßten es wahrscheinlich nur noch die Lokalhistoriker, daß es einmal auf Aventins, Appians und Finths Landkarten eine „Hallethaw“ gegeben habe.

Zunächst noch ein Wort über diesen Namen: er wird uns rasch wieder zum Holledauer Humor, und der Humor dann wiederum ganz ungezwungen zum Hopfen führen.

Ich bin so frei und schreibe „Holledau“, und zwar nach der neuen Reiseregel wie die Hopfenhändler; die Gelehrten schreiben nach Schmellers Vorgang „Hallertau“. Letzteres ist die urkundliche Schreibart des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und hat als älteste beglaubigte Form gewiß den größten etymologischen Wert. Allein es handelt sich hier nicht um einen toten, sondern um einen lebendigen Namen, und den sollte man heute eben auch schreiben, wie er heute im Volksmunde lebt. Ich habe nach meiner Methode der Quellenforschung überall im Lande selbst scharf aufgehorcht und immer nur „Holledau“ oder „Holladau“ gehört, ich habe mir das Wort von allerlei schriftkundigen Holledauern, von Bauern, Wirten, Kellnerinnen, Beamten und Pfarrern buchstabieren lassen, und sie haben samt und sonders Holledau buchstabiert. Lipowsky in seiner Preisschrift über das Landgericht Moosburg (1861) bezeichnet „Holladau“ als allgemeinen Sprachgebrauch, und die Allg. Ztg. schreibt in ihren Börsen- und Handelsberichten wechselnd bald „Holledau“ bald „Hollidau“.

Dieses schwebende a, e oder i können wir nun auch getrost in der Schwebe lassen. Denn für unsern Namen gibt es keine „amtliche Schreibart", welche für die offizielle Geographie Deutschlands zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo die wissenschaftliche Erforschung der Ortsnamen noch sehr im Argen lag: diese amtliche Form ließ dann allerdings nichts in der Schwebe, sondern fixierte im Zweifelsfalle meist das Schlechteste.

Uebrigens habe ich noch einen tiefern Grund, daß ich diesmal nicht dem größten bayerischen Sprachforscher, sondern den Bauern folge. Hallertau oder Hollebau, der alte und der neue Name, bezeichnen die zwei Epochen, in welchen dieser Landstrich aufblühte, selbstbewußt, mannhaft geworden ist. Als im vierzehnten Jahrhundert die vier Marktflecken dieser Hügel, Wolnzach, Mainburg, Au und Nandlstadt, politisch und sozial in die Höhe kamen, ja teilweise erst das Recht des Zaunes und Grabens, des Stocks und Galgens und des Wochenmarktes gewannen, da lesen wir auch zum erstenmal von der Hallertau, und zwar in Urkunden. In unsrer Zeit hingegen beginnen wir von der Hollebau in Zeitungen zu lesen, nämlich in landwirtschaftlichen und Handelsblättern, auf Grund des neuen Aufschwungs durch den Hopfenbau, welcher seit kurzer Frist ganz neue ökonomische und soziale Zustände hier angebahnt, und die fast verschollene und verspottete Gegend zum zweitenmale selbstbewußt und namhaft gemacht hat. Ich fasse diese modernen Zustände als letztes Ziel meiner Darstellung ins Auge, und darum bediene ich mich auch des modernen Namens.

Für solch eine Landschaft, die es bloß zu einem historischen und volkstümlichen, nicht aber zu einem amtlichen Namen gebracht habt, gibt es dann auch nur schwebende und wechselnde Grenzen. Ich bezeichne die heutige Hollebau als das Hügelland zwischen Amper, Ilm, Donau, Abens und den Moosburg-Landshuter Isarhöhen.

Schon diese Grenzen deuten auf den im Lande gewurzelten Volkscharakter. Die Hollebau ist von Flüssen, offenen Thälern

und großen Straßenzügen begrenzt, d. h. die Welt zieht an ihr vorbei, sie selber hingegen ist ein Land der Waldhügel, der Wasserscheiden, zahlloser kleiner Quellengebiete, nach Süd und West von großen Forsten umrahmt, nach Norden durch einen dichtbewaldeten Höhenzug (Forst Dürrenbuch) wie durch einen Wall gegen das Donauthal abgeschlossen. Hart vor den Thoren der Hollebau liegen Städte — Moosburg, Abensberg, Neustadt, Pfaffenhofen, — in der Hollebau gibt es nur Dörfer und Marktflecken. Rings um die Hollebau zieht sich ein Grenzgürtel historisch bedeutender Orte: Scheyern, Abensberg, Landshut, Gamelsdorf, Freising — Orte, welche uns in die bayrische Landesgeschichte und mitunter auch darüber hinausführen; die Geschichte der innern Hollebau blickt fast nur in sich selbst hinein, sie ist lokalster Natur. Der Freund monumentaler Kunst kann einen höchst lohnenden Gang machen, wenn er rund um die Hollebau herum wandert; von Station zu Station wird er sich bei dieser Grenzbegehung durch kunstgeschichtlich lehrreiche Bauten gefesselt finden, durch die Kirchen, Klöster, Schlösser und Rathäuser im Ilm-, Abens-, Donau- und Isarthal. Dringt er aber ins Innere der Hollebau, so kann er sein Skizzenbuch getrost in der Tasche lassen, sobald er Gelbersdorf und St. Alban im Rücken hat; außer er müßte sich denn notieren wollen, daß es in Wolfersdorf noch bis zu diesem Jahr eine Kirche mit Strohdach gab, wodurch dieselbe einzig in der ganzen Münchener Diöcese gewesen ist.

Eine überaus große Zahl kleiner Adelssitze war vordem über die Hollebau verstreut, Herrenhäuser, häufig im Thal inmitten der Dörfer gelegen und durch Wassergräben geschützt. Wening (1700) zeigt uns noch viele derselben in Abbildungen, es sind meist rohe und unbedeutende Bauwerke im Stil des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, charakteristische Denkmale des in sich abgeschlossenen ehemaligen Kleinlebens dieser Gegend. Die größeren landesfürstlichen Schlösser (Vohburg, Trausnitz, Isareck 2c. 2c.) lagen vor der Schwelle der Hollebau. Von Burgen liest man viel in der Hollebauer Geschichte heut-

zutage aber ist das merkwürdigste, daß man keine einzige mehr sieht, ich meine ordentliche Burgen mit phantastisch ruinösen Türmen und verwitterndem, epheuumranktem Mauerwerk.

Dafür bietet denn manchmal ein altes Bauernhaus dem landschaftlichen Romantiker köstlichen Ersatz; ein Blockhaus, rein aus massiven Balken gezimmert, deren warme graubraune Naturfarbe noch durch keine tote Kalktünche verdrängt ist, mit winzig kleinen Fenstern (Gutzerle) und einem desto größeren Strohdach, so borstig und struppig wie es kaum ein Ruysdael gemalt, wie es nur Rembrandt auf seinen Radierungen wiederzugeben vermocht hat. Aus einiger Ferne weiß man kaum ob das Häuslein für Mensch oder Vieh bestimmt sei, ob man ein Naturprodukt oder Menschenwerk vor sich habe, und gerade darum verbindet sich's so höchst organisch mit der Landschaft. Doch werden diese malerischen Hütten merklich seltener, und wer so recht in ihrem Anblick schwelgen will, der muß schon den Mut haben zu den „vier letzten Dingen“ vorzudringen, wie man die vier abgelegensten und schmutzigsten Dörfer der Holledau (Osterwahl, Koppenwald, Haslach und Sielstätten) genannt hat.

Der grobe Spruch, daß die Holledau da anfange wo die gescheiten Leute aufhören, hat, aus dem Spaß in den Ernst übersetzt, doch wohl keinen andern Sinn, als daß man städtischer Gesittung Valet sage, so wie man die Holledau betritt. Allein die launigen Holledauer wissen sich doch wieder ihr eigenes Städtewesen zu schaffen. Sie nennen den Pfarrer von Rudelshausen den „Bischof der Holledau“, und Dr. Prechtl, der gründlichste Geschichtskenner und Beschreiber dieses Landes, bringt diesen Titel in Zusammenhang mit der Bedeutung von Rudelshausen in ältester Zeit, wo dieses Dorf einem Untergau den Namen gegeben hat. Eine ähnliche scherzhafte Rangerhöhung gibt der bekannte Holledauer Reim: „Wolnzach, Nandelstadt und Au sind die drei größten Städte in der Holledau.“ Wenn Nandelstadt, ein höchst ländlicher Flecken mit 499 Einwohnern, zu den drei größten Städten der Holledau zählt, so fragt man billig wie

denn hierzuland die kleinen Städte aussehen, und kommt zuletzt wohl gar noch Hagsdorf, welches 34 Familien und dabei — glückliches Hagsdorf! — nur einen Dienstboten besitzt.

So lernen wir die Holledau als eine Art Insel kennen, von städtischer Kultur umspült, aber nicht durchflutet. Zwei *Eisenbahnen* (München-Ingolstadt und die Ostbahn) streifen ein Stück der Holledauer Grenzen, entsprechend dem Zuge zweier alter *Heerstraßen*, die gleichfalls nur den Saum des Landes berührten, während nur eine größere Straße (Freising-Abensberg) mitten durchführt, welche von Prechtl jedoch nicht eben eine große Verkehrslinie, sondern eine „Straße der Armut“ genannt wird. Mehr als fünftausend Handwerksburschen, Schauspieler, Gaukler, Guckkastenträger, Gradler, Vagabunden, Hopfenbrocker &c. sollen alljährlich dieses Weges gehen, und ich füge noch jene Hausiererfamilien hinzu, welche im leinwandgedeckten Wagen einherfahren, aus dessen dunklem Schoß das Weinen kleiner Kinder und das Wimmern junger Hunde hervordringt. Denn die armen Leute treiben nebenbei auch ambulante Hundezüchtung und Hundeverkauf als einen, wie ich glaube, statistisch noch nicht berücksichtigten Zweig des Hausiergewerbes, und wurden darum von den Holledauern in diesem Jahr beschuldigt, daß sie, neben anderen ungenannten Einfuhrartikeln, auch die Hundswut importiert hätten.

Charakteristischer als diese Hauptstraße sind übrigens die vielen *Feldwege*, welche bergauf bergab die zahllosen verworrenen Hügelwellen der Holledau durchkreuzen. Sie sind sprüchwörtlich, nicht weil man so gut darauf fährt, sondern weil man so gut darin stecken bleibt. Der aus losem Sand und Lehm gemischte Boden macht die Holledau sehr unwegsam, vorab bei Regenwetter, und wirkte ohne Zweifel auch zu seinem Teil mit, daß Land und Leute vor Zeiten so abgeschlossen, so insular geblieben sind. Allein dieses selbe Gemisch von Sand und Lehm läßt jetzt andrerseits den Hopfen so üppig gedeihen, der Hopfen aber öffnet die Holledau der Welt und führt eine neue

Kultur herein, so daß man sagen kann: der lehmige Sandboden machte die Gegend unwegsam im Mittelalter, und wegsam in der Gegenwart.

2. Das Schelmenländel.

Die schlechten Wege bringen uns aber auch noch auf eine andre Fährte. Ein unwegsames, dünnbevölkertes Wald- und Hügelland zwischen großen belebten Heerstraßen mußte in alter Zeit vortreffliche Schlupfwinkel für Spitzbuben bieten. Die Hollebau ist darum kriminalistisch altberühmt, man nannte sie volkstümlich wohl auch das „Schelmenländel", und der ehemalige Pfarrer Anton Nagel in Moosburg hat einen „Grundriß des Schelmenländels der Roßdiebe der Halletau" hinterlassen, welcher den „Urkunden aus dem Schloßarchiv zu Au" von Prechtl und Geiß beigedruckt wurde.

Man führt die frühere Unsicherheit der Hollebau auf zweierlei historische Anfänge zurück; entweder auf den dreißigjährigen Krieg, der ja ganz Deutschland für eine lange Folgezeit mit umherschweifendem Raubgesindel bevölkerte, oder auf die vielen kleinen Burgen, welche in der Hollebau versteckt lagen, und das Land im Mittelalter zu einer besonderen Zufluchtsstätte des Raubrittertums gemacht haben. War doch nicht einmal der Kaiser sicher, wenn er längs der Hollebauer Grenze zum Reichstag ritt. Denn das Gefolge Kaiser Sigismunds wurde, als er 1434 von Ulm nach Regensburg zog, von einem Herrn von Abensberg rein ausgeplündert. Die Abensberger samt ihren Genossen aber hatten ihre Sammelplätze und Schlupfwinkel in der Hollebau.

Gewöhnlich gibt man jedoch dem Ruf des Schelmenländels einen weit minder vornehmen Ursprung. Etliche Hollebauer sollen einen Schimmel gestohlen und denselben, als sie sich verfolgt sahen, in eine Feldkapelle versteckt haben. Sie konnten aber das Tier nicht rechtzeitig wieder holen, und da später die Kapelle geöffnet wurde, fand man den Schimmel verhungert.

Darum heißen die Hollebauer auch „Schimmelfänger" und die vielen vereinzelten Kapellen, welche als ein rechtes Wahrzeichen des Landes da und dort die Hügel krönen, „Schimmelkapellen".

Nun ist es allerdings aus den Akten erwiesen, daß in der Hollebau sehr viel geraubt und gestohlen wurde, und namentlich der Pferde- und Viehdiebstahl stark im Schwange ging; ja man hat sogar einen besonderen Zeitraum als die Glanzepoche des hiesigen Gaunerwesens mit genauen Jahreszahlen abgegrenzt (von 1649—1805). Allein unter den Hollebauer Dieben — von Thomas Haag, der siebenundvierzig Kirchen plünderte, bis zum Tabaksschörgenkatherl, vom Kramermarx bis zu dem Patriarchus Gallus Auer, der mit seinen Söhnen und drei Enkeln an einem Tage gehängt wurde — stehen Fremde und Einheimische in buntester Reihe, und in dem ältesten Aktenstück über den Hollebauer Roßdiebstahl (vom Juni 1649) werden meistenteils „Landfahrer und umbvagirente leith" dieses Verbrechens bezichtigt, so daß die Hollebauer häufig nicht sowohl die Diebe als die Bestohlenen gewesen zu sein scheinen.

Dabei kann noch ein andrer Umstand unser Urteil aufklären: ich spreche von diesen Diebsgeschichten wie ein Buch, und man sollte meinen, ich habe den Kramermarxl und das Tabaksschörgenkatherl direkt aus den Akten studiert. Dies ist aber gar nicht der Fall: verschiedene Register der Hollebauer Diebe stehen ganz bequem in gedruckten Büchern zu lesen, und hierin liegt, wie mir scheint, ein wichtiger Fingerzeig. Die alten Hollebauer haben am Ende gar nicht mehr gestohlen als andre Leute, allein man hat die Hauptspitzbubereien gerade dieses Landstrichs besonders treu im Gedächtnis behalten, und zuletzt schwarz auf weiß verewigt, während sie anderwärts vergessen worden sind.

Und daran ist wiederum der Humor schuld. Weil die Hollebauer ihre Roßdiebe so lustig selbst besangen, und von andern damit aufgezogen wurden, so erwuchs dieser Zug zum populärsten Wahrzeichen des Volkes; diesem Wahrzeichen forschten

dann die modernen Altertümler nach und brachten zuletzt das ganze Sündenregister ans Licht. Wir haben einen deutschen Dichter, der mit besonders liebenswürdigem Behagen das Neckische, Lustige, Gemütliche des Diebstreibens — den Galgenhumor — darzustellen verstand, Johann Peter Hebel; von dessen unvergleichlichem Heiner, Dieter und Zundelfrieder muß man sich inspirieren lassen, wenn man die rechte Stimmung für das Studium der alten Hollebauer Gaunereien gewinnen will.

Das „Schelmenländel" ist hier ein gar treffendes Wort. Schelm hat einen Doppelsinn, es schließt den Spitzbuben und den Schalk in sich. Die Spitzbuben lieferte guten Teils die ganze weite Nachbarschaft in unsre zum Auflauern und Entkommen gleich wohl gelegene Hollebau; den Schalk gaben die Hollebauer allein dazu. Und wenn die Hollebauer Bauern harmlos von sich selber sangen:

„Wir sollten unser neune sein,
Und sind nur unser drei;
Sechse sind beim Schimmelstehlen,
Maria steh uns bei!"

dann sang auch der ritterliche Grenzwart der Hollebau, Herr Jakob Püterich von Reichertshausen, nicht minder harmlos von den Rittergedichten seiner berühmten Bücherei; er habe sie zusammengebracht

„mit stehlen, rauben, und darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft und darzue funden,
— doch nur die alten Puecher,
der neuen acht ich nit zu khainer stunden."

Er sündigte gegen das siebente Gebot, allein er sündigte mit Geschmack und Auswahl, und bekennt das ganz heiter und frei in seinem gereimten Bibliothekskatalog. Meint man darum, gar manche andre wütende Büchersammler hätten nicht minder gestohlen, weil sie's nicht so lustig eingestanden haben, wie dieser wackere Ritter aus dem Schelmenländel?

Freilich ist der kriminalistische Humor den Hollebauern mitunter auch zu bunt geworden. Das alte Wappen des Marktes Nandlstadt zeigt ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Nun ist aber Nandlstadt merkwürdig durch seine Gerichtsaltertümer: ein Wirtshaus heißt heute noch „zum Richterwirt", weil in dessen Mauern vordem die Gerichtsschranne gehegt wurde, und der Nandlstadter Galgen wird als ein Meisterstück im Liede besungen. Zu alledem nun den abgeschlagenen Kopf im Wappen, das war den Nandlstädtern denn doch gar zu scharfrichterlich, und also kamen sie ein um ein neues Wappenzeichen, und erhielten es in Form einer Blume. Statt des alten wohlfeilen Spottes forderten sie aber jetzt einen neuen, tieferen Spott erst recht heraus; sie hatten vergessen, daß jener Kopf, weit entfernt auf die Hollebauer Kriminaljustiz zu deuten, vielmehr, als ein Haupt auf einer Schüssel, ihren alten Schutzpatron, Johannes den Täufer, darstellte, und hatten sich also statt des vermeintlichen armen Sünders einen höchst respektabeln Heiligen aus ihrem Wappen hinwegpetitioniert.

In dem weiten Hügellande Südbayerns, zwischen den Alpen und der Donau, gibt es noch ein rechtes Seitenstück zur Hollebau: die „Stauden" bei Augsburg. Auch sie sind eine Art Insel, wohin sich altschwäbisches Bauerntum in härtester, derbster, zum Teil roher Form zurückgezogen hat, wie altbayrisches in die Hollebau; auch die Stauden sind von Städten und großen Straßen, überhaupt von Kultur begrenzt, die wenig hineingedrungen ist, und das Wertachthal, welches den Stauden fort und fort den Verkehr an der Nase vorbeigeführt hat, heißt im Volksmunde sogar schlechthin „die Straße". Die Stauden gelten für ganz besonders original in ihrer Mundart, und haben „fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert", wie Dr. Birlinger in seinem „Schwäbisch-Augsburgischen Wörterbuche" schreibt, wo Sprache und Sitte der Stauden mit eingehender Liebe und Treue dargestellt sind. Nun behauptet man zwar auch für die Hollebau ein mundartliches Wahrzeichen: soweit die Leute

„schet“ statt „nur“ sagen, soll die Holledau gehen; allein „schet“ hört man auch am bayrischen Wald, und in der Mundart liegt überhaupt nicht die maßgebende Signatur des Holledauers. Sie liegt in seinem ganzen Wesen, im Gesamtcharakter, im geistigen Gepräge, welches sich aus gar vielen einzelnen Zügen zusammenwebt, von denen jeder für sich vielleicht nur als leichte Schattierung eines verwandten Grundzuges gemeinsamer altbayerischer Art erscheint. Das Ganze wird aber dann doch wieder etwas Neues und Eigentümliches.

3. Kleine Charakterzüge.

„Züge? Was sind Züge?“ so fragte mich einmal ein Astronom in einer Rheinstadt, dem ich in der frischen Entdeckerfreude erzählte, wie ich eben ein paar ganz drastische Züge rheinischen Volkslebens auf der Landstraße erhascht habe. Der Mann sah mich bedenklich an, als wollte er sagen: wer gleich mir von Amts wegen schon gewöhnt sein müsse jedes Wort zu wägen, der dürfe einen so unbestimmten Ausdruck wie „Züge“ gar nicht in den Mund nehmen. Nun berechnet man die Sternenbahnen freilich nicht nach Zügen, allein in Zügen malt man ein Menschengesicht und eine Volksphysiognomie obendrein, und für die Kulturgeschichte können Züge oft gerade so wichtig sein wie Thatsachen für die politische, und mathematische Proportionen für die Astronomie. Ich will aber meine Holledauer doch auch einmal in Form einer mathematischen Proportion darstellen: wie sich der Staudenbauer zum Allgäuer verhält, so verhält sich der Holledauer zum oberbayrischen Gebirgsvolk. Alle vier zeigen uns einen gewissen altertümlichen Naturzustand, dort des schwäbischen, hier des bayrischen Volktums, welcher uns städtische Kulturmenschen, kraft des Gegensatzes, frisch und heiter anspricht. Allein in dem freien Hirtenleben des Hochgebirges kehrt uns jener Naturzustand seine positiv poetische Seite zu, in dem beengten, ringenden, abgeschlossenen Dasein

des Waldbauern der Stauden und der Holledau seine negativ poetische Seite, d. h. die Prosa der Beschränkung, des Stillstandes, der altväterlichen Derbheit und Grobheit, welche sich aber im verneinenden Spiele des Humors doch wieder über sich selbst erhebt und zur Poesie verklärt.

Nun muß ich aber doch noch etliche „Züge“ aufs Papier werfen, damit der Leser diesen künstlichen Satz geschwind wieder vergesse.

Die Holledauer sind streng katholisch, und der echte Bauer ist dabei noch so oft so ganz naiv in religiösen Dingen, daß wir uns geradeswegs ins Mittelalter oder nach Süditalien versetzt glauben. Gleich in einem der vordersten Dörfer der Holledau sehe ich im Wirtshaus folgende charakteristische Scene. Das Kruzifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die darunter stehenden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirtin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin, und spricht: „So, lieber Herrgott, jetzt bist wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d'Nasen fallst!“ Dann heftet sie's sorgsam wieder auf seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Herrgott nicht übel nehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren.

Am Nordrande der Holledau liegt Engelbrechtsmünster, wo der berühmte bayerische Humorist Anton v. Bucher (ums Jahr 1780) eine Zeitlang Pfarrer war, und seine Geschichte „Pangraz des Bürgersohns“ schrieb. Buchers zahlreiche Schriften enthalten eigentlich nur Variationen über zwei Themen: entweder er geißelt die Jesuiten, Bettelmönche und unwissenden Pfaffen mit ganz erbarmungsloser Satire, oder er zeigt uns den Humor einer primitiven Volksbildung, welche sich durch den Glauben nicht sowohl zu dem Heiligen erhebt, als das Heilige ganz gemütlich zu sich herab nimmt, und dadurch aus dem größten kirchlichen Eifer Dinge sagt und thut die auf jeder höheren Bildungsstufe als

frivoler Spott erscheinen würden. Bucher soll in Engelbrechtsmünster mit besonderem Behagen geschrieben haben, und ohne Zweifel hat er hier und in der Umgegend viel gelernt für jenes zweite Grundthema seiner Bücher. So mußte ich mir denn auch bei der Anrede der Wirtsfrau an ihr Kruzifix augenblicklich sagen: das ist ja wie ein Blatt aus Buchers sämtlichen Werken. Nur daß Bucher die Farben dicker aufgetragen hätte. Allein die Holledau von 1867 ist in diesem Stücke freilich auch nicht mehr so grell gefärbt wie die Holledau von 1780.

Soweit vom Glauben. Ich hörte aber auch von einem Holledauer Bauern, der bereits zu Kritik und Zweifel gekommen war. Er glaubte an keinen Gott, schlechterdings nicht, und keine Predigt wollte ihm in den Kopf gehen. Da geschah es, daß er sich im Juni 1862 mit seinem Bruder auf freiem Felde befand als das schwere Hagelwetter kam mit Schlossen wie Hühnereier, die schlugen ihm zwei Löcher in den Kopf. Und als ihm nun der Bruder das Blut von der Stirne wischte und den Kopf mit dem Sacktuch verband, fragte er den Zweifler: „Glaubst du jetzt, daß es einen Gott gibt?" „Ja!" sagte er, und schielte verstohlen nach dem Himmel, ob nicht eine zweite Ladung nachfolge — „jetzt glaub' ich's!"

Uebrigens sind die harten Köpfe der Holledauer berühmt auch im buchstäblichen Sinne. Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. „Wenn einem Holledauer kein Kirchturm auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen." Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medizinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Teil sehr schweren Wunden, die ihm allesamt nichts gethan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die

erschrockene Frau fragte: wo denn die Verletzung sei? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufatmend: „Gottlob, daß es keinen edlen Teil getroffen hat!"

Ein Volk, welches so derb ist in der Faust und in der Rede wie die Holledauer, wird auch nicht gar zu weiche und feine Verse in seinen Liedern singen. Jene innigen, fein empfundenen Reimpaare, jene neckischen und doch zugleich so wehmütigen Liebesklagen, wie sie mitunter im Volksliede des bayerischen Hochgebirges überraschen, sucht man in der Holledau wohl vergebens. Lipowsky bezeichnet die hierorts gangbaren Schnaderhüpfeln als öfters schmutzigen Gehalts, häufig voll derben Witzes und Spottes. Man hat so manche sentimentale Liebesgeschichte aus den Liedern unsers Hochgebirgs herausgehört, und in Versen und Prosa litterarisch weitergesponnen. Ich setze eine Holledauer Liebesnovelle dagegen, welche zu Wolfersdorf an einer „Martersäule" verewigt ist; sie klingt gar nicht wie säuselndes Zitherspiel in der Sennhütte. Der starke Görgel von Wolfersdorf, ein wegen seiner Körperkraft gefürchteter Bursche, kam in einer Mainacht des Jahres 1779 vom Besuch bei seiner Geliebten in Halsberg; da sieht er plötzlich einen ungeheuren Graben vor seinen Füßen, und daneben ein Ungetüm, welches ihm den Uebergang wehrt. Görgel prallt zurück, ermannt sich aber und setzt mit gewaltigem Sprung hinüber. Allein der Doppelaffekt von Liebesrausch und Gespensterfurcht an einem Abend, das war zuviel gewesen für den starken Görgel. Als er nach Hause kam, hatte er den Verstand verloren, und fand ihn auch nicht wieder. Nun aber fühlte er sich erst recht als den starken Mann, und ließ sich gar nicht mehr halten und bannen in seiner Raserei; man wollte ihn darum nach Au transportieren in festes Gewahrsam. Unterwegs jedoch rang er mit seinen Führern und brach ihnen aus, worauf einer derselben den armen Görgel kurzweg zusammenschoß. So endete sein Liebeswahnsinn.

Ich will nun aber zeigen, wie man diese Martersäulengeschichte in eine wirkliche historische Novelle verarbeiten kann,

und greife dabei wieder zu meiner These zurück, daß die Hollédau ein von Kultur rings umgrenztes Naturland sei. Unweit der äußersten Nordwestecke der Hollédau liegt die Vohburg, wo Herzog Albrecht mit der schönen Agnes Bernauerin die seligsten Liebestage lebte — das ist die edle, rein menschliche Liebe am Saume der Hollédau mit tragischem Hintergrund. An der äußersten Südwestecke unsers Landstrichs liegt Reichertshausen; dort haust ungefähr zur selben Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts Herr Jakob Püterich, schwärmt für die alte Epik der ritterlichen Minne, bewahrt und rettet uns den einzigen Codex von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (der mit Methode verrücktesten Liebesgeschichte die je gelebt und geschrieben worden ist), setzt den Katalog seiner Bibliothek in Verse, und überschickt ihn als „Ehrenbrief" der Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, um derselben als einer Dame sondergleichen zu huldigen, obgleich er nur durch eine andre Dame von ihren Vortrefflichkeiten gehört hat, sucht jedoch neben diesem ganz spirituellen Minnedienst auch andern schönen Frauen, vielleicht in minder spiritueller Weise, zu huldigen, worüber ihm seine Hausfrau Anna sehr derbe Worte sagt — das alles ist die Donquixoterie des versinkenden mittelalterigen Minnekults am Saume der Hollédau mit komischem Vordergrund. Und nun endlich der starke Görgel in der innersten Hollédau (den wir aus dem achtzehnten ins fünfzehnte Jahrhundert zurückversetzen), grimmig liebend und kämpfend, ganz naturwüchsig, ganz in Holz geschnitten, ein Recke aus der Bauernhütte mit tragikomischem Mittelgrund.

Wie diese drei Motive zu einem Ganzen zu verweben und in Handlung zu setzen seien, das überlasse ich Andern, und gehe inzwischen zum Hopfenbau über.

Zweites Kapitel.

Hollédauer Landhopfen.

1. Wirtschaftliche Resultate.

„Der Engländer in der Hollédau" — unter diesem Titel wurde vor Jahren eine Posse auf dem Münchener Volkstheater gegeben, in welcher vermutlich ein steifleinener englischer Tourist in lustigen Konflikt gebracht wird mit der Derbheit und Schalkheit der Hollédauer. Inzwischen sind die Engländer wirklich in die Hollédau gekommen, aber nicht um über das naturwüchsige Volkstum zu staunen, sondern um Hopfen zu kaufen; ja englische Unternehmer haben sogar große Hopfengüter bei Siegenburg und Mainburg erworben, und bei letzterm Ort eine ganz neue Anstalt zum rationellsten Trocknen der Hopfen eingerichtet, welche die Neugierde und das Nachdenken der Hollédauer in hohem Grade weckt. Die Leute haben also ganz recht, wenn sie dem Wanderer gern erzählen, daß man die Hollédau neuerdings sogar in England kenne, nämlich auf dem englischen Hopfenmarkt; dafür kennt man sie in Deutschland um so weniger. Allein von der Fremde herüber wird man am sichersten zu Hause berühmt; Händel und Haydn gewannen ihren großen deutschen Ruhm erst von England aus, warum nicht auch der Hollédauer Hopfen? Es erinnert mich jener Stolz der Hollédau auf ihren englischen Markt an den Stolz, welchen ich in meiner Jugend als Nassauer empfand, da es hieß: die Engländer exportierten unser Holzkohleneisen zur Verfertigung ihrer solidesten Maschinenteile, und als

vollends dann englische Kapitalisten selber kamen und große Eisenwerke in unserm Lande gründeten — genau wie es jetzt mit dem Hollledauer Hopfen geschieht.

Der Hopfenbau dieses Landstrichs ist zwar nicht neu, denn er kann gegenwärtig sein tausendjähriges Jubiläum feiern (erste urkundliche Erwähnung zwischen 854 und 875); allein daß man die Holledau schlechthin als das „Altbayerische Hopfenland" charakterisieren kann, daß der Hopfen hier die Hauptquelle des Wohlstands geworden ist, und, den bloßen Landverbrauch weit überflügelnd, auswärtigen Markt gewonnen hat, dies ist eine neue Thatsache.

Nicht bloß bei den Individuen, auch bei den Völkern und Gauen entwickelt sich fortschreitende Teilung der Arbeit. Früher ward ringsum in Oberbayern Hopfen gebaut, und auf Tobias Volkmers Karte von München sehen wir im Jahre 1613 selbst diese Stadt noch von Hopfengärten umgeben. Doch Schritt für Schritt wich der Anbau aus den minder günstigen Strichen, um auf den günstigsten Strichen desto ausschließender und intensiver einzuwurzeln. So ging es anderswo mit dem Wein, so hierzulande mit dem Hopfen. Für die Holledau ist nun diese Konzentration vergleichsweise erst von gestern, d. h. von 30 bis 40 Jahren her. Im Jahre 1812 soll die Holledau nur beiläufig 100 Zentner Hopfen erzeugt haben, mit kaum nennenswerter Ausfuhr; 1858 dagegen schätzte man die Ernte bereits auf 13 000 Zentner, welche einen Erlös von 1—1 1/2 Mill. Gulden darstellten, und natürlich zum größten Teil außer Landes gingen. Seitdem hat aber der Anbau wie der Wert des Produkts noch fortwährend und rasch zugenommen. Die 1865er Ernte schätzte man auf 20—25 000 Zentner, der Preis stieg auf 110—115 fl., ja 1866 im günstigsten Fall sogar auf 150, also im Durchschnitt wohl auf 115—120 fl., und die Gesamteinnahme wuchs über 2 Millionen Gulden hinaus.

Entsprechend gewann dann auch die Holledau eine ganz neue Rangstelle unter den süddeutschen Hopfenländern. Auf dem

Nürnberger Hopfenmarkt galt am 26. Oktober 1865 der Spalter Hopfen 155—190 fl., der Holledauer 110—135; am 12. Oktober 1866 Saazer 165—196, Spalter 150—190, Holledauer 145—150, badischer und württembergischer 110—115 fl. Es bezeichnet einen ganz überraschenden Aufschwung, daß der alte „Landhopfen" unsrer sonst so kulturarmen Hügel dem weitberühmten fränkischen Gewächs so nahe rücken konnte.

Aehnlich wie man vor Zeiten edle Burgunderreben an den Rhein verpflanzte, hat man neuerdings durch Spalter und böhmische Setzlinge (Fexer) den Hopfen der Holledau veredelt, und jetzt gehen die Holledauer Setzlinge schon wieder zu gleichem Zweck in die nachrückenden Nachbarstriche.

2. Gesittungsresultate.

Ich bin hier zu einer sehr naheliegenden Parallele gekommen — des Hopfenbaues mit dem Weinbau. Und doch trifft diese Parallele nur die Form des Anbaues, sie verläßt uns so wie wir tiefer gehen, d. h. auf den Zusammenhang des erzielten Produkts mit dem Volkscharakter. Schon der Sprachgebrauch deutet auf diesen Unterschied: der Winzer „baut Wein", aber der Hopfenbauer baut kein Bier, sondern lediglich ein Ingrediens, mit welchem überall in der Welt beliebige Biere gewürzt werden können. Darum gehört der Wein voll und ganz seinem Geburtsort, er spiegelt uns die verklärte Natur seiner heimatlichen Erde für drei Sinne erkennbar, und da die Weinbauern ihren eigenen Wein auch einigermaßen zu trinken pflegen, so strahlt die Volksart solcher gesegneten Länder auch wieder den Geist des heimischen Weines wie in einem Spiegel zurück. Das alles kann man vom Hopfen nicht behaupten. Nur die Methode seines Anbaues und der Handel, welchen er ins Land zieht, wirken umbildend auf des Volkes Art und Gesittung. Und für solchen Einfluß liefert allerdings die Holledau den schlagenden Beleg.

Der Hopfen lohnt den Anbau auch im kleinsten Maßstab.

Selbst der Hollebauer Taglöhner, welcher nur eine schmale Parzelle und eine Kuh besitzt, hat doch sein Hopfengärtchen, und zu bestimmter Frist verhilft es ihm zu einem Stück baren Geldes. Klingende Münze auf den Termin; darin liegt der verlockendste Reiz des Hopfens gerade für den kleinen Mann. In den meisten Dörfern sieht man darum sogar vor jedem Haus je eine oder zwei Hopfenpflanzen; an der einzigen Pflanze kann der Besitzer einen halben Gulden jährlich gewinnen, und in Glücksjahren einen ganzen Gulden. Der Fremde begreift den Sinn dieser einzelnen Hopfenstange nicht — sie ist vielleicht eine Sparbüchse für die Kinder des Bauern.

Oefters stößt man mitten im Wald auf einen geschützten, gegen Süden geneigten Fleck, der mit Hopfen bedeckt ist, man sieht Kirchhöfe ganz in Hopfengärten versteckt, und aus den steilsten Schluchten der zerrissenen Sandhügel, wo sonst kaum eine Ziege weidete, ragt ein Wald von Hopfenstangen. Hopfenland ist in der Regel kein malerisches Land; in der Hollebau jedoch zerstören die Hopfengärten noch weit weniger die Poesie der Landschaft als in Franken, eben weil sie so häufig noch in Wald und Wiese verwebt sind, und namentlich zur Frühlingszeit mit ihrem lichten Grün gar anmutig gegen das dunkle Tannendickicht und seinen leuchtenden Moosboden abstechen. Gerade dieses scheckige Durcheinander erzählt uns den jähen Kontrast der alten und neuen Wirtschaft. Früher bezeichnete man die Hollebau als Waldland mit mäßig ergiebigem Getreidebau, und jetzt ist sie von einer Handelspflanze beherrscht, welche fast jede Familie und selbst die kleinsten Leute in den Strom eines ganz neuen gesteigerten Arbeitslebens gezogen hat. Vor 160 Jahren schrieb Wening noch von der Hollebau: die Luft ist gut, der Boden aber schlecht; jetzt ist dieser geringe Boden ergiebiger geworden als der beste Weizengrund.

Dieser Hopfenbau bis zur armen Hütte hinab verjüngt und hebt nun aber die Volksgesittung, ganz ähnlich wie anderswo der Obstbau. Sehen wir im Gebirg eine recht prächtige Viehherde oder im Getreideland ein recht stolzes Kornfeld, so schließen wir daraus zunächst auf den Reichtum des Besitzers; denn wer nur eine Kuh oder nur ein Tagwerk Landes sein eigen nennt, der wird es niemals zu einem so schönen Stück Vieh und kaum je zu so schwer beladenen Aehren bringen, wie der reiche Mann. Beim Hopfen- oder Obstgarten aber erkennt man zunächst den persönlichen Fleiß des Eigentümers. Eine magere Kuh ist dem Taglöhner keine Schande, dagegen trifft ihn Spott und Verachtung der Nachbarn, wenn er seinen Obstbaum verwildern läßt, oder seinen Hopfen verwahrlost. Da beobachtet und kritisiert fort und fort ein jeder Fleiß und Geschick der andern, das weckt den Ehrgeiz und erzeugt eine Regsamkeit, welche zuletzt das ganze sociale Leben durchdringt. In Franken und der Pfalz, wo die Raupennester und Misteln auf den Aepfelbäumen seit alter Zeit die öffentliche Kritik so scharf herausforderten, sind die Leute schon längst auch in anderen Dingen weit kritischer geworden als in Altbayern. Ich durchwanderte diesen Frühsommer die Hollebau. Welch wimmelndes Leben regte sich in den Hopfenfluren — man nennt sie Hopfengärten, obgleich sie jetzt offene Felder sind, aber vor alters waren sie als Gärten umzäunt, und die Arbeit ist mehr denn je Gartenarbeit —; da ward der Boden gehäufelt, gesäubert, die Reben aufgebunden, und selbst mich Fremden und Laien reizte es beständig, die außerordentliche Verschiedenheit im Behandeln der einzelnen Parzellen zu beobachten und zu kritisieren. Ich riet auf den Mann aus seinem Hopfengarten. Und nun gar die Einheimischen! Ueberall redeten sie vom Hopfen, er bildete den Anfang fast jedes Gesprächs, wie sonst in der Welt das Wetter; man prüfte, lobte, tadelte, verhieß guten oder schlechten Erfolg, kurzum es wurde über ein Ding gesprochen, von welchem man sonst in bayerischen Dorfwirtshäusern äußerst selten reden hört — über die Arbeit. Da muß dann freilich die alte Hollebau mit ihrer Naivetät, ihren Roßdiebstählen, ihren weitberühmten Flüchen und Derbheiten rasch ins Sagen- und Fabelbuch zurücksinken.

Und hierzu kommt noch etwas andres. Der Hopfen macht nicht bloß kritisch, er ist auch für sich selbst schon kritisch genug. Nicht nur daß er großen Eigensinn in guten und schlechten Jahrgängen zeigt, er gedeiht auch nicht lange in gleicher und wachsender Güte auf demselben Boden. Die Hopfengärten müssen dann entweder verlegt oder durch künstliche Düngung dauernd ausgiebig behauptet werden. Das heißt der Hopfen drängt nicht nur unerbittlich und rasch zum individuellen Fleiß, sondern auch zum rationellen Landbau. Hiermit öffnet sich die Fernsicht auf eine neue Epoche, vielleicht auf eine Katastrophe. Es wird über kurz oder lang ein Wettkampf der großen Unternehmer mit den kleinen Bauern beginnen, es werden fremde Kapitalisten ins Land gezogen werden, und nicht bloß Engländer, und die Hollebau wird wegen des jungen Ruhms ihrer Hopfenmärkte leichter sich bequemen, gute Nachbarschaft mit eingewanderten Landwirten zu halten, als dieses sonst dem so spröden altbayerischen Bauern zusagt. Merkwürdig genug, daß ein solcher Prozeß gerade bei dem so abgeschlossenen, unwegsamen, von städtischer Kultur bloß umgrenzten Winkel zuerst durchbrechen muß.

Vordem waren es zwei Dinge, welche das Gemüt und die Beine des Hollebauers in Bewegung setzten: die Jahrmärkte und die Wallfahrten; denn wer nicht des Jahres wenigstens zweimal wallfahrten geht, ist kein echter Hollebauer. Die Würze jener Märkte bestand aber häufig mehr im Raufen, als im Kaufen, und ob bei den Wallfahrten die Erbauung immer Hauptsache war, mag dahingestellt sein. Wer darum die ganze Hollebau gleichsam auf einen Fleck versammelt und im leuchtenden Festkleid sehen wollte, der besuchte den „Alberganer Markt“ in St. Alban — einem Orte, der wesentlich nur aus Kirche und Wirtshaus besteht, und wo in der Kreuzwoche Wallfahrt und Markt ergänzend in eines fallen.

Jetzt aber hört man häufig schon ein andres Wort. Man sagt: wer die Hollebau im wahren Festglanze sehen will, der gehe im Herbste durchs Land, wann der Hopfen verkauft und

der überschüssige Erlös verjubelt wird. Dann öffnet die vordem so abgeschlossene Hollebau ihre Thore: die Hollebauer kommen zwar noch immer wenig in die Welt, aber die Welt kommt zu dieser frohen Herbstzeit in die Hollebau, zunächst in der Gestalt von Hopfenhändlern, und da der Hopfen vielmehr im einzelnen aufgekauft, als auf größeren Schrannen verhandelt wird, so gibt das ein Drängen und Treiben durchs ganze Land, und die Bauern selber machen sich auf die Beine, und es beginnt ein gegenseitiges Besuchen; denn man will doch sehen, was Freunde und Bekannte für Geschäfte gemacht haben, und will mit ihnen vergnügt sein. Das ist ein Bild aus der neuen Hollebau, nicht aus der alten Hallertawe.

Am schärfsten aber zeichnet folgende Thatsache den Umschlag. Früher wollte kein Hollebauer in der Hollebau wohnen, und dem Fremden erging es hier, wie in so vielen rauhen oder armen, volkstümlich benannten Gegenden: wenn er im Lande nach der Hollebau fragte, so ward er vom Pontius zum Pilatus gewiesen, von einem Thal zum andern; und die Hollebau war nirgends zu finden. Seit aber der Hollebauer Hopfen kursfähig auf der Börse geworden ist, fragt man nicht mehr vergebens nach der Hollebau. Im Gegenteil, Orte, welche entschieden niemals hierher gehörten, wollen jetzt auch in der Hollebau liegen; sie wächst mit ihren Hopfenpreisen. Und hier wiederhole ich einen im Eingange bereits angedeuteten Gedanken, den man jetzt erst ganz verstehen wird: mit den politischen Privilegien und dem bürgerlichen Gedeihen ihrer Marktflecken tritt der Name der Hollebau zuerst ans Licht der Geschichte; mit der originalen wirtschaftlichen Produktionskraft, welche jetzt erst aus dem Boden sprosset, blüht er wieder auf. Es gibt ein Hollebauer Lied, aus den vierziger Jahren, welches, Arndts „Deutsches Vaterland“ nachahmend, die Hollebau erfragt mit dem steten Rundreim: „O nein, nein, nein! die Hollebau muß größer sein!“ Die Schlußstrophe kommt aber dann auch zu keiner irgend genügenden Antwort, zu keiner klaren Gebietsabgrenzung. Heute kann man

sie geben: man braucht nur die „Hopfengrenze“ in Reime zu setzen. Dann gewinnen wir die wahre „Groß-Hollebau“, entsprechend dem wahren Groß-Deutschland „soweit die deutsche Zunge klingt“, nur leider mit dem Unterschied, daß jene Hopfengrenze erobernd vorrückt, indes wir uns Deutschlands politische, wie Deutschlands Volks- und Sprachgrenze so ganz unter der Hand immer weiter zurückdrängen lassen.

Es wäre leicht allerlei gegenwärtig besonders gern gehörte Moral an den Bericht vom wirtschaftlichen Aufschwung der Hollebau zu knüpfen; allein ich habe nicht moralisiert, als ich vom alten Galgenhumor und der Poesie der Grobheit sprach, also moralisiere ich auch nicht über die löbliche neue Hopfenprosa. Ich wollte bloß gegenständlich erzählen, was ich auf zweierlei Spaziergängen ganz unbefangen wahrnahm: auf einem Gange durch die abgelegenen Ortschaften und die einsamen, wenig gekannten Tannen- und Hopfendickichte des Landes, und dann auf einem Gange durch die kaum minder abgelegene und unbekannte Spezialliteratur der Hollebau — auch eine Art Waldeinsamkeit — welche aber nicht minder lustig und erfrischend zu durchwandern ist als die wirklichen Thäler und Hügel.

VII.

Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten.

(1866.)

Erstes Kapitel.

Geographie im Volksmunde.

Als ich in den Märztagen dieses Jahres meinen gelehrten Münchener Freunden sagte, ich wolle einen Gang durchs „Gerauer Land“ machen, fragten mich alle, wo denn das Gerauer Land liege? Eben weil sie Gelehrte sind, wußten sie's nicht; denn jener Name lebt nur im Volksmunde. Als ich aber ins Gerauer Land gekommen war, wunderten sich dort andrerseits die ungelehrten Leute, daß ich eine ganze Eisenbahntagereise weit gefahren sei, lediglich um einmal durchs Gerauer Land zu gehen. Denn nur gelehrte Interessen können wohl den Reisenden von fernher in dieses Ländchen locken, welches ein reines Bauernland ist, und wo doch seit Jahrhunderten fast jede Scholle von den Geschichtsforschern durchpflügt wurde.

Ohne jemand nahe zu treten, setze ich nun auch bei den meisten meiner Leser voraus, daß sie nicht wissen, wo das Gerauer Land liegt, ausgenommen sie müßten geborene Hessen-Darmstädter sein.

Und doch war dieses Ländchen zum öftern der politische Mittelpunkt des deutschen Reichs, die enge Schaubühne, auf welcher entscheidende Scenen unsrer alten Geschichte spielten. Im Gerauer Lande begann Ludwig der Fromme jenen Kampf mit seinen drei ältern Söhnen, der zunächst auf das Lügenfeld bei Colmar führte, im Gerauer Land wurde Karl der Dicke abgesetzt und Ludwig das Kind stellenweise erzogen; in den Ufer-

auen dieses Ländchens wurde aber auch Konrad II. zum deutschen König gewählt an einem politisch und poetisch gleich hohen Tage, und in der alten Kaiserpfalz des Landes waren die Großen des Reichs versammelt, als sie Heinrich IV. den Entschluß zum verhängnisvollen Zuge nach Canossa abrangen.

Nunmehr wissen freilich alle meine Leser, daß ich auf Tribur und Kamba ziele, und also auch wo das Gerauer Land liegt, und bloß der Name war ihnen fremd. Er gehört in jene noch ungeschriebene Geographie des Volksmundes, wo die Filder zu suchen sind und die Holledau, das blaue Ländchen, der Hickengrund, der Hüttenberg, der Einrich und hundert andre deutsche Landschaften, deren Grenzen das offizielle Gebiet unsrer alten und neuen Staaten so lustig durchkreuzen, als sei die Karte von Deutschland dem Volke zu allen Zeiten noch lange nicht bunt genug gewesen.

Uebrigens erlischt der Name des Gerauer Landes, wie mir scheint, allmählich auch beim Volke. In Frankfurt zwar kennen ihn die Hausfrauen noch durch die „Gerauer Bauern", welche ihnen die besten Kohlköpfe zum Sauerkraut bringen, und in Mainz und Wiesbaden war vor der Anlage der Mainz-Darmstädter Eisenbahn das Gerauer Land vielgenannt als eine besondere Domäne der Frachtfuhrleute, welche auf der alten Gerauer Straße noch immer erfolgreich mit der Taunus- und Main-Neckarbahn konkurrierten. Und endlich wenn einer ein recht böses Gesicht macht, so sagt man in dortiger Gegend: man meint der habe die Pfalz vergiftet, und wolle auch noch ans Gerauer Land.

Bei diesen drei Dingen also, beim Sauerkraut, den Fuhrleuten und den bösen Gesichtern, blieb der Name des Gerauer Landes bis heute gangbar. Den Topographen des achtzehnten Jahrhunderts hingegen galt er noch als allgemein geläufig und steht auch auf ältern Karten. Es ist kein Fortschritt, daß unsre heutigen Kartenzeichner solche volkstümliche Gebietsnamen vornehm ignorieren. Die Länder des Volksmundes gehören auch zur „politischen Geographie" und haben oft einen weit tiefer

begründeten und dauernden Bestand als gar manches Staatsgebiet.

Jene alten Autoren, welche des Gerauer Landes gedenken, kommen freilich in einige Verlegenheit über den Umfang desselben; denn die Gebiete der Geographie des Volksmundes haben dehnsame Grenzen. Diese Dehnbarkeit benutze ich nun auch, und untersuche nicht lange was man alles mit Recht oder Unrecht zum Gerauer Lande gerechnet hat, sondern bezeichne kurzweg das südliche Mündungsdreieck des Mains, d. h. die Niederung des rechten Rheinufers zwischen Darmstadt und Mainz, oder die nordwestliche Ecke der alten Obergrafschaft Katzenelnbogen als das Gerauer Land.

Genauere Kenner werden mich sofort einer kleinen Annektierung bezichtigen, indem ich etliche kurmainzische und isenburgische Gebietsteile ganz unterhand mit herüber nehme. Allein da Isenburg und Kurmainz selber schon längst annektiert sind, so besorge ich wenigstens nicht, daß es mir ergehe wie dem alten Dilich, der im Jahr 1605 die wetterauischen Grafen in großen Schrecken versetzt hat, weil er in seiner hessischen Chronik nebenbei auch die Wetterau beschrieb. Die Grafen fürchteten nämlich allen Ernstes hessisch gemacht zu werden, wenn es ein Scribent so ungestraft wagen dürfe, sie im Buche mit Hessen unter ein Titelblatt zu stecken.

Ich bin jedoch mit dem Namen des Gerauer Landes noch nicht fertig; denn solche Volksaltertümer reizen zum Nachdenken. Als das benachbarte Darmstadt noch ein Dorf war, residierten die vormaligen Landesherren, die Grafen von Katzenelnbogen, auf Schloß Dornberg bei Großgerau. Es sind nun bald vierhundert Jahre her seit jene mächtigen Grafen ausgestorben sind, und fünfhundert Jahre seit Gerau nicht mehr der Landesmittelpunkt ist: dennoch hat das Volk wenigstens in dem Namen des Gerauer Landes eine Erinnerung an seine mittelalterliche Vergangenheit bewahrt. Nicht darum, weil es sich etwa nach den Dynasten von Katzenelnbogen zurücksehnte — die sind verschollen

und vergessen — oder weil im Mittelalter üppigerer Wohlstand, reicheres Gedeihen hier geblüht hätte: das Gerauer Land ist heute wohl gleichförmig wohlhabender als in irgend einer früheren Zeit, und die wehmütig rückwärts deutende Poesie der Verarmung und des Verfalles fehlt ihm gänzlich. Der Grund sitzt tiefer, und ich glaube ihn darin zu finden, daß das südliche Mündungsdreieck des Mains in jenen Tagen, wo Großgerau dessen politischen Mittelpunkt bildete, noch weltbekannt und weltoffen dalag, von zwei Hauptadern des großen südwestdeutschen Verkehrs durchzogen, ausgezeichnet nicht bloß durch sein inneres privates Gedeihen, sondern auch nach außen durch seine kriegs- und verkehrswichtige Lage. Es geht bei den Ländern wie bei den Individuen: nicht was wir für uns selber sind, schafft uns einen dauernden Namen, sondern was wir für andre bedeuten.

Versunkene Kleinstaaten sind gegenwärtig ein zeitgemäßer Gegenstand. Darum füge ich in dieser Richtung noch eine weitere Notiz hinzu. Das Gerauer Land bildete, wie bemerkt, einen Teil der obern Grafschaft Katzenelnbogen, und wohl „zur Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten“ blieb dieser Name als Provinzialname auch unter hessischer Herrschaft bis in den Anfang unsers Jahrhunderts. Im Volksmund ist er jetzt nahezu erloschen, nur bei einem einzigen Anlaß hat er sich dennoch behauptet: beim Heiraten. Der echte Gerauer will, daß die Vermögensfrage in den Ehepakten geordnet werde, „nach katzenelnbogischen Rechten“, und sieht darauf, daß dieser Ausdruck in der Urkunde stehe. Die katzenelnbogischen Länder sind eine besondere Fundgrube für Rechtsaltertümer (wie schon Jakob Grimm gezeigt hat), und die rechtsgeschichtlichen Denkmale bilden überhaupt wohl das merkwürdigste, was unsre Zeit an der alten Grafschaft finden mag. So ist es auch eine Rechtsfrage, bei welcher das Volk allein noch den Namen des längst untergegangenen Staatsgebiets im Munde führt, und zwar eine Rechtsfrage, welche das Volksleben da berührt, wo es immer das treueste Gedächtnis zeigt, in der Familie.

Wenn übrigens der Name des „Gerauer Landes“ allmählich zu verschwinden droht, so verzichtet das Volk doch keineswegs darauf, die Gegend besonders zu benennen, und hält wenigstens die abgeschlossene geographische Selbständigkeit seiner kleinen Heimat als notwendig aufrecht. Der Deutsche ist überall ein geborener Partikularist, und mehr als irgendwo ist in Deutschland der Partikularismus der Vater des nationalen Bewußtseins. So nennen dann die Gerauer ihr Ländchen jetzt mehrenteils „das Ried“, d. h. sie gehen vom historischen Motiv des Namens zum geographischen über [1]). Allein auch diese Bezeichnung ist sehr alt, und der treffliche Wenck wollte sie vor Zeiten daher ableiten, daß in der Gegend „so viele Riedgräser wachsen“. Das ist als ob einer sagte: „der Wald heiße Wald, weil so viele Waldbäume darin stehen.“

Wie aber „Gerau“ auf die alte Staatsgeschichte zurückweist, so das „Ried“ auf die rätselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung. Es ist der eigentümlichste Reiz dieser Gegend, daß man überall zwischen Rätseln wandelt, überall auf schwankenden Boden tritt, und daß die historische wie die physische Topographie hier mit einer Reihe der merkwürdigsten Thatsachen und Forschungen beginnt, um hinterdrein mit großen Fragezeichen zu schließen. Diesen Rätselpfad schlage ich nun ein, nicht um die Rätsel zu lösen, sondern nur um dem Leser anzudeuten, was alles hinter einer so langweiligen Fläche von Tannenwäldern, Wiesen und Kartoffeläckern, wie das Gerauer Land, verborgen liegen kann.

---

[1]) Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, entstand nun auch eine „Riedbahn“, und dieser amtliche Eisenbahnname wird den Namen des „Gerauer Landes“ vollends verdrängen helfen.

Zweites Kapitel.

Tribur.

Suchen wir zuerst den Weg nach Tribur, welches man neuerdings Trebur schreibt. Wir kennen den Ort schon von den Schulbänken her und haben uns vielleicht schon oft gefragt: wie denn nur eine ganze Reihe von Königen und Kaisern dazu gekommen sei, in diesem abseits gelegenen Dorfe zu residieren, mitten im reizlosen Flachlande, während nur wenige Stunden entfernt das Rhein- und Mainthal so viel schönere Land und Strom beherrschende Punkte in Fülle darbot, von der Natur vorbestimmt zu Königssitzen, indes doch nur die Laune Tribur zu einem solchen erwählt zu haben scheint.

Dies ist das oft besprochene Rätsel der Lage von Tribur, wozu sich dann noch das Rätsel seines Namens und das Rätsel seines Verfalles gesellt.

Den Schlüssel zur örtlichen Bedeutung Triburs finden wir aber zunächst auf einem Fußmarsch durchs Land; das bloße Betrachten der Landkarte reicht hier nicht aus, man muß die Karte auch „abgehen".

Es ist überall nicht gleichgültig, von welcher Seite wir einen Menschen zuerst kennen lernen, oder durch welches Thor wir in eine Stadt einziehen. So darf man nicht von der nächsten Eisenbahnstation (Nauheim) nach Tribur gehen, wo man von hinten ins Dorf kommt, sondern man wähle den Weg von Gerau herüber, wo wir dem Dorfe von vorn ins Gesicht sehen.

Schon die Wege um Tribur sind charakteristisch: Tribur liegt nur an Nebenwegen. In Hessen-Darmstadt, dem Lande des Chausseen-Luxus, will das etwas sagen, wenn das starkbevölkerte, vielleicht reichste Dorf eines Kreises mit der nahen Kreishauptstadt nur durch einen krummen Feldweg verbunden ist. Tribur ist nicht verarmt, aber in sich zurückgezogen, und in den denkwürdigen Tagen seiner Königspfalz beschrieb der Verkehr hier ganz andre Bahnen.

Da es eben geregnet hat, so kommen wir nur langsam voran auf dem lehmigen Feldweg: ein solcher Weg, auf welchem man leichter stecken bleibt als vorwärts kommt, eignet sich vortrefflich, um kritischen Gedanken über Lage, Namen und Verfall von Tribur nachzuhängen. Rechter Hand, nur wenig seitab, begleiten uns Gruppen von Weiden, Erlen und Pappeln. Diese Bäume zeichnen einen von Südost nach Nordwest fortlaufenden Wiesenstreif mitten im Ackerlande, von einer kleinen, trägen Wasserrinne (Schwarzbach) befeuchtet. Ueber den Wiesen ruht ein Geheimnis. Ließ doch die historische Phantasie, die rechte Patronin des Gerauer Landes, sogar den nachmaligen Kaiser Julian auf Schiffen mit achthundert Mann diesen Wiesgrund hinauffahren, als er im Jahr 357 gegen die Allemannen zog! [1]) Heutzutage rudert höchstens ein Geschwader von Gänsen statt eines Schiffsgeschwaders den Bach hinauf. Es soll aber in alter Zeit der Neckar nicht bei Mannheim in den Rhein gemündet haben, sondern anderthalb Stunden über Mainz, zwischen Tribur und Ginsheim, und jener Wiesgrund, der sich in der That als ein zusammenhängender Streif feuchten und moorigen Landes von Tribur bis gegen Ladenburg zieht, wäre dann das alte Neckarbett. Dazu soll sich aber auch der Main in seinem untersten Laufe südwärts gegen jenen alten Neckar abgebogen haben, also, daß der Main unterhalb Tribur in den Neckar und beide ver-

---

[1]) Auf Grund, aber genauer betrachtet, trotz der Stelle bei Ammianus Marcellinus XVII, 1.

eint zum Rhein geströmt waren. Das gäbe freilich der Gegend ein ganz andres Gesicht, ja überhaupt erst festen Charakter, und Tribur beherrschte dann auf einer Landspitze, einem kleinen Vorgebirge, den Zusammenfluß der drei Gewässer, es wäre kein zufällig mitten aus dem Flachland aufsteigendes Dorf, sondern ein geographischer und strategischer Hauptpunkt: das Rhein-Main-Neckar-Koblenz.

Allein leider ist's nur zu gewiß, daß in der Karolingerzeit, als Tribur obenauf kam, der Neckar nicht mehr unter seinen Mauern vorbeifloß, und der Main bereits bei Mainz mündete. Dennoch erklären uns jene verlandeten und versumpften Wasserlinien die bedeutsame Lage des alten Tribur. Auch das Volk hat die veränderten und doch niemals ganz trocken gelegten ehemaligen Flußbette immer als eine rechte Landesmerkwürdigkeit aufgefaßt, ja es scheint, daß die Volkssage hier zuerst zur historischen, dann zur naturwissenschaftlichen Untersuchung jener alten Wasserlinie geführt habe.

Denn die Chronisten Sauer und Winkelmann, welche des Problems zuerst gedacht, berichten uns augenfällig nur, was sie aus dem Volksmunde gehört hatten. Die Sage legt die Veränderung des alten Flußlaufs in eine möglichst neue Zeit. Natürlich. Das Alter einer Stadt, einer Kirche oder Burg wird vom Volke fast immer recht hoch hinaufgetrieben; denn je älter ein solches Denkmal, um so vornehmer und merkwürdiger wird es, und der patriotische Geist der Sage trachtet die Ortsmerkwürdigkeiten immer aufs äußerste merkwürdig zu machen. Hier aber lag das Ding umgekehrt. Je neuer die gewaltige Veränderung zweier Flußlinien, um so unerhörter war sie; wenn nur vorsündflutliche Fischeidechsen auf dem Neckar durchs Gerauer Land zum Main geschwommen sind, so rührt uns das wenig; aber wenn die Kinder unsrer eigenen Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren in der Geographiestunde gelernt hätten, daß der Neckar den Main aufnehme und mit diesem bei Ginsheim in den Rhein fließe, das wäre doch staunenswert.

So soll denn auch nach einer Tradition, wie sie Abraham Sauer am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts aufzeichnete, erst König Ruprecht von der Pfalz (im Anfang des fünfzehnten) den Neckar in seine heutige Mündung bei Mannheim abgeleitet haben. (Aehnlich wie erst Karl der Große die Berge bei Bingen von gefangenen Sachsen hat auseinander reißen lassen, daß der Rhein durchfließen konnte. Gezwungene Arbeit taugt aber alleweil nicht viel, darum machten sie ihr Tagewerk nicht sauber fertig, und ließen die Felsbänke des Binger Loches stehen.) Als aber die historischen Forscher späterhin nach sicheren Zeugnissen suchten, schob sich der Termin des veränderten Neckarlaufs immer höher hinauf; man mußte den König Ruprecht, ja man mußte das ganze Mittelalter preisgeben, und blieb zuletzt über tausend Jahre früher, beim Kaiser Valentinian stehen. Allein auch Valentinian als Flußkorrektor des Neckarlaufs steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (XXVIII), und so werden die Geschichtsforscher die Frage des alten Neckars wohl an die Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wiederum ein paar Jahrtausende mehr zu und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur.

Dies ist uns nun aber gerade genug; denn jene alten Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Ueberschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten „Landgraben" im sechzehnten Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine ganz besondere geographische Signatur.

Dazu kommt aber ferner, daß Tribur in alter Zeit von zwei Hauptstraßen berührt wurde — von Straßen, welche sogar älter sind als das Palatium. Die eine zog von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andre von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht (nördlich

der Mainmündung), sondern bei Weißenau oberhalb Mainz, südlich vom Main, und zielte also auch auf das linke Mainufer. Der ganze große Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, welcher später über Hochheim und Höchst sich bewegte, ging im früheren Mittelalter über Königsstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete also den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge hiesiger Gegend; in diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten ins Mainland hinaufführten.

Wie hat sich das alles geändert! Nur zwei Namen zeigen uns noch die verwischte Spur jener alten Straßen, die „Hosterstraße" bei Tribur und die sogenannte „Aschaffenburger Straße", gut zwei Stunden nordostwärts im Haßlocher Wald. Aschaffenburg liegt doch fern genug, und die Wege nach dieser Stadt ziehen längst ganz andre Linien: dennoch lebt der Name heute noch im Volksmunde, wie Dr. Friedrich Scharff in seiner trefflichen Monographie über „die Straßen der Frankenfurt" bezeugt.

Als Goethe im Mai 1793 von Frankfurt zum Belagerungsheere nach Mainz reiste, konnte er natürlich die allbekannte Straße auf dem rechten Mainufer nicht behaupten, sondern er wandte sich halbwegs aufs linke, kreuzte jenen „Aschaffenburger" Weg, und ging bei Ginsheim, also nahe der alten fränkischen Reichsfähre, über den Rhein. Diesen Weg nennt er einen neuen im Gegensatz zu der „alten freien" Straße auf dem rechten Mainufer. Allein er geriet in der That auf den uralten Weg. Goethe, als Frankfurter Kind, hätte schon durch den Namen des „Bischofswegs" im Frankfurter Wald daran erinnert werden können, daß früher die Mainzer Bischöfe jene verschollene Straße des linken Mainufers einschlugen und Frankfurt links liegen ließen, wenn sie von Mainz nach Aschaffenburg ritten. Allein Geschichtsstudien über alte Straßennamen lagen den meisten Zeitgenossen Goethes noch viel weiter links als Frankfurt den Mainzer Bischöfen.

Da man nun im heutigen Tribur, wo so viel zu suchen und so wenig zu finden ist, auch nicht einen Stein mehr sieht,

den selbst die Einbildungskraft Jonathan Oldbucks für ein Ueberbleibsel des alten Tribur halten könnte, so lassen wir unser Auge noch etwas über die Landschaft schweifen. Im Bilde der heiteren Gegend spiegeln sich uns zunächst allerlei heitere Hypothesen über den Namen „Tribur", und hier, wie überall im Gerauer Land, werden wir sofort gar anmutig ins Blaue und Weite geführt.

Drei Bergzüge schließen fernab den Horizont von Tribur: Odenwald, Taunus und Donnersberg; also sagt man: Tribur ist Dreiberg, oder wer ein besonderer Liebhaber des Keltischen ist: es bedeute die heilige Dreizahl der Kelten, bezogen auf jene drei Berge als Göttersitze. Drei Flüsse verbinden sich unter Triburs Mauern, und wo drei Flüsse sind, da können auch drei Furten sein, also ist Tribur Dreifurt. Ueberall geht die Rechnung bei Tribur in Drei auf, und sogar der große Reichsforst, welcher Tribur gegen Nordost den Rücken deckte, heißt der Drei-Eich. Drei Burgen setzt die Sage nach Tribur, drei Kirchen sollen dort gestanden haben, und obgleich nur noch eine übrig ist, so hängt darin doch eine Tafel, welche in Versen besagt, daß Tribur in drei Sprachen (deutsch, latein und griechisch) gleicherweise die Dreistadt bedeute. Drei Orte dominierten der Reihe nach im Gerauer Land: Tribur, Gerau und Darmstadt; sie folgen sich wie die drei Tempora Plusquamperfektum, Perfektum und Präsens (oder ist Hessen-Darmstadt seit dem neuesten Krieg richtiger ein „Imperfektum"?), und entsprechen den drei Perioden der Landesgeschichte: fränkisches Königsland, mittelaltrige Grafschaft der Katzenelnboger, moderne Landeshoheit Hessens. Der politische Schwerpunkt schob sich dabei von West nach Ost, im Gerauer Lande wie in Deutschland. Drei geologische Systeme charakterisieren das Gerauer Land, aber in umgekehrter Altersfolge von Osten nach Westen. Und endlich gibt es drei alte Tribur: am Rhein, in Westfalen (jetzt Drewer) und in Thüringen (Treiber an der Ilm). Es steckt ein eigener neckischer Dämon in diesem Tribur; da der Name sich niemals verändert hat (er heißt immer Tribunis, Tribura, Triburia ꝛc.), so kann man eben alles mög-

liche daraus machen, ohne daß einem die vergleichende Urkundenforschung auf die Finger klopft.

Nun ist Tribur dem deutschen Geschichtsfreund bekanntlich ein gar trauriger Ort, fast nur durch nationales Elend, Jämmerlichkeit und Unglück berühmt. Allein die tragischen Schatten, welche in unsern Gedanken über dieser Stätte lagern, kontrastieren aufs schneidendste mit dem jetzigen Dorf und seiner Umgebung: da ist alles nüchtern, hell, freundlich, behäbig; breite Straßen, sauber getünchte Häuser, keine Spur des Altertums, wohl aber schon der unvermeidliche Dampfschlot am Ausgang des Dorfes. Der hochgelegene ummauerte Kirchhof mit der Kirche soll die Stätte des alten Palatiums gewesen sein, es ist ein friedlicher, gut gepflegter Kirchhof wie hundert andre, mit einer Zopfkirche wie Tausende.

Derselbe Gegensatz herrscht aber auch zwischen dem, was uns die Geschichte und was uns die örtliche Sage von Tribur erzählt. In jedem Zug strafen sich hier Geschichte und Sage Lügen. Tribur soll, wie die Bauern heute noch wissen, vor Zeiten eine große Stadt gewesen sein, die „Hauptstadt des Landes", zwei Meilen im Umfang, das zweite Rom genannt. Es ist aber immer nur ein Dorf gewesen mit einer Pfalz und einem königlichen Hofgut. Aus Neid sollen die Römer nach einer alten Tradition Tribur zerstört und die ehemalige Herrlichkeit dem Boden gleichgemacht haben, während umgekehrt Triburs Dasein seit dem zwölften Jahrhundert ein äußerst friedliches gewesen, und die Königsburg wahrscheinlich nach und nach in sich zerfallen ist. Trotz der glänzenden Hochzeit, welche Heinrich IV. mit der italienischen Bertha in ihren Mauern feierte, war sie wohl räumlich klein und unbedeutend, wie fast alle derartigen Gebäude vor der Hohenstaufenzeit, und bei der Armut der Gegend an Bruchsteinen erklärt sich's, daß die Ueberreste bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Nur der historische Ruhm des Namens hat sich dem Volk in dem Bilde der großen Hauptstadt verkörpert erhalten — von den düster ernsten Ereignissen, welche

den kleinen Ort berühmt machten, und die gar manchen Stoff zur sagenhaften poetischen Umbildung in sich schlössen, weiß es nichts mehr. Ueberhaupt hat das deutsche Volk so außerordentlich viele kleine Geschichten, engste Lokalgeschichten, treu im Gedächtnis behalten und sagenhaft fortgebildet: von der großen Reichsgeschichte blieb ihm vergleichsweise gar wenig sitzen.

Man hat häufig gefragt: warum sich so viele Könige so oft in dem unheimlichen Tribur aufhielten, da doch die benachbarten Pfalzen von Nierstein oder Frankfurt weit einladender gelegen waren. Zu den mancherlei guten Gründen, welche andre für Tribur vorbrachten, will ich noch einen Gesichtspunkt fügen, der mir eben in dem Umstand gegeben scheint, daß diese Pfalz fast nur durch große Unglückstage berühmt geworden ist.

Tribur war eine militärische Position. Ein Blick auf die Karte des alten fränkischen Reichs aber zeigt, daß es damals keine Position gegen einen äußeren, sondern nur gegen einen inneren Feind sein konnte; es beherrschte den Ober- und Niederrheingau, die Rhein- und Mainlinie, und wer sich hier behauptete, der hatte festen Fuß mitten im Frankenland. Darum war Tribur zur Zeit der Karolinger und der Salier so recht die Pfalz des Bürgerkrieges, der Sammelpunkt der Verschwörer und Empörer und aber auch die Citadelle zur Bewältigung des Aufstandes. Vergnügenshalber ist wohl selten ein König nach Tribur gezogen; wie überhaupt bei dem steten Wanderleben unsrer alten Könige und Kaiser, so entschied auch hier das politisch-militärische Bedürfnis des Augenblicks zumeist für die Wahl des Aufenthalts. War Friede im Innern, wandte sich eine thatkräftige Politik des Herrschers nach außen, dann brauchte er Tribur nicht. Darum ist Tribur nur durch schwache oder unglückliche Fürsten weltbekannt geworden; starke und glückliche Fürsten sind zwar auch zeitweilig dort gewesen, haben aber wenig Entscheidendes dort gethan; die guten oder gleichgültigen Triburer Reichstage gehören der speziellen Reichsgeschichte, die schlechten und traurigen der Weltgeschichte.

Hierfür ein paar genauere Belege. Von Karl dem Großen vermutet man bloß, daß er nach Tribur gekommen sei; um so mehr war Ludwig der Fromme dort zu Hause. Gleich beim Beginn der Kämpfe dieses Kaisers mit seinen Söhnen (832) zeigt sich Tribur als militärische Position. Der jüngere Ludwig lagert bei Lampertheim (Worms gegenüber); der Vater, vorher in Mainz, geht nun auch seinerseits über den Rhein und besetzt Tribur; als nun der aufrührerische Sohn sah — so erzählen die Annalen von St. Bertin — daß sein Vater mit einer so großen Anzahl von Getreuen den Rhein überschritten habe, und auch der gehoffte Abfall im väterlichen Heere nicht eintrat, ergibt er sich. Bei der zweiten Empörung desselben Sohnes (839) sammelt Ludwig abermals sein Heer bei Tribur. Und als dieser Sohn (Ludwig der Deutsche) zum Regiment gekommen war, führte ihn die Nemesis zu drei Reichstagen nach Tribur, auf welchen der Streit verglichen werden sollte, den nun seine Söhne wiederum mit ihm angefangen hatten. — Karl der Dicke wird in Tribur abgesetzt (887). Allein Karl selbst war nicht in Tribur, als er „aus einem Kaiser ein Bettelmann wurde", wie sich Regino ausdrückt. Seine Gegner vielmehr hatten diesen Schlüssel des Landes in Händen, und Karls Absetzung war bereits beschlossen, während er sich auf dem Wege von Frankfurt herüber befand, und nur noch gerade früh genug nach Tribur kam, um seine Schmach vollendet zu sehen. Dieser Tag von Tribur brachte dem Kaiser Arnulf die Krone. Arnulf war kein schwacher Fürst und brauchte nicht bei Tribur zu kämpfen; er berief statt der Soldaten die Geistlichen dorthin zu einer Kirchenversammlung, und als er im Jahr 893 einen dunkeln Reichstag daselbst gehalten hatte (dunkel, weil wir nichts Weiteres von ihm wissen), ging er ins Kloster Fulda, um zu beten. Das wäre auch am Ort gewesen vor und nach so manchen andern Triburer Reichstagen, die uns noch dunkler erscheinen, weil wir etwas von ihnen wissen.

Ludwig das Kind wohnte besonders häufig in Tribur; je elender es ums Reich stand, um so besuchter war diese Pfalz, sowie ein günstigerer Stern aufgeht, tritt sie in den Hintergrund. Konrad I. ist noch oft dort gewesen, Heinrich I. gar nicht, die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad III. und Heinrich III. manchmal, allein entscheidende Ereignisse für das Reich knüpfen sich im ganzen zehnten Jahrhundert nicht an Triburs Namen. Die kräftige äußere Politik wandte sich nach andern Himmelsgegenden, und der innere Zwist entbrannte zwischen andern Stämmen.

Erst unter Heinrich IV. wird das wieder anders. Schon mit der Erwählung dieses Unglücksmannes, da er noch Kind war, und mit seiner vormundschaftlichen Regierung tritt die Unglückspfalz sofort wieder scharf beleuchtet hervor, als bequemster Schauplatz zu Empörungen der großen Vasallen.

Hier in seiner eigenen Pfalz belagert, wird Heinrich (1066) gezwungen, dem Erzbischof Adalbert von Bremen zu entsagen. Und ähnlich wie die widerspenstigen Großen dem dicken Karl in Tribur zuvorgekommen waren, geschah es auch, als sich die Fürsten am 16. Oktober 1076 dort einfanden, um Heinrich abzusetzen. Heinrich stand jenseits des Rheins und konzentrierte seine Macht bei Oppenheim, die Gegner, in der ungleich günstigeren Stellung bei Tribur, beherrschten aber die Stromlinie und hatten auch bereits alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer zusammengebracht, um den Uebergang zu erzwingen. Darum konnten sie vor dem Beginn des Kampfes mit letzten Bedingungen vor Heinrich treten, wie man sie nur nach geschlagener Schlacht vom Sieger erwarten durfte; und Heinrich gab nach, entließ sein Heer und leistete jenes Versprechen, die Aufhebung des päpstlichen Bannspruchs zu erwirken, welches ihn zuletzt nach Canossa führte. Seit diesem schlimmen Tage kam er wahrscheinlich nicht wieder nach Tribur, gleich als ob er's verschworen habe, einen Ort wiederzusehen, wo er so arge Schmach erfahren.

Mit dem Reichstag von 1119 schließt Triburs Kaisergeschichte. Noch einmal war es der Streit des Reichsoberhauptes (Heinrich V.) mit den Fürsten wegen des päpstlichen Bannes, der diesen letzten Tag veranlaßt hatte. Mit diesem Tage ver-

sinkt auch die alte Pfalz ins völlige Dunkel. Die glanzvolle Zeit der Hohenstaufen führte die Entscheidung über des Reiches Schicksal an andre Orte, und als Friederich Barbarossa das große Reichsfest von 1184 in dieser Gegend feierte, wählte er bereits den Ort auf dem rechten Ufer der Mainmündung. „Dat was de gröteste höchtît ên, die ie gewart an Dudischeme lande“, wie Eike von Repgow im Zeitbuch schreibt; die Zelte des Kaisers und der vierzigtausend zu Gast geladenen Ritter schauten damals nur noch von fernher, vom Königstuhl des Erbenheimer Berges, in das Gerauer Land und zur verwaisten Pfalz von Tribur hinüber.

In trauriger Zeit berühmt geworden, hörte Tribur auch in trauriger Zeit auf, königliches Hofgut zu sein: König Wilhelm von Holland verpfändet es dem Grafen Dieter von Katzenelnbogen, um dessen Stimme zu erkaufen, und Richard von Cornwallis, dessen beste Politik gleichfalls Erkaufen und Bestechen war, bestätigte die Verpfändung. Das war der passende Abschluß für die alten Triburer Aufruhrgeschichten.

Drittes Kapitel.

Das Feld der Königswahl bei Kamba.

Ich lade den Leser nunmehr ein, mich in eine etwas erfreulichere Landschaft zu begleiten, in die Rheinsümpfe Oppenheim gegenüber — ich meine erfreulich für einen guten Deutschen, der in Gedanken spazieren geht, denn außerdem sind diese Sümpfe durch ihre Fieberluft den Umwohnern bekannt. Auf dem hohen Damme, der das Sumpfland vom Rheine trennt, ist es zwar an heißen Tagen völlig schattenlos und an kühlen sehr windig, wir lagern uns aber doch daselbst, um ein Hauptkapitel in Wipos Vita Chuonradi II. und eine Hauptscene in Uhlands Herzog Ernst zu lesen, welche beide jetzt in sehr bequemen Taschenausgaben zu haben und statt des Bädeker in diese Gegend mitzunehmen sind.

Jedermann kennt die prächtige Erzählung des Werner von Kiburg im zweiten Akt des Uhlandschen Trauerspiels, die Erzählung von der Wahl König Konrads II. So dichterisch schön diese Episode, so historisch treu ist sie: Uhland hat den Wipo in Verse und in Poesie gesetzt; das war aber freilich nur möglich, weil auch Wipos prosaischer Bericht schon wie der Entwurf zu einem erhabenen Gedicht an uns vorüberzieht. Von unserm Damme nun übersehen wir die ganze Schaubühne jener Königswahl, die als dramatisches Bild eines großen politischen Ereignisses ebenso einzig war in deutschen Landen, wie das Reichsfest des im Hinter-

grund aufsteigenden Erbenheimer Königstuhls als Prunkgemälde ritterlicher Herrlichkeit.

Nicht als ob ich meinte, auf dem braunen Sumpfboden sei Konrad II. in den sonnigen Septembertagen 1024 gewählt worden: dort floß in jenen Tagen wohl ein weit ins Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf trockenem uraltem Kulturboden, da soll das Dorf Kamba gestanden sein mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber, gegen Oppenheim, wo sich die Grenze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als ein Ueberrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammen kamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, den vorangegangenen Herrschern beide gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren geteilt, es drohte Spaltung der Wahl

„Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Da sah man plötzlich wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück."

Ergriffen von diesem Bilde der Eintracht treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme" Konrad den Aeltern, die andern Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngern Konrad trifft, da kürt auch er den Freund

und Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn zu sich auf den Königssitz." Alles Volk bricht in Jubel aus und donnernden Zuruf, Kunigunde, des Kaisers Heinrich Witwe, übergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel löst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen rheinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt werde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geistlichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Scepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkunft, als über dieses Königs ersten Herrschertag."

Betrachten wir zuerst die Landschaft. Es ist keine jener schönen Rheingegenden, die man auf Rouleaux und Dessertteller malt, sondern eine weite, scheinbar langweilige Fläche; für den Künstler würde sie jedoch bedeutende Motive bieten zu einer charaktervollen und großstilisierten Komposition. Die scharf geschiedene Doppelnatur des Ober- und Mittelrheins blickt sich nämlich hier auf beiden Ufern gleichsam Aug in Auge; das vergessene, selten betretene rechte Rheinufer längs des Gerauer Landes ist noch ganz oberrheinisch, das linke von Oppenheim bis Mainz mittelrheinisch; rechts ein halbfertiges flaches Land, Dämme, Altwasser, Torfmoore, Buschwald mit hundertjährigen Eichengruppen, welche sich bei Ginsheim zum letztenmal unmittelbar in der Flut des Rheines spiegeln, statt der Dörfer nur vereinzelte Höfe; links hingegen Dorf an Dorf, Rebenhügel, wimmelnder Verkehr, ein hochkultivierter Boden. Wie der Fluß hier bei der Königswahl die Lager der ost- und westrheinischen Völker schied, so scheidet er heute noch das in mittelrheinisches Land hineinragende oberrheinische Landschaftsbild. Nun wäre dies alles schön und gut, wenn uns Wipo, der Einzige, welcher die Königswahl als Augenzeuge breit geschildert, nicht noch ein ganz besonderes Rätsel aufgegeben hätte. Er bezeichnet die Grenze von Worms und Mainz als die Stätte der Wahl, und fügt hinzu:

„Ueber Namen und Lage des Orts mehr zu sagen überlasse ich den Topographen." Schriftsteller sind oft wunderliche Leute: mit ebenso vielen Worten als Wipo braucht, um zu sagen, daß er nichts sage, hätte er uns alles genau sagen können, was wir wissen wollen! Es gibt aber noch ein andres gleichzeitiges Zeugnis für den Ort, einen Brief des Abtes Bern von Reichenau (vom Juli oder August 1024, abgedruckt im zweiten Bande von Giesebrechts Kaisergeschichte), worin es heißt: die Wahl werde am Rhein in dem Orte Kamba stattfinden, und wahrscheinlich mit Benützung dieses Briefs nennt dann der hierfür in der Regel citierte Hermannus Contractus gleichfalls Kamba. Dieses Kamba aber, ein längst ausgegangenes Dorf, lag nicht zwischen Worms und Mainz, sondern auf dem rechten Rheinufer.

Die beiden Konrade haben sich auf dem fraglichen Platze zwar im Augenblick geeinigt über die deutsche Königskrone, allein über den fraglichen Platz konnten die deutschen Gelehrten in sechzig Jahren noch nicht einig werden. Bodmann als Mainzer, und folglich Ueberrheiner, hielt sich bloß an die „Grenze vom Worms und Mainz", und verlegte die Wahl in die Berge bei Lörzweiler; dadurch rettete er sie zwar völlig dem linken Ufer, schlug aber auch der ganzen weitern Erzählung bei Wipo geradezu ins Gesicht. Andr. Lamey und Wenck hingegen, als Forscher der rechten Uferlandschaft, hielten sich an Kamba, unbekümmert um die „Grenzen von Worms und Mainz", welche nun doch einmal auf dem rechten Ufer nicht zusammenstießen. Nun folgten die Historiker bald Bodmann, bald Lamey, und einige, der Lokalgeschichte unkundig, legten Kamba zwischen Worms und Mainz, was freilich den Streit sofort schlichten würde, aber urkundlich falsch ist. Das Aergste begegnete jedoch unsrem großen Altmeister Jakob Grimm, welcher (in den deutschen Rechtsaltertümern S. 243) Konrad und nebenbei noch drei oder vier andre Kaiser gar zwischen Wiesbaden und Erbenheim gewählt werden läßt, wozu ihn aber weder rechts- oder linksrheinischer Lokalpatriotismus, noch irgend eine mittelalterige Quelle, sondern ein mißverstandener und allerdings

konfuser Satz in Bodmanns Rheingauischen Altertümern (I, 95) verleitet hat.

Da ich nun aus einer Ueberrheiner Familie stamme, aber am rechten Ufer des Flusses geboren bin, so glaube ich den Streit zwischen den beiden Ufern recht parteilos vermitteln zu können. Die Fürsten und Völker lagen auf beiden Ufern; Wipo, welcher vom Lagerplatz des linken Ufers ausgeht, nennt jene Grenzen, die unweit Oppenheim zusammenfließen, Abt Berno dagegen, vom rechten Ufer ausgehend, Kamba, Oppenheim schräg gegenüber. Hier kommt aber sofort wieder das landesübliche Gerauer Fragezeichen. Aus einer Urkunde Ludwigs des Deutschen von 864 (Cod. Lauresh. I. 36) wissen wir, daß Kamba auf dem rechten Ufer lag, am Flusse, wir wissen, daß es einen Fischteich besaß, etliche Schiffe, Wiesen, wir wissen allerlei Dinge, die wir gar nicht wissen wollen, nur wo es denn genauer im Oberrheingau gelegen, daß wissen wir nicht, und dieses rätselhafte Kamba scheint außerdem gerade so in den Urkunden versunken zu sein, wie im wirklichen Boden. Ob es also Oppenheim so ganz „schräg gegenüber" stand, das ist nur eine sehr wahrscheinliche Hypothese, zu deren Stütze sich ein moderner Etymolog schwerlich mehr auf die dortigen jüngern Ortsnamen des „Kammerfeldes" und „Kammerhofes" berufen wird. Da wir jedoch zunächst keine Denksäule hier setzen wollen, so genügt es wohl, daß wir innerhalb eines gewissen engern Umkreises des Orts Kamba sicher sind.

Wenn nun aber auch weiter die besten Gründe innerer Wahrscheinlichkeit uns bewegen die Stätte jener großen dramatischen Scene, wo die Vettern sich umarmten, wo der ältere Konrad im Ringe der Fürsten gewählt, vom Volke zuerst begrüßt, von Kunigunde mit den Kleinodien begabt wurde, nicht drüben links bei den widerstrebenden Lothringern, sondern rechts bei Kamba zu suchen — dann ist es doch undenkbar, daß der jubelnde Festzug gen Mainz sich auf dem rechten Ufer bewegt habe. Am Rhein selbst konnten sie dort gar nicht gehen, sie hätten vielmehr auf der alten „Hosterstraße" ins Land hinein nach Tribur ge-

mußt, und von da im Winkel hinüber zur Weißenauer Rheinfähre; das wäre aber ein großer Umweg gewesen (und flutende Volksmassen suchen den kürzesten Richtweg), und ein erzlangweiliger Weg dazu, der zu dem glänzenden Bilde gar nicht stimmt. Hier gebe ich also mein Gerauer Land preis und denke mir, weil die Leute doch schon so viel hin und her gerudert waren zwischen den Inseln bei Oppenheim, so sind sie nach der Wahl gleich ganz hinübergefahren aufs linke Ufer, da hatten sie die geradeste und schönste Straße durch lachende Fluren, fast immer den herrlichen Strom entlang, da konnten sie Psalmen und Lieder singen, Geistliche und Laien, und in Nierstein einen guten Trunk mitnehmen, „jeder nach seiner Art," wie Wipo schreibt.

So bleibt in diesem gelehrten Streit des linken und rechten Ufers einem jeden sein Recht: dem ernsten rauhen Strande bei Kamba der große politische Akt, und dem lachenden, weinbegrenzten Gestade unter Oppenheim der fröhliche Festzug. Die Lothringer aber und jene ultramontanen Bischöfe, welche allein mißvergnügt waren und schmollend seitab gezogen sind, haben dann auch unterwegs keinen Niersteiner bekommen.

Viertes Kapitel.

Die Schwedensäule und die Schwedenburg.

Doch genug vom Mittelalter, welches so barbarisch war, sogar in Sachen deutscher Einigung einmal „Gefühlspolitik" zu treiben. Einem modernen Realpolitiker muß der Tag von Kamba wirklich recht sentimental und romanhaft vorkommen; wenn nur wenigstens ein Nebenbuhler den andern totgeschlagen hätte im Namen der Eintracht, und dann etwas Bürgerkrieg, das wäre doch noch ein frischer, patriotisch erquickender Zug!

Nun hat aber das Gerauer Land auch sein Denkmal eines Realpolitikers, und zwar ganz nahe bei Kamba, gleichfalls am Ufersaume, und dieses Denkmal führt uns dann auch in eine Zeit des deutschen Bruderkrieges, wo es gar nicht sentimental zugegangen ist.

Eine kleine Stunde unter Erfelden, hart am Rhein, zwischen mächtigen alten Eichen, steht ein Obelisk aus Sandsteinquadern, auf der Spitze sitzt (etwas unbequem) ein gehelmter und gekrönter Löwe, welcher mit dem vergoldeten Schwert in der rechten Tatze westwärts über den Rheinstrom deutet. Während andre Denkmale des siebzehnten Jahrhunderts meist mit ellenlangen geschwätzigen Inschriften überladen sind, steht auf diesem Steine kein Wort, nur der mit dem Schwert deutende Löwe redet; es ist der schwedische Löwe und er zeigt uns den Weg, welchen Gustav Adolf genommen: hier war es, wo der Schwedenkönig am 7. (17.) Dezember 1631 an der Spitze von

2000 Mann über den Rhein ging, und zwar, wie die Sage erzählt, auf dem vordersten Scheuerthor, denn sie läßt das schwedische Heer auf Scheuerthoren hinüberfahren. Allein die Feder erzählt unpoetischer als der Mund, und so finden wir in beglaubigten schriftlichen Berichten statt der Scheuerthore der Armee „Pontons", und statt des Scheuerthors des Königs einen Kahn.

In unsrem Lande des schwankenden Bodens stehen wir hier nun doch endlich einmal auf einem ganz gewissen historischen Punkt, bezeichnet durch einen gleichzeitigen fünfzig Fuß hohen Obelisken. Mehr kann man nicht verlangen. Und dennoch kennen wir den Platz nicht ganz genau, und selbst neben dem Obelisken steht wieder das landesübliche Fragezeichen. Die „beruffene Seul", wie sie ein alter Topograph nennt, ist nämlich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewandert, landeinwärts, um sie vor der andringenden Rheinflut zu schützen, so daß der genaue historische Punkt hier ins Wasser gefallen ist, wie bei Kamba in den Sumpf.

Allein die Säule bleibt bedeutsam: sie sagt uns, welches Gewicht der Schwedenkönig diesem Rheinübergang beilegte, denn unmittelbar nach dem Ereignis, inmitten der stürmisch vorwärts drängenden Kriegsläufte, ließ er dieses, für jene Zeit so große und kostbare Monument setzen, und noch lange nach seinem Tode ist der Obelisk fortwährend auf schwedische Kosten unterhalten worden.

Doch nicht bloß bei Erfelden hat sich Gustav Adolf ein Denkmal erbaut, ein ungleich größeres errichtete er noch in der äußersten Nordwestecke unsres Landstrichs, auf der südlichen Mündungsspitze des Mains und Rheins, die Festung Gustavsburg, welche zugleich eine kleine Stadt umschließen sollte. Gustavsburg würde, bei den veränderten Bodenverhältnissen und der veränderten strategischen Bedeutung von Mainz, eine ganz ähnliche militärische Position für das siebzehnte Jahrhundert geworden sein, wie das benachbarte Tribur für das neunte. In Mainz hielt Gustav Adolf Hof, gleich einem künftigen deutschen

Kaiser, und man hat die Mainzer Dezembertage des Jahres 1631 nicht unpassend mit dem Aufenthalt Napoleons in Erfurt verglichen. Gustav Adolf erkannte sehr wohl, wie trefflich sich von der Rhein-Mainmündung aus ein großer Teil Deutschlands zugleich im Innern beherrschen und nach Außen vertheidigen lasse. Und weil seine Plane ganz besonders auf jenes „Innere" zielten, hat er auch — bis auf unsre Tage zum letztenmal — dem rechten oberen Rheinufer, Mainz gegenüber, dem Gerauer Land im weitern Sinn, eine kriegsgeschichtliche Rolle zugedacht, und nicht umsonst die Schwedensäule am Südende, die Schwedenburg am Nordende aufgebaut.

Allein es kam anders. Das kleine Denkmal zwar, der Obelisk, blieb stehen, das große dagegen, die Gustavsburg, versank mit Gustav Adolfs Fall. Im Jahre 1649 kam der hessische Chronist Winkelmann zur Gustavsburg. Zum Studium von Land und Leuten ritt er im Land umher, und zwar, als ein ehemaliger Offizier, der im kaum beendeten dreißigjährigen Krieg mitgefochten, wohl bewaffnet; wo er eine alte Inschrift lesen will, da kratzt er mit dem Degen das Moos von den Steinen. Winkelmann fand den Graben der Gustavsburg bereits mit Buschwerk verwachsen, er ritt aber doch, „wiewohl nicht sonder Gefahr", in die Festung hinein; die Stadt im Innern (auf 600 Häuser berechnet) war verschwunden, die Häuser abgebrochen oder niedergebrannt, das schwedische und das brandenburgische Wappen des Thors lagen im Graben, die Innenräume der starken Werke waren mit Gras und Gesträuchen bedeckt. Noch lange zwar zeichnete man auf Karten und Plänen den sechseckigen regulären Stern der Bollwerke und Ravelins jener Musterveste damaligen Stils, allein schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war dieselbe in Wirklichkeit doch nur ein öder Trümmerhaufen. Von da an blieb dieser wichtige Punkt durch die ganze kurmainzische Zeit völlig vernachlässigt, wie auch der Brückenkopf von Kastel (auf dem rechten Mainufer) nur schwach befestigt war. Wer wollte damals auch von Mainz aus Deutschland be-

herrschen! Erst die Franzosen bauten wieder stärkere Werke bei Kastel; sie wußten warum.

In allerneuester Zeit aber hat sich nun auch die Mainspitze der Gustavsburg völlig verändert. Vor wenigen Jahren war es hier noch gar still und einsam, kein Schiff legte an, kein Wagen fuhr in diese Sackgasse, die Ziegelhütte der Bleiau belebte als einzige Staffage die von Weidengebüsch umrahmte flache Uferlandschaft. Wie ist das anders geworden! Die große Eisenbahnbrücke setzt hier über den Rhein, und zwei Bahnlinien münden auf der Mainspitze zur Brücke und in einen lärmenden Güterbahnhof, welcher hier von großen Werkstätten, dort von einem neuen Rheinhafen begrenzt wird. Man hat denselben zwanzig Fuß tief ausgebaggert, daß jetzt die größten Schiffe hier ankern, wo sonst kaum ein Nachen anlegte, auf einer schiefen Ebene rollen die befrachteten Eisenbahnwagen bis direkt zum Bord der Schiffe hinab, und ein Dampfkrahn hebt mit unheimlicher Leichtigkeit die schwersten Lasten aus den Schiffen in die Eisenbahnwagen. Statt der versunkenen Gustavsburg decken jetzt stattliche Montalembertsche Türme den Flußübergang, und die turmartigen Pfeiler der Bahnbrücke sind selbst wieder wie Festungswerke anzusehen; sie steigen so fest und doch so leicht in die Luft, und man sagt: sie könnten auch ebenso leicht in die Luft fliegen, da die Minengänge im Innern nur des Pulvers und der Lunte warteten.

Fünftes Kapitel.

Ein Land der Phantasie.

Die alten, später verlassenen Straßen gaben vor tausend Jahren dem Gerauer Land zunächst seine strategische Bedeutung; die neuen Schienenwege haben wenigstens die südliche Mainspitze wieder so fest gemacht wie sie seit Gustav Adolfs Tagen nicht gewesen ist. Es erging wunderbar mit diesen wechselnden Straßenzügen. Die Römer hatten ihre Mainstraße von Mainz aufwärts am rechten Mainufer, im frühern Mittelalter zog man überwiegend auf der linken Seite den Fluß hinauf, dann wurde diese linke Seite verlassen, und die rechte gewann wieder den Hauptweg; jetzt endlich aber führen parallele Bahnlinien auf beiden Ufern, und man kann mit den Römern rechter Hand von Frankfurt nach Mainz fahren und mit den Karolingern links zurück. Freilich alles nur so aufs ungefähr. So spannt sich auch die neue Eisenbahnbrücke unfern derselben Stelle über den Fluß, wo vor einem Jahrtausend die Fähre ging.

In meiner Jugend bestaunte ich manchmal jenes bekannte Modell einer von Napoleon projektierten stehenden Rheinbrücke, welches in Mainz aufbewahrt wird, und die alten Mainzer pflegten damals so in ihrer Art zu sagen: „Das war ein Werk, wie es nur der Bonaparte unternehmen konnte, und er allein hätte es auch ausgeführt, wenn er länger oben geblieben wäre. Unsre heutigen Fürsten brächten alle miteinander keine solche Brücke fertig." Die feste Rheinbrücke war wie ein Mythus ge-

worden, und so wenig ein nüchterner Mann erwartete, daß Napoleon leibhaftig wiederkomme (andre erwarteten es), so wenig gedachten die Leute jemals eine stehende Rheinbrücke zu erleben.

Nun steht aber dennoch die Brücke, und kühner dazu als nach dem napoleonischen Plan. Unsre Fürsten haben sie freilich nicht fertig gebracht, sondern eine Fürstin, wenn man will eine Tyrannin, die Dampfmaschine. Wie hat doch dieses Weib den alten Vater Rhein bezwungen! Wie ward der breite Strom schmal durch die Dampfschiffe, wie ward sein langer Lauf gekürzt durch die Bahnlinien zu beiden Seiten, wie bändigen ihn jetzt die festen Brücken, der sonst von Basel abwärts kein solches Joch mehr duldete!

An der Mainspitze mögen einem wohl dergleichen Gedanken kommen. Gehn wir aber zurück, etwas tiefer ins Gerauer Land hinein, dann erkennen wir, daß es doch noch einen mächtigeren aufbauenden Verwüster gibt als jene aufbauende Verwüsterin, die Dampfmaschine, das ist der Pflug. Die Ehe dieses alten stillen Bräutigams mit der ungestümen jungen Braut gäbe Stoff zu einem Märchen in Andersens Geschmack, wenn dieser Geschmack nicht längst Manier geworden wäre.

Kaum tritt uns irgendwo die zerstörende Macht des Pflugs gewaltiger entgegen als im Gerauer Lande. Dieser kleine Winkel ist so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmalen, ja auch nur an genau erkennbaren Stätten seiner alten Geschichte. Vor dem Pflug ist alles zur Hypothese geworden. Keine altertümliche Stadt, keine bedeutende alte Kirche, keine nennenswerte Ruine, nichts erinnert uns an die Vergangenheit. Der Krieg hinterläßt Trümmer, und es gibt deutsche Landschaften, die gerade darum wunderbar reich an Denkmalen sind, weil sie fort und fort verheert wurden, und die Bewohner zuletzt aus Armut und Elend jedes Trümmerdenkmal stehen ließen. Der stetig leise wühlende Fleiß der höchsten Bodenkultur duldet solche Trümmer nicht.

Das Gerauer Land hat für einen mitteldeutschen Landstrich eine auffallend stille, gleichförmige innere Geschichte. Es hat nicht fort und fort den Herrn gewechselt, ist nicht rastlos zerrissen worden, wie so mancher Nachbargau; seit mehr als tausend Jahren kam es nur zweimal in andere Hand, auf friedlichstem Wege, das eine Mal durch Verpfändung, das andre Mal durch Erbschaft. Auch in dieser stetigen Geschlossenheit ist es wie ein oberdeutsches Stück Erde auf mittelrheinischen Boden vorgeschoben. Schon im Mittelalter (Leeheimer Klosterhof) und im sechzehnten Jahrhundert (Gehaborn) galten einzelne Punkte als Musterstätten rationeller Landwirtschaft, und auch heute ist das Land nur für zwei sehr unterschiedene Arten von Menschen besonders anziehend: für den Landwirt — in seinem sichtbaren Teil — und für den Historiker — in seinem unsichtbaren.

Darum möchte ich das Gerauer Land ein Land der Phantasie nennen, obgleich es mit seinen Kartoffelfeldern und Krautäckern, seinen Tannenwäldchen und Moorflächen so nüchtern wie möglich aussieht. Allein ich behaupte auch nicht das Land sei phantastisch, sondern nur: man kann mit der Phantasie die wunderschönsten historischen Spaziergänge in diesem nüchternen Lande machen. Da stehen ein paar vereinzelte Tannenbäume mitten im weiten Feld, die sehen aus, als wüßten sie selbst nicht recht wie sie hierhergekommen: das sind die letzten Nachzügler des hier auslaufenden uralten Reichsforstes Dreieich; weiter fort übers Gerauer Land hinaus kommt dann schon ein ordentlicher Wald und stolze Eichbäume des Drei-Eichs dazu. Oder wir sehen im Süden andre halbwegs hinweggepflügte Waldtrümmer: das sind die Anfänge des gewaltigen Reichsforstes Forehahi, des Föhrenhages, und weiter gegen Lorsch hinauf ist es schon noch ein prächtiger Forst, in welchem ein phantasiereicher Weidmann (ohne Schußkarte) auf Nibelungen-Reliquien Jagd machen darf. Ein verlorener Feldweg führt uns bei Krumstadt unversehens in gepflügtes Land, wo uns der Flurschütze anhält; die Pfändung darf uns nicht schmerzen,

denn das war vermutlich ein alter Römerweg, wo wir gepfändet wurden, und vielleicht hat er direkt zum Munumentum Trajani geführt, welches entweder bei Pfungstadt, oder bei Wasserbiblos, oder bei Darmstadt, oder bei Heddernheim in Nassau, oder bei Rüsselsheim am Main, oder bei Höchst an der Nidder gelegen war. Die reichste Phantasie kann sich gar keinen freieren Spielraum wünschen, als ihn dieses einzige Munumentum Trajani gewährt. Kurzum, das ganze Land ward zum romantischen Irr- und Zaubergarten der Antiquare, nicht obgleich, sondern weil es seit Jahrhunderten so vernünftig, fleißig und erfolgreich angebaut, weil es ein so merkwürdiges Land für rationelle Landwirte ist.

So fand ich denn auch in einem Wirtshaus dieser Gegend nur zweierlei seltsame Zierat statt der Bilder an den Wänden des Gastzimmers: einen „Düngerkalender", auf welchem unter den Tags- und Monatstabellen lauter Düngeranalysen zu lesen standen, und sodann eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist verboten hier zu singen und zu pfeifen!" Das Gerauer Land ist eben ein Land der großen und kleinen Kontraste, nicht bloß weil der Weltverkehr periodisch dasselbe durchflutet und dann wieder verlassen hat, nicht nur weil dieser merkwürdige Winkel in unmittelbarster Nähe der besuchtesten und bekanntesten Rhein- und Maingegend zu den unbekanntesten Strichen von ganz Westdeutschland gehört, sondern auch weil man in einer Wirtsstube nicht pfeifen und singen darf, während die Stube in einem andern Wirtshaus des Landes gerade ihren historischen Ruhm darin sucht, daß dort einmal so schön gesungen, und dann seit vielen Jahren fort und fort so fröhlich wieder nachgesungen worden ist.

In der Krone zu Großgerau nämlich ist oben hinauf ein Erkerstübchen, wo Claudius, der Wandsbecker Bote, im Jahr 1777, als er Oberlandeskommissär zu Darmstadt war, sein Rheinweinlied gedichtet haben soll. Da aber die Kritik bezweifelt, ob Claudius überhaupt dieses Lied gedichtet, und nicht bloß zum

Abdruck befördert habe, so stehen wir nun freilich auch in dem Erkerstübchen der Krone wieder auf dem bekannten schwankenden Gerauer Boden.[1]) Allein das thut nichts zur Hauptsache. Denn die Wirtin als Augen- und Ohrenzeugin versicherte mir: Hunderte von fröhlichen Menschen haben geglaubt, daß hier im Herzen des berühmten Sauerkrautlandes das Lied gedichtet worden sei, und haben in diesem Glauben gar manche Flasche Wein in diesem Erkerstübchen getrunken, und das Rheinweinlied dazu gesungen und auf den Wandsbecker Boten angestoßen. Und wenn der geneigte Leser einmal hinkommt, so darf er's auch thun; denn das „Singen und Pfeifen" ist dort zur Zeit noch erlaubt.

---

[1]) Das hier öfters gebrauchte Wort vom „schwankenden Gerauer Boden" hat sich inzwischen als in ungeahnter Weise prophetisch erwiesen durch die fortdauernden Erdbeben des Novembers 1869, welche unter Groß-Gerau ihren Centralherd hatten.

(Note zur 2. Aufl.)

VIII.

Aus dem Leithawinkel.

(1868.)

Erstes Kapitel.

Rohrau.

Ich ging von Hainburg — der letzten reindeutschen Donaustadt — stromaufwärts nach Petronell und bog dann gen Süden auf den Feldweg, welcher über einen flachen Höhenrücken nach Rohrau an der Leitha führt. Schon aus ziemlicher Ferne erblickt man die niedrigen Strohdächer des Dorfes, vorn überragt von der Turmruine der (1865) abgebrannten Kirche, im Hintergrunde von Baumgruppen des gräflich harrachischen Schloßparks. Die sanft zur Leitha absteigende Thalsenkung ist baumlos, mit feuchten Aeckern und nassen Wiesen rechts und links, die Flußufer sind eben, und Schilf und Rohr erinnern oft genug an den Namen des Dorfes.

Wir denken uns den Geburtsort großer Künstler so gern mit landschaftlicher Poesie geschmückt, und da sieht dann dieses Rohrau, von Norden betrachtet, gar nicht darnach aus, als ob es die Wiege eines der besten Meister deutscher Kunst, und vollends gerade eines rechten Meisters der Naturpoesie in der Kunst, gehegt habe. Nur der Hainburger Berg, gen Nordost in großen und schönen Formen abschließend, deutet auf verheißungsvolle Fernen.

Rohrau liegt auf dem linken, niederösterreichischen Leithaufer, hart am Wasser; ein Gang über die Brücke würde uns sofort auf ungarischen Boden bringen. Wir bleiben aber auf der deutschen Seite und durchschreiten die ganze lange Haupt-

straße des Dorfes bis zum letzten Hause linker Hand, wo der Fahrweg nach Bruck ins Freie führt. Eine Steintafel, in die Mauer jenes Hauses gelassen, trägt die seltsam lakonische Inschrift: „Zum Haydn“. Es ist Joseph Haydns Geburtshaus, arm, niedrig, schmal, den andern Bauernhäusern des Dorfes Haar ähnlich, bloß aus einem Erdgeschoß mit vier Fenstern aufs bestehend, Stall und Wohnräume gemeinsam von dem langgestreckten Strohdache bedeckt. Eine Steinbank vor den Fenstern bildet neben jener Tafel das einzige unterscheidende Wahrzeichen.

Wir gehen durch das überwölbte Thor, welches geradeaus in den kleinen Hof und Garten führt; ein im Hofe spielender Bauernbube errät schon was wir suchen, und deutet auf die Thüre links im Thorgange, auf die Küchenthüre, allein durch die Küche kommen wir dann in das Wohn- und Schlafzimmer, das einzige Zimmer des Hauses, ein mäßig großes, reinliches Gemach, mit weißgetünchten Wänden und brauner niedriger Holzdecke.

Hier also wohnte vor hundert und mehr Jahren der ehrsame Wagnermeister Matthias Haydn mit seinen zwanzig Kindern, hier soll sein ältester Sohn Joseph (1732) geboren sein. Wie aber eine solche Familie Platz gefunden in diesem Häuschen, das gehört auch noch zu den vielen Rätseln, die auf Haydns Lebensgeschichte ruhen. Allein zunächst denkt man an gar keine Rätsel, man ist vielmehr überrascht, alles genau so zu finden, wie man sich's ungefähr vorgestellt hat; die enge aber gemütliche, altmodische aber nette und reinliche Bauernstube kommt uns ja ganz bekannt vor, so bekannt wie die Geschichte von dem alten Wagnermeister Matthias, der am Sonntag nachmittag dort hinten am Ofen saß und mit Maria, seiner frommen Hausfrau, Lieder sang und auf der Harfe begleitete, und der kleine fünfjährige Sepperl saß auf dem Boden daneben und spielte die Geige dazu, indem er mit des Vaters Zollstab auf dem linken Arme auf und nieder strich. Da tritt dann der Schulmeister von Hainburg, der Vetter, durch die Küche zur selben Thüre

herein, durch welche wir auch eingetreten sind und sieht, daß der Kleine seinen Stab vollkommen taktgerecht führt, und da jeder wahre Schulmeister als ein Prophet in Kinderaugen und Kinderseelen muß lesen können, so ahnet er in dem taktfesten Aermchen auch gleich den künftigen Musiker und nimmt den kleinen Joseph mit nach Hainburg, wo es so viel schöner ist als in Rohrau, wo sich Stadt und Fluß und Berge und Burgen zu einem großen Prachtbilde aufthun und das arme Bauernkind Gottes schöne Welt zum erstenmale so recht groß und reich erschaut und allerlei große Dinge lernt: den Katechismus und Lesen, Schreiben und Rechnen und Singen, Geigen und Blasen, ja sogar das Paukenschlagen.

Allein die Hausfrau weckt uns aus unserm Traume — es ist nicht mehr Frau Maria Haydn, die vorhin dort in der Ecke sang, sondern die Frau Bürgermeisterin Prucker — und reicht uns ein grün eingebundenes großes Fremdenbuch, in welches wir unsern Namen schreiben sollen, und viele Leute in Rohrau glauben, das schöne Buch mit der Unzahl von Namen und „litterarischen Bemerkungen“ sei eigentlich das Merkwürdigste im ganzen Hause. Das Buch erinnert uns, daß inzwischen bereits hundertunddreißig Jahre unmerklich durch dieses Zimmer gezogen sind, und daß seitdem bereits drei fremde Familien in vier Generationen das Haus besessen und bewohnt haben, und nun erst gewahren wir auch an der Wand eine mittelmäßige Lithographie, die den kleinen Joseph selber wiederum als den alten Haydn darstellt, und dieser alte Haydn ist dann auch schon vor bald sechzig Jahren gestorben.

So schweben wir mitten inne zwischen Vergangenheit und Gegenwart; dennoch aber bleibt bei uns der freundliche Gedanke Herr, daß die Zeit mit wunderbar schonender Hand an dem armen, engen Heiligtum vorübergegangen sei, und daß sich gar selten wohl das Vaterhaus eines berühmten Mannes aus so lange vergangenen Tagen finden dürfte, welches uns heute noch so ursprünglich und unberührt anblickt wie das Haus in Rohrau.

Man hat es nicht aus litterarischer Pietät erhalten oder restauriert, wie andre „Geburtshäuser", sondern es blieb eben stehen wie es stand, weil es so einsam und abgelegen steht. Wie das Haus des kaiserlichen Rates am Hirschgraben in Frankfurt mit seinen behäbigen, wohlgeordneten, sinnig ausgestatteten Gemächern nicht als die zufällige Stätte der Geburt, sondern als der notwendige Ausgangspunkt der ganzen Entwickelung Goethes uns bedeutsam erscheint, so mußte Haydn auch in diesem strohgedeckten Bauernhause mit der einzigen Stube geboren werden, um ganz zu werden was er geworden ist.

Allein das Leben Haydns ist bis auf diesen Tag noch reicher von Mythen durchwoben als das irgend eines andern unsrer großen Tonmeister. Mythen reden im Kerne die Wahrheit, während sie in jedem äußeren Zuge uns aufs anmutigste belügen können. So ist nun aber auch Haydns Geburtshaus nur noch im Kerne, ich meine im Gesamtbilde, echt und unberührt. Namentlich ist es eine fromme Täuschung, daß jenes niedere Zimmer, welches gerade so aussieht, wie wir's uns gedacht haben, das Geburtszimmer des großen Meisters gewesen sei. In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts verwüstete eine Ueberschwemmung das Haydnhaus und machte einen Umbau nötig, und das echte Geburtszimmer soll nicht links, sondern rechts von der Thorfahrt gelegen haben, wo sich jetzt gar kein Wohnraum mehr findet. Die Wohnstube ist demnach verloren gegangen; das Haus blieb uns aber doch in seinem historischen und poetischen Charakter treu erhalten, und nicht bloß das Haus, auch seine Umgebung, die Straße, das Dorf. Die Bibliothek des „Vereins der österreichischen Musikfreunde" zu Wien bewahrt ein Oelgemälde, welches Haydns Geburtshaus vor der Ueberschwemmung darstellt: mit künstlerischem Auge betrachtet, ist es ganz dasselbe Haus, wie es jetzt noch im Dorfe steht; das Auge des Kritikers aber widerspricht, es zählt die Fenster und findet fünf auf dem Bilde und in Wirklichkeit nur noch vier. Das sind nun verschiedene Standpunkte. Welcher ist der oberflächlichere?

Ich sagte, nicht bloß Haydns Geburtshaus blieb innerlich unversehrt, sondern auch ganz Rohrau. Kein fremdartiger Neubau, keine Fabrik, keine Eisenbahn stört den altertümlichen, bescheidenen Charakter des Bauerndorfes. Die Leute wissen auch, daß jenes Haus das Merkwürdigste in ihrem ganzen Orte war und blieb. Noch haut der gegenwärtige Wagnermeister von Rohrau mit einem krummen Beile seine Radfelgen aus, in dessen Eisen die Buchstaben M. H. und die Jahreszahl 1727 eingeschlagen sind, und behauptet, es sei das Beil des alten Matthias Haydn, alle Wagner des Dorfes hätten es seitdem gebraucht. Die vordere Hälfte des Eisens war schon öfters abgebrochen, ein neues Beil zu kaufen wäre besser und billiger gewesen; allein man hat immer wieder ein neues Vorderstück an das alte Beil geschweißt, dem alten Haydn zu Ehren.

Der Name des großen Tonsetzers ist in Rohrau ausgestorben und von seiner Familie lebt dort nur noch ein Glied, seine Großnichte, die Schmiedmeisterin, eine Frau in den sechziger Jahren.

Von vier Dingen erzählten mir die Bauern als den historischen Denkwürdigkeiten ihres Dorfes: von der großen Ueberschwemmung, vom großen Brande, von der Cholera, die bei ihrem ersten Weltgange Rohrau zuerst in ganz Deutschösterreich besucht habe, und von Joseph Haydn. Er schien die einzige Lichtgestalt unter so vielen Trauerbildern. Der schönste Tag aber soll gewesen sein, als man vor zwanzig und mehr Jahren die Gedenktafel an Haydns Geburtshaus enthüllte; die blasende Musikbande, welche damals dem Festzuge voran die Straße heraufzog, lebt heute noch als etwas Einziges in älterer Leute Gedächtnis. Benachbarte Liedertafeln feiern manchmal in Haydns Geburtsort ein Frühlingsfest und sorgen also dafür, daß wenigstens ein schwächerer Abglanz jenes großen Tages sich zeitweise wieder erneuere.

Als von all dieser musikalischen Herrlichkeit geredet wurde, fragte ich die Erzähler, ob sie denn auch schon Haydnsche Musik

gehört hätten? „Ja wohl," erwiderten sie, „in der Kirche, wunderschöne Messen." Den Bauern von Rohrau scheint Haydn nur als Kirchenkomponist bekannt zu sein, während ihn die große musikalische Welt in dieser Eigenschaft am wenigsten kennt. Nun ist jene Antwort höchst begreiflich, denn wo sollten die Bauern auch Haydnsche Symphonien, Quartette oder Oratorien gehört haben? Dennoch lockt sie zu einem tieferen Gedankengange, für welchen ich nur in einem Satze den Weg andeuten will: Haydns eigentliche Kirchenmusik erinnert überall daran, daß der Komponist von Haus aus ein österreichisches Bauernkind gewesen ist; seine übrigen Hauptwerke zeigen den universell deutschen Meister; in der Kirche ist Haydn volkstümlich wie ein provinzieller Dialektdichter, im Konzertsaal ist er volkstümlich wie ein nationaler Dichter der Weltlitteratur.

Ich habe aber bis hierher Rohrau nur von einer Seite betrachtet, indem ich mich von Norden näherte und so das Dorf bis zum Südende, bis zu Haydns Geburtshause durchschritt. Mit diesem äußersten Hause aber ändert sich die ganze Scenerie, wir treten in eine liebliche, baumreiche Landschaft. Nur eine kleine Wiesenfläche trennt das Haus von dem gräflich harrachischen Schlosse, dem namengebenden Schlosse der ehemaligen Reichsgrafschaft Rohrau. Das gegenüberliegende Bauernhaus gab uns ein Künstlerbrüderpaar, Joseph und Michael Haydn; die Geschichte des Grafenschlosses führt uns unerwartet zu einem Schwesterpaar, welches durch Künstlerhand verklärt, allem deutschen Volke bekannt ist — wenigstens all unserm Volke, das seinen Schiller liest —: zur Gräfin Terzky und zur Herzogin von Friedland. Karl von Harrach, Ferdinands II. Staatsminister, erlangte vom Kaiser die Erhebung seiner Herrschaft Rohrau zur Reichsgrafschaft (1627); seine beiden Töchter waren die Gemahlinnen Wallensteins (in zweiter Ehe) und Terzkys. Ob die Urbilder dieser Frauengestalten, welche nun auf der Bühne leben und leben werden, hier im Schlosse selbst geboren sind, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls entstammten sie diesem

Hause und bezeichnen mit ihrem Vater den rasch erreichten und überschrittenen Höhepunkt des historischen Glanzes der Rohrauer Linie.

Das Schloß ist tiefgelegen; Graben und Brücke deuten auf den Grundplan einer ehemaligen Tiefburg, jetzt freilich ist ein mäßig großer, traulicher Herrensitz daraus geworden, im Stile des achtzehnten Jahrhunderts nicht ganz architektonisch schmucklos aufgebaut, von hohen Bäumen und Alleen umschattet, von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Ich habe ein besonderes Gefallen an solchen gemütlichen Fürsten- und Adelsschlössern der Zopfzeit. Andere denken dabei gleich an Feudalität, Fürstendespotie, Adelsübermut, junkerliche Liederlichkeit und Bauernschinderei, und Schlossers ganze Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts tritt ihnen sofort leibhaftig vor Augen. Mit dem milden Sinne des Wanderers sehe ich dagegen im Frieden solch schöner Herrenhäuser viel lieber, was Schlosser nicht gesehen hat, und vorab fällt es mir allezeit gleich ein, wie die keineswegs untadelhaften Edelleute dort vor hundert Jahren sich so vergnügliche Symphonien haben spielen lassen und Quartette und Trios dazu, und wie da alles symphonisch blies und geigte vom Grafen bis zum Bedienten und Bodenwichser hinab, und das war doch auch etwas Gutes. Ohne die tausend deutschen Adelssitze des vorigen Jahrhunderts hätten wir keine Haydnsche und Mozartsche Symphonie, und die Beethovensche wäre dann später auch ausgeblieben.

Wenn ich nun schon beim Anblick andrer alter Schlösser gerne an solchen Gedanken hänge und Gärten, Säle und Zimmer darum befreundet mich anschauen, wie viel mehr beim Schlosse von Rohrau. In der That, Bauernhaus und Herrenhaus bilden zusammen die richtige Signatur vom Geburtsorte Haydns, des volkstümlichen, aber auch des vornehmen, feinen, klassischen Meisters. Im Bauernhaus stand seine Wiege, die Wiege seiner klassischen Kammermusik aber stand in den Adelsschlössern. Zu Bauernhaus und Herrenhaus kommt aber in Rohrau endlich

noch ein drittes: Park und Wald, und den Wald dürfen wir auch bei Haydn, dem Naturpoeten unter den Musikern, nicht vergessen.

Ich ging eigentlich zum Schlosse, um das Denkmal Haydns aufzusuchen, welches in der angrenzenden waldigen Au gegen die Leitha hinüber stehen sollte. Die Bauern im Dorfe sagten mir, der Weg dahin sei zwar strenge verboten, allein für Leute „meinesgleichen" gelte das wohl nicht; übrigens sei der Weg auch schwer zu finden. Ein Denkmal, so aufgestellt, daß man's nicht finden kann und obendrein nur auf verbotenem Wege erreichbar, — das paßt wieder ganz für Haydn, der so unendlich viel still verschwiegene Anerkennung, so viel heimliche Liebe und Treue gefunden hat, der fleißig und unverdrossen gesucht sein will und sich nirgends entgegendrängt. Und wie manchmal nannten die musikalischen Parteien des Tages selbst dieses Suchen schon einen verbotenen Weg: allein die Parteien versanken mit dem Tage und Haydn wird immer und immer wieder gesucht.

Ich wandte mich also in die waldige Au. Schlagbäume, die den Weg versperrten, bei jeder Kreuzung ein Pflock mit der Aufschrift: „Verbotener Weg," eine Marderfalle quer über meinen Pfad gestellt, zeigten mir, daß ich auf der rechten Spur zum Haydnmonumente sei. Es ward immer stiller, heimlicher, waldeinsamer, Rehe grasten am Saume der Lichtungen; ich ging wie in einem Zaubergarten, umrauscht von der Waldpoesie frühlingsfreudiger Haydnscher Symphonien, der verbotene Weg ward im Grase immer unsichtbarer und hörte zuletzt völlig auf, ein Weg zu sein, ich geriet ins Dickicht — weit und breit keine Spur von einem Denkmal, — und stand endlich vor einem tiefen Wassergraben, in dessen dunkler Flut Schilf und Binsen und überhängende Zweige sich spiegelten. Hinüber konnte ich nicht und schlug also seitwärts auf gut Glück eine veränderte Richtung ein.

Aus hohen Baumgruppen hervortretend stand ich plötzlich vor einem Jägerhause; drei große Hunde begrüßten mich mit

wütendem Gebell, eine Magd, welche unfern arbeitete, lief auf mein Anrufen davon und floh, statt zu antworten, ins Haus hinein. Ich folgte ihr. Da trat mir unter der Thüre eine anmutige junge Frau entgegen, begleitet von einem zahmen Reh. Sie erwiderte meine Frage nach dem Wege zu Haydns Denkmal mit der zürnenden Gegenfrage, ob ich denn nicht gelesen habe, daß alle Wege hierher verboten seien? wollte mir auch die Richtung nicht angeben, indem ich mich doch nicht zurechtfinden würde. Allein auf dem Wege meiner Haydnforschungen haben mich weder die Alt- noch Neuromantiker, noch selbst die Zukunftsmusiker jemals zurückgeschreckt: wie sollte ich mich jetzt von einer schönen jungen Frau zurückschrecken lassen?

Also erklärte ich ihr, ich sei über hundert Stunden Wegs weit hierher gekommen, um Haydns Geburtshaus und sein Denkmal zu sehen, und würde daher jetzt auch gewiß nicht halbverrichteter Sache wieder umkehren. „Schon als Knabe," fuhr ich fort, „lange bevor Sie auf der Welt waren, habe ich von dem Denksteine zu Rohrau gehört und gelesen und die Noten, welche auf dem Sockel stehen viele hundertmale gespielt, gepfiffen und gesungen, und die darunter eingegrabenen Verse von den ‚holden Philomelen' und der ‚reizenden Schönen am schmelzenden Klavier' im stillen hergesagt: jetzt will ich diesen Rohrauer Lapidarstil endlich auch einmal in den wirklichen Stein gehauen sehen!"

Meine wohlgesetzte Rede schien keinen Eindruck zu machen: die Frau mit dem Reh würdigte mich nicht einmal einer Antwort, ging ins Haus zurück und ließ mich stehen. Allein ich täuschte mich. Es hatte sie doch wohl gerührt, daß der Ruhm ihres verbotenen Heiligtums hundert Stunden weit gedrungen sei. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, ein Tuch um den Kopf geschlungen (der Märzsturm tobte gewaltig draußen), und erklärte mir, sie wolle mir selbst den Weg zeigen. So gingen wir nun selbander in die waldige Au zurück und kamen bald zu einer zwischen Bäumen versteckten kleinen Insel, in deren Mitte ein schlichter Steinwürfel steht, gekrönt von Haydns Büste. Am oberen

Teile des Sockels ist das Andantethema aus einer der älteren D-Symphonien des Meisters eingehauen mit den vorhin schon fragmentarisch angedeuteten unterlegten Versen, deren größter Vorzug gegenwärtig darin besteht, daß man sie, vom Regen ausgewaschen, nicht mehr recht lesen kann. Die Hauptinschrift besagt, daß Karl Leonhard Graf von Harrach diesen Denkstein im Jahre 1794 habe setzen lassen. Der Kunstwert des Werkes ist gering, aber es wird verklärt durch die Poesie des Ortes. In dem schweigenden Dickicht spricht es uns rührend und erhebend zum Herzen, und von wie vielen Meisterwerken der Monumentalplastik kann man das gleiche sagen?

Doch nicht bloß der Ort, auch noch zwei andre Umstände machen den Denkstein merkwürdig. Er wurde dem Künstler bei Leibzeiten gesetzt und zwar zur Zeit seines zweiten Londoner Aufenthaltes, das heißt in den Tagen, wo man in Deutschland durch die Ruhmesspenden des Auslandes erst recht anfing zu merken, was der Sohn der eigenen Heimat wert sei. Ich weiß keinen andern deutschen Tonsetzer des achtzehnten Jahrhunderts, dem man bei Lebzeiten schon ein Monument daheim errichtet hätte.

Andrerseits wird es aber auch in jenem Jahrhundert kaum wieder vorgekommen sein, daß ein Reichsgraf einen noch lebenden Bauernsohn seines Dorfes im eigenen herrschaftlichen Parke monumental verherrlicht hat. Jener Graf Karl Leonhard von Harrach (geb. 1765, gest. 1831) führte neben andren hohen Titeln das Prädikat eines „k. k. Hofmusik Grafen“. Die Oesterreicher sind in der Erfindung abgeschmackter Titel noch um ein klein wenig fruchtbarer als die übrigen Deutschen. Ein in seiner Kunstverehrung so vorurteilsloser Graf wie jener Harrach soll aber von der Nachwelt mit dem noch erhöhten Prädikat eines „wirklichen k. k. Hofmusik Grafen“ ausgezeichnet werden.

Am Fuße des Denksteines hielt ich im Geiste eine Ueberschau der ganzen Scenerie: drüben hinter den Baumwipfeln die Strohdächer des Bauerndorfs — dann das alte Herrenschloß — ringsum Park und Wald und Wiese und Au — und im Vor-

dergrund ein anmutiges Frauenbild: das waren die echtesten anregenden Motive von Haydns Künstlerschaft, wofern man sie nur ein wenig mit seinem kindlichen, frommen, lebensfrohen Gemüte zu erfassen vermag. Ich hatte mich Rohrau genähert im Anblick eines beschränkten, kargen Daseins, und war Schritt für Schritt in ein reizendes, poesiegetränktes Idyll hineingewandert. Die schöne Frau aber, anfangs so strenge und wortkarg, war auch zusehends freundlicher und artiger geworden, als sie sah, daß wirklich nur die tiefe, durchs ganze Leben treu bewährte Jugendliebe für den Sohn ihres Dorfes mich auf die verbotenen Wege geführt. Sie hatte mich anfangs wohl für eine Art Landstreicher gehalten und verabschiedete sich von mir wie von einem ganz achtbaren Manne. Und doch hatten wir nur über Joseph Haydn miteinander gesprochen.

Als ich ins Dorf zurückgekehrt war, erzählte mir der Wirt, die Wilddiebe schlichen sich gerne in den Park, darum verbiete man die Wege, und der Graf sei ein melancholischer Herr, der die tiefste Einsamkeit in seinen täglichen Spaziergängen beim Haydndenkmal suche. Ueberhaupt dünke die verwachsene Au gar manchem etwas unheimlich. „In meiner Knabenzeit,“ so fuhr er fort, „hat der Platz ganz anders ausgesehen, da war unfern der Insel, wo jetzt Busch und Wald, noch die freie offene Pußta*). Dort haben wir Kinder gar oft gespielt und sprangen dann, wann es so halb dunkel zu werden begann, nach der buschigen Insel, um uns dort am rechten Schauer und Grausen zu ergötzen; denn wir glaubten, der Haydn mit seiner Zopfperücke sei einer von den biblischen Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch thun des Gesetzes Werk, und schauten schen von allen Seiten nach dem

1) Wie der Nordschweizer selbst die kleinste Flachlandswiese gerne eine „Matte“ oder ein „Mätteli“ nennt, da wir bei Matten doch zunächst nur an eigentliche Alpenweiden denken, so ist dem ungarischen Grenznachbar auch die kleine Heide oder Weidefläche bereits eine „Pußta“, ohne daß sie entfernt jene unabsehbare baumlose Fläche zu sein brauchte, wie die Pußten im Innern Ungarns.

gespenstigen Götzenbild, schlichen gebückt rundum, einer den andern erschreckend, und wenn uns dann die Angst recht kalt über den Rücken lief, platzten wir plötzlich auseinander und jagten mit dem lauten Geschrei: der Heid, der Heid in die Pußta zurück."

Durch manchen helltönigen Haydnschen Satz klingt es leise wie eine Vorahnung jener Accorde des süßen Schauers der romantischen Schule. Und so erscheint zur Vollendung des Idylls Haydn, der die Kindersymphonie geschrieben, den Kindern seines eigenen Dorfes als die im Schrecken magisch fesselnde Gespenstergestalt eines Kindermärchens.

Das alles kann man bei einer Wanderung durch Rohrau sehen und erleben. Es ist schade, daß der alte Haydn nicht selber mitgegangen ist; ich vermochte die Eindrücke nur in trockenen Worten zu schildern: er hätte gleich eine Symphonie in D-dur daraus gemacht.

Zweites Kapitel.

Eisenstadt.

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch voneinander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts einen wirklichen Grenzfluß zwischen deutschem und ungarischem Lande bildet, während sie sich im ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unsrer Zeit die Ausdrücke Trans- und Cisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Grenzfluß und war es auch wohl niemals: allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Uebergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volkstums so vielfach ineinander greift, gleichsam ineinander verzahnt ist, wie auf gar keinem andren Punkte der deutsch-ungarischen Grenze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha" allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Grenzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine echt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andre Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des Neusiedlersees und gibt uns schon den vollen Vorgeschmack ungarischer Scenerien.

Ich wählte diesen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Pußta hinüber, um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedlersees zu lavieren. Welch ein Kontrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Heide breitete sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyarisieren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine „deutsche Kucsma“; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze; den Rockkragen stellte

ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarentum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slavischen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind schützen, so schlang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschentuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre, im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuatmen, der mir den ganzen Tag unablässig ins Gesicht schlug.

Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisiert hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermutlich nicht ahnten, daß jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könne. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten herankam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sei zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vorderteil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß wenn der eine plötzlich aufgestanden wäre, der andre auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste

Gespräch, natürlich auf deutsch; denn in dem Grenzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten untereinander wohnen, verbindet sie alle doch wieder das gemeinsame Verständnis der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Oedenburg als solches zu bezeichnen, so riet er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehen, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einsinken.

Dieser See, welchen Geographen in der Studierstube wohl gar das Gegenstück des Bodensees am Ostsaume der Alpenausläufer genannt haben, existiert nämlich seit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verschwand er damals zum größten Teile. Uebergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landeskalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sei es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sei doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur dreizehn Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der andern in die unabsehbare Fläche des Hansäg-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnisvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hansäg gleichfalls vertrocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch echteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hansäg verkündet uns als ein bis zur deutschen Grenze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Centralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, teilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedelungen des Hansäg versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Grenzwinkels zwischen Preßburg und Oedenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durcheinander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Landesart, hart neben der deutschen, im Kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Heide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Pußten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir diese dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Grenze, von Bergen umsäumt; die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Angesicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch

Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slavischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pesth-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligtümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens ebenso echt ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild solcher berggesäumten Heide- und Sumpfflächen that sich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Heide herüberkommend, unfern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Oedenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle bekrönt, in den Vordergrund und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breit gedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begrenzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann alles formlos abgetonte Farbenskala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Koloristen. Denn was eben die großen Koloristen am liebsten thun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter sein, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und

Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser echt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehen bleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Grenze Ungarns zugleich eine landschaftliche: deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der andern Seite. Eine Volks- und Sprachgrenze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedelungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Grenze teilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsscenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Oedenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind entweder deutsch oder kroatisch; die Ortsnamen deutsch und magyarisch. Die Deutschen haben die Kultur- und Sprachherrschaft; die Magyaren suchen hier wie anderswo mit ihrem neu gewonnenen politischen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute schon sagt, daß Wien anfange halb ungarisch zu werden, so muß Eisenstadt, Oedenburg und Preßburg doch wohl auch ungarischer als vordem geworden sein. Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute Kolonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden sein. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und produzierten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, teilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Grenzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange

mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirtschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweggearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern.

Alles zusammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neusiedlersee den Eindruck einer deutschen „Mark“ im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieser äußerste Saum fremden Landes steht unter deutscher Kulturherrschaft, er ist ein zur Schutzwehr der wirklichen Grenze ins Ausland vorgeschobener Vorwall. Oesterreich hat noch viele solcher „Marken“: möge man ihre deutsch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergessen.

Das sprechendste Sinnbild dieses deutschen Marken-Charakters des westungarischen Grenzsaumes bieten die Ortsnamen: fast alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutschen und einen magyarischen. Nur im selteneren Falle ist der eine Name eine bloße Umbildung des andern, oder eine wörtliche Uebersetzung, weit öfter drücken beide einen ganz andern Begriff in völlig selbständigem Worte aus; Deutsche und Magyaren mögen sich viel leichter wechselweise unterdrücken als ausgleichend vermischen. Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Oedenburg Sopron, Raab Györ, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht Wien, sondern heiße Becs [1]). So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling

[1]) Es ist bezeichnend für Oesterreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptstadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar sagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Viden, der Pole und Ruthene Wiédeń; der Slowene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (sprich Betsch).

Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sei als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Oedenburger Komitats die „Hienzen“, deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen „Heidebauern“ am Neusiedlersee erst im sechzehnten Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andre.

Die „Hienzen“ und die „Heidebauern“ führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayrischen, allemannischen und fränkischen Stammes sein, die Heidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Grenzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin, im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleineren Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Oedenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels

Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch echt mittelalterlich, den gallischen Bischof des vierten Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit kulturgeschichtlichen Kostümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modelliert, so würde er ihm vermutlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalb tausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großenteils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen andren Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Thaten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Komitat gegeben hat. Allein wenn es nationale Besitzansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungeniert rückwärts über die Geschichte hinaus, wie es der Geschichte vorgreift. Und also hatten die Ungarn ganz recht, wenn sie sich den pannonisch-gallischen Martinus des vierten Jahrhunderts als einen echten Magyaren des achtzehnten darstellen ließen. St. Martin ist ein ungarischer Nationalheiliger; verschiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während sie auf deutsch ganz anders benannt sind, vor allem aber ist der „heilige Berg der Ungarn", Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Bischofs getauft; warum

soll also ein Heiliger, der dem Lande so viele gute Dienste geleistet, nicht ungarische Stiefel tragen?

Diese Statue steht, wie gesagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gotischen Gebäudes, welches eben in der Restauration halbwegs vollendet ist, so fesselt zumeist wiederum der Chor; — es ist der Ort, wo durch lange Zeit die ungarischen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, besagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutscher Sprache.

Wenn der Ungar den Bischof von Tours als einen der berühmtesten Patrone des Landes seinen Landsleuten vorführen wollte, so kostümierte er ihn ungarisch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier seine Könige gekrönt seien, so mußte er's in deutscher Sprache thun.

Die alten deutschen Einwanderer haben Eisenstadt vor tausend Jahren seinen Namen gegeben; aber erst vor hundert Jahren hat der Wagnerssohn von Rohrau dem versteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier fand Joseph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte seiner kunstgeschichtlich epochemachenden Wirksamkeit, seines kräftigsten und eigensten Schaffens. Und obgleich Haydn schon vor seiner Eisenstadter Zeit die ersten Quartette und Symphonien schrieb, so kann man doch Eisenstadt die Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie nennen; denn nicht der früheste halbreife Versuch, sondern die erste Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchschlagenden Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blütezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Scenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit

dem heimeligen Schloß und Garten, versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Tiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Stile des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen: wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Thüre: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Oedenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Haustrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Ueberall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rundschau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihres gleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Grenzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazysche Schloß zu Eisenstadt versteckt sich nicht zwischen Bäumen, wie der trauliche Herrensitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und schaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in großen Verhältnissen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die imposanten Wiener Palastbauten und übertrifft an Masse und Schönheit die Residenz gar manches regierenden deutschen Fürsten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar vieles anders gestaltet haben, als es zu Haydns Eisenstadter Zeit gewesen, allein er bewahrte wenigstens die für uns merkwürdigsten Räume, die beiden Konzertsäle.

Gegenwärtig ist nun freilich der Glanz des Eisenstadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholische Poesie der versunkenen Herrlichkeit auf dem stolzen Schlosse. Seit der „Esterhazyschen Katastrophe", wie man hierzuland zu sagen pflegt, ward es gar stille in Eisenstadt, und der Reichtum des Fürstenhauses ist nicht mehr in dem Sinne sprichwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäste von nah und fern mit wahrhaft königlichen kunstgeschmückten Festen ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neusiedlersee herüberführt, auf stundenweit den Herrensitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürsten das Recht nicht mehr zugestehen wollten, ihre Grundstücke mit aristokratischen Bäumen zu beschatten, welche schmücken, aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzelnen Diener im Portale auf und niedergehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Contrabassisten zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten und wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydns. Die Amtsthätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstadter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann nur noch auf die Leitung des Kirchengesanges und die Bewahrung des Musikarchivs im Schlosse.

Die Esterhazyschen Finanzen werden sich nun freilich wieder bessern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein

71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwert von eben so viel Millionen Gulden darstellt [1]), ist die Rückkehr des alten Reichtums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren: denn sie wurzelte in den politischen und Kulturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Thatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magyarisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Oedenburger Komitat, das heißt auf überwiegend deutsch ungarischem Grenzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582 bis 1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Teil der produktiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im siebzehnten Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1645 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln zu jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazys spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur

[1]) Ich benutze hier wie bei den nachfolgenden historischen Notizen die gediegene Monographie über „Das fürstliche Haus Esterhazy" von K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik im dritten Jahrgang der „Oesterreichischen Revue".

Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg (1687). Nikolaus hat am 1. Juli (1618) dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vorgetragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstentum Ungarn diese Nation und das Vaterland zu erhalten im stande sei." Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitieren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazys reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt beiseite geschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Centralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen" nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im achtzehnten Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit, wo Maria Theresia klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterháza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Musik und der Malerei geläufig; den einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den andern, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Galerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pest verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Grenzen befinden.

Auch nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besonderen Charakter und bedeutet etwas für sich; es ist die letzte echt deutsche Kleinstadt dieses Grenzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Oedenburg sind zwar auch in ihrem Kern deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slaven und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden[1] meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadts isoliert zusammengebauten Scheunen muten uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Verteidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Grenzlage des Ortes. Dieser Eindruck ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Leithalinie: zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger Feste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfsthal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegen sendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte", wie sie im Nibelungenliede heißt und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome niederzieht, sperret den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Ueberreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt' uns vor der Pest", oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines

[1] Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer führt auch hier wie bei uns den schweren biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Grenzwinkels fährt mit „Katzen"; allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

alten Baues, daß jene Grenzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan: der untere Teil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppiert sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam komplizierten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydns. Die meisten Leser werden Haydns Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydns sterbliche Ueberreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hierher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydns Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten", sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinaus gesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Teile

des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musizierte und dirigierte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Konzertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Konzerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch vom Hörensagen, denn die Musikherrlichkeit, welche auch nach Haydns Abgang noch geraume Zeit im Schlosse waltete, ist längst verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Konzert, welches vor dreißig Jahren in diesen der hohen Muse der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich schön; am einen Ende des Saales spielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechselnd am andern Ende eine Bande Zigeuner." So ändern sich die Zeiten.

Neben dem großen Konzertsaale befindet sich das „Musikarchiv", mit einem Originalporträte Haydns geschmückt, welches den Künstler lebensgroß, fast ganze Figur, sitzend darstellt. Es zeigt uns Haydn bereits als ältern Mann, dem Augenscheine nach etwa als Sechziger, ist ganz wacker gemalt und meines Wissens wenig bekannt. Hydn hatte Unglück mit seinen Porträten; die verbreitetsten Stiche und Büsten stellen den lebensmüden Greis dar mit allen entstellenden Zügen des fast kindischen hohen Alters, während der Kopf nach früheren, seltener vervielfältigten Abbildungen in jüngeren Jahren fein, geistreich, ja anmutig gewesen ist. Berühmte Männer sollten in dem Bilde ihrer vollen frischen Manneskraft vor dem Auge der Nachwelt stehen.

Doch zurück ins Eisenstadter Musikarchiv, welches man anderswo eine Bibliothek nennen würde; in Oesterreich ist man aber mit dem Worte „Archiv" sehr freigebig und selbst die Wiener Vorstadttheater haben ihr Archiv und ihren „Archivar". In seinen großen massiven Schränken birgt jenes Eisenstadter Archiv wirkliche

Schätze. Eine reiche Auswahl von Musikwerken vorab des achtzehnten Jahrhunderts ist da aufgehäuft, darunter manches seltene und ungedruckte Stück, und die höchst mannigfache Auswahl, in welcher hier italienische und deutsche Meister vertreten sind, bezeugt, daß man in Eisenstadt wenigstens nicht einseitig musiziert hat.

Beim Einblick in die wohlgefüllten Notenschränke stieß ich auf ein erwähnenswertes kunstgeschichtliches Phänomen. In überaus großer Masse liegen hier neben so vielem anderen die handschriftlichen Werke Gregor Joseph Werners, des Vorgängers von Haydn in der Eisenstadter Kapellmeisterei. Dieser Komponist war mir bis dahin nur bekannt durch seine burlesken sogenannten „Tafelstücke" musikalische Possenspiele mit Arien und Rezitativen, welche unter dem Titel „Gemütsergötzendes Tafelkonfekt", der „Wiener Tandelmarkt" und die „Bauernrichterwahl" in den Jahren 1750 und 54 erschienen sind. Die Musikalien in Eisenstadt zeigen uns aber einen ganz andern Mann: hier ist der burleske Lokalkomiker ein höchst ernsthafter, musikalisch orthodoxer Kirchenkomponist, der im strengen Satze einen ganzen Berg von Messen und verwandter Kultusmusik geschrieben hat. Ein ähnliches Doppelgesicht, unterschieden wie Tag und Nacht, haben aber auch andre oberdeutsche Musiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. So der Freisinger Placidus Camerloher, den Gerber als einen Vorverkünder des deutschen Streichquartettes namhaft gemacht hat: er springt gleich Werner mit beiden Füßen von der übervolkstümlichen Burleske zur ganz gravitätischen kontrapunktischen Scholastik, wie man aus seinen wunderlichen Symphonien auf der Münchener Staatsbibliothek und aus seinen in Freising aufbewahrten Kirchenwerken ersehen mag. Und dann Florian Gaßmann, der in seinen Streich-Trios oft die reinste und roheste Kirmeßmusik gibt, in seinen fugierten Quartetten hingegen als der gestrengste Magister auftritt, jeden leisen Anflug von Gemüt, Witz und Humor sofort mit gelehrtem Stirnrunzeln verscheuchend. Das Geniale bei Haydn und Mozart beruht nun aber gerade darin, daß sie diese Gegensätze von Ernst und Lustigkeit, von volks-

tümlichem Tanz- und Liedeston und gearbeiteter Kunst ineinander zu schmelzen und eben dadurch zu verklären wußten.

Ein ganz verwandtes Phänomen, wie es mir bei den beiden Eisenstadter Kapellmeistern Werner und Haydn vor Augen trat, zeigt sich übrigens in weit größerem kunsthistorischen Maßstabe, wenn wir die bald trocken gelehrte bald volksmäßig „grobianische" deutsche Litteratur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit jener Poesie des achtzehnten vergleichen, welche gleichfalls darnach rang, das volksmäßige und kunstmäßige endlich organisch zu verbinden, bis Goethe in seiner Frühperiode diesen Preis gewann und damit zugleich die höchste Weihe eines Klassikers.

Den interessantesten Bestandteil der Eisenstadter Sammlung bildet Haydns musikalischer Nachlaß. Er wurde unmittelbar nach des Meisters Tode vom damaligen Fürsten Esterházy angekauft und von Wien hierhergebracht, wo er bis vor wenigen Jahren verschlossen und unbenützt liegen blieb. Da gelang es endlich dem trefflichen Wiener Musikhistoriker C. F. Pohl, dem Verfasser des Buches „Mozart und Haydn in London", diesen Nachlaß untersuchen, ordnen und literarisch benützen zu dürfen. Früchte dieser Untersuchungen liegen bereits vor in dem eben erwähnten Buche, noch reicher werden sie zu Tage treten in der ersten umfassenden und kritischen Biographie Haydns, mit welcher Pohl eben beschäftigt ist, und die uns auch endlich einmal einen chronologischen Katalog der Haydnschen Werke bieten wird, und aus den Quellen geschöpftes Material statt der gangbaren oft genug mythischen Ueberlieferungen.

War es mir auch nicht vergönnt, Haydns Nachlaß in Eisenstadt gründlich zu prüfen, so bin ich doch einer der wenigen, die ihn gesehen haben und zwar in einer Weise, daß ich ein allgemeines Urteil über seinen Inhalt schöpfen konnte.

Der Nachlaß soll, wie man versichert, diejenigen Werke des Meisters enthalten, welche er selber bei seinem Tode besaß. Nun ist das zwar eine stattliche Masse von Notenbündeln; allein trotzdem würde dann Haydn an seinem Lebensabend lange nicht die

Hälfte dessen sein eigen genannt haben, was er während mehr als fünfzig Jahren geschrieben und in die Welt geschickt hat. Die meisten der hier vorhandenen Werke gehören seiner letzten Periode an und der weitaus größere Teil wurde schon bei seinen Lebzeiten veröffentlicht. Nur selten begegnet man dabei der eigenen Hand des Komponisten; die meisten Manuskripte sind Abschriften eines Notenschreibers. Wer aber weiß, wie erbärmlich inkorrekt viele und oft bedeutende Werke Haydns gedruckt wurden und dann in weiteren Abdrücken mit einer immer wachsenden Schar von Fehlern sich erfüllten, dem werden solche alte Kopien aus dem Besitze des Meisters, und manchmal wenigstens durch seinen eigenhändigen Namenszug auf dem Titelblatte bestätigt, für die endliche Herstellung eines kritischen Textes doch nicht unwichtig erscheinen. Zeigte doch jüngst erst Franz Wüllner in der ersten korrekten und vollständigen Partitur-Ausgabe der herrlichen Symphonie, welche Haydn bei seiner Doktorpromotion in Oxford aufführte, was durch Handschriften-Vergleichung hier alles noch zu gewinnen und zu leisten sei.

Es versteckten sich aber auch wertvolle Inedita in Haydns Nachlaß. Jene reizende Symphonie in H (vom Jahre 1772), welche vor zwei Jahren als ein völlig unbekanntes Werk von Rieter-Biedermann in Winterthur in Partitur gestochen und von Wüllner vierhändig bearbeitet wurde, stammt aus dem Eisenstadter Archiv. Auch die Partitur, nach welcher Lachner die Wiederaufführung des verschollenen Oratoriums Tobias in München unternahm und H. M. Schletterer den Klavierauszug (Wolfenbüttel bei Holle) verfaßte, findet sich hier.

Neben diesen und weiteren neuerdings gehobenen Schätzen berühre ich einen andern kleinen Schatz des Nachlasses, der noch seiner Hebung harrt und mir besonders in die Augen stach.

Man weiß, daß Haydn viele Kompositionen für das Baryton, das Lieblingsinstrument seines Fürsten, geschrieben hat. Diese Arbeiten sind, wie es scheint, niemals veröffentlicht worden und waren wohl auch ausdrücklich bloß für den Fürsten verfaßt.

Reiche Kunstfreunde hielten damals noch etwas auf solchen Alleinbesitz. Nun fand ich in Eisenstadt eine Sammlung von Trios für Violine, Baryton und Violoncell, sehr elegant abgeschrieben, prächtig eingebunden und in einer besonderen Kapsel verwahrt; sie sind dem Fürsten gewidmet und tragen auf dem Titelblatte die Unterschrift von Haydns eigener Hand: di me Giuseppe Haydn. Es sind ausgesetzte Stimmen, die ich nur rasch durchblättern konnte; allein auch ohne Partitur sah ich doch, daß hier eine Anzahl anmuthiger Streich-Trios vorliegt, in jener freieren Form, welche man damals wohl auch „Serenade“ nannte, aus größeren und kleineren Sätzen zusammengefügt, die gewiß noch geeignet wären, in weitesten Kreisen die Freunde einer feinen Hausmusik zu erfreuen. Die Quartettgeiger, welche zu Beethovens Trios und zu Mozarts Divertimento greifen, wenn etwa der vierte Mann ausgeblieben ist, vermissen eine ähnliche Aushilfe aus Haydns Feder. Sie könnte ihnen hier geboten werden. Denn das Baryton, welches wir nicht mehr besitzen, ist in der Lage der Viola gehalten, und es bedürfte die Barytonstimme wohl nur einer Umschreibung in den Altschlüssel, um jene Trios auch für uns vollkommen spielbar zu machen. Aber nicht bloß wegen des dreistimmigen Satzes, sondern auch wegen der eigentümlich gebauten Form scheinen mir die Baryton-Trios eine selbständige Ergänzung zu Haydns Quartetten, Klavier-Trios und Sonaten.

Auch ein Violinkonzert fiel mir in die Hände, welches wahrscheinlich noch unbekannt ist und näherer Prüfung sicher würdig wäre. Hat doch Haydns lange vergessenes Klavierkonzert in D sich neuerdings wieder viele Freunde erworben und ist mit Erfolg öffentlich vorgetragen worden. Die Violine lag aber Haydn technisch weit näher als das Klavier, und an klassischen Violinkonzerten haben wir wahrlich keinen Ueberfluß.

Zum Schlusse erwähne ich noch der italienischen Opernpartituren Haydns, welche uns aus dem Archive noch ein Stück Wegs über Eisenstadt hinaus führen sollen. Sie liegen in des Meisters eigener Handschrift vor, in jenen wohlbekannten kleinen, festen,

eng gedrängten Noten, die in früheren und späteren Manuskripten immer wie mit derselben Feder, mit demselben Zuge geschrieben erscheinen, nur sehr selten durch eine Korrektur oder Abänderung unterbrochen. Diese italienischen Opern waren für die Bühne von Esterháza bestimmt. Dort — am Südostrande des Neusiedlersees — in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydns fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza.“

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunstschätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydns italienische Opern sind verschollen und großenteils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhafte und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydns Werken. In Goldpapier geheftet erinnern uns diese Textbücher an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirtet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydns italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden, was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart notwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie

unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgrenze und der Hanság-Sumpf: dieser Ort bildete also den äußersten Vorposten unsers ethnographischen wie nicht minder unsers musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leithalinie reden. Sie ist freilich keine Grenze, sondern eine topographische Basis für den Entwickelungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Kulturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwickelung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterháza, wie Haydn als Opernkomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayerisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slaven, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimat vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydnschen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache

geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Kontraste sich schärfen könnte, wie in unserm Grenzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza.

Von allen Punkten dieses deutschen und ungarischen Grenzlandes laufen nun aber die Hauptstraßen wie Radien zurück zum deutschen Centrum der Gegend, nach Wien; und so vollendete auch Haydn seine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in seiner Eisenstadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und siedelte endlich im letzten Zeitraum seines Schaffens ganz nach der Kaiserstadt über, um endlich doch wieder in Eisenstadt sein Grab zu finden. Obgleich nun Eisenstadt zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz seiner älteren Schüler war, so spricht man doch nicht von einer Eisenstadter, sondern von einer Wiener Tonschule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erst Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und seinen Schülerkreis. Welchen Gegensatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieser örtlichen Entwickelungsbahn Haydns! Mozart tritt schon als Kind in die große Welt und wir staunen, wie er im bewegten Reiseleben und oft genug von den widersprechendsten fremdartigen Eindrücken umrauscht, doch immer die rechte Sammlung in sich zu finden wußte und nie sich selbst verlor. Haydn kommt aus der Einsamkeit; aber in dem einsamen Eisenstadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künstlerischer Eindrücke und Genüsse, die ihn befähigten, später in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verstehen und seiner Kunst zu erobern. Das geht bei ihm alles stätig und schrittweise auf zusammenhängender Bahn, nicht kühn und sprunghaft wie bei Mozart.

Und selbst das letzte Asyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer stillen Seitenstraße der Mariahilf-Vorstadt zu Wien

ist vor sechzig Jahren wohl eine Stätte fast ländlicher Einsamkeit gewesen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Ortes noch in der Grundform seiner alten Gestalt sich erhalten hat, so bietet auch des Künstlers Sterbehaus in Wien noch wesentlich dasselbe Bild, welches Reichardt schildert, als er den lebensmüden Greis besuchte. Die Straßenfront ist noch ganz echt und ursprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild mit der Aufschrift: „N. N. Lederwaren-Erzeuger" derb genug in die Gegenwart versetzt. Noch sehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhause und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachstube, in welcher die „Jahreszeiten" komponiert wurden. Mitten in der Stadt konnte der Tondichter seinen Blick aus dem engen Fenster doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächsten Gärten schweifen lassen. Die Gärten sind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hause blieb erhalten. Die Wände des Stübchens sollen vordem über und über mit Noten beschrieben gewesen sein: ein späterer Besitzer ließ sie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Thürschwelle, tief ausgeschnitten, angeblich von „Engländern", welche sich durch lange Jahre hier Späne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen sich der ehemalige Bewohner dieses einsamen Stübchens in ihrer Weltstadt London gewonnen hat. Jetzt kommen solche Engländer seltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig sein für die spätere Entwickelung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volkstümlichen und kulturgeschichtlichen Charakter Thatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unsrer großen Männer zu gewinnen. Möchten andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.

IX.

Elsässische Kulturstudien.

(1870.)

Ich habe die schlechte Gewohnheit, am liebsten über Gegenstände zu schreiben, von welchen niemand etwas lesen mag, und über Stoffe zu reden, von welchen niemand hören will. Urkunde dessen sind die zwei Bände meiner „Freien Vorträge“, meiner „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfe“, meine „Fünfzig Novellen“ und auch dieses „Wanderbuch“: trotzdem fand ich immer viele Leute, welche mich lasen oder mir gerne zuhörten. Vielleicht dauerten auch gerade darum meine Bücher etwas länger, weil sie nicht „tagesgemäß“ waren.

Zum Abschluß der dritten Auflage des vorliegenden Buches füge ich nun aber noch einen Aufsatz bei, der zur Zeit, da ich ihn schrieb, wirklich sehr tagesgemäß war. Dies geschah nämlich im September und Oktober 1870, und ich begann damals die Arbeit unmittelbar nach der Eroberung von Straßburg. Aller Augen waren auf das Elsaß gerichtet, dessen Art der Angliederung an Deutschland noch im Dunkeln lag, obgleich jeder Deutsche deren Notwendigkeit erkannte und forderte. Welch tagesgemäßer Stoff waren doch damals „Elsässische Kulturstudien“; allein ich ließ das vollendete Manuskript volle sechs Monate bis zum Frühjahr 1871 liegen, wo es in dem von mir redigierten Brockhausschen Historischen Taschenbuch zum Abdrucke kam. Der Reiz der Neuheit des Stoffes war inzwischen verloren gegangen; er ist es noch viel mehr heute nach 21 Jahren.

Trotzdem schien mir, als ich die längst von mir und andern vergessene Arbeit wieder hervorzog, daß dieselbe eines gewissen

dauernden Gehaltes nicht entbehre und eigentlich eine notwendige Ergänzung meines Wanderbuchs sei, wenn ihnen auch nur eine Wanderfahrt im Geiste vorangegangen war, eine Wanderfahrt durch das Land, welches ich auch in der französischen Zeit schon betreten hatte, und durch die Geschichte seines Volkes, die mir auch schon früher nicht fremd geblieben war. Das Wanderbuch gibt sich aber auch zugleich als zweiter Band von „Land und Leuten“. Es sollte meine Methode der Erforschung des Zusammenhanges von Volk und Land darstellen und Illustrationen hierzu vorführen; dies geschieht fast auf jeder Seite des folgenden Aufsatzes, und so mögen die Worte, welche ich in großer Zeit niederschrieb, bekunden, daß auch die Siegesthaten unsrer Nation mich sofort zum Weiterarbeiten an dem Werke begeisterten, welches eine Hauptaufgabe meines Lebens war, zum Studium des deutschen Volkes nach den persönlichsten Einflüssen seines Landes und seiner Geschichte.

Im Herbste 1870 schrieb ich wie folgt:

Wie das Elsaß französisch ward, darüber hat man viel und gründlich geforscht und geschrieben. Minder eingehend hingegen wurde die Frage untersucht, wie es denn geschah, daß die Elsässer nahezu Franzosen geworden wären. Ich gebe hier einen kleinen historischen Beitrag zur Antwort auf diese Frage.

Die deutschen Waffen haben das Elsaß Deutschland zurückerobert. Es war keine leichte Arbeit. Nun hoffen wir das Land auch zu behalten, und da erwächst dann sofort die weitere Aufgabe, daß wir auch die Elsässer Deutschland zurückerobern — und das wird gleichfalls keine ganz leichte Arbeit sein. Es liegt nicht in meinem Plane, praktisch-politische Probleme der Gegenwart und Zukunft unmittelbar zu erörtern. Aber der Finger der Geschichte deutet auf die Zukunft. Und so machte sich's denn auch in diesem Aufsatze ganz von selbst, daß solche Fingerzeige hie und da zwischen den Zeilen zu sehen sind, ja etliche Male gerieten sie dem Verfasser sogar in die Zeilen.

I.

Straßenland.

Die Stadt Straßburg führt als Wappen einen silbernen Schild, welcher von einer roten Straße schräg durchzogen wird. Nach der Sage wäre dieses Wappen ein redendes und spräche den zwiefachen Namen der Stadt aus: der Silberschild die „Silberstadt“ Argentina und die rote Straße „Straßburg“. Die rote Straße wird aber auch die Blutstraße genannt und auf die Blutfährte gedeutet, welche die Kriegsheere in so vielen Jahrhunderten durch die Stadt gezogen haben.

Es ruht ein feiner Sinn in diesem Spiel mit dem gleichviel wie entstandenen Wappenbilde. Straßburg ist in der That eine Burg der Straßen wie wenig andere Städte, und ein Waffenplatz, zu welchem schon oft genug die Blutstraße großer Entscheidungskriege führte. Wie aber jenes Wappen Straßburg symbolisiert, so Straßburg das Elsaß. Das ganze Land ist ein Land der Straßen und war dazu seit alter Zeit ein Land der Kriegsstraßen, ein Kriegsland. Die Natur selbst hat ihm diese zwiefache Signatur aufgeprägt, deren zweite Hälfte für die Bewohner freilich eine mehr interessante als angenehme Mitgift sein dürfte.

Mit richtigem Blick erkannten die Franzosen seit zwei Jahrhunderten diesen Doppelcharakter des Elsässer Landes und suchten in ihm einen Schlüssel, den Sinn der deutschen Bevölkerung dem französischen Wesen zu gewinnen.

Man kann die ganze Rheinebene des linken Ufers, wie sie von Basel bis Mainz geradeaus nordwärts zwischen Fluß und Gebirg sich breitet, eine große Naturstraße nennen, und seit alter Zeit ziehen dann auch hier drei Straßen parallel nebeneinander: der Strom, die Uferstraße und die Straße am Bergsaume. Hierzu gesellt sich noch für das Elsaß (wenigstens von Basel bis Straßburg) ein Kanal und endlich die Eisenbahn, als fünf gleichlaufende

Straßen von Süd nach Nord. So ist dem ganzen Elsaß sein Hauptweg gewiesen: es stellt die westlichste Verbindungslinie her zwischen Ober- und Mitteldeutschland. (Als Ethnograph bin ich so frei, auch die deutsche Schweiz zu Oberdeutschland zu rechnen.) Erst in zweiter Linie kommen dann die Straßen, welche vom Rheine durchs Gebirg westwärts nach Frankreich führen; nur zwei derselben (von Straßburg nach Nanzig und von Mülhausen nach Besançon) sind gleichfalls durch die Bodenform scharf und notwendig vorgezeichnet; und auch hier laufen auf engem Raume je dreierlei Wege nebeneinander: Landstraße, Eisenbahn und Kanal. Um aber diese Querstraßen durchs Gebirg den Straßen längs des Rheins gleichzustellen, mußte die Kunst das meiste thun, dort that es die Natur.

Elsaß, das Straßenland, kehrt also von Haus aus sein Gesicht Deutschland, den Rücken Frankreich zu, und Elsaß, das Kriegsland, macht es folgerecht umgekehrt. Wollten nun die Franzosen, nachdem sie das Elsaß äußerlich an sich gerissen, gerade in dem Straßen- und Kriegslande den Schlüssel zur Umwandlung des deutschen Elsässers in einen „Rheinfranzosen" finden, so galt es einen geographischen Frontwechsel des ganzen Landes: dasselbe mußte kehrt machen — das Gesicht gegen Frankreich, den Rücken gegen Deutschland im friedlichen Verkehre, und andrerseits den Rücken gegen Frankreich, das Gesicht gegen Deutschland im Kriege — zwei verschiedene Stellungen, die aber doch mit demselben Ruck hergestellt werden konnten.

Bevor ich diesen merkwürdigen Frontwechsel schildere, sei mir jedoch noch ein Fingerzeig auf eine andere Thatsache gestattet.

Das Elsaß ist nicht bloß Straßenland, sondern auch Grenzland an der Scheidelinie zweier grundverschiedener Nationen. Ein echter Elsässer vom alten Schlage würde gar sagen, es liegt zwischen zwei Nationen. Denn er nennt seine Nachbarn überm Rhein die „Dütschen", seine Nachbarn hinter den Vogesen die „Wälschen", er selbst aber ist weder dütsch noch wälsch, sondern bleibt für sich allein als Elsässer in der Mitte stehen. Diese

Grenztheorie ist dann freilich auch weder politisch noch ethnographisch, sondern bloß elsässisch. Dazu weiß der Elsässer das Nützliche seiner Grenz- und Zwischenlage gar wohl zu schätzen, nur meint er, sein Land habe etwas zu viel Auslandsgrenze. Das ist richtig, und darum soll der Sache auch im nächsten Friedensschlusse abgeholfen werden. Ein deutsches Elsaß mit dem nötigen Stück Lothringen wird nur mehr die Hälfte seiner bisherigen Auslandsgrenze haben.

In einem Grenzlande, welches zugleich Straßenland, schmeidigt sich der Volkscharakter, es kreuzen sich die Nationalitäten, und dem genauen Forscher wird es zuletzt unmöglich, die Stammes- und Sprachgrenze auf der Karte als Linie zu zeichnen; denn eine verschwimmend abgetonte Fläche wäre genauer, gerade weil sie hinlänglich ungenau ist. Die Elsässer trösten sich schon lange mit dieser Thatsache als mit einem Naturgesetze, dem niemand trotzen kann. Sie sagen: „Zur alten Reichszeit war es freilich anders, denn damals lag das Elsaß zwar auch schon an der großen Heerstraße, aber nicht an der großen Grenze. Erst durch die Zurückdrängung des deutschen Elements in Burgund und Lothringen, dann durch den Anfall dieser Provinzen an Frankreich, wurde unser Land an den Rand gerückt, wahrlich nicht durch unsere Schuld." Seit das Elsaß nicht mehr wie vordem ein Land der deutschen Binnenstraße ist, wurde es Uebergangsland, Zwischenland; kein Wunder, daß auch das Volk ein Mischvolk wurde und französisch denkt, während es deutsch spricht! Man spitzte derlei Gedanken theoretisch zu, und in diesem Sinne faßt Johann Friedrich Aufschlager in seiner „Landeskunde des Elsasses" (1825) die Aufgabe seiner Heimat folgendermaßen: „Von Schweizern, Deutschen, Niederländern (!) und Franzosen umringt, ist das Elsaß dazu bestimmt, den Verkehr mit allen diesen Völkern zu unterhalten und die mannigfaltigsten Güter der Natur, der Wissenschaft und Kunst zu empfangen und mitzuteilen." Das Elsaß wäre demnach so eine Art von Speditions- und Transitland der internationalen Kultur. Aehnlich hörte man

bei den benachbarten Schweizern früher wohl die Ansicht, die Schweiz sei das große Gasthaus der Nationen. Und da ein Gastwirt wünscht, daß die Gäste nicht sowohl durchfahren, als einkehren und sitzen bleiben, so machte man seinerzeit diesen Gasthauscharakter auch als Argument gegen das schweizerische Eisenbahnnetz geltend.

Nach diesen Vorbemerkungen gilt es nun, näher zu untersuchen, wie die Franzosen den Charakter des Straßenlandes ausbeuteten, um das elsässische Volk, während es ein Träger des „internationalen Kulturtransites" zu sein wähnte, zu festen Franzosen zu machen. Hierbei sind vorab drei Dinge zu unterscheiden: die Wasserstraßen, die Landstraßen und die Zollinien.

Im Mittelalter war das Elsaß im eminenten Sinne „Rheinland", Straßburg „Rheinstadt". Die Straßburger Schiffer rühmten sich, vor allen deutschen Städten zuerst den oberen Strom der Schiffahrt geöffnet und mit Wein und Getreide befahren zu haben. Sie waren durch Jahrhunderte die wichtigsten Förderer des elsässischen Handels. In einem einzigen Monat des Jahres 1351 zählte man bei hundert Kaufmannsschiffe, welche aus dem Straßburger Hafen rheinabwärts segelten; zur Zeit der Frankfurter Messen und der Einsiedeler Wallfahrten belebte sich der Fluß nicht bloß durch den Güterverkehr, sondern auch durch den Personentransport. Von allen Rheinstädten beherrschte Straßburg das weiteste Stromgebiet, es sorgte planvoll für Fahrbarkeit und Sicherheit seiner langen Wasserstraße, und die Schiffer der Stadt zählten zu den bevorzugtesten Zunftgenossen, wovon der „Enckerzunft Artikelbuch" Zeugnis gibt, welches mit dem Jahre 1350 beginnt und — bezeichnend für den hereingebrochenen Wandel dieser Dinge — mit dem Jahre 1748 geschlossen wurde.

Dieser reiche, fröhliche Rheinverkehr verband aber vor allen Dingen das Elsaß und Mitteldeutschland, er zielte dann in zweiter Linie auf Burgund und Lothringen und namentlich auf die Schweiz. Basel und Straßburg werden in der Geschichte der Straßburger Rheinschiffahrt, welche einer besonderen Schrift würdig erschien

(L. H. Nicolay, „De Argentinensium in Rheno navigatione", Straßburg 1760), überaus häufig zusammen genannt, und die Rheinfahrt des Züricher Breitopfs nach Straßburg im Jahre 1576 ist in unsern jüngsten Tagen oft genug citiert worden, wo wir Deutsche uns gern erinnerten, wie sinnig einst die deutsche Schweizerstadt ihre bundesbrüderliche Hilfe der deutschen Stadt des Elsasses angezeigt hatte. In schneidendem Gegensatze dazu stand freilich, daß die Schweizerkantone — nur hundert Jahre später! — am 18. Oktober 1681 den Franzosenkönig Ludwig XIV. zu Ensisheim bewillkommneten, als er sich anschickte, in das eben so schmachvoll hinweggenommene Straßburg zu ziehen. Sie hatten's damals fast so eilig wie der schweizerische Bundesrat am 8. September 1870 mit der Anerkennung der neuen französischen Republik.

Am Rhein konzentrierte sich das deutsche Volkstum des Elsasses; in den Vogesen wurde es mannigfach angenagt und durchbrochen. Die Rheinebene war und ist rein deutsch; am Rhein berührt sich elsässische Mundart am innigsten mit den deutschen Nachbardialekten, wie Schweizerdeutsch bei Hüningen herüberstreift, Breisgauer Mundart bei Neubreisach wenigstens bruchstückweise über den Rhein reicht, und nördlich der Surmündung pfälzische und elsässische Redeweise sich zusammenwebt. In den Vogesen dagegen liegen jene zerstreuten Dörfergruppen, in welchen das uralte keltisch-romanische Patois haften blieb, die „Bauernsprache", wie sie seltsamerweise wohl auch im Lande genannt wird. Da wo der hohe Hauptzug der Vogesen dem Rhein am nächsten tritt, bei Kolmar, ist auch das am weitesten nach Osten vorgeschobene Dorf, welches französisch spricht, La Baroche, nnd wo im Grenzwinkel von Mülhausen und Altkirch der Vogesencharakter der Landschaft überhaupt die rheinische Natur auf engsten Raum zurückdrängt, haben auch die modern französischen Sympathien am tiefsten Wurzel gefaßt. Rheinisch und Deutsch entspricht sich eben allerwege. Dies beiläufig, und doch ist's eine Hauptsache.

Nun besaß aber der elsässische Rheinverkehr eine Eigentümlichkeit, die im ganzen weiteren Stromlaufe nicht wieder vorkommt:

soweit ihm überhaupt irgendwelche größere Handelsbedeutung zukam, mündete dieser Verkehr in einen einzigen Hafen; elsässische Schiffahrt und Straßburger Schiffahrt deckten sich nahezu, und auch auf dem gegenüberliegenden Ufer war hier kein Hafen, der sich entfernt mit Straßburg messen konnte. Am Mittel- und Niederrheine ist dies ganz anders: da liegen große und kleine Hafenplätze hüben und drüben in raschem, buntem Wechsel und wetteifern miteinander seit alter Zeit. Der Straßburger Rheinhandel dagegen überwog schlechthin am ganzen Oberrhein bis Speier, ja bis Mainz. Die Landkarte erklärt diese Thatsache. Der Rhein von Hüningen bis Lauterburg ist noch immer ein Bergstrom, obgleich er durch die breite Ebene fließt; sein wechselndes Bett, sein weites Ueberschwemmungsgebiet lockte kaum ein Dorf, geschweige eine Stadt an den Uferrand. Nur bei Straßburg, wo sich neben der Illmündung das Hügelland gegen den Rhein vorschiebt, zeichnete die Natur die Straßenkreuzung und den Rheinübergang vor, und die Menschen machten dann auch den Hafen. Am ganzen Rheine hat nur Mainz eine gleich notwendige und gleich herrschende Lage. Und doch sind gerade diese beiden Städte durch die unselige „Rheinfrage" so tief unter ihre mittelalterige Größe herabgesunken!

Beherrschte nun aber Straßburg allein sein weites oberrheinisches Ufergebiet, so folgte daraus dreierlei:

Erstlich. Die elsässische Rheinschiffahrt diente minder dem Lokalverkehr als dem großen Durchgangsverkehr; auch auf seinem Strome war das Elsaß Transitland. Es ist aber leichter, den großen konzentrierten Transit durch einen neuen politischen Mittelpunkt und veränderte Handelspolitik nach einer ganz andern Himmelsgegend zu leiten, als den individuellen Lokalverkehr. Was darum den Franzosen am Oberrheine voll gelang, das würde ihnen zwischen Mainz und Köln nicht halbwegs gelungen sein, und hätten sie das dortige linke Ufer auch zweihundert Jahre besessen.

Zweitens. Wenn man das Gesicht Straßburgs unter der Hand vom Rheine abwandte, so konnte durch diese einzige Thatsache der wirtschaftliche Zusammenhang von ganz Elsaß und Deutschland einen Riß bekommen. Denn Straßburg hat nicht nur den herrschenden Hafen, es hat auch die herrschende Brücke des Oberrheins. Brücken kann man am Ende überall schlagen, aber nicht überall laufen die großen Naturstraßen zur Brücke wie bei Straßburg. Wenn darum Schöpflin und andere ältere Historiker behaupten, das keltische Argento-ratum (Königsburg) bedeute eine „Stadt an der Ueberfahrt", so haben sie zwar nicht richtig geforscht, aber doch, nach ihrer Auffassung der Stadt, sinnig geraten. Die Straßburger Brücke ist unter der französischen Herrschaft nicht verödet, denn sie förderte nach wie vor den großen Verkehr zwischen Deutschland und Paris. Aber sie verödete für den Lokalverkehr von Ufer zu Ufer. Und andere Brücken rheinaufwärts wurden gar nicht geschlagen. Man vergleiche hier die oberrheinische Strecke von Lauterburg bis Mainz mit jener von Lauterburg bis Basel. Der geographische Charakter beider ist nahe verwandt und die Entfremdung der Staaten wie des Volkes lähmte auch unterhalb Lauterburg gar lange den Verkehr beider Ufer, demnächst aber werden hier bereits fünf Eisenbahnen die Reisenden direkt über den Fluß führen, während der um die Hälfte längere elsässische Oberrhein entsprechend nur den straßburger Uebergang aufweisen kann. Nicht bloß die Verödung der Rheinstraße, auch die Verödung der Rheinübergänge entsprach der Verwälschung des Elsasses.

Drittens aber ward der Strom in dem Maße tauglicher zum festen Grenzgraben, als er für den Verkehr bedeutungsloser wurde. War einmal die natürliche Straße aufgegeben, so kam die natürliche Grenze von selbst.

Dies alles benutzten die Franzosen vortrefflich, und die Weltlage kam ihnen dabei lange Zeit so gut zu statten, daß sie's fast unvermerkt benutzen konnten. Im achtzehnten Jahrhundert bis zur Revolution ging und schlich der Rheinverkehr still seine Wege; er war durchaus noch nicht unbedeutend. Die alten Traditionen wirkten noch fort. Alle Zollschranken im Innern

des Elsasses und am Rheine waren 1680 gefallen und nur an der Auslandsgrenze wurde noch ein mäßiger Zoll bezahlt; Straßburg erhielt noch mancherlei besondere Zollfreiheiten. Angesichts der viel ungünstigeren Verhältnisse in deutschen Landen war es darum kein Wunder, daß der elsässische Rhein noch geraume Zeit reiche Frachten trug. Allein Straßburg konnte trotzdem seine alte Machtstellung unter den Rheinstädten nicht dauernd behaupten, und die Straßburger Schiffer mußten in den Jahren 1681, 1749 und 1771 einen Teil ihrer frühern monopolistischen Vorrechte abtreten. Das *selbstthätige* Walten der großen Handelsstadt hörte auf; die eigennützig wohlwollende Bevormundung im Geiste des Colbert'schen Systems tritt an dessen Stelle.

Während die Straßburger Schifferzunft in der deutschen Zeit das Fahrwasser ihres Stromgebietes jährlich zweimal hatte untersuchen und reinigen lassen, macht sich unter den Franzosen die strategische Ausbeutung des Ufers durch Festungen hüben und drüben und Forts auf den Inseln weit kräftiger bemerkbar, dann der Uferbau zum Landschutze und die Grenzregelung des Strombettes. Im achtzehnten Jahrhundert suchte man sogar durch Faschinen den Rhein hinüber auf die deutsche Seite zu treiben, so daß viele Inseln französisch wurden. Zum besondern Vorteil der französischen Rheinschiffahrt aber dürfte diese schleichende Annexion wohl schwerlich gereicht haben. Allein hundert Jahre nach Straßburgs Fall sehen wir auch schon deutsche Schriftsteller des Elsasses vertraut mit der Phrase, daß der Rhein „die natürliche Schutzwehr des Landes“ gegen Deutschland sei.

Der vollkommene Verfall des elsässischen Rheinverkehrs kam erst in neuerer Zeit, zunächst bedingt durch die Aufnahme der vordem ausnahmsweise freier gestellten Provinz in das Zollsystem des französischen Reiches. Daher namentlich rasches Sinken seit 1815. Im Jahre 1812 waren noch über 52000 Ztr. zu Wasser in Straßburg ein- und über 221000 Ztr. ausgelaufen, im Jahre 1823 war diese Einfuhr auf etwas mehr als 12000, die Ausfuhr auf nicht ganz 44000 Ztr. gesunken. Die Illschiffer waren

damals wichtiger geworden für den elsässer Wasserverkehr als die Rheinschiffer! Und das Wichtigste, was man von den Nachkommen jener „Enckerzunft“ erzählen konnte, die im Mittelalter so stolz und selbständig in Straßburg gewaltet hatte, war, daß dieselben jetzt der französischen Armee die trefflichsten Pontonniers lieferten.

Jener alte Verkehr auf dem Flusse wird nun freilich in unsrer Zeit nicht wiederkehren, auch wenn die alemannischen Stammesbrüder des rechten und linken Ufers politisch wieder geeinigt sein werden. Denn selbst das Dampfschiff kann auf dieser schwierigen Stromstrecke nicht mehr mit der Lokomotive wettarbeiten. Aber der Verkehr der *Rheinlinie* und der örtliche Gütertausch von Ufer zu Ufer muß und wird darum dennoch wachsen. Die magische Verbindungskraft des deutschesten Flusses ist nicht verloren, und Elsaß wird wieder rheinisches Land sein. Seit vielen Jahren befuhren keine Dampfschiffe mehr den Straßburger Rhein. Da wollte Ludwig Bonaparte wieder eine Dampfflotille von Straßburg rheinab gehen lassen, Kanonenboote, um unsere Rheinstädte zusammenzuschießen. Diese Rheinflotte ist aber (ähnlich der „Rheinarmee“) gar nicht in den Rhein, sondern bloß in die Ill gekommen, um hinterher bei Paris als Seineflotte wieder aufzutauchen. Unterdessen befahren aber wirklich wieder Dampfschiffe regelmäßig den Rhein zwischen Mannheim und Straßburg, friedliche Boote, um den unglücklichen Straßburgern Lebensmittel und Waren und Gäste zu bringen. Möge diese erneute Rheinfahrt ein gutes Zeichen sein, daß das wiedereroberte Elsaß sich uns als echtes Rheinland wieder verbinde!

Weit hervorstechendere Sorgfalt als auf den Fluß, der das Elsaß nach Deutschland zieht, wendete die alte französische Regierung auf die Landstraßen, welche die Provinz nach Frankreich ziehen sollten. Schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts rühmte man dort die ausgezeichneten königlichen Straßen. Ein anonymer Schilderer des Landes schreibt im Jahre 1734 von den neuen vorderelsässischen Heerstraßen: „sie sind so

gut, daß es eine rechte Lust ist durchs Land zu reisen, inmaßen sie denen gepflasterten Heerstraßen der alten Römer nicht viel nachgeben und nicht nur in der Mitte erhöht und auf beiden Seiten etwas abhängig gebaut, sondern auch mit tiefen und breiten Gräben versehen sind, dahin sich alles Wasser verläuft." Es waren also schon förmliche Chausseen, wie man sie damals in Deutschland fast überall noch vergebens suchte. Auch die königlichen Postwagen verkehrten vor hundert Jahren im Elsaß weit zahlreicher und geregelter als drüben im Reiche, und daß man dies als eine auszeichnende Merkwürdigkeit ansah, bezeugt uns Billing, der es in seiner Geschichte und Beschreibung des Elsasses (1782) der Mühe wert hielt, die vollständigen Routen, Fahrpreise und Abfahrtszeiten gleichsam als ein historisches Moment mitzuteilen. Es mußte die Bewohner des „Straßenlandes" bestechen, daß der neue französische Herr den natürlichen Beruf ihrer Heimat so richtig erkannte und förderte.

Alle Wege führen aber nach Rom, das heißt in Frankreich nach Paris. Darum mußte der alte natürliche Hauptstraßenzug des Elsasses, welcher dem Rheine parallel von Süd gen Norden geht, allmählich hinter jene Querstraßen zurücktreten, die durchs Gebirg zur Metropole Frankreichs führen. Hier erstanden jetzt die kühnsten und kunstreichsten Straßenbauten; von ältern Reisenden wird ihrer mit Bewunderung gedacht. Seit Napoleons Zeit hat sich dann dieser Umschlag im Straßencharakter des Elsasses vollendet, und auch die modernen Eisenbahnen folgten demselben Zuge. Die Linie Basel-Weißenburg mag für den Landesverkehr von größter Wichtigkeit sein, aber Straßburg-Paris ist es für den Weltverkehr. Das alte Elsaß war ein rheinisch-deutsches Transitland gewesen, das neue wurde eine „Etappe" zwischen Deutschland und Frankreich.

Wie wunderbar half dabei den Franzosen die Gunst der Zeit! Mit dem Westfälischen Frieden, der Elsaß an Frankreich brachte, entwickelte sich gleichzeitig Paris zu einem europäischen Mittelpunkte der Industrie, des Gewerbes, des Luxus und der

Moden. Die deutschen Industrie- und Handelsstädte dagegen lagen elend darnieder. Ein Jahr nach jenem Friedensschlusse trat Colbert in Mazarins Dienst, wo sich ihm der Weg öffnete, ganz Frankreich nachgehends wirtschaftlich und finanziell zu organisieren und — damals wenigstens zum Vorteile des Landes — handelspolitisch in sich abzuschließen. Was bot das Deutsche Reich angesichts einer solchen durchgreifenden und imponierenden Politik! Wie argwöhnisch freilich die neue centralisierende Ordnung des wirtschaftlichen Lebens deutscherseits aufgefaßt wurde, dafür zeugt eine kleine Flugschrift aus dem Jahre 1697 unter dem Titel: „Muster der überklugen Frantzösischen Würthschafft, wie solche von denen Königl. Intendanten an einigen überwaltigten Orthen will eingeführt . . . werden." Sie enthält, deutsch und französisch, lediglich den Abdruck einer Ordre an die „hohen Gerichtsherren", worin denselben sechsundzwanzig Fragen über Gegenstände der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Statistik ihres Bezirkes vorgelegt werden. Der Herausgeber sah in diesen Fragen — sie deuten auf Colberts frühere Instruktionen zurück — eine selbstredende Urkunde französischer Kniffe. Uns bekunden sie einfach den Fortschritt zur amtlichen Wirtschaftsstatistik, und wir würden uns freuen, wenn wir aus deutschen Landen nur auch recht viele gleichzeitige Proben solcher „überklugen Wirtschaft" beibringen könnten. Nicht bloß durch Gewalt, auch durch wirtschaftspolitische Ordnung wurde das Gesicht der Elsässer gen Paris gewandt.

Allerdings sah dann die Ordnung mitunter auch der Gewalt verzweifelt ähnlich. Das friedliche Straßennetz, worin man die Elsässer fing, war zugleich ein Netz der Kriegsstraßen. In diesem Doppelsinne erbauten die Franzosen schon 1682 ein steinernes Denkmal der geographischen Frontumkehr des Elsasses — Vaubans Straßburger Festungswerke. Sie zeigen jenen Frontwechsel in mathematischen Linien. Die deutsche Reichsstadt hatte sich (nach dem Plane aus dem fünfzehnten Jahrhundert) in zwei Thoren (dem Nikolaus- und Johannisthor) unmittelbar dem Rheine und Deutschland geöffnet; das französische Straßburg da-

gegen kehrte seine festgeschlossene Citadelle dem Rheine zu und ist bis auf diesen Tag die einzige Rheinstadt, welche dem Fluß den Rücken wendet und mit dem Gesicht ins Land hineinsieht. Wer von der Kehler Brücke kommt, der muß erst um die halbe Stadt herumgehen, bis er Einlaß findet, wer von Paris kommt, der ist sogleich mitten in der Stadt. Wie die Zeitgenossen den Bau jener Citadelle ansahen, welche die Stadt verkehrt hat, das ist in dem „Curiosen Staats-Gespräch eines Frantzosen und Holländers“ von 1684 in folgenden Worten ausgedrückt: „Der König hatte seine Parole gegeben, nichts wider die Freiheit dieser Stadt anzufangen, und gleichwohl bemächtigt er sich selbiger nicht allein mitten im Frieden, sondern läßt noch dazu eine Citadelle da bauen, gleich als wenn das erste Verbrechen nicht groß genug wäre, sondern man müsse es noch denkwürdiger durch ein anderes machen.“

Es wird neuerdings öfters gesagt, Straßburg, in deutscher Hand, sei berufen, das oberrheinische Köln zu werden. Ein sehr treffendes Wort. Damit es aber nicht bloß ein Wort bleibe, müßte der Stadt vor allem die Schnürbrust der Vaubanschen Werke ausgezogen und die Festung nach moderner Art weiter hinausgerückt werden. Auf der Stätte der geschleiften Citadelle aber müßte die Stadt sich auswachsen gegen den Rhein hin; denn solange sie nicht deutsche Rheinstadt wird, ist sie auch kein Köln. Das römische Argentoratum wandte sich (trotz Schöpflins entgegenstehender Ansicht) gleich dem französischen Strasbourg vom Rheine ab, beide blickten nach Gallien; das neue deutsche Straßburg wird sein Gesicht zum Rheine und gegen Deutschland kehren wie die stolze Reichsstadt des Mittelalters.

Die Franzosen befestigten sich im Elsaß nicht bloß durch die Landstraßen, sondern auch durch Kanäle. Bei diesen Kanalbauten sind aber zwei Perioden zu unterscheiden. Im achtzehnten Jahrhundert kanalisierte man hier zu militärischen Zwecken. Vauban ließ den Breuschkanal graben für den Straßburger Festungsbau, den Kanal von Neubreisach für diese Feste, den Selzkanal

zur Materialbeifuhr nach den Weißenburger Linien. Diese Kanäle, wie andre noch kleinere, dienten dann nachgehends auch dem friedlichen Lokalverkehr. Sie machten das Land im Innern regsamer und förderten jenen selbstgenügenden Partikularismus, in welchem sich der deutschgesinnte Elsässer vor der Revolution beruhigte.

Anders zu Napoleons I. Zeit. Damals war das Elsaß schon als gleichartiges Glied den übrigen Provinzen Frankreichs angereiht und gravitierte nicht mehr nach Deutschland wie im Mittelalter, noch in sich selbst wie stellenweise von 1648 bis 1789, sondern nach Frankreich. Dieses Frankreich aber verbindet Meere und Flüsse, Landschaften und Städte in einem so planvoll durchgebildeten Kanalsystem wie kein andrer Großstaat des Kontinents, und in dieses großartige System mußte auch das Elsaß unlösbar verflochten werden. Es geschah durch seine zwei Hauptkanäle — vom Rhein zur Rhône und vom Rhein zur Marne. Hier begegnet uns ein bezeichnendes Datum. Im Jahre der Besiegung Preußens, 1806, ließ Napoleon den Rhein-Rhônekanal beginnen, und aus dem Jahre der Besiegung Oesterreichs, 1809, stammt das erste Projekt zum Rhein-Marnekanal. Freilich ruhte das letztere dann wieder bis in die zwanziger Jahre und ward erst in noch viel späterer Zeit vollendet, und auch den Ausbau des Rhônekanals erlebte Napoleon nicht. Schon in der alten Königszeit (1755 und 1773) hatte man an diesen Kanal gedacht, und die Abschnitte seiner Erbauung und Benutzung werden durch seine drei Namen bezeichnet: zuerst nannte man ihn bonapartistisch den „Napoleonskanal“, dann bourbonisch „Canal Monsieur“ und zuletzt nach gar keinen großen Herren „Rhein-Rhônekanal“. Je nachdem man die Sache oder den Namen betrachtet, trägt dieser Kanal den nachdenkenden Elsässer daher recht in das Herz des französischen Staates, welcher Land und Volk so wunderbar zu centralisieren verstand und doch seit nun bald einem Jahrhundert nicht zwanzig Jahre lang dieselbe Dynastie, ja auch nur dieselbe Staatsform festhalten konnte. Doch das ist nur eine Kanalfahrt im Geiste. Bei der wirklichen Fahrt auf jenen beiden Kanälen

aber wird der Elsässer wenigstens merken, wie klug die Franzosen dahin gearbeitet haben, das Gesicht des ganzen Elsasses umzukehren, indem sie die Straßen umkehrten. Rhône und Rhein — um Viktor Hugos Sprache zu reden — münden jetzt in die Seine. Hatte man doch schon bei der neuen Landeseinteilung des Jahres 1790 das elsässische Stück des Rheinlaufs wie einen abgeschlossenen französischen Fluß aufgefaßt, indem man das Oberelsaß den „Oberrhein", das untere, aller deutschen Geographie zum Trotz, den „Niederrhein" taufte. Nur durch die Präposition macht der Elsässer noch einen wunderlichen Unterschied. Hagenau liegt, elsässisch gesprochen, im Niederrhein, Düsseldorf am Niederrhein. Dieser oberrheinische Niederrhein wird nun hoffentlich auf der neuen deutschen Landkarte verschwinden.

Die zwei Kanäle, obgleich zum Rheine mündend, lenkten doch das Land vom Rheine ab, zugleich halfen sie aber auch die alte durch Natur und Geschichte so einheitliche Provinz Elsaß dezentralisieren, im Einklang mit den zwei neufranzösischen Departements. Mülhausen am Rhônekanal konnte jetzt als zweite volkswirtschaftliche Hauptstadt des Elsasses mit Straßburg in die Schranken treten. Dieses Mülhausen gilt für ganz besonders franzosenfreundlich, obgleich es, die jüngste Französin unter den elsässischen Städten, erst seit 1798 zu Frankreich gehört. Durch die Zölle, mit welchen der Franzose die Straßen sperrte, zwang er die widerstrebende Stadt in seine freie Republik, und durch die Wege, welche sich darauf den Mülhäuser Fabrikanten gen Westen öffneten, wurden sie nachgerade die besten Franzosen.

Bekanntlich war die Freie Stadt Mülhausen seit dem sechzehnten Jahrhundert ein der schweizerischen Eidgenossenschaft „zugewandter Ort" gewesen und hatte bis zur Revolution in freiem Verkehr gestanden mit dem umgrenzenden Elsaß. Durch eine Armee wurde Straßburg im September 1681 unblutig bezwungen; Mülhausen von 1792—98 durch bloße Zollwächter. Als im Jahre 1792 die Abgeordneten Mülhausens den pariser Nationalkonvent um Beseitigung der neuen Zollschranken baten,

mit denen die französische Republik den kleinen schweizerisch-deutschen Freistaat erstickend umstrickte, erwiderte man ihnen, sie möchten nur französisch werden, dann schwinde der Zoll von selbst. Und als sie dies nun 1798 notgedrungen und schweren Herzens wirklich wurden, rief der französische Bevollmächtigte Johann Ulrich Metzger bei der Uebergabe prophetisch aus: „Ich sehe euere Stadt durch Handel, Gewerbe und Betriebsamkeit, durch Eröffnung von Kanälen, die bei euch durchgeleitet werden, zu einem der ansehnlichsten Orte anwachsen. Euere Kinder werden den Tag segnen, der euch an uns anschließt, denn er verheißt auch Nahrung und Sicherheit." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt — gottlob! — oder leider Gottes! Das mächtige moderne Aufblühen der mülhauser Industrie datiert beiläufig vom Jahre 1800, während die ältere bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeht. Die ersten großen Unternehmer trugen fast durchaus deutsche Namen, und die meisten dieser Firmen lauten auch heute noch deutsch. Manche derselben haben selbst Zweigunternehmen überm Rhein. Allein das Mülhauser Geschäft gravitierte nach Frankreich hinüber, wie es ja nicht anders sein konnte infolge der Zollgrenzen und der Straßen, die bei Mülhausen naturgemäßer noch zum Westen ziehen als bei Straßburg, und zum französischen Süden obendrein.

Und dabei war auch der Zeitpunkt der verspäteten Annexion äußerst günstig den französischen Sympathien. Die napoleonische Politik, todbringend für so vielerlei deutsche Betriebsamkeit, kam den Mülhauser Fabriken wie gerufen. Es galt zunächst die Konkurrenz der Schweiz zu besiegen, was durch die Spinnmaschinen (seit 1806) gelang. Als sich die Großindustrie Süddeutschlands nach langem Schlummer wieder reich und mächtig erhob, stand die oberelsässische Industrie längst fest und fertig. Kein Wunder, daß sich hier der Fabrikant ganz besonders Frankreich verpflichtet hielt, welches ihm den großen Vorsprung der Zeit geschafft. Französische Arbeiter und Pariser Geschäftsverbindungen kamen hinzu; Pariser Geschmack, Pariser Muster gaben der deutschen In-

dustrie dieser Thäler noch eine besondere Auszeichnung, und dieser Einfluß — mächtiger als er in Straßburg der Natur der Geschäfte nach sein konnte — erstreckte sich zudem nicht bloß auf die Stadt Mülhausen, sondern auf das ganze Industrieland, welches sich vor ihren Mauern (oder richtiger vor ihren Dampfschloten) weithin durch Gebirge und Ebene dehnt.

Es gibt mancherlei Gründe, weshalb das Oberelsaß so viel Französischer geworden ist als das untere Land. Ich habe einige schon angeführt und werde andere später noch berühren. Die Elsässer Baumwollfabriken liefern die Hälfte des Bedarfs von ganz Frankreich. Das ist ein eroberndes Wort. Und so wurde denn namentlich der Oberelsässer handelspolitisch dem Franzosentum erobert, zuletzt mit Dampfeskraft und Dampfeseile, und handelspolitisch müssen wir ihn auch wieder zurückerobern. Das kann aber gut geschehen; denn leichter und naturgemäßer führen die Wege aus den Vogesenthälern zum Rhein und über den Rhein als über die Berge. Ein unverdächtiges Zeugnis hört man von den süddeutschen Fabrikanten. Sie wissen sehr wohl, daß mit dem Eintritte des Elsasses in unsern Zollverband ein gewaltiger Mitbewerber ihnen erwachsen wird, und manche meinen, die Annektierten mit ihrer größern Kapitalkraft würden besser fahren als die Annektierenden mit ihren billigeren Arbeitskräften, und man möge deshalb den Mülhausern ihren Weg nach Paris nicht gar zu streng verschließen, sondern im Friedensvertrage durch Herabsetzung der französischen Einfuhrzölle auf Baumwollgarn und Gewebe noch ein kleines Pförtchen offen lassen, welches die älteren deutschen Fabrikanten dann auch mit benutzen könnten. Das dürfte wohl zu bedenken sein. Ja, man vernahm sogar vereinzelte süddeutsche Stimmen, welche geradezu abmahnten vom Wiedererwerb des Elsasses, und hinter den politischen Gründen steckte offenbar die Baumwolle.

Für uns liegt in alledem nur der Beweis, daß wir auch die Straßen und das Gesicht der Oberelsässer wieder nach Deutschland umkehren können.

II.

Kriegsland.

Das Elsaß ist durch Natur und Geschichte zur Kriegsbühne vorbestimmt wie kaum ein zweiter Landstrich Mitteleuropas. Man hat einseitig bald den Rhein, bald die Vogesen eine natürliche Grenzwehr genannt; richtiger wäre es, das ganze Elsaß samt dem Sundgau, Fluß, Ebene und Gebirgswall zusammen, als ein großes verschanztes Lager zu betrachten, um welches sich die Nachbarvölker seit Jahrhunderten gestritten, und dessen Besitz die dominierende Stärke nach rechts oder links entscheidet.

Was die Geschichte von alten Entscheidungsschlachten erzählt, die seit der Römer Zeiten im Elsaß geschlagen wurden, das ist dem Gedächtnisse des Volkes wohl längst entschwunden, aber der Gedanke blieb doch immer selbst dem Elsässer Bauern in Sage und Wahrsagung lebendig, daß sein Land der Wahlplatz großer Völkerkämpfe gewesen sei und daß dereinst noch einmal die letzte Entscheidungsschlacht auf seinen Fluren solle ausgefochten werden. Im Nordfelde bei Mülhausen und auch sonstwo im Elsaß sah man vordem das wilde Heer durch die Luft ziehen, an vergangenen Krieg erinnernd und kommenden verkündend; unter dem Lügenfelde bei Sennheim liegen die Heerscharen der gottlosen Söhne Ludwigs des Frommen gebannt und klirren nachts mit den Waffen; aber auch Friedrich Rotbart sitzt dort unter dem Bibelstein, oder im Schlosse zu Kaisersberg bei Kolmar oder in der Burg von Hagenau, der Zukunft wartend. Wie man aber in Thüringen, nach Bechsteins Zeugnis, den Kaiser Napoleon vor Jahren nachts auf dem Kyffhäuser sah, wo er den alten Barbarossa abgelöst hatte und an seiner Statt träumend am Steintische saß, so war auch dem französisch aufgeklärten Elsässer Bauer damals Napoleon nicht auf Sankt Helena gestorben, sondern nur durch ein englisches Lügenbulletin der Welt entrückt, um dereinst, als der wahre Barbarossa, wiederzukommen mit Mohren und Türken in erneuter Macht die Welt zu beherrschen.

In Luthers „Tischreden" heißt es: „Da sprach Magister Philippus Melanchthon: Es ist eine sehr alte Prophecey, daß der König von Frankreich für Straßburg soll geschlagen werden, und ist der Wahrheit ähnlich; denn diese Stadt liegt an der Gräntz und im ersten Anlauff, ist eine Vestung, dieselbige wird der Kayser und Frantzoß zum ersten angreiffen, Andern zum Exempel." August Stöber in seinen „Sagen des Elsasses" (1852) berichtet, daß jene Weissagung auf eine große Entscheidungsschlacht bei Straßburg noch immer nicht ganz verklungen sei, in der benachbarten Pfalz sowohl wie im Elsaß. Viele Elsässer Sagen sind Kriegssagen — sogleich beim Einzug über die Weißenburger Linien begrüßt uns der liedergefeierte Lindenschmied kriegerisch — und wo die ältere Geschichte des Landes nicht etwa von Kunst und Wissenschaft handelt, da erzählt sie vom Kriege. Erinnert doch auch der Spitzname der Straßburger in seltsamem Spiele an das tragische Schicksal der Stadt, wie es ihrer Kriegslage zwischen Deutschland und Frankreich entsprang. Die Straßburger heißen oder hießen die „Meisenlocker". Als nämlich der französische König Heinrich II. im Jahre 1552 Metz, Tull und Verdun dem Deutschen Reiche weggenommen unter dem Vorwande, diese Städte gegen den Kaiser zu schützen, waren die Straßburger stutzig geworden, welche gleichfalls solchen „Schutz" vom Könige erbeten hatten. Und da dieser nun vor ihrer Stadt lagerte und sich mit einem verdächtig starken Gefolge hineinbegeben wollte, schossen sie ihm, wie die Sage erzählt, eine Kugel ins Zelt aus ihrem altberühmten Geschütz, die „Meise" genannt. Dieser unerwartete Willkomm lockte aber den König so wenig, daß er vielmehr umkehrte, und so blieb die Stadt vorerst noch vor dem Schicksal ihrer lothringischen Schwesterstädte bewahrt; die Straßburger aber hießen seitdem die Meisenlocker. Als im Jahre 1681 König Ludwig XIV. wiederum mit heuchlerischen Mienen nach Straßburg zog, verstanden die Bürger das „Locken" nicht mehr, die Meise schwieg und wurde darum von den neuen Herren alsbald nach Breisach geführt und in eine königlich französische Kanone umgegossen.

Um die bösen Kinder zum Schlafe zu bringen, drohte der Elsässer zu verschiedenen Zeiten mit viererlei Kriegsschreck, entsprechend vier Blutperioden des Landes; sie sind: der Hunnenschreck, der Schinder- oder Armengeckenschreck, der Schwedenschreck und der Pandurenlärm. Die Hunnen und Schweden — Völkerwanderung und Dreißigjähriger Krieg — erklären sich von selbst; unter den Schindern sind jene französischen Söldnerhorden der Armagnaken (armen Gecken) gemeint, welche nach der Schlacht von Sankt Jakob (1444) plündernd und verwüstend das Elsaß durchzogen; der Pandurenlärm aber bezieht sich auf die Heimsuchung des Unterelsasses durch Trenck und seine Panduren im Jahre 1744. Dagegen scheint eine Schreckenszeit, viel grausiger als die kurze Pandurenhetze, der Franzosenschreck der neunziger Jahre, da die Jakobiner mit dem Fallbeil herrschten und gegen das Deutschtum des Volkes wüteten, in jenem Sinne nicht sprichwörtlich geworden zu sein. Mit einem Schrecken, auf den man stolz war, brachte man die kleinen Kinder nicht mehr zur Ruhe, sondern höchstens das deutsche Gewissen der großen Leute.

Alle diese Züge fordern zum Nachdenken auf. In der spätern deutschen Zeit, seit dem Ausgange des Mittelalters, fühlte sich der Elsässer mehr und mehr in unsicherm Lande, auf wankendem Boden. Die Erinnerung an vergangene Verwüstungskämpfe, welche die Kriegsbühne seiner Heimat mit Blut getränkt, der bange Schauer vor kommenden noch zermalmenderen Entscheidungstagen erfüllte lebhafter die Einbildungskraft des Volkes und suchte seine Aussprache in alten Sagen und Prophetenworten. Mit der französischen Eroberung wurde es langsam anders. Der Franzose sagte dem Elsässer, daß nun alles fertig und abgemacht sei, ein unantastbarer Zustand hergestellt für ewige Zeiten. Die Würfel waren gefallen, wenn auch nicht in einer großen Schlacht mit Türken und Mohren, und von den Turkos wußte man noch nichts. Das Elsaß als Kriegsland aber wußte nun endgültig, wohin es gehörte: es war das große Bollwerk Frankreichs gegen Deutschland, und obgleich Bollwerke

eigens gemacht sind, um angegriffen zu werden, so war doch die Eroberung *dieses* Bollwerkes mit Zerstörung und Frontumkehr einem französischen Kopfe zuletzt gar nicht mehr denkbar. Diese und ähnliche Ideen haben die Franzosen selbst dem letzten elsässischen Bauern langsam, aber fest einzuprägen gewußt, und wenn das Volk auch während der Revolutionskriege noch zweifelte, so gab doch das Kaiserreich, und sogar in seinem Sturze, die starke Bürgschaft, daß es also sein und bleiben müsse. Und dann vollends während der langen Friedenszeit seit 1815 lernte man den festgegründeten Zustand als den ganz notwendigen hinnehmen.

Die alten beunruhigenden Kriegssagen und Prophezeiungen verblaßten, und da sich das Volk durch sie doch immer wieder in seine deutsche Vergangenheit zurückträumte, so machte man sie wohl auch verblassen. Um so eifriger erzählte man ihm Sagen und Anekdoten ganz andrer Art in der Schule und Zeitung, im Buch und Kalender. Sie handelten von den siegreichen französischen Helden und Heerführern, die seit Vauban und Turenne bis auf Hoche und Desaix und Napoleon und seine Generale durch das Elsaß gezogen waren. Diese Kämpfer hatten dem Lande Ruhm und Ruhe gebracht und ihre Denkmale standen hier vor aller Augen. Es liegt mir ein Büchlein vor als Probe weitverzweigter populärer Agitation, wie sie von den Franzosen seit Jahrzehnten im Elsaß geübt wurde. Dieses Büchlein führt den Titel „Recueil de légendes, chroniques et nouvelles Alsaciennes“ und ist 1849 zu Mülhausen erschienen zum Vorteile des Asile-agricole in dem benachbarten Cernay. Es beginnt mit einer alten deutschen Sage des Elsasses, aus Grimms „Hausmärchen“ ins Französische übersetzt, und bewegt sich dann eine Weile weiter in jener deutschen Sagenwelt, die beim elsässischen Volke so besonders reich blühte und so fest gewurzelt blieb, daß sie die Franzosen nicht austilgen konnten, wohl aber mitunter fälschten. Darauf folgen Kriegsgeschichten aus der Franzosenzeit zur Verherrlichung nationaler Helden und zuletzt eine wohl aus Wahrheit, Volkssage und Tendenzlüge zusammengewobene Geschichte,

deren Held ein volkstümlicher Freischütze — franctireur — des Jahres 1814, welcher mit seiner Bande den alliierten Truppen in den Vogesen auflauerte. Dieser Mann — er schreibt sich, augenscheinlich als ein echter Nationalfranzose: Nikolaus Wolf — ist der Inbegriff von Tapferkeit, Vaterlandsliebe und großherzigem Pathos, sein Gegner, ein badischer Offizier, hingegen so feig, prahlerisch und gemein wie nur möglich. Stil und Gedankengang des Erzählers erscheinen als eine wahre Vorschule der französischen Zeitungsphrasen aus dem Sommer und Herbst 1870. Daß die Franzosen Deutschland jahrelang mit Krieg überzogen und ausgesogen hatten, war ganz in der Ordnung gewesen, aber daß die Verbündeten nun ihrerseits den ungebetenen Besuch auf dem geheiligten Boden Frankreichs zurückgaben, ein namenloser Frevel. So dachte Nikolaus Wolf: „Indigné de voir sa patrie livrée à la honte d'une invasion, il avait résolu de faire payer cher aux alliés l'affront que recevait la France“ — u. s. w.

Der befehdete Boden, worauf man lebte, hatte sich im Gefühl des elsässischen Volkes zuletzt in den unangreifbaren Boden verwandelt. Und was ich hier an der Hand der Sage und Anekdote als Auffassung des bildungsarmen Mannes angedeutet, das läßt sich noch viel bestimmter an der Hand der Geschichte und im besonnen klaren Urteile der Gebildeten verfolgen.

Die neuere Geschichte des Elsasses gliedert sich alsdann, im Hinblick auf das Land als Kriegsbühne, in drei Perioden. In der ersten wurde das Land geplagt vom Kriege, in der zweiten blieb es verschont vom Kriege, und in der dritten profitierte es vom Kriege. Eine sehr behagliche Klimax, die zugleich der steigenden Französierung entspricht; im Sommer 1870 ist aber die Klimax abgebrochen worden.

Ich erstrecke die erste dieser Perioden vom Beginn des Dreißigjährigen Krieges bis zum Jahre der Besitznahme Straßburgs (1681). Es war eine Zeit der Gefahr, des Schreckens und der Unruhe; die Prophezeiung von der großen Schlacht schien sich mehr als einmal erfüllen zu wollen. Die Straßburger wußten

bis zuletzt nicht, wohin sie sich wenden sollten: im Jahre 1661 löste die Freie Reichsstadt Kanonenschüsse bei der Geburt des Dauphin, und im Jahre 1667 bei der Geburt des kaiserlichen Erbprinzen; seit dem letzten September 1681 aber kanonierte sie gar nicht mehr. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata“ schließt zwar die Periode der Unruhe schon mit dem Westfälischen Frieden, der eben Elsaß an Frankreich brachte: „ab hoc demum tempore firmus certusque perstitit Alsatiae status.“ Allein das Bewußtsein der Festigkeit und Sicherheit wird weder in der gleichzeitigen Litteratur so unbedingt ausgesprochen, noch darf man die Erschütterungen des holländischen Krieges von 1672—79 übersehen, die sich im Elsaß stark genug bemerklich machten. Sehr richtig bemerkt der elsässische Geschichtschreiber Strobel, daß gerade durch den Westfälischen Frieden ein Zustand für das Elsaß geschaffen wurde, der, statt Frieden zu bringen, nur so lange denkbar war, als Deutschland und Frankreich ohnehin im Frieden lebten. So kam denn auch bald genug der Krieg wieder ins Land. Dagegen war Frankreichs Gewaltherrschaft durch die Wegnahme von Straßburg besiegelt, und nun begann die elsässische Friedensperiode. Friede zu haben, wenn überall Friede herrscht, das ist nichts Besonderes; aber im Frieden zu sitzen, wenn ringsum der Krieg tobt, das ist beneidenswert. Und dieses Glück schmeckten die französischen Elsässer zum erstenmal in Ludwigs schmachvollstem Raubkriege gegen Deutschland, im Orleansschen Kriege von 1689–97. „Während dieses Krieges,“ so schreibt Aufschlager sehr charakteristisch, „lernten die Elsässer und namentlich die Straßburger einsehen, wie viel sie durch ihre Vereinigung mit Frankreich gewonnen hatten. Die Provinz blieb unversehrt, indes die benachbarten Länder Deutschlands alle Lasten und Leiden des Krieges tragen mußten.“ Ja wie zum Trumpfe wurde Straßburg in denselben Tagen durch Bauwerke verschönert, wo man drüben die Pfalz verbrannte und das Heidelberger Schloß in die Luft sprengte. Es ist eine französierende Tendenz späterer elsässischer Geschichtsauffassung, den gefesteten friedenssicheren Zu-

stand des Elsasses möglichst hoch hinaufzurücken, so daß er mit der vollständigen französischen Besitznahme zusammenfällt, wie sie sich 1681 vollendete.

Allein deutschgesinnte Männer, und darunter wohl auch genug Elsässer, hatten im Wendepunkte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts doch noch ganz andre Gedanken. Sie finden sich in den Geschichtsbüchern minder scharf ausgesprochen als in den Flugschriften und Pamphleten, welche damals, in solidem Quartformat gedruckt, aber fast immer ohne Autornamen und Druckort, die Stelle des modernen Leitartikels ausfüllten. Ich habe eine ziemliche Anzahl solcher Schriften gefunden, welche tapfer ins Feld ziehen gegen die französische Vergewaltigung von Elsaß und Lothringen und mehrenteils vor und nach der Wegnahme Straßburgs oder während des Orleansschen Krieges erschienen sind, dann aber auch in den Siegestagen Eugens und Marlboroughs (1704—1709), wo endlich das Strafgericht über Frankreich gekommen schien. Einige Titel- und Gedankenproben seien dem Leser zum Versuche dargeboten:

„Der abgezogene Frantzösische Staats-Rock und deutsche Schutzmantel“ (1675). Hier wird die Gewaltthätigkeit Frankreichs und die Ohnmacht des Reiches in vielen sehr scharfen Zügen gemalt, die Deutschen werden zur Einigkeit aufgefordert. Denn schon „durch die gar zu leichte Ueberkommung“ des Elsasses werden die Franzosen versucht sein, den Fuchspelz von 1648 demnächst in einen Wolfsbalg zu verkehren. — Auch in einem „zeitvertreibenden Discurs von den französischen Niederlagen“ (Schlacht von Saßbach u. s. w.) unter dem Titel: „Die Federn stieben, der Hahn mauset sich,“ wird zur Einigung der Deutschen ermahnt, damit der deutsche Adler dem gallischen Hahn noch weiter die Federn rupfen könne. Die Natur dieses Hahnes ist mit gutem Witz gezeichnet in der Schrift: „Das Frantzösische Traplier-Spiel“, wo wir die Staaten und Diplomaten Europas am Spieltisch mit dem Franzosen sehen, der sie fast allesamt überlistet. Zuletzt erforscht der Franzose sein Gewissen und redet mit sich selbst:

„Mein Spiel ist zwar nicht recht, allein punctum honoris gehet für alles; entweder Kaiser sein oder nichts, und darum werde ich desparat spielen." — Der „Französische Apologist", eine Flugschrift von 1674, sagt unter anderm: „Es ist Frankreichs gewöhnlicher Gebrauch, daß es seine Freunde, wie der Schnitter die Garbe, mit der einen Hand zusammendrückt und mit der andern abschneidet." — Der „Gründliche Bericht von dem jetzigen jämmerlichen Zustande der Cron Frankreich" (1689) versichert: „Die neuerworbenen Unterthanen sind recht wie Löwen und Wölfe, sie knirschen mit den Zähnen und sind allezeit parat, sobald sie ihre Zeit ersehen, um sich zu beißen. Die Franzosenherrschaft ist ihnen ein Greuel." — Zum Lesen in gegenwärtigem Augenblick reizt besonders ein Schriftchen: „Vorschläge wie der Frantzose aus dem Elsaß und aus dem gantzen Römischen Reiche gantz und gar ausgerottet werden kann," vom Jahre 1705. Unter den weitgreifenden Vorschlägen steht obenan, daß sich die Alliierten, welche damals das Unterelsaß teilweise genommen hatten, des ganzen Elsasses bemächtigen müßten, als des steten Schlupf- und Ausfallwinkels der Franzosen. Von Straßburg heißt es damals noch: „Die Bürger sind dem römischen Reiche gewogen und würden lieber unter dieser Freiheit als unter der Franzosen schwerem Joche stehen." — Den im Jahre 1870 gerichteten schändlichen Satz, daß man Krieg nach außen anfangen müsse, um die Revolution im Innern zu beschwören, finde ich schon in einer Schrift von 1688 den Franzosen zugeschoben; sie heißt: „Politische Gedanken über die Praetentiones von Frankreich." Der Verfasser sagt: „Vor allen Dingen sind die Franzosen in immerwährendem Krieg, um das Feuer ihrer Jugend gegen die Benachbarten auszustoßen" u. s. w. — Andre Broschüren suchen durch staatsrechtliche und rechtsgeschichtliche Beweise die Anmaßungen der Franzosen zu widerlegen, so: „Nullitas iniquitasque reunionis Alsatiacae" (1708); „Libertas Argentoratensium stylo Rysvicensi non expuncta (1707). Besonders zahlreich sind jene weitgreifenden Schriften, welche die alte Streitfrage erörtern, ob Karl der Große

ein französischer König in Deutschland oder ein deutscher in Frankreich gewesen sei. Denn auch aus dieser Frage schlug man Kapital für oder wider den deutschen Länderraub der Franzosen, namentlich in Bezug auf Lothringen. Hierher gehören Büchlein, deren Titel schon klar genug sprechen, wie: „Christianissimus christianizandus, ou le moyen de réduire la France à un estat plus chrestien" (1678); „Francopolitae wahrer Bericht von dem alten Königreich Lothringen und klarer Beweis, daß die französischen von den carolingischen fränkischen Königen anmaßlich hergeleiteten Sprüche .... nichtig und unrichtig seien" (1682) und viele ähnliche.

Es weht ein frischer, patriotischer Geist in diesen oft hölzern genug geschriebenen Broschüren: man glaubte damals noch keineswegs überall, daß der Streit ums Elsaß schon endgültig entschieden sei. Aber als im Rastatter Frieden alle Hoffnungen abermals getäuscht worden waren, beruhigten sich die Elsässer völlig in dem Gedanken, daß ihr Land zwar dem Fremdling dienstbar, dafür aber eine kriegssichere Freistatt geworden sei statt einer Kriegsbühne. Und das Elsaß hat nachher in der That bis zum Jahre 1793 keinen Krieg gesehen, mit einziger Ausnahme eben jenes Pandurenlärms im Oesterreichischen Erbfolgekriege. Die schlimme Episode währte aber nicht zwei Monate; sie erschien nur wie ein kurzes Donnerwetter, welches uns den blauen Himmel gleich darauf um so voller empfinden läßt.

So waren also die Elsässer in der deutschen Zeit vom Kriege geplagt, in der alten französischen vom Kriege verschont worden, und zwar um so mehr verschont, je länger sie Frankreich angehörten. Etwas zusammengesetzter ist die Natur der dritten Periode — seit der großen Revolution. Ich möchte sagen, es war die Zeit, wo die Elsässer vollends gar die dämonischen materiellen Vorteile des Krieges kennen, den ideellen Kriegsruhm in einzelnen ihrer eigenen Söhne feiern lernten, ja selber aus einem Friedensvolke ein soldatisches Volk wurden, während sie doch wiederum die Kriegs n o t nur vorübergehend am eigenen Leibe

spürten, auch darin wieder augenfällig begünstigt vor ihren deutschen Stammesbrüdern überm Rheine.

Da die erste Hälfte dieser Periode am tiefsten auf die Volksstimmung der Gegenwart einwirkte, will ich sie etwas genauer darstellen.

Noch kurz vor dem Ausbruche der Revolution (1782) schreibt ein guter einheimischer Kenner von Land und Leuten: „Die Thalleute in allen Gegenden des Elsasses sind fast durchweg eigensinnig, auf ihre alten deutschen Freiheiten erhitzt und mißtrauisch gegen Fremde; hingegen wohlthätig, getreu und offenherzig gegeneinander, nur vor dem Soldatenstande haben sie eine starke Abneigung." Wie gründlich hat sich das geändert! Und merkwürdig genug hat der Elsässer die Erhitzung für seine alten deutschen Freiheiten und die Abneigung gegen Fremde und gegen den Soldatenstand fast gleichzeitig und im engen Zusammenhange abgelegt.

Als im Jahre 1793 die Oesterreicher siegreich ins Unterelsaß drangen und bis vor Straßburg kamen, wurde freilich der mauerfeste Glaube an die unantastbaren Grenzen Frankreichs und die Immunität des Elsasses von Kriegsnöten etwas wankend. Schon bei der ersten Nachricht vom Fall der Weissenburger Linien gerieten die Straßburger in gewaltige Bestürzung, und man glaubte lieber die übertriebensten Gerüchte von völliger Niederlage der Franzosen, als die beruhigende Gegenbotschaft, welche nur von geordnetem Rückzuge erzählte. (Um so schwerer kam es dann umgekehrt die Straßburger im Jahre 1870 an, die Siegeslügen der Franzosen nicht zu glauben.) Eine Belagerung gewärtigte man damals sofort und mit Schrecken. Als die Oesterreicher in Hagenau einrückten, wurden sie mit Jubel empfangen. Die Bewohner vieler katholischer Dörfer des Unterelsasses zogen ihnen mit weißen Fahnen als Befreiern entgegen, als Befreiern doch wohl zunächst von der Herrschaft des Pariser revolutionären Atheismus, während bekanntlich umgekehrt gerade katholische Dörfer des Unterelsasses im Sommer 1870 ganz besonders von

den Pfaffen verhetzt waren gegen die deutschen Sieger, welche sie vermeintlich in die Bande der Ketzerei schlagen würden!

Aber die Strafe für den Zweifel an Frankreichs endlichem Siege und für die deutschen Sympathien folgte 1793 auf dem Fuße. Nachdem die Oesterreicher bald wieder zurückweichen mußten, wanderten an 50 000 Menschen aus der Gegend von Hagenau aus, in nur allzu begründeter Furcht vor der Rache der französischen Revolutionstribunale. Die „heilige Propaganda" zu Straßburg machte den Elsässern begreiflich, daß deutsch gesinnt gleichbedeutend sei mit aristokratischer, pfäffischer, antirepublikanischer Gesinnung, und aus einer Verteidigung der selbständigen Straßburger Jakobiner (in der Zeitschrift „Argos") ersehen wir, daß man auch deutsch und „erzwungen", erkünstelt, als Synonyme gebrauchte, während das Naturgemäße immer französisch war. Der Straßburger Maire Monet wies in einer Volksrede nach (21. Floréal II), daß der Hauptgrund für den Erfolg, den die Feinde der Republik im Elsaß gehabt, in dem germanisme der Bevölkerung zu suchen sei, bei welcher noch vor kurzem „Franzos" oder „Wälscher" als ein Schimpfwort gegolten habe. Nur durch Ausrottung deutscher Sprache und Sitte könne man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und Sklaverei errichten und das Elsaß völlig mit der Republik verschmelzen. Darum sollte man die von deutschgesinnten Bürgern verlassenen Güter bei Weissenburg und Hagenau an die Familien verdienter französischer Soldaten verteilen, verdienten Elsässern dagegen Grundstücke im Innern Frankreichs anweisen: dann erst würde die Grenze des rechten und linken Rheinufers eine unzerstörbare Volksgrenze werden und die „germanische Barbarei" im Elsaß verschwinden.

Der rasch vorübergegangene Einfall der Oesterreicher vermochte also den Glauben durchaus nicht zu brechen, daß allein unter dem Banner Frankreichs eine Assekuranz gegen die Rückkehr der alten Kriegsdrangsale gegeben sei. Im Gegenteil. Dem mißlungenen Versuche des Feindes und dem wankenden Glauben

der Hagenauer war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Von außen drohte der kleine Schrecken, aber wer sich vor ihm fürchtete, der verfiel dem großen Schrecken im Innern. Die „eine und unteilbare Republik" wurde nun zum ehernen Dogma, welches sich unter dem Kaisertume noch befestigte. Nicht bloß Frankreich hatte gesiegt, auch seine Staatsform; Republik und Cäsarismus besiegten die Welt; nicht bloß in dem Territorialverbande mit Frankreich, auch in der Form des französischen Staatslebens schien die Unnahbarkeit des Grenzlandes verbürgt. Und was diese damals in der That mit gewaltiger Lebenskraft erfüllte Form geleistet hatte, das glaubte man später auch von der nachgemachten toten Form wieder hoffen zu dürfen, ein Wahn, der sich heute schon so furchtbar gerächt hat und doch noch immer den Sinn der Franzosen bestrickt und des deutschen Elsässers obendrein. Der letztere verlernte dabei ganz die Begriffe „Staat" und „Nation" zu unterscheiden und verlor alles Verständnis für deutsches politisches Leben. Er sah nur noch die äußere Ohnmacht der deutschen Zustände, den innerlich arbeitenden politischen Geist des Volkes ahnte er nicht, und die deutschen Flüchtlinge, welche jahrelang in Straßburg weilten, werden ihm denselben schwerlich enthüllt haben.

Die Zeit Napoleons I. war in vielem Betracht sehr günstig für das Elsaß. Schon unter dem Direktorium konnte der Elsässer mit übereinandergeschlagenen Armen zusehen, wie der Krieg bei den Nachbarn jenseits des Rheines wütete, während sein Heimatboden verschont blieb. Die alte Kriegsbühne war jetzt Zuschauerbühne geworden. Das empfanden die Straßburger wohl niemals stolzer und befriedigter als in den letzten Septembertagen 1805 (der September ist ein merkwürdiger Monat für Straßburg), wo Napoleon mit Josephine in der Stadt verweilte, umgeben von seinen Feldherren und dem glänzendsten Hofstaate, indes die große Armee von Boulogne bereits durch die Pfalz und das Elsaß nach Deutschland marschiert war. Napoleon ging dem Siegestage von Austerlitz entgegen. Josephine hielt während des Winters

Hof in Straßburg, bis der Kaiser am 22. Januar 1806 als Triumphator zurückkehrte. Die „Porte d'Austerlitz" (heute wieder das alte „Metzgerthor") empfängt darum bedeutsam den aus Deutschland kommenden Reisenden, während sich auf der von Deutschland abgekehrten Südwestseite das „Nationalthor" öffnet. Als Napoleon zum zweitenmal in Straßburg erschien, am 15. April 1809, da galt es einem neuen Feldzuge zur Beugung Oesterreichs, und ein Jahr später hielt Marie Luise, die österreichische Kaisertochter, als Gemahlin des französischen Eroberers ihren festlichen Einzug in Straßburg. So wurden die denkwürdigsten Tage der Stadt in jener staatenzertrümmernden Zeit vielmehr Tage des Glanzes, leuchtende Erinnerungstage weltgeschichtlicher Ereignisse für Kind und Kindeskind. Eine Periode, welche für die deutschen Brüder am andern Ufer zerstörende Kriegszeit gewesen ist, war für die Elsässer eine Zeit des Friedens, des besondern Aufblühens von Landbau und Industrie. Ja der Krieg selber brachte diesen sicheren Grenzstrichen ganz neue Formen gewinnreichen Verkehrs. Die Truppenmassen, welche über die Grenze zogen, erhielten hier den höheren Kriegssold, verzehrten viel und zahlten baar, Armeedepots wurden gebildet, Lieferanten fanden hier den vorteilhaftesten Ort, und der kriegerische Hofstaat Napoleonischer Marschälle und Generale wog im Verbrauchen oft einen fürstlichen Hofhalt auf. Aehnlich ging es, beiläufig bemerkt, auch in Mainz, und die Mainzer haben wenigstens diese schöne Seite der französischen Zeit lange nicht vergessen. Die Straßburger aber hatten obendrein das gleiche Glück und gleiche Vorteile schon einmal hundert Jahre früher vorgekostet, während des Orleansschen Krieges. Da mochte man wohl auch eine Fortsetzung in aller Zukunft erwarten.

Freilich kam statt ihrer zunächst die Kehrseite in den Jahren 1814 und 1815. Aber auch damals fügte es sich, daß die Kriegsnot, welche das Elsaß traf, nur wie eine Episode erschien. Der Hauptstoß gegen Frankreich wurde nicht hier im Südosten geführt, die oft prophezeite Entscheidungsschlacht nicht bei Straßburg geschlagen. Die beiden Belagerungen der Stadt in jenen zwei Kriegsjahren

konnten den festen Platz nicht gewinnen, der von nun an um so mehr auf seine Jungfräulichkeit pochte; und als fremder Einfluß beim Friedensschlusse die Heimkehr des Elsasses zu Deutschland vereitelte, berief man sich zu Gunsten Frankreichs geradezu auf das unbesiegte Straßburg. Ursache genug, daß wir's 1870 ernstlicher mit der Belagerung nahmen. Zwar wurden im zweiten Pariser Frieden die Kantone Landau, Dahn, Bergzabern, Kandel von Frankreich abgelöst und die französische Grenze von der Queichlinie zur Lauterlinie zurückgedrängt. Allein diese Rückgabe geraubten Gutes war zu klein, um den Aberglauben an die „heiligen Grenzen" Frankreichs und an die unbedingte Kriegssicherheit seines elsässischen Grenzwalles zu brechen, und doch groß genug, um den Groll gegen Deutschland und den Anspruch auf Wiedererwerb derart lebendig zu erhalten, daß ein besonnener Gelehrter wie Ernst Renan (in seinem offenen Briefwechsel mit Strauß) selbst nach der Schlacht von Sedan Landau noch als ein Besitztum bezeichnen konnte, welches ein allgemeiner Friedenskongreß Frankreich zurückgeben müsse, um unverrückbare Grenzen und stete Freundschaft zwischen den beiden großen Nachbarn herzustellen!

Zweimal war Frankreich hart daran, das Elsaß zu verlieren: 1709 und 1815, und beidemal wurde ihm wie durch ein vom Himmel gefallenes Glück die kostbare Provinz doch noch gerettet. Die Schlacht von Malplaquet hatte im erstgenannten Jahre Ludwig XIV. so weit gebracht, daß er selbst das früher von Holland vergebens geforderte Elsaß als Friedensopfer darbot. Allein unversehens wandte sich in der letzten Stunde das Blatt durch eine Kette von Glücksfällen, unter welchen der Sturz des Herzogs von Marlborough am meisten betont zu werden pflegt. Wir haben uns wohl manchmal an der Intrigue ergötzt, wie sie Scribe im „Glas Wasser" geistreich heiter im französischen Sinne darstellt, ohne uns zu erinnern, daß dieses Glas Wasser auch über das Schicksal unsres Elsasses mit entschieden hat. Das andre Mal — im Jahr 1815 — war es statt einer Intrigue von Hofherren und Hofdamen eine Intrigue der Diplomatie, welche

ebenso unerwartet das schon fast verlorene Elsaß den Franzosen wieder in den Schoß warf. Sie bietet zu keinem Lustspiele Stoff. Aber es ist ein Wunder, daß die Elsässer an den französischen Glücksstern glaubten und immer noch glauben?

Das alte Elsaß, das Land der Kriegsnot, wurde unter den Franzosen vielmehr ein Land des Kriegsglücks, es kam aus der Kriegsgefahr in Kriegssicherheit. Die Franzosen dürfen einfallen in fremdes Land, aber kein Fremder darf einfallen in Frankreich; das wäre völkerrechtswidrig. Kein Wunder, daß sich bei einer so günstigen Umkehrung deutsche Art und Gesinnung völlig in französische umschmolz.

Dasselbe Ergebnis zeigte sich aber auch noch auf einem andern nahe liegenden Punkte. Während sich das alte Elsaß mit der Franzosenherrschaft aussöhnte, weil sie ihm mindestens Ruhe sicherte, und die Elsässer in der ruhigen Zeit des vorigen Jahrhunderts als ein wenig kriegerisches Volk erschienen, wurden sie seit den Revolutionskriegen geradezu ausgezeichnete Soldaten und bildeten eine Spezialität in der französischen Armee, vorab unter der Reiterei. Wenige Provinzen Frankreichs haben während jener großen Kriegsperiode soviel namhafte Generale geliefert wie das Elsaß. Es war als habe sich die geistige Triebkraft des Volkes, in den Friedenskünsten zurückgehalten durch die nationale Halbwüchsigkeit, darum doppelt stark in der Kriegskunst Luft gemacht. Die erste siegreiche Schlacht der revolutionären Franzosen gegen die Preußen wurde, so sagen die Elsässer, von einem Elsässer geschlagen, von Kellermann bei Valmy; und in der Schlußscene der Napoleonischen Kriege kämpfte ganz zuletzt der Elsässer Rapp bei Straßburg noch gegen die Verbündeten, obgleich dort die Niederlage von Waterloo, ja der Einzug der Sieger in Paris bereits bekannt geworden war. Lefevbre, der Müllersohn aus Ruffach, gewann sein Titularturherzogtum (in partibus infidelium) an der äußersten Nordostecke Preußens, als Herzog von Danzig; und der Elsässer Kleber fand als Republikaner zwar keinen Herzogshut, aber doch frische Lorbeern unter dem ägyptischen Glut=

himmel. Ortener, Dentzel und andre wären noch zu nennen neben vielen elsässischen Offizieren, deren wenigstens die Spezialgeschichte der Napoleonischen Kriege mit Ehren gedenkt.

In dem Rundschreiben des stellvertretenden Ministers Grafen de Chaudordy von Tours, 10. Oktober 1870, ist es für unmöglich erklärt, daß das Herz Frankreichs sich je von den Gegenden lossage, „welche so vieles so edel ertragene Unglück und so vieles so glorreich vergossene Blut durch ein unauflösliches Band mit ihm verbinden". Auf das Band der nationalen Blutsgemeinschaft berufen wir uns beim Elsässer; der Franzose auf die kriegerische Blutsverbrüderung.

Als Deutschland vor siebenzig Jahren am tiefsten darniederlag, stieg das Elsaß zu hohem Gedeihen; als wir danach vom Kriege zertreten wurden, erfreute es sich des Friedens; als wir uns dagegen wieder erhoben hatten, begann für jenes Bruderland nach dem Sturze Napoleons ein Jahrzehnt traurigen Verfalls. In der Königszeit des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Elsässer noch überwiegend deutsch geartet waren, nahmen sie nicht teil an der großen Politik und am Kriegsruhme; in den Tagen der Republik und des Imperators dagegen, wo sie von Herzen Franzosen wurden, tauchten plötzlich politische und kriegerische Talente auf. Es war nicht mehr das mattherzige Paktieren des Unterworfenen mit dem stolzen Sieger wie bis dahin, sondern die Elsässer standen jetzt selbst inmitten der Sieger, sie imponierten den Franzosen, während ihnen gleichzeitig die Franzosen imponierten. Das sind Thatsachen, welche uns tief in die Seele schneiden, aber sie sind wahr und lösen neben hundert andern das völkerpsychologische Rätsel, warum die deutschen Elsässer heute so schwer daran wollen, aus künstlichen Halbfranzosen wieder zu werden, was sie von Natur sind, ganze Deutsche.

Ich beende dieses zweite Kapitel, indem ich es an mein erstes anschließe. Die innere Umkehrung des Landescharakters als Kriegsbühne bedingte auch einen äußern, einen geographisch-militärischen Frontwechsel, welcher dem Frontwechsel des friedlichen Straßenlandes parallel läuft.

Topographen aus der Zopfzeit schreiben, drolliger- und doch ernstgemeinterweise, der Name Elsaß heiße eigentlich „Edelsaß" und rühre von den vielen Edelsitzen her, von den hundert Burgen und Festen, deren Trümmer heute noch — ein echt deutsches Landschaftsbild — so manchen elsässischen Waldberg bekrönen. Diese alten Festen beherrschten aber vorab die Vogesen, und abgesehen von der Burg aller elsässischen Burgen von Straßburg, waren früher auch viele Städte in den Vogesenpässen und hart am Ostsaume der Vogesen, wo sich das Gebirg zur Ebene öffnet, durch ihre festen Mauern ausgezeichnet.

Das kehrte sich um in der Franzosenzeit. Jetzt wird unter Vaubans leitendem Geiste das Burgenland Elsaß ein Festungsland im modernen Sinne; die meisten und stärksten Festungen aber werden am Rhein erbaut, ja das Elsaß schob seine Brückenköpfe, wo es nur konnte, zeitweilig sogar über den Rhein. Wenn ein Land dem Nachbarlande kulturgeschichtlich den Rücken kehren will, so weist es ihm fortifikatorisch die Zähne. Ein solches Bild gewährt der Anblick elsässischer Landkarten aus dem vorigen Jahrhundert. Hüningen, Neubreisach mit der „Strohstadt" auf der Rheininsel, Kolmar, Schlettstadt, die Straßburger Citadelle mit der befestigten Insel und dem Kehler Brückenkopf, Fort Louis im Rheine, Lauterburg, die Weißenburger Linien — halb Wall, halb „Gebücke" aus verflochtenen Zweigen und Stämmen — vom Berg zum Rheine und endlich Landau: das waren die Zähne, welche das Elsaß Deutschland wies, während seine neuen Straßen und Kanäle uns den Rücken kehren. Freilich hatten auch die Vogesenpässe noch manche starke Feste, Belfort voran, doch in weit minderem Zusammenhange als die Rheinebene.

Ein charakteristisches einzelnes Beispiel dünkt mir hier Elsaß-Zabern. Den wichtigsten Paß beherrschend, der vom untern Lande ins innere Frankreich führt, und im Knotenpunkte mehrerer Straßen gelegen, war es schon zu Römerzeiten eine starke Festung, und die uralten dicken Mauern mit zweiundfünfzig Türmen wurden noch im siebzehnten Jahrhundert stellenweise für Römerwerk er-

klärt. Da ließ Louvois im Jahre 1677 die Mauern der damals noch bischöflich-straßburgischen Stadt schleifen, und man begnügte sich später mit der Deckung des Passes, welche das unsern auf der Höhe gelegene Pfalzburg gewährte. Heutzutage würde Zabern als Festung die Straßburg-Pariser Eisenbahn sperren, während Pfalzburg an der Landstraße in die Ecke geschoben ist. So lag denn im Sommer 1870 die ganze Bahnlinie von Hagenau bis Tull sofort den deutschen Heeren offen. Wäre Zabern auch nur auf vierzehn Tage zu halten gewesen, welche Schwierigkeiten hätten sich im entscheidendsten Zeitpunkte unsrer Südarmee entgegengestellt! Aber das ganze Elsaß, als „Bollwerk gegen Deutschland", war schon von Vauban in dem Sinn gedacht, daß der Rhein den schlechthin zu verteidigenden Grenzgraben bilde. Und die spätere Zeit, welche den französischen Boden schon für „heilig und unantastbar" ansah, ging über das Vaubansche Verteidigungssystem des Landes kaum hinaus, ließ es aber hier und da lückenhaft werden. Die deutschen Kanonen haben im gegenwärtigen Jahre zum öftern alte Vaubansche Werke begrüßt, und die moderne Spezialkarte des Elsasses zeigt uns bei Neubreisach, Schlettstadt, Straßburg, Pfalzburg wie bei den Festungsfragmenten von Weißenburg und bei unserm Landau überall noch die wohlbekannten Grundformen der Bauart jener Zeit. Diese Festen entstanden eben in neuer Form, als Frankreich die Front des ganzen Elsasses umkehrte. Später aber, nachdem das Vaubansche System veraltet war, dünkte das Elsaß den Franzosen nicht mehr der natürliche Walplatz zwischen Frankreich und Deutschland, sondern vielmehr ein Ausfallgebiet, woraus sie hervorbrachen, aber wohin niemand mehr hereinbrechen werde. Und so versäumte man das Land auf die stärkste Verteidigung im modernen Stile einzurichten. Die Elsässer hätten sich dann ja wohl gar statt des französischen Dogmas von den unantastbaren Grenzen der alten deutschen Sage erinnert, daß auf ihrem Boden der große Entscheidungskampf ausgefochten werden solle.

III.

Zwischenland.

Ich unterscheide zweierlei Art von Französierung des Elsasses. Die eine bezweckte die **politische** Verschmelzung der Provinz mit dem Staate, und machte die Bewohner französisch gesinnt, indem sie ihr Interesse, ihren Dank, ihre Teilnahme zu gewinnen suchte. Sie ward auch am frühesten anerkannt von Leuten, die sonst gute Deutsche sein und bleiben wollten. So geschah es durch die Straßen und Kanäle, so durch die sichernde Kriegspolitik und die geordnet zentralisierende Verwaltung des Großstaates.

Die andre Art dagegen stieß auf frühen und zähen Widerstand. Sie wollte unmittelbar deutsche Sitte und Sprache ausrotten und französische an ihre Stelle setzen, sie traf also geradeswegs die **Nationalität**. Vielleicht war jene mittelbare, mitunter sogar absichtslose Französierung von tiefer greifendem Erfolge; die unmittelbare, oft gewaltthätige war aber ohne Zweifel augenfälliger. Darum nahm man sie meist allein in Betracht, wo von dem durch List und Zwang entdeutschten und verwälschten Volke des Elsasses geredet wird.

Beide Arten zu französieren, die feine politische und die grobe nationale, haben ihre besondere Chronologie; sie waren nicht immer gleichzeitig, wechseln, ergänzen und verbinden sich vielmehr in verschiedenen Perioden. So traten seit dem Raube Straßburgs die bewußten, vordringlichen Angriffe auf deutsche Art und Sprache derb in den Vordergrund, während sie nach Ludwigs XIV. Tode eine geraume Weile gleichsam in der Schwebe blieben. Zur Revolutions- und Kaiserzeit überwog die politische Anziehungskraft des französischen Reiches als der sieggewaltigen Großmacht, und man mochte es fast für überflüssig halten, die Elsässer zum Französisch-Sprechen zu zwingen, da sie es ja von selbst lernten samt ihren Rheinbundsbrüdern überm Rheine. Anders lag die Sache seit 1815 und namentlich seit 1830. Der

Gedanke des nationalen Staates war in den Befreiungskriegen auch bei dem deutschen Volke erwacht; nicht aus Gründen des historischen Rechts, sondern wegen des nationalen Volkszusammenhangs hatte die öffentliche Meinung Deutschlands das Elsaß zurückgefordert. Und diese echt moderne Idee, daß der Staat aus dem Volke erwachse und die natürliche Volksgemeinschaft die einzig dauerhafte Grundlage aller Staaten sei, schlug immer tiefere, breitere Wurzeln. Man mußte also die Elsässer möglichst rasch und gründlich ihrer angestammten Volksgemeinschaft entreißen, um allen künftigen Ansprüchen dieser Art vorzubauen. Und obgleich die Elsässer politisch wirklich bereits korrekte Franzosen waren, blieben sie national, in ihrem angeborenen Volkstum doch noch immer gar zu deutsch und inkorrekt. Daher steigerte die französische Regierung ihre Angriffe auf deutsches Wesen im Elsaß in dem Maße, als das Nationalitätsprinzip lebendiger von allen Völkern Europas erfaßt und auch, soweit möglich, praktisch gefordert wurde. Ludwig Philipp und Napoleon III. bezeichnen zwei Steigerungsgrade dieser Angriffe. Der dritte Napoleon aber mußte schon um deswillen ganz besonders energisch gegen jeglichen Bestand deutschen Wesens vorgehen, weil er in Italien als der Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips aufgetreten war und sich die Elsässer doch nicht mit seinem eigenen Prinzip abstreiten lassen wollte. Seine Maßregeln gegen das Deutschtum der französischen Provinz waren freilich weit feiner als die plumpen Ordonnanzen Ludwigs XIV., aber eben darum auch weit gefährlicher.

Dies der allgemeine Gang. Ich greife mir hier aber zunächst nur eine Episode aus diesem zweihundertjährigen Prozesse der Französierung, um zu zeigen, wie und warum das Elsaß dennoch fortwährend in der nationalen Schwebe blieb, ein Zwischenland, welches nicht nur kraft seiner Volksnatur, sondern selbst infolge der französischen Maßregeln niemals ganz französisch werden konnte.

Es besteht ein seltsamer Widerstreit zwischen der äußern politischen Verfassung und der im Elsaß geübten französischen

Kulturpolizei bis zum Jahre 1789, ein Widerstreit, der das Volk fast mit gleicher Stärke nach Paris hinüber- und nach Deutschland herüberzog, also sich gegenseitig nahezu aufhob. Und da dieses Hin- und Herziehen gleicherweise von der französischen Regierung sanktioniert war, so birgt es eine reizende Ironie.

Man lege sich staats- und verwaltungsrechtliche Aktenstücke von zweierlei Art auf die rechte und linke Seite, so hat man diesen ironischen Widerstreit schwarz auf weiß und in strenger juristischer Form beurkundet. Rechts liegen jene Dekrete der „Ordonnances d'Alsace," welche französische Sprache, Sitte und bürgerliche Einrichtungen befehlen, und links die Verträge des Westfälischen Friedens, die Kapitulation von Straßburg und jene Ordonnanzen, durch welche der Ritterschaft und einzelnen Städten noch immer ein schmaler Fortbestand alter Vorrechte verbrieft wurde. Wir sehen da ein Sonderleben, eine bunte Mannigfaltigkeit, die uns dann doch [illegible] mehr alt deutsch als neu französisch anmutet.

Um deutlicher zu reden, hebe ich charakteristische Züge aus den Akten rechts und links hervor. Zunächst Maßregeln der unmittelbaren Französierung.

Eine Verordnung vom Jahre 1685 gebietet allen Richtern, Magistraten, Notaren und Gerichtsschreibern, ihre Akte französisch abzufassen, bei Strafe und Gefahr der Nichtigkeit. Es ergeht ein Befehl an alle Elsässer, sich französisch zu kleiden, der aber nicht auszuführen war. Wir mustern die Namen der Militärgouverneure und Civilintendanten der Provinz von 1648—1789 und finden lauter Franzosen; wir sehen uns die Präsidenten des obersten Gerichtshofes, des „hohen Rates in Kolmar" an und entdecken von 1658—1789 zwischen lauter französischen nur zwei deutsche Namen. Die Jesuiten werden dem Lande aufgedrungen und lehren in den höhern Schulen lateinisch sprechen und französisch denken; sie bekämpfen das Luthertum und im Luthertume das Deutschtum. Die elsässischen Protestanten sollen, laut einer Ordonnanz von 1681, ihre Kinder nicht im Auslande — d. h. zunächst in Deutschland —

erziehen lassen, damit sie draußen keine Grundsätze annehmen, welche „den Gehorsam gegen den französischen Staat“ erschüttern könnten. Die Aufhebung des Edikts von Nantes konnte zwar de jure auf das Elsaß keine Anwendung finden, weil hier eben die staatsrechtlichen Verträge, welche ich auf die andere Seite gelegt habe, den Rechten der Protestanten ihre ganz eigene Grundlage gaben; allein de facto verfuhr man doch in einzelnen Fällen genau wie im übrigen Frankreich, wo das Edikt widerrufen war. Ein redender Zeuge dieses widersprechenden Maßes ist das Dorf Ueberach bei Hagenau. Hier siedelten sich hugenottische Familien an, welche 1685 wegen des aufgehobenen Edikts aus Frankreich nach dem Elsaß geflohen waren. Sie verloren aber hier ihren Protestantismus und bewahrten nur bis heute ihre französischen Namen inmitten einer ganz deutschen Bauerschaft.

So haben es die Franzosen von Anbeginn an grobem und sanftem Drucke des Gesetzes wie der Gesetzwidrigkeit nicht fehlen lassen, um die elsässer Deutschen französisch sprechen und denken zu lehren. Und wenn auch die erste Generation starr widerstand, so ward doch schon die zweite weit fügsamer.

Aber die Franzosen standen sich selbst wiederum im Wege durch die territoriale Verfassung, die sie dem Elsaß gegeben oder doch widerstrebend gelassen hatten. Da komme ich denn auf die zweite, auf die Gegengruppe meiner lehrreichen Aktenstücke. Frankreich hat das Elsaß bekanntlich stückweise, nach und nach, hinweggenommen; die Hauptstücke 1648 und 1681. Betrachtet man's aber genau, so haben die Franzosen das was ihnen heute als das ganze und unteilbare Elsaß vorschwebt, nur siebzehn Jahre besessen, von 1798—1815. Denn Mülhausen kam erst 1798 hinzu, und Landau mit der Umgegend 1815 wieder hinweg. Das heißt sie hatten das Elsaß nur ganz zu einer Zeit, wo es offiziell gar kein „Elsaß“ mehr gab. Auf den Spezialkarten des achtzehnten Jahrhunderts sieht dann ferner das königlich französische Elsaß noch gar nicht wie ein rechtes Stück Frankreich aus, sondern immer noch vielmehr wie ein Stück Deutschland, vorab das Unterelsaß.

Hier verwirren sich die Linien und Farben kleinerer und größerer Gebietsteile so bunt wie nur irgend überm Rheine im heiligen römischen Reiche. Da gibt es Exclaven pfalz-zweibrückenschen Landes neben markgräflich badischen, landgräflich hessen-darmstädtischen, gräflich hanauischen, bischöflich speirischen und straßburgischen Besitzungen; Leiningen-Dachsburg und Westerburg tritt auch teilnehmend hinzu, Horburg-Würtemberg, Fleckenstein u. a. Auch der zahlreiche ritterschaftliche Adel behauptet daneben noch Ueberreste seiner territorialen Privilegien, „sofern sie den französischen Gesetzen nicht entgegenstanden“, und obgleich thatsächlich aller Adel mittelbar geworden war, nannte man doch bis zur Revolution die unterelsässische Ritterschaft die „unmittelbare“, die oberelsässische die „mittelbare Ritterschaft“ — lediglich in Erinnerung vergangener Reichszeiten, wo der Adel des obern Landes unter österreichischer Hoheit gestanden, während er sich im Niederelsaß als reichsunmittelbar behauptet hatte. Das war gerade so, wie der Elsässer vor hundert Jahren noch im Kopf nach altem deutschen Gelde rechnete, nach Kronen, Gulden, Schillingen, Rappen, Batzen und Plapperten, indes ihm die französischen Münzen längst als die offiziell allein gangbaren durch die Hände liefen.

Nun standen freilich jene buntscheckigen reichsfürstlichen Enclaven unter französischer Hoheit und die Reichsfürsten selbst galten in Betracht dieser Ländereien als Vasallen der Krone Frankreich. Allein dessenungeachtet verleugnete sich ein engerer Zusammenhang jener reichsfürstlichen Länderstreifen mit Deutschland nicht, namentlich im Gegensatze zu den andern elsässischen Gebietsteilen, welche dem französischen Scepter allein und unmittelbar unterworfen waren. Es mag parador klingen und ist dennoch eine einfache Wahrheit: der Partikularismus zersetzte Deutschland äußerlich, aber er kräftigte es von innen, und aus dem Partikularismus erwuchs bei uns allezeit das Nationalbewußtsein. So trug auch der in dem Elsaß des dreizehnten Jahrhunderts fortlebende deutsche Partikularismus und Individualismus wesentlich dazu bei, die Elsässer deutsch zu bewahren, deutsch in ihrer Passivität

und Abschließung. Und wie bei schwebenden Gegenständen ein kleines Gewicht, ein leiser Anstoß die Richtung bestimmen kann, so zog das Kleinleben die abgeschlossenen Leute immer wieder politisch, sozial und — wenn das verpönte Wort erlaubt wird — auch gemütlich nach Deutschland hinüber. Die Kleinwirtschaft konnte sie nicht mit starkem Impulse wecken, aber sie träumten in ihr doch den Traum der alten Zeit fort bis auf bessere Tage. Und was ein Volk lange geträumt hat, kann in der Stunde des Erwachens von mächtigem, von höchst realem Einflusse werden.

Ein weiteres Bild centrifugaler Gliederung des Gebietes zeigt uns die kirchliche Landkarte des Elsasses im achtzehnten Jahrhundert. Heutzutage ist die Sache sehr einfach: die elsässischen Katholiken gehören zum Bistum Straßburg, welches seinerseits wiederum dem Erzbistum Besançon untergeordnet ist. Ganz anders vor der Revolution. Damals hatten fünf Bistümer teil am Elsaß: Straßburg, Metz, Basel, Speier, Besançon — also nur eins, welches im Centrum des Landes gegründet war, neben zwei, die in fremden Staaten, und zwei, die in fremden Provinzen ihren Mittelpunkt hatten. Dazu besaßen die Lutheraner ihre eigenen „Konvente“ und Konsistorien; die vier reformierten Gemeinden dagegen erhielten ihre Pfarrer mehrenteils aus Bern und Basel, und die Pfarrer bezogen auch ihren Unterhalt teilweise aus der Schweiz. Also auch hier eine Zerstückelung, die weit mehr deutsch als französisch aussah. Aber gerade durch diesen Gegensatz zum französischen Wesen bewahrte sich auch anderswie das deutsche. Als die Revolution und Napoleon centralisierten und ausebneten, da wich das Deutschtum aus all den tausend kleinen Winkeln, worin es sich eingeklammert und verborgen hatte. Wäre das hundert Jahre früher geschehen, dann würde das Elsaß heutzutage kaum weniger französisch sein als das westliche Lothringen.

Darum blieben auch die elsässischen Bauern deutscher als die Städter, weil der Bauer allezeit partikularistischer ist. Indem er über seine Gemeinde, seinen Gau nicht hinausging, kam er auch nicht recht nach Frankreich. Er behielt die deutsche Sprache,

nicht aus nationalem Bewußtsein, sondern weil er kein Französisch gelernt hatte. Wozu hätte er das auch im Kleinleben seines Dorfes gebraucht? Und weiter blieb auch das Deutsch der Gebildeten hier vorherrschend mundartlich bis auf diesen Tag, weil ihre ganze Bildung mundartlich war. Der gebildete Elsässer spricht, wie bekannt, noch immer kein sonderlich reines Französisch, allein er spricht das Französische dialektfreier als das Deutsche. Denn im Französischen ging er über die Provinz hinaus, zum großen Staate, in die Welt; im Deutschen kehrte er in seinen engsten Heimatgau zurück. Leute, welche kein Verständnis für Seele und Herzschlag der Mundarten besitzen, nennen das elsässer Deutsch grob, roh, ungeschlacht. Es ist nicht gröber als andere Dialekte, aber es hat sich spröder in sich selbst zurückgezogen, weil die lebendige Wechselwirkung mit der deutschen Gesamtsprache unterbunden war. Hieraus quillt sogar ein eigentümlicher Vorzug: die große Menge origineller, uralter und echt deutscher Ausdrücke, welche dem Elsässer eigen ist. Seine Mundart teilt diesen Vorzug wie den ungerechten Vorwurf des Groben und Ungeschlachten mit dem Schweizerdeutsch aus ganz verwandten Gründen. Nur mit dem Unterschiede, daß der gebildete deutsche Schweizer, wenn er „gut deutsch“ spricht, ein besseres Deutsch redet als der gebildete Elsässer, wenn er sich im Hochdeutschen versucht. Denn die Schweiz lag seit geraumer Zeit näher bei Deutschland als das Elsaß, es gingen mehr Brücken über den Bodensee als über den Oberrhein, und seit der Schweizerischen Dichterschule zu Bodmers Zeit hat sich die schweizerische Litteratur inniger mit der gesamtdeutschen verwachsen als die elsässische, welche neuerdings fast durchaus provinziell blieb.

Das Elsaß — Land und Leute — ist bis auf diesen Tag ein sehr unbekanntes Land geblieben, eine Insel, deren Küsten zwar jeder kennt, deren Inneres aber noch zu entdecken ist, nicht für die Elsässer selbst, aber für Deutschland und wohl auch für Frankreich. Die neuere elsässische Litteratur birgt einen sehr reichen Schatz historischer, topographischer, statistischer Mono=

graphien, aber sie verbirgt ihn eben auch. Ueber die Provinzialgrenze hinaus sind diese Schriften und Aufsätze wenig bekannt und oft dem Forscher schwer erreichbar. Auch die Lokalkunde spann sich hier in sich selber ein. Hätten die Deutschen mehr über ein so merkwürdiges Land gelesen, so hätten sie es auch fleißiger bewandert. Auf zehn deutsche Fußwanderer, welche die innersten Winkel der Schwarzwaldthäler ausspähen, wird man kaum einen finden, der die Geheimnisse der Vogesenthäler mit eignen Augen erforscht hat. Die Franzosen haben die versteckten Reize des Waskenwaldes eifriger aufgesucht, dafür war ihnen aber das deutsche Volkstum der Bewohner unzugänglich. So blieb das Innere dieses Zwischenlandes verschlossen nach beiden Seiten. Welch seltsamer Widerspruch bei einem Straßenlande, das so offen an der Heerstraße zweier Nationen liegt, von Fremden so viel durchreist und doch von Fremden so wenig durchwandert! Das wird anders werden, sowie die Zwitterlage aufhört, und der Elsässer sich wieder deutsch wird fühlen können über seine bloße Provinz und Mundart hinaus.

Im Oberelsaß und im Sundgau ist man heutzutage härter französisch als im Unterelsaß. Ich brachte schon einige Gründe für diese Erscheinung; hier tritt ein neuer hinzu. Dem Oberlande ward der konservierende Partikularismus des vorigen Jahrhunderts in weit minderm Maße zu teil. Im Unterlande lagen die vielen reichsfürstlichen Enclaven, dort blühte das reichsstädtische Sondertum am kräftigsten, dort kreuzten sich auch höchst mannigfach die religiösen Bekenntnisse. Oben dagegen überwog das glatte und reine französische Besitztum mit den unselbständigen Städten, es überwog der Katholizismus. Die elsässer Katholiken befreundeten sich vor hundert und zweihundert Jahren weit rascher mit den französischen Beamten und andern französischen Einwanderern als die Protestanten, vorab als die Lutheraner, welche sich religiös wie volkstümlich und sozial spröde in sich selbst zurückzogen. Schon als ecclesia pressa behüteten sie in ihrem Sondertum um so eifriger das deutsche Wesen und sind Ludwig XIV. ohne

Zweifel als Erzpartikularisten erschienen. Deutsch, lutherisch, reichsstädtisch-spießbürgerlich, bauerndumm, zopfig, aristokratisch, partikularistisch, reaktionär, separatistisch — das klappte alles zusammen und war ein Lob oder ein Schimpf, je nachdem man's mit deutschen oder französischen Augen ansah. Aber welch ein edler Kern verbarg sich doch in diesem zweideutigen Gewirre!

Deutsche Kleinstaaterei in einen fremden Großstaat eingekeilt — das war die schärfste Signatur des Zwischenlandes Elsaß vor der Revolution. Zum gelehrten Belege kann ich mich auch auf Bücher berufen und zwar auf sehr viele Bücher, nämlich auf die ganze elsässische Litteratur. Nicht bloß was in den Büchern geschrieben steht, sondern mehr noch wie sie geschrieben sind, gibt uns dafür Zeugnis. Wenn je durch das Zerreißen eines politischen Bandes zugleich der tiefste Riß in die ganze Litteratur- und Kulturgeschichte eines Volkes gemacht wurde, so geschah es bei der Trennung des Elsasses vom Deutschen Reiche. Man hat dieses Phänomen jetzt, wo es uns so unmittelbar vors Auge gerückt wird, wo „Elsaß“ eine Tagesfrage geworden ist, schon öfters betont und untersucht. Ich begnüge mich hier mit den Thatsachen, welche uns die Resultate des „deutschen Partikularismus und Provinzialismus im fremden Großstaate“ litterarisch beurkunden.

Es hat zu allen Zeiten litterarisch berühmte Elsässer gegeben — jedoch mit einem kleinen Unterschiede der Perioden: die berühmten Schriftsteller *vor* der französischen Besitznahme sind berühmt in aller Welt; *nach* der Besitznahme fast durchweg nur im Elsaß. Nicht weil das Länd ärmer geworden wäre an Talenten, aber die Talente hatten keinen Boden mehr in dem Zwischenlande. Man könnte sogar meinen, die Talente seien zahlreicher geworden; in Strobels „Geschichte des Elsasses“ wird wenigstens die Zahl der „Namhaften“ in Wissenschaft und Kunst bei den spätern Abschnitten immer größer. Wägt man freilich die Namen, so kommt einem der Gedanke, die Qualität solle da durch die Quantität ersetzt werden, und während sich die ältern Größen

von selbst geboten, scheine man die jüngern gesucht und dann allerdings sehr viele gefunden zu haben. So ist es in der That. Und dieses Suchen kommt aus sehr ehrenwerter Quelle. Der gebildete Elsässer weiß wie altberühmt seine Heimat ist in der Geschichte der deutschen Geisteskultur; er will diesen Vorzug auch heute nicht verloren geben; aber die Geistesarbeit ging ins kleine, sie konnte in den exakten und verwandten Wissenschaften über die Landesgrenzen hinausgreifen, nur gerade auf den Gebieten, wo sie deutschen Boden unter den Füßen haben muß, in Poesie, Litteratur und Geschichtschreibung, blieb sie provinziell. Der Fleiß versiegte nicht, aber es versiegte die zeugende erobernde Kraft. Mit rührender Pietät schätzte der deutschgesinnte Elsässer die poetische und historische Kleinarbeit seiner Landsleute; es war dankbar sich im Elsaß litterarisch hervorzuthun; denn man bedurfte in der Provinz der eingeborenen Talente, man suchte sie, und mancher andere deutsche Gau könnte sich ein Exempel nehmen an dieser liebevollen Schätzung einheimischer Leistungen. Nur ist dann wieder die Kehrseite, daß das Geleistete gar zu einheimisch blieb. Indem sie sich in sich selbst zurückzog, rettete die elsässische Litteratur deutsche Form und deutschen Gehalt. Sie war zuletzt vergleichbar einer Lampe, welche genau so viel Oel erhält, daß sie nicht erlischt, aber sie leuchtet nicht. Wie schätzten wir auch in Deutschland diese schwach genährte, selbstgenügsame Lampe; denn wir hofften immer, daß sie dereinst wieder hell aufflammen werde!

Vor der französischen Zeit war die elsässische Geisteskultur in zwiefacher Weise ausgezeichnet: durch ihren Universalismus und durch ihr tonangebendes Vorangehen.

Fast in jedem Kapitel der deutschen Kulturgeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit wird man irgendwie einmal ins Elsaß gewiesen. Ich nenne nur einige Hauptkapitel: Geschichte der Poesie von Otfried von Weißenburg bis Gottfried von Straßburg und dann weiter herab auf Sebastian Brandt und Moscherosch, — Baukunst, Bildnerei und Malerei, Straßburg voran, als Vorort der deutschen Bauhütten, — Geschichte

der Mystik: Tauler, die Meister Eckhart und Nikolaus, — Geschichte der Beredsamkeit: Geiler von Kaisersberg, deutsch in lateinischer Rede, — deutsche Chroniken: Closener und Königshofen, — Humanismus: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Sturm, dazu Geschichte der Städteverfassungen, der Zünfte und Gewerbe, der Erfindungen, der Volkssage und des Volksliedes. Das sind nur fragmentarische Andeutungen; man könnte seitenlang Namen und Arbeitskreise aller Art hinzufügen, und in dieser wahrhaft universellen Menge würden dann wieder zahlreiche epochemachende Namen zu unterstreichen sein, welche einen neuen Aufschwung auf ihrem Gebiete eröffneten.

Nur universell arbeitende Völker stehen wahrhaft groß in der Kulturgeschichte, nur vielgestaltige Perioden sind rechte Hauptperioden, ja selbst beim Einzelmenschen ist der große Genius immer in gewissem Maße Universalist; das bloße Talent hingegen kann einseitig sein. So war auch das alte Elsaß universell und bahnbrechend zugleich in seinen großen Männern. Und hiermit erschien es dann nicht wie eine Grenzprovinz, ein bloßes Anhängsel von Deutschland; es lag kulturgeschichtlich im Centrum der deutschen Nation, als ein tonangebendes Hauptglied. Ein vorgeschobenes Nebenland hätten wir allenfalls verschmerzen können, aber ein solches Haupt- und Centralland deutscher Zunge niemals.

Darum war es auch das bitterste, daß es den Franzosen nahezu gelungen wäre, selbst die unzerstörte deutsche Bildung im Elsaß zu einem vereinzelten Fragment und Anhängsel zu machen. Die elsässische Geistesarbeit ist einseitig geworden und statt voranzugehen, folgte sie nach, seit zwei Jahrhunderten, ja sie hinkte oft gar verspätet hinterdrein. Aus der deutschen Kunstgeschichte ist das französische Elsaß geradezu verschwunden, seine Geschichtschreiber wurden Lokalhistoriker, die Poeten wandten sich von den größern Formen und Stoffen zur kleinern lyrischen und erzählenden Gattung und dichteten mit wenigen Ausnahmen nur für die engern Landsleute. Schöpflin schrieb im Jahre 1760

wie man zu Leibniz' Zeiten geschrieben hat. Pfeffel erzählt in den neunziger Jahren seine oft feinen und sinnigen Fabeln, nicht wie ein Zeitgenosse Schillers und Goethes, sondern wie der nächste Nachfolger Gellerts und Hagedorns. Strobels Geschichtswerk ist ein nützliches, lehrreiches Buch, aber ohne die Jahreszahl auf dem Titelblatt würde man nicht erraten, daß der Verfasser in der Periode Leopold Rankes gearbeitet hat. Die vereinsamte Provinziallitteratur zog nicht mehr, sie ließ sich ziehen. Das neuere Elsaß hat schreibende Gelehrte von Namen, aber keinen einzigen wissenschaftlichen Schriftsteller von nationalem Range. Gelehrte können von Haus aus Weltbürger sein, der Schriftsteller gehört immer zunächst seiner Nation.

Ich werfe noch einen besondern Blick auf die ältern deutschen Historiker der französischen Zeit. Sie haben zum Teil sehr wertvolles für ihre Provinz und also mittelbar auch für Deutschland geleistet, aber während wir ihren ehrlichen Fleiß bewundern, vermissen wir den innigen, geheimnisvollen Verband mit dem nationalen Leben, den nationalen Herzschlag. Ich gebrauche absichtlich diese dunklern bildlichen Worte, denn ich weiß recht gut, daß fast der ganzen historischen Litteratur Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert der klar bewußte nationale Standpunkt fehlte; man schwankte zwischen dem Partikularisten und dem Kosmopoliten. Dennoch war z. B. Schiller von nationalem Geiste beseelt trotz seines weltbürgerlichen Bekenntnisses. Er bot seinen deutschen Lesern zur anregenden Unterhaltung die „Denkwürdigkeiten des Marschalls Vieilleville“, in welchen der Franzose so ruhmredig erzählt, wie Deutsch-Lothringen vom Reiche abgewandt und unter das französische Joch gebeugt wurde, und ahnte wohl kaum, daß diese Schrift den deutschen Sinn eigentlich viel mehr ärgern als anregen könne. Dennoch war er ein Prophet und Herold des deutschen Geistes. Die partikularistischen Elsässer dagegen schwanken hin und her zwischen treuer Liebe für heimische Altertümer, landschaftlichem Kleinleben und dem Bestreben, französische Geschichtsauffassung doch wieder im großen und ganzen einzubürgern.

Der alte Straßburger Chronist Twinger von Königshofen betont noch scharf, daß durch Karl den Großen „das Reich und kaiserliche Würdigkeit“ an die Deutschen gekommen sei — „und also gehörte Ober-Frangrich, das ist welsch Frangrich, zu disem diutschen Lande, und niut das diutsche gein Frangrich“. Johannes Schilter gibt Königshofens Chronik heraus im Jahre 1698, gewiß ein patriotisches Werk, aber welch jämmerlich unpatriotischer Ton klingt uns da gleich aus der Vorrede entgegen: „und weil das heil. römisch Reich deutscher Nation die Straßburgischen Lilien der großmächtigen Liliencron erblich einverleibt“ . . . so wolle Gott den König segnen . . . „daß, gleichwie diese Stadt und ganze Provintz die nunmehr überwundenen schweren Kriegsjahre über, mitten zwischen den wütenden Kriegsflammen unter Ihro königl. Majestät Schutzflügeln unbeschädigt in Ruhe gesessen, also auch ferner . . . Glanz und Flor von Straßburg in re litteraria und commerciis auch die vorigen Rechte und Freiheiten“ erhalten werden mögen. Da haben wir schon, kaum siebzehn Jahre nach dem Raube Straßburgs, den ganzen, halb französischen, halb elsässisch-deutschen Spießbürger, der mit Ruhe und Frieden und dem Flor von Gelehrsamkeit und Handel sein deutsches Gewissen abfindet.

Bei einem Gange durch die elsässische Geschichtschreibung der letzten zwei Jahrhunderte werden wir zwischen Teilnahme und Aergernis fortwährend hin- und hergeworfen; es ist eine rechte Zwischenlitteratur im Zwischenlande. Sie bewahrte die alte deutsche Kunde und örtliches deutsches Gemeinbewußtsein, aber im Hintergrunde steht dann wieder der Franzose und lenkt, selbst äußerlich oft, den deutschen Historiker. So ist Schöpflins quellenhaftes Hauptwerk, die „Alsatia illustrata“ (1760 und 1761), dem Könige Ludwig XV. als servatori Alsatiae gewidmet, und in der Vorrede berichtet uns der Verfasser, daß der französische Minister d'Aguesseau, dem er vor Jahren zu Paris eine Ueberschau seiner elsässischen Studien vorgelegt, es vermittelt habe, daß er unter den Auspizien des Königs an das Werk habe

gehen können. Dasselbe hat dann auch gar manche Stellen, die man eher aus der Feder eines Franzosen als eines Deutschen erwarten würde. Schon die Einteilung der Perioden ist in diesem Sinne charakteristisch, zumal sie auch in andern Geschichtsbüchern des Landes typisch erscheint: Alsatia Celtica, Romana, Francica, Germanica, Gallica. Da wird also die „fränkische Periode" von der „deutschen" unterschieden, natürlich den Franzosen zuliebe, welche die alten Franken als Franzosen auffassen, sie geht bis 870, wo, nach dem Ausspruche eines andern elsässischen Historikers, „Ludwig der Deutsche das Elsaß mit Deutschland vereinigte". Nun sind aber die Elsässer in der Hauptsache eigentlich Alemannen bis auf diesen Tag; diese Alemannen aber treten bei den französierenden Historikern des Landes möglichst in den Hintergrund, während die politische Herrschaft der Franken um so stärker betont wird, obgleich sie alemannischen Stamm, Sitte, und Mundart hier am Oberrheine durchaus nicht aufgesogen hat. Aber aus den Alemannen waren eben schlechterdings keine Franzosen zu machen, aus den Franken ging's eher. Auch die Gleichstellung der keltischen Urzeit mit den spätern wirklich geschichtlichen Perioden mußte die keltisch-romanischen Franzosen heimatlich anmuten. Es leuchtet ferner ein, daß bei den obigen Perioden kein folgerechter Einteilungsgrund festgehalten ist, indem der nationale mit dem politischen vermengt wird. Denn Kelten und Deutsche waren die Elsässer als Volk, in nationalem Betracht; Römer, Franken und Franzosen sind sie dagegen national niemals gewesen, sie standen nur politisch als Kelten und Alemannen unter römischer und fränkischer, zuletzt als Deutsche unter französischer Herrschaft. Aber gerade die Verwechselung von Nation und Staatsvolk wurde seit 1648 so echt elsässisch und ist nachgerade verhängnisvoll geworden für den deutschen Volksgeist des Landes. Darum ist es keine Splitterrichterei, wenn ich jene auch weiterhin landesüblich gewordene Periodengliederung tadle: sie hat einen politischen Hintergrund. Die Franzosen legten sich dann den gelehrten Bau in ihrer Art mit gehörigem Leichtsinne zurecht, und so lese ich in

einem populären französischen Geographiebuch von 1777: „L'Alsace fut autrefois sous la domination des rois de France jusqû'à Othon I. Elle appartenait ensuite à la maison d'Autriche. Enfin elle retourna à la France par le traité de Munster, en 1648." Da haben wir die ganze elsässische Geschichte kurz und bündig: französisch vorn und französisch hinten und in der Mitte eine kleine österreichische Episode.

Auch bei den elsässischen Historikern unsers Jahrhunderts wird uns zweierlei Anstoß nur selten erspart: die Provinz ist den Schriftstellern ein Ersatz für das verlorene Deutschland, und die Vorteile, welche der französische Staat bietet, sind das Schmerzensgeld für die hart geschädigte und gefährdete Nationalität.

So weit von der partikularistischen Abschließung des Elsasses, ihrem Nutzen und Schaden.

Im vollen Gegensatze hierzu erscheint auf den flüchtigen ersten Blick ein andrer Gesichtspunkt, unter welchem man die Provinz im achtzehnten Jahrhundert betrachtet hat. Man nannte sie nämlich damals ein „offenes Land", zum Unterschiede von „geschlossenen Ländern", weil das Elsaß nicht einheitlich und gleichförmig zusammengesetzt, namentlich aber weil es nicht durch Zoll- und andere Sperren so streng von den Nachbarstaaten abgeschlossen war wie das übrige Frankreich. Ich habe diesen Gegenstand schon in anderm Sinne berührt, als ich oben von dem „Straßenlande" sprach und von dem echt elsässischen Gedanken, daß das ganze Gebiet eigentlich an sich eine große offene Heerstraße, ein Transit- und Speditionsland sei; — ein Gedanke, der auch heute wieder aufzutauchen scheint, indem jene Elsässer, welche nachgerade einsehen, daß sie nicht französisch bleiben dürfen und doch auch nicht deutsch werden wollen, das politisch monströse Projekt einer neutralen Miniaturrepublik mit Begierde aufgreifen.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert wird, jenem frühern Charakter des „offenen Landes" entsprechend, ein fortlaufender starker Zug der Ein- und Auswanderung berichtet. In den größern Städten gab es ganze Straßen, wo lauter Fremde wohnten:

Franzosen, Italiener, Schweizer, Schwaben, Preußen. Weniger, aber doch vereinzelt, soll sich dergleichen in den reichen halbstädtischen Dörfern der Ebene gefunden haben, in den Gebirgsdörfern fast gar nicht. „Da wohnen lauter Elsässer", wie mein Gewährsmann, Billing, schreibt. Es war also eine städtische Einwanderung, ein verlangsamter Reisezug, und wohl größtenteils bemittelterer Leute. Auch Strobel bemerkt, daß die vielen Fremden aus höhern Ständen, Russen, Engländer und Deutsche, welche damals neben den vornehmen Franzosen in Straßburg verweilten, zur Verschmelzung der schroff geschiedenen nationalen Elemente (d. h. zur Französierung der alten einheimischen Familien) nicht wenig beigetragen hätten. Der französische Ton kam von außen, und nicht bloß über die Vogesen, denn fast jene ganze gebildete Reisewelt hatte damals den französischen Ton.

Neben andern Annehmlichkeiten des „offenen Landes" lockte ohne Zweifel auch gerade seine Zwischenstellung zwischen zwei großen Nationen die zahlreichen Gäste herbei; man war in Deutschland oder in Frankreich, wie man's nahm, und brauchte nicht einmal vors Thor zu gehen, und hatte obendrein deutsche und französische Schulen nebeneinander und in Straßburg sogar eine protestantisch-deutsche und eine französisch-katholische Universität. Es war wieder etwas Aehnliches wie heutzutage mit der Schweiz, dem internationalen Gasthause. Darum begreifen wir's wohl, daß Goethe, Herder, Jung-Stilling und andre in Straßburg sich zusammenfanden, im „elsässischen Halbfrankreich", wie Goethe sagt. Nach der Revolution wären sie schwerlich mehr dorthin gezogen. Auch Graf Metternich, der nachmalige Fürst und Staatskanzler, studierte vor den neunziger Jahren in Straßburg Völkerrecht und andre nützliche Wissenschaften. Als Deutscher (und obendrein vom linken Rheinufer) hätte er hier wohl ein Herz für das deutsche Elsaß fassen und im Jahre 1815 den Engländern und Russen nicht so geschwind nachgeben sollen, als sie uns Elsaß und Lothringen abstritten. Allein Elsaß war in jener Metternichschen Studienzeit noch das internationale Zwischen-

land gewesen, und in den Tagen des zweiten Pariser Friedens war das „Goethesche „Halbfrankreich" dann leider schon ein Zweidrittelfrankreich geworden, und Metternich am Ende gar nur noch ein Dritteldeutscher. Neben jenen Fremden, die zu längerem und kürzerem Aufenthalte in die Städte einzogen, wanderten und reisten aber auch viele Elsässer fortwährend nach Deutschland. Die Thatsache wird als eine auffallende von den Zeitgenossen hervorgehoben, ja man sieht in diesem Gehen und Kommen der deutschen Aus- und Einwanderung sogar nebenbei einen Grund für das treue Festhalten des elsässischen Volkes an deutscher Art. Viele süddeutsche Familien, welche in zweiter oder dritter Generation aus dem Elsaß stammen und sich heute dessen wieder besonders erinnern, zeugen für jene Auswanderung. In den letzten fünfzig Jahren werden ihrer aber nicht mehr viele herüber- und hinübergezogen sein. Das Elsaß war inzwischen ein geschlossenes Land, der Rhein war viel breiter geworden. Auch der Verfasser gehört einer solchen altstraßburgischen Familie an, die zu Großvaters Zeit zunächst in die Pfalz auswanderte. Mein Großvater war ein so guter Deutscher wie irgend jemand, dazu ein Kosmopolit im Geiste der Revolutionsperiode, und unbeschadet dessen aber stets auch ein treuer Straßburger, der während fünfzig Jahren sein elsässer Deutsch nicht verlernte und bis zu seinem späten Tode seine Zeitrechnung jahraus jahrein nur nach dem elsässischen Kalender machte, nämlich nach dem „Straßburger hinkenden Boten".

So war also das Elsaß des achtzehnten Jahrhunderts: ein „offenes Land", welches sich nach allen Seiten hin austauschte, gebend und empfangend, und (trotz des bereits vollzogenen Frontwechsels der Straßen und Festungen) jedenfalls gegen Deutschland noch offener stand als späterhin. Andrerseits aber auch ein kleinstaatlich individualisiertes Land, dessen Bewohner sich in vielerlei Besonderung abschlossen und zurückzogen. Endlich aber auch eine französische Provinz, die man (trotz jenes Gegenzuges nach außen und innen) immer glatter und fester dem großen

Einheitsstaate einfügte. Diese drei Thatsachen widersprechen und befehden sich, und doch mußten sie sich miteinander vertragen. In einem tieferen Sinne als dem bloß geographischen oder ethnographischen ward dadurch jenes frühere Elsaß ein „Zwischenland". Da zerhieb die Revolution den Knäuel mit einem Streiche: sie zerstörte die alten Besonderheiten, löste Rechte und Unrechte auf, strich sogar das mehr als tausendjährige „Elsaß" von der Landkarte, fügte die Departements des Ober- und Niederrheins als gleiche Brüder zu den übrigen, schloß das offene Land und gab ihm sein Centrum nicht mehr in sich selbst, sondern im Centrum des Staates. Jetzt war das Land kein Zwischenland mehr, es wußte endlich einmal wieder genau, wohin es gehörte. Nun aber klammerten sich die Elsässer so fest an dieses neue Centrum, daß sie vor lauter Festigkeit wieder charakterlos wurden. Bekannt ist, wie man in dieser Provinz und besonders in Straßburg die chronischen Pariser Revolutionen nebst dem entsprechenden Wechsel der Dynastien und Staatsformen allezeit äußerst geschwind und begeistert anerkannt hat. Und doch sind die Elsässer sonst durchaus keine Windfahnen, sie können gut deutsch, treu und trotzig sein; sie fügten sich vor zweihundert Jahren schwer und langsam in den französischen Staat und haben heute, wie es scheint, den besten Willen, sich noch viel widerstrebender in den deutschen Staat zu fügen. So war es auch nur Treue gegen das Pariser Centrum, um derentwillen sie alle Pariser Drehungen so hurtig und widerstandslos mitmachten; sie drehten sich um ihre eigene Achse. Hatte das Zwischenland zur ersten Revolutionszeit doch endlich in diesem Pariser Centrum seinen lang entbehrten, ausschließenden politischen Schwerpunkt wiedergefunden! Darum waren die politischen Sympathien der Provinz bei all den acht französischen Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts doch mehr der Republik und dem Bonapartismus geneigt als dem alten Königshause. Denn Napoleon und die Republik hatten das Volk erst zu ganz festen Franzosen gemacht und die alte Kriegsbühne des Landes, wie man glaubte, bombenfest obendrein. Der deutsche

Elsässer als Staatsbürger ist schlechthin moderner Franzose. In dieser Eigenschaft hat die große Masse des Volkes nebenbei dann auch alle Kenntnis und alles Verständnis des deutschen Staatslebens verloren. Sie konnten dasselbe allerdings weder in den letzten Ueberlieferungen ihres alten provinziellen Partikularismus finden, noch in ihrer modernen französischen Bildung. Das Deutsche zu lernen brauchen sie zunächst nicht durchweg, aber deutsch lernen und Deutsches kennen lernen thut den meisten not — von den Dorfschulen bis zur Hochschule der Wissenschaft wie des Lebens hinauf.

Die Rückkehr des Elsasses zu Deutschland ist aus sehr vielen Gründen gerechtfertigt und wird in sehr vielen Stücken ein Heil für Deutschland wie für das Elsaß sein. Der Stratege, der Volkswirt, der Nationalpolitiker, der Historiker, der Mann des Verstandes wie des Gefühls — ein jeder hat da seinen besondern Ausgangspunkt und doch kommen alle zuletzt überein, daß das Elsaß deutsch werden und bleiben müsse: natürlich hält dann jeder seinen Grund allemal für den gewichtigsten und die Aussicht, welche er in die Zukunft eröffnet, für die großartigste. Ich bescheide mich, zum Schlusse eine kulturgeschichtliche Auffassung anzudeuten, welche sich mit den andern wenigstens gut verträgt; denn sie schließt alle mittelbar in sich.

Der deutsche Norden ist seit der Reformation von Stufe zu Stufe kulturmächtiger und dann auch politisch mächtiger geworden als der deutsche Süden. Selbst im Einflusse der Mundart, Sitte und Stammesmischung ist Norddeutschland immer weiter nach Süden vorgedrungen. Dazu verlor aber Süddeutschland auch bedeutende Landstriche politisch, andere sogar zugleich national an das Ausland, durch Eroberung, wie Elsaß und Lothringen, durch freiwilliges Ausscheiden, wie die deutsche Schweiz, durch unfreiwilliges, wie Deutsch-Oesterreich. Auch die Niederdeutschen haben in diesem Sinne manches verloren, doch ohne Vergleich weniger als die Oberdeutschen; sie gewannen allmählich die starke Grenze, während im Süden die schwache lag, gar oft benagt und durchbrochen. Nun sehe ich ganz ab von unsern deutschen Staaten,

ich fasse nur jenes gesamte Deutschland ins Auge, wie es jetzt der Krieg geeinigt hat und der Friede einigen wird. Süddeutsches und norddeutsches Volkstum, Sitte, Mundart und charakteristische Geisteskultur wird bleiben selbst in einem deutschen Einheitsstaate, und es ist ein Glück, daß das alles bleiben wird; denn in den Wettarbeiten dieser Unterschiede liegt die Unverwüstlichkeit, die ergänzende Verjüngung der deutschen Gesamtkraft verbürgt. Darum ist es denn dem Süddeutschen gar nicht übel zu nehmen, wenn er die vielfach geschwächte Kulturmacht seiner Stämme wieder zu steigern und zu kräftigen wünscht. Und der erste äußere Zuwachs, der ihm seit Jahrhunderten wieder zu gute kommt, ist nun eben dieses Elsaß und Deutsch-Lothringen? Das alte Elaß war kein Nebenland, sondern ein Hauptgebiet oberdeutscher Volkstüchtigkeit, tonangebend, universell schaffend. Mit Deutschland verbunden kann es künftighin der alten Größe wieder nachstreben. So hat der deutsche Süden den nächsten ideellen Gewinn von den Siegen des Jahres 1870, wie auch ihm der strategische Gewinn einer endlich festen Grenze am unmittelbarsten zufällt. Und da ist es dann eine wunderbar glückliche Fügung, daß der Süden diese neue und sichere Basis zu höherem Aufschwunge doch nur gewann unter der Führung und dem entscheidenden Vorkampfe der norddeutschen Großmacht in einem „deutschen Kriege". Indem der Norden dem Süden Raum und Luft schaffte und ihn höher hob, schließt sich der alte Streit, welcher fortan nur noch ein Wettstreit sein soll. Die Südstaaten brauchen kein Land zu gewinnen überm Rheine als Lohn für ihre Kriegshilfe; mag das Elsaß preußisch werden: den ideellen Lohn trägt doch unmittelbar der Süden davon in dem Zuwachs eines alten Hauptlandes oberdeutscher Kultur. Darum soll auch der norddeutsche Fürst, welcher Deutschland erneute, indem er Norddeutschland festigte, Süddeutschland mehrte und solchergestalt Süd und Nord verband, der Kaiser der Deutschen sein, gleichviel, ob er sich dann Kaiser, König oder Herzog nenne.



DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
13Dec'40			

